Fr. Hottenroth

Handbuch der deutschen Tracht

Handbuch

der

Deutschen Tracht.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Zbi. 1937.

ARCHIWUM MIEJSKIE GLIWICE

Mit 1631 ganzen Figuren und 1391 Teilfiguren in 271 schwarzen Textillustrationen, 30 Farbentafeln und einer Titelvignette

Weiss. Nationalbibliothek
O. von
Sygn. 4221

von

Friedrich Hottenroth.

Vrg 12

Niederdeutsche Tracht, XV. Jahrhundert.

STADTARCHIV GLEIWITZ

Stuttgart
Verlag von Gustav Weise.

[1896]

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

ls der Verfasser die vorliegende Arbeit unternahm, war es seine Absicht, in Wort und Bild die mannigfachen Trachten wiederzugeben und gleichsam neu zu beleben, die über den Boden unseres deutschen Vaterlandes dahingewandert sind, seitdem das geschichtliche Frührot ihn beschienen hat. Nicht blos ein lesbares, auch ein brauchbares Buch wollte er liefern, ein Buch, das nicht nur den Gelehrten interessieren, sondern auch dem Manne vom Fach Aufschluss geben könnte, falls er sich entschlösse, die alten Trachten für irgend welche Zwecke nachzubilden.

Die wissenschaftlichen Nachweise durften nicht über ein bestimmtes Mass ausgedehnt und nur so weit berücksichtigt werden, als es nötig schien, um den Zusammenhang zwischen den Kostümen und ihren Quellen nachzuweisen; dies war besonders für die altgermanischen und mittelalterlichen Kostüme nötig. Auch hat der Verfasser es nicht unterlassen, stets auf den Zusammenhang der Trachten mit dem jeweiligen Zeitgeiste hinzudeuten und die organische Einheit zwischen Zeit und Kostüm nachdrücklich zu betonen.

Doch galt es vor allem, das Buch praktischen Zwecken dienstbar zu machen; dies konnte nur durch eine eingehende Beschreibung der Gewänder selbst, sowie durch zahlreiche Abbildungen und namentlich durch leichtaufklärende Schnittmuster erreicht werden. Für die Gewänder der Frühzeit liegen freilich keine Schnittmuster vor; was hier der Verfasser gegeben hat, ist nur als wahrscheinlich aus den vergilbten Bildwerken selbst herauskonstruiert worden; jedenfalls dürfte es

genügen, um die Kopien ihren Vorbildern ähnlich zu machen. In der Zeit vorrückend konnten die vermuteten Schnittmuster immer mehr durch urkundliche ersezt werden.

Der Verfasser liess es sich angelegen sein, das, was seine Vorgänger Verwertbares geleistet haben, zu vereinigen. Er durchwanderte mit ihnen das weite Gebiet der Tracht nicht blos auf der grossen Heerstrasse, auf welcher die herrische Allerweltsdame Zeitmode einhergeschritten ist; er spürte auch in den abgelegenen Winkeln und Hütten nach, wo die bescheidenen Bauern- und Volksmoden ihr engbegrenztes Dasein gefristet haben. Er stieg mit den Altertumsforschern in die Gräber hinab, in denen unsre Vorfahren verschwunden sind, die vor und mit den Römern, sowie zur Zeit der grossen Völkerwanderung gelebt haben, um die dürftigen Reste ans Tageslicht zu holen, die Erde und Rost von den urväterischen Gewändern übrig gelassen haben. Auch die in den Büchereien vergrabenen bildlichen Reste bemühte er sich dem Leser so vor Augen zu stellen, wie er sie aufgefunden hat, und zwar ohne irgendwelche Umarbeitung, überzeugt, dass sie dergestalt durch ihre Zuverlässigkeit doppelt ersezen, was sie etwa an Schönheit vermissen lassen.

Text und Abbildungen hat der Verfasser so bearbeitet, dass eines das andere unterstüzen und ergänzen kann. Alle Abbildungen, auch die farbigen, hat er auf das deutlichste in kräftigen Linien wiedergegeben, um gerade durch ihre Schlichtheit überzeugend zu wirken. Um übersichtlich zu bleiben, schien es ihm gut, den mehr geschichtlichen oder ins Detail der Volkstrachten sich verlaufenden Stoff von dem der allgemeinen Mode durch kleineren Druck zu scheiden oder in Anmerkungen niederzulegen. Den Text im Ganzen hat er klar und einfach gehalten, damit jenen, die in dem Buche Belehrung suchen, der Geist der Geduld nicht so leicht entfliehen möge.

Fr. H.

ERSTES BUCH.

Die urtümliche und die romanisierte Tracht der germanischen Stämme bis zur Gründung des Deutschen Reiches.

Die Tracht der Angelsachsen, Normannen und Skandinavier.

I. Die Germanentracht bis zur Völkerwanderung.

Die Initiale bedeutet Et; sie ist einer angelsächsischen Evangelienhandschrift des 8. Jahrhunderts entnommen, woselbst sie das Kapitel 26 des Matthäus: Et factum est u. s. w. einleitet. In den mönchischen Buchmalereien kommt es häufig vor, dass die beiden ersten Buchstaben eines Kapitels zu einem einzigen Buchstabenbilde zusammengezogen sind. Die früheste Malerei dieser Art hat sich in Irland entwickelt und ist zunächst nach England hinübergewandert, wesshalb wir sie auch angelsächsisch zu nennen pflegen; von dort kam sie mit den irischen Aposteln auf das Festland herüber; hier traf sie ausser der byzantinischen und italischen Kunst bereits eine selbständige germanische an, die merowingische, wenn man dieselbe so bezeichnen will; diese, noch jung und halb barbarisch, nahm unter dem Einflusse der ausgereiften irischen Kunst allgemach einen andern Charakter an; so erwuchs aus der Mischung von altchristlichen und byzantinischen Ueberlieferungen mit germanischen und irischen die karolingische Buchmalerei. Proben dieser Kunst finden sich auf dem vorgesezten Blatte sowie im Abschnitte, der über die fränkische Tracht handelt.

1. Die vorrömische Zeit.

Etwa im 4. Jahrhundert vor Christus scheinen jene Stämme, die wir unter dem Namen »Germanen« zusammenfassen, sich über das mittel-europäische Land ausgebreitet zu haben, wenigstens treten um diese Zeit die ersten germanischen Namen in der Geschichte auf. Ein Kaufmann aus Massilia, Namens Pytheas, der dem Handelswege des Bernsteins nachging, fand an den Küsten der Ostsee einige Stämme im Urzustande vor, die er Guttonen und Teutonen sowie Ostiäer nannte. Die germanischen Scharen breiteten sich über Dänemark und Norddeutschland aus, durchsezten die östlichen Länder bis zur Weichsel und den sarmatischen Bergen, die westlichen bis zum Rhein und bis in die Schluchten der Alpen. Vor den Germanen aber hatten die Kelten diese Gebiete inne; doch ist die Frage noch ungelöst, ob in den Germanen ein neues Volk auftrat oder nur ein neuer Name; man pflegt indes mit dem Namen Kelten alle jene Stämme zu umfassen, die in

dem Zeitraume, bevor der Name Germane aufkam, Europa von der iberischen Halbinsel an bis zu den skytischen Grenzen bewohnten und sich bis zu den Lygiern und Thrakern verzweigten. Noch ältere Spuren aber weisen auf ein Volk von finnischer oder tschudischer Rasse; diese Spuren reichen rückwärts in die Urzeit und vorwärts in die römische Zeit hinein; noch hier begegnet uns dieses Volk in Schweden, Dänemark, auf den nordeuropäischen Küsten und vielfach zerstreut tiefer in den südlichen Landstrichen. Da hausten die Finnen jagend und gejagt, ein Wild unter dem Wilde. Düster und unwirtlich war das Land; von den Höhen des Gebirges an, welches Schweden in der Mitte durchzieht, stiegen die Wälder herab, sich östlich und westlich in sandige Küsten verlaufend und das ganze Tiefland von Germanien überdeckend; sie waren durchsezt von Haiden und Sümpfen und die grösste Zeit im Jahre erfüllt mit finstern Nebeln und durchweht von Stürmen und Regenschauern. Der Römer Tacitus hat uns einen Bericht über dieses finnische Urvolk hinterlassen, wie es noch zu seiner Zeit beschaffen war. »Die Fennen, sagt er[1], sind durch eine ausserordentliche Roheit und entsezliche Armut ausgezeichnet; sie besizen weder Waffen noch Pferde noch (feste) Wohnungen. Ihre Nahrungsmittel bestehen aus Kräutern, ihre Kleider aus Tierfellen; der Erdboden ist ihr Lager. Ihr einziger Verlass beruht auf ihren Pfeilen, die sie wegen Mangel an Eisen mit Knochenspizen versehen. Männer und Weiber leben gleichmässig von der Jagd, denn diese begleiten jene überall hin und verlangen ihren Anteil an der Beute. Selbst für ihre Kinder wissen sie keinen andern Zufluchtsort vor wilden Tieren und Regengüssen, als dass sie dieselben mit einem Flechtwerk aus Zweigen zudecken. Dahin kehren dann auch die Männer zurück; es ist die Zufluchtsstätte der Greise.«

Dieser Schilderung zufolge waren die Finnen noch in römischen Tagen ein Naturvolk, das in einem Zustande lebte, welcher der Kindheit des Menschengeschlechtes entspricht; sie glichen jenen rückständigen Rassen, wie sie heute noch als Zeugen der Vergangenheit in Australien und Afrika leben. In ihrem hindämmernden Alltagsleben mochte wol manche Horde ohne Verkehr mit andern Horden gewesen sein und sich für die einzigen Menschen auf Erden gehalten haben. Als die Finnen nun anders geartete Leute zu Gesicht bekamen, die stärker an Wuchs waren, als sie, und bessere Waffen führten, da mag Schreck und Scheu wol ebenso sehr, als die feindliche Waffe, sie nach und nach aus dem Lande und in die äussersten Höhlen und Schlupfwinkel der skandinavischen Berge zurückgetrieben haben. Nach den frühesten Spuren in den Erdschichten und in den Blättern der Geschichte waren auch die germanischen Stämme damals noch vielfach nur ein Rohstoff von Menschenvolk, der sich zu dem finnischen Urvolke verhalten haben mag, etwa wie bearbeitetes Steinwerkzeug zu naturwüchsigem; es waren nicht mehr ausschliesslich wildverfolgende Jäger, sondern auch

[1] Germania 46.

viehschlachtende Hirten; sie suchten gleichfalls noch unterirdische Höhlen auf, erbauten sich aber auch feste Wohnpläze an geschüzten Orten, häufig in Sümpfen und Seen über eingetriebenen Pfählen. Rind und Schaf, Ziege und Hund besassen sie bereits gezähmt; sie trieben sogar Ackerbau und durchfurchten mühsam mit hölzerner Pflugschare den Grund, um Weizen und Gerste und selbst Hanf zu bauen, aus dessen Fasern sie Gewebe zu fertigen verstanden. Daneben bekleideten sie sich nicht mehr ausschliesslich mit umgehängten Fellen, sondern auch mit genähten Fellgewändern, die sie mit Hornahle und Darmsaite zusammenflickten. Zugleich tätowierten sie sich und dies wol über den ganzen Körper her, das Gesicht eingeschlossen, oder bemalten sich mit Knollen von roter und gelber Farbe, wie wir solche noch jezt in den Grundschichten der Höhlen und Seen finden[1]. Durch diesen Schmuck gab der Germane Kunde von grossen Taten, die er vollführt, von Freunden und Verwandten, die er verloren hatte, oder von dem Stamm und der Familie, wozu er gehörte. Als der Handel den Weg in die Wälder fand und Schmucksachen brachte, die wie Gold blinkten, behing er sich in barbarischer Freude mit diesem Tande, und dies nicht blos um zu glänzen; jeder Schmuck ist zugleich eine Auszeichnung, wenn er nur Einzelnen erreichbar, und ein Zeichen von Reichtum, wenn er auch noch so armselig ist. Die Waffen der Urgermanen waren Pfeil und Bogen, Lanze und Beil, Keule und Schleuderstein, aber alles noch von Holz, Stein und Knochen; selbst die Kinnladen starker Tiere dienten als Waffe und die Endsprossen der Hirschgeweihe. Was an Kupfer und Eisen sich fand, war für den Germanen noch unbrauchbar, weil er das Metall nicht zu schmieden verstand; die ersten Metallwaffen erhielt er gleichfalls von fremden Händlern. Seine Pfeile bestrich er mit Gift; seine Wunden liess er sich durch Zauberer ausheilen und aus dem Schädel erschlagener Feinde nahm er seinen Trunk[2]. Das Weib kaufte oder raubte er sich und die zum Kampfe kraftlos gewordenen Greise schlug er tot.

Mit der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft ist es, wie mit dem Verlaufe eines Tages oder eines Jahres; vom Morgen bis zum Abend, von der Wiege bis zum Grabe findet eine fortwährende Folge von so leisen Uebergängen statt, dass wir ihr Fortschreiten kaum gewahren. Unmöglich ist es deshalb, die Entwickelung solcher Völker zu verfolgen, die bereits von der Oberfläche der Erde verschwunden waren, ehe die Geschichte auf sie aufmerksam wurde. Und somit bleibt es ein hoffnungsloses Beginnen, das Gewirr von germanischen Stämmen, von welchen uns die Geschichte oft weiter nichts überliefert hat, als die Namen, nach ihrem Kulturstande zu gliedern, ja selbst nur von dem Entwickelungsgange der Germanen im Grossen und Ganzen ein volles

[1] Der Brauch des Tätowierens und Bemalens reicht bis tief in die geschichtliche Zeit herein. Die Pikten in England sollen ihren Namen davon erhalten haben; selbst noch die irischen Priester, die in Deutschland das Evangelium predigten, verstärkten ihre Augenbrauen mit Farbe. Die Angelsachsen bemalten sich noch zur Zeit, als die Normannen in ihr Land einbrachen.

[2] Noch von dem Langobardenkönig Alboin wird berichtet, dass er bei einem Siegesmahle zu Verona in trunkenem Uebermute seine Gattin Rosamunde aufgefordert habe, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. In der Edda wird des Menschenschädels als Trinkgefäss mehrfach erwähnt.

Bild zu entwerfen, das keine stumpfen Stellen hat. Die Entwilderung der einzelnen Stämme musste naturgemäss nach deren Wohnort eine ungleiche sein; jene Stämme, die an verkehrsreichen Wasserstrassen, wie am Rhein oder an der Donau, angesiedelt waren, hatten ihre Urtümlichkeit schon längst abgeschliffen, als die Stämme im Binnenlande noch von den römischen Heeren in urwüchsiger Roheit angetroffen wurden. Vielfach wechselnd waren damals die Kulturbilder von den südlichen Strömen an bis zur Weichsel. Im Süden hatte man sich bereits in Dörfern angesiedelt und jedes Blockhaus samt Hof und Garten mit einem Hag umgeben. Weiter ins Land hinein wohnte der freie Mann auf Einzelhöfen; da sass er oft ganze Tage in träger Ruhe am Herd oder lag auf der Bärenhaut, während Weiber, Knechte und Greise das Feld bestellten; und in den nordöstlichen Landstrichen verkrochen sich die Menschen in Erdhöhlen, die sie im Winter mit Mist bedeckten. Nur das blaue Auge, das rötlichblonde Haar und der hohe Wuchs kennzeichnete sie alle als ein einziges Volk. Noch weniger möglich ist es, zu sagen, wie die einzelnen Stämme sich in ihrer Kleidung von einander unterschieden haben; schriftliche Zeugnisse über die Germanentracht aus vorrömischer Zeit fehlen gänzlich; was sich aus dieser Epoche erhalten hat, sind Reste von Geweben sowie Schmucksachen und Waffen. So zahlreich die Funde an Gespinnsten und Fellen auch sind, so geben sie uns doch selten Aufschluss über den Schnitt der Kleidung; und die sonstigen Ueberbleibsel von Stein und Bronze, in welchem Landstriche sie immer aufgefunden worden sind, sehen sich völlig einander gleich. Die frühesten Nachrichten über die germanische Tracht stammen aus römischer Zeit; damals aber hatten die südlichen Germanen schon eine hohe Kultur erreicht und gehörten sich zum grossen Teile nicht mehr selbst an. Nur die Stämme, die im Innern des Landes ein weltverlorenes Dasein führten, mochten sich annähernd noch so kleiden, wie es vor Jahrhunderten üblich gewesen war.

In der Frühzeit wurde die Kleidung vorzugsweis aus Fellen hergestellt. Man zog seinem urälteren Bruder, dem Tiere, den Rock aus, um ihn selber anzuziehen, und behalf sich mit Fellen, bis man Gewebe aus Wolle und Fasern herstellen lernte. Noch auf bronzenen in einem Steinhaufen auf Oeland gefundenen Gürtelplatten und ganz ebenso auf einer Schwertscheide von getriebener Bronze (18.3), die der alamannische Boden herausgegeben, auf allen diesen Stücken, die etwa dem 8. Jahrhundert angehören, sehen wir einen Mann im Wolfsfelle dargestellt, den Rachen des Wolfes über den Kopf gezogen, das übrige Fell samt dem Schwanz über den Rücken gehängt. Ebenso machte man es mit dem Felle von Büffeln, Hirschen und Bären, am Büffelfelle noch den Hörnerschmuck belassend; doch mögen dergleichen Wildfelle mit Köpfen nur als Kriegsgewand gedient haben, wie denn in jener Figur mit dem Wolfsfelle offenbar der Kriegsgott Tyr dargestellt ist, den die Mythe den Fenrirwolf bändigen lässt. Tacitus berichtet uns über die Kleidung der Germanen folgendes[1]: »Die dem Rheinufer zunächst wohnenden

[1] Germania 17.

Germanen tragen die Felle von wilden Tieren in einfacherer Gestalt, die aber, die weiter landeinwärts leben, bearbeiten sie vorher sorgfältiger und besezen sie stellenweis mit Streifen von buntgefleckten Tierfellen, die ihnen aus dem entlegenen Oceane zugeführt werden.« Auf einem römischen Triumphalrelief im Vatikanischen Museum findet sich ein gefangener Germane dargestellt (1. 1), der mit einem Ueberhang aus Fell bekleidet ist. Der Ueberhang besteht dem Anscheine nach aus zwei im Rechtecke zugeschnittenen Decken, die über die Achseln her bis auf das Kopfloch zusammengeheftet sind, und den Mann vorn und hinten herab bis in die halben Waden bedecken. Beide Decken haben eine überschüssige Breite, so dass im Notfalle auch die

Fig. 1.

1 2 3 4

1. Gefangener Germane mit Eberstandarte und Lanzen (römisches Triumphalrelief im Vatikanischen Museum). 2. Sogenannte Statue der Thusnelda (in Florenz). 3. Germanischer Schleuderer. 4. 5. Germaninnen (3—5 von der Antoninssäule zu Rom).

Arme damit bedeckt werden konnten; auf unsrem Bilde sind die Decken, wie aus den kräftig geschnittenen Falten ersichtlich, auf Achselbreite zusammengeschoben, und mit der Haarseite nach Aussen gewendet. Die nächste Umwandlung derartiger Felldecken zum Rocke wird wol darin bestanden haben, dass man sie an den Seiten herab bis auf eine Oeffnung oben für jeden Arm zusammennähte und um die Hüften gürtete. Bei richtiger Breite der Decken konnte solch ein Rock ziemlich auf den Körper passend hergestellt werden; er bedurfte, um über den Kopf herab angezogen werden zu können, nur eines Brustschlizes, der sich mit einer Haftel verschliessen liess. Ferner berichtet Tacitus, indem er von jener Kleidung spricht, welche die reichen Leute von den armen unterschied: »Sie ist nicht wie bei den Sarmaten und Partern weit und faltenreich, sondern ein Rock, welcher enganschliessend gleichsam die einzelnen Glieder abformt.« Solche Röcke von knappem Anschlusse

waren sicherlich nicht zugeschnitten; dazu gehörte eine schneidermässige Kunst, die noch länger als tausend Jahre auf sich warten liess, und die noch im 11. Jahrhundert einen Thietmar von Merseburg in Erstaunen sezte als eine »neue und unerhörte Mode«. Norddeutsche Gewandfunde, die durch ihre Beigaben als der »Bronzezeit« angehörig beglaubigt werden[1], liefern den Beweis, dass man damals schon in Germanien Kleider ohne Naht herzustellen verstand, jedoch nicht aus Fell oder gewebtem Stoffe, sondern aus gewalktem Zeuge; nur dieser Stoff wird einen Rock von so passendem Size, wie ihn Tacitus beschreibt, möglich gemacht haben. Fast überall wurden in jener Zeit Schaf- und Rinderherden gezüchtet und die Wolle und sonstigen Tierhaare zu verschiedenen Zeugen verfilzt, versponnen und verwebt. Von Pflanzenstoffen verwendete man zunächst Bast und Binsen, sodann Fasern von Hanf und Flachs. Der Hanf war die ältere Spinnpflanze, doch fanden schon die Römer den Flachs in Deutschland vor. Auf einem der genannten Bronzeplättchen[2] ist ein Mann dargestellt, dessen kurzärmeliger Rock offenbar aus Baststreifen geflochten; es ist einfaches Mattengeflecht, wie wir es noch heutzutage herstellen. Weiter berichtet Tacitus: »Ihnen allen dient das Sagum zur Bedeckung, das sie mit einer Spange oder, besizen sie solche nicht, mit einem Dorne zusammenhalten.« Das Sagum war ein rechteckiges Gewandstück, das von der linken Achsel her über den Körper gehängt und auf der rechten Achsel verhaftelt wurde (1. 3); so blieb der rechte Arm unbehindert.

Hält man sich streng an den römischen Bericht und an jenes Triumphalrelief, so muss man annehmen, dass es weder Hosen noch Müze und Fusszeug gegeben habe. Doch wird man kaum fehlgreifen, wenn man trozdem dergleichen Hüllen bei einzelnen Stämmen voraussezt. Sichere Zeugnisse sprechen dafür, dass die Germanen in ihrer Gesamtheit sich verhältnismässig spät dazu bequemt haben, Hosen zu tragen. Noch Sidonius Apollinaris, der im 5. Jahrhundert lebte und vielfach von der Kleidung der Germanen spricht, die zu seiner Zeit üblich war, erwähnt der Hosen nicht, und noch im folgenden Jahrhundert kamen die Langobarden ohne Hosen nach Italien. Ein Relief vom Sarkophage eines römischen Feldherrn, der sich im kapitolinischen Museum befindet, führt uns einen germanischen Krieger vor, der nur mit einem Rocke bekleidet ist (10. 2); ein zweites Sarkophagrelief aus dem 3. Jahrhundert aber kriegsgefangene Germanen mit Hosen ohne sonstige Bekleidung; ähnlich behost findet sich ein Sueve auf dem Grabsteine eines römischen Reiters von der Claudianischen Ala im Museum zu Mainz verbildlicht (11. 6). Und jene Völker, die Marc Aurel bekriegte (1. 3. 10. 5—10), tragen auf der sogenannten Antoninssäule nebst Rock und Mantel weite, faltige Beinkleider, die wie von Leinwand aussehen und über den Schuhen unterschnürt sind. Der Widerspruch zwischen den bildlichen und schriftlichen Ueberlieferungen lässt sich vielleicht auf folgende Weise lösen: Die auf der Antonins-

[1] Siehe darüber Seite 12, Fig. 3. [2] Nachzusehen unter „Skandinavier".

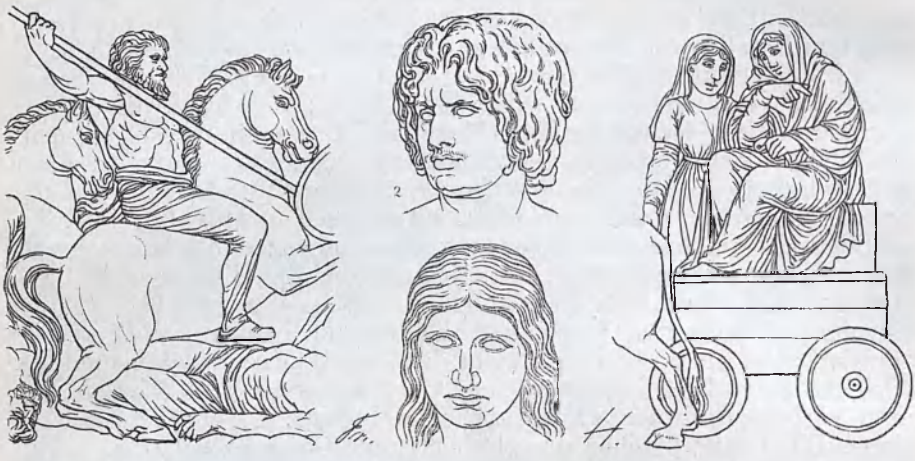
säule dargestellten Völker sind Quaden und Markomannen; sie gehörten also dem Osten Germaniens an und waren die Grenznachbarn der behosten Dacier und Sarmaten, von denen sie vermutlich die Hosen angenommen hatten. Die Völker im Westen von Germanien aber, die Sueven, Alamannen, Chatten und Franken, trugen in der ersten römischen Zeit die Hosen noch nicht, nahmen sie aber allgemach an, wie es ihnen der Verkehr mit Galliern und Römern passend machte. Dass sie zuvor völlig ohne Schenkelschuz gewesen, ist jedoch kaum zu glauben; sicherlich wird es unter einzelnen Stämmen Brauch gewesen sein, die Unterschenkel mit Streifen von Zeug oder Fell zu umwinden und gelegentlich solche Wickelbinden zu verzieren, sei es durch eingelegten Metalldraht oder aufgesezte Metallbleche und Knöpfchen.

Die Kleidung der germanischen Weiber, berichtet Tacitus, »unterscheidet sich in nichts von jener der Männer; nur legen die Weiber häufiger linnene Gewänder an, die sie mit Purpurstreifen verbrämen; den oberen Teil des Gewandes verlängern sie nicht zu Aermeln; Arme und Schultern, sowie die den Armen zunächst liegenden Teile der Brust bleiben unbedeckt.« Wol nur im Grossen und Ganzen wird das weibliche Kleid dem männlichen geglichen haben; es ist anzunehmen, dass es eine grössere Länge, etwa bis auf die Füsse herab, und auch eine grössere Weite besessen habe, so dass es nicht die einzelnen Körperteile abformte. Besonders das Kopfloch musste hier grösser gewesen sein, als dort. Den Bericht des Tacitus unterstüzen mancherlei bildliche Zeugnisse, darunter jene prächtige Statue zu Florenz, die man als ein Bild der Thusnelda betrachtet (1. 2), noch mehr aber einige Elfenbeindiptychen im Halberstädter Domschaze (16. 1. 4), die, obgleich sie dem 4. oder 5. Jahrhundert angehören, den weiblichen Rock noch völlig so zeigen, wie ihn Tacitus schildert, nur ist der Rock hier gegürtet. Die beschriebene Form ist überhaupt die älteste Form des Weiberrockes; so beschaffen waren die frühesten Weiberhemden unter den Hellenen; diese standen gleichfalls zu beiden Seiten von den Hüften an bis über die Achseln offen; über die Schultern her aber waren sie geschlossen; ja in solchen Röcken gehen noch heutzutage die Beduinenweiber einher. Das Verbrämen mit Purpurstreifen hatten die Germaninnen sicherlich den Römerinnen abgesehen, denn Purpur war ein fremder Stoff. Als Farbe der Kleider ist vorwiegend das natürliche Weiss der gebleichten Leinwand anzunehmen; so dachte man sich die guten und segenspendenden Gottheiten licht und weiss, dunkel und schwarz aber die bösen; daher war Schwarz schon bei den Teutonen die Farbe der Trauer. Wahrscheinlich haben die Frauen nach Bedarf auch den Mantel getragen; doch lässt sich darüber nichts für diese Zeit nachweisen; in späteren Tagen, da wir dem Frauenmantel zuerst begegnen, wurde er nicht auf der rechten Schulter geheftet, sondern vom Rücken her über beide Schultern und den Kopf gelegt (2. 4) und wol auch unter dem Kinne geschlossen. An dem Bilde der Thusnelda bemerken wir Schuhe; sie sind mit dicker Sohle unterlegt, die etwas grösser ist, als der Fuss. Das Fusszeug hat die Form eines Bund-

schuhes; dieser bestand aus einem einzigen Stücke Leders, das rings um die Sohle her in Laschen zerschlizt, mit diesen über den Spann geschlagen und hier mit einem Riemen verknüpft wurde, der durch die Schlize in den Laschen lief. (3. 3. 19. 1.)

Auf die Pflege des Haares verwendeten die Germanen eine grössere Sorgfalt, als das Leben in den Urwäldern erwarten lässt; dies geschah wol desshalb, weil der Verlust des Haares, die Glaze, als schimpflich galt[1]. Dem Sklaven schor man das Haar kurz, ebenso

Fig. 2.



1 3 4

1. Germanischer Reiter. 2. Sogenannte Büste des Arminius (im Kapitolinischen Museum zu Rom). 3. Büste einer Germanin (in der Eremitage zu Petersburg). 4. Ostgermanische Frauen (1 u. 4 von der Antoninssäule).

jedem, der in Gefangenschaft gefallen oder in der Leidenschaft des Spieles seine Freiheit eingebüsst[2]. Die Sueven kämmten ihr Haar rings um den Kopf nach dem Scheitel hinauf, banden es oben in einen Knoten und liessen den Busch in den Nacken fallen; Fürsten schmückten ihn mit Zierraten[3]. Mit solch hochgeknüpftem Haarschopfe finden wir einen Sueven auf dem erwähnten Grabsteine im Mainzer Museum dargestellt (11. 6). Die Sueven glaubten damit den Feinden Schrecken einzuflössen und suchten den Busch selbst noch im Alter zu behaupten, nachdem das Haar grau und dünn geworden. Die Chatten liessen Haar und Bart lang wachsen, bis sie einen Feind erlegt hatten. Langes Haar scheint indess von Anfang an nur bei Einzelnen aus persönlicher Kühnheit Brauch gewesen und erst mit der Zeit allgemein geworden zu sein (vgl. 2. 2), dergestalt, dass es in der Folge durchweg als Zeichen eines freien Mannes betrachtet wurde[4]. Nach einer Marmorbüste in der Eremitage zu Petersburg (2. 3) trug die Germanin ihr Haar mitten über der Stirne geteilt, doch ohne sichtbaren Scheitel. Auch scheint sie es mit Hilfe von Salben über der Stirne zu Hörnern aufgebaut zu

[1] Tacitus, Germ. 19. [2] Claudian, Eutrop. 1. [3] Tacitus, Germ. 38. [4] Ebendort 31.

haben, da der Dichter Juvenal über solche Frisur seinen Spott ausliess. Eine ähnliche Frisur findet sich noch auf dem genannten Elfenbeindiptychon zu Halberstadt[1] (16. 1). Das Haar war von Natur aus blond; ob rotblond, goldblond oder flachsblond, ist schwer zu sagen; vermutlich gab es alle diese Abschattungen nebeneinander. Hochblondes Haar war der Stolz der Germanin; sie verstand sich darauf, gleich ihrer gallischen Schwester, der Naturfarbe mit einer besonderen Salbe nachzuhelfen. Dies Mittel war eine leichtschäumende Seife, auch »batavischer Schaum« genannt, die aus Ziegenfett und Buchenasche bereitet wurde. Ein andres Mittel bestand aus einer Lauge von Kalk sowie von Buttersäure, welche sich die Germanin in das Haar goss, um es gelb zu färben. Wie die Grabfunde beweisen, fehlte es nicht an vielfachen Instrumenten zur Pflege des Haares: an Zängelchen, Nadeln und Scheren. Die Eitelkeit war sicherlich eine der ersten Mächte, die ihren civilisatorischen Beruf in den germanischen Wäldern begann.

Was hier nach schriftlichen und künstlerischen Ueberlieferungen als Germanentracht gegeben ist, gilt vorwiegend für das südliche Germanien, das den Römern bekannter blieb, als das nördliche. Dass man in diesen Landstrichen sich damals wesentlich anders kleidete, ist durch einige noch vollständig bekleidete Leichen der Bronzeepoche, die wir in Friesland und auf der cimbrischen Halbinsel entdeckt haben, ausser Zweifel gesezt worden. Gewänder haben nach Boden und Klima stets ihre ganz bestimmte Form; darum wird es auf dem Wege der Vermutung niemals möglich sein, sie genau so zu gestalten, wie sie in Wirklichkeit waren. Ein paar unscheinbare Gewandreste aus Gräbern und Mooren nüzen uns ungleich mehr, als die scharfsinnigsten Vermutungen; auch widersprechen sie gewöhnlich dem Bilde, das wir uns aus Büchern oder verwitterten Figuren mühsam zusammengeschneidert haben; sie muten uns auf den ersten Blick gar seltsam an, obgleich wir doch sofort das Naturgemässe darin erkennen. Der moderige Atem der Vorzeit scheint uns gleichsam daraus anzuwehen; wir sehen die Menschen, mit solchen Kleidern angetan, umherwandern in der flachen Landschaft, an den stillen Wasserläufen, unter den vielschossigen Erlen, in denen die Moornebel hängen.

Aus einem Torfgrunde in der ostfriesischen Gemeinde Etzel wurde eine männliche Leiche gehoben, die nach ihren Beigaben der vorrömischen Zeit angehört; sie war gekleidet in einen groben, gewalkten, nicht gewebten, Rock ohne Naht und Knöpfe und nur mit Oeffnungen für Hals und Arme, in lange Hosen von gleichem Stoffe mit einem Zugriemen, der sie um die Hüften schloss, und in ledernes Schuhzeug. Die Schuhe hatten auf dem Spann einen Ausschnitt; die eine Langkante der Oeffnung war in einige Laschen mit Schlizlöchern zerteilt, die andre mit Reihen von hübschen Stern- und sonstigen Mustern

[1] Die Hornfrisur muss sehr verbreitet gewesen sein; wir begegnen ihr als kriegerischer Frisur auf einem Elfenbeindeckel des Antiphonariums St. Gregors in der Bibliothek von St. Gallen; diese Schnizerei gehört in das 8. Jahrhundert; die Kämpfenden haben den Umwurf nach römischer Weise angelegt, die Schilde aber sind nicht römisch.

durchbrochen und mit Riemen besezt, die durch die gegenübersizenden Laschen gezogen und über dem Spanne mit vielfachen Verschlingungen zusammengeknüpft waren. Schuhe ähnlicher Art wurden wiederholt in Torfmooren aufgefunden (3. 3). Das bedeutsamste unter

Fig. 3.

1. Hosen mit angenähten Strümpfen (gef. im Thorsbjerger Moore). 2. 5—7 Schurzrock, Müzen und Mantel (gef. in einem Baumsarge bei Vamdrup auf Jütland). 3. Bundschuh (Moorfund). 4. 8—16 Haube, Jacke, Rock samt Gürtel und Schmuckstücken (gef. in einem Grabe bei Aarhus). 8. 12. Geknüpftes und gehäkeltes Haarnez. 9. 13. 15. 16. Schmuckplatten. 11. Halsring. 14. Armring (sämtliche Schmuckstücke von Erz).

den uralten Gewandstücken sind die Hosen, und zwar, weil ihrer in keiner römischen Ueberlieferung gedacht wird, so viele römische Feldzüge auch durch Nordgermanien gingen. Ob die Hosen durch fremdes, vielleicht gallisches Beispiel ins Land kamen, ist schwer zu sagen; dass sie aber nicht durchweg Brauch waren, lehrt der Fund eines andern Grabes[1].

[1] Die im Thorsbjerger Moore aufgefundenen Hosen (3. 1) können nur vergleichsweis in Betracht kommen, da sie nach den Beigaben an gleicher Stelle der römischen Zeit zugewiesen werden müssen.

Ein vorrömischer Baumsarg, der einem Grabe bei Vamdrup auf Jütland enthoben wurde, enthielt die Leiche eines Mannes, die ebenfalls bekleidet war. Ein Schurz von grober Wolle (3. 2) lag unter den Achseln her am Körper und zwar vom Rücken her umgenommen, vorn übereinander geschlagen und, wie es scheint, über die Schultern her nach Art unsrer Kinder- oder Hausfrauenschürzen mit Tragebändern festgehalten, von denen nur noch ein kurzer Ansaz vorhanden ist. Ueber den Hüften sass, den Schurz umgürtend, ein langer Riemen, der mit seiner Mitte vorn aufgelegt, dann nach hinten genommen, hier gekreuzt und schliesslich auf der Vorderseite verknotet war, so dass seine beiden Endstücke hier herabfielen. Ueber dem Schurze war das Skelett bekleidet mit einem Rückenmantel von grober Wolle (3. 7), dessen Fäden mit kurz vorstehenden Enden auf der Innenseite des Mantels eine Art von Plüsch bilden. Der Mantel ist halbrund, über drei Ellen weit, eine Elle lang, und hat am Halsrande einen Ausschnitt. Noch lagen da zwei lange wollene Binden, die vielleicht zur Umwickelung der Beine bestimmt waren, nebst zwei schmalen Wollstreifen, mit denen man wol die breiteren festzuschnüren pflegte. Die Binden dienten sonach als Ersaz für die Hosen. Reste von Leder scheinen ursprünglich als Fussbekleidung gedient zu haben. Den Schädel bedeckte eine halbkugelige dicke Müze (3. 5). Zur Seite des Gerippes stand eine Schachtel aus Baumrinde, in dieser eine Schachtel ohne Deckel, welche eine zweite etwa sieben Zoll hohe Müze mit flachem Boden (3. 6), einen kleinen Kamm und ein kleines Rasiermesser von Bronze enthielt. Schliesslich fand sich ein bronzenes Schwert mit massivem Griff in einer hölzernen, mit haarigem Felle gefütterten Scheide. Auf dem genannten Sarkophage mit der Darstellung der Cimbernschlacht findet sich ein Germanenkrieger (10. 2) in einem Gewande abgebildet, das augenfällig dem Schurzkleide dieser Leiche gleicht, sobald man die römische Kunstweise in Abzug bringt, die stets fremde Gewänder zu römischen zu machen suchte; sogar die doppelte Gürtung ist hier zu bemerken.

Auch über die Tracht der nordgermanischen Weiber sind wir durch einen Grabfund aufgeklärt worden. Tacitus berichtet, dass die Tracht der Frauen der männlichen gleich gewesen sei; hier aber zeigt sich die weibliche Tracht von der männlichen völlig verschieden; gleichwol spricht für die Richtigkeit der römischen Ueberlieferung, dass noch in geschichtlicher Zeit die weiblichen Kleider mit denselben Namen bezeichnet wurden, wie die männlichen[1]. Aus einem Grab in der Nähe von Aarhus wurde eine weibliche Leiche gefördert, die noch völlig bekleidet war und durch ihre Schmucksachen aus Bronze die Epoche markierte, der sie angehörte. Die Kleider bestanden in einem faltigen, bis auf die Füsse gehenden Rocke (3. 4), einem Gürtel, der den Rock in Hüfthöhe zweimal umschlang und mit seinen befransten Endstücken vorn noch ziemlich tief herabfiel, in einer bis zum Gürtel

---

[1]) Näheres darüber im Abschnitt über die Skandinavier.

reichenden, teilweise genähten Jacke, die eingesezte Halbärmel und einen Brustschliz hat, in einem sauber gehäkelten Haarneze (3. 12) und einem zweiten weitermaschigen geknüpften Neze (3. 8), das darüber lag. Ausserdem fand man an der Leiche einen flachen, einfach verzierten Armring (3. 14), einen seilförmig gewundenen Halsring (3. 11), eine Gewandhaftel und einige Schmuckplatten in Rundscheibenform mit zierlichen, im Kreise geordneten Strich- und Spiralmustern (3. 9. 10. 13. 15. 16), einen kleinen Dolch, alles von Bronze, schliesslich einen Kamm von Horn und eine Urne von Thon.

Die Geschichtschreiber berichten uns nichts über germanischen Schmuck; nur Tacitus erzählt von den Chatten, dass die Tapfersten unter ihnen einen eisernen Ring anlegten, aber nicht als Schmuck, sondern als Sinnbild einer Fessel, als Schandzeichen, und dass sie den Ring so lange trugen, bis sie einen Feind vernichtet hatten, durch dessen Tod sie sich von der Schande erlöst glaubten. Demnach könnte es scheinen, als ob die Germanen sich nicht so sehr der Lust am Schmucke überlassen hätten, wie dies sonst Naturvölkern eigen ist; dem widerspricht aber die grosse Fülle von Schmucksachen, die wir in ihrem heimischen Boden gefunden haben, eine Fülle, die kaum übersehbar ist, und die uns bis heute noch nicht gelingen liess, die Funde zu ordnen, nach ihrer Herkunft zu sondern und das heimische Erzeugnis von dem fremden auszuscheiden, das durch den Handel in das Land gebracht wurde. Nur das können wir mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, dass in der frühesten germanischen Morgenzeit Schmucksachen von Stein, Knochen, Holz und Bernstein, dann von Kupfer, Gold und Bronze, und schliesslich von Eisen und Silber, zuweilen auch von farbigem Glase getragen wurden. Während die Bewohner abgelegener Erdwinkel noch in uralter Weise farbige Steine und Tierzähne oder Bernstein auf Schnüre reihten und so als Geschmeide anlegten, konnten andre, die an den verkehrsreichen Flüssen lebten, sich bereits mit Schmucksachen von goldglänzender Bronze und selbst von gediegenem Golde, von Silber und Eisen mit farbigem Schmelz und aus buntem Glase herauspuzen.

Schwer zu bestimmen aber ist, wie weit die Germanen dieser Zeit fähig waren, die Metalle selbst zu verarbeiten. Kupfer fand sich mehrfach in Deutschland, ebenso Eisen, dieses besonders als Sumpfeisen, Gold als Waschgold im Rheine; auch Silber fehlte nicht. Wenn wir die metallenen Funde betrachten, die in Erzguss wie in getriebener Arbeit, so fällt uns in die Augen, dass ein grosser Teil dieser Sachen von überraschender Gleichartigkeit mit sonstigen Funden ist, die auch anderwärts in europäischen Ländern gemacht wurden, und dass diese Funde ihrer Form nach alle Stile der Kunst durchlaufen, von dem ältesten an, der an den Küsten des Mittelmeeres heimisch war, den hellenischen und etruskischen hindurch bis zum römischen, um mit dem römisch-byzantinischen zu endigen. Diese Stilformen sind aussergermanisch und die Behandlung der Metalle zeugt von grosser Meisterschaft. Solcher Masse gegenüber steht eine kleinere Menge von Fundstücken, die eine andre Kunst verrät, eine Kunst, die mehr wie Versuche von Menschen aussieht, die noch auf der Grenze zwischen Barbarei und Gesittung umherschweifen; das Ornament ist ein Gemisch aus Wildheit und Naivität. Wenn irgendwelche Funde germanisch sind, so sind es diese; die Gräber, denen sie enthoben wurden, gehören aber einer Zeit an, da die Germanen bereits mit den Römern im Verkehre lebten, etwa der Epoche der Völkerwanderung. Dies alles erwogen gelangen wir zur Ueberzeugung, dass die früheren Germanen, die

wir die Germanen des Tacitus nennen wollen, sich mit Metallgeschmeide von fremdem Ursprunge behingen, jene Germanen aber, die unsre heutigen Staaten begründet haben, Schmuckstücke von eigener Arbeit trugen, wenn auch untermischt mit fremden. Und wie mit dem Schmucke, so wird es sich auch mit den Waffen verhalten haben.

Wenn wir die Fundorte auf der Karte mit den Augen verfolgen, so erkennen wir, dass sie zumeist entlang den grossen Flüssen liegen, sich in das Binnenland hinein aber mehr und mehr vereinzeln. Wir erkennen hieran, dass der Rhein, die Rhone und die Donau die Strassen waren, auf welchen die Funde ins Land gebracht wurden. Diese Strassen weisen teils ostwärts in die phönikisch-hellenische Welt, teils südwärts in die italische und nach dem hellenischen Massilia. Für das eigentliche Germanien scheint die italische Richtung die verkehrsreichste gewesen zu sein; die Strasse über den grossen St. Bernhard und der Splügenpass mit seinen südlichen Zugängen verknüpfen den Oberlauf des Rheines und die Strassen durch das Etschtal über den Brenner und durch das Inntal die Donau mit Oberitalien. Diesen Strassen folgend stossen wir jenseits der Alpen auf die Etrusker. Uebereinstimmend mit diesen Strassenzügen weisen auch die Spuren der Geschichte und die künstlerischen Merkmale an einem grossen Teile der Funde auf dieses Volk. Folgen wir zuerst den geschichtlichen Spuren: Aristoteles berichtet von einer Strasse über die taurisch-ligurischen Alpen, auf der die Hellenen und Italiker mit den Völkern des Nordens und Westens verkehrten. Polybius giebt uns Kunde von vier Strassen, die den Verkehr der Etrusker mit den Kelten vermittelten. In der römischen Geschichte begegnet uns M. Aurelius Scaurus, der im Jahre 150 vor Christus mit den Tauriskern in den östlichen Alpen einen Handelsvertrag abschloss, und Servius Galba, den Cäsar im Jahre 56 vor Christus die Helvetier züchtigen liess, weil sie den Handel über die Alpenstrassen mit Zöllen und Ueberfällen belästigten. Auch über die Ware, welche die Etrusker in die Länder nördlich der Alpen brachten, giebt uns Plinius einigen Aufschluss. »Ueber alle Länder, sagt er, sind tuskische Bildwerke zerstreut, die zweifellos in Etrurien angefertigt wurden.«[1])

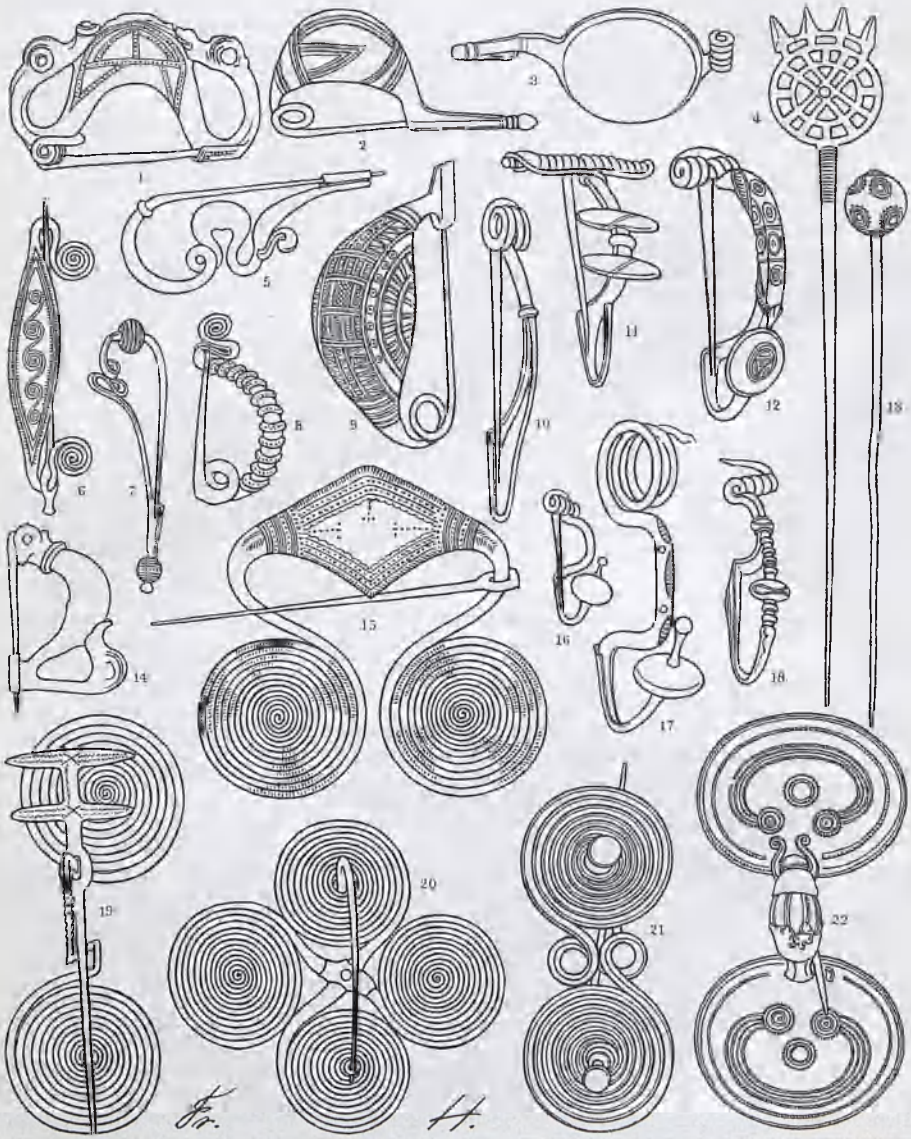
Dieser Berichte ungeachtet ist nicht anzunehmen, dass alle Bronzen, die in den nordischen Landen gefunden wurden, etruskischen Ursprunges seien; auch Phöniker, Tyrrhener und Hellenen haben sich an dieser Einfuhr beteiligt; ihre Metallfabrikation wie ihr weitausgebreiteter Handel werden sowol durch die Geschichte wie durch den Stil vieler Funde selbst verbürgt. Indess, was von den Bronzen den Phönikern angehören mag, ist schwer zu bestimmen; ihre Kunst ist uns, wie ihr ganzes Wesen, bis heute fremd geblieben; wir kennen keinen phönikischen Stil; was als solcher gilt, sind assyrische und ägyptische Motive, die unvermittelt nebeneinander stehen, oft auf dem gleichen Felde. Die Zahl von Funden mit solchem Schmuck ist gering. Leichter fällt uns, den Hellenen ihr Eigentum zurückzugeben, denn ihr Stil ist uns geläufig. Ueberdies klärt uns die Geschichte über alle Gegenstände auf, welche die Hellenen lieferten; jede Gegend in Hellas erzeugte einen besonderen Gegenstand für den Massenhandel: Attika Töpfe, Athen Harnische und Schwerter, Argos Kessel und Schilde, Böotien Helme, Aetolien Wurfspeere, Aegina Leuchter und ähnliche Metallsachen, Korinth Geräte und Gefässe aus einer Metallmischung, die man nach ihr »korinthisches Erz« nannte. Aehnlich verfuhren die hellenischen Kolonisten in Unteritalien und am Schwarzen Meere. Mehr als Phöniker und Hellenen waren indes die Etrusker durch ihren Wohnsiz und ihren ausgedehnten Handel zu Wasser und zu Land in der Lage, den Verkehr aller Kulturvölker des Mittelmeeres zu vermitteln und sowol eigene als fremde Ware nach Germanien zu bringen.

Es bleibt uns nun noch übrig, die Merkmale, welche für die Etrusker sprechen, an den Bronzen selbst zu prüfen; nicht überall finden sich diese mit unzweifelhafter Deutlichkeit ausgesprochen, aber es giebt einen Führer in diesem Labyrinthe, dem wir vertrauen dürfen, und der Zeugnis für vieles giebt, das in seiner Gesellschaft ge-

---

[1] Hist. nat. 34, 7. 16; Signa Tuscanica per terras disperta, quae in Etruria factitata non est dubium. Unter signa sind wol in erster Linie Figuren aus Erz zu verstehen; solche haben sich nördlich der Alpen vielfach gefunden. Da es aber geschichtlich beglaubigt ist, dass Gefässe und Geräte von Gold und Erz ein Massengegenstand der etruskischen Kunst waren, der selbst mit den hellenischen Erzeugnissen auf den Märkten von Korinth und Athen wetteiferte, so ist anzunehmen, dass die metallische Ausfuhr der Etrusker nach Germanien nicht nur in Götterbildern bestanden habe; solche Beschränkung widerspricht dem Handelsgeiste überhaupt, wie er sich überall zeigt; dieser pflegt alles zu verwerten, was verwertbar ist.

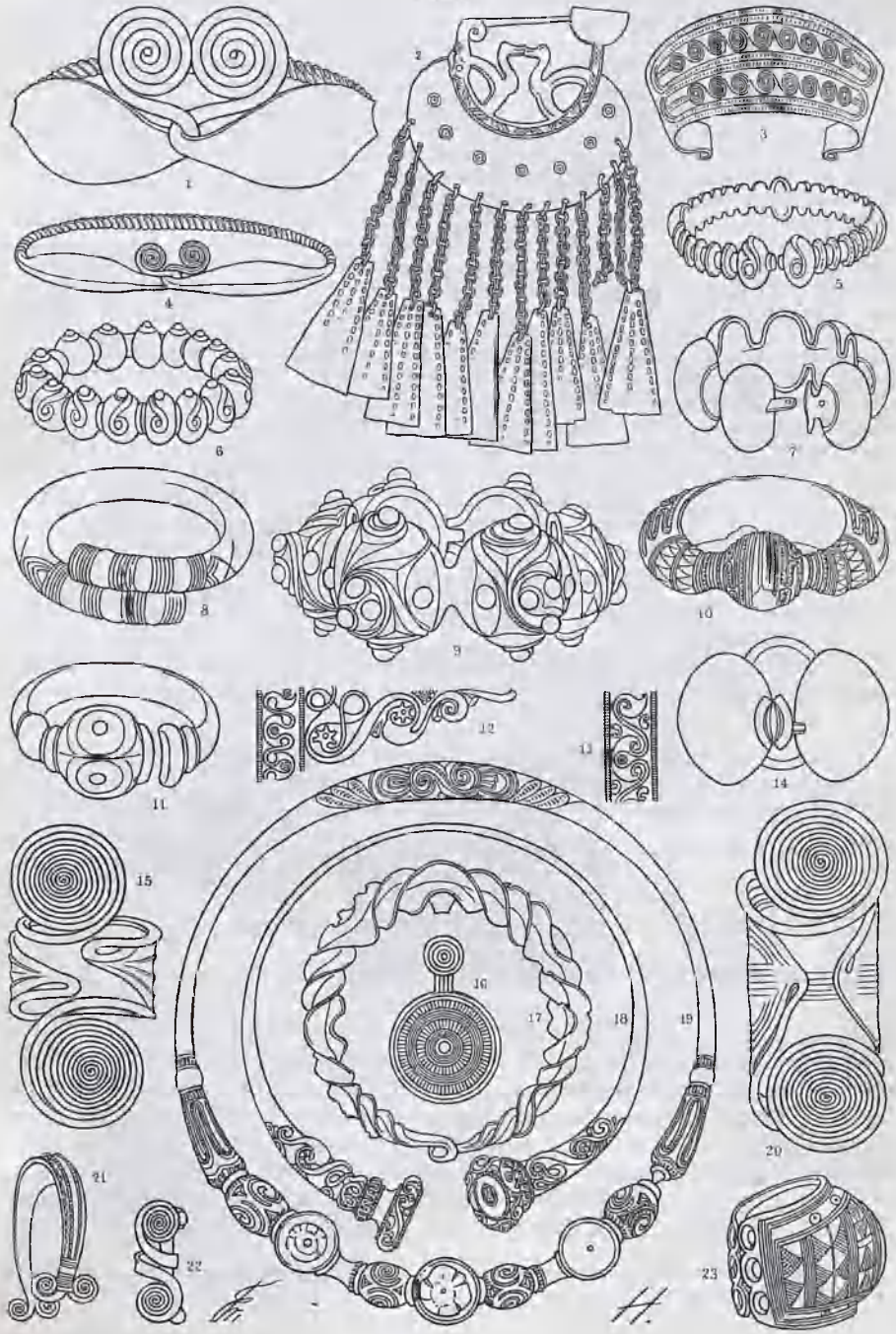
Fig. 4.



1—3. 5—12. 14—22. Gewandnadeln. 4. 13. Haarnadeln. (10. 17. 18 von Eisen, die übrigen von Erz.)

Fig. 5. 1. 4. Kopfringe. 2. Gewandnadel mit Behänge. 3. Diadem. 5—9. 11. 14. Armringe. 10. Ring unbekannten Gebrauches, vielleicht Schwurring oder Handwaffe. 12. 13. Einzelnheiten, zum Ringe 19 gehörig. 15. 20. 21. 23. Armspangen. 16. Hängeschmuck, der mit andern an eine Schnur aufgereiht wurde. 17. Ring von unbekannter Verwendung, vielleicht Haarschmuck. 18. 19. Halsringe; (19 an den Rundscheiben ursprünglich mit hochroten Perlen besetzt und in den vertieften Linienornamenten farbig ausgefüllt. 18 u. 21 von Gold, die übrigen Stücke von Erz).

Fig. 5.



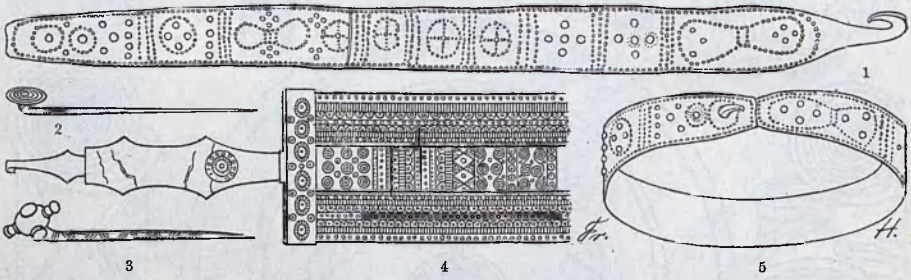
Hottenroth, Handbuch der Deutschen Tracht. 2

funden wurde. Solche Führer sind die grossen Erzgefässe, die sowol in den nördlichen Küstenstrichen wie am Rhein, in der Schweiz, im Salzkammergute (bei Hallstadt), in Ungarn und sogar in Irland ans Licht gefördert wurden. Diese Gefässe sind ganz die gleichen, die sich in Etrurien als Massenerzeugnisse vorgefunden haben. Hier wie dort sind es dieselben Kannen mit schnabelförmigem Ausgusse, der lang hervortritt und ein wenig aufwärts gerichtet ist, dieselben cylindrischen Eimer aus geripptem Erzbleche, zusammengenietet mit einem Boden, der durch den umgeschlagenen unteren Gefässrand festgehalten wird, oben mit einfachen Schlingen für den Tragereif. Hier wie dort sind es dieselben Kessel aus mehreren Stücken von Erzblech, Kessel, die vom Boden aus sich in Eiform nach obenhin erweitern, dicht vor dem oberen Rande kräftig nach innen biegen und mit einem schmalen nach auswärts gestellten Reife abschliessen, mit massiven aufgenieteten Henkeln oder breiten Blechstreifen, an denen Trageringe hängen. Hier wie dort sind es dieselben Becken aus dünnem Blech und vernietet mit dichten Nagelreihen, deren Köpfe kegelig hervortreten, wie solche sich nirgends sonst an den Gefässen eines andern Landes zeigen. Und ebenmässig bestehen auch die Verzierungen an den Gefässen hier wie dort aus den gleichen Mustern: aus archaischen Lilien, perlgeränderten Palmblättern, silenartigen Masken und aus Vogelköpfen, lauter Mustern, die in ihrer Eigenheit als etruskisch anerkannt werden müssen[1]. Die nächste Formenverwandtschaft weisen die hellenischen Sachen auf, die längs der Rhone und auch am Rheine zu Tage kamen; dieser Weg deutet auf Massilia. Von den römischen, byzantinischen und germanischen Funden weiter unten.

Es ist unmöglich, dem gewaltigen Formenreichtume, der in diesen Schmucksachen herrscht, mit der Feder zu folgen, um ein Bild davon zu entwerfen; hier ist das Auge der beste Lehrmeister; darum hat der Verfasser die Arbeit der Feder dem Zeichenstift überlassen und das Wort durch das Bild ersezt; ein eingehender Text würde den Umfang des Buches bedeutend, die Kenntnisse des Lesers aber nur wenig vermehren.

Dem Schmucke sowol wie den Gewandstücken selbst anzureihen sind die Gürtel; es waren dies mit Metall beschlagene Riemen oder

Fig. 6.



1. 4. 5. Gürtel. 2. 3. Nadeln (Bronze).

völlige Streifen aus Bronzeblech von verschiedener Breite. Die Blechgürtel (6 1. 4. 5) sind an einem Ende mit einem Haken versehen und am andern Ende durchlocht, so dass der Haken hier eingreifen kann. Ihre Fläche ist meist mit regelmässigen eingedrückten Punkten oder kurzen Strichen verziert, die so geordnet, dass sie Bänder, Räder und Schleifen bilden; zahlreich verwendet sind kleine ineinandergesezte Kreise und Wellenlinien mit Spiralen, auch halbrunde Buckeln, die von

[1]) Diese Ansichten in breiterer Ausführung bei L. Lindenschmit: Die Altertümer unsrer heidnischen Vorzeit 3. 1. Beilage.

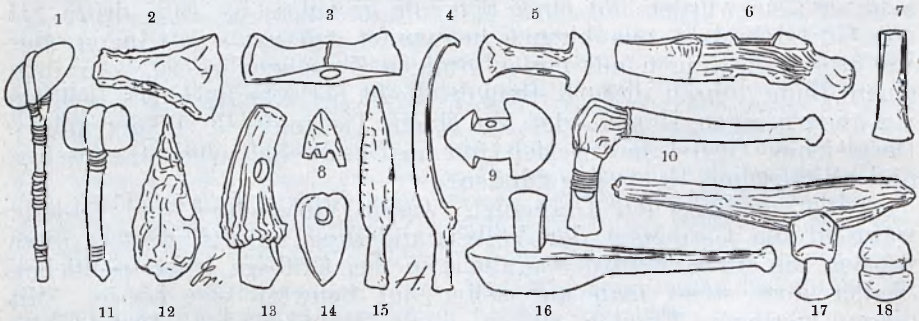
Strichmustern umschlossen. Zuweilen findet sich der Gürtel am unteren Rande mit Ringen und daran gehängten Blechen verziert. Die mit Metall beschlagenen Riemengürtel, von denen nur spärliche Reste übrig geblieben sind, waren in ihren Einzelgliedern mit dünnen elastischen Holzspänen verbunden und mit Wollenzeug oder Leder gefüttert; sie wurden mit einer Schnalle geschlossen. Eine dritte Art von Gürtel besteht aus kleinen ineinander gehängten Erzringen oder aus grösseren Ringen mit perlenförmigen Zwischengliedern. An dem einen Ende führen diese Kettengürtel ein berlockenförmiges Behäng, am andern einen Haken, der mit einem Tierkopfe zu endigen pflegt. Dergleichen Gürtel haben sich nur in Gesellschaft von etruskischen und altitalischen Bronzen gefunden.

Die vorrömischen Germanen waren Viehzüchter und Bauern, während die Germanen der Völkerwanderung Krieger waren; diese wurden mit ihren Waffen begraben; in den Gräbern jener friedlichen Siedler aber stösst man nur selten auf Schwert und Lanze. Mit diesen geringen Funden stehen auch die römischen Berichte im Einklange; so sagt Tacitus: »einen kriegerisch prahlenden Schmuck kennen die Germanen nicht, ausser, dass sie ihre langen Schilde mit den schreiendsten Farben bemalen. Wenige haben einen Brustschuz und kaum Einer oder der Andre eine schüzende Kopfbedeckung. — Nur wenige bedienen sich des Schwertes oder grösserer Lanzen, und selbst der Reiter begnügt sich mit Schild und Framea. Die Fussgänger führen auch Wurfgeschosse, jeder mehrere, die sie mit unglaublicher Gewandheit zu schleudern wissen.« Die Masse der Fussgänger musste sich oft mit Speeren begnügen, deren Spizen nur im Feuer gehärtet waren. So wird es noch bis tief in die römische Zeit hinein bei jenen Germanen geblieben sein, die einsame Gegenden bewohnten; bei jenen aber, denen die grossen Flüsse den fremden Handel zuführten, muss schon Jahrhunderte vor Tacitus besseres Rüstzeug vorhanden gewesen sein; denn die Gräber dieser Stämme haben einen grossen Reichtum an Waffen herausgegeben.

Die Waffen sind aus Stein und Bronze, selten von Eisen; die steinernen Geräte stammen zum grössten Teil aus der Urzeit her, da man noch keine Metalle zu verarbeiten verstand; auch ist es oft schwer zu sagen, was Waffe und was Werkzeug ist; manches Stück mochte beides zugleich gewesen sein, denn noch in der Frankenzeit benüzten Handwerker wie Krieger dieselbe Eisenaxt. Die schweren Steingeräte, die Aexte und Hämmer, sind meist aus Granit, Trapp, Basalt, Grünstein oder Kieselschiefer hergestellt. Man gebrauchte die Steine anfangs so, wie man sie fand, höchstens, dass man Stücke davon absprengte, und machte sie dadurch handlich, dass man sie in den Spalt oder das Astloch eines Holzschaftes oder in gespaltenes Hirschhorn einklemmte und mit Bast und Tiersehnen festschnürte, oder auch mit Erdpech einklebte. Die leichteren Geräte, die Messer, Meissel, Lanzen- und Pfeilklingen, verschaffte man sich aus Flint oder Feuerstein, der sich leicht zerspalten liess und scharfe Kanten zum Schneiden

hatte. Die Messerklingen sind meist gerade und einschneidig, selten sichelförmig (7. 4) oder an einer Seite gezahnt und so zur Säge gemacht. Dolch- und Speerklingen sind gestreckt blattförmig und zweischneidig (7. 15); ähnlich sind die Pfeilklingen, doch weit kleiner, oft

Fig. 7.



1. 11. Schlägel. 2. 14. Axtklingen. 3. 5. Doppeläxte. 4. Messer. 6. Axt von Hirschhorn. 7. Meissel. 8. 12. Pfeilspizen. 9. Axt mit Hammer. 10. 16. 17. Völlige Aexte. 13. Axt in Hirschhorn gefasst. 15. Dolch. 18. Schlagstein. (Waffen und Werkzeuge aus der Steinzeit.)

dreieckig oder herzförmig, manchmal auch mit Widerhaken versehen (7. 8) sowie mit einer Angel, womit sie in den Schaft eingeschoben wurden. Hämmer und Aexte (7. 6) sowie Dolche und Messer wurden, wenn auch seltener, aus Knochen und Horn hergestellt, Dolche selbst aus Holz und gespaltenem Rohre, Messer aus Muschelschalen.

Die Steinwaffen durchlaufen von ihrer Urgestalt an alle Grade der Bearbeitung bis zur vollendeten Kunst, wie sie nur mit metallenen Werkzeugen geübt werden konnte. Hieraus lässt sich erkennen, dass sie noch in der Metallzeit geführt wurden; man hat sie selbst mit eisernen Waffen im gleichen Grabe gefunden. Ein grosser Fortschritt war es, als man nicht mehr das Holz durchlochte, um den Stein einzufügen, sondern umgekehrt den Stein zur Aufnahme des Schaftes durchbohrte; dies geschah bei Aexten und Hämmern, welchen Geräten man die Form von Meisseln und Keilen gab; man sezte hier das Schaftloch entweder in die Mitte, den Stein meist von einer Schmalkante zur andern, seltener in der Breitseite durchbohrend, oder mehr gegen das der Schneide gegenüberliegende Ende, die Bahn hin, und machte ihn so als Beil und Hammer zugleich oder als Doppelbeil brauchbar. Auch lernte man den Klingen durch Schleifen eine grössere Schärfe zu geben. Unter der zahllosen Menge von Steinwaffen finden sich Kugeln, die rings mit einer Rinne (7. 18) oder mit zwei sich kreuzenden Rinnen ausgehöhlt sind. Diese Rinnen dienten vermutlich dazu, den Stein sicher mit einem Riemen umfassen und so als Schlagwaffe benuzen zu können, ohne dass er davonzufliegen vermochte.

Der Uebergang von den Steinwaffen zu den Erzwaffen dauerte wol Jahrhunderte hindurch; man führte noch Waffen aus Stein, als man bereits solche aus Eisen besass. Die Erzwaffen gewannen sicherlich auf denselben Wegen das germanische Feld, wie der Metall-

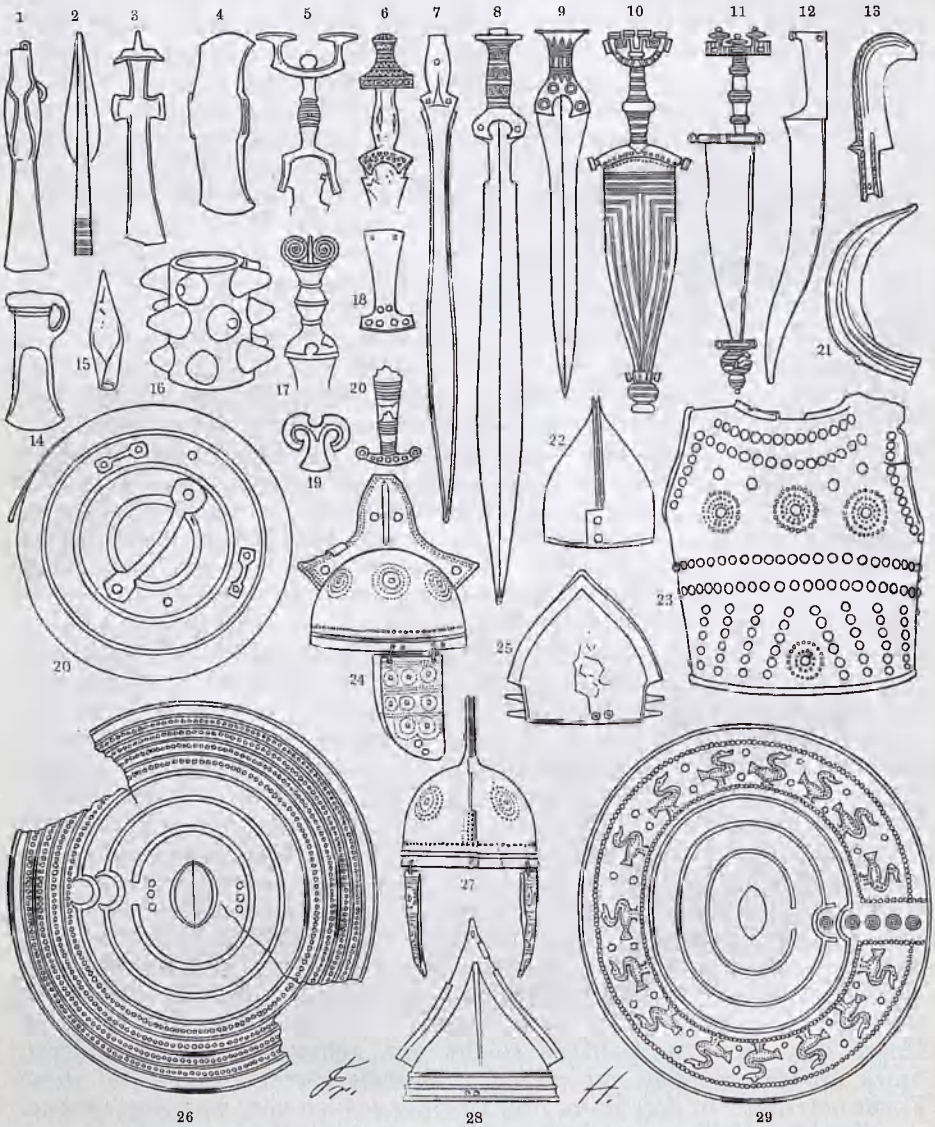
schmuck; auch hier muss man die heimischen von den fremden Erzeugnissen unterscheiden; die heimischen sind wol die jüngsten.

Die Bronzewaffen wurden gegossen und, um sie brauchbar zu machen, nachgehämmert und an der Schneide geschliffen. Sie nähern sich in ihrer Form den steinernen Waffen; besonders unter den Aexten giebt es Stücke von Stein und Bronze, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen. Neu unter den metallenen Waffen aber war das Schwert und der lange Dolch; Waffen von solcher Länge waren aus Stein nicht herzustellen. Unter den Schwertern muss es schon sehr frühe solche mit eisernen Klingen gegeben haben, denn wir finden Eisenschwerter selbst unter den ältesten Waffen. Das allerälteste unter ihnen hat einen Knauf, der wie ein Pilzhut aussieht (8. 6), aber oval im Querschnitt ist; der Griffbügel ist hufeisenförmig gebogen, die Klinge lang, doppelschneidig, in der Mitte breiter als oben, und nach unten hin gespizt. Die Scheide ist von Holz und teils mit Wollzeug, teils mit Streifen von feinem Bronzeblech umwickelt. An diese Waffe reiht sich ein jüngeres Schwert mit gleichbreiter Klinge von übertriebener Länge, grosser Angel, ohne jede Verzierung, mit einer Scheide von ornamentiertem Erzbleche, die unten wagrecht abgeschnitten, gleich den späteren Saxscheiden. Diese gewichtige Waffe scheint von jenen nordischen Kriegern geführt worden zu sein, die in Oberitalien einbrachen, obgleich bis jezt kein Schwert dieser Art in jenen Landstrichen gefunden worden ist. Ein Eisenschwert dritter Form hat gleichfalls parallele Schneiden; doch ist es selten so lang, als jenes Nordlandschwert, und hat auch einen kürzeren Griff, der auf kleine Hände deutet, wie solche den orientalischen Semiten und den italischen Stämmen eigen sind. Der Griff zeigt oben eine querlaufende Spange, deren beide Enden zu Spiralen oder zu einer breiten kurzen Gabel aufgebogen sind (8. 5. 17). Die Scheide ist entweder auf der vordern Seite mit Erz beschlagen oder ganz aus Eisen hergestellt. Das untere Beschläg zeigt zuweilen einen kurzen Stachel oder volutenförmige Ausladungen (8. 19) gleich den Schwertern auf den assyrischen Reliefs, oder die Gestalt eines Hammers, dessen Klinge breit die Scheide überragt (8. 18. 20). Die Schwerter erster und lezter Form hat man in den Gräbern von Hallstadt gefunden, die der ersten auch in den Königsgräbern von Mykenä, die der lezten in etruskischen Gräbern. Nach den eisernen Scheiden kamen wiederum Holzscheiden auf, die mit Leinwand oder Leder bezogen waren; dies sind die Scheiden der merowingischen und mittelalterlichen Schwerter. Die Dolche (8. 9—11) machten dieselben Wandlungen durch; sie unterscheiden sich von den Schwertern nur durch ihre kürzeren Klingen. Unter den Messern giebt es solche mit gebogenen Klingen, deren Spize geradeaus oder ein wenig rückwärts gestellt ist (8. 12); diese Form herrschte in den Main- und Rheingegenden vor, war aber bereits zur Zeit der Völkerwanderung wieder verschwunden.

In Betreff der sonst noch vorhandenen Angriffswaffen mögen die Abbildungen genügen; näher betrachtet seien hier indess noch der Meissel oder Kelt und die dunkle vielumstrittene Framea. Die

Meisselklingen kommen in verschiedener Form vor; eine Art führt an den Längskanten schmälere Grate oder breitere Lappen (8. 1), die

Fig. 8.



1. 14. Meisselförmige Klingen. 2. 15. Speerklingen. 3. Axt mit Hammer. 4. Axt mit doppelter Schneide. 5. 6. 17. Schwertgriffe. 7. 8. Schwerter. 9. Kurzschwert (oder grosser Dolch). 10. Dolch in der Scheide. 11. Dolchmesser. 12. Messer. 13. Gartenmesser. 16. Streitkolben. 18—20. Untere Scheidenbeschläge (Ortbänder). 20. 26. 29. Schilde. 21. Sichel. 23. Panzerplatte. 24. 25. 27. 28. Helme. (Sämtliche Stücke von Erz, ausgenommen Numer 8, wo Knopf und Griff von Elfenbein mit Bernstein eingelegt, und Numer 10, wo die Griffknöpfe mit Bernstein eingelegt und das Mundstück emailliert.)

über beide Breitseiten sich mehr oder minder vorbiegend den Schaft umklammerten, der, vorn mit einem Spalte versehen, über die Klinge herabgeschoben wurde. Dergleichen Geräte pflegen wir »Palstäbe« zu nennen. Die Meissel zweiter Form haben keine Schaftlappen, sondern sind am stumpfen Ende zu einer Tülle ausgehöhlt (8. 14), in die der Schaft senkrecht oder rechtwinkelig eingeschoben werden konnte. Solchen Klingen haben wir den Namen »Hohlkelte« gegeben. Klingen beider Formen führen nicht selten unten an einer Seitenkante einen Henkel, der wol für einen Riemen bestimmt war. Die Kelte dritter Form sind einfach und glatt; sie wurden in den Schaft eingetrieben oder eingeklemmt. Man will in diesen Meisseln aller Formen die Framea erkennen, von welcher Tacitus eine kurze Beschreibung giebt.

»Die Germanen, so lautet der Bericht, führen Speere oder in ihrer Sprache »Frameen«, mit schmaler und kurzer Klinge, aber so scharf und brauchbar, dass sie mit derselben Waffe, wie es die Umstände erfordern, in der Nähe sowol wie in der Ferne streiten können«[1]. Wenn das latinisierte Wort »framea« mit dem deutschen »Pfrieme« zusammenhängt und wie dieses den gleichen Gegenstand bedeutet, was durchaus glaublich ist, so haben wir uns die Framea als eine Lanzenspize von schmaler Pfriemenform zu denken, die, weil von Eisen, vom Roste verzehrt wurde, ohne dass uns ein einziges Fundstück dieser Art erhalten geblieben wäre. Als ältesten Vertreter dieser Form könnten wir die eiserne Speerklinge betrachten, die aus dem Grabe Childerichs zu Tage kam. Lanzen mit kurzer Weidenblattklinge finden wir auf dem obengenannten römischen Reliefe (1. 1), sowie auf dem Schlussstein eines Triumphbogens (10. 4), Lanzen mit Meisselklinge dagegen auf römischen Siegesmünzen. Ob nun dem Meissel oder der Lanze die Bezeichnung »Framea« zukommt, wird um so schwerer zu entscheiden sein, als nachweisbar in spätrömischer und fränkischer Zeit derselbe Name auch auf Waffen andrer Art angewendet wurde, besonders auf das Schwert[2], genauer gesagt auf den Sax, der gleichfalls als Wurfwaffe diente, und selbst auf das schmale Wurfbeil[3].

In den Schriften wird die Wurfkeule genannt, aber es fehlt uns jeder sichere Aufschluss über deren Form; sie wird als eine anderthalb Fuss lange Waffe aus zähem Holze geschildert, die ihrer Schwere wegen nicht weit geschleudert werden konnte, aber alles zermalmte, was sie antraf. Auch wird bemerkt, dass sie, wenn von einem Geübten geworfen, zu demselben den Rückflug nahm[4]. Diese Wurfkeule könnte somit dem »Bumerang« geglichen haben, den die australischen Eingeborenen führen. Auch die Sage erzählt von dem Hammer Thors, dass er nach jedem Wurf in die Hand des Gottes zurückgekehrt sei. Vielleicht war die Cateja genannte Waffe dieselbe, wie die bis jezt noch nicht erklärte Cletsia der Friesen, die als eine tückische Waffe von dem friesischen Landrechte verboten wurde.

Weder Cäsar noch Tacitus gedenken des Bogens und der Pfeile unter den germanischen Waffen. Doch stellen die Funde den Bogen ausser Zweifel; diese sind aus Eibenholz und an drei bis fünf Fuss lang (19. 20).

---

[1] Hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt, angusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prount ratio poscit, vel cominus vel eminus pugnent.

[2] So bei Augustinus, Isidorus, Gregor von Tours und im Waltharius liede. Gregor berichtet, dass Leo und Attalus sich auf der Flucht zur Erde warfen, als sie ihre Verfolger bemerkten, und zwar mit gezogenem Schwerte, um sich im Falle der Entdeckung sogleich mit der „Framea“ verteidigen zu können. „Projecerunt se terrae, gladiis evaginatis, ut, si advertirentur confestim se framea defensarent.“ Und Isidor erklärt (orig. 18, 6. 3) framea: gladius ex utraque parte acutus, quem vulgo spatham vocant.

[3] Noch heute führen die abessinischen Speere am unteren Ende eine den Bronzekelten durchaus ähnliche Meisselklinge.

[4] Isidor, Etymol. 18, 7: Cateia, genus teli, quod, si ab artifice mittatur, rursus venit ad eum, qui misit.

Verbreitet war der Brauch, die Geschosse zu vergiften, und noch das salische Gesez musste im 5. Jahrhundert diese Tücke bei hoher Busse verbieten, ebenso das baiwarische.

Der Schleuderer und ihrer grossen Geschicklichkeit erwähnt Tacitus; auf der Siegessäule des Marc Aurel finden sich germanische Schleuderer dargestellt, die aus einem Walde hervorbrechend das Gefecht eröffnen. Die Schleuder erscheint hier als ein einfacher Riemen, der zur Schlinge zusammengelegt und an beiden Enden mit der Hand gefasst ist (1. 3).

Schuzwaffen aus Metall waren den nordischen Völkern nicht eigen; die erzbeschlagenen Schilde, die ehernen Harnische und Helme, die in germanischem Boden gefunden wurden, sind fremden, wahrscheinlich etruskischen Ursprunges und ihre geringe Zahl verrät, dass sie auf die vornehmsten Krieger beschränkt blieben. Die gewöhnlichen Schilde bestanden aus Weidengeflecht und Holzplatten, vorzugsweise aus dem Holze der Linde, weshalb man das Wort »Linde« auch für »Schild« gebrauchte [1], und waren mit Tierhaut oder Leder überzogen, auch mit Streifen von Erzblech beschlagen und stets mit grellen Farben bemalt. Schilde dieser Art zeigten, nach aufgefundenen Resten zu urteilen, eine viereckige Form und bei einer Breite von zwei Fuss gegen acht Fuss Höhe (13. 3). Die erhaltenen Erzschilde sind kreisrund oder mässig oval (8. 20. 26. 29) und gleichen den Bronzeschilden, die in etruskischen Gräbern entdeckt wurden; sie waren als Waffe nicht brauchbar und haben vielleicht nur als Würdezeichen von Häuptlingen oder Götterbildern gedient.

Die Helme (8. 22. 24. 25. 27. 28) sind gewöhnlich aus zwei Stücken von ziemlich starkem, mit dem Hammer ausgetriebenem Erzbleche zusammengesezt. Die Ränder beider Stücke greifen übereinander und sind vernietet. Manchmal sind diese Randstücke nur unten übereinandergelegt und vernietet, nach obenhin aber senkrecht gestellt, so dass sie einen über den Helm laufenden Kamm bilden, der entweder der Form des Helmes folgt oder in besonderer Form zugeschnitten ist. Auch über den Kamm her wurde ein Stück über das andre gebogen und vernietet [2]. Auffallend sind an manchen Helmen zwei oder drei stark vorspringende Stifte auf jeder Seite am unteren Rande (8. 25); solche waren wol zur Befestigung von Wangenbändern bestimmt sowie eines Lederfutters. Ein in den Salzburger Alpen aufgefundener Helm (8. 24. 27) zeigt dergleichen Wangenlaschen; doch sind diese hier mit Drahtschlingen beweglich an den Helm gehängt.

Die Panzer sind sehr selten; sie bestehen aus zwei Schalen von starkem Erzbleche, je einer für Brust und Rücken; beide reichen vom Hals bis zu den Hüften und sind ziemlich formlos und plump, dabei mit wagrechten oder schrägen Reihen von kleinen Buckeln und in der Höhe der Brustwarzen sowie am unteren Rande mit Kreisen

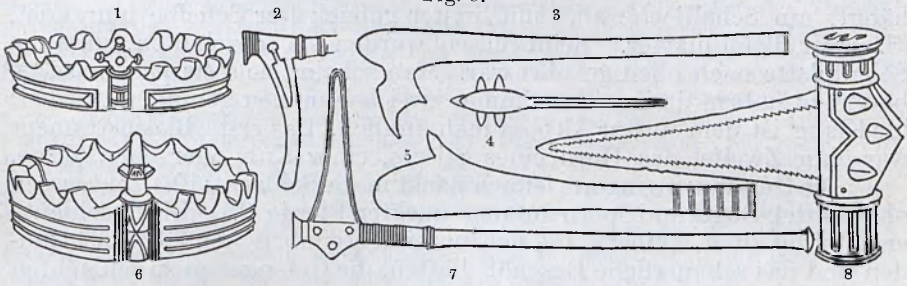
[1] So im Hildebrandsliede: sie hieben verderblich weisse Schilde, bis ihre Linden (Schilde) klein wurden gemacht mit Waffen.

[2] Dieser Ueberschlag ist vielfach zerstört, so dass es scheint, als sei der Kamm ursprünglich gespalten und zur Aufnahme von Federschmuck bestimmt gewesen.

von winzigen Knöpfchen verziert. Ausser diesen Panzern hat man Reste von ledernen Harnischen, die mit Buckeln und Blechen verstärkt, gefunden. Die Quaden trugen Panzer aus kleinen Hornschuppen.

Noch giebt es ein seltsames Erzgerät in Axtform (9. 2. 7. 8), das fast nur germanischem Boden enthoben wurde, wo fast regelmässig je zwei beisammen lagen. Die Aexte sind zumteil völlig aus Bronze gegossen und bestehen gewöhnlich aus zwei Stücken: aus einem hohlen, längeren Stabe und einem nur unten ausgehöhlten kürzeren Stabe mit dolch-

Fig. 9.



1. 6. Kronen (unbestimmten Gebrauches). 2. 7. 8. Schwertstäbe mit angegossener oder eingesezter Klinge. 3. 5. Schlagkolben. 4. Obere Ansicht eines Schwertstabes. (Sämtliche Stücke sind von Erz.)

förmiger Klinge, die rechtwinkelig angegossen oder eingesteckt und vernietet ist. Man hält dies Gerät für ein Würdezeichen oder eine Art von »Commandostab«, auch für ein Symbol des Schwertgottes Ziu[1]. An den Giebeln alter norddeutscher Bauernhäuser findet man nicht selten aufrecht gestellte Spizen, welche ganz die Form dieser Stabklingen haben.

Gleichfalls bis jezt unerklärt geblieben sind hie und da aus dem Boden geförderte, obenher gezackte Reife aus Bronze (9. 1. 6), die an einer Stelle mit einem Scharniere versehen sind, dessen Stift den Reif überragt und oben mit Knöpfchen oder sonstigen Vorsprüngen verziert ist. Diese Reife sehen wie Kronen aus, sind aber von so kleinem Umfang und überdies so massiv und schwer, dass sie schwerlich als Kopfschmuck, es sei denn an Götterbildern, verwendet werden konnten.

Es wird berichtet, dass die Germanen als Feldzeichen gewisse Bilder führten[2]; es waren dies Bilder von Tieren[3], die den einzelnen Stammesgöttern geheiligt waren, Bilder des Ebers, des Stieres, der Schlange und andre; oben auf langen Stangen befestigt wurden sie einhergetragen, um die Kriegsmassen damit zu regeln. Dieser Brauch wird auch durch ein Drachenbild auf der Trajanischen Säule bestätigt (10. 1); vermutlich war das Haupt dieses Drachen aus Holz oder Metall, der Leib aber aus buntem Wollgewebe verfertigt, so dass der durch den Rachen einströmende Wind den Leib aufblähte und in schlangenartige Bewegung sezte. Das römische Triumphalrelief im Vatikanischen

[1] Die Rune, welche dieses Gottes Namen trägt, zeigte die Gestalt eines Speeres, denn Ziu wurde ursprünglich als Speergott verehrt. Seitdem die Germanen mit dem eisernen Schwerte so grosse Erfolge errangen, bezeichneten sie Ziu als Schwertgott und weihten ihm das Symbol des Mars, welches Eisen bedeutet.
[2] Effigies et signa quaedam. [3] Ferarum imagines.

Museum veranschaulicht uns eine Eberstandarte (1. 1), wie sie sich ähnlich auf dem Triumphbogen von Orange als gallisches Feldzeichen wiederholt.

Auf dem genannten Steine mit dem Bilde der gefangenen Germania (10.4) bemerken wir eine Schlachttrompete, die an der Schallöffnung gebogen und hier zu einem Tierkopfe umgebildet ist, dessen Kamm sich eine Strecke über das Rohr fortsezt. Die Trompeten, die auf germanischem Boden gefunden wurden, stammen aus den Fabriken der Etrusker. Es sind grosse, bronzene, etwa in Form eines lateinischen S gebogene Instrumente, sehr schlank, eng und mit Zierblechen am trichterförmigen Mundstücke behängt, am Schallloche aber mit breiter gebuckelter Scheibe umrandet. (S. unter Skandinavier.) Beim Blasen wurden sie so gehalten, dass die Schallplatte nach oben gekehrt war. Man scheint sie stets paarweise geblasen zu haben, da ihrer fast immer zwei beisammen gefunden wurden; ihr Klang ist dem unsrer Altposaunen ähnlich. Das erste Blasinstrument war ohne Zweifel das Horn eines Stieres, einer Kuh oder einer Ziege.

Die Germanen gingen vielfach nackt in die Schlacht (10.3) und sassen ohne Sattel, Bügel und Sporn auf dem nackten Pferde (2.1). Die Geschichte erzählt von alten Weibern, die sich unter den cimbrischen Horden befanden und das schauerliche Geschäft hatten, die Gefangenen zu schlachten und zu opfern. Diese Weiber waren mit einem Rocke von weissem Linnen bekleidet, der mit eherner Spange gegürtet (vgl. 6. 1. 4. 5), und mit einem linnenen Mantel, der auf der Schulter verschnallt wurde; die Füsse blieben unbeschuht. Vielleicht gingen die Priester in derselben Tracht einher.

Initiale aus dem 7. Jahrhundert.

2. Die römische Zeit.

In den Bildwerken, welche die römische Kunst von jenen Germanen zurückgelassen hat, die auf ihrem urväterlichen Boden sesshaft blieben, bemerken wir, dass die Tracht gegen früher eine grössere Ausbildung gewonnen hat; die Spuren des römischen Kostüms sind darin unverkennbar, aber der germanische Charakter waltet mehr oder minder vor, ja manches, was in der Gewandung römischen Eindruck macht, ist sicherlich nicht auf das Urbild zurückzuführen, sondern auf die handwerksmässige Gewohnheit der römischen Künstler, alles, was sie nur berührten, römisch zu machen und wol auch auf deren ungenügende Bekanntschaft mit den germanischen Trachten selbst. Schon der Faltenwurf, in den sie alle fremden Körperhüllen legten, gehörte den römischen Gewändern an und gab den Barbarentrachten einen Charakter, der ihnen naturgemäss fremd war. Aber noch nach Jahrhunderten bricht selbst in der Gewandung jener Völker,

die sich im Herzen des Reiches, in Italien, niedergelassen hatten, ein barbarischer Zug hindurch. Nächst diesen Stämmen waren die Germanen in den Donauländern und am Rheine dem römischen Einflusse am meisten ausgesezt.

Südlich der Donau, in den vindelicisch-norischen Landschaften, wohnten meist keltische Völker, nördlich derselben aber germanische; man nennt unter diesen besonders die Quaden, Markomannen und Hermunduren. In Augusta Vindelicorum, der Hauptstadt von Rätien, war der Markt für Römer und Germanen; dort waren Linnen und Kleiderstoffe zu haben, auch in Purpur gefärbte Stoffe von Wolle und Seide, ferner die so sehr geschäzten norischen Mäntel, die kunstvollen Rüstungen aus den norischen Schmiedewerkstätten, der Bernstein und die Pelze des Nordens, die Schmucksachen und Hausgeräte des Südens. Es waren die Germanen des Donautales, die im Bunde mit Sarmaten und Partern jene grossen Kriege gegen Rom führten, die man die »markomannischen« nennt. Dem Andenken dieser Kriege und des Feldherrn, der sie zu einem für Rom glücklichen Ende geführt, des Kaisers Marc Aurel, wurde eine Säule gewidmet, auf welcher vorwiegend jene Völker in ihrer Tracht zur Darstellung kamen; sie ist bekannt unter dem Namen Antoninssäule. Wir können von den vorgeführten Gestalten freilich nicht sagen: dies sind Quaden, dies sind Markomannen; denn es herrscht ein kaum zu sichtendes Gewühl von Völkerschaften des Nordens und Ostens, wie auch des Westens auf dieser Säule, und der Künstler selbst scheint über die Unterschiede in der Tracht der einzelnen Stämme wenig unterrichtet gewesen zu sein; er steckte seine Figuren eben in jene Tracht, die damals germanisch war, und so bleibt uns immerhin sein Zeugnis von Gewicht.

Wir erkennen aus diesen römischen Urkunden, dass die Donaustämme damals Hosen getragen haben (1. 3. 10. 5—8), ein Gewandstück, das sie vermutlich der dacischen oder sarmatischen Tracht entlehnt hatten. Die Hosen lagen locker an, waren um die Hüften gegürtet (vgl. 3. 1) und an den Fussknöcheln, zuweilen auch unter den Knieen unterbunden. Die Schuhe sind im Bilde geschlossen; vermutlich aber waren es Bundschuhe aus einem Stücke Leder oder Fell, das an den Seiten in Riemen geschnitten oder mit Riemen durchzogen und mit diesen auf den Fuss gebunden war. Der Rock hatte Aermel, lang oder halblang, manchmal auch so kurz, dass sie nur wie Anfänge von Aermeln erschienen; er reichte bis in die halben Oberschenkel und war geschlossen, so dass er über den Kopf herab angezogen werden musste wie eine Tunika; doch war er enger, als diese, und legte sich namentlich um den Oberkörper fest an; er wurde gegürtet. Nicht selten zog man zwei Röcke übereinander an, den oberen mit kurzen Aermeln (10. 5). Der Mantel war halbrund oder rechteckig, auch häufig an den langen Kanten und unten mit Fransen besezt; von links her auf die rechte Schulter gelegt wurde er hier verhaftelt. Das Haar bedeckte nur gerade den Nacken und vorn die halbe Stirne; der Bart war gestuzt. Nur Fürsten und Edle sezten eine fesähnliche (16. 6) oder eine der phrygischen ähnliche Müze auf.

Der Frauenrock (vrgl. 16. 1. 4) kam noch vielfach in urtümlicher Weise vor, nämlich ärmellos und nicht nur die Arme, sondern auch mit langen Oeffnungen den nächsten Teil der Brust unbedeckt lassend. Vorder- und Rückenblatt waren etwa von der halben Brusthöhe an bis untenhin mit einander vernäht, auf den Achseln aber verknöpft (1. 5), so dass man das Kleid beliebig an der einen oder andern Schulter herabfallen lassen konnte (vrgl. 1. 2. 16. 11). Häufig legte man über den Rock eine gleichfalls ärmellose Jacke, die man mit

dem Rocke zugleich vergürtete. Auf der genannten Säule machen diese Jacken den Eindruck eines Ueberschlages, wie er an den römischen Frauenkleidern vorkam, und sind auch so, wie dieser, auf den Schultern

Fig. 10.

1. Drachenartiges Feldzeichen der Donauvölker (von der Säule des Trajan). 2. 3. Germanische Krieger (von einem römischen Sarkophag im Museo Capitolino zu Rom). 4. Gefangene Germania (vom Schlussstein eines römischen Triumphbogens). 5—10. Ostgermanische Männer, Frauen und Kinder (von der Antoninssäule zu Rom).

verknöpft (10. 9. 10). Vermutlich ist die Ursache davon in der Hand des römischen Künstlers und nicht in dem Urbilde der Tracht zu suchen, denn, wie wir oben gesehen haben, bedienten sich die Germaninnen bereits in der Bronzezeit wirklicher Jacken und sogar solcher mit Aermeln (3. 4). Der Rock kommt indes auch auf der Antoninssäule mit Aermeln vor (10. 10), sowie auf andern römischen Bildwerken, so auf dem erwähnten Schlussstein eines römischen Triumphbogens, der jezt auf dem

Kapitole zu Rom geborgen ist (10. 4). Die Jacke beliess man ohne Aermel, besezte sie jedoch auch mit kurzen Aermeln (2. 4) oder krämpte die Aermel herauf, wenn der Rock selbst lange Aermel führte. Den Mantel finden wir nicht selten in einer Weise umgelegt, dass es scheint, als sei er nach schürzenartigen Motiven so geordnet, nämlich um den Unterkörper her (1. 5). Indessen kommt er vielfach vom Rücken her über den Kopf gelegt vor (2. 4) und dies ist sicherlich die Anlage, die gäng und gäbe war; nach Bedarf wird man ihn dann noch unter dem Kinne zusammengeheftet haben. Das Haar liess man lose herabfallen (vrgl. 2. 3) und bedeckte es gelegentlich mit einem Tuche (10. 10), das hinterwärts etwa bis an den unteren Rand der Schulterblätter reichte. Die Füsse waren ähnlich wie bei den Männern beschuht. Der grosse Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Kleidung beweist, wie sehr die Tracht seit Tacitus sich geändert hatte.

Die Zeugnisse für die Germanentracht, wie solche sich in den Rheinlanden entwickelte, bestehen gleichfalls in Bildhauerwerken; doch sind es vorwiegend Grab- und keine Siegesmäler, rohe Steinmezarbeiten und keine Kunstwerke; aber sie wirken in ihrer Schlichtheit überzeugender, als jene Triumphbilder mit ihrer künstlerischen Willkür; man merkt, dass ihre Urheber nichts andres darzustellen suchten, als die Wahrheit. Wichtig für die männliche Tracht sind jene Grabsteine mit römischen Reitern, die in voller Rüstung über am Boden liegende Germanen wegsprengen. Solch ein Stein, der bei Zahlbach gefunden wurde und jezt im Mainzer Museum aufgestellt ist (11. 6), lässt uns einen niedergeworfenen Germanen mit gespiztem Bart und hochgeknüpftem Haarschopfe begegnen; der Busch kennzeichnet ihn als Sueven; das einzige Gewandstück, das er trägt, ist eine anliegende Hose, die von den Hüften bis unter die Waden reicht; das Bild stellt den Gebrauch der Hosen unter den Sueven für diese Zeit ausser Zweifel; vermutlich hatten die Sueven die Hosen von den Galliern oder Römern angenommen. Ein zweiter bei Worms gefundener Stein (11. 8) stellt uns gleichfalls einen langhaarigen Germanen mit einem Hosenbunde vor Augen. Den germanischen Mantel, der auf der rechten Schulter verhaftelt wurde, bezeugt uns ein weiterer Stein in Mainz (11. 1); hier hat ihn der Germane um den linken Arm gewickelt, ihn gleichsam als Schild benüzend. Bemerkenswert auf dem ersten Mainzer Stein (11. 6) ist das gekrümmte Messer, das der Germane in der Rechten hält; es entspricht einer Art von Messerklingen, die wir in den Gräbern gefunden haben (8. 12) und auch auf der Scheibe eines römischen Cohortenzeichens verbildlicht finden (11. 2). Die Schilde, mit welchen die Germanen auf den Grabsteinen meist ausgerüstet, sind ziemlich gross, rechteckig mit schwach gewölbten Langseiten und haben einen Buckel in der Mitte; der Buckel ist sicher römische Ueberlieferung. Völlig römisch erscheint der ganze Germanenschild auf einem weiteren Grabsteine im Mainzer Museum; derselbe ist mit einem Randbeschläge und einer die ganze Länge des Schildes durchmessenden Spange verstärkt (11. 7).

Das wichtigste unter allen bis jezt bekannten kostümlichen Bildwerken des Rheinlandes ist der Grabstein einer Schifferfamilie, der bei Weisenau nächst Mainz wieder ans Tageslicht kam. Mann, Frau und Kind sind hier verbildlicht, die Eheleute sizend, der Sohn zwischen beiden, doch hinter ihnen stehend (11. 14—16). Der Mann, der einen Geldbeutel in der Hand hält, ist in einfache Landestracht gekleidet; er trägt einen Leibrock, der über die Kniee herabsteigt und auch nur hier sichtbar ist, darüber einen ringsum geschlossenen Mantel mit zurückgelegter Kapuze. Der Mantel ähnelt der römischen Pänula, die auch eine Kapuze führte, aber meist vornherab verschliessbar oder doch unten mit einem längeren Schlize versehen war, der die Bewegung der Arme und das Sizen zu Pferd erleichterte. Wir haben hier sicherlich das älteste Muster von jenem Gewande vor uns, das man im Mittelalter »Glocke« nannte, jenes Gewand, aus dem durch Schlize für die Arme der »Tappert« oder durch einen völligen Seitenschliz, der über die Achsel her verknöpft wurde, die »Heuke« hervorging. Hosen und Schuhe sind bei unserm Schiffsherrn nicht nachzuweisen; da aber auch keine Zehen sichtbar, so ist vielleicht eine anliegende Strumpfhose vorauszusezen, die Bein und Fuss zugleich bedeckte. Dass dergleichen Hosen damals Brauch waren, wird durch eine so gestaltete Hose bezeugt, die dem Thorsbjerger Moore zugleich mit spätrömischen Waffenstücken enthoben wurde (3. 1); diese besteht aus Wollzeug mit angenähten Strümpfen [1]. Oben am Rande her sind einige Schlingen angebracht, durch die der Hüftgürtel zu liegen kam. Der dabei gefundene Rock war kittelförmig und hatte besonders eingesezte Aermel, doch keinen Brustschliz. Unser Schiffer trägt nach römischer Sitte das Haar kurzgeschoren, das Kinn glatt. Von der Gewandung seines Sohnes bemerken wir nichts, als den Oberteil eines bis zum Halse hinauf reichenden Rockes.

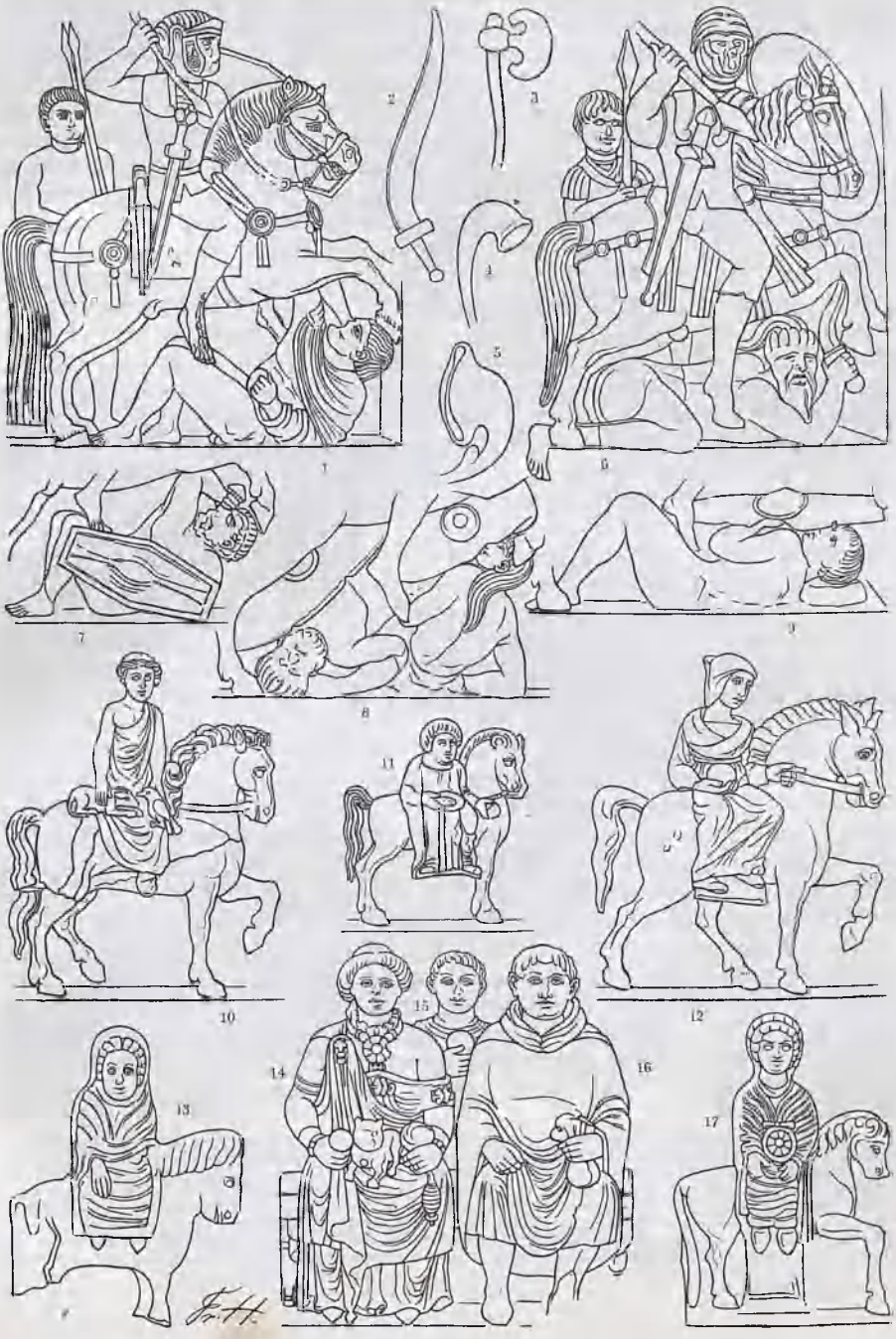
Mannigfacher und reicher ist die Gewandung der Frau. Zuunterst trägt sie eine lange faltige Tunika, welche die Fussspizen blicken lässt, und am Halse über dem Oberkleide eine schmale Krause. Fraglich bleibt, ob wir uns diese Krause als besonders angesezt zu denken haben, oder ob die Tunika hier durch das festanschliessende Oberkleid und den darüber gelegten Halsring krausenartig zusammengefältelt ist. Farbige Zierbesäze um das Hals- und Brustloch her waren damals an Unter- und Ueberkleid Mode; man nannte sie in römischer Sprache »patagium« [2]. Wenn man sie am Unterkleide anbrachte, richtete man es jedenfalls so ein, dass sie gesehen werden

[1] Strümpfe werden schon von Sueton unter dem Namen „tibialia" erwähnt; in der Republik scheint man indes unter diesem Worte Binden verstanden zu haben, mit denen man die Unterschenkel umwickelte. Kurze Hosen oder Bruchen sind für das 4. Jahrhundert nachweisbar; Hieronymus erwähnt ihrer mit den Worten: linea feminalia, quae usque ad genua et polpites veniunt, verrenda celantur et superior pars sub umbicilio vehementer astringitur. Epist. ad Fabiolam.

[2] So bei Festus: patagium est, quod ad summam tunicam assui solet. Siehe L. Lindenschmit, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. 3. 9, 8.

Fig. 11. 1.6—9. Denksteine römischer Reiter mit gefallenen Germanen. 2. Gebogenes Messer (vergl. 6 die Waffe des unterlegenen Sueven). 3. Wurfbeil. 4. 5. Signaltrompeten (2—5 dargestellt auf der Silberscheibe eines römischen Signums). 10—13. 17. Bildwerke aus Kalkstein und gebranntem Thone. 16. Grabstein einer rheinischen Schifferfamilie.

Fig. 11.



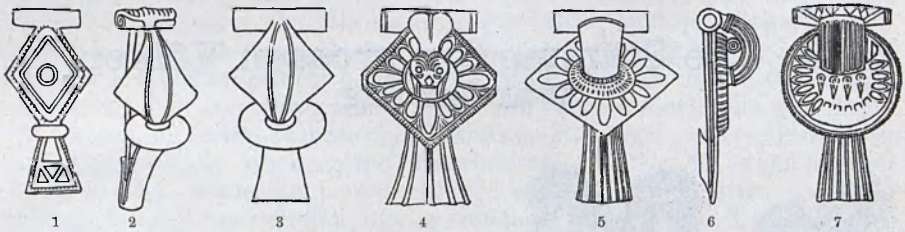
konnten[1]. Das Oberkleid ist durchweg knapp anschliessend und bedeckt zugleich die Arme; wie lang es ist, lässt sich wegen des Ueberhanges nicht erkennen; keinesfalls reicht es weit unter die Kniee herab. Die Jacke wird, nach ihrem scharfen Anschlusse zu urteilen, als elastisch und aus Wolle gefertigt aufzufassen sein. Sie ist vielleicht das älteste Beispiel jener reichgemusterten und gleichfalls fest anschliessenden Ueberzüge, die wir noch in späteren Jahrhunderten an einigen weiblichen Portalfiguren der Kathedrale von Chartres bemerken[2]. Dass Jacken schon in und vor der römischen Zeit unter den Germaninnen üblich waren, haben wir oben an den Bildwerken der Antoninssäule sowie an dem Funde bei Aarhus in Jütland gesehen (3. 4), und dass man sie knapp anschliessend herzustellen verstand, aus dem Berichte des Tacitus. Auf unsrem Bilde bemerken wir die Jacke vorn unter dem Halse mit einer grossen runden Brosche besteckt, wie solche bis tief in das Mittelalter hinein üblich blieb (vergl. 11. 17), und am Halsloche mit einem starken Schmuckring umgeben, zwischen dessen Schlussknöpfen die Brosche sizt. Breite Ringbänder umschliessen beide Handgelenke und den rechten Oberarm. Als drittes Gewand trägt die Frau einen faltigen Umhang, der bis unter die Kniee herabfällt; seine Anlage ist ungewöhnlich, vorausgesezt, dass in der Darstellung kein Irrtum unterläuft. Der Umhang scheint im Grossen und Ganzen dem Schurzgewande zu gleichen, das in dem Grabe von Vamdrup gefunden wurde (3. 2), und von hinten her unter beiden Achseln nach vorn genommen und hier gekreuzt zu sein, dergestalt, dass die Oeffnung auf die rechte Seite fiel; hierauf wird es an den hinter und vor den Achseln liegenden Teilen in die Höhe gezogen und auf beiden Schultern mit einer Spange zusammengeheftet worden sein. Der vorn untergeschlagene Teil ist samt dem damit verhaftelten hinteren Teile von der linken Achsel herabgeglitten. Dass dieses Stück nicht zu der faltenlos anschliessenden Jacke gehört, sondern zu dem Umhange, wird durch seine faltige Beschaffenheit zweifellos gemacht. Jedenfalls bliebe dasselbe unerklärt, wenn der Mantel nach Art der römischen Palla umgelegt und befestigt wäre; aber keines von den drei Gewändern macht den Eindruck, als ob es in Form der römischen Frauengewänder zugeschnitten oder angelegt wäre. Nur die Fibeln zeigen römische Form; es sind dieselben, die sich in unsern Museen finden (12. 1—7). Am Ringfinger sowie am Vordergliede des Zeigefingers der linken Hand sizt ein Ring, falls nicht der lezte Ring als ein um den Finger geschlungenes Band zu deuten ist, an dem eine Spindel hängt und das von dem Rocken, der in der gleichen Hand ruht, ausgeht. Die Füsse sind beschuht; das

[1] Ein sehr schönes Beispiel von solchem Besaze finden wir an dem Relief über der Domtüre zu Monza, das dem Ende des 6. Jahrhunderts angehört und die Langobardenkönigin Theodolinde samt Gemal, Tochter und Verwandten darstellt, wie sie dem heiligen Johannes Weihgeschenke darbringen. Eine der Frauen (21. 3) trägt das Oberkleid vorn auf der Brust bis zum Gürtel geöffnet; in dieser Oeffnung kommt der Besaz des Unterkleides zum Vorscheine, der aus einer queren Halsborte und einer senkrechten Brustborte besteht. Auch das Oberkleid ist an beiden Rändern bordiert. Die Besäze sind durchweg, soweit der verwitterte Zustand des Bildes es erkennen lässt, in zahlreiche Querfältchen zusammengeschoben. Siehe weiteres unter „Langobarden". Eine ähnliche Einrichtung ist noch an einigen weiblichen Portalfiguren der Kathedrale von Chartres zu bemerken. Siehe unter „Normannen".

[2] Ebendort.

Haar ist rings um den Kopf zu einem Wulste aufgestrichen, eine Frisur, die man noch im Mittelalter über einen untergelegten Reif herzustellen pflegte; über diesem Wulste scheint eine faltenlose Rundhaube den

Fig. 12.



1—7. Römische Fibeln aus Erz.

Kopf zu bedecken; auf solche Haube deutet ein hinter dem rechten Ohre herabhängendes Band. Das Denkmal dürfte etwa der Wende des 3. und 4. Jahrhunderts angehören.

In den Rhein- und Maingegenden sind noch sonstige alte Bildwerke aufgefunden worden (11. 10—13. 17), Platten von Stein oder Thon mit reitenden Frauen im Relief. Nach den Attributen zu urteilen, welche die Frauen tragen, scheint es, dass damit jene altgermanischen Göttinnen gemeint sind, die Gedeihen und Ueberfluss spendeten [1]. Eine der Frauen ist in den ärmellosen Rock von ältester Form gekleidet, der auf den Schultern zusammengehaftelt wurde (11. 10); hier ist er wie bei der Statue der Thusnelda nur an einer Schulter geschlossen, während er die andre Brustseite entblösst lässt. Andre Frauen tragen einen langen gegürteten Aermelrock; eine davon hat ein Tuch um die Schultern geschlagen (11. 12) und das Haar vom Nacken aus gegen den Scheitel hinaufgestrichen; wieder eine andre hat den Mantel von hinten her einfach über die Schulter gehangen (11. 11); eine weitere ihn auch über den Kopf gezogen (11. 13) und eine lezte ihn auf der Brust mit einer grossen Rundscheibenfibel zusammengefasst (11. 17). Das Haar findet sich meist wie bei jener Schiffersfrau zu einem Wulste um den Kopf geordnet.

[1] Heidnische Götterbilder wurden zur Zeit der ersten Bekehrung manchmal aussen in die Kirchen eingemauert, um den Uebergang zum neuen Glauben zu erleichtern. Unter den Angelsachsen kam es vor, dass die alten Götterbilder auf den Kirchenaltar um das Bild des Gekreuzigten herum gestellt wurden. Die ersten Glaubensprediger waren keine Fanatiker; auf Island stellten sie sogar die Verehrung der alten Götter zu Hause frei. Solch kluge Nachsicht mag auch unsern Bildern das Dasein gerettet haben.

II. Die Stämme der grossen Völkerwanderung.

Die Initiale ist einer angelsächsischen Evangelienhandschrift aus dem 8. Jahrhundert entnommen und stellt die beiden Buchstaben I und n in einen einzigen Buchstaben zusammengezogen dar. Solche Verbindungen sind ein charakteristischer Zug der insularen Handschriften; gewöhnlich überragt die eigentliche Initiale die folgende um ein bedeutendes.

Allgemeines.

In der Mitte des 3. Jahrhunderts feierte Rom den tausendjährigen Bestand seines Reiches; diese Festfreude war der mächtigste, doch auch der lezte Ton, in dem die goldene Zeit des römischen Daseins ausklang; denn zur selben Stunde antwortete dem Jubel ein finsteres Grollen fern von den östlichen und nördlichen Grenzen des Reiches her. Schon seit Jahrhunderten unterwegs, hatten sich asiatische Nomadenhorden, die man unter dem Namen Hunnen zusammenzufassen pflegt, zuerst nach Osten gegen China, dann gegen Westen bewegt, sesshafte Völker aufschreckend und vor sich herjagend, dass diese zumteil bis in die Schluchten des Kaukasus und die Küstenstriche der Ostsee auseinanderstoben, zumteil nun selbst begannen, das römische Reich zu umschwärmen, hungrigen Wölfen gleich, die in eine Schafhürde einbrechen wollen; es war in der Tat der Hunger, der sie in Bewegung sezte, der Trieb, sich einen besseren Plaz an dem grossen Tische der Natur zu erobern. Als das Reich diesen Ansturm zu spüren begann, trat die grosse Völkerwanderung in ihre lezte Phase, die mit dem Untergange des Reiches und seiner Aufteilung endete. Von 250 an fielen die Donau- oder Westgoten in Thrakien ein; die Goten am Schwarzen Meere durchschwärmten mit ihren Seeräuberflotten das östliche Mittelmeer; die bestialischen Franken fingen an Gallien zu

zerfleischen; die Alamannen brachen verheerend in Oberitalien ein; die Sassaniden bekriegten und knechteten die oströmischen Grenzlande und die Alanen Kleinasien. Wo diese barbarischen Horden den Fuss hingesezt hatten, blieb so zu sagen nichts übrig, als Himmel und Erde; die Felder waren verwüstet, die Städte zerstört, die Einwohner abgeschlachtet oder als Sklaven hinweggeführt; statt jährlicher Ernten überwucherten Dorngestrüppe und Wälder die herrenlosen Aecker. Der Mord war das gewöhnliche Schicksal der Menschen und die Trauer fand nicht Kleider genug, das Andenken der Gemordeten zu ehren. Was kommen sollte, wusste kein Mensch zu sagen und eine lebenssatte Verzweiflung übermannte die römische Welt. Die einen suchten Trost in den wildesten Genüssen; die andern warfen ihre goldenen Schäze hinweg und flohen in die tiefste Wüste; sie wollten von der Welt nichts mehr wissen; aber um so williger horchten sie auf die neue Lehre des Christentums, das sie über den Verlust der irdischen Güter mit himmlischen tröstete. Schaurige Jahrhunderte hindurch dauerte diese Völkerbewegung; als sie anfing, sich zu beruhigen, war das römische Reich verschwunden und fremde, vorzugsweise germanische Völker hatten sich innerhalb der alten Grenzen angesiedelt. In Italien sassen die Ostgoten, in Nordafrika sowie auf Sardinien und Corsika, das Mittelmeer beherrschend, die Vandalen, in Spanien die Westgoten und neben ihnen, im Nordwesten der Halbinsel, die Sueven. In Gallien breiteten sich die Franken aus und die Burgunden gewannen mehr durch die Gunst der Umstände, als durch eigene Tatkraft, die heutige Schweiz und die Ufer der Rhone. Das Land an beiden Ufern des Oberrheins, das heutige Baden und Württemberg, war von den Alamannen bevölkert. Zwischen Donau und Alpen sassen die Baiwaren (Baiern), weiter abwärts auf dem rechten Ufer die Heruler, auf dem linken, nach den Karpathen hin, die Gepiden. Die Völkerwanderung wurde beendet durch die Langobarden, die über die Donau dringend nach dem Sturze des Ostgotenreiches das obere Italien einnahmen, sowie durch Sachsen, Jüten und Angeln, die erobernd nach Britannien hinübersegelten; nach demselben Lande ging, wie eine lezte Zuckung, die abenteuerliche Fahrt der Normannen. Nachdem die Welt wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte es sich, dass das germanische Element an Besiz im Westen und Süden gewonnen, im Osten und Norden aber verloren hatte; in den Strichen an der Oder und Weichsel sowie an den Küsten der Ostsee hatten sich slavische Stämme angesiedelt. Die Grenze, welche Deutsche und Slaven schied, lief, im Süden beginnend, die Salzach und Rednitz, sodann die Saale und Elbe entlang über den Sachsenwald bis Kiel hin. Die Deutschen, die heute westwärts dieser Linie wohnen, sind Nachkommen von Heimgesessenen, die östlich derselben von Kolonisten, von baierischen, fränkischen, thüringischen und sächsischen.

Die antike Kultur schien durch die wilden Eroberer völlig vernichtet und Jahrhunderte lang lagerte sich ein unheimliches Zwielicht über den Zeitraum der Völkerwanderung, in dem selbst die Eulen-

augen der Wissenschaft nichts entdecken konnten, als Blut und Trümmer. Die geschichtlichen Nachrichten waren spärlich, noch dürftiger die Erzeugnisse von Kunst und Gewerbe, so dass eine genauere Würdigung derselben weder möglich noch lohnend schien. Da geschah es um die Mitte des 17. Jahrhunderts, dass man auf einem alten Friedhofe zu Doornik in Belgien beim Graben eines Fundamentes auf eine Masse von goldblinkenden Geräten und Münzen stiess, auf verrostete Klingen von Schwertern, Beilen und Lanzen, auf Schädel von Menschen und Pferden. Der Mann, dem dieser Fund gelang, war taubstumm; aber die Ueberraschung löste ihm die Zunge zu einem lauten Aufschrei. Man suchte genauer nach und entdeckte nun auch in der Erde, die bereits ausgeworfen war, noch manches Geschmeide und selbst Reste von golddurchwirkten Gewändern, sowie einen goldenen Siegelring mit dem Brustbilde eines geharnischten Mannes, der mit einer Flechte an jedem Ohre, einer Lanze in der Hand und der Umschrift: »Childirici regis« dargestellt war. An diesem Ringe liess sich erkennen, dass man das Grab des genannten Frankenkönigs geöffnet hatte, der hier zugleich mit seiner Gemahlin Bassina im Jahre 481 beigesezt worden war. Childerich aber war der Vater des Chlodowech, der in einem Alter von 15 Jahren zur Häuptlingswürde kam und die merowingische Königsmacht begründete. Einmal auf solche Grabschäze aufmerksam geworden, begann man mit Absicht zu suchen, was anfangs der Zufall finden liess. Die Mühe machte sich belohnt; Friedhöfe ganzer Generationen kamen unter dem Spaten der Archäologen wieder an das Tageslicht, Waffen aller Art, Schmuckstücke mit seltsamer Verzierung, Gefässe aus Glas, Thon, Holz und Metall, sowie Geräte für jeden Bedarf. Lange Zeit wusste man sich diese Schäze nicht zu erklären; man hielt Schildbuckel für Helme, Eimerbeschläge für Königskronen, Schnallen und Gewandspangen für Kopfpüze, ja selbst für musikalische Instrumente. Noch weniger konnte man sich über die früheren Eigentümer dieser Funde einigen, welchem Stamm und welcher Zeit sie angehört haben möchten, denn all diese Sachen offenbarten eine wildfremde Kunst und einen Geist, der nichts mit dem klassischen und nichts mit dem christlichen zu tun hatte. Die Untersuchungen, die in den jüngeren Jahren und beinahe gleichzeitig in allen Ländern aufgenommen wurden, wo germanische Stämme sich angesiedelt hatten, kamen unabhängig von einander zu dem gleichen Ergebnis, dass ein grosser Teil dieser Sachen der Zeit und den Stämmen der Völkerwanderung angehört habe, manches darunter aber italischen und morgenländischen Ursprunges sei. Ein freundlicheres Licht begann sich über jene stürmische Epoche auszubreiten; man erkannte in den unheimlichen Barbaren die gemütvollen Menschen, die im Kampf um ihr Dasein die Lust an den Künsten des Friedens nicht eingebüsst hatten. Woher jene Stämme ihre Kunst genommen, dürfte indes ebenso schwierig zu beantworten sein, als woher sie selbst gekommen sind. Wir können ihren Stil germanisch nennen, da seine ersten Spuren mit dem ersten Erscheinen germanischer Stämme zusammenfallen.

Das Ornament der Wanderzeit weist nur in spärlicher Fülle die Muster aus Kreisen und Dreiecken, aus gezackten, gewellten und spiralförmigen Parallellinien auf, wie solche in allen Weltteilen bei wenig fortgeschrittenen Völkern üblich sind. Seine Eigenart beruht vorwiegend im Flechtwerk aus Bändern und Pflanzen, untermischt mit geometrischen Mustern, sowie mit tierischen und menschlichen Formen. Das Bandgeflecht bewegt sich in welligen oder in eckig gebrochenen Mustern; das Pflanzengeflecht aber folgt keinem bestimmten Muster, sondern überlässt sich der Laune seines Erzeugers, sodass der Reichtum solcher Verschlingungen zuweilen jeder Beschreibung spottet. Die Pflanzen sind nicht nach ihrem organischen Baue verwendet und folgen nirgends dem Gange der Natur, obgleich alle Einzelheiten in festem Zusammenhange stehen. Es ist eben eine Metamorphose der Pflanzen nach dem Gesichtspunkte eines naiven und nicht eines unterrichteten Volkes. Von Tieren kommt am häufigsten die drachenförmige Schlange zur Verwendung, seltener das Geschlecht der Vierfüssler, Vögel und Fische. Und dieser krausen Gesellschaft muss sich dann wol oder übel auch die menschliche Gestalt einfügen. In der Umwandlung von Tier- und Menschenköpfen zum Ornamente leistet diese halbbarbarische Kunst das Aeusserste, was sich phantasieren lässt; Augen, Ohren, Nase, Mund, selbst Haar und Bart: alles wird zum Ornamente. Dieses Spiel mit dem gerippten Haar- und Bartmuster, sowie mit den in Arabesken übergehenden Gliedmassen wurde sicherlich durch das Unvermögen erzeugt, tierische oder menschliche Körper zu zeichnen, denn wo diese sich ihrer selbst willen dargestellt finden, mangelt ihnen jede Naturtreue, sodass sie selten zum zoologischen oder kostümlichen Studium verwendbar sind. Eine weitere Eigentümlichkeit des germanischen Ornaments sind starke buckelförmige Nagelköpfe und eichelförmige Standzapfen. Die Nagelköpfe sind auf der Fläche von Riemenbeschlägen, die Eicheln am Rande der Gewandspangen angebracht, die Buckeln meist glatt belassen, die Eicheln gerippt und geperlt. Die Beschlägplatten mit Buckeln zeigen meist die ungefähren Umrisse eines Tierkopfes und die Nägel sind so aufgesezt, drei- oder fünffach, dass Augen, Nüstern und Schnauze markiert werden. Ab und zu verzweigt sich das germanische Ornament mit römischem und byzantinischem; es ist schwer zu sagen, ob die erschöpfte römische Phantasie bei der germanischen Anleihen gemacht hat oder umgekehrt; der damalige Völkerverkehr lässt beides möglich erscheinen; die Vermutung aber, dass die germanische Kunst der Völkerwanderungszeit durch die irische Illuminierkunst beeinflusst worden sei, dürfte sich nicht begründen lassen. Wir finden die germanische Kunst schon im 5. Jahrhundert in vollster Blüte, während die frühesten irischen Mönche erst um die Wende des 6. und 7. Jahrhunderts nach Deutschland kamen. Ausserdem ist das irische Ornament dem germanischen an reiner wie schwungvoller Linienführung überlegen und zeigt auch bei seiner häufigen Verwendung von Spirallinien einen andern Charakter. Dazu kommt, dass germanische Goldschmiede schon für das

5. Jahrhundert geschichtlich bezeugt sind; im Leben des heiligen Severinus werden »barbari aurifices« erwähnt, die von Gisa, der Königin der

Fig. 13.

1. Westgote. 2. Ostgote vom Schwarzen Meere. 3. Langobarde. 4. Alamanne. 5. Baiware. 6. Unbestimmt, vielleicht Franke (Sigamber), nach einem Berichte des S. Sidonius Apollinaris (III.10) entworfen. 7. Merowingischer Franke. 8. Karolingischer Franke.

Rugier in enger Haft gehalten wurden, damit sie Schmucksachen anfertigen sollten, die aber, um aus ihrer verzweifelten Lage zu kommen, sich des kleinen Sohnes der Königin bemächtigten und drohten,

das Kind zu töten, falls sie nicht frei gegeben würden. Auch Gregor von Tours berichtet, dass fränkische Goldschmiede Metallgefässe zerschlagen und Schmucksachen eingeschmolzen hätten, um ihnen eine andre Gestalt zu geben.

Die damalige germanische Kunst ging im Ornamente auf; der menschlichen Gestalt war sie nicht gewachsen; sie wich ihr darum aus oder machte sie zum Ornament; Abbildungen, die uns Aufschluss über die Tracht der zeitgenössischen Germanen geben könnten, hat sie uns selten hinterlassen. Die römische Kunst war erschöpft und hatte überdies keine Siege mehr über die blonden Barbaren zu verherrlichen. So kommt es denn, dass diese Wanderzeit an kostümlichen Darstellungen weitaus ärmer ist, als die vorhergehende Epoche, da noch die römische Kunst ihre volle Kraft dafür einsezte, und auch ärmer, als die nachfolgende, da die mönchische Buchmalerei sich unbeholfen daran versuchte. Sie hat uns nur Bruchstücke hinterlassen, künstlerische wie schriftliche, und zugleich die mühsame Aufgabe, diese Reste selbst zusammenzusezen und daraus das Bild von den damaligen Menschen wiederherzustellen. Hier muss die Phantasie dem Wissen zu Hilfe kommen, um die Lücken zwischen den überlieferten Resten auszufüllen, dem Formlosen seine Form, dem Farblosen seine Farbe und selbst dem Herrenlosen seinen Herrn wiederzugeben. Die Gefahr, im Einzelnen zu irren, liegt nahe, und Manches wird einem Andern anders erscheinen; auch wird über Manches bei bestem Wissen keine Verständigung zu erzielen sein und der Widerspruch immer derselbe bleiben. Vielleicht ist auch jezt noch nicht die rechte Zeit, den Versuch zu solcher Arbeit zu wagen, so wenig wie man etwa im Frühjahr auf eine Ernte ausgehen darf. Reif sein ist alles; aber ein Blumenstrauss ist auch eine Ernte; in diesem Sinne hat der Verfasser die Arbeit unternommen und in den beigegebenen Figuren die kostümlichen Typen verschiedener Germanenstämme wieder herzustellen versucht; er wird sie im Einzelnen begründen, je nachdem die Gelegenheit sich dafür bietet, übrigens aber nichts Demütigendes darin finden, einer liebgewordenen Auffassung entsagen zu müssen, wenn er besserem Wissen begegnet.

---

1. Die Westgoten.

Initiale aus dem 8. Jahrhundert.

Die Westgoten hatten sich bei dem Ansturme der Hunnen von den Ostgoten getrennt. Nach hundertjährigen Kriegs- und Wanderzügen im ost- und weströmischen Reiche kamen sie im Anfange des 5. Jahrhunderts nach Gallien und Spanien, wo sie zu beiden Seiten der Pyrenäen ein mächtiges Reich gründeten, das aber im Jahre 711 den Arabern erlag.

Ueber die westgotische Tracht ist bis jezt sehr wenig bekannt geworden; die Gräber und Dokumente, die uns darüber Aufschluss verschaffen sollen, werden unserer Wissbegierde noch lange Beschäftigung geben. Bevor sie aufgefunden worden sind, bleibt uns nichts andres übrig, als alle Gewänder, die für die Ostgoten nachweisbar sind,

auch für die Westgoten vorauszusezen. Die Ostgoten aber trugen bis gegen die Kniescheibe reichende Aermelröcke und unter den Knieen verschnürte Hosen. Von der westgotischen Tracht berichtet nur Sidonius, dass sie aus wenig sauberen Linnengewändern bestanden habe, nebst darüber geworfenem Pelze, der nicht bis an die Kniescheibe gereicht[1] und aus Schuhen von Pferdeleder, die ein dürftiger Riemen zusammengehalten. Unter dem Pelze dürfte das von den alten Chronisten mit Rheno oder Thorax bezeichnete Wams zu verstehen sein, das Sidonius bei dem jungen Königssohne Sigismer, Einhard bei Karl dem Grossen erwähnt; es war ärmellos und deckte den Oberkörper bis an oder

Fig. 14.

1 2 3 4 5

1 u. 2 aus dem 11. Jahrhundert 3—5 aus dem 12.

unter die Hüften (13. 1. 6); man verwendete Fischotter-, Zobel-, Marder-, Lämmer- und selbst Kazenfelle dazu. Alle Donauvölker, sowie die Byzantiner und Gallier, haben Hosen getragen; es ist nicht anzunehmen, dass die Westgoten, die sich Jahrhunderte lang unter diesen Völkern bewegten, unbehost und mit nackten Schenkeln einhergegangen sein sollten; solch ein Brauch würde gewiss von einem unter den Geschichtschreibern jener Zeit bemerkt worden sein. Unter dem mit einem Riemen geschlossenen Schuh ist vielleicht der Bundschuh zu verstehen, der allen germanischen Stämmen gemeinsam war; dieser Schuh bestand nach den Mustern auf nord- und süddeutschem Boden aus einem einzigen Lederstücke, das auf die Fusssohle passte und rings der Sohle in Laschen zerschlizt war, die um die Ferse und über den Rist gelegt und mit einer durch die Schlize in den Laschen laufenden Schnur zusammengezogen wurden. Ein spanisches Bildwerk aus dem 11. Jahrhundert, das den König Ferdinand den Grossen darstellt (14. 1), zeigt die romani-

[1] Sid. carm. VIII. Nec tangere possunt altatae suram pelles.

sierte Tracht aus Hosen, Tunika und Mantel, wie sie uns vielfach in den Buchmalereien jener Zeit begegnet; die Unterschenkel sind bis zur Kniescheibe hinauf mit den germanischen Riemen umwickelt. Solche Riemen wurden von den Goten in ihrer alten Heimat nicht getragen; vielleicht sind sie durch den Verkehr mit den Franken zu den spanischen Westgoten gekommen, als beide Völker Nachbarn wurden. Nach dem Zeugnis Isidors wurde der Schnurrbart von den westgotischen Männern durchweg getragen, doch muss derselbe nur in zwei schmalen Büscheln bestanden haben, die nicht den ganzen Raum zwischen Nase und Mund ausfüllten; nach einer Schilderung, die Sidonius von der Haartracht des westgotischen Königs Theodorich giebt, war der Bart auf die Schläfe und den Rand der Wangen beschränkt, während die Haare unmittelbar unter der Nase Tag für Tag entfernt wurden. Diese Art, den Bart zu beschränken, muss allgemein üblich gewesen sein, da, wie Sidonius ausdrücklich bemerkt, der König sein Haar »nach Volkssitte« trug[1]. Ferner wissen wir, dass bei den Goten ebenso, wie bei den Franken und Langobarden, die Annahme eines jungen Mannes an Sohnesstatt durch Beschneiden des Bartes geschah. Das Scheren des Haares galt als ein Zeichen der Unfreiheit. Und so dürfen wir annehmen, dass das Haar bei den Westgoten Nacken und Stirn bedeckt habe. An der genannten Bildsäule ist das Haar in die Stirne gestrichen und mit einem geraden Schnitt in der halben Stirnhöhe verkürzt, der Bart aber auf eine bescheidene Länge zugestuzt; der Schnurrbart fehlt.

Von der Tracht der westgotischen Frauen ist uns keine Spur überliefert worden; man kann indes annehmen, dass sie, ehe die Westgoten nach Spanien kamen, jener der ostgotischen Frauen gleich gewesen sei[2]. Dass sich diese Tracht in Spanien romanisierte, wird durch die Bildsäule einer spanischen Königin, die wie das obengenannte Standbild gleichfalls aus dem 11. Jahrhundert stammt, fast bis zur Gewissheit bestätigt (14. 2). Die lange Tunika, welche sich hier dargestellt findet, lässt die Füsse frei und reicht mit den Aermeln bis an das Handgelenk; sie ist untenher bordiert und zeigt in der Kniegegend zwei runde Zierbesäze (14. 4), wie solche seit der spätrömischen Epoche beliebt waren. Die Falten, welche sich quer über den Unterleib ziehen, können ebensowol auf eine breite Schärpe, wie auf das Schlussstück einer Jacke gedeutet werden; die Schärpe würde sich durch den maurischen Einfluss erklären lassen. Die Jacke war ein vielfach übliches Gewandstück dieser Zeit (14. 4. 5) und lässt sich für ganz Westeuropa und selbst für Byzanz nachweisen; sie begegnet uns noch an den Portalfiguren der Kathedrale von Chartres wie in den angelsächsischen und spanischen Buchmalereien[3]. Der Mantel scheint im Zuschnitte rechteckig gewesen zu sein; er zeigt einen Besaz an allen Säumen und ist mitten am oberen Brustrande verhaftelt. Der Kopfpuz lässt

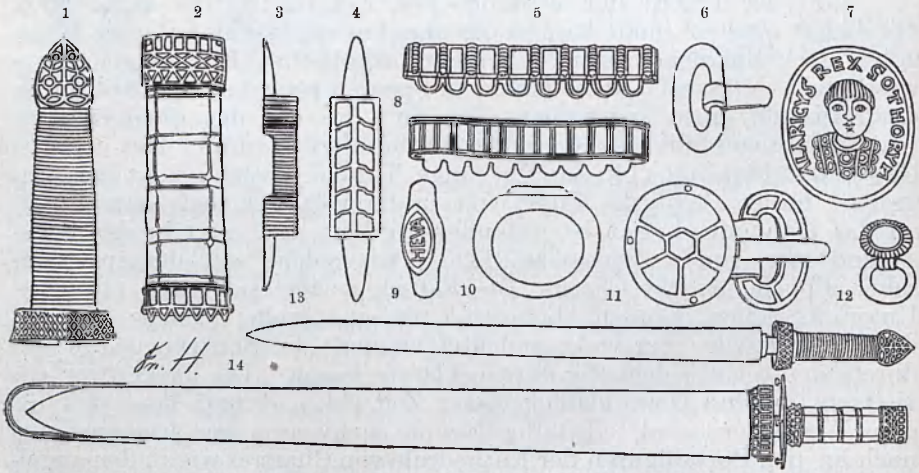
---

[1] Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I S. 320. [2] Siehe Seite 48 und 49.
[3] Näheres unter Angelsachsen und Normannen.

sich schwer erklären; unmittelbar auf den Haaren, die Stirne halb bedeckend, liegt ein kurzes Schleiertuch, das dem Saum entlang gekräuselt oder bestickt ist; so trugen es die Spanierinnen noch im 15. Jahrhundert; darüber sizt etwas wie ein niedriger Hut, der untenher mit einem Reif oder Diadem umschlossen ist. Eine andre Figur (14. 3) zeigt das Kopftuch um das Kinn genommen und eine Müze mit bestricktem Rand und flachem Boden darüber gesezt. Eine Müze nach phrygischer Art, die in Kastilien üblich war, scheint den Kopf einer dritten Frauenfigur zu bedecken (14. 5).

In der Gegend von Arcis-sur-Aube in Frankreich hat man Reste von Waffen und Schmucksachen gefunden, die als Grabschaz des westgotischen Königs Theodorich betrachtet werden, jenes Königs, der in der Catalaunischen Schlacht gefallen war und auf dem Schlachtfelde beerdigt wurde. Diese Annahme ist jedoch unsicher, denn der Ort, wo jener Völkerkampf getobt, ist bis heute noch ein Kampfplaz der Gelehrten, die ihn bald hierhin, bald dorthin verlegen. Ferner weisen die aufgefundenen Zierstücke auch auf eine Frauenleiche, die hier neben einem Krieger bestattet wurde. Wir haben jedoch bis jezt keine andre Erklärung für diese Fundstücke, als die angegebene; ihr Charakter verweist sie in dieselbe Zeit, welcher auch die Funde aus dem Grabe des merowingischen Königs Childerich I. angehören; und aus diesem Grunde dürfte eine kurze Beschreibung dieser Schäze hier die passende Stelle finden.

Fig. 15.



1 Griff eines Skramasax; 2 Griff einer Spatha; 3, 4 Riemenhalter; 5, 8 Mundstücke; 6, 11 Schnallen; 7 Platte eines Siegelringes; 9, 10 Ring; 12 Hängeschmuck; 13 Sax; 14 Spatha.

Die weiblichen Schmucksachen sind durchweg aus Gold und von einfacher, plumper Form. Es befindet sich darunter ein offener Halsring, der durchweg glatt ist und sich gegen beide Enden hin etwas verdickt; ferner ein einfacher Schnallenring mit starkem Dorne (15. 6),

sowie ein zweiter (15. 11), an welchem ein rundes Beschläg sizt, und zwar mittelst eines Scharniers, das in der Mitte einen Einschnitt für den Schnallendorn hat; Ring und Beschläg sind auf beiden Seiten zellenartig eingeteilt und mit dunkelroten Glasplättchen belegt. Ein Goldring (15. 9. 10), der dabei lag, besteht aus einem dicken, glatten Reife, der sich an einer Stelle etwas ausweitet und hier auf der Aussenseite eine leichtvertiefte ovale Fläche zeigt, welche die Inschrift »Heva« trägt. Dieser Name ist gotisch und der Ring unzweifelhaft ein Ehering, denn wäre er ein Siegelring, so müsste der Name verkehrt eingeschnitten sein. Dann ist noch ein kleineres Geschmeid vorhanden (15. 12), das jener Schnalle mit runder Beschlägplatte gleicht, aber keinen Dorn hat; das Plättchen zeigt roten Glasfuss mit geperltem Goldrande. Dieses Stück scheint der Teil eines Halsschmuckes zu sein, wie man dergleichen auf eine Schnur oder einen Draht aufzureihen pflegte.

Demselben Grabe wurden zwei Schwerter enthoben, eine Spatha (15. 14) und ein Sax (15. 13). Die Klinge des Langschwertes ist über 7 Centimeter breit und 80 lang; die Angel steckte in einem hölzernen Griffe, der nicht mehr vorhanden ist; der Griff war mit Goldblech überzogen (15. 2), das mit fünf Reifen, von welchen nur noch die Eindrücke zu sehen sind, befestigt wurde. Der Knauf ist oben flach, ringsum zellenartig in Dreiecke, Vierecke und Rauten abgeteilt und hier mit roten Almandinen belegt; in ähnlicher Weise ist auch das untere schmale Schlussstück des Gefässes sowie das Mundstück eingeteilt und verziert. Das Mundstück (15. 5. 8) zeigt zwischen je zwei viereckigen Zellen eine schmälere, die rotgeperlt ist, und die grösseren Zellen nach untenhin durch halbkreisförmige Zellen mit roten Plättchen abgeschlossen. Der Mund der Scheide war innen mit einem silbernen Reifbande gegen die Schwertschneiden geschüzt; aussen auf den Kanten der Scheide, unterhalb des Mundstückes, sassen zwei goldene Bügel (15. 3. 4), die mit eisernen Spizen unter dem ehemaligen Lederüberzuge auf der Scheide befestigt waren und als Riemenhalter dienten[1]; sie sind auf dem Rücken mit rotem Glasfuss in viereckigen Zellen geschmückt, an den Seiten aber gerippt. Das Ortband besteht in einem glatten Bügel von Eisen. Die Klinge des Skramasax[2] ist 4 Centimeter breit und 55 lang, an der Schneide völlig gerade, am Rücken dick und spiz nach der Schneide hin verlaufend. Von seinem Gefäss ist gleichfalls nur noch das Goldblech vorhanden (15. 1), welches als Ueberzug des Holzgriffes gedient hatte. Der Knauf ist gespizt, gezellt und mit Almandinen belegt, dergestalt, dass die Einlage etwa einem Tierkopfe ähnlich sieht, an welchem zwei Kreise die Augen und zwei die Nüstern vorstellen. Das Gefäss selbst ist quer gerippt, am Schlussstück aber rautenförmig. Ein Riemenhalter, der vermutlich auf der Kante der nicht mehr vorhandenen Scheide sass, ist von Eisen, wie ein Weberschiffchen an beiden Enden zugespizt und auf dem Rücken

[1] Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I S. 233.
[2] In der Lex Wisigothorum IX wird diese Waffe „Scrama“ genannt.

mit zwei kreisrunden Plättchen, sowie mit zwei dreieckigen Schlussstücken belegt; sämtliche Plättchen sind von rotem Glas und mit Goldstreifen gefasst. Eine schmale Leiste von Goldblech, die mit kleinen Kreisen ornamentiert ist, hat dem Anscheine nach als Kantenbeschlag einer Scheide gedient. Ein apfelförmiger Knauf, der bei diesen Waffen lag, ist das einzige Stück, das mit Granatplättchen statt mit farbigem Glase verziert ist.

Ein anderwärts gemachter Fund, der uns über die westgotische Bewaffnung einigen Aufschluss giebt, besteht in einem Siegelringe mit dem Bilde Alarichs (15. 7). Der Gotenkönig erscheint hier mit bartlosem Gesichte (13. 1) und in einem aus runden Scheiben gebildeten Harnische, die in senkrechte Reihen nebeneinander gesezt sind.

Der Aufschluss, den uns die Geschichtschreiber über die Ausrüstung der Westgoten geben, ist sehr gering. Der Bogen wird vielfach erwähnt; König Theodorich zeigte gerne seine Geschicklichkeit, mit welcher er den Bogen zu führen verstand[1]. Den Speer wussten West- und Ostgoten besser zu handhaben, als irgend ein germanisches Volk[2]. Der römische Feldherr Aëtius, der mehrere Jahre als Geisel beim König Alarich verweilte, bekannte, dass er von den Westgoten gelernt habe, den Speer zu gebrauchen[3]. Von der Reiterei wird weiter nichts berichtet, als dass die Pferde von sehr gutem Schlage gewesen; zu ihrem Schuze dienten zahlreiche Verordnungen.

Ein Schachspiel, welches Karl dem Grossen zugeschrieben wird und sich jezt in dem Medaillenkabinete der Pariser Bibliothek befindet, ist dem Kostüme der Figuren nach frühestens am Schlusse der Karolingerperiode, wenn nicht gar erst im 11. Jahrhundert entstanden, und nach der Tracht von Dame und Königin zu schliessen, spanische Arbeit. Aus diesem Grunde mögen hier einige Bemerkungen über die Ausrüstung beigefügt sein, in welcher Bauern und Reiter in diesem Spiele dargestellt sind; denn sie kann für die der Westgoten in Anspruch genommen werden, die sie zu einer Zeit getragen, da ihre Herrschaft schon erloschen war. Die Bauern sind als Fusskämpfer dargestellt[4] und haben über Kopf und Schultern eine Kragenkapuze, die mit Plättchen dachziegelartig besezt ist. Ein konischer Helm schüzt den Kopf über Wangen und Nacken herab und die Nase mit einer langen, schmalen Berge. Das Schwert ist zweischneidig und hat ein ovales Stichblatt. Der Schild deckt fast den ganzen Mann; er ist oben abgerundet, nach unten hin gespizt und auf der Vorderseite mit einem Randbeschläg und einem Geflechte von Streifen verstärkt, zwischen welchen Nagelköpfe sizen. Die Beine haben keinen weiteren Schuz, als die Hosen, welche die Zehen unbedeckt lassen. Ein Reiter dieses Schachspieles trägt einen mit Schuppen verstärkten Rock und eine Haube, die sonst keinen weiteren Besaz hat. Ein zweiter Reiter erscheint in einem Schuppenrocke, der auch die Oberschenkel deckt, und in einer Kapuze mit einer kleinen »Hirnhaube«; sein Schild ist kreisförmig. Die Sättel haben Bögen und dreieckige Pauschen vorn und hinten.

[1] Sidonius Apol., Epist. II, 1. [2] Procopius, bell. goth. IV. 31. [3] Greg. v. Tours, II. 8.
[4] Die Abbildungen siehe im zweiten Buch, elftes Jahrhundert.

2. Die Ostgoten.

Initiale aus dem 8. Jahrhundert.

Ehe die Goten nach Italien kamen, hatten sie ihre Wohnsize in den Donauländern und dem ganzen Gebiete zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee. Auf ihren Kriegs- und Raubzügen waren sie bis nach Kleinasien und Griechenland gekommen, von welchen Ländern sie, wie der Kirchenvater Hieronymus schreibt, nichts übrig gelassen hatten, als Himmel und Erde. Sie hatten die byzantinischen Kaiser zum Tribute gezwungen; aber ihre wilde Kraft wurde durch Theodorich den Grossen gelähmt, der es verstand, ihnen im Kriege wie durch Verträge grosse Vorteile abzugewinnen.

Kaiser Arkadius liess zur Erinnerung an die gotischen Siege seines Vaters eine inwendig ersteigbare Marmorsäule aufrichten[1]. Von dieser Säule ist heute noch das Fussgestell vorhanden, vom Stamme jedoch nur das Figurenwerk in einer Nachbildung durch Kupferstich; die Stiche selbst sind nach Zeichnungen des venetianischen Malers Gentile Bellini, der in der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, angefertigt worden. Leider haben weder Zeichner noch Stecher ihre Vorlagen mit jener Achtung behandelt, die einer Nachbildung den rechten Wert giebt, den Wert der Treue; sie wollten verbessern, und haben verschlechtert; indes scheinen sie im wesentlichen keine Veränderung vorgenommen und die Figuren nur stärker durchgebildet zu haben, als es der entmannten Kunst des 4. Jahrhunderts möglich war; manches Zweifelhafte mag wol auch auf einem Missverständnis des ersten Nachbildners beruhen, wie es solchen verwitterten Sachen gegenüber erklärlich ist; eine absichtliche Fälschung ist nicht anzunehmen, ebensowenig, dass ein Künstler die Augen auf sein Vorbild hefte und mit der Hand als Kopie ein Phantasiebild schaffe. Die gotische Tracht erscheint in den Nachbildungen durchaus barbarisch und stimmt vielfach mit jener Tracht überein, die wir an den Fundstücken aus der Gegend des Schwarzen Meeres, der alten Gotenheimat, bemerken können. Das Misstrauen, das die venetianischen Nachbildungen für die Wiederherstellung der Gotentracht völlig übersehen lässt, mag darum nur bedingungsweise gerechtfertigt sein. Vergleiche mit den sonstigen Bildfunden aus der Gotenzeit machen es möglich, die fremden Zutaten zu erkennen und auszuscheiden. Vor allem kommen hier zwei Elfenbeinplatten in Betracht, alte Konsulardiptychen, die jezt einem Messbuche im Halberstädter Domschaze zur Decke dienen. Beide Platten sind mit Figuren von gefangenen Leuten in Schnizwerk verziert[2]. Auf einem der Deckel (16. 1) bemerken wir über den hingelagerten Figuren das Bild eines zweihändigen Kurzschwertes, eines Skramasax, und auf der Scheide dieser Waffe, dicht unter dem Stichblatt, ein Beschläg, das ganz die gleiche Form hat, wie jene Gotenornamente, die, sich vielfach wiederholend, den Fries von Theodorichs Grabmal in Ravenna zieren. Dieses Ornament ist einem Schlüssel gleich zu achten, der uns Aufschluss über die Figuren selbst giebt; es lässt erkennen, dass das Schwert nebst dem Schilde und dem Köcher, die sich gleichfalls hier verbildlicht finden, als gotische Beutestücke und die Figuren selbst als Goten aufzufassen sind. Auf dem zweiten Deckel (16. 4) begegnen wir einer Figur, die das eine Bein knieend auf die Erde, das zweite aber mit dem Knie nach oben gestemmt und die Hände darüber zusammengelegt hat. Diese Figur zeigt in ihrer Tracht eine überraschende Aehnlichkeit mit einer gravierten Darstellung auf einem metallenen Fundstücke (16. 5), das aus einem alten königlichen Grabe auf der Krim zum Vorscheine kam[3]; man vermutet, dass in dieser Figur ein Skyte verbildlicht

[1] Nach andern Berichten Theodosius II. seinem Vater Arkadius.
[2] Abgebildet bei L. Stacke, Deutsche Geschichte I S. 94 u. 101, auch bei L. Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde.
[3] Dubois de Montpéreux, Voyage en Caucase. Pl. XXIV. 1.

sei. Hier wie dort bemerken wir die gleiche schwere Müze mit vornüberfallender Kuppe und breiter Nackenlasche, den gleichen Bart, die gleichen lockeranliegenden Hosen, die vorn an den Beinen herab ihrer ganzen Länge nach mit runden Zierstücken besezt sind. Dass mit diesem knopf- oder scheibenförmigen Schmucke Goldbleche gemeint sind, wird durch eine Menge von Goldplättchen bestätigt, die mit dem skytischen Bilde in demselben Grabe gefunden wurden. Die Bleche haben verschiedene Form, jedoch sämtlich in der Mitte ein Loch, durch das, dem Anscheine nach, die Fäden liefen, mit denen die Scheiben auf den Kleidern ursprünglich befestigt waren. An jener Grabfigur lassen sich ferner mässig weite Halbstiefel bemerken, die oberhalb der Knöchel verschnürt sind. Aehnliche Halbstiefel zeigt auf dem Elfenbeindeckel eine zweite Figur, die der ersten gegenüber am andern Rande sizt. Die männlichen Röcke auf beiden Deckeln haben vorn auf der Brust eine dreieckige, dem Anscheine nach herausgeschnittene Oeffnung. Diese Lücke ist jedoch nicht als Ausschnitt zu betrachten und ein einfacher Schliz würde von dem Künstler wol kaum angedeutet worden sein; sie entsteht, wenn man einen offenen Rock unverknöpft übereinanderschlägt und nur gürtet. Die Schnizereien sind durch häufigen Gebrauch stark abgeschliffen und lassen zumteil nur die Gürtung, nicht aber das Uebereinanderschlagen erkennen. Wir finden die dreieckige Brustöffnung jedoch an der skytischen Figur und sehen dort zugleich, wie sie entstanden ist. Beide vordere Kanten des Rockes sind hier mit einem schmalen Streifen verbrämt; einen ähnlichen Besaz lassen auch die Elfenbeinfiguren bemerken. Nun stellt sich die Frage auf, wie kommen diese skytischen Figuren auf ein spätrömisches Konsulardiptychon? Man muss sich erinnern, dass im Jahre 406 unter dem germanischen Heerkönige Radagais ein ungeheurer Barbarenschwarm von der mittleren Donau aus durch die Alpenpässe in Oberitalien einbrach, aber teils dem Hunger, teils den römischen Waffen unter den Mauern von Florenz erlag. Unter diesen Horden befanden sich nebst Vandalen, Burgunden und Sueven auch Goten uud Alanen; die Alanen aber waren ein skytisches Volk. Dies alles erwogen, gewinnt die Ansicht Raum, dass auf unsern Elfenbeindeckeln, die der Zeit jenes Raubzuges angehören, Typen einzelner jener Horden verbildlicht sind, vorzugsweise die von Goten und Alanen. Die Tracht der Frauen in diesen Schnizwerken kann als germanisch betrachtet werden; sie ist überhaupt weibliche Urtracht; denn wir finden sie sowol bei den griechischen Frauen aus der Zeit Homers wie bei den arabischen Frauen noch in unsern Tagen.

Ein weiterer Figurenfund, der geeignet ist, Zeugnis für die Gotentracht auf der Theodosiussäule zu geben, gehört gleichfalls dem Küstengebiete des Schwarzen Meeres an[1]. Die Figur (16. 2) stellt einen bartlosen jungen Mann dar, der sich auf einen ovalen Schild stüzt; die Tracht besteht in einer hohen gipfeligen Kapuze, die zugleich den oberen Rücken deckt, und in zwei übereinanderliegenden Röcken, welche die Kniescheibe freilassen und gegürtet sind; der obere Rock ist bis zum Gürtel geschlizt und führt lange, bequeme Aermel. Hosen und Schuhe sind zweifelhaft; jedenfalls lassen die Hosen die Form des Beins erkennen; über dem Knöchel eines der Beine ist eine Unterschnürung bemerkbar. Ganz ebenso doppelt übereinandergezogen finden wir die Röcke an den Theodosianischen Figuren und die Hosen gleichfalls unterschnürt; aber die Kapuze fehlt hier; die Männer sind durchaus barhäuptig dargestellt. Einzelnes, was sonst noch Misstrauen gegen die Aechtheit dieser Tracht erregen könnte, wird im Verlaufe der Darstellung berührt werden.

Es ist schwer, den Kulturgrad zu bestimmen, den die Goten inne hatten, als sie noch zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere wohnten. Einige zu Kertsch in der Krim aufgefundene Fibeln zeigen die Form der merowingischen Gewandnadeln; dass sie einst den Goten angehört haben, wird durch den Fundort wahrscheinlich gemacht. Nach den Bildwerken auf der Theodosiussäule bekleideten sich die Goten, wie alle Donaustämme, mit Rock und Hosen (16. 8). Die

[1] Dubois de Montpéreux, Voyage en Caucase XVII. 6.

Hosen waren lang und ziemlich weit; sie wurden stets unter den Knieen gebunden, manchmal auch, um sie unten zu schonen, ein zweites Mal unter den Waden oder hier heraufgeschürzt (16. 7). Vielfach begegnen uns die Goten auf jener Säule mit nackten Beinen (16. 15.); doch sind diese unbehosten Leute wol als Sklaven zu betrachten. Unter den Röcken kam noch der Rock in ältester Form vor, der aus zwei Stücken für Brust und Rücken bestand, und um die Hüften mit einem Gurt, auf beiden Schultern aber mit Knöpfen oder sonst einem Heftmittel zusammengehalten wurde. Unser Bild (16. 16) zeigt den Schulterverschluss aufgelöst und beide Stücke über den Gurt herabgefallen. Der eigentliche Gotenrock hatte Aermel, die meistens den ganzen Arm, seltener nur den halben Oberarm bedeckten. Er reichte bis in die halben Oberschenkel, war entweder ringsum geschlossen und nur mit einem Brustschlize versehen (16. 8), so dass er über den Kopf herab angezogen werden musste, oder er war vorn herab durchweg offen (16. 14. 15.) Nach Bedarf legte man beide Röcke übereinander an, (16. 14), den geschlossenen zu unterst; allein getragen beliess man diesen zuweilen ohne Gurt; den offenen aber trug man stets gegürtet und seine Oeffnung über dem Gurt bis zum Halse an einigen Stellen mit Knöpfen, Nadeln oder Schnüren geschlossen. Auf den Abbildungen zeigen Rock und Hosen manchmal einige Besonderheiten, die sonst nicht an den Trachten im altgermanischen Bereiche zu bemerken sind und wie moderne Zutaten erscheinen, nämlich Kragen und Zaddeln. Der Rockkragen (16. 8. 14. 15) hat sicherlich in einem Missverständnis des venetianischen Kopisten seinen Ursprung, der den Bortenbesaz am Halsloche für einen Kragen nahm. Die Zaddeln, die manchmal am untern Saume des Rockes oder der Hosen bemerkbar (16. 14. 16), sind dem Anscheine nach als Zotteln aufzufassen und soll durch sie angedeutet werden, dass die Kleidungsstücke aus Fell bestehen. Es lässt sich mehrfach nachweisen, dass die Bildkunst in ihrer unbeholfenen Kindheit sowol, wie in ihrem entmannten Greisenalter, zu einem gewissen Schema greift, um Stoffe, die sie an sich darzustellen unfähig ist, sozusagen symbolisch zu verdeutlichen. Demgemäss finden wir z. B. an assyrischen Figuren behaartes Fell stets durch ein Nez von gekreuzten Linien markiert, die ein Schuppenmuster bilden. Es darf freilich nicht übersehen werden, dass in der römisch-byzantinischen Zeit kurze Laschen an den Achseln wie über den Unterleib her, bei der kriegerischen Tracht allgemein üblich waren. Die Zaddeln an Gotenkleidern indes sind in ihrer Unregelmässigkeit nicht als solche Laschen aufzufassen. Für Kleider aus Fell spricht zudem ein Bericht des Claudian über eine »fellumhüllte Ratsversammlung« der Goten[1]. Nicht so durchweg wie der Hosen und des Rockes bedienten sich die Goten des Mantels, den sie auf der Brust oder rechten Schulter verhaftelten (16. 12).

Auf den Säulenbildern erscheinen die Goten zumeist barfuss; nur die vornehmeren tragen Schuhe. Sidonius erwähnt des gotischen Schuhes unter dem Namen »pero«; er sei aus Fell oder Rossleder ge-

[1] De bello gotico 481: Crinigeri sedere patres pellita Getarum curia.

wesen und habe den ganzen Fuss bedeckt[1]. Gleichwol müssen wir annehmen, dass die Goten auch noch andre Schuhe getragen haben, die nach Art des germanischen Bundschuhes mit vielfachen Seitenlaschen um die Ferse herum und über dem Riste verschnürt wurden. Kaiser Mauritius empfahl in seinem Werke über Kriegskunst die Einführung des gotischen Schuhes im byzantinischen Heere, den Schuh aber nicht mit der üblichen Schnürung zu schliessen, sondern mit einer festen Naht zu versehen, ihm auch eine Sohle unterzulegen und die Sohle gegen Abnüzung mit kleinen Nägeln zu verstärken. Der Kaiser spricht von den »Nasenlöchern« in den gotischen Schuhen; mit diesem Worte meinte er wol die beiden Oeffnungen, die sich in jeder Lasche rechts und links neben dem Mittelschlize befanden, durch welchen der Schnürriemen gezogen wurde[2] (vergl. 3. 3).

Gekürztes Haar und geschorener Bart galten bei den Goten, wie bei allen germanischen Stämmen, als ein Zeichen der Unfreiheit (16. 15. 16). Die Adoption geschah bei ihnen durch Scheren des Bartes. Auf den Bildwerken bedeckt das Haar, halblang geschnitten, völlig den Nacken, vorn aber fällt es in die Stirne (16. 8. 12). Zur Pflege des Haares scheinen die Goten eine mit roter Farbe versezte Salbe gebraucht zu haben, da unter ihren kosmetischen Mitteln auch der Rötel oder Zinnober genannt wird. Von einer Kopfbedeckung im Alltagsverkehre lassen weder Berichte noch Abbildungen etwas bemerken. Nur Priester und Könige trugen einen Hut oder eine Tiare als gemeinsame Auszeichnung der Edelgeschlechter, aus denen sie hervorgingen. Wie der Hut geformt war, lässt sich nicht mehr ermitteln. Da Jordanes[3] ihn mit dem römischen »pileus« vergleicht, so scheint er von kegeliger Gestalt gewesen zu sein. König Totilas Hut war mit Edelsteinen besezt und hatte hinten herabhängende Zierbänder von leuchtendem Purpur[4]. Ein Fundstück, das einem königlichen Grabe in der Krim enthoben wurde, (16. 3) stellt einen bärtigen Kopf von skytischem Typus dar, der eine hohe, spize Kappe mit Wangenlaschen trägt; andre Funde zeigen eine Müze, die der persischen Tiara ähnelt.

Wie bei allen germanischen Stämmen galt bei den Goten ein Halsring als wesentlicher Teil des Auspuzes. Halsringe liess Theodosius den Abgesandten der Goten als beliebten Schmuck und als gewohntes Geschenk überreichen[5]. Im Beowulf wird als Dankgabe »der Halsbouge grösster, der mit Flimmersteinen gezierte Festschmuck des Gotenkönigs« erwähnt[6].

Ueber die Kleidung der gotischen Frauen ist nichts Schriftliches vorhanden. Auf der Theodosiussäule erscheinen die Gotinnen in einem dem griechischen Chiton ähnlichen Gewande ohne Aermel, das stets gegürtet (16. 9), zuweilen noch ein- oder zweimal unterhalb des eigentlichen Hüftgürtels. Das Kleid ist an den Seiten mindestens von den Hüften an aufwärts offen, doch meist auf beiden Achseln geschlossen. So

[1] Peronem pauper nobus suspendit equinus. Panegyr. Avit 557 und: Perone setoso talos usque vinciebantur. Epist. IV. 20. [2] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde S. 347. [3] Jordanes XI. [4] Theophanes zum Jahre 551 und Paulus Diaconus, Histor. XVI. [5] Zosimus IX. 40. [6] V. 1210.

erscheint auch der Frauenrock auf den Halberstädter Diptychen (16. 1. 4), doch nur einmal gegürtet und zwar ziemlich hoch. Dieser Frauenrock ist überdies dem Rocke der germanischen Frauen gleich, von dem Tacitus sagt, dass er Arme und Schultern samt dem Teile der Brust, der den Armen zunächst lag, unbedeckt gelassen habe. Röcke dieser Art finden sich noch heute bei den morgenländischen Weibern als Alltagsgewand und sind überhaupt die ältesten Muster, die wir von Frauenröcken kennen. Die griechische Schürzung mögen die gotischen Weiber auf den Kriegszügen in Kleinasien und Griechenland kennen gelernt haben, denn es findet sich auch das »Diploidion« dargestellt, jener griechische Doppelumschlag (16. 11), der, vom Gewand abgelöst, mit wechselnder Gürtung um den Oberkörper befestigt wird. Auch die Sitte der griechischen Aermelung lässt sich an den gotischen Frauenkleidern bemerken. Aermel dieser Art wurden nämlich in der Weise hergestellt, dass man Brust- und Rückenstück des Kleides in überschüssiger Weise zuschnitt und über die Oberarme her zusammennähte oder auch verknöpfte. Den Frauenmantel (16. 10) finden wir gleichfalls nach griechischem Brauche umgelegt, nämlich mit seiner Mitte unter dem rechten Arme hergenommen und mit beiden Endstücken auf der entgegengesezten Schulter übereinander nach hinten und vorn geschlagen.

Das Haar erscheint auf beiden Bildwerken über der Stirne gescheitelt, frei herabfallend und nur mit einem Band umschlungen, wodurch es um den Kopf zusammengefasst und von der Stirne zurückgehalten wird. Eine der Frauenfiguren auf dem Halberstädter Buchdeckel zeigt das Nackenhaar aufgenommen und auf dem Scheitel in einen Knoten geschlagen, eine andre das Stirnhaar über dem Scheitel wie über einen hohen Kamm genommen und die ganze Frisur mit einem breiten Bande festgehalten.

Nachdem die Goten sich in Italien festgesezt hatten, nahmen sie römische Kleidung an; Theodorich selbst umgab sich mit allem Prunke des oströmischen Kaisertums.

In der Kirche S. Apollinare nuovo zu Ravenna ist uns ein Mosaikbild erhalten geblieben, das den Palast Theodorichs darstellt. Der Palast zeigt eine Säulenhalle; ursprünglich fand sich unter dem mittleren Bogen der tronende Gotenkönig, unter den übrigen Bogen sein Gefolge verbildlicht. Kaiser Justinian liess, nachdem er dem Gotenreich ein Ende gemacht, die Figuren herausnehmen und deren Raum durch Vorhänge ausfüllen. Gleichwol sind die Spuren der Bilder nicht völlig verwischt worden und die Lage der Musivsteinchen lässt die Umrisse der königlichen Gestalt noch erkennen; man bemerkt, dass sie den rechten Arm wie an einem langen Stabe erhoben trug, dass sie mit dem zinkenlosen Reife, wie er damals bei den byzantinischen Kaisern üblich, bekrönt und mit einem breit geborteten, auf der rechten Schulter gehefteten Mantel sowie mit langen Gewändern bekleidet war.

Von ostgotischen Waffen haben uns die Gräber bis jezt nichts herausgegeben. Nach westgotischen Fundstücken und dem Saxbilde auf dem Halberstädter Diptychon zu schliessen, waren sie den Waffen der übrigen germanischen Stämme gleich. Nur die Edlen unter den ostgotischen Kriegern trugen einen Panzer, der mit »lorica« bezeichnet

Fig. 16.

wird. Bei der Belagerung von Rom[1] wurde einer der gepanzerten Gotenführer von Belisar selbst mit einem Pfeilschusse durch den Hals niedergestreckt, und ein andrer, der mit Helm und Lorica bewehrt war, durch das Geschoss einer Wurfmaschine.

Ein Marmorfigürchen aus der Zeit Theodorichs oder seiner Nachfolger (16. 13), das sich in der Grabkapelle des Exarchen Isaak zu Ravenna befindet, stellt einen gotischen Krieger dar, dessen Rüstung noch den vollen Charakter der spätrömischen Kaiserzeit erkennen lässt. Der Oberkörper ist mit dem Harnisch aus gesottenen Sohlederstreifen umschlossen; ebenso sind die Arme gepanzert; den Unterleib aber bewehrt ein Schurz aus senkrecht übereinanderliegenden Streifen, die mit Metallplatten verstärkt erscheinen. Aehnliche Laschen schliessen sich an das Achselstück und umgeben den Beinschuz unterhalb der Kniescheibe. An den Unterschenkeln sizen halbhohe Stiefel. Eine zweite Figur (16. 17) von einem sogenannten Kussbilde in Elfenbein weist in ihrer Rüstung germanische, römische und asiatische Elemente auf, wie sie wol in der gotischen Rüstung zusammengeflossen sein mögen. Die Beine sind mit den germanischen Riemen umwickelt; der Panzer mit seinen Bauchlaschen zeigt spätrömischen, der Helm aber asiatischen Charakter. Merkwürdig an beiden Figuren ist der Ellbogenschuz, wie solcher sich sonst an keiner gerüsteten Figur aus so früher Zeit nachweisen lässt; er entspricht etwa den Kacheln, die wir an den mittelalterlichen Rüstungen finden; die ganze Beschaffenheit der Elfenbeinfigur schliesst eine spätere Ueberarbeitung aus, minder aber die der Marmorfigur.

Auch der Helm war, wie der Panzer, nur auf edle Geschlechter beschränkt. Die Könige scheinen in der Schlacht statt des Helmes den »Pileus« getragen zu haben, den Hut mit der purpurroten Binde; ob der Hut gleich den Lederhelmen, von denen man anderwärts Spuren gefunden, mit Metallspangen verstärkt war, lässt sich nicht mehr nachweisen. Die gotischen Schilde werden als sehr gross bezeichnet. Procopius berichtet, dass die Goten während der Belagerung Roms durch Witichis, als sie die Moles Hadriani stürmten, Schilde von auffallender Grösse, »nicht kleiner als die persischen Gerren« geführt hätten. Die Schilde waren wol von Holztafeln gemacht und mit einem Ueberzuge von Fell oder mit Metallbeschlägen verstärkt. Die Schilde auf dem genannten Elfenbeindeckel zeigen gebrochene Längskanten und sind dem Rand entlang sowie in der Mitte mit Spangen und Buckeln beschlagen. Eine ähnliche Schildform kommt auf einer persischen Felsensculptur bei Bavian vor[2], in der vielleicht die »Gerre« ihre Erklärung findet, denn der römische Geschichtschreiber dürfte wol schwerlich durch das Mass allein an die persischen Schilde erinnert worden sein. Der Skramasax auf dem Halberstädter Diptychon ist im Griffe lang genug für zwei Hände und an der Scheide unten eckig abgestumpft. Das Beschläg einer solchen im rechten Winkel abgeschnittenen Saxscheide wurde in dem Grabe des fränkischen Königs Childerich I. aufgefunden. Zu den Hauptangriffswaffen der Goten zählte der Speer. Einen gewaltigen Speerkampf, den der Gotenkönig Tejas gegen die byzantinischen

[1] Procopius, bello gotico I. 22. [2] Darnach der Schild bei Fig. 13. 1.

Fig. 16. 1. 4 Elfenbeinschnizereien von einem römischen Consulardiptychon (Schreibtafeldeckel), Gefangene aus der Zeit der Völkerwanderung darstellend, vom Ende des 4. oder Anfange des 5. Jahrhunderts, jezt im Domschaze zu Halberstadt. 2. 3. 5 Funde aus dem Küstengebiete des Schwarzen Meeres. 6 Kopfbedeckung der auf der Trajanssäule verbildlichten Donauvölker. 7—12. 14—16 gefangene Goten auf der Siegessäule Theodosius des Grossen. 13 gotischer Krieger, Marmorfigürchen zu Ravenna. 17 Krieger von unbestimmter Herkunft, Elfenbeinschnizerei von einem Kussbilde, worauf die Enthauptung Johannes des Täufers dargestellt ist.

Söldner unter Narses führte, schildert uns Procopius[1]. Tejas trat, allen Feinden sichtbar, aus der Schlachtreihe, bedeckt mit dem Schild und drohend mit dem Speere; die Schüsse und Stösse der feindlichen Speere fing er mit dem Schilde auf und tötete in raschem Ausfalle viele seiner Gegner. Als er seinen Schild von eingeworfenen Geschossen durchbohrt sah, vertauschte er ihn mit einem andern, den ihm sein Schildträger reichte; auf diese Weise kämpfte er den dritten Teil des Tages hindurch, bis er seinen durch die Last vieler Spere beschwerten Schild nicht mehr bewegen konnte; aber in dem Augenblicke, da er aufs Neue den Schild wechseln wollte, sank er, von einem Speer in die unbewehrte Brust getroffen, entseelt zusammen. Auch die Wurfaxt zählte zu den Waffen der Goten; nach einem Berichte des Agathias[3] schleuderten die Goten bei der Verteidigung der Stadt Cumae ihre Aexte auf die Angreifer. Die Gotenaxt wird der fränkischen Franziska geglichen haben; diese aber war eine schmale Klinge, die vom Helme an, in welchem sich das Schaftloch befand, in flachem Bogen ein wenig aufwärts stieg und gegen die Schneide hin sich verbreiterte[2]. Die Keule war eine gefürchtete Waffe in der Hand der Goten; Ammianus Marcellinus berichtet[4], dass in der Schlacht »an den Weiden« in Mösien die Goten mit ihren im Feuer gehärteten Wurfkeulen den linken Flügel des römischen Kriegsvolkes zersprengten. Dass die Goten auch Pfeil und Bogen benützten, wird vielfach bestätigt; sie führten den Bogen schon seit grauer Zeit und waren die ersten, die ihn mit einer Sehne aus Tierflechsen bespannten; ihre Pfeilschüsse bereiteten den Römern manche Niederlage. Aligern, König Totilas Bruder, schickte bei der Belagerung von Cumae seine Pfeile mit so mächtiger Durchschusskraft dahin, dass die härtesten Gegenstände zersplitterten und einem römischen Führer der Schild, der Eisenpanzer und der ganze Körper durchbohrt wurde[5]. Das Halberstädter Diptychon (16. 1) zeigt einen cylindrischen Köcher, der mit Pfeilen angefüllt ist. Von gotischen Feldzeichen wird nur das Hauptbanner genannt. In dem Gefechte gegen Belisar und dessen Leibwache stand in der vordersten Reihe als Bannerträger (Bandularios) der gefeierte Held Visand, welcher erst nach dreizehn erhaltenen Wunden niedersank, aber nach drei Tagen auf dem Schlachtfelde aufgefunden und durch Wasser wieder zum Leben erweckt wurde, so dass er sich noch bis ins hohe Alter seines Ruhmes erfreuen konnte[6].

---

[1] IV. 36. [2] I. [3] Siehe unter „Franken". [4] XXXI. 7. [5] Procopius, bel. got. V. 18. [6] Agathias I. 9.

Initiale aus einer angelsächsischen Evangelienhandschrift des 7. Jahrhunderts. Der Brauch, mit dem ersten Buchstaben des einleitenden Wortes den zweiten einzurahmen, begegnet uns nicht selten in den insularen Mönchsmalereien. Der einschliessende Buchstabe an vorstehender Initiale, ursprünglich ein C, wurde vom Verfasser durch ein Motiv aus derselben Schrift zu einem D ergänzt.

3. Die Baiwaren.

Damals, als die Ostgoten ihren Wohnsiz in Italien hatten, die Westgoten in Spanien und neben ihnen, in Galicien, die Sueven, die Vandalen in Afrika und auf den Inseln des Mittelmeeres, an der Rhone aber und in der heutigen Schweiz die Burgunden und an beiden Ufern des Oberrheins die Alamannen: um diese Zeit hatten sich die Baiwaren an der mittleren Donau sesshaft gemacht und südwärts bis an die Alpen, nordwärts aber bis in die bergumschlossenen Erdwinkel an der Ostseite des Thüringer Waldes verzweigt. Die Baiwaren (Bojoarier, Bajuvaren, Baiern) sind ein Mischvolk, das aus Herulern, Sciren, Turculingern und Rugiern entstanden ist, und bis heute noch viel von seinem ursprünglichen Charakter behauptet hat. Namentlich das oberbaierische Landvolk, dem das rauhe, wechselvolle Gebirgsklima fremde Einwanderer ferngehalten hat, zeigt sich vielfach in Brauch und Sitte noch jezt so urtümlich, dass wir bei ihm manches als Gegenwart erblicken, was zugleich seine Vergangenheit ist. Aus diesem Grunde brauchen wir weniger, als bei sonst einem deutschen Volksstamme zu zögern, einzelne Stücke der gegenwärtigen Tracht mit den Funden aus seinen urväterlichen Gräbern zusammenzustellen, um ein kostümliches Bild von den alten Baiwaren zu gewinnen. Die ausgiebigsten Spuren ihres erloschenen Daseins haben unsre archäologischen Maulwürfe in den Feldern bei Reichenhall aufgespürt. Wie die Gerippe bekunden, die diesen Friedhof füllten, waren die alten Besiedler dieser Gegend kräftige Bergsteiger und starke Lastträger, so wie es die dortigen Gebirgsleute noch heute sind, denn sie überragen an Wuchs die sonstigen Altbaiern, die nur von mittlerer Grösse. Aus den metallenen Beigaben der Leichen lässt sich bestimmen, dass das Grabfeld etwa von dem lezten Jahrhundert der grossen Völkerwanderung an bis zur ersten christlichen Zeit benuzt worden ist. Die Kleider, in denen man die Leichen beigesezt hatte, sind freilich verwest und haben uns nichts zurückgelassen, als die Abdrücke ihres Köpers in der angepressten Erde; diese Abdrücke aber lassen auf Wolle und Leinwand schliessen; die verschwundenen Stoffe sind demnach etwa die gleichen gewesen, die uns der salzhaltige Thon des oberösterreichischen Nachbarlandes in vielfachen Resten überliefert hat; hier sind es Fezen von gewebten Wollstoffen, von Fellen, Pelzen

und Leder. Unter diesen Stoffen wechseln grobe, wahrscheinlich geflochtene Gewebe mit halbfeinen und solchen, die an Feinheit unsrem Merino und Orleans gleichkommen. Die gröberen Stoffe sind meist braunfarbig, die feineren hellgrün, vereinzelt auch dunkelblaugrün, in Kette und Einschlag verschiedenfarbig, glatt und gemustert. So fand sich ein Rest aus mittelfeinem Stoffe, der seiner ganzen Länge nach mit einem schachbrettartigen Ornamente aus braunen gedrehten Fäden gemustert, und seiner Quere nach mit Pferdehaar durchschossen ist, dabei ein andres Stück mit einer gewebten Borte. Unter den Tierhautresten erkennt man schwarze Lammpelze, Ziegen- und Kalbfelle, Reh- und Gemsdecken, alles noch behaart; das Leder ist trefflich gegerbt.

Ueber die Form der Kleider müssen wir uns aus der Lage zu unterrichten suchen, die die Abdrücke der Stoffreste und die metallenen Fundstücke selbst bei den Gerippen eingenommen haben; dies verbliebe indes ein hoffnungsloses Unterfangen, wenn uns nicht die noch heute unter den Oberbaiern übliche Tracht zu Hilfe käme, die ähnliche Abdrücke hinterlassen müsste, wenn man sie mitbegrübe. Dieses Trachtenbild zu verdeutlichen, können wir auch die geschichtlichen Notizen über die Gewandung heranziehen, welche die Langobarden trugen, als sie noch an der unteren Donau wohnten, denn Langobarden und Baiwaren waren Nachbarn. Alle diese Spuren zusammengestellt ergeben ein Bild, das die alten Gebirgsbewohner, wenigstens die ärmeren, den Holzknechten ähnlich erscheinen lässt, wie sie noch heutzutage in den baierischen und tirolischen Alpen leben. Zu dieser uralten Tracht (vergl. 13. 5) wird allem Anscheine nach eine weite unten offene Kniehose von Leder oder Drillich gehört haben, wie sie zur Jagd und zum Wandern in den Bergen bequem war, und die man um den Leib mit einem schmalen Lederriemen festhielt, der verschnallt wurde; dazu mögen in der rauheren Jahreszeit wollene Wadenstrümpfe für die Unterschenkel gekommen sein. Auch die Langobarden trugen, wie uns der Diakon Paulus berichtet, weisswollene Wadenbeinlinge, falls damit nicht Schenkelbinden gemeint sind. Auf einem Bildwerk aus der römischen Zeit der Langobarden finden wir einen König dargestellt, um dessen Unterschenkel ein Riemwerk mit zierlichen Verschlingungen festgenestelt scheint (21. 10). Dieser Anblick legt uns die Vermutung nahe, dass man in späterer Zeit, als die Riemen nicht mehr üblich waren, dieselben durch Stickereien in den Wadenstrümpfen markierte, woraus dann das verschlungene Rankenornament entstanden wäre, mit dem Tiroler und Baiern noch jezt ihre Wadenstrümpfe zu verzieren pflegen[1]. Zu diesen Gewandstücken wird dann noch ein langer faltiger Ueberhang von Loden gekommen sein, der ähnlich wie die römische Pänula einen Ausschnitt für den Hals hatte, durch welchen man ihn über den Kopf herabstürzen konnte. Solch ein Anzug war den harten Gebirgs-

[1] Solch markiertes Riemwerk ist auch in den Malereien der Bibel Karls des Kahlen bemerklich; siehe Näheres darüber unter „Franken".

leuten selbst bei Sturm und Regen genügend. Begüterte Leute, die im Flachlande sich angesiedelt hatten, werden längere Hosen gleich ihren alamannischen Nachbarn getragen und diese mit farbigen Schuhbändern von den Knöcheln herauf umwickelt haben. Andeutungen von solchen über die Langhosen gewickelten Riemen finden sich auch in den langobardischen Bildern (21. 9. 11). Noch heute tragen im Salzburgerlande bei den sogenannten Berchtenspielen, die sich alljährlich wiederholen, die jungen Tänzer über den strumpfartigen Hosen, wie man sie im Mittelalter liebte, rote und grüne Bänder, und zwar kreuzweis darauf festgenäht. Schmale zungenförmige Beschläge, die man bei den baiwarischen Gerippen stets in der Kniegegend gefunden hat, sind sicherlich als Endstücke von Schenkelriemen zu betrachten. Nebst den Langhosen werden die Niederbaiwaren noch einen verzierten Leibrock angelegt haben, der bis an die Knie reichte; doch lässt sich hierüber nichts Bestimmtes nachweisen.

Mehr als bei andern deutschen Stämmen war bei den süddeutschen Bergbewohnern der Gürtel ein Hauptbestandteil der Tracht, wie er denn bei diesen noch heute dafür gilt. Zahlreich sind die Gürtelbeschläge von Eisen und Bronze in den dortigen Gräbern. Seiner Hauptform nach ist das Beschläg, das an beiden Enden des Gürtels sass, nach untenhin etwas verschmälert und abgerundet (17. 8. 11. 12), auf der oberen Fläche aber mit drei Heftnägeln besezt, die meist halbkugelförmig; zwei davon sind oben im breiteren Teile des Beschläges angebracht, während der dritte im unteren sizt, dergestalt, dass es scheint, als solle durch diese Anordnung ein Tierkopf mit zwei Augen angedeutet werden. An einem von beiden Endstücken befindet sich die Schnalle, die gewöhnlich elliptisch ist und einen starken Dorn hat. Sonst ist das Beschläg noch mit geometrischen Mustern oder mit Geriemsel und Tierköpfen in vertieften Linien verziert. Ein drittes Beschläg war nicht selten mitten auf den Gürtel geheftet, so dass es, wenn man den Gürtel um den Leib schloss, auf den Rücken zu liegen kam. Man findet es in den Gräbern, wo der Körper verwest ist, unmittelbar unter der Schnalle. Sonstige Gürtelverzierungen bestanden in schmalen Streifen von Bronzeblech, die mit rundköpfigen Stiftchen festgeheftet waren und zwar so, dass diese, reihenweis und gleichmässig zu dreien eingesezt, mit ihren umgeschlagenen Spizen auf der Rückseite des Leders kleine Dreiecke bildeten. An manchen Gürteln muss unter der Schnalle sich ein kleines Ledertäschchen befunden haben, das mit einem Knopfe verschliessbar war, denn man hat nicht selten gerade an dieser Stelle Münzen gefunden und selbst eine kleine Stahlplatte mit einem Feuersteine, Werkzeuge, die man bis auf unsre Tage zum Anschlagen des Feuers benuzt[1]. Erhalten sind uns überdies noch Reste von Gürteltaschen

[1] „Nachdem man den Tod bloss als einen Uebergang zu einem ähnlichen Leben, wie das irdische, dachte, so ist dem Verstorbenen ein Licht auf seinem Wege zur Seelenhalle mitzugeben, eine so tief eingewurzelte, in das innerste Volksleben eingedrungene Sitte geworden, dass unser Landvolk bis zur Stunde der Leiche einen geweihten Wachsstock in den Sarg zu legen gewiss nicht verabsäumt.“ Chlingensperg-Berg: Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern S. 86.

aus Leder und Wollstoff geblieben, in denen dem Verstorbenen seine Kostbarkeiten mitgegeben worden waren: Silberringe, Perlen und Hängeschmuck. Das Beschläg der Taschen (17. 10) lag an der linken Hüftseite. Kleine Zängelchen von Erz, die vermutlich zum Auszupfen der Barthaare bestimmt waren, scheint man ebenfalls am Gürtel mitgeführt zu haben, da sie stets in dessen Nähe liegend gefunden wurden[1].

Von baiwarischem Schuhwerk ist uns nichts erhalten geblieben, doch darf als sicher angenommen werden, dass man solches trug und dass es der lederne Bundschuh gewesen, der allen Germanen urtümlich war, nämlich ein Stück Fell oder Leder mit Laschen am Rande ringsum, die über den Spann zusammengelegt und mit einem hindurchgezogenen Riemen verschnürt oder verschnallt wurden. Wie sonst bei den Germanen galt auch bei den Baiwaren langes Haupthaar als Merkmal eines freien Mannes, während unfreie Leute es kurz geschoren tragen mussten. Fraglich bleibt indes, ob die Baiwaren das Haar über Schultern und Nacken fallend trugen oder etwa kurz unterhalb der Ohren verschnitten. Der Chronist Widukind berichtet in seinen sächsischen Geschichten vom Ende des 10. Jahrhunderts[2], dass die Franken von dem über die Schultern herabfallenden Haare der Sachsen überrascht gewesen, was wol nicht geschehen wäre, wenn sie es in solcher Länge an ihren baiwarischen Nachbarn, mit denen sie seit Jahrhunderten im Verkehre standen, gewohnt gewesen wären. Der Mönch Froumund, der um dieselbe Zeit sein Buch von der Gründung des Klosters Tegernsee verfasste, erzählt, dass die Baiern ihrem Herzoge Theodor I. zulieb ihr Haar vorn abgeschnitten hätten. Dem freien Manne wurde als Standeszeichen der Kamm mit in das Grab gegeben; man legte ihm denselben zugleich mit einer Schere oder einem Rasiermesser vereinigt in einem leinenen Futterale und überdies mit Blättern oder einem Holzbrettchen zugedeckt unter das Haupt. Die aufgefundenen Kämme haben verschiedene Form; bald sind sie nur an einer Seite gezahnt, bald an beiden Seiten, und dann auf der einen Seite mit weiten, auf der andern mit engen Zähnen. An den Kämmen haften noch vielfach die Schalen oder Scheiden, die schützend über die Zahnreihen geschoben waren (17. 13). Seltene Funde sind Kämme aus dem Endsprosse eines Hirschgeweihes (17. 16), welcher der Länge nach gespalten und im Spalt mit gezahnten Knochenstücken besezt ist, derart, dass das dicke Ende des Sprosses als Handhabe frei bleibt. Wie es die Baiwaren mit dem Barte gehalten, ist geschichtlich nicht mehr zu ermitteln; ihre Nachbarn, die Alamannen, trugen, wie aus einer Stelle ihres Landrechtes zu ersehen, den vollen Bart. So weit nachweis-

[1] Zur Erklärung der alten Gürtel könnten wol die Gürtel dienen, die noch heute Tiroler und Oberbaiern tragen. Hier hat der Riemen eine bedeutende Breite und besondere Zierplatten aus stärkerem Leder oder Gelbmetall mit demselben verschlungenen Ornament aus Ranken und Tierköpfen, wie bei den alten Beschlägen, aber sinnlos und verworren, denn der Geist, der die alten Motive geboren, ist längst verschwunden. Dann zeigt der Gürtel noch eine Verzierung von roten und grünen Lederstreifen und eingeschnittenen weissen Federkielen; auch diese ist sicherlich alter Gewohnheit entsprungen. Siehe L. Lindenschmit, Handbuch der D. Altertumskunde B. I. Näheres unter Alamannen.

[2] I. 9.

bar, beschränkten nur die Franken nach dem Zeugnis der Chronisten und Buchmaler ihren Gesichtsschmuck auf den Lippenbart. Schere, Rasiermesser (17. 14. 15) und Kneipzange in den baiwarischen Gräbern lassen wenigstens vermuten, dass ihre alten Besizer den Bart zu beschneiden und sorgsam zu behandeln pflegten. Ein Zeugnis für den baiwarischen Bart findet sich erst im 12. Jahrhundert; eine gereimte Kaiserchronik erzählt, der Kaiser Severus habe dem Baiernherzog Adelgar, um ihn zu verhöhnen, das Haupthaar sowie den Bart am Kinne abschneiden lassen und ihn so beschimpft nach Hause geschickt.

Die weibliche Tracht lässt sich kaum noch mit einiger Sicherheit ermitteln. Wir können fast nur aus der Lage, in welcher Fibeln und Schnallen vorgefunden wurden, auf die Kleider schliessen, zu deren Befestigung sie ehemals gedient hatten. Mehrfach hat man an Hals und Schultern von weiblichen Gerippen eine Bronzenadel mit Knopf bemerkt oder einen längeren Bronzedorn mit einer Oese, durch die der Dorn mit einer Schnur am Kleide befestigt war, ferner in der Hüftgegend Reste eines Gürtels. Die Schulternadel und der Gurt machen es wahrscheinlich, dass das Kleid noch in altgermanischer Weise aus Brust- und Rückenstück bestand, die beide auf der Schulter zusammengeheftet und um den Leib her gegürtet wurden, dass das Kleid also keine Aermel hatte; so beschaffen war in der ältesten Zeit das Kleid der Germaninnen überhaupt. Zu diesem ärmellosen Kleide mag dann noch ein kürzeres Ueberkleid oder eine Jacke mit Aermeln gekommen sein. Manche der aufgefundenen Brustspangen lassen an ihrer Schwere erkennen, dass sie nicht zum Verschluss eines Brustschlizes an den Kleidern bestimmt waren, sondern zur Befestigung einer Umhangdecke. Tagewerkende Frauen werden als Schuzkleid wol denselben Ueberhang von Loden angelegt haben, den wir bei den Männern voraussezen. Möglich ist, dass die kleineren Fibeln und Schliessen auf dem Oberteile der weiblichen Gerippe benüzt wurden, um ein Busentuch vorn zusammenzuhalten. Dergleichen Tücher sind abbildlich seit dem 12. Jahrhundert nachweisbar[1] und waren wegen des grossen Ausschnittes in den Röcken, den die weibliche Büste verlangte, jedenfalls schon Jahrhunderte zuvor ein notwendiges Kostümstück. Das heut in Oberbaiern übliche Mieder reicht schwerlich bis in das Mittelalter zurück; da nun das Mieder den Schnitt der übrigen Röcke bestimmt, so lässt sich von der heutigen oberbaierischen Frauentracht kein Rückschluss auf die alte Kleidung wagen. Die Gewebereste, die man an der Rückseite mancher Fibeln haftend gefunden, wurden als Leinwand erkannt. Der weibliche Gürtel war gleichfalls von Linnen oder gewirkter Wolle und nur an den Beschlägen mit Leder unterlegt. Von Schuhen ist nichts nachzuweisen; ebensowenig lässt sich bestimmen, wie das Haar angeordnet wurde. Eine Stelle in den alt-

[1] Im „hortus deliciarum“ der Herrade von Landsperg findet sich eine Dienstmagd mit solch einem Busentuch abgebildet. Siehe 12. Jahrhundert.

baierischen Gesezen spricht von Flechten [1]. Seit alten Zeiten ist es bei den Mädchen auf dem Lande Sitte, das Haar in einen breiten Zopf zu flechten, an Festtagen mit eingelegtem farbigen Bande, und die Flechte wie einen Kranz um den Kopf zu gürten [2]. Wir wissen indes, dass bis über das Mittelalter hinaus aufgelöstes Haar als kennzeichnender Schmuck den Mädchen zustand. Vereinzelt hat man an dem Hinterkopfe weiblicher Leichen einen Kamm oder eine Nestnadel zugleich mit einem kleinen Ringe gefunden. Der Kamm erlaubt vielleicht anzunehmen, dass das Haar damit aufgesteckt wurde; wozu aber der Ring gedient, ist dunkel. Nestnadeln sind äusserst selten. Die Frauen haben ihren Kopf wol mit einem Tuche bedeckt, wie solches heute noch in Oberbaiern des Sonntags am Hinterkopfe getragen wird, und zwar aus schwarzer Seide, in Oberfranken aber von weisser Farbe und auf dem Oberkopfe; in der fränkischen Gegend legt man noch ein zweites Tuch von gleichem Gewebe über die Schultern und hält die beiden Zipfel vorn mit den Händen zusammen. Beide Tücher und die Art, wie sie getragen werden, sind unzweifelhaft durch die Slaven in das Land gekommen; sie finden sich gerade so bei den slovakischen Frauen in Oberungarn [3].

Die baiwarischen Frauen liebten es, Kopf, Hals und Brust vielfach mit glänzendem Tand auszuschmücken. Der häufigste Brustschmuck war eine Perlenschnur, zuweilen in doppelter und dreifacher Kette. Die gefundenen Perlen sind aus Glas, buntgefärbtem Thon, Email und Bernstein, ab und zu auch aus Silber, dabei in allen Farben hergestellt, orangegelb, himmelblau, grün, rot, weiss und schwarz, manchmal mit bunten Zickzacklinien gestreift. Die Ohrringe (17. 1—7) sind meist oval und bestehen aus glattem Drahte von Silber oder Zinn, selten von Gold; manchmal führen sie ein Behäng in Form eines Eichelnäpfchens oder einer filigranierten Blüte mit einem Glassteinchen oder einer Perle in der Mitte. Armringe haben sich nicht häufig gefunden; es sind meist einfache, offene Bronzereife mit verdickten Enden und einem gestrichelten oder punktierten Muster auf der äusseren Fläche. Ehe- und Verlobungsringe [4] waren schon in jenen grauen Tagen Sitte; gewöhnlich sind es gleichbreite silberne Reifchen mit Längsstreifen aussenher; sie wurden an den vierten Finger der linken Hand gesteckt. Andre Ringe, die zum Schmucke dienten, sind manchmal mit einer halben Glasperle besezt, die mit Filigrandraht eingefasst ist.

Die Krieger wurden mit ihren Waffen begraben, die vornehmsten mit dem Langschwert am Gürtel, dem wuchtigen Skramasax im rechten Arm, dem Schild auf der Brust, dem Pfeilbündel an der Seite und

---

[1] Lex Bajuv. VIII. 5: Si autem discriminalia eicerit de capite, quod uualcurf dicunt, vel virgini libidinose crines de capite extraxerit, cum XII solidis componat.

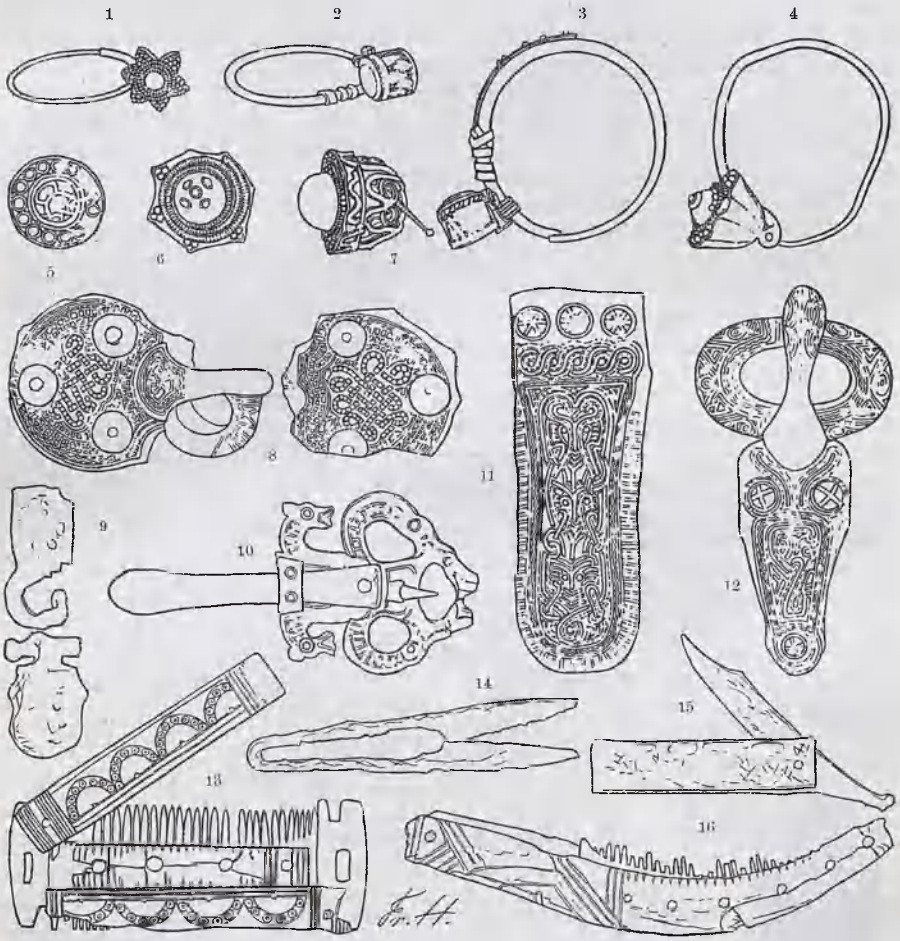
[2] Chlingensperg-Berg, d. Gräber von Reichenhall S. 88.

[3] Auch gebrauchen die Frauen in Oberfranken ganz wie die Slovakinnen statt des Regenschirmes ein grosses weisses Regentuch, das in der Mitte einen drei Finger breiten roten Streif hat; dieses schlagen sie bei Gängen über Land um den Rücken und halten es vorn zusammen. Der rote Streif ist deutsche Zugabe.

[4] Es ist bemerkt worden, dass die baiwarischen Frauenschädel meist kurzköpfig sind; darnach könnte es scheinen, als ob die Baiwaren sich ihre Gattinnen mit Vorliebe aus den im Lande zurückgebliebenen Resten der romanischen Bevölkerung gewählt hätten, die kurzköpfig war.

der Haarschere samt dem Kamm unter dem Haupte. Sämtliche Waffen waren von Eisen; es müssen vortreffliche Schmiede gewesen sein, die sie hergestellt haben, denn obgleich das Eisen dem Schwunde von innen und aussen her ausgesezt ist und diese Waffen mehr als tausend Jahre in der Erde gelegen, zeigen sie gegenwärtig noch hie und da,

Fig. 17.



1—7. Ohrringe. 8. Gürtelschnalle mit Gegenbeschläg. 9. Hakenverschluss eines Gürtels. 10. Taschenbeschläg. 11. Endbeschläg eines Gürtels. 12. Gürtelschnalle. 13. Doppeltgezahnter Kamm mit Futteral. 14. Schere. 15. Rasiermesser. 16. Kamm aus einem Geweihspross mit eingesezter Zahnplatte. Sämtliche Gegenstände nach dem Werke von Chlingensperg-Berg, das Gräberfeld von Reichenhall. 1890.

wo die Oberfläche rostfrei geblieben, die blanke Politur des Stahles. Die Spatha ist lang, zweischneidig mit gleichbreiter mässig gespizter Klinge und kurzer Angel; sie steckte zuweilen noch in ihrer hölzernen Scheide, die innen mit Pelz gefüttert und aussen mit Leinwand über-

zogen war. Man trug sie an einem eigenen Gurt, der an Stelle des sonst üblichen Kleidergürtels umgelegt wurde. Dieser Waffengürtel hatte eine Schnalle oder einen eisernen Knebel (17. 9), mit dem er verschlossen werden konnte, und war aussenher in kleinen Zwischenräumen mit eisernen Plättchen benietet, ebenso innenher, wo die Plättchen paarweise oder zu dreien nebeneinander sassen. Von diesem Gürtel herab hingen über beide Hüften oder vorn über den Unterleib und die Hüften zugleich längere zungenförmige Eisenplatten herab, die gleichsam einen eisernen Schurz vor dem Unterkörper bildeten (vergl. 13, 4. 8). Diese Beschläge waren entweder an den Zierplatten des Schwertgehänges angebracht oder mit ihren auf der Rückseite befindlichen Oesen in das Lederwerk eingeschlagen. Es ist nicht mehr bestimmt nachzuweisen, ob in lezterem Falle nicht ein eigener Gurt benüzt wurde; bei den Panzerplatten lag nicht selten links an der Hüfte ein eisernes Rähmchen oder eine Zwinge mit starkem Haken; nun scheint es, als ob der schwerbelastete Panzergurt durch dieses Rähmchen gelegt und mittelst desselben an das Wehrgehänge eingehakt worden sei. Dergleichen Reste von Bauchpanzern sind auch in fränkischen Gräbern aufgespürt worden, ebenso in alamannischen auf Schweizerboden. Da die sonstigen Waffen der Reichenhaller Gräber die gleichen sind, die wir bei den andern germanischen Stämmen finden, so müssen wir hier, um uns nicht vielfach zu wiederholen, auf die Beschreibung namentlich der fränkischen Waffen verweisen. Bemerkt sei nur noch, dass der Schild ein seltener Fund in den baiwarischen Gräbern ist, und das Beil, das doch allen Germanen gemeinsam war, bis jezt noch gar nicht entdeckt worden. Von Schilden ist nur ein einziges Beispiel ziemlich unversehrt zu heben gelungen, eine ovale Holzscheibe, die mit Leder überzogen und rings dem Rand entlang mit zusammengeknüpften, schmalen Lederriemchen verziert, in der Mitte aber mit einem schön gewölbten Buckel besezt ist; der Buckel zeigt einen Knopf auf der Spize und Nietnägel von gelbem Metall am unteren Scheibenrande.

---

4. Die Alamannen.

Initiale aus dem 7. Jahrhundert.

Nachbarn der Baiwaren auf westlicher Seite waren die Alamannen, die Erben des alten Suevenbundes. Als die Völkerwanderung zur Ruhe gekommen war, hatten die Alamannen sich zu beiden Seiten des Oberrheins angesiedelt; ihr Gebiet reichte südlich bis in die Schweiz, östlich bis zum Lech und nördlich bis zur Lahn. Die Schlacht bei Zülpich aber kostete den Alamannen das schöne Land am Mittelrhein und am Main.

Obschon unter den germanischen Stämmen der alamannische

der ausgebreitetste war, so ist über dessen Tracht doch nur wenig bekannt geworden und das Wenige ist schwer zu ergänzen. Der Mantel scheint das einzige oder doch das wesentlichste Kleid in seiner Urzeit gewesen zu sein; Hosen wird er erst im Verkehre mit den Galliern angenommen haben. So mit Hosen und Mantel dürfte er bekleidet gewesen sein, als er nach der Mitte des dritten Jahrhunderts auf helvetischem Boden erschien; in diese Zeit aber reichen die alamannischen Gräber nicht zurück, die wir bis jezt entdeckt haben.

Noch im 8. Jahrhundert gab es Stämme, die kein andres Kleid als den Mantel trugen. Ein Elfenbeindeckel vom sogenannten Antiphonarium St. Gregors, das sich in der Bibliothek von St. Gallen befindet, zeigt in seiner Schnizerei zwei kämpfende Leute, die als einzige Bekleidung einen Fellmantel tragen, der unter der rechten Achsel hindurchgenommen, auf der linken Schulter gekreuzt und mit seinen Enden nach hinten und vorn geworfen ist. Die Streitenden sind bartlos, aber ihr Haar deckt den Nacken und ist über der Stirn in zwei Hörner gedreht. Die Arbeit scheint römisch oder byzantinisch zu sein; auf das 8. Jahrhundert weist sonstiges Beiwerk, die aufgebuschte Frisur auf einen suevisch-alamannischen Stamm.

Wir erfahren aus einem Berichte des Agathias [1], dass um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Alamannen Hosen getragen haben. »Der Leib der Männer, sagt jener Geschichtschreiber, indem er die aus Franken und Alamannen gemischte Heerschar des Butilin schildert, ist im Gefecht an Brust und Rücken nackt, an der Hüfte umgürtet mit leinenen oder ledernen Hosen, welche die Beine bedecken.« Es ist festzuhalten, dass Agathias hier von Männern in der Schlacht und nicht bei friedlichem Verkehre spricht; wir müssen uns hier den Mantel als abgelegt denken; gegen die feindlichen Waffen bot er keinen Schuz, hinderte aber seinen Träger in der Bewegung; der Schild war dessen Schuz. Von Schuhen wird nichts berichtet, aber die Grabfunde sprechen von ihnen. Bei Oberflacht hat uns ein alamannischer Totenbaum einiges Fusszeug herausgegeben (19. 4), dessen hohes Alter durch seine Einfachheit bezeugt wird. Jeder Schuh besteht aus einem einzigen Stücke von Fell oder gegerbtem Leder, das seinem Rand entlang, soweit es nicht unter die Fusssohle zu liegen kam, in Laschen ausgeschnitten ist; die Laschen wurden hinten über die Ferse sowie oben über den Rist gelegt und mit einer Schnur, welche durch Schlize in den Laschen lief, am Fusse festgebunden. Es ist der germanische Bundschuh, den uns auch die Torfe im nördlichen Deutschland aufbewahrt haben. Weitere Funde machen es gewiss, dass die Alamannen wenigstens seit der Zeit, da sie die Franken zu Nachbarn erhielten, sich jener langen Riemen bedienten, mit welchen die Franken ihre Unterschenkel vom Knöchel an bis unter die Kniescheibe hinauf kreuzweis zu umwickeln pflegten. Diese Funde bestehen in zungenförmigen Schmuckbeschlägen aus Bronze, Silber oder damasciniertem Eisen, die sich nur als Schlussstücke solcher Schenkelriemen erklären lassen. Sie lagen stets aussen an den Wadenbeinen, dicht unter der Kniescheibe der Skelette, gewöhnlich je eine Platte an jedem Beine, so dass es scheint, als ob nur einer

[1] Hist. 2. 5.

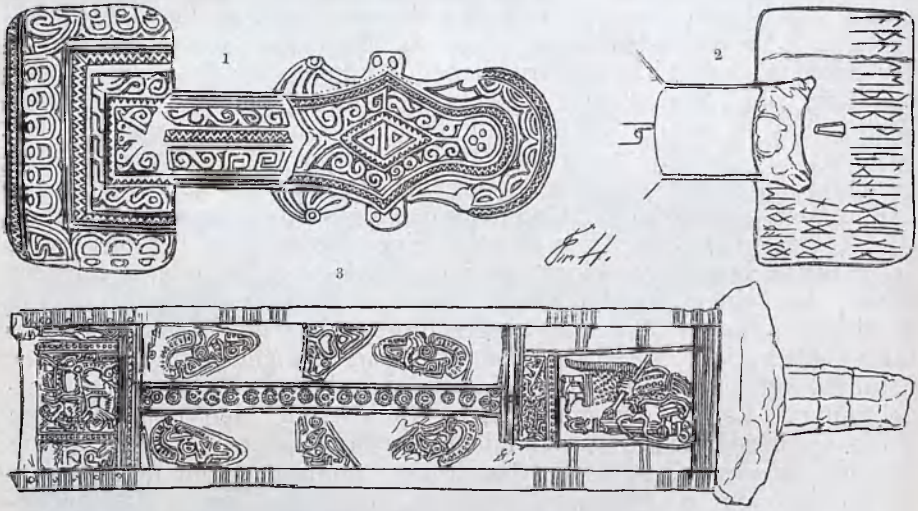
von den beiden Riemen, mit welchen jedes Bein umschnürt wurde, solch eine Schlussplatte geführt habe, während das Ende des andern Riemens untergesteckt worden sei [1].

Erst im 7. Jahrhundert wird der Mantel ausdrücklich für die Alamannen erwähnt; er wird wol, wie bei den Franken, eine lange, weite, rechteckige Decke aus Wollzeug gewesen sein, die um die linke Körperseite geschlagen und auf der rechten Schulter geheftet wurde; so war es wenigstens bei dem »Sagum« der Fall, mit dessen Namen der Mantel bezeichnet wird [2].

Eine bei Nordendorf aufgefundene und jezt im Museum zu Augsburg aufbewahrte Mantelspange (18. 1. 2) muss wegen ihrer Runenschrift als ein Schaz allerersten Ranges betrachtet werden, wie seit Entdeckung der Merseburger Zauberinschriften bis jezt keiner mehr gehoben wurde. Die Inschrift enthält die Namen der beiden höchsten deutschen Gottheiten Wodan und Thonar; obgleich sie bis heute noch nicht völlig entziffert worden, so lässt doch das Alter der Spange erkennen, dass sie vor den Beginn der hochdeutschen Lautverschiebung fällt; aus diesem Grund ist sie als das älteste deutsche Sprachmuster zu betrachten und wol als das wichtigste aller Runendenkmäler.

Es ist auffallend, dass weder aus Berichten noch aus Fundstücken ein Rock, der den Körper gleich einer Tunika umschlossen

Fig. 18.



1. 2. Spange (nach L. Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde 1). 3. Spathascheide (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1889).

hätte, für die Alamannen nachzuweisen ist. Wol haben wir auf ihrem heimischen Boden Gürtelschnallen gefunden, doch lässt der Gürtel nicht unbedingt auf einen gegürteten Rock schliessen. Der Gürtel konnte zum Festhalten der Hosen um die Hüften verwendet werden, wie Agathias andeutet [3], sowie als Waffengurt, ja

[1] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde I. 344. [2] Sagati sunt Alamanni.
[3] Hist. II. 5.

selbst als Tragband einer Tasche. Indes mögen die Alamannen in jenen Tagen, als sie in die Schweiz einbrachen [1], bei sonst nacktem Oberkörper nur Hosen und Mantel getragen haben, es konnte nicht ausbleiben, dass sie mit der Zeit sich des Rockes ebenso gut bedienten, wie die übrigen germanischen Stämme. Die den Gräbern bei Oberflacht in Württemberg enthobenen Gürtelschnallen bestehen aus einem runden oder viereckigen Rahmen mit starkem Dorne; sie sind von Eisen und mit Streifen von goldfarbiger Bronze tauschiert sowie mit roten Glasstücken besezt. Andre alamannische Gräber [2] lieferten Schnallen mit besonderen Gürtelbeschlägen (19. 11), die fest oder bewegbar aneinander sizen, und viereckig, halbrund oder völlig rund sind. Viele dieser Schnallen sind von Gold, andre von Silber, das vergoldet und nielliert oder mit Goldfiligranornamenten besezt ist; wieder andre zeigen Einlagen von purpurfarbenem, grünem oder trübgelben Glase, manchmal auch von Granaten. Von sonstigen Zierstücken, die sich gefunden [3], ist anzunehmen, dass sie als sogenannte Riemenzungen gedient haben (19. 3), die am andern Ende des Gürtels befestigt waren, und wieder andre scheinen den Gürtel seiner Länge nach geschmückt zu haben. Die alamannischen Gräber haben keine so grosse Ausbeute an Gürtelbeschlägen gewährt, als die fränkischen, ein Beweis, dass der Gürtel am Oberrhein nicht so häufig verwendet wurde, wie am fränkischen Unterrhein.

Wie die Alamannen das Haar getragen, ist nur annähernd zu bestimmen; geschorenes Haar galt ihnen, wie den übrigen Germanen, als Zeichen der Unfreiheit; gleichwol ist nicht anzunehmen, dass sie lang auf die Schultern fallendes Haar beliebt hätten, denn es wird, wie wir schon unter »Baiwaren« angeführt, berichtet, dass die Franken, die doch mit den Alamannen bekannt waren, von dem langen Haare überrascht gewesen seien, das sie bei den Sachsen angetroffen. Es scheint demnach, dass die Alamannen das Haar rundum etwa in der Höhe des Mundes kürzten [4]; so war es weder kurz noch wallend. Die Alamannen müssen viel auf schön gepflegtes Haar gehalten haben, denn der Kamm ist ein häufiger Fund in ihren Gräbern [5], sowol in männlichen wie in weiblichen. Der Kamm besteht zumeist aus einer rechteckigen Platte, die nur an einer ihrer Langseiten gezähnelt ist, oder auch an beiden Seiten, dann aber auf einer Seite weit, auf der andern eng. Als Handhabe ist eine Querleiste auf der Platte festgenietet, bei den doppelgezahnten in der Mitte, bei den einfach gezahnten auf der gegenüberliegenden Langseite. Die Kämme hatten, nach einigen Spuren zu schliessen, mehrfach eine Schale von Leinwand oder Leder, oder für jede Zahnreihe eine besondere Scheide; diese liess sich in einem Drehstifte bewegen, der an einer der Schmalseiten des Kammes sass, so dass die Scheide auf- und zugeklappt werden konnte (vergl. 17. 13). Eine Oese, die sich häufig in den Scheiden findet, lässt annehmen, dass der Kamm am Gürtel befestigt wurde. Die Zahnplatte

[1] Im Jahre 264. [2] Bei Esslingen, Ulm, Langenenslingen. [3] Bei Unter-Embrach (Schweiz), Funzen (Baden). [4] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde I, S. 317. [5] Bei Pfullingen, Nordendorf.

war entweder rechteckig oder an der Griffseite gewölbt, zuweilen auch dreieckig und mit Ornamenten ausgeschnizt. Der Kopf blieb unbedeckt, wenigstens lässt sich keine Art von Hut oder Müze nachweisen. Nur vom Könige Chnodomar berichtet Ammian[1], dass er in der Schlacht bei Strassburg eine flammrote Kopfbinde (torulus) getragen habe. Man könnte versucht sein, das römische Wort auf einen roten Haarbusch zu deuten, wie ihn die Sueven getragen haben, doch deutet dasselbe Wort an einer andern Stelle in Ammians Geschichte (XXIX 28: »torulo capiti circumflexo«) unzweifelhaft auf eine Binde.

Die Alamannen trugen einen Vollbart; dies ergiebt sich aus einer Stelle ihres Landrechtes[2], die eine gegen den Willen des Eigners vorgenommene Bartschur mit Geldstrafe büsste. In der Gruftkapelle der Kirche zum Täufer Johannes in Wannweil[3] befindet sich, in Stein gehauen, der Kopf des Täufers mit nach oben gedrehtem Schnurrbart und zweispizigem Kinnbarte; die Kirche samt dem Bildwerke gehört dem 10. Jahrhundert an. Die Schere findet sich häufig in den Gräbern bewaffneter Männer, zugleich mit Kamm und Zwickschere; sie gleicht unsern heutigen Schafscheren und besteht aus einem elastischen Bügel mit zwei gegeneinander gestellten Schneiden (17. 14). Die Zwickschere vertrat vielfach die Stelle unsres Rasiermessers; sie ist ein auf das Doppelte zusammengelegter Streif von Bronzeblech, dessen Endkanten derart geschärft und einwärts gekrümmt sind, dass auch das kleinste Härchen mit ihnen erfasst und weggeschnitten werden konnte (23. 23). An der Stelle, wo der Streif zusammengebogen ist, sizt ein Ring, mit dem die Schere an den Gürtel gehängt wurde; Zahnstocher und Ohrlöffelchen führte man auf dieselbe Weise mit sich[4].

Ueber die Tracht der alamannischen Frauen geben die Fundstücke der Gräber nur dürftigen Aufschluss; doch lässt sich aus deren Lage bei den Skeletten sowie aus ihrer Beschaffenheit schliessen, dass die Gewänder der Alamanninnen etwa die gleichen waren, wie sie die Germaninnen auf der Säule des Antonin und auf dem Halberstädter Diptychon tragen (16. 1. 4). Hier finden wir die Frauen in ärmellosen Röcken dargestellt, die seitlich von den Hüften an bis unter die Achseln hinauf offen stehen, über den Achseln her aber geschlossen sind, oder die rechts und links eine Oeffnung haben, die für den Arm genügt. Zugleich kommen auf jener Säule Frauenröcke vor, die lange Aermel führen (10. 10), und Jacken mit Aermeln oder ohne solche (1. 4). Die Kleider sind stets gegürtet; die Lage der Schnallen in den Gräbern macht es zweifellos, dass der Gurt zumeist über der rechten Hüfte verschnallt wurde. In einem der Frauengräber fand sich eine grössere Spange auf einer Halskette liegend vor. Diese Lage liess sie als Mantelspange erkennen und somit einen Mantel voraussezen. Andre Fibeln in Scheibenform zeigen indes eine so kurze Nadel, dass sie nicht zum Festhalten von schweren Mantelstoffen geeignet scheinen und darum wol als Brust-

[1] XVI. 12. [2] Lex Alamannorum LXV: Si barbam alicujus tunderit non volentis, cum sex solidis componat. [3] Reutlinger Geschichtsblätter Nr. 1. 1890. [4] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde I. 321 u. 322.

schmuck gedient haben mögen, etwa zum Schliessen eines Brustschlizes am Rocke, wie wir es zuweilen an Frauenfiguren auf rheinischen Grabsteinen sehen (11.14), die der Zeit des römischen Verfalles angehören, und wie es bis tief in das Mittelalter hinein gebräuchlich blieb. Man sieht auf den Denkmalen das Haar meist aufgelöst, höchstens nur um den Oberkopf mit einem schmalen Bande zusammengefasst oder mit einem kurzen Tuche bedeckt. In den Gräbern von Süddeutschland haben sich indess nicht selten reichverzierte Nadelstiften gefunden (19. 10), wie man solche noch nach heutiger Gewohnheit quer durch ein Nest von Haarflechten zu stecken pflegt; ein solches Nest oder ein ähnlicher Haarwulst dürfte somit auch für die alamannischen Frauen vorauszusezen sein. Auf dem Halberstädter Diptychon ist eine Frau bemerkbar, die ihr Haar über der Stirne derart aufgebäumt trägt, als sei es über einen quergesteckten Kamm geschlagen (16. 1). Die Kämme in den alamannischen Frauengräbern deuten nun nicht notwendigerweise auf solch eine Frisur, aber an den häufigen Kämmen und Nadeln erkennt man doch, dass die alamannischen Frauen eine grössere Sorgfalt auf das Haar verwendet haben, als sonst ein germanischer Stamm. Ohrgehänge von einheimischer wie römischer Arbeit sind in den Frauengräbern aller süddeutschen Stämme gefunden worden (17.1—7), ebenso Halsketten aus Perlen von farbigem Thone, Bernstein und Glas, sowie aus verschieden geformten Goldscheibchen und Goldröhrchen, die mit einander abwechseln, aus gehenkelten Bracteaten und Münzen von Edelmetall. Besonders reich ausgestatteten Frauengräbern wurden überdies Halsringe von Gold, Silber und Erz enthoben, metallene Armringe und Armbänder aus Glas- oder Bernsteinperlen, zahlreicher noch Fingerringe, diese besonders den Gräbern jener Landstriche, die ehemals römisch gewesen. Kein seltener Fund sind Ringe aus zusammengebogenem Drahte, dessen Endstücke gegenseitig ineinander gewickelt sind; es scheint, dass man damit kleineres Gerät an den Gürtel befestigte, denn sie lagen stets in der Nähe der Gürtelstelle. Seit dem 5. und 6. Jahrhundert kommen Beschläge von Gürteltaschen selbst in dürftigen Gräbern vor (17.10); die Taschen selbst waren wol von Leder oder Leinwand; sie bildeten ein wesentliches Stück der deutschen Tracht unter beiden Geschlechtern; der römischen Tracht waren sie fremd. Wie die Alamanninnen von Antliz gewesen, darüber unterrichtet uns ein Vers des Ausonius[1]:

Zur Latinerin zwar nun geworden, doch deutsch noch von Antliz,
Himmelblau noch ihr Aug', golden ihr rötliches Haar.

Die Bewaffnung der Alamannen ist zum grossen Teil erst durch die Grabfunde wieder bekannt geworden. Von dem Heere des Butilin, das sich aus Franken und Alamannen zusammensezte, sagt Agathias[2]: »Panzer und Beinschienen kennen sie nicht. Die meisten schüzen ihr Haupt gar nicht und wenige kämpfen mit dem Helme bedeckt.« Einzelne Alamannengräber, namentlich in der Schweiz, haben gleich

[1] Edyllia 7. [2]) Histor. II. 5.

andern Gräbern in den Rheinlanden und Belgien ganze Gruppen von gleichartigen schmalen Eisenplatten geliefert, die stets wolgeordnet neben einander lagen (13. 4 vergl. 24. 2). Es scheint, dass es Besazplatten von ledernen Riemen waren, die nicht mehr vorhanden sind, und zum Schuze vor dem Unterleibe getragen wurden. Diese Art von Schurz ist sicherlich durch die Römer nach Germanien gekommen, denn wir finden ihn auf den Grabsteinen römischer Legionäre abgebildet, wo er vorn am Waffengürtel bis auf die Oberschenkel herabfällt (24. 3). Die alamannischen Schilde waren nach den Fundspuren der Gräber kreisrund oder oval und bestanden aus Holztafeln mit eiserner Randeinfassung und einem Buckel, der auf cylindrischer Wandung halbkugelig oder kegelig abschloss; unter dem Buckel war das Holz ausgeschnitten, damit die Hand eingreifen konnte; sie fasste den Schild an einer Querspange, die unten am Buckel, die Höhlung überspannend, befestigt war und zuweilen sich aussen über die Schildfläche fortsezte[1]. Aus den vielen alamannischen Gräbern, die bis jezt geöffnet wurden, ist weder ein Helm noch das Beschläg eines Helmes zu Tage gekommen.

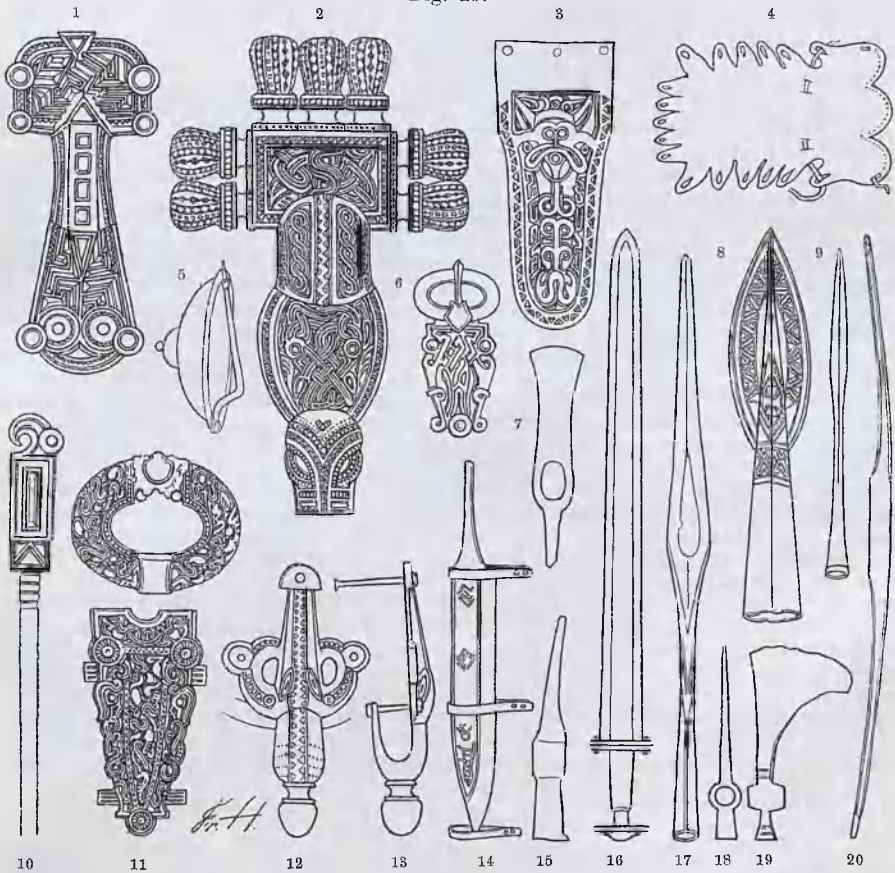
Reichlicher sind die Funde an Angriffswaffen; Speereisen von gestreckter Weidenblattform haben die Grabfelder von Württemberg geliefert, darunter ein sehr schönes die von Ulm; diese Klinge (19. 8) ist 18 Centimeter lang; ihr Schaft, in welchem sich unten die Tülle befindet, sezt sich als starke hochkantige Mittelrippe in das Blatt fort; das Blatt ist zu beiden Seiten der Rippe mit drei den Schneiden der Klinge folgenden Bogenlinien in Silber tauschiert, und zwischen den Bogen mit Zickzacklinien in Gold; auf der Rippe ist ein kreuzförmiges Zeichen in Silber ausgeführt, um welches sich eine viereckige Einfassung von geraden und gezackten Goldlinien schliesst; darunter sizt noch ein ähnliches Ornament. An diese Klingen reihen sich andere alamannische Speereisen[2] mit langgestrecktem Hals und rautenförmigem, an den Seiten leicht auswärts oder einwärts geschweiftem Blatte (19. 9. 17). Sämtliche Eisen haben eine Tülle, die über den Schaft geschoben und mit einem durchgehenden Nagel oder zwei seitlichen Nägeln befestigt wurde. Noch hat ein Grab einen sonst seltenen Angon geliefert; es ist dies eine schmale, kurze, vierkantige Klinge mit zwei Widerhaken und einem dünnen, an drei Fuss langen Halse, der gegen die Tülle hin stärker und sechskantig wird (23. 29); starke Ringe von Eisenblech schlossen die Klinge mit ihrer Tülle einst um den Schaft; die Eisenstange ist oberhalb der Tülle mit eingelegten Streifen von Messing verziert. Auch das Beil hat sich in den alamannischen Gräbern gefunden, das Wurfbeil sowol als die Streitaxt. Das Wurfbeil ist eine schmale, meist etwas nach aufwärts gebogene Klinge, die sich gegen die Schneide hin verbreitert, gegen das Helm hin, der Schneide gegenüber, aber verdickt und hier mit einem Schaftloche versehen ist. Bei

[1] Bei Schretzheim wurde ein halbkugeliger Schildbuckel mit Griffspange gefunden; leztere liess erkennen, dass der Schild oval war, etwa 1,4 m hoch und 0,85 m breit.

[2] Gefunden bei Pfullingen, Reutlingen und Nürtingen in Württemberg.

der Streitaxt oder Hiltbarte verbreitert sich die sonst gerade Klinge ziemlich nahe an der Schneide mit starken Bogen gleichmässig nach oben- und nach untenhin. Eine Beilklinge aus den Gräbern bei Nordendorf (19. 18. 19), die sich nur nach untenhin verbreitert, auf der oberen Kante aber gerade bleibt und am Rücken des Helmes sich in einen Hammer fortsezt, gleicht eher einem Werkbeile, als einer Waffe;

Fig. 19.



1. 2. Spangen. 3. Gürtelbeschläg (Endstück). 4. Bundschuh. 5. Schalenfibel. 6. Schnällchen von einem Schenkel- oder Schuhriemen. 7. 15. 18. 19. Werkbeile (obere und seitliche Ansicht). 8. 9. 17. Speerklingen. 10. Haarnadel. 11. Gürtelschnalle. 12. 13. Ortband. 14. Sax. 16. Spatha. 20. Bogen. Sämtliche Abbildungen nach dem „Handbuch der Deutschen Altertumskunde von L. Lindenschmit".

dies scheint auch mit einer andern Klinge der Fall zu sein, die bei Ulm gefunden wurde (19. 7. 15 obere und seitliche Ansicht); diese hat das Schaftloch dicht hinter der Mitte und geht vorn in eine wagrechte Scheide, hinten aber in eine zum Schlagen brauchbare Kante über.

Unter dem Waffenschaze der alamannischen Gräber gewahren wir auch das einschneidige Kurzschwert, den Sax (19, 14), und das zwei-

schneidige Langschwert, die Spatha (19. 16). Beide Waffen lagen oft im gleichen Grabe und bestätigten so die Angaben der alten Lieder, welche ihre Helden mit zwei Schwertern ausstatten, mit dem langen Schwert an der linken, mit dem kurzen an der rechten Hüfte[1]. Der Sax mit langer Angel, der als Hiebmesser mit zwei Händen geführt wurde, scheint unter den Alamannen häufiger gewesen zu sein, als die Spatha. An reich ausgestatteten Spathascheiden befand sich unten ein zweiter Bügel, der das Ortband an seinen Breitseiten überfasste (19. 12. 13). Dieses Beschläg ist sonst an den Scheiden andrer Germanenstämme bis jezt nicht nachzuweisen.

Den Rest einer sehr merkwürdigen Spathascheide (18. 3) liess der Zufall in dem südschwäbischen Dorfe Gutenstein entdecken; beim Ausschachten eines Fundamentes stiess man dort auf zwei Reihengräber, deren Inhalt zuerst achtlos auf einen benachbarten Acker geworfen wurde, wo ihn später eine kundige Hand zusammenlas[2]. Es fand sich darunter ein über meterlanges Eisenschwert in einer aus Silberblech getriebenen Scheide, von der jedoch nur ein Drittel erhalten war. Die eiserne Angel war gleichfalls zumteile zerstört, doch kann man nach der reichen Ausstattung der Waffe annehmen, dass ursprünglich ein Ueberzug von Blech aus Edelmetall darauf befestigt gewesen war, ähnlich wie an dem Skramasax aus Childerich's Grab (22. 5). Die eigentliche Scheide bestand, wie anfangs noch vorhandene Reste bewiesen, aus dünnen Holzplatten, aber nur die vordere Platte war von dem Silberbleche bedeckt; dieses wurde mit einem rinnen- oder halbröhrenförmigen Beschläg aus Bronzeblech auf jeder Kante der Scheide festgehalten. Die Seitenbeschläge zeigten von Stelle zu Stelle eingekerbte Rippen und waren hier mit Bronzenägeln an die Scheide genietet. Das Silberblech ist oben und unten durch Querrinnen in drei Felder abgeteilt, von welchen das mittlere durch einen schmalen, mit einer Reihe von Bronzenägeln verzierten Mittelstreifen wiederum senkrecht geteilt ist. Das obere Feld ist rechteckig eingefasst, schmäler als die Scheide, und durch einen geperlten Querstreif in zwei ungleiche Teile geschieden; der untere dieser Teile, welcher der schmälere, wird von wurm- oder schlangenförmigen Tierbildern ausgefüllt, der obere Teil aber von einer kriegerischen Figur. Es ist dies ein Mann in langem Aermelrocke, der dicht mit Rundscheibchen beschlagen scheint, und einem Wolfsfelle, dessen Rachen über den Kopf gezogen ist, während der Schwanz hinten bis auf den Boden herabhängt[3]. Die Füsse stecken in Knöchelschuhen, unter denen man sich wol Bundschuhe vorstellen kann; die rechte Hand, herabhängend, umfasst eine abwärts gerichtete Lanze, die linke, gradaus gestreckt, ein Schwert, dessen Griff oben in zwei Seitenspirale oder Ringe ausläuft, und dessen Scheide mit dem Gurte behangen ist. An dem Wolfsfell erkennen wir, dass in dieser Figur der Kriegsgott Tyr dargestellt ist, den die altgermanische Sage den Wolf Fenrir bändigen lässt. Auf jedem Felde zur Seite des Mittelstreifes sind, mit Stempeln eingeschlagen, drei phantastische Tierbilder zu bemerken; und ebenmässig ist das untere Feld mit vier im Kreuze stehenden Tierfiguren ausgefüllt. Aus den sonstigen Grabfunden liess sich bestimmen, dass das Schwert etwa dem 8. Jahrhundert angehört.

Der Gebrauch des Bogens steht bei den Alamannen ausser Zweifel. Ammianus Marcellinus berichtet[4], dass ein römisches Heer unter Konstantin II. von den Alamannen durch einen Hagel von Geschossen

---

[1] Waltharius 336 u. f. 1390.

[2] Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien 1889 S. 118—124; nach dieser Schilderung in kurzem Auszuge: Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1889. S. 186—188.

[3] Der Verfasser kann in diesem Anhängsel nur einen Wolfsschwanz und keinen Skramasax erkennen, viel weniger noch einen Pfeilköcher, der einen Bogen forderte; seine Meinung wird durch eine ähnliche Figur auf einer bronzenen Gürtelplatte unterstüzt, die bei Björnhofda auf Oeland in einem Steinhaufen entdeckt wurde (Weiteres darüber unter „Skandinavier"); hier ist die Figur mit einer Deutlichkeit erkennbar, die keinen Zweifel aufkommen lässt.

[4] XIV. 10.

verhindert wurde, bei Basel eine Brücke zu schlagen und über den Rhein zu gehen. Unter den Geschossen könnten jedoch auch Schleudersteine gemeint sein. Zeugnis für den Bogen geben indess die auf den alamannischen Totenfeldern gefundenen Pfeilspizen und die zumteil noch wohlerhaltenen Bogen, die uns einige Totenbäume am Lupfen bei Oberflacht aufbewahrt haben (19. 20). Diese Bogen sind aus Eibenholz gefertigt, etwa 7 Fuss lang, leicht gekrümmt, in der Mitte, wo sie angefasst wurden, stärker, als nach den Enden hin, wo sie schlank verlaufen. Noch sind die Kerben sichtbar, in welchen die Sehnen befestigt waren. Beim Aufsezen der Sehne wurden diese Bogen nach der entgegengesezten Seite ihrer Krümmung zurückgezogen, wodurch ihre Schnellkraft sich verdoppelte. Die Pfeilstäbe, die bei jedem Bogen lagen, mögen ursprünglich eine Länge von zwei Fuss besessen haben; jezt sind sie eingedorrt. An allen Stäben fehlten die Klingen; nur die kleinen Nieten fanden sich noch vor, mit denen sie befestigt gewesen; unten an den Stäben bemerkte man ausserdem noch Reste von Kitt, welcher der nun verschwundenen Befiederung zur Befestigung gedient hatte.

Ueber die Ausrüstung von Ross und Reiter geben uns die Funde nur dürftigen Aufschluss. Der Sporn fand sich gewöhnlich nur am linken Fersenbein; er ist ein einfacher Bügel mit wenig vortretendem Stachel und einem Ring oder einer Oese an jedem Ende des Bügels für ein Riemchen, das man unter und über den Fuss zog und verschnallte. Einem Grabe bei Wurmlingen am Neckar wurde ein Spornbügel von Silber enthoben; derselbe ist aus einer breiten flachen Spange gebogen; seine Endstücke sizen auf einem schmalen Hals und sind gespalten; in jedem Spalte sass ein jezt nicht mehr vorhandener Riemen, der durch silberne mit Goldfiligran umrandete Nieten festgehalten war. Ein in dem obengenannten Grabe von Gutenstein gefundener Sporn ist im Bügel von Bronze und aussenher gerippt, im Dorne von Eisen (vergl. 23. 24). Die Trensen, welche aus oberrheinischen Gräbern stammen, haben gebrochenes Gebiss und Querstangen. Von Steigbügeln fehlt jede Spur, ebenso von Sätteln und Hufeisen. Dagegen sind Zierplatten keine Seltenheit, mit welchen vornehme Krieger das Riemzeug ihrer Pferde ausgestattet beliebten; einige Platten sind viereckige Scheiben von Silber, zumteil vergoldet, mit Niello verziert und an den Ecken mit vorspringenden Tierköpfen besezt; andre sind Rundscheiben von Eisen mit Linienornamenten. Die Alamannen waren treffliche Reiter; doch zogen sie im Augenblicke der Entscheidung oder bei schwankendem Erfolge vor, von den Pferden abzusteigen und zu Fuss zu kämpfen; so machten sie es in der Schlacht bei Strassburg, wo sie dem Kaiser Julian unterlagen.

Von Hörnern und Trompeten, mit welchen die Alamannen in der Schlacht Signale gaben, sowie über Fahnen und sonstige Feldzeichen ist nichts bekannt, doch können wir deren Gebrauch voraussezen.

---

5. Vandalen, Gepiden, Heruler.

Schwerlich werden wir jemals dazu gelangen, das Kostüm dieser kriegerischen Wanderstämme abbildlich wieder zu erneuern; so bedeutend sie in der Geschichte hervorgetreten sind, so haben sie doch nichts in ihr zurückgelassen, als ihren Namen; selbst ihre Gräber sind uns bis jezt unbekannt geblieben. Die Vandalen wurden als treffliche Waffenschmiede gerühmt. Der Gotenkönig Theodorich der Grosse schäzte die vandalischen Klingen höher als Gold[1]; in einem Schreiben an den Vandalenkönig Thrasamund rühmte er den spiegelnden Glanz der vandalischen Klingen, die Gleichmässigkeit ihrer Schneiden, die anmutige Wirkung krauser Schlangenwindungen in ihrer Hohlkehle und den bunten Schimmer, der auf dem leuchtenden Metalle durch diesen Farbenwechsel hervorgebracht wurde. Der Stahl scheint diesen Worten zufolge nach Art der Damascenerklingen behandelt worden zu sein. Angesichts solcher Geschicklichkeit kann nicht daran gezweifelt werden, dass die Vandalen nicht allein Helme, Platten- und Ringelbrünnen, Beinschienen und alles sonstige Waffenzeug herzustellen verstanden, sondern auch getragen haben. Die Vandalen kämpften vorzugsweise zu Ross und führten selbst auf ihren Seezügen Pferde mit sich. Ihr Hauptbanner war ein gewirktes Schlangenbild[2].

Initiale aus dem 7. Jahrhundert.

Die Gepiden waren ein den Goten stammverwandtes Volk; es ist darum anzunehmen, dass ihre Tracht im Wesentlichen der gotischen ähnlich gewesen sei. Von den Herulern ist kostümlich ebensowenig bekannt; erwähnt wird nur ihre Kriegsfahne, die sie mit dem Namen »Band« bezeichneten[3].

---

6. Die Burgunden.

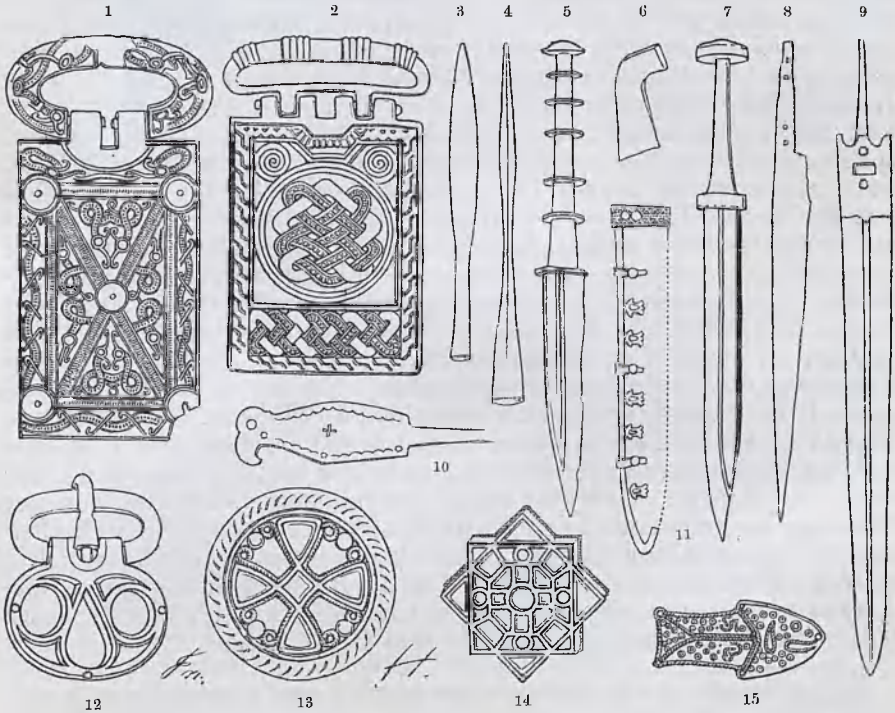
Obgleich die Burgunden häufig in der Geschichte und Sage genannt werden, so haben sie uns doch nur geringe Spuren von ihrem Dasein hinterlassen. Sie kamen im Anfange des 5. Jahrhunderts nach Gallien und sezten sich zwischen Rhone und Aare fest; ihre frühere Heimat war das Land zwischen Oder und Weichsel, nördlich der Netze und Warthe. Das Reich, das sie begründeten, dauerte nur wenig über hundert Jahre

Initiale aus dem 7. Jahrhundert.

[1] Cassiodorus V 1. [2] Sidonius, Panegyr in Maj 407: anguis textilis. [3] Paul. Diaconus I 20: vexillum, quod bandum appellant.

und erlag der fränkischen Macht. Diese Kurzlebigkeit mag die eigentliche Ursache sein, dass uns so gut wie nichts von der burgundischen Kleidung überliefert worden ist. Selbst die Grabhügel, die doch so häufig vom Dasein vergangener Völker Kunde geben, sind nicht mehr vorhanden; es scheint, dass sie, weil in fruchtbarer Gegend gelegen, schon frühzeitig eingeebnet wurden. Gleichwol ist es dem archäologischen Spürsinne gelungen, eine grosse Anzahl von burgundischen Gräbern aufzuschürfen. Die Ausbeute bestand ausser in Waffen (20. 3—9. 11), in einigen Schnallen, Fibeln und Spangen (20. 1. 2. 10. 12—15), wie wir sie

Fig. 20.



1. 2. 12. Gürtelbeschläge mit Schnallen. 3. 4. Speerklingen. 5. 7. 8. 11. Langsaxe mit Scheide. 6. Beil. 9. Schwertklinge. 10. Haarnadel. 13—15. Gewandnadeln.

auch sonst in den germanischen Gräbern gefunden, und die den Rückschluss erlauben, dass die burgundische Tracht nicht wesentlich von der Tracht der Nachbarstämme verschieden gewesen sei; dagegen fehlen die Endbeschläge von Unterschenkelriemen, wie sie in den Gräbern der Franken und Alamannen vorkommen, weshalb wir wol nach Massgabe unseres jezigen Wissens einen Burgunden nicht mit Schenkelriemen darstellen dürfen. Man hat die Schilderung, welche Sidonius von dem jungen Germanenfürsten Sigismer giebt, für die Burgunden beanspruchen wollen und darnach ihre Tracht wiederherzustellen ge-

sucht. Der triftigste Grund dafür wäre sicherlich, dass dessen Beine nicht mit Riemen umwickelt waren (vergl. 13. 6).

Was nun die burgundischen Waffen anbelangt, so lässt ihre Schwere und die lange Angel der Schwerter erkennen, dass die Burgunden ein grossgewachsenes und starkes Volk mit breiten Händen gewesen sein müssen. Dieser Befund stimmt auch mit den Angaben des Sidonius überein, der den Burgunden eine Körpergrösse von sieben Fuss beimisst. Doch haben die aufgefundenen Skelette nur ausnahmweis diese Grösse bestätigt. Die Waffen gleichen sonst den alamannischen und fränkischen. Von Helmen, Panzern und Beinschienen war keine Spur zu entdecken. Unter den Saxen haben sich vielfach kleinere Messer gefunden, wie solche von altersher unter den Germanen als Wurfzeug gebraucht wurden; sie müssen in geübter Hand eine sehr gefährliche Waffe abgegeben haben. Merkwürdig ist ein mächtiger Langsax (20. 5), den ein Grab von Bel-Air unweit Lausanne geliefert hat, durch seine lange Angel, die von Stelle zu Stelle durch Kupferscheibchen abgeteilt ist. Die Bekleidung der Angel, welche jezt fehlt, muss aus einzelnen kurzen Hülsen bestanden haben, die abwechselnd mit den Scheibchen über die Angel geschoben wurden[1]. Wie solch ein Gefäss ausgesehen haben mag, davon giebt uns das Schnizbild jenes Saxes Aufschluss, das an einem der Elfenbeindiptychen im Domschaze von Halberstadt zu bemerken ist (16. 1); das Gefäss zeigt hier einige leichte Querfurchen mit seitlichen Anschwellungen, die den Knoten an unsern Getreidehalmen ähnlich sehen; die Scheide dieses Saxes ist unten rechteckig abgeschnitten. Aus einem Grabe der Umgegend von Charnay wurde eine schmale Speerklinge zu Tage gefördert, die einer Ahle oder einem Pfriemen gleicht (20. 4); diese Form ist sehr selten und gilt für die ursprünglichste unter allen Speerformen[2], für die der »Framea«. An einem burgundischen Angon, der eine aus vier Eisenstreifen gebildete Tülle hat, war der Schaft an den offenen Stellen durch aufgelegte Streifen von Eisenblech geschüzt, die mit Ringen fest an die Stange geschlossen waren[3]. Die Burgunden führten, gleich den Alanen und Sueven, als Feldzeichen eine Wildkaze im Banner, jenes Tier, dem die Freiheit der Wildnis zum Leben gehört.

---

[1]) Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde I S. 216. [2]) Ebendort I S. 166. [3]) Ebendort I S. 180.

7. Die Langobarden.

Die Initiale stellt das Wort In dar und ist der ältesten aller Handschriften der Langobardischen Geseze, einem Edikt des Langobardenkönigs Rothari vom Jahre 643 entnommen. Die Verzierung in den Stämmen der Initiale nach angelsächsischen Motiven.

In der geschichtlichen Frühzeit wohnten die Langobarden im heutigen Hannover und in der Altmark; von hier aber drangen sie nach der Donau vor, und siedelten sich nach langen Wanderungen und Kämpfen in Pannonien an, wo sie die schlimmen Nachbarn der Gepiden wurden. Welche Tracht sie aus ihrer Urheimat mitbrachten, lässt sich nicht mehr sagen; dieselbe glich vielleicht in der Hauptsache den ärmellosen Fell- oder Wollröcken der Germanen überhaupt, vielleicht auch jenem Schurzkleide, das wir in dem Baumsarge bei Vamdrup auf Jütland aufgefunden haben (2. a); am wahrscheinlichsten jedoch ist, dass sie damals schon der angelsächsischen ähnlich gewesen sei, denn Angeln, Sachsen und Langobarden waren von Haus aus Nachbarn. Die Sage erzählt, dass Narses, der byzantinische Statthalter von Italien, um sich an der Kaiserin Sophia für den Spinnrocken zu rächen, den diese ihm wie einem Weibe zugeschickt hatte, den mächtigen Langobardenkönig Alboin eingeladen habe, nach Italien zu kommen. Im Jahre 568 zogen die Langobarden mit Weibern und Kindern samt aller Habe über die Alpen; von einer Anhöhe herab sahen sie mit frohem Staunen die fruchtbaren Gefilde Italiens vor sich ausgebreitet liegen. Wie ihre Kleidung in dieser Stunde beschaffen war, darüber giebt uns der Diacon Paulus Aufschluss, indem er ein Gemälde in dem Palaste zu Monza beschreibt, das die Königin Theudelinde im Anfang des 7. Jahrhunderts hatte anfertigen lassen. »Ihre (der Langobarden) Kleidung, sagt er, war weit und meist linnen, wie sie die Angelsachsen tragen, zum Schmuck mit breiten Streifen von andrer Farbe verbrämt[1]. Ihre Schuhe waren oben auf dem Rist fast bis zur grossen Zehe offen und durch darübergezogene Nesteln zusammengebunden. Nachher aber, so fährt er weiter fort, fingen sie an, Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen; diese Tracht haben sie indess erst von den Römern angenommen.« Die Langobarden kamen also ohne Hosen in das Land; die Römer ihrerseits hatten die Hosen von den gallischen und parthischen Stämmen angenommen; ihre Hosen reichten anfangs aber nur bis zum Knie; erst seit dem 3. Jahrhundert nahmen sie lange Beinkleider in Gebrauch. Ueber Schnitt und Form der Langobardenkleidung ist weiter nichts bemerkt; der Vergleich mit der angelsächsischen Tracht aber macht es fast gewiss, dass

[1] IV. 22 ornata institis latioribus, vario colore contextis.

der weite, buntbesezte Leinwandrock etwa bis in die halben Waden herab reichte, jedoch unter dem Gürtel bauschig und so weit herauf geschürzt wurde, dass die Kniee unbedeckt blieben, der Gurt aber unter dem Bausche verschwand; ferner, dass die Aermel über die Hände fielen und, wenn man diese frei haben wollte, zusammengestreifelt werden mussten (13.3). In dieser Weise trugen die Angelsachsen ihren Rock, ausserdem, so lange sie heidnisch waren, in den untern Schichten auch noch in späteren Tagen, kurze, unten offene Hosen, sogenannte Bruchen, ferner Strümpfe, die, wie es scheint, von Leder waren, und Knöchelschuhe, die über den Rist herab offen standen [1]. Die Langobarden erschienen zwar in Italien mit nackten Knieen; an den Unterschenkeln aber trugen sie weisse Strümpfe. Ueber diese Strümpfe berichtet uns die Sage von der Wehrhaftmachung Alboins; das Gefolge des langobardischen Königssohnes wurde an der Tafel des feindlichen Gepidenkönigs dieser Strümpfe wegen verlacht und mit weissfüssigen Stuten verglichen; die kühnen Gäste aber begegneten diesem Spotte mit einer halben Drohung, indem sie auf das Ausschlagen dieser Stuten in der Schlacht auf dem Asfelde hinwiesen, wo der Sohn des Gepidenkönigs von der Hand des jungen Alboin gefallen war. Die Strümpfe haben vielleicht den weissleinenen »Beinhöseln« geglichen, die noch heute in Steiermark getragen werden. Möglich aber auch, dass es Schenkelbinden waren; wenigstens finden wir diese in langobardischen Kleinmalereien aus dem 11. Jahrhundert markiert (21. 10). Von dem Könige Adelwald, dessen Herrschaft zwischen 616 und 626 fällt, berichtet »der Mönch von Salerno«, dass er der erste Langobarde gewesen sei, der Hosen getragen habe. Damals bediente sich selbst die Geistlichkeit der langen Hosen; so erzählt der Diacon Paulus, dass der Thronräuber Alahis dem Diacon Thomas, der Sprecher einer geistlichen Gesandtschaft war, den Eintritt erst dann erlaubte, als dieser versicherte, er habe frischgewaschene Hosen an [2].

Was das Haar anbelangt, so sagt hierüber der genannte Diacon, dass es hellgelb gewesen, und macht im Verlaufe seiner Beschreibung der Monzaer Bilder über dessen Schnitt folgende Angabe: »Auf diesen Bildern sieht man deutlich, wie sich die Langobarden zu jener Zeit das Haupthaar schnitten; den Nacken nämlich bis an den Hinterkopf [3] hatten sie glatt geschoren; die andern Haare hingen ihnen über die Wangen bis zum Munde herab und waren in der Mitte der Stirne gescheitelt. Also nur der Nacken war entblösst, nicht aber das Hinterhaupt; das Scheren des Hinterkopfes galt wie bei allen Germanen als Zeichen der Knechtschaft. Des Bartes gedenkt jener Geschichtschreiber nicht, jedoch galt ihm für sicher, dass die Langobarden ihren Namen von der Länge ihres Bartes erhalten hatten [4]; dies wurde auch anderwärts geglaubt.

---

[1] Nach diesem Muster ist die Langobartentracht Fig. 13.3 wiederhergestellt. [2] V. 38. [3] cervicem usque ad occipitium.

[4] I, 9: Certum tamen est Langobardos ab intactae ferro barbae longitudine cum primitus Winili dicti fuerint ita postmodum appellatos. Und bei Isidor IX, 2: Langobardos vulgo fuerunt nominatos a prolixa barba et nunquam tonsa. Indess ist die Vermutung laut geworden, dass die Langobarden ihren Namen von der langen Barte oder Streitaxt empfangen hätten, die sie als Lieblingswaffe geführt. Siehe weiter unten.

Aus mehrfachen Bemerkungen geht hervor, dass die Langobarden den Bart in Italien beibehielten; so war, wie der Diacon Paulus berichtet, der König Grimoald von kahlem Haupt und starkem Barte. Die Adoption geschah durch Scheren des Bartes; dies erhellt aus der Erzählung, welche der genannte Geschichtschreiber von dem Untergange der Söhne des Herzogs Gisulf, Taso und Caco, mitteilt[1]. Ein römischer Patricier lockte unter dem Vorwande, den Taso der Volkssitte gemäss durch Abschneiden des Bartes zu seinem Sohne zu machen, beide Brüder in seine Stadt und liess die Tore verriegeln. Als nun die Brüder den Verrat bemerkten, reichten sie sich die Hände zum Abschied und stürzten sich dann auf die Römer, um Vergeltung zu üben; aber sie fielen und jener Patricier beschnitt, um seinen Eid einzulösen, dem toten Taso den Bart.

Die langobardisch-römische Tracht wurde in der Folgezeit durch byzantinische Muster bestimmt, namentlich was die Ausschmückung betraf. Diese Wandlung fand vorzugsweise bei den Königen und dem Adel statt, musste jedoch naturgemäss auf die niederen Stände zurückwirken. Welcher Art diese Neuerungen waren, ersehen wir aus den Malereien, welche die Abschriften der langobardischen Geseze begleiten[2]. Diese Schriften gehören zwar dem Anfange des 11. Jahrhunderts an, um welche Zeit die langobardische Herrschaft erloschen war, aber der kundige Blick erkennt, dass sie nach älteren Vorlagen gemacht worden sind. Röcke, Schenkelriemen und Borten sind germanisch, Hosen und sonstige Ausstattung byzantinisch (21. 9—11). Die Tracht besteht aus engen Hosen, die bis an die Waden mit Riemen umwickelt sind, aus einer weiten bis zur Kniescheibe heraufgezogenen Tunika mit langen, engen Aermeln und bauschiger Gürtung sowie aus einem rechteckigen Mantel, der auf der rechten Schulter mit einer Agraffe geschlossen ist. Der Rock zeigt sich an Hals und Händen mit bunten edelsteingeschmückten Borten eingefasst, und, die äusserst rohe Zeichnung richtig verstanden, auch mitten über den Leib herab sowie an den Oberarmen farbig besezt. So ist auch der Mantel nach damals üblicher Weise umbortet. Die Schuhe sind niedrig, spiz und geschlossen. Der König trägt violette Halbstiefel, die obenher ausgezackt sind, weisses und rotes Riemenwerk, das bis zu den Knieen hinauf über gelbe Strümpfe verschlungen oder in diese eingestickt ist, rote Hosen und violetten Mantel.

Dürftig sind die Zeugnisse über die Tracht der langobardischen Weiber; für die Frühzeit fehlen sie gänzlich, für die italische Zeit bestehen sie in einigen Steinbildwerken; eines davon ist ein Relief über der Hauptthüre des Domes zu Monza; es stellt die Königin Theudelinde mit ihrem Gefolge dar, wie sie Johannes dem Täufer Weihgeschenke bringt, und gehört dem Schlusse des 6. Jahrhunderts an. Die Mehrzahl der abgebildeten Geschenke befindet sich noch heut in dem dortigen Domschaze. Das zweite Zeugnis finden wir in zwei Bildsäulen von heiligen Frauen; dieselben stammen, wie man glaubt,

---

[1] IV, 39. [2] Eine Handschrift der leges Langobardorum befindet sich im Kloster St. Trinita de la Cava im Fürstentume Salerno, eine zweite in der öffentlichen Bücherei zu Stuttgart.

aus dem 8. Jahrhundert und schmücken die Kapelle des alten Benediktinerklosters zu Cividale in Friaul. Das ältere Bildwerk zeigt an einer der Figuren die untere Tunika engärmelig und schmucklos, an einer andern Figur das Ueberziehkleid ebenso lang, aber mit etwas weiteren Aermeln und an Hals und Händen sowie über die Brust herab mit Borten geschmückt (21 3); zwei der Bruststreifen laufen spiz am Gürtel zusammen; eine dritte Borte steht senkrecht in der Mitte zwischen beiden und schliesst sich oben an eine wagrechte Halsborte an. Es ist höchst wahrscheinlich, dass die beiden schrägen Streifen als Saumborten des oberen Kleides zu betrachten sind; in diesem Falle muss das Kleid auf der Brust dreieckig ausgeschnitten gewesen sein. Für solche Annahme sprechen einige spätrömische Kostümnotizen; so findet sich bei Festus die Anmerkung: »patagium« ist das Stück, das oben an die Tunika gesezt zu werden pflegt[1], also ein Zierbesaz, und bei Varro wird dasselbe Patagium auch dem »indusium«, der innern Tunika oder dem Hemde zugeschrieben. Nun müsste der Zierbesaz am Hemde überflüssig gewesen sein, wenn ihn das Oberkleid nicht dem Auge freigegeben hätte. Auf unserm Bilde machen die Besäze den Eindruck, als ob sie in kleine Querfalten zu einer Art von Falbeln zusammengeschoben wären. An den jüngeren Bildsäulen (21. 7. 8) hat die Tunika enge, bordierte Aermel, die darüber liegende Stola aber sehr weite Aermel; auch ist diese hier in der Hälfte des Unterarmes sowie am Halsloch und unteren Saume her mit edelsteingeschmückten Borten besezt. Eines der Standbilder lässt ausserdem noch zwei dergleichen Borten sehen, die senkrecht über das Kleid herabsteigen. Der Mantel ist, wo er sich findet, auf verschiedene Weise angelegt, an dem älteren Bilde von hinten her über beide Schultern, an dem jüngeren unter der rechten Achsel her und auf der linken Schulter gekreuzt; er zeigt sich stets reich gemustert und bordiert. Die byzantinischen Matronen pflegten ihren Mantel vom Rücken her zu nehmen, sodann das linke Vorderstück nach rechts und das rechte nach links über die Schultern zurückzuwerfen und schliesslich das Oberteil über den Kopf nach vorn zu nehmen. Diese Anlage findet sich an jenen Figuren nicht, so byzantinisch auch sonst die Ausstattung erscheint; die jüngeren tragen in der Hand ein Kreuz, dessen Stamm länger ist, als der Querbalken, die Frauen auf dem älteren Denkmale Kreuze, die gleichschenkelig sind. Kreuze in beiden Formen haben sich in vielen Gräbern auf dem ganzen Gebiete des alten Reiches von Trient an bis Benevent, von Cividale bis Testona gefunden, diesseits der Alpen aber nur bei den Nachbarn der Langobarden, den Baiern. Sie sind aus dünnem Goldblech und mit gestanzten Mustern verziert; es scheint, dass sie gleichsam als Stoffmuster benuzt und unmittelbar auf die Kleider geheftet wurden.

Spärlich fliessen die Quellen, die uns Auskunft über die Bewaffnung der Langobarden geben, aber wir wissen aus der Geschichte, dass schon zur Zeit der Völkerwanderung die Langobarden als geschickte Waffenschmiede bekannt waren[2]. Der Helm wurde ver-

[1] Patagium est, quod ad summam tunicam assui solet. [2] Paul. Diac. I, 27.

mutlich nur von vornehmen Kriegern getragen; er muss nach Art der römischen Cassis mit einem larvenartigen Visiere verschliessbar gewesen sein oder mit breiten Wangenlaschen die Seiten des Gesichts verdeckt haben[1]. Der Diacon Paulus erzählt[2], dass die Slaven einst in Friaul einen Einbruch versuchten, indem sie den gefürchteten Grenzhüter Wechtari abwesend glaubten; als ihnen aber der streitbare Herzog mit fünfundzwanzig Begleitern entgegentrat, verlachten sie denselben zuerst, weil er ihnen unkenntlich war, aber sie zerstoben vor Schreck, als der Herzog den Helm abnahm und ihnen sein Antliz mit dem kahlen Schädel zeigte. Auch der Panzer muss selten gewesen sein; zumteil wird er aus Ringen oder aus biegsamem Leder gleich der römischen Lorika bestanden haben[3], denn es wird berichtet, dass er auch unter den Kleidern getragen wurde. Herzog Grimoald erkannte die schlimme Absicht des Königs Godibert an dem Panzerhemde, das er unter dessen Kleidern spürte, als er ihm zum Grusse die Hand bot[4]. In einem andern Falle verriet sich ein Mensch, welcher den König Liutprand ermorden wollte, dadurch, dass er unter seinen Kleidern einen Panzer bemerken liess. Auch die Beinschienen waren bekannt; vor Beginn einer Schlacht erlaubte der König Kuninkpert dem Diaconus Seno Helm, Harnisch und Beinschienen anzulegen; als dieser nun so gerüstet aus dem Zelte trat, wurde er von allem Volke für den König gehalten[5]. Unzertrennlich von jedem Krieger war der Schild. Ursprünglich wird der Schild, wie bei den Germanen überhaupt, eine Wehr aus Brettern oder Weidengeflecht mit einem Ueberzuge von Tierhaut gewesen sein (13.3). Die Könige hatten einen bevorzugten Krieger ihres Gefolges als Schildträger (skilpor) zur Seite. Die italienische Handschrift der langobardischen Geseze lässt uns solch einen Dienstmann mit einem ziemlich kleinen, gewölbten, gelben Ovalschilde begegnen (21. 9) und die Stuttgarter Handschrift derselben Geseze einen König mit einem rechteckigen Schilde, welcher in der Form eines Halbcylinders gebogen ist, so dass er der Tartsche gleicht, die sich im 14. Jahrhundert wiederfindet. Als Hauptwaffe in geschlossenem Kampfe galt, wie bei allen germanischen Völkern, das lange, zweischneidige Schwert, die Spatha. König Liutprand legte zu Rom an dem Grabe des Apostelfürsten ein Schwert mit goldenem Griffe nieder. Der genannte Schildträger in der italienischen Handschrift führt ein spizes dolchartiges Schwert, dessen Schneiden nach auswärts gebogen sind[6]. Das einschneidige Messer, der Sax, wurde zum Nahkampfe wie zum Wurfe gebraucht, doch galt der Wurf für unehrlich[7]. Dass die Axt als Waffe geführt wurde, lehrt uns die Sage vom Königssohn Anthari, der auf seiner Brautfahrt an der gewaltigen Kraft erkannt wurde, mit welcher er seine Axt in einen Baumstamm schleuderte[8]. Der Speer war eine bevorzugte Waffe; die Reiterei wusste ihn so gut zu führen, dass sie rückwärts gewendet im schärfsten Jagen ein Ziel nicht verfehlte,

---

[1] Lindenschmitt, Handb. d. D. Altertumskunde I, 253. [2] V, 23. [3] Lindenschmitt, Handb. d. D. Altertumskunde I. 269. [4] Paul. Diac. IV, 52. [5] Ebendort V, 40. [6] Vermutlich war die Klinge den Schilfblattklingen der alten Bronzeschwerter ähnlich. [7] Leges langob. CCCXXXV. [8] Paul.Diac. III, 30.

das hinter ihr stand[1]. Der Speer war zugleich königliches Symbol; man gab ihn nach altem Brauche dem in die Hand, den man zum Könige kürte. Vom Gebrauche des Bogens sprechen die Geseze, die einen Pfeilschuss in fremdes Gehöft mit zwanzig Schillingen büssen[2]. Die Freigabe eines Sklaven wurde mit einem abgeschnellten, gleichsam freigelassenen Pfeile begleitet[3]. Dass auch die Holzkeule als Waffe üblich war, geht aus dem Geseze hervor, nach welchem in gewissen Fällen der Zweikampf mit Kolben und Schild ausgefochten werden musste[4]. Ratchis, der Herzog von Friaul, schlug bei einem plözlichen Ueberfalle, der ihm nicht mehr erlaubte, zum Schwerte zu greifen, den Feind mit dem Stocke nieder, den er gerade in der Hand trug[5].

Ueber die Ausrüstung von Ross und Reiter wissen wir fast nichts. In dem Sarkophage des Herzogs Gisulf haben sich Sporen gefunden, die aus einem einfachen Bügel mit kurzem Stachel bestehen (21. 4).

Fig. 21.

1. Schildgriff. 2. Speer (eisern). 3. Figur (Gundebergs Tochter) vom Portalrelief des Domes zu Monza. 4. Sporn. 5. Riemenbeschläg. 6. Schildbuckel. 7. 8. Standbilder im Benediktinerkloster zu Cividale in Friaul. 9—11. Figuren aus den leges Langobardorum.

Beide Fersen waren gespornt; dies erscheint um so auffallender, als bei Franken und Alamannen der Sporn nur an einer Ferse getragen wurde und zwar an der linken. Zaumzeug, Sattel, Steigbügel und Hufeisen sind nicht nachzuweisen; wir wissen nur, dass die Pferdezucht bedeutend war. Von sonstigem Kriegsgeräte werden Trompeten erwähnt. Herzog Romuald liess bei einem Angriff auf das griechische Heer von vier verschiedenen Seiten her die Trompeten blasen[6]. Als es zwischen Kuninkpert und Alahis zur Schlacht kam, stürzten sich beide langobardische Schlachtreihen unter dem Schalle von Posaunen aufeinander[7]. Fahnenartige Feldzeichen sind vorauszusezen, da sie allen deutschen Stämmen schon vor ihrem Uebertritte zum Christentum eigen

[1] Vita St. Barbati. [2] Leges langob. IVL. [3] Paul. Diac. I, 3. [4] Leges langob. XXXI. [5] Paul. Diac. III, 30. [6]) Ebendort V, 10. [7]) Ebendort V, 41.

waren; Feldzeichen in Gestalt einer Schlange (simulacrum viperae) werden ausdrücklich erwähnt[1]; sie werden wol den Drachenfahnen der Donauvölker, wie sie sich auf der Trajanssäule dargestellt finden, ähnlich gewesen sein (10. 1).

Alle Könige der germanischen Zweigstämme entnahmen ihren Ornat der weströmischen Tracht oder ahmten den der oströmischen Kaiser nach. Unter allen Kronen, die uns das frühe Mittelalter überliefert hat, ist keine so merkwürdig wie die Krone der Langobarden, die »eiserne Krone«, wie man sie nennt, und die jezt noch im Domschaze zu Monza aufbewahrt wird[2]. Es ist ein Kronreif von 5 Centimeter Höhe und unregelmässiger Rundung; im Durchmesser von der Stirne nach hinten misst er 16, von einer Schläfe zur andern ein wenig mehr als 14 Centimeter. Zusammengesezt ist der Reif aus sechs Stücken von Goldblech, die mit Scharnieren aneinanderhängen, und ausserdem noch mit sieben derben Stiften an einen schmalen eisernen Ring festgenietet sind, der auf der Innenseite der Krone sizt. Die Scharnierstiften sind oben und unten umgebogen, damit sie nicht herausfallen können. Aussen über jeden Stift herab ist das Goldblech zu einem schmalen, geperlten Bande ausgetrieben. Durch einen aufgelöteten Goldstreif wird jedes Stück in zwei Flächen von ungleicher Breite eingeteilt und zwar so, dass die schmäleren Flächen zweier Stücke sich an den geperlten Stab anschliessen, während an das folgende Scharnier zwei breitere Flächen stossen. Jede schmale Bandfläche ist entweder mit drei Edelsteinen besezt oder mit zwei Rosetten und einem Edelstein in der Mitte. Die Steine liegen in länglichrunden unregelmässigen Kapseln von Goldblech eingebettet; sie werden von keiner Verzahnung festgehalten, sondern durch die Kapseln selbst, die über ihnen ein wenig zusammengedrückt. Die Rosetten sind siebenblätterig und tief eingeschnitten; die Blätter reihen sich um einen Kern in der Mitte und treten stark hervor. Das grössere Feld hat nahezu Quadratform und ist in der Mitte mit einem grossen gefassten Edelsteine besezt, an den sich vier kreuzförmig gestellte Rosetten anschliessen. Die Flächen zwischen den Rosetten sind mit einem emaillierten Pflanzenornamente belebt. Die Goldfassung ist aufgelötet und bildet unten in den Winkeln zwischen den Rosetten ein herzförmiges Wurzelblatt, das mit weissem Schmelze gefüllt. Aus diesem Blatte schiesst ein goldener Stengel empor und gerade in die schräg gegenüber liegende Ecke der Fläche hinein, wo er sich mit einem kreisrunden Blatte von weissem Schmelze bekrönt. In seiner halben Höhe sendet er rechts und links eine Goldranke empor, die unten am Ansaze zu einer kleinen Perle zusammengerollt ist, oben aber mit einem blauen Kreisblättchen schliesst. Die oberen Winkel zwischen den Ranken und dem Stengel sind mit Golddraht zu Blättchen abgeschlossen und die Blättchen weiss emailliert. Auch dicht über dem Wurzelblatte kommen noch zwei kleine Seitenranken aus dem Stengel hervor. Die ganze Fläche, auf welcher das Ornament liegt, hat eine Decke von hellgrünem Schmelzflusse; dieses Deckblättchen wird durch eine Goldzunge festgehalten, die unter der Fassung des Edelsteines in der Mitte hervorkommt. Mehr und mehr verstärkt sich der Glaube, dass diese Krone ursprünglich nicht bestimmt war, das Haupt von Königen zu schmücken. An dem eisernen Ring auf der Innenseite sind acht Löcher zu bemerken, in welchen allem Anscheine nach goldene Kettchen befestigt waren, daran die Krone als Votivkrone über dem Ciborienaltar in der Basilika von Monza aufgehängt gewesen. Solche Votivkronen waren damals keine Seltenheit; sie begegnen uns nicht nur vielfach in den Buchmalereien der alten Klosterleute, sondern sind uns auch noch in einigen prachtvollen Mustern erhalten geblieben, die an Alter die Langobardenkrone übertreffen. Es wäre sogar nicht unmöglich, dass diese Krone von Anfang an überhaupt keine Krone, auch keine Votivkrone, gewesen. Im Jahre 1730 wurden in der Gegend von Kasan zwei Armspangen ausgepflügt, die an Grösse und Verzierung völlig mit den Stücken übereinstimmen, aus welchen die Krone von Monza zusammengesezt ist; diese lassen sich, ohne dass es nötig wäre, ihnen Gewalt anzuthun, zu einer Krone umformen. Dergleichen Spangen waren schon

[1] Vita St. Barbati.

[2] Dr. Franz Bock, Die Kleinodien des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, Wien 1864. Taf. 33, Text S. 157. Die vom Verfasser gegebene Abbildung ist nach L. Stacke, Deutsche Geschichte B. 1, und befindet sich im 4. Buche dieses Trachtenwerkes unter den kaiserlichen Kleinodien.

vor den Zeiten der Karolinger und noch bis zu den lezten Tagen der Hohenstaufen in Gebrauch; man schmückte damit die Oberarme. Nun ist es auffallend, dass die Bezeichnung »eiserne Krone« nicht früher als gegen Schluss des 13. Jahrhunderts zum erstenmale vorkommt[1], während Jahrhunderte zuvor vielfach Gelegenheit gewesen wäre, sie so zu nennen, wenn sie unter diesem Namen vorhanden gewesen; und doch sind die Stücke der Krone unzweifelhaft älter, als diese Bezeichnung, und reichen sicherlich in das 9. Jahrhundert zurück. Auch die fromme Ueberlieferung, dass der Eisenring aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden sei, ist in keinem frühmittelalterlichen Bericht aufzuspüren. Es lässt sich darum die Vermutung nicht zurückweisen, dass die Krone, die wir die »eiserne« nennen, ursprünglich Armschmuck gewesen sei, den man zu einer Votivkrone umgeformt habe, um aus dieser schliesslich eine Königskrone zu machen; dass also nicht diese Krone es gewesen, die das Haupt der lezten Langobardenkönige und ihrer nächsten kaiserlichen Erben geschmückt habe.

In der italienischen Handschrift der leges Langobardorum findet sich ein König dargestellt (21. 10), dessen Krone aus mehreren Einzelstücken zusammengesezt ist[2]. Das Stirnschild wird von einer Lilie überragt und jeder Scharnierstift mit einem Knopfe bekrönt, der wol eine Perle oder einen Edelstein vorstellen soll, wie wir dies mehrfach an den Kronen des frühen Mittelalters bemerken. Die Stuttgarter Handschrift derselben Geseze stellt uns einen König vor Augen mit Schild und gewölbtem, untenher von einer Krone umschlossenem Glockenhelme; auch hier bemerken wir die hohen Scharnierstifte, doch sonst keinen Aufsaz. In der ersten Handschrift trägt der König als Scepter einen langen Stab, der bekrönt ist mit einem Blumenkelch aus fünf fächerartig gestellten Blättern, zwischen welchen Blüten auf hohen Stengeln hervorragen. Auf alten Bildern der deutschen Könige, wie in dem Evangelienbuche Kaiser Heinrichs II. zu Bamberg, ebenso bei gleichzeitigen Chronikschreibern sind Andeutungen zu finden, dass die Könige ausser dem kürzeren Scepter noch solch einen längeren Stab als Würdezeichen führten; dieser Stab wird mit dem Namen »baculus« oder »festuca« bezeichnet.

Die Kunst der Langobarden überdauerte den Bestand des Reiches noch Jahrhunderte lang; aber ihre Einflüsse, so stark sie waren, rinnen so tief, dass bis jezt noch wenig von ihnen ausgeschöpft wurde. Diese Kunst machte sich selbst diesseits der Alpen bemerkbar, am augenfälligsten in ihren Bauten. Wir begegnen in den Tiroler Alpen wie in dem angrenzenden baierischen Flachlande manchem alten Bau, der in seinem konstruktiven Systeme wie in seiner Ausschmückung den lombardischen Ursprung nicht verleugnet. Durchaus lombardisch sind die Vorhallen, Vorbauten und Portale mit den Säulenlöwen und bunten Marmorwänden, die Mauernischen, die stattlichen Treppen und Gänge, die übermässig grossen Wohnräume, die für unser Klima wenig passenden flachen oder nur mässig erhobenen Dächer. Oftmals sind die Häuser gegen allen deutschen Brauch, aber dem italienischen entsprechend, mit der Langseite und nicht mit dem Giebel nach der Strasse gekehrt. Lombardisch ist die Bemalung der Häuser, das willkürliche Formenspiel der Pfeiler und Säulen, das geometrische oder bandartige Ornament, mit welchem die Schäfte überkleidet, das Blattornament samt den Köpfen und Grotesken, in welche die Kapitäle ausgemeiselt sind, das Spiral- und Zickzackmuster, das verschlungene Rankenwerk mit den phantastischen Tiergebilden, das sich unzählbar oft an allen tauglichen Flächen wiederholt. Und all diese Motive der Grossarchitektur kehren im lombardischen Kleingewerbe wieder; so

[1] In dem Buche: de regimine principium ad regem Cypri III, 20, welches dem Thomas von Aquin, der 1270 starb, zugeschrieben wird.

[2] Hefner v. Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters B. I, Taf. 19.

finden wir an dem berühmten Thassilokelche zu Kremsmünster, dessen langobardische Herkunft durch die Schriftzüge, die er trägt, bestätigt wird, das germanische Ziermuster, wie es die römisch-byzantinischen Hauptformen überkleidet. Dergleichen Proben legen uns die Vermutung nahe, dass auch manches Stück unter den reichen skandinavischen Funden, das unzweifelhaft einer späten christlichen Zeit angehört, aus langobardischen Werkstätten hervorgegangen sei. Die Zeit der Wikinger fällt mit der Blütezeit der langobardischen Kunst zusammen, und das jüngste skandinavische Geschmeide, darunter der im Jahre 1871 auf Hiddensoe ausgespülte Goldschmuck, zeigt dieselbe Vermischung von germanischen mit südöstlichen Elementen, wie sie aus Rom und Byzanz kamen, und die wir in der Kunst der Langobarden verschwistert wiederfinden.

Initiale aus Sintrams „Evangelium longum" vom Ende des 9. Jahrhunderts. (Ursprünglich ein C und vom Verfasser zu einem E ergänzt.)

8. Die Franken.

Ehe wir von der Kleidung der Franken sprechen, müssen wir unsern Blick einer vielumstrittenen Gestalt zuwenden, die in der Mitte des 5. Jahrhunderts auftauchte. Sidonius Apollinaris schildert uns einen auf der Brautfahrt begriffenen jungen germanischen Königssohn Namens Sigismer. Die Tracht desselben beschreibt er mit ziemlich schwülstigen doch deutlichen Ausdrücken, nur vergisst er zu bemerken, welchem Stamme Sigismer angehört habe. Und so hat man den fürstlichen Brautwerber bald für einen Burgunden, bald für einen Westgoten gehalten, hier wie dort ohne durchschlagende Gründe, die wol überhaupt nicht beigebracht werden können. Von der Kleidung der Burgunden und Westgoten wissen wir wenig Bestimmtes und die Tracht, in welcher sich die Ostgoten auf der Theodosiussäule verbildlicht finden, würde mit ganz andern Worten zu schildern sein, als wie Sidonius sie gebraucht. Den Grund, weshalb wir Sigismer für fränkischen Stammes halten, zumal für einen Sigambern, glauben wir teils in seinem Namen, teils in seiner Tracht gefunden zu haben. Ein Kenner der altgermanischen Sprachen, wie Jakob Grimm, bemerkt, dass die Namen der edelsten Gestalten des fränkischen Epos: Sigi, Sigmund, Sigfrid, unmittelbar an jenen der Sigambern anklingen. Die Franken werden zuweilen geradezu Sigambern genannt. »Beuge dein Haupt, stolzer Sigamber!« lässt Gregor von Tours den Bischof zu dem Frankenkönige Chlodewech sprechen, als dieser ins Taufbecken stieg. Der Grund nun, Sigismer blos seines Namens wegen für einen Sigam-

bern zu halten, ist freilich schwach; dass er aber von fränkischem Blute gewesen, scheint wenigstens aus seiner Tracht sich bis zu einem gewissen Grade beweisen zu lassen.

»Der junge Fürst, so schreibt Sidonius[1], schreitet in der Mitte seines Gefolges, gekleidet in feuriges Safrangelb, rotes Gold und milchweisse Seide; er selbst, eine ebenso glänzende Erscheinung nach seinem Haare, seiner Gesichts- und Leibesfarbe. Der Fürsten, wie ihrer Genossen Gestalt ist auch im Frieden schreckbar. Kniee, Schenkel und Waden bleiben unbedeckt. Dazu ein kurzes, enganliegendes, bunt gestreiftes Kleid, welches kaum an die Kniekehle reicht, und dessen Aermel nur die Oberarme bedecken. Darüber ein grüner Kriegsmantel mit Purpur umrandet. Das Schwert hängt von der Schulter herab; sein übergelegtes Wehrgehäng umschliesst den Leib, den ein mit Buckeln besezter Pelz bedeckt. Ihr Schmuck ist zugleich ihre Wehr; die Rechte füllen Hakenlanzen und Wurfäxte; die linke Seite beschatten die Schilde, deren Glanz, an den Scheiben schneehell und golden an den Buckeln, sowol Reichtum als Prachtliebe bekundet[2].«

Zuerst fallen die nackten Kniee in die Augen; dass einer der fränkischen Stämme damals mit nackten Knieen einherging, darüber unterrichtet uns derselbe Sidonius an einer andern Stelle[3]: »Ihre grossen und starken Glieder umschliesst ein enganliegendes Kleid; frei ist von der kurzen Bedeckung das Knie.« An beiden Stellen fehlen die Schenkelriemen, die ein so wesentlicher Teil der fränkischen Tracht wenigstens in späterer Zeit waren; aber selbst Agathias, der ein Jahrhundert später schrieb, als Sidonius, gedenkt der Riemen nicht und bemerkt über die fränkische Tracht weiter nichts als: »Brust und Rücken sind nackt, an der Hüfte umgürtet mit leinenen oder ledernen Hosen, welche die Beine bedecken«[4]. Ferner ist es der buntgestreifte Rock Sigismers, der unsre Aufmerksamkeit fesselt. Buntgestreifte Kleider werden von den Geschichtschreibern nur bei den westlichen Völkern erwähnt, nicht aber bei Burgunden, Goten oder Langobarden. Tacitus spricht von den bunten gestreiften Mänteln der Bataver. Im 9. Jahrhundert erwähnt Ermoldus Nigellus in seinem Gedicht an den König Pipin der bunten Kleiderstoffe, welche die Friesen als Handelsware unter den Nachbarvölkern verbreiteten; die Sigambern aber waren die nächsten Nachbarn sowol der Friesen als der Bataver. Ueberdies wird der Rock Sigismers ganz gleich demjenigen der Franken von Sidonius als ein enges Kleid beschrieben, das hier wie dort den Körper fest umschloss. Des Pelzwamses geschieht bei den Westgoten wie bei den Franken Erwähnung; die Pelze der Goten reichten nicht über die Kniescheibe herab[5], die der Franken waren noch kürzer und bedeckten nur die Hüfte[6]. Für den jungen Sigismer ist nun weit eher das kürzere Frankenwams vorauszusezen, das seinen bunten Rock den Augen preis-

---

[1] liber III epist. X. [2] Nach dieser Schilderung ist Fig. 13. 6 entworfen; die nähere Begründung beifolgend. [3] Panegyr. in Majoran 243 bis 245: patet iis altato tegmine poples. [4] Hist. II. 5. [5] Sidon. carmen VIII: nec tangere possunt altatae suram pelles. [6] Einhard, vita Caroli 23: et ex pellibus lutrinis et murinis thorace confecto humeros ac pectus hyeme muniebat.

gab, als der längere Gotenpelz, der ihn bedeckt hätte. Das Wams liess die kurzen Aermel des Rockes blicken, war also selber ärmellos, und, obgleich »Rheno« genannt, auch hierin dem fränkischen »Thorax« ähnlich.

Gegen die fränkische Abkunft Sigismers scheint die Art, wie er das Schwert getragen, zu sprechen, nämlich von der Schulter herabhängend. Diese Lage stimmt nicht mit der Lage der Gürtelschnallen in den fränkischen Gräbern überein, die stets auf einen wagrecht um die Hüften geschlossenen Gürtel weisen. Wir dürfen indes nicht übersehen, dass das Langschwert häufig in der Knochenhand der Skelette angetroffen wurde und nur das Kurzschwert so in der Nähe des Hüftgürtels, als ob es früher daran befestigt gewesen wäre. Ausserdem finden sich in angelsächsischen Buchmalereien vornehme Krieger dargestellt, die das Langschwert an einem Schulterriemen befestigt tragen, der von einer Achsel nach der entgegengesezten Hüfte liegt, und nur das Kurzschwert am Hüftgürtel hängend. Ein Achselriemen als Wehrgehänge war also durchaus nicht ungewöhnlich; die Lage des Langschwertes in der Hand von fränkischen Skeletten steht der Annahme eines ehemaligen Schulterriemens durchaus nicht entgegen; und so könnte der Brauch, das Schwert von der Schulter herabhängend zu tragen, wie es Sigismer gethan, immerhin auch unter den Franken in jener Zeit vorgekommen sein.

Dies sind etwa die Gründe, denen zufolge der Verfasser jenen brautsuchenden Königsjüngling eher für einen Franken, genauer bezeichnet für einen Sigambern hält, als für einen Burgunden oder Westgoten.

Von allen germanischen Stämmen, welche sich in den römischen Provinzen festsezten, behaupteten neben den Baiern und Alamannen die ripuarischen Franken am zähesten die Eigenheiten ihrer altheimischen Tracht. Man pflegt die fränkische Periode nach den herrschenden Geschlechtern der Merowinger und Karolinger einzuteilen. Diese Scheidung bietet zwar für die Tracht keine sichere Begrenzung, aber sie erleichtert den Ueberblick.

Initiale aus dem Psalter Ludwigs des Deutschen, geschrieben um 860.

1. Die Tracht in der Merowingerzeit.

Für die Tracht dieser Zeit sind nur lückenhafte Zeugnisse vorhanden; der früheste Bericht, den wir darüber besizen, stammt aus der Mitte des 5. Jahrhunderts und besteht in einer kurzen Schilderung des Sidonius Apollinaris[1]: »Ihre grossen und starken Glieder umschliesst ein knapp anliegendes Kleid, frei ist von der kurzen Bedeckung das Knie; ein breiter Gurt umschliesst die Hüften.« Nach dieser etwas dunkeln und mehrdeutigen Angabe bestanden die Eigentüm-

[1] Panegyr. in Majoran V. 243—245: Strictius assutae vestes procera coërcent membra virum; patet iis altato tegmine poples; latus et angustam suspendit balteus alvum.

lichkeiten der fränkischen Tracht in einem enganschliessenden Leibrocke, der vielleicht kurze Bruchen verdeckte, und dem breiten Gürtel. Hieran schliesst sich der Bericht des Agathias aus der Mitte des 6. Jahrhunderts[1]: »Der Leib der Männer, sagt er, ist im Gefecht an Brust und Rücken nackt, umgürtet an der Hüfte mit leinenen oder ledernen Hosen, welche die Beine bedecken.« Diese Schilderung spricht von langen Hosen, die das ganze Bein bedecken. Der Widerspruch, in welchem beide Berichte zu einander stehen, lässt sich wol durch den Umstand erklären, dass das fränkische Volk aus verschiedenen Stämmen zusammengesezt war, vielleicht auch durch einen Trachtenwechsel, der innerhalb eines Jahrhunderts stattgefunden hatte, denn die Franken waren damals in einer sittlichen Umwandlung begriffen, und diese pflegt nicht ohne Einfluss auf die Tracht zu bleiben. Im Uebrigen stimmt der Gebrauch einer Beinbekleidung mit der Tracht der Bojer, Insubrer und Gaesaten überein, welche 700 Jahre früher in der Schlacht bei Clastidium aufgetreten waren[2], ebenso mit den Hosen der germanischen Hilfstruppen auf der Trajanssäule. Minder glaublich ist, dass der Ausdruck des Sidonius von dem sichtbaren Knie der Franken durch knappanschliessende Hosen zu erklären sei, welche die Kniescheibe abformten.

Von Schuhen hat sich in den merowingischen Gräbern nichts erhalten, doch müssen wir ihren Gebrauch voraussezen; noch im 8. Jahrhundert wird der fränkische Schuh im Gegensaze zum römischen genannt[3]; er bestand wol, wie alle germanischen Schuhe, aus einem einzigen Stücke Felles oder gegerbten Leders, welches auf die Fusssohle passte und rings derselben so in Laschen ausgeschnitten war, dass es sich bequem um die Ferse legen und über dem Rist mit einer Schnur festbinden liess, welche durch die Schlize in den Laschen gezogen war. Dieser Schuh, so einfach er war, gestattete doch mancherlei Verzierung; man pflegte ihn zu färben und selbst zu vergolden, sowie auch mit eingepressten oder eingeschnittenen Ornamenten zu versehen. Ein Muster davon, dessen Zierweise auf die merowingische Zeit weist, hat sich noch an dem Fuss eines Skelettes gefunden, das aus einem Torfmoore bei Friedeburg in Ostfriesland ans Licht gefördert wurde. Nach dem Zeugnisse Gregors von Tours[4] galt die Ueberreichung eines Schuhes so gut, wie die eines Ringes, als Zeichen der Verlobung.

Auffallend ist, dass in den merowingischen Aufzeichnungen der langen Schenkelriemen nicht gedacht wird, die doch so urgermanisch waren, und sich Jahrhunderte lang als ein Merkmal behauptet haben, wodurch sich die germanische von der römischen und byzantinischen Kleidung unterschied. Von Karl dem Grossen wird berichtet, dass er sich ihrer »nach vaterländischer Weise« bedient habe. Zeugen ihrer starken Verwendung in der Merowingerzeit sind die zungenförmigen Metallbeschläge, die uns die Gräber herausgegeben haben und die man als

[1] Hist. II, 5. [2] Polyb. II, 28. [3] Calceis quoque romano more formatis induebatur. Einhard, vita Carol. 23. [4] Vitae patrum XVI, XX.

Schlusstücke von nicht mehr vorhandenen Riemen erkannt hat (23. 5); es lag stets nur je eins auf der Aussenseite eines Wadenbeines und zwar dicht unter der Kniescheibe, also da, wo die Riemen verschlungen wurden. Jedes Bein hatte zwei Riemen, doch muss das Ende des zweiten

Fig. 22.

1. Siegelring. 2. Gegenbeschläg eines Gürtels. 3. Ortband einer Saxscheide. 8. Mundstück derselben Waffe. 4. Spatha. 5. Sax. 6. 7. 11. 14. 16. Schnallen. 9. Riemenbügel der Spathascheide. 10. 25—27. Knöpfe. 12. Fingerring. 13. Knauf der Spatha (Bruchstück). 15. Mantelschmuck. 17. Taschenbeschläg. 18. Franziska. 19. Beschläg eines Pferderiemens. 20. Speerklinge. 21—24. Gewandnadel mit Einzelteilen. Sämtliche Sachen sind Funde aus König Childerichs Grab.

Riemens in der Verschlingung selbst untergeschoben worden sein, da es ohne Schlussstück blieb. Ausserdem muss noch eine weitere Verschnürung und zwar unterhalb des Kniees mit einem querlaufenden

Bande stattgefunden haben, denn in manchen Männergräbern wurde an dieser Stelle eine kleine Schnalle mit einer Riemenzunge gefunden[1]. Die Buchmalereien, die wir aus der Zeit Karls des Kahlen besizen, weisen gleichfalls solche Kniebänder auf (Taf. 1, 7—11).

Die Kleider, welche nach Sidonius der junge Sigismer trug, nämlich der knappanschliessende buntgestreifte Rock, der nicht ganz bis an die Kniekehle reichte und mit den Aermeln nur die Oberarme bedeckte, die mit Knöpfen besezte Pelzjacke und der purpurumrandete Mantel: diese Kleider sind wol auch für die begüterten Franken vorauszusezen, denn einesteils ist es möglich, dass Sigismer selbst ein Franke gewesen; und dann finden sich noch manche Andeutungen über dergleichen Gewänder bei andern Geschichtschreibern. So berichtet Fredegar, welcher die Geschichte Gregors von Tour bis zum Jahre 641 fortsezte, dass der Majordomus Bertwald seinen Feind Landerich von der Mauer von Aurelianum herab zum Zweikampf aufgefordert und dabei bemerkt habe, sie wollten scharlachrote Röcke anlegen, um sich in der Schlacht gegenseitig herauszufinden[2]. Die Aermel, die nach der Schilderung des Sidonius nur einen Teil der Oberarme bedeckten, werden wol später und namentlich zur Winterszeit eine auf den Arm passende Länge erhalten haben (vergl. 13. 7). Dass der fränkische Rock sich knapp an den Körper geschlossen, berichtet auch der Chronist Widukind, der zum Jahre 936 gelegentlich der Krönungsfeier Ottos I. dieses Kleides erwähnt[3].

Der Rock wurde mit einem Gürtel um die Hüften geschlossen, den man zugleich als Wehrgehänge benuzte; sonst bediente man sich seiner auch zum Verschluss der Hosen sowie als Trageband für die Tasche. Selbst die Geistlichkeit prunkte mit dem Gürtel. Schier zahllos sind die Beschläge und Schnallen von Gürteln, die sich in den Gräbern jener Zeit vorgefunden haben (22 2. 6. 7. 11. 14. 16. 23 1—4.). Die geschichtlichen Ueberlieferungen lassen den Gürtel noch kostbarer und glänzender erscheinen, als die reichsten Grabfunde; sie berichten, dass er häufig von Goldstoff und mit goldenen Buckeln und Schnallen besezt gewesen sei. Welche Vorliebe man damals für prunkvolle Gürtel hegte, geht aus einer Erzählung Gregors von Tours hervor[4]; diesem Bericht zufolge bestimmte Chlodewech die vornehmsten Franken durch Geschenke von goldenen Armspangen und Wehrgehängen, ihn gegen ihren habsüchtigen König Ragnachar ins Feld zu rufen; aber er betrog die Betrüger selbst und liess ihnen statt des Goldes nur vergoldetes Erz zukommen. In der ältern Zeit wurde der Gürtel mit einem Haken geschlossen, der an einem Ende des Gürtels sass und in einen Knebel am andern Ende eingriff (17. 9). Später geschah der Verschluss durch eine Schnalle, die aus einem Ringe und einem Dorne zusammengesezt war.

---

[1] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde 344.

[2] Induamus uterque, ego et tu, vestibus vermiclis. Chron. XXV. Das Beiwort vermiclis kann sowol mit scharlachrot übersezt werden, als auch mit schlangenartig gestreift, und würde in lezterem Falle dem „wurmbunt“ unsrer alten Lieder entsprechen. Lindenschmit, Handbuch S. 330.

[3] Sächsische Geschichten II. 1. [4] II. 42.

Seit dieser Zeit wurde die Schnalle zum Hauptschmucke des Gürtels gemacht, an dem sich die ganze Kunst der Germanen versuchte; man fügte mittelst eines Scharniers oder eines Hakens noch ein weiteres Beschläg an den Schnallenring und verlängerte dieses Schmuckstück dergestalt, dass es der schier unerschöpflichen Verzierungskunst genügendes Feld bot (23. 1—4). Dieses Beschläg verlangte ein Gegenbeschläg am andern Ende des Gürtels und hieran reihte man schmälere Zierplatten den ganzen Gürtel entlang. Eine für die merowingische Kunst charakteristische Zierde sind Nägel mit halbkugelförmigen Köpfen, mit welchen die Beschläge an den Gürtel festgeheftet wurden. Sonst besteht das Ornament, ähnlich wie bei den hochnordischen Grabfunden, in band- oder schlangenartig geflochtenen Windungen, die oft von grossem Reize, in Tierbildern, in geperlten und geblätterten Mustern. Diese Schmucksachen sind meist von Erz, seltener von Silber und häufig mit Eisen, Silber oder goldfarbener Bronze tauschiert sowie mit farbigen Glasstücken belegt. Noch haben wir Gürtelbeschläge andrer Art entdeckt, namentlich im Grabe Childerichs (22. 6. 7. 11. 14); häufig von reinstem Golde sind dieselben mit vertieften Zellenräumen besezt, die den Honigwaben der Bienen ähnlich sehen, und die Zellen selbst sind mit farbigem Glas, Edelsteinen, Halbedelsteinen oder Goldfiligran ausgefüllt. Geschmeide dieser Art scheinen orientalischen Ursprungs und durch den römisch-byzantinischen Verkehr in das Land gekommen zu sein.

Zum Schuz gegen Kälte und Regen pflegten die Merowinger eine Pelzhülle über den Rock anzulegen (13.7). Schon die ältesten römischen Berichte gedenken dieses Wamses unter dem Namen »Rheno«. Die fränkischen Rhenonen reichten nur knapp über die Hüften. Isidorus[1] nennt den Rheno einen Pelzschuz für Schultern und Brust, der nur bis zum Gürtel reiche. Pelzkleider wurden in jener Zeit so allgemein von Goten und Franken getragen, dass man diese kurzweg »Pelzleute« (pelliti und pelligari) nannte. Aber gegen Ende der Merowingerperiode verschwanden die Pelze aus der vornehmen Tracht und verblieben nur den mittleren und ärmeren Volksklassen; erst Karl der Grosse brachte sie für kurze Zeit wieder zu Ehren.

Zur allgemeinen Volkstracht gehörte damals der Mantel; dieser kam in verschiedenen Formen vor. Nach römischen Berichten war in älterer Zeit bei den westgermanischen Stämmen ein kurzer Mantel üblich; dieser sah wol dem halbrunden ellenlangen Mantel ähnlich, der in einem Totenbaume bei Vamdrup in Schleswig aufgefunden wurde (3. 7). Mäntel dieser Art werden bei den Batavern und rheinischen Germanen erwähnt und zwar als buntgestreift. Daneben kamen längere viereckige Decken von Wollzeug vor; diese wurden von der linken Seite her um den Körper geschlagen und auf der rechten Schulter mit einer Spange geheftet; ihre Farbe war blau, grau oder meergrün.

---

[1] XIX. 23. 4. Ueber den Rheno aus späterer Zeit bei Joh. de Janua, Cathol.: Reno vestis est de pellibus, sunt enim renones velamina humerorum et pectoris de pellibus villosis usque ad umbicilium et dicitur non a renibus sed a Reno, Germaniae fluvio, ubi his maxime utuntur. Aehnlich bei Papias. Einhard in seinem Leben Karls des Grossen erwähnt dieses Pelzwamses unter dem Namen „Thorax".

Unter den Mantelspangen, die sich in den Gräbern gefunden, scheint ein Teil aus Italien und dem byzantinischen Reiche gekommen zu sein, wenigstens trägt derselbe den Charakter spätrömischer Arbeit; wenn im Lande selbst hergestellt, muss dies nach den Ueberlieferungen der römischen Technik geschehen sein, die man nach heimischem Geschmacke verwendete. Mancherlei Funde deuten darauf hin, dass vornehme Leute den Mantel mit goldenen Zierblechen in Form von Bienen übersäet (22. 15) und diesen wie das ganze Pelzwams und den Brustschliz ihres Rockes auch sonst noch mit reichverzierten goldenen Knöpfen (22. 10. 25—27) besezt beliebten.

Der volle unverkürzte Haarwuchs war in der Frühzeit ein Merkmal des freien Mannes. Sidonius Apollinaris[1] beschreibt die Franken als Wilde, »denen bei entblösstem Nacken vom rötlichen Scheitel das Haar nach der Stirne gestrichen herabhängt; das blaue Auge erglänzt in dem glatten Gesichte und statt des Bartes durchstreift der Kamm nur schmale Haarbüschel«. Hundert Jahre später berichtet Agathias, dass das lange Haar nur den königlichen Familien als besonderes Vorrecht verblieben sei. »Ihr Haar, sagt er, wird niemals verschnitten, sondern von dem Knabenalter an gepflegt, dass es an der Stirne gescheitelt schön über die Schultern herabfällt; nicht nach avarischem Brauche wüst und verworren oder nachlässig in einen Knoten geschürzt, wird es mit verschiedenen Salben rein gehalten und mit dem Kamme geordnet. Es ist dieses der Schmuck und die Auszeichnung des königlichen Geschlechtes, während das übrige Volk das Haar rund abzuschneiden pflegt und Niemand sonst gestattet ist, dasselbe herabhängend zu tragen.« Den Mitgliedern des königlichen Hauses, die man zum Aufgeben ihrer bevorzugten Stellung zwingen wollte, liess man häufig die Wahl zwischen dem Schwert und der Schere; mit der Verkürzung des Haares war der Aufenthalt in einem Kloster oder, wenn ausserhalb desselben, stets unter strenger Aufsicht verbunden. Zumteil konnten die Geschorenen die alten Rechte zurückfordern, sobald ihnen das Haar wieder nachgewachsen war. Es ist nicht anzunehmen, dass die freien Leute im Frankenvolke das Haar so kurz verschnitten getragen hätten, wie die Romanen; kurz geschorenes Haar galt stets als entehrende Strafe; man wird das Haar wol nur auf ein bestimmtes Mass, etwa rundum bis zur Höhe des Mundes, verkürzt haben[2]; dafür spricht auch der langgezähnte Kamm, der sich nicht selten in den fränkischen Männergräbern gefunden hat und für kurz abgeschorenes Haar nicht geeignet erscheint[3]. Vom Barte blieb nur der Schnauzbart stehen; das Kinn wurde glatt rasiert. Ebenso, wie das lange Haar, wurde der Vollbart zu einer Auszeichnung, die sich das merowingische Königsgeschlecht vorbehielt[4].

---

[1] Panegyr. in Major. V. 238—242. [2] Der heutzutage noch übliche Ausdruck; „lass mich ungeschoren“ entstammt vermutlich der fränkischen Zeit; er bezöge sich somit auf das Recht der Freien, langes Haar zu tragen, und bedeutete soviel als: lass mich frei, lass mich gehen. [3] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde, S. 310. 317. [4] Einhard sagt von den lezten Merowingern: „Neque regi aliud relinquebatur, quam ut regio tantum nomine contentus, crine profuso, barba submisso solio resideret.“

Das Haupt blieb unbedeckt; weder ein Fund noch ein Bericht lässt auf irgend eine Art von Hut oder Müze schliessen, mit welcher das Volk in jener Zeit den Kopf bedeckt hätte.

Auffallend arm sind wir an Zeugnissen über die Frauentracht in der merowingischen Periode, so dass es unmöglich erscheint, aus diesen Resten ein sicheres Trachtenbild wieder herzustellen. Die römischen Namen, mit welchen einzelne Frauengewänder bezeichnet werden, sind keine Bürgschaft für die römische Form und Anlage derselben. Gregor von Tours [1] spricht von einer »Palla«, aber wir können nicht beurteilen, ob dieses Gewand dem römischen Frauenmantel geglichen habe. Dieser wurde nämlich einfach oder doppelt gelegt, unter oder über der linken Achsel hergenommen und über der rechten Achsel gekreuzt oder auch als einfacher Rückenmantel über beide Schultern gehängt. Ferner gedenkt jener Chronist[2] unter dem Namen »Mafors« eines seidenen Um- oder Ueberhanges, dessen sich vornehme Weiber bedienten und der, wie eine Altardecke den Altar, seine Trägerin von Kopf bis zu Fuss völlig verhüllte. Ein weiteres Kostümstück, das er »Vitta« nennt, beschreibt er als ein mit Gold geschmücktes Haar- oder Stirnband. Fast alle Zeugnisse über die Frauentracht sind älter oder jünger, als die Merowingerperiode, und nur aus ihrer Vergleichung können wir einen Schluss auf die verschwundenen Trachten gewinnen, die dazwischen liegen. Und so dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass ein einfacher, hemdförmiger, mit einem Gürtel geschlossener Rock aus Wollzeug oder Linnen bei den Frauen der ärmeren Volksschichten das einzige Unterkleid gewesen sei, und dass von den reicheren Frauen ausser dem Mantel noch mehrere Ueberkleider benüzt wurden. Dass die weiblichen Röcke gleich den männlichen sich dem Oberkörper passend angeschlossen haben, ist nicht anzunehmen. Abbildungen aus karolingischer Zeit zeigen die Röcke schlotterig um den Körper hängend. Spätrömische Bildwerke, die sich in den unteren Rheinprovinzen gefunden, deuten zuweilen einen Ueberschlag an, der vom Hals bis zum Gürtel reicht. Indes bei der Eigenheit der römischen Künstler, fremde Trachten in römischer Weise umzuformen, wäre es wol möglich, dass jener Ueberschlag eine Jacke bedeute, wie sie in Schleswigscher Erde und abbildlich auf einem Mainzer Grabsteine gefunden wurde (3. 4. 11. 14). Breite Hornkämme beweisen, dass die Frauen das Haar aufgesteckt trugen. Noch wissen wir aus den Schriftstellern, dass ältere Frauen meist dunkle und schwarze Gewänder trugen[3]; ferner, dass schwarze Gewänder zur Trauer, weisse aber zur Taufkleidung erforderlich waren[4]. Beschläge von Gold oder goldfarbiger Bronze haben sich als Bestandteile von Gürteltaschen ergeben (22. 17). Da solche Taschen dem römischen Brauche fremd waren, so lassen diese Funde annehmen, dass sie etwa erst im 5. oder 6. Jahrhundert üblich wurden.

Auch des merowingischen Herrscherornates wird nur beiläufig Er-

---

[1] Hist. Franc. X. 16. [2] Ebendort. [3] Gregor von Tours II. 17. [4] Derselbe III. 29.

wähnung getan. Das Scepter bestand in einer Lanze. Mit der Uebergabe eines Speeres wurde Königsgewalt erteilt; so erhob Gunthram seinen Neffen Childebert zum Erben und Teilhaber seines Reiches, indem er ihm einen Speer überreichte[1]. Auf seinem Siegelring erscheint Childerich I. mit dem Speere (22. 1). Gregor von Tours berichtet, dass Chlodewech bei seiner Ernennung zum Consul und Patricier vom byzantinischen Kaiser Anastasius ein langes, purpurnes Untergewand, einen ebenso gefärbten Mantel und ein Diadem nebst Amtsinsignien erhalten habe. Der römisch-byzantinische Verkehr scheint den vornehmen Leuten beiderlei Geschlechtes den Anstoss zu einer Entfremdung ihrer heimischen Tracht gegeben zu haben, zu welcher sie erst durch Karl den Grossen wieder zurückgeführt wurden.

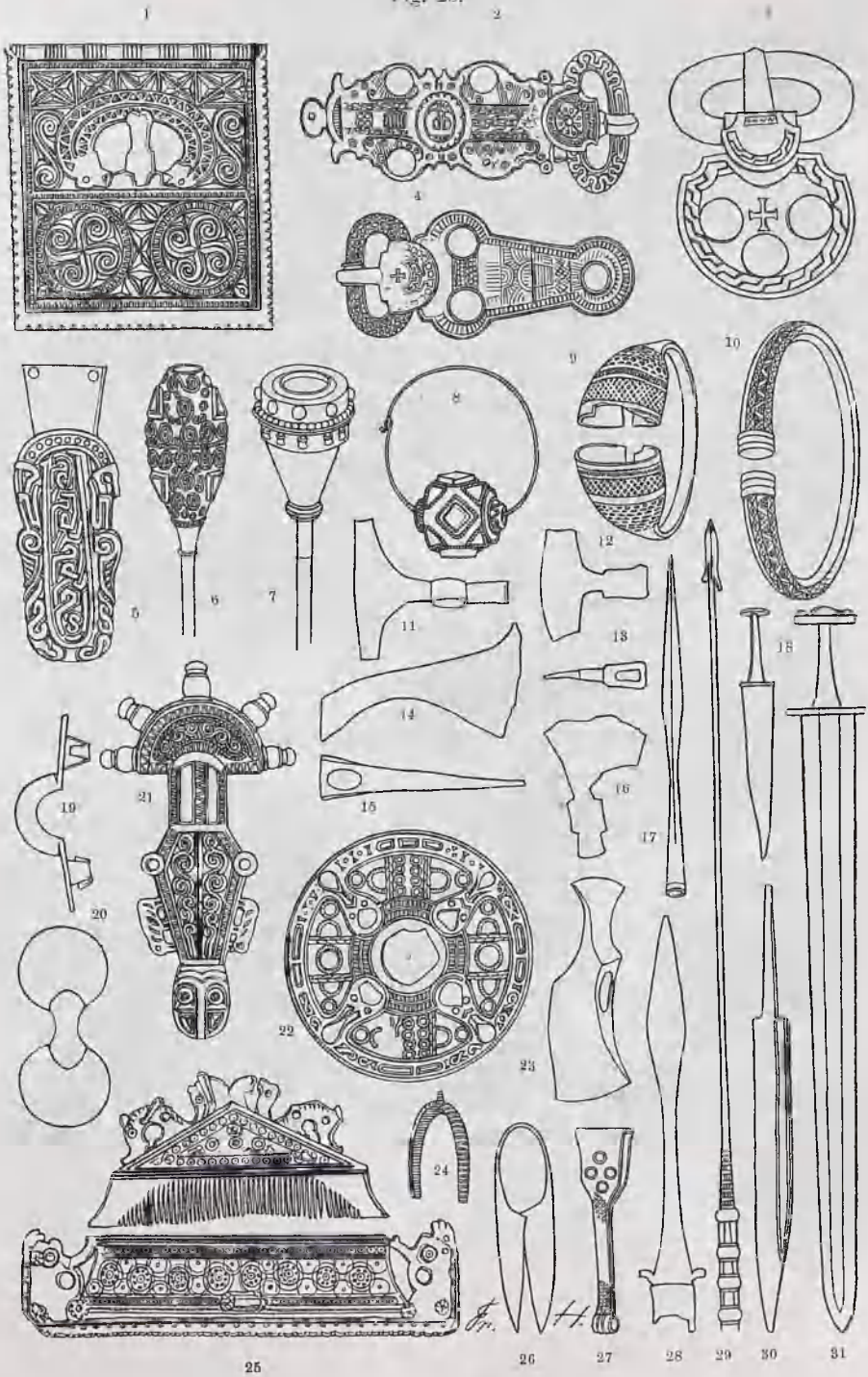
An einigen nordfranzösischen Cathedralen, namentlich zu Corbeil und Chartres, sind einige Standbilder zu sehen, die mit den Namen Chlodewechs, seiner Gemahlin Chlotilde und sonstiger merowingischer Fürstlichkeiten bezeichnet sind. Die Arbeit dieser Figuren zeigt alle Merkmale vom Ende des 12. Jahrhunderts; die Tracht hat einen fremdartigen Charakter, der sie als völlig losgelöst von der Tracht des 12. Jahrhunderts erscheinen lässt und hierdurch selbst berufene Beurteiler verführt hat, sie für merowingisch zu halten und die Bildsäulen für Nachahmungen von Urbildern aus dieser Zeit. Zwar die Jacke, welche dort den Körper bis über die Hüften herab passend umschliesst, findet sich schon auf dem Grabsteine der Mainzer Familie (11. 14—16) dargestellt, der etwa dem 4. Jahrhundert angehört; alle übrigen Gewandstücke aber haben mit jener Zeit nichts zu schaffen. Malereien englischer Handschriften aus dem 12. Jahrhundert dagegen überliefern uns Figuren, deren Kostüm völlig dem jener Standbilder entspricht. Hier wie dort begegnen uns, um nur einiges anzuführen, in der weiblichen Tracht jene langen Jacken, die den Oberkörper faltenlos oder faltig umschliessen, darunter Röcke, die mit dichtem Gefältel über den Unterkörper hängen; weite Aermel, die, wenn schleppend, unten in einen Knoten geschlungen sind, mit Bändern durchflochtene lange Zöpfe, Kopftücher und lange Gürtel. Wir haben in dieser Tracht die Moden des 12. Jahrhunderts vor Augen, wie solche sich im Umfange der normannischen Herrschaft entwickelten. Auf diese Weise erklärt sich auch ihr abgesonderter Charakter. Jene Bildsäulen sind eine Ergänzung zu dem Teppiche von Bayeux, der uns die Normannen in Kriegstracht vorführt (Ausführliches darüber weiter unten gelegentlich der normannischen Tracht auf französischem Boden).

Besser, als über die Kleidung sind wir über die Bewaffnung der merowingischen Franken unterrichtet, doch sind die Waffenreste auch hier noch selten und wir begegnen noch immer manchen Lücken. Aus den Tausenden von Gräbern ist bis jezt nicht ein einziger Helm oder nur das Metallbeschläge einer kriegerischen Kopfbedeckung an das Tageslicht gekommen. Gleichwol wissen wir aus schriftlichen Ueberlieferungen, dass der Helm damals wenigstens von edlen Kriegern getragen wurde. Es scheint, dass er wie die römische Cassis mit einer Larve das ganze Gesicht oder mit breiten Wangenlaschen die Seiten des Gesichtes bedeckte. Chlotar II. gab sich dem Sachsenherzoge

[1] Gregor von Tours VIII. 33. Derselbe II. 38.

Fig. 23. 1—4. Gürtelschnallen. 5. Schenkelriemenbeschläg. 6. 7. Haarnadeln. 8. Ohrring. 9. 10. Armspangen. 11—13. Hiltbarten. 14. 15. Wurfbeil. 16. Werkbeil. 17. Speerklinge. 18. Kleiner Sax. 19—22. Gewandspangen. 23. Werkbeil mit doppelter Schneide. 24. Sporn. 25. Kamm. 26. Schere. 27. Kneipzange. 28. Jagdspeer. 29. Angon. 30. Langsax. 31. Spatha. (Nach L. Lindenschmit.)

Fig. 23.


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31

Bertwald, von dem er durch einen Fluss getrennt war, dadurch zu erkennen, dass er seinen Helm abnahm und seine langen grauen Haare zeigte[1]. Auch Gregor von Tours erwähnt[2] mehrfach des Helmes und zugleich, dass selbst Bischöfe gelegentlich Helm und Harnisch getragen hätten. Eine in Elfenbein geschnizte Figur an der sogenannten Kranenburger Kiste trägt einen gespizten Helm mit Wirbelknopf und Spangenbeschlag (24. 6); ein ähnliches Helmgestell von Bronze hat sich in einem angelsächsischen Grabe gefunden, und in dieser Weise scheint der geringe Krieger sein Haupt durch zwei übers Kreuz gebogene Spangen geschüzt zu haben. Auch von Harnischen haben uns die Gräber nichts herausgegeben; nur die Urkunden beweisen, dass solche in jener Zeit vorhanden gewesen und dass vom 5. bis 8. Jahrhundert alle germanischen Völker, die in den Besiz römischer Beutestücke gelangt waren, metallene oder mit Metall belegte Panzer besassen. Das älteste Panzerhemd bestand wol aus starkem Leder, das durch gitterförmig aufgenähte Riemen und dazwischen gesezte eiserne Nagelköpfe oder durchweg mit anein-

Fig. 24.

1. Reliefbild des Aëtius, von einem Elfenbeindiptychon im Domschaze zu Monza. 2. Unterleibsschurz, gef. in einem fränkischen Grabe, jezt im Museum von Namur. 3. Bruchstück eines bei Bingen gefundenen Denksteins, auf dem ein römischer Krieger mit Cingulum, doppeltem Balteus und Unterleibsschurze dargestellt ist. 4. Teil eines römischen Schuppenpanzers. 5. Bild eines Kriegers, von einer Elfenbeinplatte aus dem 7. Jahrhundert, jezt im Domschaze zu Aachen. 6 und 7. Elfenbeinbildnisse von Kriegern auf den nach Xanten und Kranenburg genannten Kisten, etwa aus derselben Zeit.

ander gereihten eisernen Ringen widerstandsfähig gemacht worden war. Auf jenem Siegelringe des Königs Childerich (22. 1) ist ein Harnisch aus viereckigen Scheiben deutlich zu erkennen; die Elfenbeinschnizereien

[1] Chronik der Frankenkönige 41. [2] IV. 42. V. 48.

der Kranenburger und Xantener Kisten (24.6.7), die einer etwas späteren Zeit angehören, zeigen uns Harnische von dachziegelförmigen Plättchen, die, sich teilweise deckend, in Reihen nebeneinander angeordnet sind; so besezt erscheinen Brust und Oberarme, oder der ganze Rock bis in die Armbeuge und die halben Oberschenkel. In dieser Weise wurden die römischen Schuppenharnische ausgeführt, von welchen wir noch Bruchstücke besizen (24.4). Es haben sich sowol in einigen Gräbern der Rheinlande von der Schweiz an bis nach Belgien hinab, als auch auf württembergischen und baierischen Gebieten ganze Gruppen von gleichartigen Metallbeschlägen vorgefunden, die stets unterhalb des Gürtels bei den Skeletten lagen; sie waren ursprünglich auf einzelne Lederstreifen geheftet und haben offenbar zum Schuze des Unterleibes gedient. Ein Grab von Spontin in Belgien lieferte solch einen Schurz in noch ziemlich erkennbarem Zusammenhange (24.2)[1]. Derselbe besteht obenher aus einem etwa 10 cm breiten Lederstücke, das mit einem ebenso breiten Bronzebleche beschlagen ist; am unteren Rand ist das Blech mit einem gerippten Wulste eingefasst, der einer halbierten Federrolle gleicht, wie man sie an den spätrömischen Gewandnadeln bemerkt. Von diesem Wulste hängen einzelne Lederstreifen herab, von welchen fast nur noch die beiden seitlichen unversehrt geblieben; diese sind mit flachen Bronzescheibchen verstärkt. Am oberen Rande des Leders ist eine Schnalle angebracht, mit welcher, dem Anscheine nach, der Schurz an den Gürtel befestigt wurde. Dergleichen Unterleibspanzer sind vermutlich durch die Römer nach Germanien gebracht worden, denn man findet einen ähnlichen, wenn auch schmäleren Schurz zuweilen auf den Grabsteinen von römischen Legionären abgebildet (24.3). Die Prätorianer trugen gleichfalls solche Panzerlaschen vor dem Unterleibe und ebenso auch auf den Oberarmen. Diese spätrömische Panzerung bemerkt man noch an einem aus Elfenbein geschnizten Kriegerbilde aus dem 7. Jahrhundert (24.5), das jezt im Aachener Domschaze aufbewahrt wird, und einen ebenmässig gelaschten Bauchpanzer sogar noch an den Leibwächtern Karls des Kahlen in dessen Bibelbildern aus dem 9. Jahrhundert (Taf. 1.10.11), sowie an einem andern Krieger in einer Malerei derselben Zeit (Taf. 1.12, vergl. 13.8). Der Schild ist die einzige merowingische Schuzwaffe, von welcher wir noch Reste übrig haben. Fundstücke wie Berichte und Abbildungen bestätigen übereinstimmend, dass der Frankenschild kreisrund (24.6) oder oval war, dabei flach oder gewölbt. Der Schild wurde in der Frühzeit aus Holztafeln hergestellt, meist von Lindenholz. Die Krieger Sigiberts legten sich, von dem Heere Gunthrams bedrängt, auf ihre Schilde, um über die Rhone zu schwimmen[2]. Leo und Attalus sezten bei ihrer Flucht aus der Gefangenschaft auf ihren Schilden schwimmend über die Mosel[3]. Zur Verstärkung hatten diese Holzschilde nicht selten einen Ueberzug von Tierhaut. Das Heer Childeberts, von Krankheit und Hunger geschwächt, verzehrte neben seiner Fellkleidung auch die

[1] Jezt im Museum von Namur. [2] Gregor von Tours IV. 30. [3] Derselbe III. 15.

Ueberzüge seiner Schilde[1]. Der Frankenschild hatte zumeist eine weisse Farbe[2]. Nur die besseren Schuzwaffen waren in der Mitte mit einem Buckel von Eisen bewehrt; Reste dieser Art haben sich zahlreich in den Gräbern gefunden. Der Buckel war hohl und halbkugelig oder kegelig, sowie bei eingezogener Seitenfläche auch hochgespizt; untenher hatte er einen schmalen, flachen Scheibenrand, an welchem er auf den Schild festgenagelt wurde. Das Holz war unter dem Buckel ausgeschnitten, um der Hand Raum zu geben, und diese fasste den Schild an einer Querspange, die auf der Unterseite des Buckels sass, an dessen Rand sie mit Nägeln befestigt war. Zuweilen verlängerte sich die Griffspange aussenher über den ganzen Schild, dessen Wölbung sie mit einer leichten Biegung folgte[3]. Beinschienen wurden von Königen und Edlen getragen; doch ist von solchen Schuzstücken bis jezt keine Spur in den Gräbern entdeckt worden; jene in Elfenbein geschnizten Kriegerfiguren tragen bis in die halben Waden reichende Stiefel (24.6.7) oder die Zehen freilassende Bundschuhe, deren lange Riemen wie ein Nezwerk um die Unterschenkel geflochten sind (24.5; vrgl. Taf. 1. 8. 10. 11).

Schon bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten wird das Beil als kennzeichnende Waffe der Franken erwähnt. Die Gräber namentlich der Karolingerzeit haben uns zahlreiche Waffen dieser Art herausgegeben, die sich in Wurfäxte oder Franzisken und in Streitäxte oder Hiltbarten unterscheiden lassen. Die Klinge der Franziska ist schmal und gerade, häufiger noch leicht nach aufwärts gebogen und gegen die Schneide hin, die gerade oder mässig gewölbt, dergestalt verbreitert, dass die obere Spize schärfer hervortritt, als die untere (23.14.15). Der nicht mehr vorhandene Schaft war in einem Loche des Axthelmes befestigt, seltener zwischen einer Gabel, in welche sich das nach unten gebogene Axthelm teilte. Ob der Schaft gerade war oder ein wenig zurückgebogen, ist nicht mehr zu bestimmen; er scheint etwa doppelt so lang, als die Klinge, gewesen zu sein. Vermutlich war am Stiel ein langer Riemen angebracht, um die Axt nach jedem Wurfe wieder zurückholen zu können. Die gerade Schmalaxt war vielleicht mehr Werkzeug als Waffe; sie bildet den Uebergang zu der Hiltbarte; diese ist eine gerade Klinge, die sich kurz vor der Schneide zu bedeutender Breite ausdehnt, entweder gleichmässig nach beiden Seiten hin (23.12), oder am stärksten nach unten (23.16). Die Schneide ist leicht gebogen; das Helm sezt sich mitunter hinterwärts in einen Hammer fort und scheint das Beil in diesem Falle Werkzeug gewesen zu sein. Der Schaft war wol so lang, wie unsre heutigen Axtschäfte sind. Es ist auffallend, dass sich bis jezt keine Doppelaxt gefunden hat, von welcher doch die Geschichtschreiber so viel zu berichten wissen; der Widerspruch wird vielleicht durch den auch sonst bemerkten Umstand aufzulösen sein, dass das römische Wort »bipennis«, welches die Schrift-

---

[1] Paul. Diac. III. 31. [2] Ermoldus Nigellus III. 243 und Sidonius, Epist. 20. [3] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde 242—246.

steller gebrauchen, sich in diesem Falle nicht mit der Form deckt, die der so bezeichnete Gegenstand bei den Römern hatte. Was sich an zweischneidigen Beilklingen gefunden hat, gleicht den Täxeln unsrer heutigen Zimmerleute; die Schneiden sind nur schmal (23.23), manchmal eine davon gespizt, so wie man sie zum Einhauen von Löchern gebraucht.

Neben dem Beile galt das grosse zweischneidige Langschwert, die Spatha, als Hauptwaffe der Franken. Die Spatha war damals nicht mehr so unbehilflich lang, als wie man sie früher bei den nordischen Völkern angetroffen hatte. Die Länge der gefundenen Klingen (23.31) wechselt von 81 bis 97 Centimeter, ihre Breite von 4½ bis 6, die Länge der Angel von 12—14 Centimeter. Oben auf der Angel sizt stets eine ovale Platte von Eisen, die einen Knopf trägt, der bald halbkugelig gewölbt, bald flach dreieckig ist, oder auf beiden Seiten einwärts geschweift; sein Schmuck besteht in eingraviertem Flechtwerk oder in verschlungenen Silbereinlagen. Unten zwischen Klinge und Angel sizt ein gleichfalls ovales Stichblatt von Eisenblech, das ein wenig über die Klinge vorsteht. Der Griff oder das Gehülse ist gewöhnlich von Holz, Bein oder Horn, seltener von Elfenbein. An besseren Schwertern muss den Beschreibungen nach[1] der Griff von glänzendem Metalle gewesen sein, an dem der Waffenschmied seine ganze Kunst zu geben suchte. Die Scheiden bestanden aus Holz mit einem Ueberzuge von Leder oder Leinwand; oben an der Scheide war ein Mundstück, unten ein bügelartiges Ortband und auf jeder Seite stellenweis eine Randleiste angebracht, sämtliches Beschläg von Metall und, wo es anging, verziert. Die prächtigsten unter allen merowingischen Schwertern haben sich im Grabe Childerichs gefunden, jedoch nur in Bruchstücken[2]; die Klingen waren nicht mehr vorhanden. Eins der Schwerter war, nach den Scheideresten zu schliessen, eine lange, zweischneidige, unten abgerundete Spatha (22.4); das andre ein einschneidiger Sax mit starkem Rücken (22.5); dies ergiebt sich aus dem Mundstücke, das in seinem Querschnitt eine scharf gespizte Eiform zeigt. Der Holzgriff des Langsaxes ist mit Goldblech überzogen. Sämtliches Beschläge (22.3.8.13), auch das Stichblatt und der Schwertknopf, ist von Goldblech und in Zellen mit rotem Glas oder Almandinen eingelegt. Der Schwertknopf (22.13) geht nach den Enden hin in zwei Tierköpfe mit rotfunkelnden Granataugen aus. Zum Beschläge der Scheiden gehören noch je zwei Bügel (22.9), die unter den Stichblättern auf den Kanten der Scheiden sassen (22.4), dergestalt, dass die Schwertriemen unter ihnen hindurchgezogen werden konnten.

Allgemeiner geführt, als das Langschwert, wurde in der merowingischen Zeit das kurze einschneidige Schwert, dessen Klinge gerade, spiz und von starkem Rücken war. Die kleinere Art dieser Waffen pflegt man Sax zu nennen, die grössere Skramasax oder Semispatha.

---

[1] Walthari Vers. 1314. Greg. XXI. 10. [2] Wieder zusammengesezt von Lindenschmit in seinem Handbuch der Deutschen Altertumskunde 236—239.

Der Sax (23.18) wurde zu Wurf und Stoss, der Skramasax (22.5. 23.30) aber als Hiebwaffe gebraucht; die Angel an lezter Waffe war deshalb mindestens einen Fuss lang; sie mass zuweilen ein Dritteil der ganzen Waffe, so dass man voraussezen muss, diese sei mit zwei Händen zugleich gefasst und geführt worden. Auch der Rücken, der 6 bis 12 Millimeter breit ist, verleiht dem Skramasax eine besondere Wucht. Griff und Angel werden meist wie bei der Spatha durch eine Eisenplatte getrennt, die ein wenig breiter ist, als die Klinge. Oben auf der Angel sizt ein flacher Knopf, oder die Angel ist oben über die eingeschobene aber jezt nicht mehr vorhandene Hülse umgeschlagen. An den meisten Klingen bemerkt man einige vertiefte Rinnen nahe am Rücken (23.30); sie laufen mit diesem gleich und hören etwa 3 Zoll vor der Spize auf. Die Scheide war ähnlich der Spathascheide ausgestattet, was die gefundenen Beschläge beweisen; das Mundstück ist stets, dem Querschnitte der Klinge entsprechend, nach der Rückenseite breit, nach der Scheide hin spiz. Zuweilen hatte die Scheide unten keinen gerundeten Abschluss, sondern einen geradlinigen; dies geht aus jener Abbildung auf dem öfter genannten Halberstädter Diptychon sowol (16.1) als aus dem rechtwinkeligen Ortbande am Saxe Childerichs hervor (22.5).

Die fränkischen Verordnungen, welche von der Ausrüstung sprechen, verstehen darunter gewöhnlich nur Schild und Lanze. Die Lanze war Volkswaffe, die sowol zum Wurfe wie zum Stosse verwendet wurde. Bei dem Einfalle Theodoberts in Italien waren die Reiter mit Speeren, die Fusskrieger mit Aexten bewaffnet. Es lässt sich an den Speerklingen nicht mehr unterscheiden, welche zum Wurf und welche zum Stoss geeignet war; die Verwendung hing von dem Ziele ab, das man ins Auge fasste; die grosse Körperkraft liess den fränkischen Krieger auch die schwerste Lanze zum Wurfe gebrauchen. Die Klingen sind sämtlich von Eisen; das älteste fränkische Speereisen hat sich in dem Grabe Childerichs gefunden; es ist blattförmig mit ziemlich schlanker Spize (22.20); dies ist die üblichste Lanzenklinge, die lang gezogen und ohne Mittelrippe aus den fränkischen Gräbern zu Tage kam. Neben den weidenblattförmigen Klingen (23.17) erscheint die rautenförmige, ebenfalls kurz oder lang gezogen, an den seitlichen Schneiden aber mehr oder minder nach innen statt nach aussen geschweift. Hieran schliessen sich Klingen mit langgestrecktem Halse und zwei nach oben gerichteten Haken (23.28) oder knopfförmigen Vorsprüngen unten am Halse und zwar über der Tülle; es scheinen Stosslanzen gewesen zu sein, die man bei der Jagd auf Bären und Eber führte[1]. Das merkwürdigste unter allen fränkischen Speereisen hat einen dünnen, aber 3 bis 4 Fuss langen Hals (23.29) und eine schmale viereckige Klinge mit zwei scharfen Widerhaken da, wo sie in den Hals übergeht. Dies ist der »Angon«, eine Waffe, die den Franken vorzugsweise eigentümlich war, aber nur von erprobten Kriegern geführt wurde. Agathias giebt eine Schilderung von dieser Waffe[2]: »Die Angonen,« sagt er, »sind

[1] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde. [2] II. 5.

nicht ganz kurze, aber auch nicht sehr lange Speere, zum Wurfe tauglich, wie zum Kampf in der Nähe. Sie sind zum grössten Teile mit Eisen bedeckt, so dass vom Holze nur wenig und kaum soviel, als für das untere Beschläge hinreicht, zu sehen ist. An dem oberen Teile des Speeres ragen jedoch auf beiden Seiten gekrümmte Spizen hervor, welche hakenförmig zurück und abwärts gebogen sind. Im Kampfe wirft der fränkische Krieger den Angon, der, sobald er den Körper trifft, überaus tief eindringt und von dem Verwundeten nicht herausgezogen werden kann, der Widerhaken wegen, welche furchtbare und tödliche Schmerzen verursachen. Sieht dies der Franke, so springt er hinzu, drückt durch einen Tritt auf den Speer mit der Last seines Körpers den Schild seines Gegners herab und tötet den nunmehr Unbedeckten mit der Axt oder einem andern Speere«. Die meisten Speerklingen zeigen unten eine Tülle, in welche der Schaft eingeschoben und mit einem durchgehenden Nagel oder zwei seitlichen Stiften befestigt wurde. Häufig ist die Tülle auf beiden Seiten geöffnet und zu einer langen Gabel umgeformt, zwischen welcher der Schaft eingeklemmt und mit starken Ringbändern festgehalten wurde, die man um die Gabelzinken legte (23.29). Auf diese leztere Art sind meist die Angonen und angonartigen Klingen befestigt. Der Schaft bestand aus Esche oder Hartriegel, seltener aus Fichte[1].

Die Merowinger führten wie ihre Nachbarvölker auch Pfeil und Bogen; doch scheint es, dass sie diese Waffe nicht durchweg, sondern nur gelegentlich im Kriege verwendeten. Die Pfeilklingen, welche uns die Gräber überlassen haben, sind sämtlich von Eisen; zuweilen zeigen sie eine Angel, mit welcher sie in den Schaft eingeschoben wurden; zumeist aber sind sie mit einer Tülle versehen, in die der Schaft zu sizen kam. Leztere Art von Pfeilen lässt sich in bolzenförmige mit vier Kanten, in rautenförmige, in blattförmige mit und ohne Mittelrippe und in solche mit Widerhaken unterscheiden. Es kam vor, dass man die Pfeile vergiftete. Als im Jahre 338 die Römer einen Streifzug in das überrheinische Frankenland machten, wurden sie mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet, die in den Saft giftiger Kräuter getaucht waren, so dass die Wunden, wenn auch nur die Haut gerizt und nicht einmal eine gefährliche Stelle verlezt war, doch unausbleiblich den Tod brachten[2]. Wie der fränkische Bogen beschaffen war, lässt sich nicht mehr bestimmen, da er überall von den Gräbern verzehrt wurde. Doch mag er den Bogen gleich gewesen sein, die uns die Totenbäume am Lupfen erhalten haben (19.20); diese sind von Eibenholz, gegen 7 Fuss lang, leicht gekrümmt und in der Mitte, wo sie angefasst wurden, stärker, als an den Seitenteilen, die schlank verlaufen; Kerbschnitte an beiden Enden dienten zur Aufnahme der Sehne.

Es ist anzunehmen, dass die Merowinger auch die Schleuder zum Kriege wie zur Jagd gebraucht haben; die kugelförmigen Kieselsteine

---

[1] Esche, Linde und Eibe waren Waffenholz und den Todesgöttern geweiht, während Buche, Eiche, Hasel und Holder mehr ihrer Früchte, Ahorn und Birke aber mehr ihres Saftes wegen geschäzt wurden.

[2] Gregor v. Tours II. 9.

unter den Grabfunden lassen zwar nicht mit Sicherheit auf eine Schleuder zurückschliessen, aber es ist doch kaum anzunehmen, dass die Franken unter allen germanischen Stämmen die einzigen gewesen sein sollten, denen die Schleuder gefehlt hätte. Von der Holzkeule wissen wir, dass sie sich in den Händen des gemeinen Mannes wie der Kriegsleute befand; sie diente zum Schlage wie zum Wurfe. Die Schlagkeule schildert der Mönch von St. Gallen[1] als einen Knüppel (baculum) von einem geradgewachsenen Baumstamme mit gleichmässigen Knoten und einem Handgriffe. Die Wurfkeule war nach einem Berichte Isidors[2] aus zähem Holz, etwa anderthalb Ellen lang und so schwer, dass sie nicht weit geschleudert werden konnte, aber alles zermalmte, was sie antraf. Auch kehrte sie, wenn von einem Geübten geworfen, wieder zu demselben zurück, was vermuten lässt, dass sie dem »Bumerange« der australischen Inselvölker gleichgesehen habe[3].

Zum Signalgeben waren Hörner und Trompeten üblich. So berichtet Gregor von Tours[4], dass die Krieger Gundobalds, die in die Stadt Vienne eingedrungen waren, ihren Genossen, die von aussenher die Wälle bestürmten, ein Zeichen mit der Trompete gegeben hätten; und ferner[5], dass Chlodowech, der Sohn Chilperichs, von Anhängern des Königs Sigibert überfallen, wie ein Hirsch mit Hörnern und Trompeten verfolgt worden sei[6]. Ueber die Form dieser Blasinstrumente aber schweigen die Schriften wie die Gräber[7]; ebensowenig geben sie etwas über die Form der Fahnen und sonstiger Feldzeichen bekannt, die doch jedenfalls von den Merowingern ebenso wie von den andern germanischen Völkern benutzt wurden. Ueber die Ausrüstung von Ross und Reiter sprechen einige Grabfunde. Der Sporn, der in den Schriften nicht genannt wird, ist ein einfacher Bügel mit kurzem Stachel (23.24) und einem Ring oder einer Oese an beiden Enden des Bügels; in jeder Oese war ein Riemchen befestigt; beide Riemchen wurden unter und über den Fuss gezogen und mit einem Schnällchen aneinander geschlossen. Die Trense ist ein gebrochenes Gebiss mit Querstangen. Ueber die Form des Sattels lässt sich nichts sagen; aufgefundenes Holzwerk, welches man für Reste eines Sattels hält, ist bis zur Unkenntlichkeit vertrocknet. Der Sattel wird wol nach byzantinischer oder angelsächsischer Weise aus einem Sattelpolster mit Sattelbogen bestanden haben (26.16. 30.6), wenn nicht aus einer einfachen Decke. Von Steigbügeln hat sich nichts gefunden; sie scheinen unter den germanischen Völkern erst um das 8. Jahrhundert aufgekommen zu sein. Man sezte sich mit einem freien Aufschwunge zu Pferd. Vornehme Leute liebten das Riemen- und Sattelzeug mit Schmuckplatten besezt. Zahlreiche Beispiele solcher Zierstücke haben uns die Grabhügel hinter-

---

[1] I. 34. [2] Etymol. XVIII. [3] Vergl. S. 23. [4] II. 33. [5] IV. 48. [6] cum tubis et buccinis.

[7] Das erste Blasinstrument und das Vorbild aller folgenden war das einfache Horn einer Ziege, eines Stieres oder einer Kuh; daneben gab es andere Urformen der Schilf- und Holzpfeife, aus deren Verbindung und Weiterbildung die Schalmei entstand, die sich in der heutigen Oboe noch erhalten hat. Das Instrument, mit dem in den deutschen Festen das Alarmzeichen gegeben wurde, hiess „Porzelt“; es scheint dies ein an der Schallöffnung gebogenes und erweitertes Rohr gewesen zu sein, wie es sich ähnlich schon auf den römischen Denkmälern als germanisches Beutestück verbildlicht findet (10.4. 11.45); vielleicht haben wir uns die fränkischen Trompeten gleichfalls in dieser Form zu denken.

lassen; sie sind vorwiegend kreisrund oder quadratisch, oft von kunstvoller Arbeit aus Eisen mit Silber- oder Kupfereinlagen, auch aus Silber mit nielliertem Ornament oder aus vergoldetem Erze hergestellt. Die Verzierung besteht wie bei den Schnallen und Fibeln aus Bandgeflecht oder Kreisen mit unregelmässigem Strichwerke, sowie aus vorspringenden Tierköpfen an den Ecken der Platten. Das Sattelzeug königlicher Pferde war so kostbar, dass man es zur Belohnung für wichtige Dienste geeignet hielt [1]. In dem Grabe Childerichs haben sich zahlreiche Bruchstücke von goldenem Riemenschmucke gefunden (22.19), die selbst mit Edelsteinen besezt und auf Goldstoff geheftet waren. Hufbeschlag ist für die merowingische Zeit nicht nachzuweisen; ein in halber Hufeisenform gebogenes und durchlöchertes Stück Eisen unter jenem Grabschaze könnte als Teil eines Schildbuckelrandes anzusehen sein; dem widersprächen auch nicht die Löcher darin, denn die Buckeln wurden an ihrem scheibenförmigen Rande mit Nägeln auf den Schild geheftet.

Aus Ludwig des Deutschen Psalter.

2. Die Tracht in der Karolingerzeit.

bgleich der grosse Kaiser Karl dem Luxus nicht abhold war, wenn er seiner Würde Nachdruck verschaffen und als Kaiser auftreten wollte, so suchte er doch selbst am Hofe durch sein Beispiel die alte Volkstracht wieder zu Ehren zu bringen, die schlicht und farblos, wie sie war, vor der bunten gallischen Tracht und der prunkvollen römisch-byzantinischen sich immer mehr zu verlieren drohte. Ganz in demselben Sinne, in dem Karl die altgermanischen Volks- und Heldenlieder sammeln liess, um sie vor dem Verklingen zu bewahren, und wie er seine mütterliche Sprache, anstatt sie durch die lateinische zu ersezen, zu veredeln und brauchbarer zu machen strebte, ganz ebenso wendete er seine Sorgfalt den urväterlichen Trachten zu. Die Schilderung, die sein Geheimschreiber von der Tracht des Kaisers giebt [2], darf deshalb, von Einzelheiten abgesehen, als Muster für die Tracht der wohlhabenden Leute in jenen Tagen angesehen werden. Sie lautet: »Der Kaiser kleidete sich nach vaterländischem fränkischem Brauche. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber einen Rock, der mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden, die Füsse mit Schuhen und schüzte mit einem aus Seehundsfell und Zobelpelz verfertigten Wamse im Winter Schultern und Brust [3]. Auch trug er einen meergrünen Mantel [4] und

[1] Fredagarius 38. zum Jahre 612. [2] Einhard, vita Caroli 23.

[3] Et ex pellibus lutrinis et murinis thorace confecto humeros ac pectus hyeme muniebat. Unter diesem Pelzkleide ist sicherlich der von Isidor und Sidonius Apollinaris erwähnte Rheno zu verstehen, der gleichfalls als ärmellos und nur Schulter und Brust schüzend beschrieben wird. Siehe S. 82.

[4] Es sei hier an den ebenso gefärbten Mantel Sigismers erinnert, von dem Sid. Apollinaris spricht (S. 82).

beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold und Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dies jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten, oder wenn die Gesandten fremder Völker bei ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und liess sich niemals solche anlegen; nur zu Rom kleidete er sich einmal nach dem Wunsche des Papstes Hadrian und ein zweitesmal auf die Bitten von dessen Nachfolger Leo in die lange Tunika und Chlamys und zog die römischen Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit edelsteinbesezten Schuhen einher, den Mantel mit einer goldenen Nadelspange (fibula) zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem. An andern Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.«

Des Hemdes wird hier zum ersten Male gedacht. Die Einfachheit in der Kleidung ist keineswegs mehr die der alten Zeit. Abbildlich begegnet uns der Kaiser annähernd so bekleidet in einem Musivwerke zu Rom, das vermutlich noch zu Lebzeiten Karls Papst Leo III. in einem Gastraume, der zur Bewirtung fürstlicher Personen diente, herstellen liess. Der Kaiser ist auf diesem Bilde knieend dargestellt (25.1), die Unterschenkel bis zu den Knieen mit Binden umwickelt, in enger bis zur Kniescheibe reichender Tunika und in langem viereckigen auf der rechten Schulter verhaftelten Mantel. Die ganze Kleidung ist orangefarbig, nur die Säume an Rock und Mantel sowie die Schenkelbinden sind dunkelgrün. Das Bild ist zwar sachgetreu, aber roh, was das Einzelne betrifft; es verrät das ganze Unvermögen der Kunst jener Zeit und zugleich die Unempfindlichkeit der römischen Künstler für das, was an einer fremden Tracht charakteristisch war. Von Ermoldus Nigellus, der im 9. Jahrhundert schrieb, wird bezüglich der fränkischen Tunika ausdrücklich bemerkt, dass sie eng und kurz gewesen[1], und diese Eigenheit wird noch am Ende des 10. Jahrhunderts von dem Sachsen Widukind bestätigt[2]. Die Kopfbedeckung auf unsrem Bilde ist im 18. Jahrhundert nachgearbeitet worden; nach alten Zeichnungen war sie ursprünglich eine runde, knapp anschliessende Kappe mit drei kleinen Federn. Das Haar ist, entgegengesezt dem Brauche der gelockten Merowinger, kurz geschoren; in dieser Weise wurde fortan das Haar von den karolingischen Königen getragen; dazu ein Schnurrbart, aber das Kinn glatt rasiert. Das Beispiel Karls brachte auch die kurzen Pelzwämse, die Rhenonen, sowie neben den kurzen, buntfarbigen gallischen Mänteln, die sonst unter vornehmen Leuten beliebt waren, die langen friesischen Mäntel wieder zur Geltung; Schuhe und Beinbekleidung nach fränkischer Art fanden nun selbst bei den Römern Eingang.

Obgleich der Kaiser bemüht war, dem unnüzen Kleideraufwande zu steuern, so konnte er doch dem Zuge der Zeit, welche dem Luxus

---

[1] In seinem Lobgedicht auf Kaiser Ludwig. II. 247. [2] Sächsische Geschichten II. 1.

zugethan war, keine andre Richtung geben. Der allgemeine Wohlstand war grösser geworden, als früher; der gesteigerte Verkehr mit den west- und oströmischen Völkern öffnete von selbst dem Luxus die Wege und brachte die kostbaren Gewebe und Schmucksachen der Fremde in das Land und unter die Leute. Die Sitte, alles, was zur Kleidung gehörte, von weiblichen Händen machen zu lassen, führte zur Gründung eigener »Frauenhäuser«, in welchen Wolle und Flachs zubereitet, Tücher gewebt und Kleider verfertigt wurden; daneben blieben reiche Gewänder und kunstvolle Stickereien den vornehmen Frauen, die sich in die Klöster zurückgezogen hatten, als geeigneter Zeitvertreib überlassen. Karl hielt seine Töchter selbst zur Spindel an, mochte aber doch in seiner grossen Liebe zu ihnen nicht verhindern, dass sie gelegentlich sich von Kopf bis zu Fuss in goldgestickte Gewänder kleideten. So beschreibt sein Kaplan Angilbert einen Jagdzug, dem des Kaisers Gemahlin und Töchter beiwohnten, und findet kaum Worte genug für all den fürstlichen Pomp, in dem sie einherritten. Wir fügen hier nur jene Verse bei, die eine Ausbeute für das weibliche Kostüm in jener Zeit gewinnen lassen.

»Blendend leuchtet der Nacken (der Königin) im Streit mit der Farbe der Rosen,
Und das umwundene Haar weicht nimmer dem Glanze des Purpurs;
Binden, von Purpur gefärbt, umschlingen die schneeigen Schläfen;
Goldene Fäden befest'gen den Mantel; es glänzet vom Haupte
Edelgestein und es funkelt mit goldenen Strahlen die Krone,
Und von Linnen das Kleid, das getaucht in doppelten Purpur:
Auch der blendende Hals erfunkelt von mancherlei Steinen.«

Dann heisst es von des Kaisers Tochter Rhodrudis:

»Herrlich auf blondem Haar glänzt purpurn die Binde der Stirne,
Welche von edlem Gestein hell funkelt in mancherlei Reihen,
Wie auch die goldene Krone, des Hauptes strahlende Zierde,
Und die Spange der Brust, die befestigt den herrlichen Mantel.«

Weiter singt das Lied von der zweiten Tochter Bertha:

»Golden umwindet ein Reif das Haupt von leuchtender Schönheit
Goldene Schnüre durchschlingen die blonden, die glänzenden Haare,
Und der schneeige Hals trägt stolz den köstlichen Marder.«

Und von Gisela, der dritten Tochter:

»Purpurfäden durchziehn des Schleiers zartes Gewebe.«

Dann erscheint Rhodaide:

»Fuss und Nacken und Haar erstrahlen von farbigen Steinen,
Und die Schultern umgiebt, die schönen, der seidene Mantel,
Reich mit Gemmen geziert und geheftet mit goldener Nadel.«

Und zulezt Theodrade:

»Weithin scheinet der Mantel verbrämt mit dunkelem Rauchwerk,
Sophokles' schöner Kothurn umpfängt ihr die zierlichen Füsse.«

Dies sind zugleich die einzigen Zeugnisse, welche wir über die Frauentracht in den Tagen Kaiser Karls besizen.

Die kostümlichen Nachrichten aus der Zeit Ludwigs des Frommen lassen nur einen gesteigerten Prunk, aber keine veränderte Form in der Gewandung erkennen; sie bestätigen ausdrücklich die Fortdauer der heimischen festanschliessenden Tracht. So berichtet Ermoldus

Nigellus[1], der Kaiser Ludwig habe gelegentlich eines römischen Besuches den Dienern des Papstes mancherlei Gaben verehrt, darunter auch:

»Bunte Gewänder und Röcke dazu, die rings an den Leib sich
Schliessen nach gutem Gebrauch fränkischen Landes gemacht.«

Bereichert wurde die Tracht damals durch die Handschuhe; derselbe Dichter singt nämlich vom König Harald, der, aus Dänemark vertrieben, sich mit seiner Familie taufen liess[2]:

»Weissliche Handschuh' dann haben die Händ' ihm verhüllt.«

Von dem Kaiser selbst erzählt dessen Lebensbeschreiber Thegan[3], dass er ähnlich seinem Vorgänger niemals in goldenen Gewändern erschienen sei, ausser bei festlichen Gelegenheiten; dann aber habe er sich ganz in Goldstoff und über den Hosen in goldene Beinschienen gekleidet. Von der Frauentracht spricht Ermoldus und zwar von einer königlichen[4]:

»Nämlich ein Kleid, das starret von Gold und Edelgesteinen,
Wie 's mit erhabener Kunst sticken Minerva nur kann.
Goldene Binden, mit Steinen besezt, umwinden das Haupt ihr,
Die nun geweihete Brust decket ein prächtiger Schmuck.
Biegsam umschlingt ihr den Hals eine Kette geflochtenen Goldes
Und es umschliessen den Arm Spangen nach weiblichem Brauch;
Dehnsame Gürtel umspannen die Hüften, von Gold und von Steinen
Strozend; ein Schleier, von Gold schimmernd, fällt hinten herab.«

Das Haar- oder Stirnband wird in den karolingischen Gesezen »Vitta« genannt, in den Dichtungen zuweilen auch »Corona« oder »Diadema«. Es bestand in einem purpurnen oder aus Goldfäden gewebten Streifen. Wer nach dem salischen Geseze einer Frau die Vitta aufriss oder auflöste, so dass ihr Haar die Schultern berührte, verfiel einer doppelt so schweren Busse, als wer ihr die »Obonnis« zur Erde warf[5]. Das Haar war demnach bei verheirateten Frauen aufgebunden, während es bei Jungfrauen auf die Schultern fiel. Welcher Kopfpuz mit dem Worte »Obonnis« gemeint, ist bis jezt noch zweifelhaft. Auch unter Ludwigs des Frommen Nachfolger Ludwig dem Deutschen, 843 bis 876, währte die heimische Frankentracht fast unverändert fort. Wir besizen darüber ein vollwertiges Zeugnis in dem Berichte des »Mönchs von St. Gallen«, der als Augenzeuge schrieb. Dieser giebt zwar vor, die Tracht, die er beschreibt, sei zur Zeit Karls des Grossen üblich gewesen; doch berichtet er thatsächlich von der Tracht seiner Zeit, denn er bekennt, dass er, »langsamer und noch träger, als eine Schildkröte«, niemals nach Franken gekommen sei, sondern das Haupt der Franken, nämlich Ludwig den Deutschen, in solcher Tracht im Kloster des heiligen Gallus gesehen habe. Er konnte diese Tracht allerdings für die fränkische unter Kaiser Karl ausgeben, da inzwischen kein kostümlicher Wechsel stattgefunden hatte; dies zeigt ein Vergleich seiner Schilderung mit jener, welche uns Einhard hinterlassen hat; sie lautet[6]: »Die Tracht der alten Franken bestand in Schuhen, die aussen mit

[1] II. 472. [2] IV. 384. [3] IXX. [4] Lobgedicht auf Kaiser Ludwig 387—394. [5] Lex salica LXXV. [6] I. 34.

Gold geschmückt und mit drei Ellen langen Schnüren versehen waren, in scharlachenen Binden um die Beine und darunter in leinenen Hosen von derselben Farbe, aber mit kunstreicher Arbeit verziert. Ueber diese und die Binden erstreckten sich in Kreuzesform, innen und aussen, vorn und hinten, jene langen Schnüre. Dann (kam) ein Hemd von Glanzleinwand und darüber das Schwertgehenk. Dieses Schwert wurde zuerst durch die Scheide, dann durch irgend eine Art Leder, und drittens durch sehr weisses, mit hellem Wachs gestärktes Leinen so umgeben, dass es mit seinen in der Mitte glänzenden Kreuzchen zum Verderben der Heiden dauerhaft erhalten wurde. Das lezte Stück ihres Anzuges war ein grauer oder blauer Mantel, viereckig und doppelt, dergestalt, dass er, über die Schultern gelegt, vorn und hinten die Füsse berührte, seitwärts aber kaum die Kniee bedeckte. Dann führten sie in der Rechten einen Stab von einem geraden Baumaste mit gleichmässigen Knoten, schön, stark und schreckbar, mit einem Handgriffe von Gold oder Silber, mit schöner, erhabener Arbeit versehen.« Die erwähnten Mäntel waren die friesischen Mäntel aus jenem dicken haarigen Wollstoffe, den wir noch heutzutage »Fries« zu nennen pflegen. Ferner berichtet jener Mönch, dass der glorreiche Kaiser Karl des Morgens in einem langen schleppenden Gewande zur Frühmesse gegangen sei und erst, in seine Kammer zurückgekehrt, die kaiserliche Gewandung angelegt habe. Dieses lange Kleid, »dessen Anwendung und Namen jezt schon abgekommen ist«, wie der Mönch hinzufügt, wird weder von Einhard noch von Angilbert erwähnt; es dürfte somit troz der beigefügten Einschränkung für die Zeit Ludwigs zu beanspruchen sein.

Das Reich Ludwigs des Deutschen umfasste alles Land auf dem rechten Rheinufer, dazu auf dem linken noch einen Landstrich bis zu den Ardennen und Vogesen; es war also nur von deutschredenden Völkern bewohnt. Der Bruder Ludwigs, Karl der Kahle, beherrschte das Land von der deutschen Westgrenze an bis zu den Pyrenäen, dazu die spanische Mark, also Länder, in welchen das romanische Element herrschend war. Dies ist festzuhalten, wenn wir die Figuren beurteilen wollen, die uns in den Malereien jener sogenannten Bibel von S. Paolo begegnen, die Karl der Kahle für seinen Gebrauch hatte anfertigen lassen und die wir noch im Originale besizen. Wir bemerken in diesen Malereien, dass die Tracht noch fränkisch ist, sich aber augenfällig der spätrömischen genähert hat. Die Beine samt den Füssen sind mit knappanschliessenden langen Hosen bedeckt; (Tafel 1. 1. 5. 7—9); diese lassen zuweilen unten die Zehen frei, und sind an den Unterschenkeln bis in die halben Waden mit Strümpfen oder gleichfalls an den Zehen offenen Gamaschen bedeckt, die ihrerseits, doch nicht durchweg, durch schmale Bänder kreuzweis überschnürt und oben noch besonders festgebunden sind. Zuweilen fehlen die Socken und die Verschnürung sizt auf den Hosen selbst. Die Hosen sind übereinstimmend mit dem Berichte des St. Galler Mönches scharlachfarbig, die Schnüre golden und so fein, dass sie das alte Riemwerk

nur markieren, aber nicht ersezen. Die Tunika zeigt nicht die Enge des fränkischen Rockes; sie macht sogar über den Hüften einen ziemlich weiten Bausch, so dass es scheint, als ob sie bis unter die Mitte der Waden gereicht habe, aber unter dem Gürtel heraufgezogen worden sei; diesen bedeckend reicht sie noch bis dicht an die Kniescheiben. Vom Gürtel ist nur ab und zu das Endstück mit einer Beschlägplatte sichtbar, das vorn herabfällt. Die Aermel reichen bis zur Handwurzel und sind ziemlich eng. Unten ist der Rock mit kurzen Seitenschlizen geöffnet und dem Saum entlang mit einer Borte besezt. Es scheint, dass diese Tunika aus zwei ganz gleichen Stücken hergestellt wurde, die man nach uraltem Brauche seitlich zusammennähte. Der Mantel ist von rechteckigem Zuschnitte und auf der rechten Schulter geheftet; hinten fällt er bis mitten in die Unterschenkel herab, vorn aber ist er etwas kürzer. Die Füsse stecken, wenn die Socken fehlen, in ziemlich spizen Schuhen, die vor der Fussbeuge eckig ausgeschnitten und im Fersenstücke etwas niedriger sind, als auf dem Riste (Taf. 1. 5). Das Gesicht ist glatt, das Haar kurz. Erst unter den sächsischen Kaisern verlor das Haar diese römisch-fränkische Kürze und begann mit kurzen Locken um die Ohren zu hängen; auch der Bart stellte sich damals wieder ein. Bis über die Kniescheibe heraufgezogen und von bequemer Weite erscheint nunmehr der deutsche Rock vom Ausgange der Karolinger an bis in die Zeit der norddeutschen Kaiser (25. 2—4); er wurde unter vornehmen Leuten über einem ähnlich zugeschnittenen faltigen Hemde getragen, das etwa eine Handbreit unter der Tunika hervorsah (25. 5. 6).

Fig. 25.

1. Karl der Grosse (nach einem Mosaikbilde im Triclinium Leos III. im Lateran zu Rom; älteste Porträtdarstellung Karls; 9. Jahrhundert). 2—4. Männertrachten um das Jahr 1000 (Buchmalerei). 5. 6. Deutsche Könige aus dem Karolingerhause (nach einem gravierten Metallbuchdeckel aus dem Kloster Prüm, jezt in Trier; 9. Jahrhundert).

Ueber die königliche Tracht unterrichtet uns jene biblische Malerei, die uns Karl den Kahlen im Ornate zeigt; auch hier begegnet uns die-

selbe Mischung von fränkischer und romanischer Tracht (Taf. 1. 1. 5). Die Hosen sind anschliessend, mennigfarben und mit goldenen Schnüren kreuzweis umwunden. Die Füsse sizen in spizen geschlossenen Knöchelschuhen von vergoldetem Leder. Die Tunika hat lange, enge Aermel und reicht bis in die halben Waden; sie besteht aus blauem mit goldenen Ornamenten durchwirkten Stoff und hat goldene mit Edelsteinen besezte Borten an den Rändern. Der Mantel ist rot, ins Violette spielend, und mit einer langen Goldspange auf der rechten Schulter geheftet; in dem Kronenreife sizt eine halbrunde anschliessende rote Futterkappe, die von einem Querbügel überwölbt wird; einige Kleeblattmuster mit dicken Perlen sizen auf dem oberen Rande des Kronenreifes. Nach fränkischer Sitte trägt der König gekürztes Haar und einen starken Schnurrbart, Kinn und Wangen aber glatt. In dieser wesentlich romanisierten Form erhielt sich die königliche Tracht bis zum Aufkommen der beiden lezten Ottonen; nur die Beinverschnürung fiel mit der Zeit hinweg und der volle Bart kam wieder zu Ehren.

Karl der Kahle liebte es, seinen Ornat häufig zu wechseln, um nach Brauch aller schwachen Menschen an äusserlicher Würde zu ersezen, was ihm an innerlicher fehlte. So bemerken die »Jahrbücher aus dem Kloster Fulda« zum Jahre 876: »Als König Karl aus Italien nach Gallien zurückgekehrt war, nahm er, wie man erzählt, neumodische und ungewöhnliche Trachten an. Denn mit einem dalmatischen Talare bekleidet nebst einem darüber geschlungenen Gürtel, der bis auf die Füsse hing, den Kopf mit einer seidenen Hülle bedeckt, auf der das Diadem sass, pflegte er an Sonn- und Festtagen auf seinem Kirchgange zu erscheinen. Und mit Verachtung aller Sitte fränkischer Könige hielt derselbe griechischen Prunk für den angenehmsten.« Die »Jahrbücher von St. Bertin« berichten zweimal über diesen Kaiser zu demselben Jahre 876, da er auf der Synode zu Pontion erschien; einmal, da er die Synode eröffnete, »war er mit einem golddurchwirkten Gewande nach fränkischem Schnitte bekleidet«; dann, als er die Synode schloss, »erschien er in griechischem Gewande und mit einer Krone auf dem Haupte«. Aus denselben Jahrbüchern erfahren wir, dass Karl im Jahre 865 auf seinem Zuge gegen die Normannen ausser Armspangen und sonstigem Geschmeide nicht weniger als drei Kronen bei sich führte; der ganze Schaz ging einmal verloren; doch wurde er bis auf wenige Edelsteine wieder herbeigeschafft.

Gering sind die Notizen der Schriftsteller über die weibliche Tracht in der spätkarolingischen Zeit; desto deutlicher aber reden die Buchmalereien, die uns vielfach gekrönte und vornehme Frauen, hie und da auch Weiber aus dem Volke, vor Augen stellen. Diesen Abbildungen zufolge (Taf. 1. 13. 14) hatte das Unterkleid lange, anliegende Aermel und reichte bis auf die Füsse, so dass nur die gespizten Schuhe sichtbar blieben; diese waren golden oder farbig, niedrig, geschlossen oder über dem Riste her offen und mit mehrfach gekreuzten Schnüren festgebunden. Das Oberkleid war so lang wie das Unterkleid; es lag ziemlich um den Oberkörper an, erweiterte sich nach untenhin, häufig

ohne Gürtung bleibend, und hatte nur Halbärmel von passender Weite oder von einer ebenso grossen Weite, als Länge. In allen Fällen war es farbig, meist in einfacher regelmässiger Weise mit Goldfäden gemustert, oder mit Goldblechen besezt und an allen Säumen so wie vorn mitten über den Leib herab mit einer breiten Goldborte ausgestattet. Ebenso farbig oder auch weiss, fast immer gemustert, doch nie bordiert, war der Mantel; er wurde von hintenher schleierartig über den Kopf gelegt sowie über beide Schultern und ohne weitere Befestigung von den Armen faltig aufgenommen. Diese Art, den Mantel zu tragen, war geistliche Vorschrift beim Kirchenbesuche; das Weib sollte dem Gottesdienste mit verhülltem Haupte beiwohnen, weil durch seine Schuld die Sünde in die Welt gekommen sei. Blieb die Frau ohne Mantel oder schloss sie denselben, ohne ihn über den Kopf zu nehmen, mitten auf der Brust mit einer Agraffe, so bedeckte sie den Kopf mit einem leichten, weissen oder farbigen Schleiertuche, mit dem sie zugleich die obere Brust verhüllte. Die Stoffe waren vielfach von Golde glänzend und so schwer, dass sie nicht viele Falten machten. Der Schnitt zeigte keine Eleganz und der ganze Anzug sah troz der reichen Ausschmückung schlampig aus, ja, da er gewöhnlich nicht gegürtet wurde, eher Säcken als Kleidern ähnlich. Erst im 10. Jahrhundert kam der Gürtel unter den Frauen durchweg in Mode. Das Haar, selten sichtbar, war in der Mitte gescheitelt; über seine sonstige Anordnung ist nichts bekannt; wir wissen aber, dass die Frauen eine grosse Sorgfalt auf die Pflege des Haares verwendeten. Es fehlte ihnen nicht an Mitteln der Toilette; sie hatten Instrumente zum Kräuseln, Kämme von Holz und Elfenbein, schön geschnitten und mit Gold und Silber ausgelegt, sowie Handspiegel mit reichverzierter Rückseite.

Auch gab es damals schon besondere Schuzhüllen, welche die Dienste unseres heutigen Regenschirmes versahen. Um das Jahr 800 sandte Alcuin, der Abt von Tours, dem Bischof Arno von Salzburg eine Kopfbedeckung, die einem grossen Tuche ähnlich sah, und beschrieb den Nuzen dieses ersten Regenschirmes mit dem Beisaze, »dass er dein ehrwürdiges Haupt vor dem Gewitterregen schüzen möge«[1]. Vermutlich schlug man das Tuch um Kopf und Rücken und hielt es vorn zusammen, so wie es heute noch bei den Frauen in Oberfranken geschieht.

Ueber die fränkische Rüstung in der Karolingerzeit unterrichten uns ziemlich ausgiebige Quellen. Zuerst sprechen die Geseze Kaiser Karls des Grossen; sie nennen als gebräuchliche Schuzwaffen Armpanzer aus Ringen, Helme, Schilde, Harnische und Beinschienen. Ueber die Form und Beschaffenheit dieser Wehr aber geben sie keine Auskunft; davon zeugen erst die Handschriften und Malereien aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, sowie die Figuren eines Schachspiels, das Karl dem Grossen zugeschrieben wird, vermutlich aber spanische Arbeit ist und einer etwas späteren Zeit angehört. Die

[1] Quod venerandum caput tuum defendat ab imbribus.

Schilderung, welche der Mönch von St. Gallen gegen Ende des 9. Jahrhunderts von der Rüstung des grossen Kaisers und seines Gefolges beim Auszuge zum langobardischen Kriege giebt [1], ist jedenfalls für seine eigenen Tage zutreffend, für die Zeit Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen, da die Sage bereits den grossen Kaiser Karl mit ihrem goldenen Nebel umwoben hatte. Er erzählt, dass Karl der Grosse und seine Krieger völlig in Eisen gesteckt hätten, dass der Kaiser einen eisernen Helm getragen habe, an Armen und Unterschenkeln eiserne Schienen, um den Rumpf einen eisernen Harnisch und auf den Oberschenkeln eiserne Schuppen; auch sein Schild sei von Eisen gewesen. Unterstüzt wird dieses Zeugnis einigermassen durch die Figuren des genannten Schachspieles; hier tragen die Bauern, die als Fusskämpfer dargestellt sind [2], eine Kapuze mit breitem Kragen, die ganz mit Plättchen dachziegelartig besezt ist; dies ist die Kutte oder »Cotte« (Collarium) samt der »Halsberc«, wovon die Geschichtschreiber reden, das »Wicgewant« der alten Lieder. Als Kopfschuz führen jene Figuren überdies noch einen gespizten Helm mit Nasenberge; in den angelsächsischen Handschriften dieser Zeit kommen dieselben Helme mit Nasenschuz vor (29. 2). Aehnlich ausgerüstet sind in jenem Schachspiele die Reiter, nur tragen diese statt des Helmes eine anschliessende »Hirnhaube«. Die Leib-

Fig. 26.

1. Schild. 2. Sporn (8. Jahrhundert, gef. zu Groschnowitz bei Oppeln). 3. 4. Schwertgriffe. 5. Porphyrbild eines byzantinischen Kaisers in der Markuskirche von Venedig, etwa 8. Jahrhundert. 6. 11. 14. Schwert und Scheide mit Haken und Ring zur Befestigung am Wehrgehänge. 7. 8. Gürtel mit Wehrgehäng und Schnalle (aus nachkarolingischer Zeit). 9. Krone Kaiser Lothars. 10. Steigbügel. 12. 13. Helm der Leibwächter Karls des Kahlen. 15. Pferd, in byzantinischer Weise aufgezäumt.

wache, die in der Bibel Karls des Kahlen diesen König, der auf seinem Throne sizt, umgiebt (Taf. 1. 10. 11), erscheint in Panzern, die den römischen Brustharnischen nachgebildet und den Körperformen an-

[1] II. 17. [2] Siehe die Abbildungen im zweiten Buche, elftes Jahrhundert.

gepasst sind, sowie mit Panzerriemen über dem Unterleibe, die wir uns gleichfalls nach römischer Weise als ledern und mit Metall verstärkt zu denken haben. Diese Darstellung verdient durchaus nicht das Misstrauen, mit dem sie vielfach betrachtet wird. Dass der Maler nicht das Opfer seiner römischen Phantasie war, beweist der völlig germanische Beinschuz, den er seinen Figuren gegeben hat, und der aus kreuzweis überschnürten die Zehen unbedeckt lassenden Gamaschen von blauem Filze besteht, ferner die kurze Hose, die sich schon in einer weit älteren Buchmalerei nachweisen lässt (Taf. 2. 6), und der lange rechteckige Mantel, der das gewohnte Schuzkleid der Franken war. Auch der Helm ist nicht römisch, sondern gleicht mit Ausnahme des Kammes eher der sogenannten »Schale«, die man im 15. Jahrhundert zugleich mit der »Barthaube« zu tragen pflegte; er besteht in einer breit nach unten hin geschweiften Glocke mit Stirnrippe und Nackenkamm; der Kamm ist vorn auf dem Wirbel der Glocke kleeblattartig ausgeschnitten (26. 12. 13) und seiner Farbe nach von Kupfer, während die Schale von Eisen scheint. Ein ganz ebenso geformter Helm findet sich im »Cronicon des Ademar« abgebildet, das derselben Zeit angehört wie jene Bibel, und ein ähnlicher Helm, doch ohne Kamm, in dem »Codex aureus« zu St. Gallen. Selbst für die Farbe des Helmkammes findet sich ein Zeugnis in dem Waltharius liede, das eines »Helmes mit rotem Kamme« gedenkt; dieses erwähnt zugleich eines »bunt bemalten, mit Edelsteinen geschmückten Schildes«[1]. Mit solchen Schilden aber finden wir gleichfalls die kaiserliche Garde ausgerüstet; die Schilde sind rund, gewölbt, von scharlachroter Farbe und mit goldenen Beschlägen verstärkt. Ueberdies ist die Schildfläche mit kleinen, in Dreiecken geordneten Punktmustern geschmückt, die wie Nagelköpfe aussehen, nach jenem Liede aber auch als Edelsteine gedeutet werden können.

Ein Zeugnis, das jeden Zweifel an der Treue jener Bibelmalereien beseitigt, liefert uns ein zeitgenössisches Bildhauerwerk; dies besteht in zwei ganz gleichen Porphyrfiguren von byzantinischer Arbeit, die in einem Winkel der Markuskirche von Venedig aufgestellt sind (26. 5). Die Rüstung, in welche diese Figuren gehüllt, zeigt den gleichen Charakter, wie die Rüstung der kaiserlichen Wache; was beim ersten Blicke wie ein Unterschied erscheint, ist unwesentlich und stellt sich bei näherer Prüfung meist als Unterschied im Material und in den Fähigkeiten der Künstler heraus. An den Steinbildern liegt der Gürtel um die Taille und das Wehrgehäng in der Höhe der Hüften; die Scheide mit dem Schwerte scheint entweder mit einem Haken an dem Waffengurt eingehängt, oder mit einem Ringe daran befestigt zu sein (26. 6. 7. 11), da sonst kein Haftmittel die Scheide umgiebt. Den Waffenrock haben wir uns wol von Leder zu denken, auswattiert und senkrecht abgesteppt. Die Oberarme sind mit drei Schichten von Lederstücken oder sonst einem Stoffe geschüzt, und die obere dieser Schichten ist auf der Achsel mit Buckeln besezt. Ebenmässig ist der Unterleib mit zwei Schichten von Laschen bedeckt; wir haben uns dieselben wol als Metallplatten oder als Lederriemen, die mit Metallblechen verstärkt, zu denken. Sie sind am Waffengurt angehängt, eine Panzerung, die nach den Grabfunden gäng und gäbe war; auch beide Gürtel sind mit Plättchen verstärkt. Diese Rüstung findet sich augenfällig in jener Malerei wiederholt; auch dort bemerken wir den doppelten Gürtel (Taf. 1. 10), die Schultern- und Bauchlaschen sowie das kurze Schwert; doch ist bei jenem Krieger, der seine Waffe in der Hand trägt, das Wehrgehäng um das Schwert gewickelt (Taf. 1, 11). Nur der Schwertgriff mit seinem dreiteiligen Knauf ist hier ger-

[1] Vers 795 ff.

manisch, während er dort mit seinem Adler römisch erscheint; auch trägt das Steinbild statt des Helmes einen Kopfschuz, der einem Reife ähnlich sieht, und wol als Kronenreif aufzufassen ist; einige Löcher in diesem Reife weisen auf Ornamente hin, die früher daran befestigt gewesen. Wir haben oben bemerkt, wie sehr Karl der Kahle bestrebt war, den oströmischen Kaiserpomp nachzuahmen; und nichts widerspricht der Annahme, dass er auch seine Leibwache nach byzantinischem Muster ausgestattet habe. Die Rüstung ist bis auf den Helm oströmisch, die Kleidung aber germanisch.

Es kommen in sonstigen fränkischen Buchmalereien Helme vor, deren runde Glocke nach unten hin in ein Viereck übergeht. Da sich solche vierkantigen Helme gemischt mit runden finden, so ist nicht anzunehmen, dass die ungeschickte Hand der malenden Mönche diese Form verschuldet habe. Auch die angelsächsischen Schriften bieten Muster von viereckigen Helmen neben runden, und in den Liedern ist von viereckigen Helmen die Rede. Der gälische Barde Anuerin, der selbst gegen die eindringenden Sachsen mitgefochten hatte, berichtet als Augenzeuge, dass die Anführer der Sachsen »vierkantige Helme« getragen hätten[1]. Die vorspringenden Kanten waren ein trefflicher Schuz gegen den feindlichen Schwerthieb. Dass die Helme innen auf den Kopf passend ausgefüttert waren, ist vorauszusezen. Ebenmässig gab es auch viereckige Kronen (Taf. 1. 15).

In gleicher Weise bekleidet, wie jene Garden Karls des Kahlen, mit langen viereckigen Mänteln, kurzen Hosen und verschnürten Strumpfstiefeln bei nackten Knieen, erscheint in andern biblischen Malereien, die gleichfalls dem 9. oder 10. Jahrhundert angehören, eine Anzahl von Kriegern, teils zu Fuss, teils zu Pferd[2]. Ihr Harnisch besteht in einem Lederrocke mit kurzen Aermeln und einer Kapuze, die sich fest um Scheitel und Wangen anschliesst. Der Rock ist im Schosse mit viereckigen Plättchen besezt, im Leibe mit dichtgereihten dachziegelförmigen Schuppen und auf den Oberarmen mit anschliessenden Achselschilden, die untenher ausgezackt. Der Helm gleicht einer halbrunden auf den Kopf passenden Schale, die untenher gerade abschliesst, oder von der Stirnmitte an schräg über die Ohren herabsteigt, gleich den Helmen der karolingischen Garde; er scheint entweder ganz aus Eisen getrieben oder aus Leder mit eisernen Bügeln hergestellt. Die Handschilde sind rund, gewölbt und genabelt. Auch Ringelhemde kommen in diesen Malereien vor; die Ringe sizen in Reihen auf Röcken von Leder oder Linnen; sie scheinen so angeordnet und befestigt, dass sie einander zur Hälfte decken und zwar abwechselnd in einer Reihe von rechtsher, in der folgenden von linksher. In den Liedern aus karolingischer Zeit werden Ringelhemde als »Schlachtneze, verschlungen durch Schmiedes Kunst« beschrieben[3]. Mit diesem Ausdrucke scheinen Hemden gemeint zu sein, deren Ringe ineinander griffen und keine Futterlage hatten, auf die sie festgenietet waren. Schon die germanischen Leibgarden der römischen Cäsaren hatten sich mit Hemden bewehrt, deren Ringe durch Nietung miteinander verbunden waren, oft in zwei oder drei Schichten übereinander; dergleichen Hemden wurden gewiss auch nach römischen Mustern von

[1] Siehe unter „Angelsachsen". [2] Siehe zweites Buch, Kriegstracht. [3] Beowulf 449.

kunstgeübten Schmieden in der fränkischen Zeit ausgeführt oder von sarazenischen Waffenschmieden aus Spanien bezogen. Metallene Panzer wurden damals im Frankenlande in solcher Menge hergestellt, dass sie einen Gegenstand des Ausfuhrhandels bildeten; doch findet sich über ihre Beschaffenheit nichts Genaueres angegeben. Beinschienen werden im Landrechte der ripuarischen Franken erwähnt, doch müssen sie, dem dafür festgesezten Preise nach zu schliessen, ziemlich selten gewesen sein. Man pflegte lange Zeit nur das rechte Bein, das vom Schilde nicht gedeckt war, mit einer metallenen Schiene zu bewehren. Die Abbildungen zeigen als Beinschuz meist nur bis zum Knie reichende Stiefel (24. 6. 7. Taf. 1. 10. 11).

Die Angriffswaffen der karolingischen Zeit scheinen sich nicht merklich gegen früher geändert zu haben. Das Schwert indess zeigt eine völlig ausgebildete Parierstange. Etwa seit dem Ausgange der Karolinger befestigte man das Wehrgehänge hinten im Kreuz am Gürtel (26.7.8), so dass es vor dem Leibe einen Winkel bildete. Der Gürtel umschloss die Taille und wurde vorn verschnallt; der Riemen des Waffengurts fiel mit seinen beiden Endstücken locker nach vorn herab, um hier gleichfalls mit einer Schnalle geschlossen zu werden. Das Schwert wurde auf der Innenseite des linksseitigen Riemenstückes eingesteckt und zwar durch eine Hülse von Leder, wie es den Anschein hat, so dass es vorn über den linken Schenkel herabhing; ein Haken verhinderte es am Abgleiten. Die Malereien in der Bibel Karls des Kahlen zeigen gleichfalls Schwerter mit Parierstangen, auf dem Griffe zuweilen statt des Knaufes ein Kreuz. Von dem Beile machte man seit dem 9. Jahrhundert nicht mehr den ausgiebigen Gebrauch, wie früher; man benuzte es nun meist als Wegebahnerwaffe.

Ueber die Ausstattung der Rosse ist nur wenig überliefert; noch auf dem Bajeuxer Teppich erscheinen die Rosse nackt und unbewehrt. Die Bemerkung des Mönchs von St. Gallen, dass das Ross des grossen Karl »eisern von Farbe geschienen«[1], kann nicht auf eine Eisenbepanzerung gedeutet werden. Dass der Rossharnisch gleichwol bekannt war, zeigt eine Stelle in dem Lobliede des Nigellus auf den Kaiser Ludwig den Frommen[2]; diese lautet: »Siehe mein Ross mit dem Panzer und bunten Farben geschmücket!« Eine Reiterfigur des obengenannten Schachspieles zeigt einen Sattel mit kräftigem Bogen und niederen Vorder- und Hinterpauschen. In den Malereien des Codex aureus vom 8. oder 9. Jahrhundert erscheinen Sattel und Steigbügel; der Sattel aber hat noch keine Pauschen. In der Kathedrale von Troyes wird ein Elfenbeinbild aufbewahrt, das einen oströmischen Kaiser zu

[1] II. 17. [2] I. 405.

Taf. 1. Neuntes Jahrhundert. 1. und 5. Karl der Kahle (aus einer Bibelhandschrift, genannt die Bibel von St. Paul, jezt in S. Calisto zu Rom). 2—4. Angelsachsen (2. Arzt, 3. 4. Kriegsleute; nach einer angelsächsischen Evangelienhandschrift). 6. Kaiser Lothar (aus einer Bibel in der kaiserl. Bibliothek zu Paris). 7—9. Fränkische Hofbeamte. 10. 11. kaiserl. Leibwache (7—11. aus der Bibel Karls des Kahlen). 12. Fränkischer Krieger (Buchmalerei im Musée des Souverains zu Paris). 13. 14. Vornehme fränkische Frauen (aus Karls des Kahlen Bibel und einer dem 10. Jahrhundert angehörenden Handschrift in Paris. 15—19. Kronen (aus verschiedenen fränkischen Handschriften).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Pferd darstellt und dem 8. Jahrhundert angehört (26. 15); auch hier ist der Sattel völlig glatt und ohne Pauschen. Der Schwanzriemen wird von einem Kreuzriemen festgehalten; der Brustriemen liegt auf dem oberen Saum eines Zeugstückes, das bis auf die Beine herabsteigt. Sämtliches Riemzeug ist mit Goldschmiedearbeit reich bedeckt und mit Perlen eingefasst; Bruststück und Schwanzriemen sind ausserdem mit halbmondförmigen Zierplatten behängt. Die Mähne ist nicht angedeutet; vom Kopfgestelle aber nach dem Brustriemen herab läuft eine verzierte Borte; diese ist vielleicht als Saum eines Tuches zu betrachten, von dem die Mähne bedeckt wird. Ueber der Stirne, zwischen den Ohren, scheint das Haar in eine aufrechte Quaste zusammengefasst. Das Gebiss hat breite gebogene Stangen. Bei der grossen Vorliebe der späteren Karolinger für byzantinischen Aufpuz ist es wahrscheinlich, dass ähnliches Reitzeug auch an den abendländischen Höfen zu finden war.

Eine kleine Reiterfigur von Bronze, die Karl den Grossen darstellt und sich jezt im Museum Carnevalet zu Paris befindet, ursprünglich aber zum Domschaze von Metz gehörte, wurde neueren Forschungen zufolge am Ausgange des Mittelalters von einem Metzer Erzgiesser auf Bestellung des dortigen Domkapitels angefertigt. Der Künstler scheint sich nach den Malereien in Kaiser Lothars Evangelienbuch gerichtet zu haben, das um die Mitte des 9. Jahrhunderts im Kloster von St. Martin zu Metz entstanden war und später in den dortigen Domschaz geriet.

III. Nordische Stämme.

Initiale aus dem 8. Jahrhundert.

1. Cimbern, Angeln, Friesen und Sachsen; Angelsachsen und Angeldänen.

Mit der Aufteilung des römischen Reiches durch die germanischen Stämme endigte die grosse Völkerwanderung, aber die Ruhe kehrte noch nicht zurück. Die mächtige Flutwelle hatte sich verlaufen, aber es folgte ihr wie als lezter Ausläufer eine kleinere Nachwelle. Sarazenen, Slaven und Nordgermanen kamen in Bewegung; es erhob sich eine zweite Völkerwanderung, die das karolingische Reich ebenso verschlang, wie dieses das weströmische verschlungen hatte. Aus dem fränkischen Gebiete sonderten sich mehrere Staaten, darunter der deutsche, der von dem Sachsen Heinrich I. begründet wurde. Für unsre Aufgabe kommen nur die germanischen Stämme in Betracht; sie alle bewohnten den mittleren Teil des nördlichen Europa und schwärmten gegen Westen und Südwesten aus, um sich in England und im nördlichen Frankreich eine neue Heimat zu gründen. Es sind Angeln, Sachsen, Jüten, Dänen und Normannen. Zu ihnen gesellen sich die übrigen Skandinavier, die zwar um Raub oder Handel die Meere durchfurchten, aber ihre alte Heimat nicht dauernd verliessen.

Die nordgermanischen Küsten waren schon in der geschichtlichen Morgenzeit ein rechtes Wetterloch voll unheimlicher Lebensthätigkeit, die sich als »cimbrischer Schrecken« dem übrigen Europa spürbar machte. Im Jahre 113 vor Christus kamen zahlreiche Horden, die bald Cimbern allein, bald Cimbern und Teutonen genannt werden, wie man glaubt, durch Sturmfluten vertrieben, aus ihren Wohnsizen hoch im Norden, vermutlich aus Jütland, nach dem südlichen Europa,

trieben sich mehrere Jahre siegreich an den Grenzen des römischen Reiches umher, erlagen aber schliesslich den Römern in zwei vernichtenden Schlachten bei Aquae Sextiae an der Rhone und bei Vercellä am Po. Es waren hochgewachsene blonde Menschen; das weisse Haar der Kinder erschien den Südländern wie Greisenhaar. Man hält sie für Germanen, denn auch in ihrem Charakter lassen sich bereits die Grundtugenden und Grundfehler des späteren Germanentums erkennen, etwa so, wie in einem rohbehauenen Marmorblocke schlummernde Gestalten. Von ihrer kriegerischen Ausrüstung geben uns die Geschichtschreiber, von ihrer Alltagskleidung die Bildwerke auf einem römischen Sarkophag im Museo Capitolino zu Rom (10. 1—3) einen dürftigen Aufschluss; wenigstens hält man diese bildliche Darstellung für eine Cimbernschlacht. Die Cimbern hatten sich auf ihrem Zuge mit gallischen Stämmen verbrüdert; ebenmässig finden wir in jenem Bilde Germanen mit Galliern vermischt, die sich augenfällig von einander unterscheiden. Auch die Ueberlieferung der Schriftsteller, dass die Barbaren, wann sie zur Schlacht gingen, die Kleider abwarfen, wird hier im Bilde mehrfach bestätigt. Man glaubt die gallischen Gestalten vorwiegend an dem Schnauzbarte und an dem Ringe um den Hals zu erkennen; zwar fehlte der Halsring auch den Germanen nicht; doch war er hier nur ein zufälliger Schmuck, bei den Galliern aber ein stehender. Der Vermutung, dass die Figuren ohne Halsring als Germanen oder Cimbern aufzufassen seien, steht wenigstens kein triftiger Grund entgegen. Einer unter den Kämpfern mit schmucklosem Halse stüzt sich, zu Boden gesunken, auf den linken Arm, indem er zugleich die rechte Faust gegen die verwundete Brust drückt (10.2). Diese Gestalt ist schon durch ihren Bundschuh als Germane gekennzeichnet, durch jene Sohle mit Randlaschen, die über den Fuss geschlagen und mit hindurchgezogenen Schnüren daran festgebunden sind. Der Rock ist ärmellos und zweimal gegürtet; trozdem er in römischer Weise behandelt ist und dadurch seinen barbarischen Charakter verloren hat, lässt er noch die Aehnlichkeit mit jenem grobwollenen Schurzgewande ins Auge fallen, das, wie wir weiter oben (S. 13) bereits geschildert haben, in einem uralten Baumsarge bei Vamdrup auf Jütland entdeckt wurde (3. 2). Der Schurz war vom Rücken her der Leiche umgelegt, unter den Achseln nach vorn genommen und hier übereinander geschlagen. Nach oben scheint er sich zu Tragebändern verschmälert zu haben, die ihn auf den Schultern festhielten; wenigstens ist noch der Rest eines solchen Fortsazes erkennbar. Um den Leib her aber war der Rock mit einem langen Riemen zweimal gegürtet und die Enden des Riemens fielen vorn über den Schurz herab. Bringen wir an dem Sarkophagenreliefe die römische Kunstweise in Abzug, so schwindet der Unterschied zwischen Urkleid und Nachbildung; selbst die doppelte Gürtung stimmt beiderseits überein.

Ein schmäleres Relief schliesst die Sargskulptur nach obenhin ab; es ist mit Figuren von Gefangenen beiderlei Geschlechtes in sizender Stellung gefüllt. An den männlichen Figuren sind Hosen und Mäntel zu erkennen, aber keine Röcke. Die

Gallier trugen um die Zeit, als sie mit den Römern zusammenstiessen, lange Hosen und kurze gewürfelte Mäntel, unter welchen Büste und Arme völlig nackt waren, dazu mässig hohe Lederschuhe mit dicker Sohle, das Haar von der Stirn in den Nacken zurückgestrichen, den Bart meist spiz zugeschnitten oder, wenn nicht ganz hinwegrasiert, als Knebel, doch stets einen Schnurrbart. Von weiblicher Kleidung lässt sich nichts sagen; auf unsrem Friese kommt der Frauenrock teils ärmellos, teils mit Halbärmeln vor, das Haar aufgelöst und manchmal mit dem Mantel bedeckt. Die Kinder, die sorglos um ihre gefangenen Mütter spielen, sind mit Hosen, Rock und Mantel bekleidet, so wie sie auch auf der Antoninssäule zu sehen sind. Der Halsring fehlt; gleichwol scheint der Fries uns gallische Leute vorzuführen.

Von der cimbrischen Weibertracht ist uns eine schriftliche Ueberlieferung erhalten geblieben [1]; dieser zufolge waren die Weiber, die sich den Scharen der Krieger angeschlossen hatten, um deren Mut zu entflammen und die Gefangenen dem Kriegsgotte opfernd zu schlachten, mit einem Rocke bekleidet, den eine eherne Spange umgürtete, und darüber mit einem leinenen Mantel, den eine Schulterschnalle festhielt. Trozdem ein hohes Alter auf ihnen lastete, gingen diese schrecklichen Priesterinnen barfuss, das schon ergraute Haar mit einem Kranze geschmückt.

Die Krieger auf dem kapitolinischen Sarge sind durchweg mit unbedecktem Haupte dargestellt; für die Germanen wird hiermit die Angabe des Tacitus bestätigt, dass kaum einer oder der andre von ihnen einer schüzenden Kopfbedeckung sich bedient habe. Dieser Ueberlieferung aber widersprechend schildert Plutarch die cimbrischen Reiter [2]: »Sie ritten glänzend hervor, Helme habend, welche Rachen schrecklicher Tiere und seltsame Bildnisse darstellten; die beflügelten Büsche liessen sie noch grösser erscheinen.« Ferner berichtet er [3], dass die Cimbern durch »weisse Thürschilde glänzten« [4]. Was unter diesen Schuzwaffen aus Metall war, hatten die Cimbern schwerlich aus der alten Heimat mitgebracht, sondern eher bei den Tauriskern in den norischen Alpen oder unter den Galliern vorgefunden. Noch giebt es unter den Helmen aus dieser Zeit solche, die jener Schilderung annähernd entsprechen [5]; sie sind meist kegelig oder halbeiförmig und haben oben zwei grosse Hörner, die Stier- oder Schneckenhörnern, auch gewundenen Widderhörnern gleichen, oder eine Gabel, in der ursprünglich wol ein Busch befestigt war. Von den Thürschilden lässt sich nur nach nordgermanischen Fundstücken vermuten, dass sie aus einer Wand von Flechtwerk bestanden, die mit einem dichteren Geflechte von Riemen und Bast, oder auch mit einer Tierhaut verstärkt und mit einem Rahmen von zähem Holze eingefasst, wenn nicht durchweg aus gespaltenem Holze oder Brettern hergestellt und ausserdem mit weisser Farbe angestrichen waren. Es wird erwähnt, dass die Cimbern, als sie die Alpen herabstiegen, sich auf ihre umgekehrten Schilde sezten und so wie auf Bergschlitten über Stock und Stein in die Thäler hinabschossen. Von cimbrischen Panzern findet sich keine Andeutung in der Geschichte.

---

[1] Strabo 7. 2, vergl. dazu Caesar de bello gall. 1. 50. 51, Plutarch: Leben Caesars, und Dio Cassius 38. 48. [2] Marius 14. [3] Ebendort 25. [4] Später galt im Norden der weisse Schild als Friedens-, als Kriegsschild aber der rote. [5] Beispiele dieser Art im Artilleriemuseum und im Medaillenkabinett zu Paris, sowie im Museum zu Mainz.

Unter den Angriffswaffen nennt Plutarch[1] »grosse und schwere Säbel«. Sicherlich sind unter dieser Bezeichnung keine gebogenen Klingen zu verstehen, sondern jene Schwerter, die in seltenen Beispielen an den nordischen Küsten gefunden wurden und eine eiserne gerade Klinge von mehr als gewöhnlicher Länge haben, eine lange schmucklose Angel und eine unten rechtwinkelig abgeschnittene Scheide von Erzblech mit Ornamenten. Auch Wurfbeile erwähnt Plutarch unter den cimbrischen Waffen; er bezeichnet sie mit »Dibolia«, einem Worte, das man mit »Bipennis« oder »Amazonenbeil« zu übersezen pflegt; es müsste demnach ein Beil mit doppelter Schneide gewesen sein; vermutlich aber bestand es in jener keil- oder meisselförmigen Klinge, die wir »Kelt« zu nennen pflegen, und die einen winkelrecht eingesteckten Schaft führte. Plutarch berichtet ferner[2], dass in der Schlacht bei Vercellä die Cimbern, die in den vordersten Gliedern standen, sich mit ihren Gürteln Mann an Mann zusammenbanden, um nicht auseinander gesprengt zu werden; dass sie hier wie bei Aquae Sextiae nach ihrer Niederlage sich auf ihre Wagenburg zurückzogen, indes die Weiber sich den Fliehenden mit den Waffen in der Hand entgegenstemmten, aber, als sie das Verderben nicht mehr abwenden konnten, ihre Kinder unter die Räder der Wagen warfen und sich dann selber töteten. Die Wagen waren sicherlich Kastenwagen mit plumpen Radscheiben aus gespaltenem Holze, so wie wir sie noch auf der Siegessäule des Marcus Aurelius verbildlicht finden (2. 4).

Um die Zeit der Völkerwanderung sassen auf der cimbrischen Halbinsel und an den Nachbarküsten verschiedene Stämme: im Westen des heutigen Schleswig-Holstein Friesen, im Osten Angeln, jenseits der Königsau Westdänen, jenseits der Eider Niedersachsen und Slaven. Unter diesen Stämmen werden von den frühesten Chronisten die Sachsen als »das grimmigste Volk des raubsüchtigen Nordens« geschildert. Noch zur Zeit Ottos des Grossen nennt ein arabischer Bericht die Bewohner von Schleswig (Sldwig) zum grössten Teile Siriusanbeter, die ihre toten Kinder in das Meer würfen, um sich die Begräbniskosten zu ersparen; ihr Gesang sei ein Gebrumm, das wie Hundegebell aus den Kehlen komme, nur noch viehischer, als dieses. Schon zur Zeit, als die Römer in Britannien herrschten, suchten Sachsen, Jüten und Angeln mit ihren Raubschiffen die britischen Küsten heim. Als die Legionen das Land verliessen, riefen die Einwohner, an fremden Schuz gewöhnt, die ausserheimischen Strandräuber gegen die Bergräuber im eigenen Lande, die Picten und Scoten, zu Hilfe. Die Gerufenen landeten um die Mitte des 5. Jahrhunderts auf drei langen Schiffen, etwa 1600 Mann stark, schlugen die Feinde der Briten zurück, sezten sich aber, durch immer neue Schwärme aus der alten Heimat verstärkt, nun selbst auf der Insel fest. Man pflegt dies Gemisch von glücklichen Abenteurern unter dem Namen »Angelsachsen« zusammenzufassen.

---

[1] Marius 23. [2] Ebendort 27.

Dürftig sind die Ueberlieferungen über die Gewandung, in der die Angelsachsen nach Britannien hinüberkamen. Paul Warnefried, der Diacon, der zur Zeit Karls des Grossen lebte, hat uns die willkommene Kunde hinterlassen, dass die Kleidung der Langobarden der angelsächsischen ähnlich gewesen sei; »sie war, sagt er, wie diese, weit und meist von Leinwand, zum Schmucke mit breiten Streifen von andrer Farbe verbrämt; ihre Schuhe waren auf dem Riste offen und mit darübergezogenen ledernen Nesteln zusammengehalten«. In diesem Schuh erkennen wir den Bundschuh der Germanen wieder. Von Hosen berichtet der Diacon nichts, die Sage aber von weissen Strümpfen. Diese Ueberlieferung führt etwa in die Epoche zurück, da die Angelsachsen in Britannien ihre kleinen Königreiche gründeten. Nun waren die Langobarden Jahrhunderte vor dieser Zeit die Nachbarn der Sachsen und damals am linken Ufer der unteren Elbe sesshaft gewesen; von dort hatten sie sich nach Pannonien gewendet. Die Kleidung der Angelsachsen und Langobarden kann nur auf Grund dieser Nachbarschaft eine gleichförmige geworden sein; denn später, nachdem beide Völker sich getrennt, würde die grosse Entfernung eine solche Uebereinstimmung unmöglich gemacht haben. Und so dürften wir kaum fehlgreifen, wenn wir annehmen, dass die Angelsachsen ihre weite Gewandung, in der sie uns die mönchischen Buchmalereien vom 7. bis 11. Jahrhundert begegnen lassen, bereits aus der alten Heimat mit herübergebracht haben; wir bemerken daran noch den farbigen Besaz, von welchem der Diacon spricht, namentlich um das Halsloch und die Aermelenden der Röcke her, ebenso die Strümpfe, von denen die langobardische Sage meldet; doch sind die Strümpfe hier stets ganz wie die Hosen gefärbt und haben nur oben einen weissen Saum. Ob indes die Angelsachsen auch die Hosen mit herüberbrachten, ist schwer zu bestimmen; die Chronisten verneinen die Hosen oder schweigen doch darüber, die Funde in Nordgermanien bestätigen sie wenigstens für Einzelfälle. Vielleicht hielt man es damit nach Belieben und ersezte die Hosen nach örtlichem Brauche durch Schenkelbinden, die wir gleichfalls in den angelsächsischen Buchmalereien noch aus später Zeit bemerken, wie sich denn auch Spuren derselben bei den Langobarden nachweisen lassen. Im Anfange des 7. Jahrhunderts gingen die Angelsachsen zum Christentume über. Diese Bekehrung muss einige Veränderungen in ihrer Tracht bewirkt haben, denn eine Kirchenversammlung im folgenden Jahrhundert spricht einen Tadel darüber aus: »Ihr legt eure Kleidung an in der Weise der Heiden, die von euren Vätern aus der Welt vertrieben wurden; erstaunlich, dass ihr die nachahmt, deren Wandel euch doch verhasst war!« Die Aenderungen scheinen indes nicht bedeutend gewesen zu sein, denn die Priester pflegen sich, sobald eine neue Mode auftaucht, leicht als zornmütige Gegner derselben zu gebärden, sie später aber selber nachzuahmen und dann, wenn sie durch Alter ehrwürdig geworden ist, hartnäckiger zu behaupten, als andre Leute. Um dieselbe Zeit wird von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, der »Gunna« als eines

Gewandes der festländischen Sachsen erwähnt[1]; doch ist es ungewiss, ob diese Gunna ein Pelzwams war gleich dem Rheno der Franken, oder ein Mantel von haarigem Stoffe, ein Fries, der bei den Bewohnern der Rheinmündungen, den Batavern, schon in römischer Zeit üblich war und, wie das Fundstück in dem jütländischen Baumsarge beweist (3.7), bis in die alte Sachsenheimat hinab getragen wurde. Auch die Quedlinburger Annalen[2] erwähnen des Friesmantels. Vermutlich aber kannten die Sachsen beide Gewandstücke, das Wams wie den Mantel. Ein gälischer Barde, der selbst gegen die eindringenden Sachsen mitgefochten hatte, meldet uns in seinen Liedern, dass den Sachsen damals das Haar lang über die Schultern floss; dies war eine von britischer Mode abweichende Tracht. Sidonius berichtet von jenen Sachsen, die sich im 5. Jahrhundert, also um dieselbe Zeit, da ihre Brüder nach dem Insellande kamen, an der Mündung der Loire festsezten, dass sie sich das Haar in der Weise der Britannen kürzten und von der Stirne aus zurückschnitten. Solche Sitte wird auch von Gregor von Tours im folgenden Jahrhundert bestätigt; dieser sagt nämlich von den Sachsen auf jenem Küstenstriche, dass sie Kopf und Bart geschoren trugen. Eine umgekehrte Haarschur mit rasiertem Hinterkopfe beliebten die Normannen, die sich später in jener Gegend ansiedelten. Die Sachsen aber, die ihre urväterliche Heimat nicht verliessen, blieben der alten Sitte des fliessenden Haarwuchses treu; noch am Schlusse des 10. Jahrhunderts zeigten sich die Franken, wie uns Widukind berichtet[3], von dem langen Haare überrascht, das die Sachsen trugen und mit einem Strohhute bedeckten. Derselbe Chronist überliefert uns zugleich[4], dass damals die Sachsen einen weiteren Rock und eine längere Tunika trugen, als die Franken; dieser Bericht reiht sich, gleichsam den Kreis schliessend, an jenen des Diaconen Paulus an, der von der Aehnlichkeit der weiten langobardischen Kleidung mit der angelsächsischen spricht.

Bezüglich der Tracht der angelsächsischen Weiber zur Zeit der Einwanderung nach Britannien lässt sich nur vermuten, dass dieselbe von der späteren Tracht, wie sie in den Mönchsschriften auftritt, in gleich geringem Masse unterschieden gewesen sei, wie dies bei der männlichen Tracht der Fall war. Vom 8. Jahrhundert an besizen wir in diesen Malereien einen sicheren Führer durch das ganze angelsächsische Trachtengebiet; bei aller Unbeholfenheit zeigen dieselben bereits die köstlichen Merkmale des Tages und des Ortes, da sie entstanden sind. Und richten wir unsre Augen über diese Blätter hinaus, so finden wir in den Schmuckstücken und Waffen, die der britische Boden wieder herausgegeben hat, gleichalterige Erzeugnisse, die jene Bilder ergänzen und ins Einzelne vertiefen.

Bruchen oder kurze Hosen werden schon im 4. Jahrhundert von dem Kirchenvater Hieronymus erwähnt[5]; wir treffen sie ferner in einer angelsächsischen Buchmalerei aus dem 7. Jahrhundert, aber nicht bei einem Angelsachsen, sondern bei einem Krieger, der seinem rasierten Hinterkopfe und seiner knappen Kleidung nach ein merowingischer

[1] Epist. Mag. [2] ad 531. 5. 15. [3] Sächsische Geschichten 3. 2. [4] Ebendort 1. 9. [5] S. 80, Note 1.

Franke zu sein scheint (Taf. 2. 6). Auch die skandinavischen Lieder gedenken der Bruchen, und der dem 11. Jahrhundert angehörende Teppich von Bayeux lässt sie uns als normannisches Gewandstück begegnen. Trozdem die Bruchen als angelsächsische Tracht in den insularen Malereien nicht vorzukommen scheinen (wenigstens ist dem Verfasser nichts davon zu Gesicht gekommen), so erwähnen ihrer doch die angelsächsischen Schriften und zwar mit dem Worte »brech«, was dann wol auch ihren Gebrauch voraussezen lässt. Es scheint, dass erst in der christlichen Zeit unter den Angelsachsen anschliessende lange Strümpfe (hose) aufkamen, die zugleich die Füsse bedeckten und an den Hüftgurt festgebunden, seltener unter den Knien verschnürt wurden (Taf. 1. 3. 4). Das tagewerkende Volk wird sich nur schwer von seinen altgewohnten Bruchen getrennt haben, was nun den Priestern Anlass zu Klagen über heidnische Neigungen gegeben haben mag. Als Schuz für die Unterschenkel waren kürzere Strümpfe üblich (scin-hose), die aus Haut oder Leder bestanden. Die Langhosen gingen in diesem Falle nur bis an die Knöchel; Knöchelbruchen und Strümpfe gehörten dann immer zusammen, wie sie denn in den Malereien auch durchweg die gleiche Farbe tragen (Taf. 2. 2. 8–10); nur oben schloss der Strumpf mit einer Borte ab, die stets von weisser Farbe war und schräg von der Kniescheibe nach der Wade oder auch umgekehrt hinabstieg, so dass es scheint, als ob der Strumpf unter dem Knie oder über der Wade festgesteckt worden wäre. In den Zeichnungen ist der Strumpf stets von zahlreichen Querstrichen durchsezt; dem Anscheine nach sollen damit Fältchen angedeutet werden, wie sie wol vorkommen, wenn der Strumpf nicht fest angespannt am Beine sizt. Zuweilen war der Strumpf vorn an den Zehen offen (Taf. 1. 2) und alsdann mit einer besonderen Sohle unterlegt. Unterschenkelriemen treffen wir in den Malereien nur bei Leuten, die Waffen oder Kronen tragen, und zwar meist kreuzweis umgewickelt, seltener spiralisch (28. 7. 29. 3). Der Schuh war gewöhnlich über dem Rist geöffnet und in der Fussbeuge mit einem Knopfe oder Spannbande geschlossen; er deckte hinten nur gerade die Ferse und spizte sich nach vorn mässig zu. Doch gab es auch völlig geschlossene Schuhe und solche, die dem altväterlichen Bundschuhe glichen, der in Germanien am frühesten gebräuchlich war. In den Malereien begegnet uns der Schuh gewöhnlich schwarz, nur bei vornehmen Leuten farbig und selbst von Goldstoff. Tagewerker gingen häufig mit völlig nackten und nur obenher vom Rocke bedeckten Beinen einher (28. 1), selten aber ohne Schuhe.

Ueber die Hosen und, wie es scheint, niemals in dieselben untergesteckt, kam ein Hemd zu liegen, das von Linnen war, und über das Hemd eine Tunika, die mit ihrem sächsischen Namen als »roc« oder »rooc« bezeichnet wird. Der Rock war zugeschnitten wie das Hemd und am Halse offen, um ihn ebenso wie das Hemd über den Kopf herab anziehen zu können; er war weit, faltig und gewöhnlich bis gegen die Fussknöchel reichend (30. 4), in den Aermeln ziemlich eng, aber länger, als der Arm. Die Aermel wurden über das Handgelenk herauf-

geschoben, bei kalter Witterung aber über die Hände herabfallen gelassen (28. 10). Auf manchen Zeichnungen folgen sich die über den Unterarm zusammengeschobenen Falten so regelmässig, dass sie wie nebeneinander sizende Armbänder aussehen; wenn gelb gemalt, sollen sie auch wol diesen Schmuck bedeuten, denn es wird berichtet, dass

Fig. 28.

1. Mann aus dem Volke. 2. 3. 4. 8. 9. Wohlhabende Leute. 5. 7. 11. Könige. 6. 10. Hofbeamte.

die vornehmen Engländer noch zur Zeit der normannischen Eroberung sich die Arme mit solchen Ringen überluden. Nicht bloss die Aermel wurden heraufgestreift, sondern auch der ganze Rock unter dem Gürtel, mit dem man ihn umschloss, namentlich an beiden Hüften so weit heraufgezogen, dass er die Kniee und halben Oberschenkel freiliess und den Gurt mit einem faltigen Bausche verdeckte. In den Zeichnungen, die gewöhnlich nur flüchtig hingeschrieben sind, sieht der Bausch häufig wie eine Schärpe aus, so dass man annehmen könnte, die Angelsachsen hätten sich ähnlich den heutigen Berg-

schotten gegürtet. Bessere Abbildungen jedoch lassen nichts von solch einem Taillenbunde erkennen; auch hat der Bausch durchweg die gleiche Farbe, wie der Rock. Der Rock war je nach der Jahreszeit von Wolle oder Leinwand und unterschied sich von dem Hemde wol nur durch eine breite Borte von abstechender Farbe, die das Halsloch und die Aermelöffnungen sowie den unteren Rand umsäumte (Taf. 1. 3. 4.). Arme Leute liessen sich an dem Hemde genügen (28. 1. 3), das auch bei reichen Leuten die Stelle als Hauskleid vertrat (Taf. 2. 2). Zwar selten, aber stets mit genügender Deutlichkeit angegeben, findet sich in den angelsächsischen Schriftbildern über dem langen Alltagsrocke liegend ein kürzerer Rock ohne Aermel, mit knappem, faltenlosen Anschlusse. Manchmal ist er kurz wie ein Wams, und liegt so geformt als Waffenrock über der Brünne; manchmal deckt er völlig die Hüften wie eine Juppe, und zeigt sich dann nicht selten unten an beiden Seiten aufgeschlizt, sowie an Vorder- und Hinterschurz bordiert (28. 8). In allen Fällen aber steigt das Gewand mit seinem unteren Saume unter den Gürtel herab, und dieser ist dann immer sichtbar, weil das Kleid keinen überfallenden Bausch macht, wie der gewöhnliche Rock. Meist grau oder braun zeigt dieses Ueberkleid die Farbe des Pelzes oder derben Wadmals, wenn rot, die von Scharlach oder Seide. Ein grosser Unterschied scheint unter diesen Ueberzügen nicht geherrscht zu haben; in kürzester Form wird das Wams dem Pelzwamse entsprochen haben, der bei den fränkischen Chronisten als Rheno oder Thorax auftritt, in längerer Form aber jenem Ueberrocke, der in den nordgermanischen Liedern bald mit »hiupr«[1], bald mit »freya«[2] bezeichnet wird, und sonst wol auch mit »gown« (gunna). Ueber dem Wamse liegend diente der Gürtel als Waffengurt, während man sonst Schwert und Messer an dem Hosengurt aufzuhängen pflegte. In angelsächsischen Gräbern haben sich mehrfach Reste von Gürteln gefunden, so einer bei Chatam, der noch mit einer Schnalle besezt war und ein zweiter bei Beakesburne, dieser aber in einem Kindergrabe. Die Lederstücke waren nach bestimmten Mustern durchgeschlagen oder ausgeschnitten und mit Metall oder verschiedenfarbigem Leder unterlegt oder mit Riemchen durchflochten (29. 8).

Ueber dem Rocke wurde ein Mantel (mentil) getragen; dieser hatte verschiedene Form und Länge; der grössere glich dem römischen Sagum; es war die bei allen germanischen Völkern gebräuchliche viereckige Decke von Wollzeug, die von linksher um den Körper geschlagen und auf der rechten Schulter mit einer Nadelspange zusammengeheftet wurde, so dass die rechte Körperseite unbedeckt blieb (28. 3. 7. 11). Der zweite Mantel, von Pelz oder Plüsch, war halbrund, und wurde vor der Brust geschlossen (28. 5. 6. 8); man trug ihn seit altersher von der Nordküste an bis nach Gallien hinein; es scheint derselbe zu sein, der, wie wir oben bemerkt haben, in einem jütischen Totenbaume gefunden wurde (3. 7). Einmal geschlossen

[1] Magnus s. berfoets 27. 35. [2] Halfdan 13. Knytlinga 56.

konnten die Mäntel ungeöffnet an- oder ausgezogen werden, indem man sie einfach über den Kopf streifte; so zeigt eine Abbildung aus dem 10. Jahrhundert, welche David im Kampfe mit einem Löwen darstellt, einen auf die Erde geworfenen Mantel, der noch zugeheftet ist, so dass man den Eindruck hat, als sei er gerade so abgeworfen worden. Daneben kam auch die Manteldecke nach römischer Weise umgelegt vor, nämlich unter dem rechten Arm hindurchgenommen und auf der linken Schulter kreuzweis übereinander geworfen (Taf. 2. 13); doch ist es sicher, dass diese Anlage nur zur Zeit geübt wurde, als die römischen Ueberlieferungen noch nicht erloschen waren.

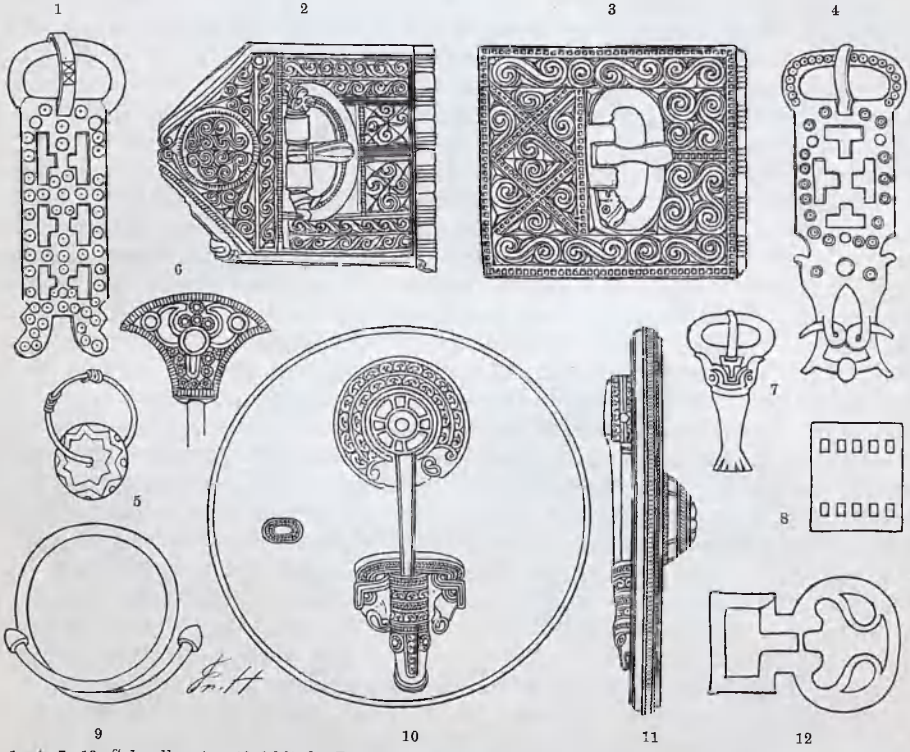
Das Haar beliebte man lang, über der Stirne geteilt und über die Schultern herabfliessend, den Bart breit, häufig in zwei Spizen gegabelt. Auffallenderweise sind Haar und Bart in den meisten angelsächsischen Manuscripten blau gemalt, zuweilen auch grün (Taf. 1. 2) oder orangefarbig. Selbst auf dem Bayeuxer Gobelin findet sich der Angelsachsenkönig Harald mit grüngefärbtem Haare dargestellt. Es ist nicht anzunehmen, dass der unentwickelte Farbensinn der damaligen Künstler die Schuld an dieser naturwidrigen Erscheinung trage; näher liegt die Vermutung, dass die Angelsachsen in der Tat mit Beize oder Puder ihr Haar behandelten[1]. Auch das Tätowieren oder Punktieren der Haut war beliebt; dies geht aus einem 785 dagegen erlassenen Geseze hervor. Dass das Gesez der Mode gegenüber ohnmächtig blieb, ergiebt sich aus dem Umstande, dass noch zur Zeit des normannischen Einfalles das Tätowieren allgemein geübt wurde. Man glaubt, dass die Sachsen diesen Brauch von den Kaledoniern angenommen hatten, und dass mit dem Vorwurfe, den, wie oben bemerkt, ein Konzil den Sachsen machte, »sie ahmten die nach, die sie früher bekämpft hätten«, diese Hautzeichnungen gemeint sind. Eine Kopfbedeckung war im Alltagsverkehre nicht gebräuchlich; nur die höchsten Hofbeamten finden wir in den Schriften mit einer kegeligen Müze ohne Schirm dargestellt, die weiss oder farbig ist (28. 6). Die Kapuze scheint unbekannt gewesen zu sein.

Der Luxus gewann gegen das 10. Jahrhundert hin einen grossen Aufschwung. Seide, die schon im 8. Jahrhundert bekannt, aber wegen ihres hohen Preises noch selten war, wurde nun vielfach von den höheren Ständen getragen. Es werden Bischofs- und Staatsmäntel von unvergleichlicher Arbeit erwähnt; Adhelm, Bischof von Sherborne, schrieb schon im 7. Jahrhundert von der bewunderungswürdigen Kunst, welche die englischen Frauen in Geweben und Stickereien entfalteten; der Ruhm ihrer Handfertigkeit war so gross, dass man auf dem Festlande jede kostbare Arbeit dieser Art als »anglicum

[1] Es könnte wundernehmen, dass dieser Brauch von der kirchlichen Kritik unbeachtet blieb. Das Schweigen erklärt sich vielleicht aus dem Umstande, dass die Priester selbst die Schminke an Haar und Augenbrauen nicht verschmähten. Diese Gewohnheit wurde durch die irischen Reiseprediger eingeführt, die selbst sie wiederum von den ägyptischen Priestern angenommen hatten. Die christlichen Klöster in Irland standen mehrere Jahrhunderte hindurch, von Rom unabhängig, mit der morgenländischen Kirche in Verbindung und waren genau nach dem Muster der ägyptischen Klöster eingerichtet; und so dürfte der ägyptische Brauch, das Haar gegen seine Natur zu färben, nach den britischen Inseln gekommen sein. Dass diese seltsame Mode noch im 11. Jahrhundert nicht erloschen war, ist nur ein Beweis von dem zähen Leben einer jeden Sitte, die aus der Eitelkeit entspringt.

opus« bezeichnete. Farbenbuntheit war sehr beliebt; Rot, Blau und Grün finden sich fast in allen Abbildungen; die Hosen sind meist blau oder rot. Der männliche Schmuck bestand in geflochtenen Gold- und Silberschnüren, in Armbändern aus Gold, Silber oder Elfenbein, in goldenen mit Juwelen besezten Gürteln, in Kränzen von Bernstein- oder andern Kugeln, in Ringen, Broschen und Schnallen. Im Widerspruche mit der Ueberlieferung, dass die reichen Angelsachsen noch zur Zeit der Eroberung die Arme mit Ringen förmlich gepanzert hätten, haben die bisher geöffneten Gräber mit Ausnahme eines einzigen bei Gilton Town[1] keine Ausbeute von männlichen Armringen

Fig. 29.



1—4. 7. 12. Schnallen (an 12 fehlt der Dorn). 5. Hängeschmuck. 6. Kopf einer Haarnadel. 8. Gürtelstück. 9. Armring. 10. 11. Scheibenfibel (von hinten und von der Seite).

ergeben. Die wenigen Fingerringe aus den Gräbern von Kingston Down[2] sind einfache Ringe aus dickem gebogenem Silberdrahte mit gegenseitig ineinander gewickelten Enden. Auf der Insel Athelnay wurde ein Geschmeide von Gold mit Email gefunden, das die Form eines Fläschchens mit einem Eberkopfe als Hals und die Worte: »Alfred liess mich machen« als Umschrift zeigt; es war wol ein Amulet,

[1] Roach Smith: Invent. sep. 16. 9. [2] ebenda XI. 23.

das jener Fürst am Halse getragen, als er bei dem Einfalle Godruns sich auf jenes Eiland zurückzog.

Die Röcke der angelsächsischen Frauen waren weit, in Falten fliessend, wie die männlichen Röcke, und bedeckten meist die Füsse. Die Benennungen der einzelnen Gewänder sind oft verworren und kaum erklärbar, so dass man eine willkürliche Anwendung desselben Namens auf verschiedene Kleidungsstücke vermuten muss, wenigstens bei den Chronisten[1]. Unter dem Namen »cyrtle« wird ein Kleid aus Leinwand angeführt, das bis zu den Knieen reichte. Es war also wol ein Hemd; doch darf man darunter kein Hemd in heutigem Sinne verstehen, sondern ein gegürtetes Hauskleid, wie es im frühen Mittelalter von den Frauen aus dem Volke gewöhnlich als einzige Werktagshülle getragen wurde. In den Abbildungen kommt es ebensowol weiss vor, als gestreift und farbig; seine Aermel waren lang und enge (Taf. 2. 3. 4). Begüterte Frauen legten ein zweites Kleid darüber, das zumeist mit dem Namen Tunika bezeichnet wird. Dieses Kleid war weit und schleppend, so dass es unter dem Gürtel heraufgezogen werden musste (28. 2). Die Aermel waren entweder von passender Weite und dann länger, als der Arm, so dass sie gleich den Aermeln am Männerrocke über den Arm herauf zusammengestreifelt werden mussten, oder sie hatten eine mehr als nötige Weite, scheinen dann aber etwas kürzer, als der Arm, gewesen zu sein. Ein drittes Kleid wird unter dem Namen »gunna« erwähnt (engl. gown, lat. gaunacum bei Varro); dieses Kleid findet sich in den Abbildungen nur selten; es war ein kürzeres Oberkleid, entweder mit Aermeln, die gleichfalls zusammengestreifelt wurden (Taf. 2. 1) (in diesem Falle scheint das untere Kleid ärmellos gewesen zu sein), oder mit weiteren Aermeln, die nur bis zum Ellbogen reichten. Engärmelig wird es der Frauenjacke entsprochen haben, der wir auf byzantinischen Bildwerken begegnen (Taf. 2. 17), weitärmelig dem Oberrocke der Kaiserin Kunigunde in der Bibel zu Bamberg (Taf. 2. 12). Wir finden es zuweilen farbiggefleckt dargestellt, und diese Musterung scheint dem würfelartigen Muster zu entsprechen, mit dem eine der Jacken an den Bildsäulen zu Chartres bedeckt ist. Dass die sächsische Gunna kurz war, dafür haben wir das Zeugnis eines Bischofs von Winchester, der »eine kurze Gunna, nach unsrer Art genäht« erwähnt[2]. Ein weiteres Gewand, das indes nur als Schuzhülle und beim Kirchengange getragen wurde, war der Mantel. Dieses Kleid wurde, wie uns die Abbildungen deutlich machen, auf mehrfache Weise angelegt; man nahm es von hintenher gleichmässig über beide Schultern nach vorn und schloss es hier mit einer runden Scheibenfibel (29. 10. 11. Taf. 2. 3), oder brei-

[1] Auch die Malereien lassen gerade bei der Frauentracht die wünschenswerte Klarheit vermissen. Die mit der Feder gezeichneten Umrisse haben meist keinen Zusammenhang; die Falten laufen hakenförmig aus; sie lösen, zerhackt und zerstückt, wie sie sind, die Gewänder in ein hilfloses Geflatter auf und lassen sie so schlotterig um die Körper hängen, als ob die angelsächsischen Frauen keine Ahnung von der tiefen Kunst ihres Geschlechtes besessen hätten, sich durch die Kleidung zur Geltung zu bringen, ja als ob es für sie überhaupt keine Toilettenfragen gegeben hätte.

[2] In den nordgermanischen Liedern wird das untere Gewand oder Hemd „skyrta“ oder „serkr“ genannt, der eigentliche Rock aber „kyrtil“ und das darüber liegende kürzere buntgemusterte Kleid „staeniza“. S. unter Skandinavier.

tete es über den Rücken, legte es mit den oberen Endzipfeln über die Schultern nach vorn, warf es sodann mit dem Zipfel auf der linken Schulter über die rechte Schulter, und umgekehrt, mit dem rechten Zipfel über die linke Schulter nach rückwärts (Taf. 2. 1. 4). Bei beiden Anlagen pflegte man schliesslich den Mantel vom Rücken her über den Kopf nach vorn zu ziehen; jene Anlage war weströmisch, diese oströmisch. In anderer Weise wurde der Mantel unter der rechten Achsel hindurch genommen und auf der linken Schulter nach vorn und hinten übereinander geworfen (Taf. 2. 15). Diese Anlage bemerken wir nicht nur an den Figuren von heiligen Frauen, wo sie typisch war, sondern auch an Alltagsmenschen. Wenn die Abbildungen richtig verstanden werden, war überdies als Schuzkleid noch ein rings geschlossener Umhang üblich, welcher der römischen Pänula glich und seitlich mit den Armen in die Höhe genommen wurde (28. 9). Der Verlauf der Geschichte auf der britischen Insel in jener Zeit erklärt unschwer den vielfachen Wechsel in der Anlage der Schuzgewänder. Der Kopfpuz aller Klassen bestand in einem Schleier oder längeren Zeugstücke von Linnen oder Seide, das, die Haare völlig bedeckend, um Kopf und Hals gewickelt wurde (28. 2. 9). Das Haar liebte man gepflegt und geschmückt; eine Handschrift des 8. Jahrhunderts erwähnt einer Frau, deren gedrehte Locken mittelst eines Eisens durch eigens hierfür bestellte Dienerinnen gekräuselt wurden. Strümpfe wurden höchst wahrscheinlich von den Frauen ebenso gut, wie von den Männern getragen, ebenso die kurzen Hosen oder Bruchen, diese jedoch ohne Boden. Was von Schuhen sichtbar, ist gewöhnlich schwarz gemalt. Dem Schmucke waren die Frauen lebhaft zugethan; goldene Kopfbänder, sowie Hals- und Armringe werden fortwährend in angelsächsischen Testamenten und Inventarien genannt. Der Kopfreif wurde nicht selten über dem Schleiertuche getragen, das man damit befestigte. Ausserdem lesen wir von Ohrringen, goldenen emaillierten Halsschnüren, Halskreuzen und goldenen Fliegen, alles mit kostbaren Steinen verziert. Diese Fliegen erinnern an die Insektenbilder aus Gold in Childrichs Grabschaze (22. 15). Im Beowulf lautet eine Stelle: »Die goldgeschmückte, die ringziere Frau«. Handschuhe werden vor dem 11. Jahrhundert für England nicht erwähnt, wol aber schon im 9. Jahrhundert für die Dänen oder Franken. Um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts machten fünf Paar Handschuhe einen Teil der Abgaben aus, die eine Gesellschaft deutscher Kaufleute für die Beschüzung ihres Handels an Ethelred II. entrichten musste. Es scheint, dass man gewöhnlich die Hände durch die überfallenden Aermel schüzte oder durch den Mantel. Eine Figur, die in einer Schriftmalerei des

Taf. 2. 1. 3. 4 vornehme angelsächsische Frauen (1. achtes Jahrhundert, 3. Ende des neunten, 4. aus dem Jahr 975). 2. König (achtes Jahrhundert). 5. Krone (um das Jahr 1000). 6. Krieger (vermutlich Franke oder Aquitanier (siebtes Jahrhundert). 7. Irländer (siebtes Jahrhundert). 8. 9 angelsächsische Kriegsknechte (Anfang des neunten Jahrhunderts). 10. Krieger (um das Jahr 1000). 11. 17 byzantinische Frauen (Emailplättchen von einer byzantinischen Kaiserkrone aus dem 12. Jahrhundert). 12. Kaiserin Kunigunde (Gemahlin Heinrichs II.). 13 angelsächsischer Hornbläser (siebtes Jahrhundert). 14. 16. Byzantinerinnen (Stickereien auf kaiserlichen Mänteln, 12. Jahrhundert). 15 angelsächsische Frau (Monatsbild, Ende des neunten Jahrhunderts). 1—10. 13. 15. J. Westwood, Facsimiles of the miniatures, 11. 12. 14—16 Bock, Reichskleinodien.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

12. Jahrhunderts vorkommt, trägt etwas an der linken Hand, das einem Handschuhe ähnlich sieht; es hat einen Daumen, aber keine getrennten Finger und ist blau gemalt[1].

Tuch, Seide und Leinen waren die hauptsächlichsten Stoffe, aus denen die Kleider gemacht wurden; nur sehr wenig Weiss war an der Frauenkleidung zu bemerken; der Kopfpuz war fast immer farbig. Rot, Blau, Gelb, Grün und Violett scheinen unter den Frauen vorherrschend gewesen zu sein. Die Vorliebe für bunte Farben hatten die Angelsachsen aus der alten Heimat mit herübergebracht; von der Nordseeküste kamen die bunten Kleiderstoffe als vielbegehrte Handelsware durch ganz Westeuropa. Die in verschiedenfarbigen Streifen oder Würfeln gewebten leichten Zeuge, aus welchen die Briten ihre Sommerkleider verfertigten, kamen aus Gallien und hier ist wol selbst die Quelle der schottischen gestreiften Zeuge zu suchen. Die Iren trugen meist schwarze Kleidung, weil die irischen Schafe vorwiegend diese Farbe haben[2]. Sogar die Tracht der Klosterfrauen war in Schnitt und Farbe um jene Zeit in nichts von der allgemeinen Frauentracht verschieden. Bischof Adhelm giebt zu verstehen, dass der Anzug von fürstlichen Nonnen prachtvoll gewesen sei. Eine Malerei, welche die heilige Etheldrytha als Aebtissin darstellt, zeigt sie uns in gesticktem Scharlachmantel über einem Rocke von Goldgewebe, sowie in Schleier und Schuhen von gleichem Stoffe. Die Muster von Stickereien, die wir auf einzelnen Bildern bemerken, bestehen meist in Kreisen und Blumen.

Die farbigen angelsächsischen Abbildungen treten dem gemeinen Leben näher, als die fränkischen; sie zeigen den Menschen in jeder den Tages- und Jahreszeiten angemessenen Beschäftigung, in Haus und Feld, bei Tisch und im Bette, auf der Jagd und im Kriege. So lassen sie uns auch einen im Festzuge einherschreitenden König bemerken, den ein nachwandelnder Diener mit einem Schirme beschattet. Dieser Schirm mit seinem gewölbten und gerippten Dache gleicht ganz unsern heutigen Regenschirmen; über seine Einrichtung aber, und ob er zusammenfaltbar gewesen, lässt sich nichts mehr bestimmen.

Eine Schilderung der Sachsen, als sie in Britannien eindrangen, giebt uns Anuerin, ein gälischer Barde, als Augenzeuge; denn er hatte selbst gegen die Sachsen in der Schlacht bei Cattraeth mitgefochten[3]: »Dreihundert Krieger waren es in vergoldeten Rüstungen, drei gepanzerte Rotten mit drei Anführern, die goldene Halsringe trugen. Bewaffnet waren sie mit Messern in weisser Scheide; sie trugen vierkantige Helme. Einige hatten Speere und Schilde, leztere aus gespaltenem Holze. Ihr Führer trug einen vorspringenden Schild; er war geharnischt mit schuppigem Panzer, bewaffnet mit einem mörderischen Speere und trug das Fell eines wilden Tieres; sein langes Haar floss die Schultern herab und war, wenn er unbewaffnet ging, mit einem Kranze von Bernsteinkugeln geschmückt; um den Hals trug er einen goldenen Ring.«

---

[1] Siehe unter Normannen. [2] Giraldus Cambrensis. [3] Planché, British costume S. 17.

Der Schuppenpanzer, von welchem uns der Barde spricht, war die weitverbreitete Rüstung der Völker in der sarmatischen Tiefebene, die von dort nach Germanien kam und unter den deutschen Stämmen bis in das 13. Jahrhundert hinein vielfach getragen wurde. In der angelsächsischen Handschrift des »Aelfric« aus dem 11. Jahrhundert erscheint eine gekrönte Figur (30. 7), die einen ringbesezten Waffenrock mit halblangen Aermeln trägt. Panzer dieser Art waren Hemden aus starkem, nach Bedarf verdoppeltem Leder, die mit nebeneinander gesezten Ringen widerstandsfähig gemacht worden. Mit solchen beringten Panzern waren die Sachsen schon im 8. Jahrhundert vertraut. In der lezten Zeit ihrer Herrschaft trugen sie die Ringe in Kettenform auf ihren Lederröcken angeordnet, nämlich reihenweise dergestalt neben- und aufeinander gelegt, dass sie sich zur Hälfte deckten (30. 3. 4); so scheint es wenigstens nach den Abbildungen. Im Beowulf[1] heisst die Brünne »die harte, handgeflochtene«, »das gekettete Kampfhemd«, »das Schlachthemd verschlungen durch Schmiedes Künste«, »das gestrickte Streithemd«. Die Worte »verschlungen und gestrickt« lassen auf Ringelpanzer schliessen, deren Ringe gegenseitig ineinander griffen und keinen Futterstoff hatten; jedenfalls aber waren solche Maschenhemden damals noch eine grosse Seltenheit.

Der gälische Barde spricht von vierkantigen Helmen. Uebereinstimmend mit diesem Ausdrucke zeigen vielfache Darstellungen in fränkischen Handschriften Helme von dieser seltsamen Gestalt; sie waren innen wol auf den Kopf passend ausgefüttert, während die vorspringenden Kanten sich sehr geeignet erwiesen, feindliche Schwerthiebe vom Kopfe fernzuhalten. Metallhelme waren selten; fortwährend erwähnt wird der Lederhelm; dieser aber war offenbar mit Metall eingefasst. Dergleichen Helme zeigten entweder vollständige Kegelform (30. 2. 14), oder nach Art der phrygischen Müzen eine vornüberfallende Kuppe (30. 3). In den Malereien kommen sie nicht selten mit einem ausgezackten Kamm auf der Hinterseite vor (30. 4—6). Der Zackenkamm lässt sich vielleicht als Nachbildung der Rückenborsten des Ebers erklären, jenes Tieres, das von den Sachsen als ein Zeichen des Fro verehrt wurde[2]. Das Eberzeichen als Schuzbild auf dem Helme blieb noch in christlicher Zeit beliebt, als schon die Erinnerung an Fro erloschen war. Der Rest eines solchen »Epurhelmes«, der neben dem heidnischen Zeichen auch das Symbol des Christentumes, das Kreuzzeichen trägt, hat sich in einem Grabhügel bei Benty Grange in Derbyshire gefunden[3]. Dieser Helm ist aus Eisenrippen gebildet (30. 16), die kreuzweis über eine nicht mehr vorhandene Futterkappe gebogen waren und unten an einen eisernen Stirnreif festgenietet sind; eines der Eisenbänder sezt sich vorn und hinten über Nase und Nacken fort; die Nasenberge ist mit einem silbernen Kreuze geschmückt. Auf dem Wirbel, da, wo die Spangen sich kreuzen, ist eine ovale Erzplatte befestigt und auf derselben steht das in Eisen geschnittene Bild eines

[1] 323—325, 409, 1518, 2760. [2] Lindenschmit, Handbuch der Deutschen Altertumskunde I. 259.
[3] Roach Smith, Collectanea antiqua II. 31—37.

Ebers. Zwischen den Eisenrippen sassen ursprünglich in diagonaler Richtung hörnene Platten nach Art eines Fischgrätenmusters; über diesen lagen andere Hornstreifen und zwar strahlenförmig wie die

Fig. 30

1. 12. Signalbläser. 2. Krieger mit Schild und Angon. 3. 4. Krieger mit bekettetem Panzer. 5. 11. Männer mit Stock- und Handschleuder. 6. Schildträger. 7. König mit beringtem Panzer. 8. 15. Schildbuckeln. 9. Kriegsbeil. 10. Jäger. 13. Mann mit Pfeil und Bogen. 14. Gestell einer Helmkappe. 16. Gestell eines Eberhelmes. 17. 18. Schwertgriffe mit kleeblattförmigem und dreiteiligem Knaufe. 19. Schwertangel mit ovalen Blechscheiben an Stichblatt und Knauf, sowie mit Anhängeringen. (1—13. J. Strutt, Angleterre ancienne.)

Eisenrippen, an welchen sie in Zwischenräumen von anderthalb Zoll festgenietet waren; alle Nieten hatten aussen verzierte Silberknöpfe. Auch die alten Lieder erwähnen des Eberhelmes; so heisst es im Beowulf: »Das Schwein allgülden, der Eber eisenhart,« und an einer andren Stelle: »Der Helm, geziert mit dem Zeichen des Fro, wie ihn in fernen Tagen der Waffenschmied wirkte, mit Schweingebilden schmückte, dass ihn nicht Barten noch Beile beissen konnten«[1]. Ein Helmgestell aus Bronze, das ebenso, wie jenes, aus gekreuzten Spangen hergestellt ist, die oben durch einen Knopf und unten durch einen Stirnreif festgehalten werden (30. 14), kam aus einem angelsächsischen Grabe bei Celtenham zu Lekhampton Hill auf dem Schädel eines Skelettes zu Tage[2]. Einen Helm mit Zackenkamm haben uns bis jezt die Gräber versagt; die Nasenberge aber ist häufig zu treffen sowol an den Fundstücken wie in den Malereien (30. 2).

Die Schilde waren oval, gewölbt und mit einem eisernen Buckel besezt (30. 2.—4. 6. 7). Die gefundenen Schildbuckeln sind entweder kegelig oder zeigen auf cylindrischer Wandung eine flache Spize, die mit einem Knopfe abgeschlossen ist (30. 8. 15). Manche Schilde waren gross genug, um nahezu den ganzen Mann damit zu bedecken; wir lesen aber auch von kleinen Schilden, die mit dem Namen »targan« oder Tartsche bezeichnet werden. Der Grund der Schilde war gewöhnlich weiss, der Schildrand zuweilen vergoldet, auch mit farbigen Zickzacken oder Kreisen bemalt, sofern mit diesen Mustern nicht metallene Plättchen gemeint sind (30. 2).

Der Beinpanzer scheint vorzugsweise in Strumpfstiefeln bestanden zu haben (28. 3. 30. 2), die etwa bis in die Nähe der Kniescheibe hinaufreichten, oder in dem althergebrachten Riemwerke, das um die Unterschenkel gewickelt wurde (30. 3).

Die Angriffswaffen waren alle von Eisen. Merkwürdigerweise hat sich das einschneidige Kurzschwert, der Skramasax, nur selten in den Gräbern der Angelsachsen gefunden, obschon dasselbe doch als Hauptwaffe schon aus der alten Heimat mitgebracht worden war. Ebenso selten ist das lange zweischneidige Schwert, die Spatha, geblieben. Das obere Ende der Angel an den meisten Spathen ist auf einer ovalen Eisenplatte festgenietet; ebenso besteht der Bügel aus einer Ovalplatte von starkem Bleche, die nur wenig über die Breite der Klinge vortritt. Zuweilen sind diese Schlussstücke aus Holz oder Bein hergestellt, dann aber von zwei Eisenplatten eingeschlossen (30. 19); auf der oberen Platte sizt der Knopf mit einem Doppelringe zum Anhängen. Häufig kommen in den angelsächsischen Schriftbildern Schwerter mit dreiteiligen Knäufen vor, sowie mit solchen in Kleeblattform; dergleichen Muster sind bis jezt nur auf dänischem Boden ausgegraben worden (30. 17. 18). Nach den Abbildungen hing das Schwert an einem langen Riemen, der von der rechten Achsel nach der linken Hüfte lag (30. 2). Der Skramasax aber hing vermutlich am Gürtel und zwar in einer Holz-

[1] Beowulf 1464. [2]) Roach Smith, Collect. antiqua II. 39.

scheide, deren weisse Farbe wol, wie bei den fränkischen Scheiden, von einem in hellem Wachs getränkten Leinwandüberzuge herrührte. Spatha und Sax haben sich niemals in unmittelbarer Verbindung mit dem Hüftgürtel gefunden, so dass die Haftmittel unbestimmbar bleiben. Die Spatha lag oft in der Hand der Skelette, eine Lage, die der Annahme eines Schulterriemens Vorschub leistet.

Der Axt müssen sich die Sachsen erst in später Zeit bedient haben, denn sie hat sich auf germanischem wie britischem Sachsenboden nur selten gefunden. In der Schlacht bei Hastings aber waren sämtliche Fusskämpfer mit der Axt bewaffnet[1]; sie führten schmale Wurfäxte, die der fränkischen Franziska glichen und mit der Klinge im rechten Winkel am Stiele sassen, sowie breite unsern Werkbeilen ähnliche Hiltbarten, deren Schneide sich gleichmässig nach beiden Seiten hin verbreiterte (30. 9). Daneben lässt sich noch der Streithammer nachweisen (31. 3), doch nur abbildlich, nicht in Fundstücken. Dass die Angelsachsen sich auch schwerer Wurflanzen bedient haben, geht aus dem oben angeführten Berichte Anuerins sowie aus dem Beowulf hervor[2], wo sie »wuchtige Walschafte« genannt werden; und in dem Liede von der Schlacht bei Finnesburg heisst es: »der Gerbaum dröhnt«. Unter den Speereisen der angelsächsischen Gräber sind blattförmige Klingen aufgefallen, deren Seitenflächen sich nicht in gleicher Ebene an die Mittelrippe schliessen, sondern so, dass die eine Fläche höher, die andere tiefer liegt. Diese Lage musste der Lanze im Fliegen eine drehende Bewegung geben, und aus solcher Drehung würde sich eine Stelle im Waltharilied erklären, die einen Speer als »in schrecklichem Wirbel« daherfliegend beschreibt. Zu diesen Wurfeisen gesellte sich noch der Angon, jene widerhakige Harpune mit dünnem langgestrecktem Halse (30. 2—4). Diese Waffe blieb das ganze Mittelalter hindurch bei den Küstenstämmen, welche die Nord- und Ostsee befuhren, im Gebrauch. Pfeil und Bogen fehlten gleichfalls nicht (30. 13); sie wurden auf der Jagd wie im Kriege verwendet. Ein Vers im Beowulf[3] spricht von dem »Eisenschauer, der von Strängen getrieben über den Schildwall schoss«, und in dem Gedichte der Schlacht bei Finnesburg erscheint der fliegende und pfeifende Pfeil als singender Vogel: »die Vögel singen, es gellet das Grauhemd« (der Ringpanzer). Keule wie Stock- und Handschleuder waren alltägliche Waffen (30. 5. 11).

Zum Signalgeben benützte man Stierhörner (30. 10) und metallene Tuben. Die Tuben waren nicht selten mannslang, gerade oder leicht gebogen (30. 1. 12) und wurden beim Blasen auf eine Stützgabel gelegt. Im Beowulf begegnen wir den Ausdrücken: »das Horn singt, das Grundhorn gellt, der Heertrombe galm«[4]. Verschiedener Art waren die Feldzeichen; bei ihrer Landung in Britannien führten die Sachsen das Bild eines weissen Pferdes im Banner, bei Hastings das Bild eines bewaffneten Mannes; lezteres Banner war aus Goldstoff gewebt und

---

[1] Matthäus Paris, hist. Angl. [2] 401. [3] 3120. [4] 2949. 1436. 1445.

mit Edelsteinen verschwenderisch übersäet. Zur Zeit Alfreds nahmen die Angelsachsen das dänische Banner an, das einen Raben im Felde hatte. Der Teppich von Bayeux zeigt uns ein sächsisches Feldzeichen in Gestalt eines fliegenden Drachen (31. 4), welcher oben an einem langen Schafte befestigt ist. Dieses Drachen- und Schlangenbanner, das wir schon bei den Donauvölkern sowie bei den Langobarden und Vandalen angetroffen haben, scheint bei den Germanen dieselbe Stelle

Fig. 31.

1. Steigbügel. 2. Reiter mit Helm, Schild und Angon. 3. Streithammer. 4. Drachenfahne. 5. Reitende Frau mit dreisträhniger Geissel. 6. Sattel. 7. Dolchmesser (auf der Klinge mit „Edwardus“ und „prins agile“ bezeichnet). 8. Sporn.

eingenommen zu haben, wie bei den Römern der Adler. Als Feldzeichen benuzten die Angelsachsen überdies hohe, aus schwarzen und weissen Federn zusammengesezte Büsche, die auf langen Speeren aufgepflanzt waren, und »tuf« oder »cumbal« genannt wurden. Vielleicht waren diese Federbüsche eine lezte Erinnerung an das Federkleid der Schwanjungfrauen oder Walküren, die über das Schlachtfeld schwebend den Kriegern Schuz und Sieg verliehen[1]. Sonst bemerken wir in den angelsächsischen Malereien vielfach geometrisch zusammengesezte Zeichen auf hohen Stangen; aber es ist schwer zu entscheiden, ob damit kriegerische oder amtliche Zeichen gemeint sind[2].

---

[1] Lindenschmit, Handb. d. D. Altertumskunde I 282. Dass nicht unter Tufa eine Kugel gemeint sei, erhellt aus den Abbildungen, wo solch ein Souveränitätszeichen fehlt.

[2] Vielleicht waren es Gildezeichen, denn unter allen Gilden gehörten die angelsächsischen zu den frühzeitigsten mit einer strenggeregelten Verfassung; sie wurden von den normannischen Königen als Reste angelsächsischen Volkslebens untersagt, scheinen damals indes kaum noch mehr, als Brüder- oder Trinkgesellschaften gewesen zu sein. Es möge hier eines sonderbaren Brauches erwähnt werden, dessen Andenken sich bis auf den heutigen Tag in dem geflügelten Worte: „auf die Nagelprobe trinken“ erhalten hat. Das Trinken hatte sich unter den Angelsachsen dergestalt zum Laster ausgewachsen, dass König Edgar nicht nur die Schänken in jeder Gemeinde auf eine einzige beschränkte, sondern auch jedes Trinkgefäss der Höhe nach von Stelle zu Stelle durch eingetriebene Nägel abzuteilen und zu aichen befahl. Kein Trinker durfte auf Einen Zug mehr von der Flüssigkeit in seiner Kehle verschwinden lassen, als der Raum von einem zum andern Nagel fasste; ein grösserer Schluck wurde mit schwerer Busse geahndet. Nun war es gerade nicht so leicht, das rechte Mass zu treffen, da das Gefäss beim Trinken schräg gehalten werden musste, die Oberfläche des Getränkes aber wagerecht stehen blieb. Erst bei abgestelltem Gefässe konnte man an den Nägeln seine Leistung erproben; wer daher auf die „Nagelprobe“ fehlerlos zu trinken verstand, das war ein rechter Mann.

Ueber die Ausrüstung von Ross und Reiter geben uns die Abbildungen einigen Aufschluss. Es scheint, dass man das Pferd meist durch Stösse mit den Fersen antrieb, denn der Sporn ist ein seltener Fund; es war ein mit kurzem Stachel versehener Bügel (31. 8), der mit Riemen beinahe wie in unserer Zeit befestigt wurde. Der Steigbügel hatte etwa die Form einer Triangel (31. 1); die Stange, auf welcher der Fuss ruhte, war einwärts gebogen. Der Sattel (31. 6) oder »Heersessel« bestand aus einem Polster mit hinten und vorn stark erhöhtem Sattelbogen oder einem Felle. Das Kopfgestell hatte nicht immer ein Stirnband, aber Ohrriemen (31. 5), der Zügel ein Gebiss ohne Querstangen. Dazu kamen noch Bug- und Schwanzriemen, die Raum zu verschiedenem Schmucke, wie Quasten und Zierplatten, boten[1]. Die Geissel führte auf kurzem Stiele drei Stränge mit verknoteten Enden oder Kugeln.

Hart bedrängt wurden die Angelsachsen von den Dänen, die noch in ursprünglicher Wildheit verharrten, als jene sich bereits den Genüssen eines friedlichen Lebens überliessen. Erst Alfred dem Grossen gelang es, das dänische Joch wieder zu brechen. Von der damaligen Tracht der Dänen haben sich auf britischem Boden nur wenig Zeugnisse erhalten, und diese beschränken sich vorwiegend auf einige rohe Buchmalereien. Darnach zu urteilen scheint die angeldänische Tracht fast gar nicht von der angelsächsischen abgewichen zu sein. Zur männlichen Kleidung gehörten anliegende Beinlinge, die vermutlich oben mit einem Leibgurte befestigt wurden; in den Malereien sind sie teils einfarbig, teils gewürfelt angegeben (32. 13), wie jene Zeuge, die wir schottisch zu nennen pflegen. An den Unterschenkeln sassen strumpfartige Stiefel (32. 10), die bis gegen die Kniee hinaufreichten und hier unbefestigt blieben oder unter den Waden mit Riemen spiralisch umwickelt wurden (31. 11). Eine Abbildung, welche den König Kanut darstellt (32. 10), zeigt uns dessen Strümpfe obenher mit einer Borte umgeben, doch bleibt es zweifelhaft, ob diese Borte als gestickter Saum oder als Bindeband aufzufassen ist. Vornehme Leute trugen über den Hosen ein Hemd, das, wenn an beiden Hüften heraufgeschürzt, immer noch die Kniescheiben verbarg (32 20. 21). Der Rock reichte, an den Hüften heraufgezogen, vom Hals bis zu den Knieen; und liess unten das Hemd hervorblicken. Die Aermel waren bequem und schlossen sich ziemlich fest um das Handgelenk, Bei reichen Leuten war der Rock am Halsloche, am Handgelenk und untenher mit einer breiten reichgestickten Borte gesäumt; auch der Gurt war breit und bestickt. Arme Leute unterbanden den Rock um die Hüften mit einer Schnur oder einem schmalen Riemen, der unter dem Bausche verschwand. Der Mantel wurde auf beiden Schultern aufgelegt ohne weitere Haftmittel oder mit einer langen doppelt zusammengelegten Schnur befestigt, die an den Enden bequastet war (32. 10). Sonst schloss man den Mantel auf der rechten Schulter mit einer Agraffe oder einem Knopfe (32. 20). Leute, die sich viel im Freien bewegten,

[1] Beowulf 1094, 2190.

schlugen zum Schuze eine Decke so um den Körper, dass der rechte Arm frei blieb (32. 12); überdies schüzten sie den Kopf mit einer Kapuze (32. 11), die sonst in den angelsächsischen Bildwerken nicht vorkommt,

Fig. 32.

1. Gebiss (Eisen). 2. Sporn (Bronze). 3. Holzschild mit eisernem Beschläge. 4. 9. Aexte (Eisen). 5. Bügel (Eisen mit Metalleinlage). 6. Königin Algyfe. 7. 14. 19. Eisenschwerter (19 Knopf und Parierstange von Walrosszahn). 8. Sporn (Messing mit Eiseneinlage). 10. König Kanut. 11—13 Hirten. 15. 17. Krieger in völligen Schuppenpanzern. 16. Pfeilspize (Eisen). 18. Lanzenklinge (Eisen). 20. 21. Könige. (7—9. 14. 16. 18. 19 nach Worsaae, Nordiske Oldsager; 6. 10—13. 15. 17. 20. 21 nach F. Strutt, Angleterre ancienne).

oder bedeckten sich mit einem spizkegeligen Hute, der schirmlos und dem Anscheine nach aus Stroh geflochten war (32.13). Armbänder aus massivem Golde wurden von allen vornehmen Dänen getragen und selbst mit ihnen begraben. Vor ihrer Ankunft in England sezten sie grossen Stolz auf langes Haar, auf das sie viele Sorgfalt verwendeten; auf britischem Boden aber fingen sie an einer Mode zu folgen, die aus dem Frankenreich herüberkam, und das Haar bis in die Höhe des Kinnes zu stuzen oder halblang zu tragen; das Kinn aber beliessen sie bärtig.

Von der Tracht der angelsächsischen Weiber sind die Spuren noch dürftiger, doch lassen diese kaum einen Zweifel übrig, dass sie der allgemeinen Frauentracht im Norden Europas ähnlich war. Die Malereien zeigen ein Unterkleid oder Hemd mit langen engen Aermeln (32.6), ein schleppendes, doch ungegürtetes Oberkleid mit sehr weiten Aermeln, einen über beide Schultern gelegten und mit Quastenschnüren festgehaltenen Mantel, ein über den Kopf gelegtes Tuch, das zugleich Hals und Schultern bedeckt, und geschlossene Knöchelschule nach der Form des Fusses. Weiber aus dem Volke liessen sich nach allgemeinem Brauch an dem Hemde als Hauskleid genügen. Vornehme Frauen schmückten sich an Hals, Arm und Fuss mit Ringen, Spangen und Ketten von edlem Metalle.

Eine Buchmalerei überliefert uns das Abbild einiger angeldänischer Krieger (32.15.17); diese sind alle gleichmässig von Kopf bis zu Fuss in Panzer aus kleinen Schuppen gekleidet; der Rüstrock deckt mit einer Kapuze Kopf, Hals und Kinn bis zum Mund, und steigt bis zur Kniescheibe herab; seine Aermel beschirmen zugleich die Hände teils nur bis in die halbe Handwurzel, teils aussenher bis zu den Fingerspizen. Die Hosen gehen völlig über die Füsse und endigen mit schlanken Spizen. Die Schuppen bestanden sicherlich aus Hornplättchen, denn in den Liedern werden Rüstungen dieser Art als »hurnin« bezeichnet[1]. Wir finden solche Schuppenrüstungen schon auf der Trajanssäule unter den Völkern des nordöstlichen Europa, bei den Quaden und Sarmaten; die Geschichtschreiber bemerken ausdrücklich[2], dass die Schuppen von Horn gewesen, die Helme aber von Rindsleder[3]. Möglich, dass die Helme, welche die Angeldänen auf unserem Bilde tragen, gleichfalls aus solchem Stoffe hergestellt zu denken sind. Die Glocke ist hochgewölbt und mit Nasenberge versehen; strahlenförmig vom Wirbel herab wird sie mit Spangen bedeckt, die wol aus Eisen bestanden. Die Schwerter haben sehr lange Klingen, scharfe Spize, gerades Stichblatt und runden Knauf. Die Scheiden sind mit den Tragriemen schräg umwickelt, wie dies im 11. Jahrhundert vielfach üblich war. Die Lanzenklinge ist rautenförmig. In der Edda findet sich eine Stelle[4], die von der Tracht der Dänen spricht; diese lautet: »Waldar den Dänen und Jarisleif führten sie vor mich, fürsten-

---

[1] Künec Ruothar, 4137, 4266; Ruodlieb, 1, 95, 16; Biterolf 2191. [2] Ammian 17, 12, 2; Pausanias 1, 21, 7. [3] Strabo 8, 3. [4] Das andere Gudrunlied 19.

gleich. Rote Waffenröcke trugen des Langbärtigen Recken, hohe Helme und helle Brünnen, breite Schwerter, die Braungelockten.

Obschon das irische Kostüm nicht in den Bereich unserer Aufgabe fällt, wollen wir uns doch nicht von den britischen Inseln entfernen, ohne ihm einen kurzen Blick gewidmet zu haben. Die Iren übten in der Zeit nach der Völkerwanderung einen grossen Einfluss auf die Gesittung Westeuropas aus; hatten auch weder die römischen Legionen noch die Angelsachsen den Weg nach Irland über die Meeresflut gefunden, die irischen Priester fanden ihn im 4. Jahrhundert nach Britannien herüber und waren am Ende des 5. bereits die geistigen Herren dortselbst; dann kamen sie nach dem Festlande und sogar nach Rom; sie trozten den verwilderten Merowingern und predigten am Rhein und Bodensee den Alamannen, Baiern und östlichen Franken; sie waren in ganz Westeuropa zu finden und mit Verwunderung sammelte sich hier das Volk um die fremden Männer, die seltsame Reden haltend dastanden in langen Röcken mit Kapuze, mit bemalten Augenlidern[1] und geschorenem Vorderkopfe, einen Hirtenstab in der Hand und eine Ledertasche an der Seite, die mit Reliquien und einem Buche angefüllt war[2]. Für den Künstler, der sich mit der deutschen Geschichte jener Zeit beschäftigt, muss deshalb ein Wink über die kostümliche Erscheinung dieser Leute willkommen sein. Zu jener geschichtlichen Beschreibung gesellt sich eine Abbildung (Taf. 2. 7), die dem 7. Jahrhundert angehört; sie ist uns durch eine Evangelienhandschrift überliefert worden, und wir müssen sie, wie roh dieselbe auch ist, bei der grossen Seltenheit von kostümlichen Darstellungen der Iren als ein wahres Kleinod betrachten. Der Ire erscheint hier, gleich einer Puppe eingeschlossen, in seinem volkstümlichen Mantel; dieser Umhang ist ein Flickwerk aus kleinen Stücken Tuches von verschiedener Art und Farbe, die in bestimmten Mustern zusammengenäht sind[3]. Der Mantel deckt den Mann bis in die halben Waden herab und lässt nur den unteren Teil der ebenso buntgewürfelten Hosen und die geschlossenen Knöchelschuhe von grüner Farbe blicken. Das Haar ist in der Höhe des Mundes gerade abgeschnitten und mitten über der Stirne gescheitelt; ein kümmerlicher Bart umrahmt Kinn und Wangen, aber die Oberlippe ist haarlos. Da die Iren von fremden Eindringlingen verschont blieben, behielten sie ihre heimischen Kleider noch Jahrhunderte lang, nachdem England die Tracht seiner Eroberer angenommen hatte. Im 12. Jahrhundert berichtet Giraldus Cambrensis, dass die Iren dünne wollene Kleider trugen, die gewöhnlich von schwarzer Farbe waren, weil die irischen Schafe meist schwarze Wolle erzeugten, dazu einfache mit Kapuzen versehene Mäntel, die aus bunten Lappen zusammengenäht, sowie Hosen und Strümpfe aus Einem Stücke, die ebenmässig bunt gefärbt waren. Indes gab es noch im 16. Jahrhundert irische Häuptlinge, die keine Hosen trugen, und dies nicht immer aus Armut. Hooker, der Uebersezer des Giraldus, der in dieser Zeit lebte, berichtet ferner, dass die Iren ihr Haar manchmal rundeten aber niemals kämmten; aus diesem Grunde verfilzte sich das Haar dergestalt, dass es als Hut dienen und den Kopf selbst vor der Wirkung eines starken Schlages sichern konnte. »Diese Frisur nennen sie ‚gliba‘, berichtet er, und sie haben eine grosse Freude daran.«

---

[1] Da die irischen Klöster, wie schon bemerkt (S. 21 Note), nach dem Vorbilde der ägyptischen eingerichtet waren, auch die Einwanderung ägyptischer Mönche sich nachweisen lässt, so ist die Vermutung kaum abzuweisen, dass das Bemalen der Gesichter, namentlich der Augenlider, durch den ägyptischen Brauch eingeführt wurde, ferner aber auch, dass der Stil und die Maltechnik der Iren überhaupt durch dasselbe Vorbild beeinflusst wurden.

[2] Möglich, dass der Ausdruck: „ein wunderlicher Heiliger“ bis auf jene irischen Reiseprediger zurückzuführen wäre.

[3] Es darf nicht übersehen werden, dass unsere Figur als Ornament behandelt ist und die Anordnung der einzelnen Lappen in Wahrheit schwerlich so geometrisch war, wie hier angegeben.

Initiale vom 11. Jahrhundert; nach einer Handschrift aus dem spanischen Kloster Silos in der Diöcese Burgos. Die festländischen Mönche griffen die fremde Kunst, die von den irischen und angelsächsischen Glaubenspredigern eingeführt worden war (siehe darüber die Erläuterung zur Initiale S. 3), mit Begier auf und wandten namentlich den aus Tieren zusammengesezten Buchstaben ihre Neigung zu. Die alten Verbindungen von Winkeln, Spiralen und Riemen sowie die einrahmenden punktierten (roten) Linien verschwanden immer mehr; dafür traten nun vorwiegend Fische und Vögel auf. Die frühesten Zeugnisse dieser Art gehören dem 7. Jahrhundert an (siehe die langobardische Initiale S. 73).

2. Die Normannen.

(Franko- und Anglonormannen.)

in Mischvolk aus Dänen, Goten, Schweden und Norwegern, das wir unter dem Namen »Normannen« zusammenzufassen pflegen, suchte von alters her seine Ernte, die ihm der sandige oder steinige Heimatboden versagte, auf dem Meere. Es waren raubtierstarke Menschen, welche die Welt als herrenloses Strandgut betrachteten. Wie alle Germanen folgten sie dem Zuge nach Westen, dorthin, »wo die Sonne zu Golde geht«, gleichsam als müsste in der Gegend des Sonnenunterganges der geheimnisvolle Schaz zu erschürfen sein, den man das Glück nennt. Immer näher suchten sie dem schimmernden Abendgolde zu kommen, bis sie an den Küsten jenes ausgedehnten Erdstriches landeten, der heute den Namen Amerika trägt, den sie selbst aber »Winland« hiessen, denn sie fanden dort den Weinstock vor. Die Eingeborenen waren Eskimos; sie stellten sich dem fremden Volke feindlich entgegen; ihre Speere führten an einem Ende eine Spize, am andern eine Art von Kugel aus dem aufgeblasenen Schlunde eines Seehundes oder Fisches. Gegen die feindlichen Wurflanzen und Pfeile aber schüzten sich die Normannen durch Schilddächer, die sie auf ihren Schiffen anbrachten. Nachdem das Vertrauen hergestellt war, erfuhren sie, dass schon vor langen, langen Jahren andere weisse Menschen über das grosse Wasser gekommen wären und sich weiter im Süden, jenseits der Chesapeakbai, angesiedelt hätten; es seien Leute, die in langen weissen Kleidern einhergingen, und Stangen, an denen weisse Tücher hingen, vor sich hertrügen, wobei sie ihre Stimmen zu lauten Rufen erhöben. Es waren dies christliche Iren, blonde blauäugige Menschen, die ursprünglich gleichfalls von Norwegen her zuerst nach Irland, von dort aus sodann in das »Land des ewigen Frühlings« gekommen waren; hier sahen die Eingeborenen sie in kirchlichen Prozessionen singend und mit wehenden Fahnen einherziehen.

Doch nicht bloss dem »Wege der Sonne« gegen Westen, auch dem »Wege der Schwäne« gegen Süden folgten die Normannen; sie drangen in grossen Schwärmen durch die Mündungen der Flüsse tief in die Länder hinein, Städte und Dörfer ausraubend und niederbrennend, die Menschen aber in die Sklaverei schleppend, auf der Elbe bis Hamburg, auf dem Rheine bis Köln und Bonn, auf der Seine bis Paris, auf der Loire bis Orleans, auf der Garonne bis Toulouse, auf dem Tajo bis Lissabon, auf dem Guadalquivir bis Sevilla; und auf dem Mittelmeere suchten sie alle Küsten heim bis Byzanz

hinauf. Als Karl der Grosse ihre schnellen langen Schiffe, die »Meeresrappen«, in kurzer Entfernung vorüberkreuzen sah, kamen ihm Thränen in die Augen und er prophezeite seinen Nachfolgern schweres Unheil von diesen Raubgeschwadern. Selbst zu Lande schleppten die Normannen ihre leichten Fahrzeuge auf Schultern und Wagen fort und brandschazten so auch die Länder zwischen den Strömen. Kühn und hellen Verstandes waren sie fähig, die Lust und das Grauen der Welt zu geniessen: Wein und Blut und nackte Leiber; auch Glanz und Macht wussten sie zu schäzen und gleich den Konquistadoren des 16. Jahrhunderts verübten sie mit Ehren ihre Frevelthaten. Sie griffen nach Thronen und Kronen; im Jahre 911 erlangte ihr Herzog Rollo von Karl dem Einfältigen, dem Könige von Frankreich, einen Landstrich im nordwestlichen Frankreich, die später nach seinen Leuten benannte Normandie. Von hier aus eroberten die Normannen Unteritalien; Sicilien mit Palermo fiel in ihre Hand. Ueberall, wohin sie kamen, nahmen sie, die Sieger, mit einer Leichtigkeit ohnegleichen Sitten und Geschmack der Besiegten an. Auf Sicilien kleideten sie sich in den weiten gelben Kaftan der Araber und ihre Weiber hüllten sich in den morgenländischen Schleier. Während die Dänen Seeräuber blieben und die Angelsachsen auf britannischem Boden zu einem trägen, unkriegerischen Volke herabsanken, machten sich die Normannen berühmt durch ihre Kriegskunst und Ehrliebe, durch Förderung der Litteratur, durch Sauberkeit und gefälliges Benehmen, durch Pracht und Schicklichkeit in der Kleidung.

Von der Tracht, welche die Normannen damals trugen, als sie raubend die Meere durchschwärmten und sich in Frankreich ansiedelten, liegen weder schriftliche noch abbildliche Zeugnisse vor. Ihr Handwerk forderte Matrosenkleidung. Die Gewandstücke aus den jütischen Mooren und Totenbäumen (33.1.5—7) weichen nicht wesentlich von der Schiffertracht ab, die heutzutage noch auf Island üblich ist; es stände somit der Annahme nichts entgegen, dass die Normannen jener Frühzeit in einer ähnlichen Gewandung einhergegangen seien. Indes wird in nordgermanischen Liedern mehrfach erwähnt[1], dass man in harten Wintern, sowie auf See- und Kriegsfahrten sich der Bruchen von dickem Loden bedient habe; diese mochten für das Seeräuberhandwerk tauglicher gewesen sein, als lange Hosen mit angesezten Strümpfen. Doch Raub und Strandrecht brachten sicherlich schon frühe eine gewisse Abwechslung in die Kleidung. In Kisten und Ballen fanden sich fremde Prunkgewänder oder Stoffe zu solchen. Das Meer spülte ganze und zerfezte Kleidungsstücke ans Ufer und die Schiffbrüchigen mussten hergeben, was ihren Plünderern begehrlich schien[2].

Für die Tracht jedoch, deren sich die Normannen bei ihrem

---

[1] Vigastyrs 8, 12. Ragnar Lodbroks 3, 2.

[2] Sind doch selbst die Bezeichnungen „Robe“ und „Plunder“ aus den Worten „Raub“ und „Plünderung“ entstanden; die kostbaren Kleiderstoffe und ebenso die daraus verfertigten Kleider wurden kurzweg „Raub“ genannt. Ein Nachhall solcher Umdeutung klingt heute noch aus den englischen Worten robe = Staatskleid, rob = rauben, robber = Räuber und plunder = Beute.

Aufenthalte in Frankreich bedienten, überliefert uns der sogenannte »Teppich von Bayeux« ein vollwertiges Zeugnis. Dieser Teppich ist ein 212 Fuss langes Gewebe aus farbigem Garn, das der Sage nach von Mathilde, dem Weibe Wilhelms des Eroberers, selbst verfertigt wurde, jedenfalls aber ihrer Zeit angehört. Die Darstellungen sind zwar ungemein roh, machen aber in ihrer Unbehilflichkeit den Eindruck der Treue; doch fehlen die weiblichen Figuren; die Männer treten hier teils in alltäglicher, teils in kriegerischer Kleidung auf.

Das Stück, das uns an der gewöhnlichen Tracht am stärksten in die Augen fällt, ist eine ziemlich weite Bruche, die dicht unter der Kniescheibe aufhört und hier offen ist (33. 1, 6); sie gleicht völlig den Hosen, die noch jezt von den bretonischen Bauern getragen werden; untenher ist sie bordiert und scheint bei Leuten, die viel zu Pferde sassen, auch zwischen den Beinen mit festerem Stoffe besezt gewesen zu sein (33. 19), wie dies bei unsern Reiterhosen gebräuchlich ist. Die Unterschenkel werden von anschliessenden Langstrümpfen mit Füssen bedeckt, die man damals »hosa« nannte oder wie bei den Franzosen »chausses«. Diese Strümpfe steigen bis unter die Bruche hinauf (33. 1) und selbst bis unter den Rock, falls man keine Bruche trug (33. 7). Zuweilen finden wir über die Strümpfe noch etwas wie Riemwerk gewickelt, doch niemals kreuzweis, sondern stets in wagerechten Windungen (33. 3. 15); auch könnten es eingewebte Streifen sein. Manchmal scheint eine quer in halber Wadenhöhe das Bein umschliessende Borte auf einen kürzeren Strumpf zu deuten (33. 6). Der Rock reicht bis gegen die Kniescheibe herab (33. 7); er hat lange Aermel, einen Brustschliz und liegt um Oberkörper und Arme mit passendem Anschlusse fest. Ein Gurt umgiebt ihn über den Hüften; er ist stets in die Bruche untergesteckt und fällt nur dann frei herab, wenn die Bruche fehlt. Am Halsloche ist er breit mit einer Borte besezt, bei reicherer Ausstattung an allen Säumen. Anstatt des schmalen Ledergurtes bemerkt man ab und zu eine breitere Binde oder Schärpe. Die Schuhe sizen knapp an den Füssen, sind geschlossen und reichen bis an die Knöchel. Der Mantel ist rechteckig und klein, ähnlich wie er schon in altgallischen Zeiten gewesen, manchmal untenher bordiert und stets auf der rechten Schulter mit einem Knopfe geschlossen (33. 19). Seltsam, doch ebenfalls von hohem Alter ist die Frisur; sie wird in dieser Weise schon von Sidonius Apollinaris im 5. Jahrhundert bei den merowingischen Franken beschrieben. Der Hinterkopf ist nämlich glatt und blank rasiert und das Haar auf dem Oberkopfe nach vorn in die Stirne gestrichen; Bart und Schnurrbart fehlen gänzlich, sodass diese lebensfrohen Leute mit ihrem glatten Gesicht und tonsuriertem Hinterkopfe eher Mönchen ähnlich gesehen haben müssen, als Kriegern. Da die Normannen, die in der alten Heimat geblieben waren, geschorenes Haar für ein Schandmal hielten und den Bart für die Blume der Männlichkeit — denn zur Zeit, als Herzog Wilhelm nach England hinübersegelte, waren in Norwegen unter Olaf dem Heiligen sehr lange Bärte gebräuchlich — so

muss man annehmen, dass die Normannen diese Frisur erst in Frankreich angenommen haben. Aber selbst die alteingesessenen Bretonen trugen ihr Haar lang und fliessend; sie fanden das verschnittene Haar gegen den Anstand und verglichen die Normannen mit »Aehren ohne Bart« und nannten sie »Glazköpfe«. Nur die unfreien Leute unter den Normannen erschienen mit Nackenhaar, das bis zur Höhe des Kinnes verschnitten war. Bei den germanischen Völkern war in allem, was die Frisur anbelangt, ursprünglich gerade das Gegenteil der Fall, und so lässt sich der Verdacht nicht zurückweisen, dass die Frisur, wie Sidonius sie bei den ältesten Franken schildert, von Haus aus keine germanische gewesen sei. Im 5. Jahrhundert hatte sich an der Mündung der Loire eine Sachsenschar festgesezt, die ihr Haar »nach britannischer Weise« auf dem Vorderkopfe wegrasierte, aber hinterwärts lang beliess. Man nannte diese Frisur später »provençalisch«; sie wurde unter der Regierung des zweiten Robert für einige Jahre allgemeine Modefrisur unter den feudalen Herren. Obgleich der König von Natur aus nicht eitel war, frisierte er sich dennoch so, ohne Zweifel, um seiner Frau zu gefallen, welche die Hosen anhatte. Die echten Franzosen nahmen jedoch Anstoss daran und ihr Widerwille gegen diese »fremde« Frisur liess sie unter der folgenden Regierung gerade das Gegenteil thun und die seltsame Frisur der merowingischen Franken wieder erneuern, die sich denn auch noch auf dem Bayeuxer Teppiche wiederfindet[1]. Die meisten Leute auf diesem Gobelin, ob Krieger, Matrosen oder Knechte, und ebenmässig auch die Edelleute im Hof- oder Reisekleide, tragen das Haupt mit einer Müze bedeckt (33. 2—4. 19), welche die Form einer Rundkappe oder Calotte und das Aussehen von starkem Tuch oder Filz hat.

In einer völlig abweichenden Tracht, die ebenso lang ist, wie die beschriebene kurz, findet sich auf dem Teppiche der Herzog Wilhelm dargestellt (33. 4). Dies ist die vornehme Männertracht, die mit dem Herannahen des Jahres 1100 in Frankreich Mode wurde. Der Trachtenwechsel fällt mit dem Siege des Papsttums über die weltliche Macht zusammen; man könnte deshalb versucht sein, ihn durch kirchlichen Einfluss zu erklären. Doch ist eher das Gegenteil der Fall gewesen; die Kirche verwarf die langen Gewänder als ein Zeichen sittlichen Verfalles, und thatsächlich tauchten sie auch zuerst in der Umgebung von Fürsten auf, die dem Luxus und der Ausschweifung zugethan waren[2]. Ja, geradezu als Hauptschuldiger wird der Herzog Robert von der Normandie genannt. Wie der Chronist Orderich Vitalis berichtet, gab dieser es zuerst zu, dass die jungen Leute

[1] J. Guicherat, Histoire du costume en France S. 142. [2] Ebendort S. 146 ff.

Fig. 33. 1. 6. 7. Männer in gewöhnlicher Tracht und mit rasiertem Hinterkopfe. 2—4. Herzog Wilhelm von der Normandie mit Leibwache. 5. Frau in gewöhnlicher Tracht. 8. 9. Schilde mit Bemalung (Schildereien). 10. 11. Schilde von aussen und innen. 12. Angonklinge. 13. 14. Herzog Wilhelm und sein Bannerträger Tonstain (Taillefer) in der Schlacht bei Hastings. 15. Krieger im Panzerrocke mit verschieden gefärbten Schuppen (Jazeran). 16. Krieger mit Rüststrümpfen und Haubert in verschiedener Verstärkung teils mit Ringen, teils mit Gitterwerk und Nagelköpfen. 17. Speerklinge mit Wimpel (Gaufanon). 18. Lanzenreiter im beringten Haubert. 19. Vornehmer Herr. (1—4. 6—19. nach dem Teppiche von Bayeux, 11. Jahrhundert; 5. nach einer lateinischen Handschrift, 10. Jahrhundert.)

Fig. 33.

in seiner Gesellschaft sich eine frauenhafte Tracht beilegten, den sonst rasierten Nacken mit Frisuren beluden und ihren Körper in Röcke hüllten, die den Fussboden kehrten. Es gilt für sicher, dass die Normannen diese Tracht aus Sicilien heimbrachten, wo sie ihre alten Landsleute besuchten; diese selbst hatten sie von den Griechen und Sarazenen angenommen, mit denen sie zusammen lebten. Lange, bevor diese langen Röcke im Norden erschienen, herrschten sie im arabischen und christlichen Spanien bis zur Gascogne; ihr orientalischer Ursprung steht ausser Zweifel, wie sie denn auch durchweg als »Berbertracht« bezeichnet wurden.

Das untere Kleid oder Hemd sah aus wie ein Priesterrock; es war eng und faltig eingenäht oder eingebügelt; vom Rocke bedeckt liess es sich mit seinen langen anschliessenden Aermeln nur am Handgelenke blicken und eine Handbreit unterm Oberkleide, das nahezu bis auf die Füsse reichte (33. 4). Der obere Rock legte sich, obgleich er mehr Stoff hatte, als nötig, nicht in Längsfalten; mit Hilfe des Bügeleisens liess man ihn concentrische Kreise bilden und zwar an Knieen, Ellbogen, Schultern und Brust, sowie um die Hüften her. Die Aermel erweiterte man anfangs trichterförmig nach unten hin; später aber machte man sie umgekehrt am Handgelenke enge und gegen das Armloch hinauf weit[1]. Unter dem Gürtel heraufgeschürzt verdeckte der Rock denselben völlig. Die ungemein rohe Darstellung auf dem Teppiche lässt von diesen Einzelheiten nichts erkennen, als die grosse Länge; sie fallen aber an andern Bildwerken aus gleicher Zeit deutlich ins Auge; diesen zufolge muss überdies am oberen wie unteren Kleide eine Einrichtung nach Art unserer heutigen Zugschnüre bestanden haben, denn beide Gewänder zeigen sich manchmal hinten in die Höhe genommen, ohne dass sie dort mit der Hand gefasst würden. Es liesse sich diese Vorsichtsmassregel aus der schlechten Beschaffenheit der damaligen Wege erklären, für welche schleppende Gewänder rechte Kehrbesen gewesen wären. Um zu Pferde sizen zu können, beliebte man das Unterkleid hinten und vorn in ganzer Schenkellänge aufgeschnitten; das Oberkleid aber zog man in die Höhe, so dass man die beiden Flügel des Unterkleides um die Beine hängen sah. Das gab kein schlechtes Aussehen, wenn sie beim Reiten in flatternde Bewegung kamen, war aber nicht ungefährlich, wenn man die Bügel verlor, weshalb denn auch nicht alle Ritter diese Mode mitmachten. Der Mantel, der zu diesen Kleidern gehörte, war ebenfalls länger, als der altgewohnte, und halbrund im Zuschnitte. Herzog Wilhelm zeigt ihn auf dem Teppiche noch auf der rechten Schulter verknöpft, wie es seither immer Brauch gewesen war. Doch wurde er um diese Zeit vielfach auf der linken Schulter geschlossen, so dass der rechte Arm, der doch vorzugsweise zum Handeln bestimmt ist, sich unablässig gegen den Flügel abmühen musste, der ihn belastete.

[1] Zwei Gewänder dieser Art mit trichterförmig nach obenhin erweiterten Aermeln befinden sich unter dem Ornate der deutschen Kaiser in der Schazkammer zu Wien; sie weisen in dem unteren Bortenbesaz eine lateinische und arabische Inschrift auf, aus der zu ersehen ist, dass sie im 12. Jahrhundert zu Palermo in sarazenischen Werkstätten angefertigt wurden. Schnitt und Abbildung derselben sind im 4. Buche dieses Werkes, das von den Kleinodien des deutschen Reiches handelt, wiedergegeben.

Soweit etwa können wir uns die männliche Normannentracht des 11. Jahrhunderts aus den Abbildungen zurecht legen; sie lässt sich durch einige schriftliche Ueberlieferungen ergänzen. Hier ist von Randbesäzen, Langstreifen und Rundscheiben als Zierbesaz die Rede, wie man solchen schon in römischer Zeit verwendete; ferner werden Fransen am Mantel erwähnt, sowie goldene Behänge am unteren Saume der kurzen Röcke, die beständig um die Kniee baumelten. Der fromme König Robert hatte die Gewohnheit, bei hohen Festen Bettelleute einzuladen, aber nicht an seinen Tisch, sondern unter denselben; dort lauerten nun diese wie Hunde auf die Brocken die ihnen von den Tischgenossen vergönnt wurden. Einer dieser seltsamen Kostgänger bemerkte einmal einen solchen Hängeschmuck, »den wir in unserer Volkssprache lablel nennen«, wie der Chronist Helgaud hinzufügt. Das Geschmeide muss von schönem Umfange gewesen sein, denn das Gold daran wog ein halbes Pfund. Der Kerl schnitt es behutsam mit seinem Messer ab und verbarg es im Busen seines Kittels. Der König hatte den Vorgang wohl bemerkt, that aber nicht dergleichen, ja, er fand es nicht einmal strafbar, dass ein armer Teufel ihn von seinem Ueberflusse befreit habe. — Die Schuhe nahmen seit den lezten Jahren des 10. Jahrhunderts eine schnabelförmig gekrümmte Spize an; man liebte sie mit Wachs glänzend gemacht und über dem Riste her mit Stickereien geschmückt. Die Strümpfe befestigte man mit kostbaren Kniebändern, deren Endstücke man frei herabfallen liess. Jedes Band konnte von anderer Farbe sein, aber sein Träger musste ein nachweisbares Recht auf diese Doppelfarbe besizen. Daneben gab es noch zahlreiche Leute, die ihre langen Schuhriemen über die Strümpfe wickelten.

Ueber die Kleidung der normannischen Weiber in dem Zeitraume der Meereswanderungen fehlt es an jeglichem Aufschluss; das ganze erste christliche Jahrtausend scheint uns kein Zeugnis über die Form der weiblichen Tracht in den skandinavischen Gebieten hinterlassen zu haben; das einzige, das wir bis jezt besizen, ist vorchristlich, und besteht in jenem Anzuge, den uns, wie wir oben (S. 13, Fig. 3. 2) beschrieben haben, ein Grab bei Aarhus wieder herausgegeben hat, und der in einem faltigen, bis auf die Füsse gehenden Rocke besteht, der um die Hüften zweimal mit einem langen Gürtel umwunden ist, ferner in einer kurzen Jacke mit Halbärmeln und einem doppelten Haarneze. Selbst die normannische Weibertracht auf französischem Boden dürfte für das 10. und 11. Jahrhundert in keinem zuverlässigen Zeugnis vorhanden sein. Wir werden indes kaum fehlgreifen, wenn wir die zeitgenössische französische Frauentracht überhaupt auch für die Normanninnen voraussezen. Der untere Rock oder das Hemd stieg dort bis auf die Füsse herab (33. 5) und hatte lange enge Aermel. Das Oberkleid war ebenso lang und dergestalt geschnitten, dass es an den Seiten einige tiefe Falten machte, während es obenher bis über die Hüften herab ziemlich passend anlag. Die seitlichen Falten wurden wol durch eingesezte Zwickel erzeugt. Die Aermel waren nicht ganz so lang wie der Arm, aber ziemlich weit. Gegen 1050 wurde man der weiten Halbärmel, die noch aus den Karolingerzeiten stammten (vergl. Taf. 1. 13. 14), überdrüssig, und ersezte sie durch völlige Aermel; diese waren eng bis in den halben Vorderarm, öffneten sich aber vor dem Handgelenke plözlich mit einer grossen Mündung, so dass hier die Unterärmel mit breiten Borten in Goldstickerei oder die breiten Spangen, mit denen das Handgelenk umgeben war, ins Auge fielen. Auch die übrigen Säume der Kleider waren mitunter breit mit Goldfäden ausgestickt. Allgemach verkürzte man das Oberkleid bis in die

halben Unterschenkel; die Aermel beliess man lang und gab ihnen neben der plözlichen eine allmählich sich öffnende Trichterform. Die Spur dieses Kleides führt, wie dies bei dem langen männlichen Rocke der Fall, in das orientalische Trachtengebiet und gleichfalls zunächst nach Sicilien. Auf dem Futterstoffe des deutschen Kaisermantels, der aus palermitanischen Werkstätten stammt, wiederholt sich mit seltsamen Baumornamenten wechselnd eine Frauenfigur in ganz der gleichen Gewandung, von welcher hier die Rede ist (Taf. 2. 16), und wie wir sie auch bei der Kaiserin Kunigunde in der Bibel Heinrichs II. zu Bamberg wiederfinden (Taf. 2. 12). Der Brauch, den Mantel über den Kopf zu nehmen, erlosch; man trug den Mantel jezt mitten vor der Brust mit einer grossen Scheibennadel befestigt. Der Kopf hörte trozdem nicht auf bedeckt zu sein, aber man wählte hinfort einen leichteren Stoff, den man um Kopf, Hals und obere Schultern hüllte, dergestalt, dass er mit einem seiner Endstücke über die linke Schulter herabfiel. Das Kopftuch wurde in der Volkssprache »Wimpel« (wimple oder guimble) genannt, in dem damaligen Latein aber »theristrium«. Dies Tuch mit lateinischer Bezeichnung wird von Isidor von Sevilla als ein Linnenstück erklärt, das bei den Weibern in Arabien und Mesopotamien nur die Augen sehen liess. Wir finden den Schleier als morgenländischen Kopfpuz auf dem genannten kaiserlichen Mantelfutter (Taf. 2. 16), ja in sonstigen Abbildungen sogar nach Art eines Turbans umgewunden. (S. zweites Buch, 11. Jahrhundert.)

Eine besondere Tracht, die den Anführer von der übrigen Mannschaft unterschieden hätte, scheint es während der Meeresfahrten nicht gegeben zu haben. Die Häuptlinge führten wohl bessere Waffen und reichere Kleider; ihr Merkzeichen, mit dem sie die Mannschaften um sich versammelten und lenkten, war jedoch das Banner. Und so glich auch der französische Ritter noch im 10. Jahrhundert äusserlich den freien Leuten, aus denen das karolingische Heer bestanden hatte; er schüzte den Körper mit dem Haubert oder der Brünne, welche Stücke er jedoch öfter unter den Kleidern verbarg, und umwickelte die Unterschenkel mit den langen altväterlichen Schuhriemen. Den Kopf deckte er mit einem Helme, für den es noch keine feststehende Form gab, denn derselbe kam rund und spiz, sowie mit und ohne Kamm vor. Ein breites kurzes Schwert, das in den Liedern »branc« genannt wird, hing ihm an der linken Seite oder auch vor dem Unterleibe am Wehrgehänge, auf der andern Seite ein Dolch an einem eigenen Riemen, der ihn am Gürtel festhielt. Am linken Arme trug er einen kreisrunden stark vorspringenden Schild mit einem Buckel in der Mitte, der in eine Spize auslief, und in der rechten Hand eine Lanze mit kurzem Eisen, die unterhalb der Klinge mit einem Stoffwimpel, dem »ganfanon« geschmückt war, um sich damit seiner Mannschaft erkennbar zu machen. Lanze und Helm, das Schwert in seiner besondern Form, Wehrgehäng und Sporen, sowie der Reichtum seiner Kleider zeichneten den Ritter vor den Leuten niederen Ranges aus. Mit dem Aufkommen der Kapetinger aber nahm die ritterliche Tracht einen besonderen Charakter an, wie wir ihn auf dem Bayeuxer Teppiche wiederfinden.

Der Ritter trägt hier einen Panzerrock (33. 13, 16), der unten bis an die Kniescheibe reicht, an den Armen bis zu den Ellbogen, Kopf aber und Hals mit einer anliegenden Kapuze umschliesst. Kapuze und Rock sind aus Einem Stücke hergestellt, wie wir annehmen müssen, von Leder oder verdoppelter Leinwand und völlig mit eisernen Ringen dicht besezt, so dass Ring an Ring stösst, oder mit einem Gitter von Lederstreifen verstärkt, und in jedem Vierecke zwischen dem Gitter

überdies noch mit einem Nagelkopfe (33. 16); so wenigstens möchte sich die Darstellung bei dem stark verblassten Zustande des Teppiches erklären lassen. Um den Schenkeln beim Siz zu Pferde den nötigen Raum zu verschaffen, ist der Panzerrock unten, und zwar vorn und hinten, ein Stück weit aufgeschnitten, so dass es aussieht, als ob der Rock unten in kurze Hosen übergehe, wie solche ja als Alltagstracht üblich waren. Diese Einrichtung wäre nicht unmöglich, denn auch so geformt liesse sich der Panzer immer noch anlegen; es befindet sich nämlich an einigen Röcken auf der Brust eine grosse viereckige Oeffnung, die mit einem Laze zugedeckt ist; man erkennt den Laz an den farbigen Säumen, mit denen er ringsum oder an beiden Seiten herab verziert ist (33. 14); ebenso verziert in Gelb, Rot und Blau sind die Säume des Rockes an den Aermeln und untenher. Der normannische Name für dieses Panzerkleid war »hauberk« (lat. halbercum), ein Wort, das von »Halsberge«, einem Schuz für den Hals, abgeleitet ist; so nannte man nämlich zuerst die gepanzerte Kapuze allein, die sich dann mit der Zeit über Schultern und Arme herab zu einem völligen Rocke verlängerte; aus Hauberk wurde Haubert. Man unterschied den Haubert wiederum in den kleinen Haubert und den grossen oder weissen; der kleine war eine kapuzenlose Schuppenjacke, die nicht über die Hüften reichte; der grosse hatte eine Kapuze (camail) und ging bis über das Knie. Vorderarm und Unterschenkel blieben von dem Haubert unbedeckt; jener wurde durch ein gestepptes Aermelwams geschüzt, dieser durch einen Strumpf von Filz oder Fell und einen Riemen, den man spiralisch darüber wickelte. Nur an wenigen Figuren des Teppichs sind ausnahmsweise auch Vorderarm und Unterschenkel wie der übrige Körper mit einem beringten Schuze versehen. Neben dem Ring- und Gitterpanzer gab es noch einen Panzerrock anderer Art (33. 15), der weder Aermel noch Kapuze hatte, auch unten zwischen den Knieen nicht geschlizt war; seine Verstärkung bestand in Schuppen von Eisen oder verschieden gefärbtem Leder, die unten rundlich oder viereckig und so auf dem Futterrock befestigt waren, dass sie wie Dachziegeln übereinander griffen; solche Panzer nannte man »jazerans«.

Ueber der Kapuze des Haubert tragen die meisten Krieger des Gobelins einen kegeligen oder halbeiförmigen Helm mit Nasenblatt, ab und zu auch mit Nackenschuz, aber niemals mit einem Kamme. Der Farbe nach zu schliessen wurde der Helm nicht selten hälftig aus Eisen und Bronze hergestellt. Manche Krieger haben den Kragen ihres Haubert, der sich vorn in einen Zipfel verlängert, über das Kinn hinaufgezogen und an der Nasenberge befestigt. Rückwärts am unteren Helmrande sind zuweilen zwei Anhängsel zu bemerken, die wie befranste Endstücke eines Bandes aussehen (33. 16); sie scheinen von der Bindeschnur herzurühren, mit welcher man die auseinanderlegbare Kapuze des Haubert auf dem Kopfe zusammenband. Auch im Nacken zeigt sich manchmal ein solcher Zipfel.

Die Schilde der Normannen sehen unsern Papierdrachen ähnlich

(33. 8—11); sie waren gegen anderthalb Meter hoch, einen halben breit und leicht gebogen. Die Normannen sollen sie den sicilianischen Schilden nachgebildet haben. Soweit es sich aus Schriften und Bildern erkennen lässt, war der Schild inwendig gepolstert und in der oberen Hälfte mit einer Handhabe aus Lederriemen ausgestattet, die im Kreuz oder im Vierecke liegend mit Schrauben festgeheftet waren, so dass man den Schild sowol senkrecht als wagerecht gebrauchen konnte. Mit den Schrauben waren zugleich die Enden eines langen Riemens untergefasst, mit dem man den Schild unterwegs um den Hals und über den Rücken hängen konnte (33. 11). Aussen war der Schild mit Leder überzogen, am Rande mit Metall beschlagen, in der Mitte mit einem nagelkopfähnlichen Buckel besezt und auf seiner ganzen Grundfläche häufig mit den rohen Bildern von Drachen, Greifen, Schlangen und Löwen oder auch mit Kreuzen, Ringen und sonstigen Ornamenten bemalt. Es war dies ein rein phantastischer Schmuck, aus dem man keinen Beweis machen darf, dass man damals schon Wappen geführt habe.

Auf dem Teppiche ist zu erkennen, dass die Reiter sich sowol der langen Stosslanze als des kürzeren Wurfspiesses bedienten. Die Klinge der Stosslanze ist geformt wie ein Salbeiblatt (33. 18). An den Lanzen Wilhelms und seiner vornehmsten Ritter sieht man unterhalb der Klingentülle kleine gezackte Fähnchen oder Ganfanons (auch Ganfalons) hängen (33. 17). Wenn der Reiter nicht kämpfte, so sezte er die Lanze in den rechten Steigbügel. Die Wurflanze hat eine dreieckige Klinge mit Widerhaken und Knebeln zugleich (33. 12). Das Schwert hängt gewöhnlich an der linken Seite über der Schulter des Reiters. In dem normannischen Heer erblicken wir Bogenschüzen zu Fuss und zu Pferd. Man hegte dort für den Bogen immer eine besondere Vorliebe, während die Sachsen in England ihn vernachlässigten. Der Bogen wurde durch die Normannen für das englische Kriegswesen geradezu entscheidend; die Schlacht bei Hastings kam durch Pfeilschüzen zur Entscheidung und dasselbe geschah in den schwersten Schlachten des hundertjährigen Krieges. Schleuderer waren in beiden Heeren; auch Keulen sehen wir in der Hand des Herzogs (33. 13) und seines Bruders Odo; es scheint aber, dass sie nicht als Waffe, sondern zur Aneiferung von ihnen geführt wurden. Der normannische Sporn ist derselbe wie der sächsische, ein Bügel mit einem kegeligen Dorn auf kurzem Halse. Der Sattel hat einwärts geneigte Vorder- und Hinterpauschen, die schneckenförmig nach aussen gebogen sind (33. 18. 19). Das Hauptbanner, wie es sich auf dem Teppiche abgebildet findet (33. 17), hat fünf Spizen und in der Mitte, blauschwarz auf gelblichem oder sonst einem hellen Grunde, die Figur eines Vogels, der für Odins Rabe gehalten wird. Das Kreuz verdrängte später den Raben.

Bevor wir den Normannen auf englischen Boden hinüberfolgen, wollen wir den berühmten Bildsäulen einen Blick vergönnen, die im Bereiche der französischen Normannenheimat die Kathedralen von Corbeil und Chartres schmücken.

Die Steinbilder (34. 1—6) tragen in ihrer fast säulenartigen Starrheit und dem Gleichlaufe ihrer engen Falten alle Merkmale der byzantinischen Kunst, die im frühen Mittelalter die Lehrmeisterin der abendländischen war; doch kommt diese Nüchternheit und dieser Mangel an Phantasie dem Kostüme zugute, das bis in die kleinsten Einzelheiten wiedergegeben ist. Es liegt eine seltsame Lieblichkeit über diesen Bildern, namentlich über den weiblichen, die uns wie ein Ausdruck von Kindheit anmutet, in welcher damals die westliche Kunst sich befand, und nicht wie kindisches Greisentum, dem die östliche Kunst mehr und mehr verfiel. Man hat angenommen, dass in diesen Steinbildern merowingische Fürstlichkeiten dargestellt seien. Eine Bildsäule der Königin von Saba (34. 2), welche ehemals am Portale der Liebfrauenkirche von Corbeil stand, ist die Ursache dieses Verstosses; dieselbe wurde im vormaligen Museum der französischen Denkmäler unter dem Namen der Königin Clotilde ausgestellt und zwar als eine Arbeit des 10. Jahrhunderts. Die Künstler verliessen sich auf die in dem Führer angegebene Bezeichnung und dieses Versehen hat den heute noch nicht erloschenen Irrtum verschuldet, mit dem man auch die

Fig. 34.

1—6. königliche Personen aus dem 12. Jahrhundert (1. 2. Portalfiguren von der Notre-Dame zu Corbeil, 3—5. von der Cathedrale zu Chartres. Nach Willemin, Monuments inédits.)

übrigen Bildsäulen am Hauptportale der Kathedrale von Chartres, die von gleicher Arbeit sind, mit merowingischen Namen belegte; sie alle aber lassen sich höchstens etwa bis 1150 hinaufrücken.

Dem Brauch entsprechend, die weibliche Bildsäule von Corbeil nach der Königin Clotilde zu nennen, taufte man die zu ihr gehörige männliche (34. 1) auf den Namen Chlodwigs. Und in der That scheint zuallermeist an diesem Bilde das Kostüm den Namen zu rechtfertigen. Die langen fliessenden Gewänder, das wallende Haupthaar mit dem Barte, das reifartige Diadem finden in der merowingischen Geschichte ihre Bestätigung. Der byzantinische Kaiser Anastasius hatte dem Frankenkönige die Würde eines Konsuls und Patriciers verliehen und ihm die damit verbundenen Amtsinsignien überreichen lassen: ein langes purpurnes Untergewand, einen gleichfalls purpurnen Schultermantel und das Diadem[1]. Auch war es keinem Franken gestattet das Haar herabhängend zu tragen, als nur den Mitgliedern des königlichen Hauses, und ebenmässig blieb diesen der Vollbart vorbehalten[2]. Nun finden wir die Tracht an unsrer Bildsäule in völliger Uebereinstimmung mit diesen Angaben. Aber ebenso richtig ist es, dass sie der Tracht entspricht, die im 12. Jahrhundert unter den edlen

[1] Gregor von Tours 2. 38. [2] Agathias 1. Näheres darüber S. 88.

Geschlechtern herrschend war; was seit sechs Jahrhunderten und länger kurz gewesen, war damals lang, die Gewänder wie das Haar; gegen beides führte die Kirche einen hartnäckigen Krieg, weil sie darin ein Zeichen unmännlicher Sitte fand. Dem Langhaare gegenüber nahm sie ihre Zuflucht zu einem Worte des Apostels Paulus an die Korinther: »Lehrt euch die Natur nicht selbst, dass es schimpflich ist für einen Mann, langes Haar zu unterhalten?« und verweigerte sogar den Sündennachlass allen, die dem langen Haarwuchse nicht entsagen wollten. Die Aehnlichkeit zwischen merowingischer und feudaler Frisur erstreckte sich selbst auf jene Schläfenflechte, die wir an dem Bilde Childerichs auf dem bekannten Siegelring (22. 1) und ebenmässig an einer Bildsäule vom Ende des 12. Jahrhunderts bemerken, die sich an dem Portale der Kirche St. Germain des Près zu Paris befindet, woselbst sie den Merowingerkönig Chlotar I. vertritt. Welche Pflege man im 12. Jahrhundert dem Barte angedeihen liess, geht aus dem Brauche hervor, ihn in eine Menge von kleinen Löckchen zu teilen und diese mit Goldfaden zu umwickeln, so dass es schien, als ob der Bart völlig aus Gold gesponnen sei[1]. Die Kirche fand einen nicht üblen Weg, Haar und Bart gemeinsam zu bekämpfen; sie machte nämlich diesen Schmuck den Sträflingen und Verbrechern, wie auch den herumziehenden Leuten und Pilgern zum Geseze, so dass bezüglich der Frisur zwischen diesen wenig geachteten Leuten und den grossen Herren aller Unterschied aufhörte. Aber auch dieses Mittel wollte nichts fruchten; die Mode sprach heilig, was die Kirche verdammte, und blieb im Siege. Im übrigen trug man damals das Haar nur hinterwärts lang, über der Stirne aber sehr kurz geschnitten und mit dem Eisen zu Löckchen gedreht. Um es im Nacken fest zu halten, legte man um den Kopf einen Reif von Goldschmiedearbeit, der mit Perlen und edlen Steinen verziert war und »tressoir« genannt wurde, oder ein einfaches Band, das »chapelet« (Schapel). Der Reif glich etwa dem »stemma« genannten byzantinischen Kronenreife, nur war er nicht ganz so hoch, wie dieser. Der byzantinische Reif begegnet uns auf dem Haupte der nach Chlodwig und seiner Gemahlin benannten Bildsäulen. Das Scepter mit seiner Laubverzierung verrät dagegen die Kunstweise des Abendlandes im 12. Jahrhundert.

Wenn man sich nun auch angesichts dieses Werkes zu der Ansicht bequemen wollte, dass es zwar ein Erzeugnis der feudalen Zeit, aber doch nach dem Muster eines älteren Bildes hergestellt worden sei, so muss auch diese Annahme sich verflüchtigen, sobald wir das dazu gehörige weibliche Standbild mustern; das Gepräge verrät, dass beide Bilder zu einer und derselben Zeit entstanden sind; und hier ist die Tracht jene des 12. Jahrhunderts, genau so, wie sie sich sonst an den weiblichen Figuren der Kathedrale von Chartres wiederholt und zwar mit einer Deutlichkeit, die jede Widerrede ersticken muss.

Das Unterkleid oder Hemd wird vom eigentlichen Rocke verdeckt und ist nur vorn an den Armen sichtbar, sowie an einer Stickerei, womit es am Halsloche geschmückt. Der Brustschliz ist mit einer grossen Scheibenfibel geschlossen. Nur an einer der Bildsäulen (33. 3. 34. 2) ist das Oberkleid auf der Brust in tiefem Dreiecke geöffnet und lässt hier das Unterkleid mit einem langen Brustschlize und breitem Bortenbesatz deutlich hervortreten[2]. Wir können uns das Kleid als von feiner Wolle, wie auch von Seide oder Leinwand hergestellt denken.

Der obere oder eigentliche Rock liegt um den Körper bis auf die Hüften herab passend an; vorn lässt er die Fussspizen blicken und bildet, doch nicht an allen Säulen, hinten eine kleine Schleppe. Da die Arme vom Mantel verdeckt sind, lässt sich nur bemerken, dass die Aermel vorn am Handgelenke sich mit grosser Weite öffnen (34. 3. 4). Die Aermel zeigten damals noch die zweifache Grundgestalt, die sie im 11. Jahrhundert angenommen hatten. Einmal waren sie eng fast bis zum Handgelenke, öffneten sich dann aber plözlich mit einer grossen Verbreiterung, so dass sie tief an den Beinen herabfielen; ein andermal nahmen sie schon vom Armloche aus an Weite zu. Vornher waren sie stets mit Borten oder einem zierlich gefältelten Besaze (34. 2) geschmückt. Die Borten nannte man »orfrois«, was besagen will, dass sie aus Goldfäden gewebt waren, die gefältelten Besäze aber »frezeaux«.

---

[1] Guicherat, Histoire du costume en France S. 159.

[2] Eine ähnliche Brustöffnung bemerken wir schon an einer Relieffigur, die über dem Portale des Monzaner Domes steht und dem 6. Jahrhundert angehört (21. 3.)

Beide Arten von Besaz kommen an unsern Bildern zum unbestreitbaren Ausdruck. Man übertrieb die Weite der Aermel damals nicht selten dergestalt, dass sie den Boden fegten und man gezwungen war, sie unten in einen Knoten zu schürzen. Auch solch einen verknoteten Aermel können wir hier bemerken (34. 6.)[1].

Zu diesem Anzuge gesellt sich ein drittes Kleid, das bald als Jacke mit Aermeln (34. 5), bald als passend anliegendes Leibchen ohne Aermel sich darstellt (34. 2. 3). Sind die überweiten Rockärmel nicht das Schönste an dieser Tracht, so ist doch das knappe Leibchen von einer Wirkung, wie sie nicht zierlicher gedacht werden kann; es umschliesst die Büste wie ein Harnisch und formt sie deutlich ab. Auf der oberen Brust ist es gespalten, um den gestickten Hemdbesaz sowie die Scheibenfibel dem Auge frei zu lassen. Vermutlich wurde es an der Seite zugehaftelt. Dieses Gewandstück führte den Namen »pellison«, woraus zu erkennen ist, dass es aus Pelzwerk hergestellt war. Und so wird auch das schuppige Muster, mit dem es auf den Bildsäulen gezeichnet ist, eben nur als Schema für die rauhe Oberfläche des Pelzes zu betrachten sein[2].

Fig. 35.

Portalfiguren der Cathedralen von Corbeil (1) und Chartres (2—5).

Die Jacke (34. 5) reicht bis unter die Kniescheibe und ist an beiden Hüften unter dem Gürtel heraufgezogen; doch kommt sie sonst auch kürzer vor, dann aber ohne Gürtung. Die Aermel sind lang und stets ziemlich eng; dadurch unterscheidet sich diese Jacke von dem kurzen Oberrocke von gleicher Länge, der stets mit weitgeöffneten Aermeln besezt war (Taf. 2. 12. 16). Diese Jacke war vom Osten bis zum Westen Europas verbreitet und wurde in Byzanz ebensogut getragen wie in Toledo und auf den britischen Inseln. Schon in der römischen Frauentracht kam ein geschlossenes Jäckchen vor; dieses hatte Halbärmel und keine Taille; auch blieb es ungegürtet. Wir finden eine Jacke auf dem oben beschriebenen Grabsteine einer rheinischen Schifferfamilie wieder (11. 14), wo sie bis in den halben Unterarm reichende Aermel besizt und passend an den Oberkörper schliesst. Ihr Gebrauch für Byzanz wird durch Figuren auf einigen mit Schmelzwerk verzierten Goldplättchen bestätigt, die

[1] Offenbar einem Missverstand des ersten Nachzeichners ist es zuzuschreiben, dass auf unserm Bilde nicht der Aermel, sondern der Mantel unten verknotet erscheint; lezteres war unmöglich, ersteres aber wird durch vielfache gleichzeitige Belege ausser Zweifel gesezt. (Vergl. 37. 2. 12.)

[2] Dies Pelzleibchen ist sicherlich ein Nachkomme des fränkischen Thorax, der noch bei Karl dem Grossen ausdrücklich erwähnt wird und sich auch in der angelsächsischen Gewandung wiederfindet (S. 120); doch fehlt uns das Zeugnis für seine Verwendung als Frauenkleid in jenen alten Tagen, so wahrscheinlich dieselbe auch ist. Als Schuzwams scheint es in Deutschland sich nur in der Volks- oder Kriegertracht behauptet zu haben. (Vergl. über Pelzmuster S. 47.)

ehemals die Krone des Kaisers Constantin Monomaches bildeten[1]; hier treffen wir die Jacke in beiden Formen (Taf. 2. 11, 17), die längere ebenso an beiden Hüften heraufgezogen, wie an unserm Steinbilde; selbst den schildförmigen Besaz auf der oberen Brust erkennen wir hier wie dort; es ist die Borte, die den Brustschliz umrahmt. Die Jacke wird in den Schriften mit »gipe« oder »jupe«, auch mit »jupon« bezeichnet, einem Worte, aus dem unser »Juppe« entstanden ist. Doch scheint man diese Bezeichnung auch auf das Pelzleibchen übertragen zu haben[2].

Ein schmaler Gürtel umschliesst die Taille; wie ein zweiter Gürtel mit lang herabfallenden Enden liegt er locker um die Hüften und ist vor dem Unterleibe verknüpft. Dieser Gürtel gleicht nahezu dem Gürtel mit Wehrgehänge, der damals Kriegstracht war. Der das Wehrgehänge bildende Teil war hinten im Kreuz am eigentlichen Gürtel festgenäht; von den beiden nach vorn fallenden Endstücken war das kürzere an seiner Vorderkante zweimal durchlocht, das andre, längere, aber in zwei lange Riemen zerschlizt, welche durch die entsprechenden Löcher hindurchgezogen und vor denselben verknotet wurden. Zuerst von vorn nach hinten genommen, hier gekreuzt und wieder nach vorn gewendet finden wir den Gürtel an unsern Frauenbildern angelegt, seine beiden herabfallenden Endstücke aber von Stelle zu Stelle mit Knoten oder kugeligen Zierstücken geschmückt. An den übrigen Figuren sind die sich verschmälernden Gürtelstücke in andrer Weise vor dem Leibe einfach in einen Knoten geschlungen. Ueberall ist der untere Teil des Gürtels so gelegt, dass er mit dem Saume des Pelissons zusammenfällt.

Ein leichter Rückenmantel vollendet den Anzug; er liegt entweder ohne weitere Befestigung auf beiden Schultern oder wird über die obere Brust her durch eine lange doppelt gelegte Schnur, die »Tasseln«, festgehalten. Indes war damals der Brauch noch nicht erloschen, den Mantel von linksher anzulegen und auf der rechten Schulter zu verhafteln.

Das Haar ist mitten über der Stirne gescheitelt und jederseits in einen Zopf geflochten, die beide vorn den Armen entlang herabhängen. An einigen Figuren bemerken wir auch die damals sehr beliebte Mode der Doppelzöpfe; jederseits ist der Zopf aus zwei Strähnen hergestellt, die mit Band umwickelt sind. Bei der Umwickelung schlang man, oben anfangend, das Band zuerst um eine der Strähnen, dann um beide, dann um die andre, dann wieder um beide und so fort, wobei man stets auf einen regelmässigen Zwischenraum achtete. Ueber das Haar legte man das gewohnte feine Schleiertuch, entweder einfach oder zugleich den Hals damit umwindend, und schliesslich über den Schleier, ihn befestigend, das »Schapel« eine einfache Schnur oder einen Reif von Goldschmiedearbeit, der wol auch, wie bei unsern Figuren, die Form einer Krone annahm.

Die Schuhe sind gespizt, mitunter über dem Rist her mit einer Borte und auch sonst mit Stickereien geschmückt.

Aus dem Vorgebrachten ergiebt sich die zweifellose Gewissheit, dass unsre Bildsäulen durchweg dem 12. Jahrhundert angehören und die Tracht, so seltsam sie ins Auge fällt, keine plözlich auftauchende und von der übrigen Zeittracht abgesonderte Mode ist. Was sie von dem zeitgenössischen Kostüme, das uns in den Buchmalereien begegnet, absondert und ihnen einen fremdartigen Charakter verleiht, ist ein Erzeugnis der byzantinischen Kunstweise, die alles freie Leben gewohnheitsmässig in eine Schablone unterzwängte und so gleichsam erstarren liess; dadurch scheinen denn unsre Bilder den archaistischen Bildern hellenischer Kunst näher zu stehen, als jenen freien plastischen Werken, die seit dem 13. Jahrhundert entstanden. Würde nachzuweisen sein, dass diese Trachten der Merowingerzeit angehörten, so müsste die Schneiderkunst auf lange Zeit einen grossen Rückschritt gemacht haben, wie die Frauentrachten bis tief ins 11. Jahrhundert hinein beweisen.

---

[1] Diese Schildchen wurden im Jahre 1860 im Neutraer Comitate gefunden, wo ein Bauer sie mit dem Pfluge aus seinem Acker wühlte; jezt befinden sie sich im Nationalmuseum zu Pest. (S. Fr. Bock, die Kleinodien des heil. röm. Reiches deutscher Nation). Die hier in Betracht kommenden Figuren stellen christliche Tugenden dar.

[2] So findet sich in einem altfranzösischen Liede die Stelle: Une chemise blanche com flor de pré — Ont lors vestu Biétris au vis clerc: — Puis li vestirent le blial (bliaud, oberer Rock) d'or ouvré — Et une gipe de gris, sans arester. Man sieht an diesem Beispiele, dass die Juppe hier aus Pelz hergestellt ist. Quicherat, Histoire du costume en France S. 164.

Die Normannen sowie die Flamländer, die mit ihnen nach England hinüber kamen, zeigten eine grosse Neigung für kostümlichen Aufpuz; die buntgestickten Kleider der britischen Ritter stachen ihnen sehr in die Augen, und bald machten sie reichlich Gebrauch von den prächtigen Nadelarbeiten, in welchen die Engländerinnen vor allen ihren festländischen Schwestern berühmt waren. Neue Moden wurden fortwährend von ihnen eingeführt, so dass sich bereits im Anfange des 12. Jahrhunderts die Kleidung bedeutend gegen früher geändert hatte.

Zwar im Volke verblieb man noch bei der angelsächsischen Tracht; doch verschwanden die Strümpfe mit den weissen Randborten oben am Saume, die man durch Halbstiefel ersezte (36. 4); den Kopf bedeckte man

Fig. 36.

1—8. Trachten aus dem 12. Jahrhundert. (Nach Willemin, Planché und Viollet-le-Duc.)

nun häufiger, als sonst, mit einer Müze von halb phrygischer, halb schottischer Form, oder mit einem niedrigen breitkrämpigen Hute, der völlig dem skandinavischen »hött« glich. Bei schlechtem Wetter oder auf der Reise suchte man unter einem Kapuzenmantel Schuz, der an einer Seite offen war und hier verknöpft werden konnte (41. 3). Diesen Mantel, den man »capa« hiess, scheinen die Angelsachsen nicht gekannt zu haben.

Vornehme Leute aber folgten der Mode; schon die Regierung des Rufus, die mit dem 11. Jahrhundert schloss, wird von den Chronisten wegen der ausschweifenden und kostspieligen Neuerungen in der Kleidung gebrandmarkt; der König selbst gab das Beispiel; man bediente sich immer häufiger einer weiten und langen Tunika, die samt dem untergelegten Linnenhemde buchstäblich auf dem Boden schleppte. Die Aermel am Untergewande blieben anliegend, aber die oberen Aermel wurden namentlich gegen die Hand hin ziemlich weit und nach Sachsenart so lang, dass sie bedeutend über die Hand fielen (36. 6). Den Mantel beliebte man vom feinsten Tuch und mit Pelz gefüttert. Mit dem daneben noch immer gebräuchlichen kürzeren Rocke wurde

ein kurzer Mantel getragen, der eine spize Kapuze hatte; auf diesen Mantel ging der alte fränkische Name »rheno« über, der sonst für das Pelzwams gebraucht wurde. Auch der anglo-normannische Rheno wurde mit Pelz gefüttert, im Ganzen aber nach und nach dergestalt verengt und verkürzt, dass er nur noch einem Kopf und Schultern

Fig. 37.

Anglonormannische Frauentrachten aus dem 12. Jahrhundert. (Nach Henry Shaw, Dresses and decorations of the Middle-ages u. F. R. Planché, British costume).

umspannenden Kragen gleichsah (36. s). Die kegelige Form des alten Normannenhelmes ging auf die Hüte über; man fügte eine Krämpe hinzu, die gewöhnlich vorn abstand, hinten aber aufgerichtet war, und verbrämte den Hut mit Pelzwerk. Gegen Ende dieser Epoche kam in England die Sitte auf, den Hut ringsum mit den buntfarbigen

Enden von Pfauenfedern, den »Augen«, völlig zu umstecken. Die Pfauenhüte von »Lunders« wurden berühmt und auch auswärts willkommengeheissen [1]. Schuhe und Stiefel beliebte man gespizt und die Spizen immer mehr verlängert. Als es einem Höfling einfiel, die Schuhspizen mit Werg auszustopfen und ihnen die Krümmung von Widderhörnern zu geben, fand diese Mode allgemeine Nachahmung, so sehr sie auch den Zorn der Priester und mönchischen Chronisten erregte.

Der Eroberer Wilhelm machte aus dem Normannenbrauche, Nacken und Hinterkopf zu rasieren, den besiegten Angelsachsen ein Gesez; gleichwol wurde diese Gewohnheit von den Anglo-Normannen selbst bald verlassen und schlug in das Gegenteil um; man trug das Haar in Zukunft lang und scheitelte es über der Stirn (36. 4). Dies geschah

Fig. 38.

1. 2. König Richard I. und seine Gemahlin Berengaria (12. Jahrhundert). 3. König Eduard I. 4. Frau aus der Zeit Eduards I. 5. Evelina, Gräfin von Lancaster (13. Jahrhundert. Nach J. R. Planché, British costume.)

schon unter Rufus; dessen Nachfolger Heinrich I. verbot das lange Haar zum zweitenmal, aber Stefan I., der auf ihn folgte, brachte es zum drittenmal in Mode. Namentlich Höflinge trugen das Haar damals in solcher Länge, dass sie eher Weibern, als Männern glichen. Wem die Natur üppigen Haarwuchs versagt hatte, ersezte ihn durch eine Perücke; Perücken erschienen in England zum erstenmal unter Stephan I. Mit dem rasierten Nacken verschwand zugleich das glatte Kinn; unter Heinrich I. kamen die Bärte, wenn auch gestuzt, wieder zu Ehren.

So glichen die Anglo-Normannen schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts mit ihrem langen Haar, ihren fliessenden Gewändern, ihren gewundenen Schnabelschuhen und überdies ohne Waffen in

[1] Parcival, 313. 6058.

Nichts mehr ihren Vorfahren, die aus der Normandie herüber gekommen waren. Nur die Beinverschnürung, die, wie es scheint, unter dem Volke niemals ganz abgekommen war, kam während der Regierung Heinrichs II. auch unter den oberen Klassen wieder mehr zur Verwendung, aber nicht zum Schuze, sondern zum Puze. Es waren Sandalen von purpurnem Tuche mit vergoldeten Lederriemen, die man von den Zehen an kreuzweis über das ganze Bein herauf wickelte. Auch ward es unter diesem Könige Mode, Röcke und Mäntel ihrem Saume entlang auszuzacken; doch wurden dergleichen Zaddelsäume bestimmten Klassen untersagt. Auch einen Mantel soll Heinrich II. eingeführt haben, Mantel von Anjou genannt, der kürzer gewesen sei, als der bisherige. Ein Mantel von Richard I. wird mit dem gestirnten Himmel verglichen; er sei mit Halbmonden und funkelnden Sternen von massivem Silber nahezu ganz bedeckt gewesen. Der Mantel wurde vor der Brust festgehalten und zwar durch eine aufs Doppelte zusammengelegte Quastenschnur, welche meist durch ein rechts und links am Mantelrande sizendes Plättchen von Goldschmiedearbeit hindurchgezogen wurde (36. 5). Handschuhe trug man teils kurz, teils bis zu den Ellbogen reichend und an den Säumen bestickt, unter Fürsten und Prälaten auf dem Handrücken mit Edelsteinen besezt. Das Haar trug man unter König Johann, dessen Regierung im Jahre 1216 zu Ende ging, mit Kräuseleisen gelockt und mit Metallreifen oder Bändern festgehalten. Die Stuzer gingen beständig ohne Kappe und Mantel einher, damit ihre Schönheit voll ins Auge fiele und bewundert würde. Für den Bart gab es keinen Modezwang.

Die Neigung, alle Teile der Kleidung zu verlängern, beschränkte sich nicht auf das männliche Geschlecht; auch das weibliche verlängerte und erweiterte an seiner Kleidung, was sich nur verlängern und erweitern liess: die Schleppe, die Aermel, die Kopftücher und die Schleier. Schon bald nach der Mitte des 11. Jahrhunderts machte man die Aermel von oben bis in den halben Unterarm oder bis nahe zur Handwurzel auf den Arm passend, erweiterte sie dann aber fast ohne Uebergang (37. 3. 4. 9). Der erweiterte Teil konnte mit dem eigentlichen Aermel sowol im Ganzen zugeschnitten, als auch besonders angesezt werden. Im ersten Falle (37. 10) kam die Naht des Aermels auf die Unter- und Rückseite zu liegen (37. 7); längs der Mitte des hängenden Stückes schnitt man einen Doppelzwickel heraus, und die so entstandene Oeffnung kam nach vorn zu liegen. Im zweiten Falle (37. 6) schnitt man den Stoff zu dem hängenden Teile so lang, als der Aermel weit werden sollte, sezte ihn dann der Quere nach an und nähte ihn mit den nach hinten fallenden Rändern zusammen. Dergleichen Aermel mit plözlich geöffneter Mündung sind überdies merkwürdig als Muster des sogenannten »heraldischen Aermels«, der zuerst von der Familie der Hastings geführt wurde. Mit der Zeit wurden die Aermel dergestalt erweitert, dass sie mit ihrem unteren Teile den Boden fegten; um dies zu verhindern und nicht darauf zu treten, nahm man sie mit dem schleifenden Zipfel in die Höhe und schürzte sie in einen Knoten zu-

sammen (37. 2). Auch half man sich dadurch, dass man vom rechten Aermel, der sich naturgemäss am meisten hinderlich erwies, unten ein Stück wegschnitt (37. 12); dies war der Anfang zur Rückkehr auf ein vernünftiges Mass, doch geschah dies erst in der lezten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Im Oberkörper behielt das Kleid unausgesezt seine knapp anschliessende Form (37. 11) und wurde hinten- oder vornherab verschnürt. Bei stark entwickelter Büste wird man das Vorderblatt des Kleides aus zwei Teilen hergestellt haben, die an den Kanten, mit

Fig. 39.

1—5. Anglo-normännische Könige und Ritter (3. Gottfried Plantagenet, 12. Jahrhundert.) 6. Mann mit Stockschleuder. 7. 9. Armbrustschüzen. 8. Bogenschüze. 10. Krieger mit Speer und kleinem Rundschilde. 11. Krieger mit Halsberge, Kesselhut und kleinem Rundschilde. (13. Jahrhundert).

welchen sie zusammenstiessen, dem unteren Rande der Brüste gemäss in zwei abwärts geschweiften Bogen ausgeschnitten waren (49. 13); die Bogen am oberen Stücke aber mussten grösser gewesen sein, als am unteren, und beim Festnähen auf die unteren Bogen passend zusammengeschoben werden, damit das Oberstück die für die Brüste nötige Kapselformen annahm. Von den Hüften an abwärts wurde das Kleid weit und faltig gemacht; dies geschah wol dadurch, dass man zwischen Vorder- und Hinterblatt genügende Zwickel einschob. Das Hinterblatt aber ver-

längerte man allgemach zu einer Schleppe, die mit vielfachen Windungen den Boden bedeckte. Leichtlebige Frauen verlängerten in gleicher Weise das Vorderblatt ihres Kleides, sezten aber keine Zwickel ein und nähten auch Vorder- und Rückenblatt hier nicht zusammen, sondern nahmen beim Gehen das vordere Stück in die Höhe oder schürzten

Fig. 40.

1. Bote. 2. 7. Könige. 3. Baumeister. 4. Königin. 5. Frau in Haustracht. 6. Tagewerker. 8. 10. Edelleute. 9. 11. Hofleute. 12. Minister. (Nach J. Strutt, Angleterre ancienne.)

es gleich den Aermeln in einen Knoten (37. 12), so dass die mit Langstrümpfen bekleideten Beine sichtbar wurden.

Manche Buchmalereien lassen über dem Obergewande mit seinen weiten Aermeln ein kürzeres Gewand blicken, das sich knapp anschliesst, lange und kurze oder auch gar keine Aermel hat und bis in die Kniegegend oder nur bis in den halben Unterleib herabreicht.

Dieses Kleid zeigt sich fast immer gewürfelt, gefleckt oder geschuppt, rings um den kurzen Brustschliz mit einer breiten Borte aus schmäleren Streifen besezt, manchmal auch am unteren Rande gezackt. An dem Brustschliz ist fast immer eine grosse Scheibennadel zu bemerken. Dieses Kleid entspricht der Jacke an den französischen Kathedralfiguren und wird von den Chronisten Supertunika oder Sürkotte genannt; seine Musterung mag durch Stickereien bewirkt, oder das Kleid überhaupt aus gemusterten Stoffen, die in England von altersher beliebt waren, hergestellt worden sein[1].

Der Mantel in seiner alten Form bildete einen Halbkreis; doch folgte man auch bei diesem Kleide dem Zuge der Mode und gab ihm eine schleppende Länge, wobei man es dann in der Form eines halben sehr lang gestreckten Ovales zuschnitt; auch heftete man die so gestalteten Mäntel auf der Brust zusammen, während man die kleineren ohne

Fig. 41.

1. König im Reisekleide. 2. Warmund, König der östlichen Angeln. 3. Vornehme Leute in Reisetracht. (Nach J. Strutt: Angleterre ancienne.)

weitere Befestigung über beide Schultern hängte. Als Schuzkleid benüzte man den Kapuzenmantel, die Capa.

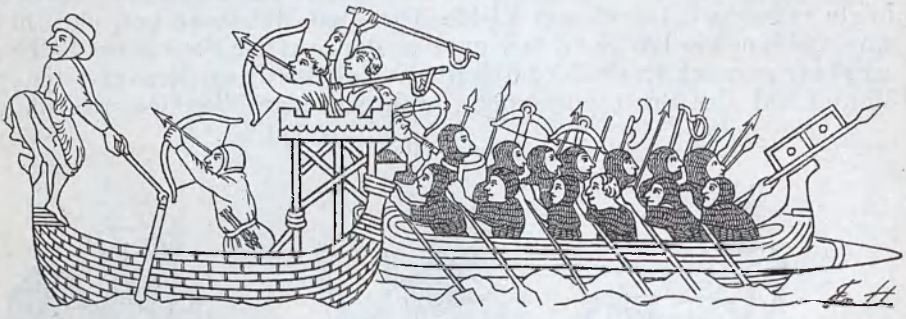
Das grosse zugleich Hals und Brust verhüllende Kopftuch kam allgemach ausser Mode; an seine Stelle trat bei vornehmen Frauen ein über den Nacken fallender Schleier. Das Haar wurde noch nach hergebrachter Sitte über der Stirne geteilt; doch fasste man es nun immer mehr in zwei einzelne oder zwei paarweise Flechten zusammen, die man von oben bis unten mit Band umwickelte (37. 9), so wie wir es oben beschrieben haben (S. 145), und über die Schultern nach vorn herabfallen liess (35. 1).

Grün scheint damals die vorherrschende Farbe der Frauenkleider gewesen zu sein, daneben Brünett und Grau. Wir besizen noch eine

[1] Vergl. C. A. Böttcher, kleine Schriften „Ueber die herrschende Mode der gewürfelten Stoffe" III. S. 33.

Urkunde vom König Johann, worin dieser zwei Kleider für die Königin anzufertigen befiehlt, das eine von grüner, das andre von brünetter Farbe. Von einem Bischofe wird berichtet, dass er sich, um seine Flucht zu ermöglichen, in einen grünen Frauenrock und einen ebenso gefärbten Kapuzenmantel verkleidet habe. Auch sonst wird von grauen mit Seide eingefassten Kleidern gesprochen. Im Winter trug man reich mit Pelz verbrämte Kleider und selbst noch das uralte aus Pelz hergestellte Wams ohne Aermel.

Fig. 42.



Schiff mit Hinterkastell. Schiff mit Rammsporn.
(Nach der Chronik des Matthäus Paris bei J. Strutt: Angleterre ancienne.)

Es liegt ausserhalb unserer Aufgabe, der Entwickelung des Normannenkostüms auf englischem Boden weiter zu folgen, besonders da die westeuropäischen Trachten sich von jezt ab in nahezu übereinstimmenden Formen entwickelten; dies zum Beweise dürften die beigefügten Abbildungen genügen. Das Gesagte geht auch die kriegerischen Trachten an. Doch wollen wir nicht unterlassen, noch auf ein sehr merkwürdiges Kostümstück hinzuweisen, das im 13. Jahrhundert einen Teil des königlichen Ornates ausmachte und sich seit dem 14. Jahrhundert ebenmässig in dem Ornate der deutschen Kaiser wiederholte. Wir meinen die »Stola«, jenes breite und sehr lange Band, das, um den Nacken und über die Schultern gelegt, auf der Brust gekreuzt und mit dem Gürtel unterbunden, an den jeweiligen Krönungstagen getragen wurde. Wir finden einen englischen König, vielleicht Eduard I. (1272—1307), mit dieser Stola in einer Kleinmalerei dargestellt (38. 3); und genau so mit diesem Ornatstücke bekleidet hat man den Leichnam des genannten Königs in einer Gruft der Westminsterabtei vorgefunden. Wie es scheint, war Eduard I. einer der lezten englischen Könige, die sich dieses Abzeichens bedienten; es war sicherlich dem byzantinischen Ornate entlehnt und wurde wol, ohne dass sich Näheres darüber feststellen liesse, von den englischen Königen zu Gunsten des kaiserlichen Ornates aufgegeben. Der Reichsapfel, den König Eduard im Bilde trägt, kommt in Deutschland bereits auf dem Kaisersiegel Ottos des Grossen vor.

Initiale vom Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrh.; nach dem Ornamente einer in Eichenholz geschnizten isländischen Kirchenthüre, die jezt im Museum zu Kopenhagen aufbewahrt wird. Die nordgermanische Verzierungskunst blieb weit länger von fremden Einflüssen ungestört, als die südgermanische; noch bis tief in das christliche Mittelalter hinein spendete sie mit jugendlicher Unbewusstheit ohne Wahl und Absicht ihre Gaben. Mit ungemeiner Lebendigkeit vermochte sie das alte Riemen- und Flechtwerk in Pflanzen- oder Schlangen- und Drachengebilde überzuleiten; ja nicht selten verwandelte sie den nämlichen Riemen mehrmals in eine Pflanze, dann in ein Tier und schliesslich wieder in einen Riemen. Aus allen Ecken und Winkeln liess sie daneben noch Eidechsenbeine und Froschzehen hervorblicken. Das Schnizwerk auf der genannten Kirchenthüre bildet gleichsam den Höhepunkt der altnordischen Kunst; der Verfasser hat um so weniger gezögert, ein Motiv daraus als Initiale zu verwenden, einmal, weil dies fast ohne Abänderung geschehen konnte, und dann auch, weil aus so früher Zeit überhaupt keine skandinavischen Initialen aufzutreiben sind.

Die Skandinavier.

Ohne Geschichte ist auch die vorgeschichtliche Zeit nicht, nur war die Kultur dieser Epoche nicht ausreichend genug, um redende Denkmale zu hinterlassen. Mochten die Personen, die in diesen dunkeln Jahrhunderten auftraten, auch für ihre Tage von höchster Bedeutung sein, so konnten sie doch der Nachwelt entweder gar keine oder nur spärliche Kunde hinterlassen. Dies ist vorzugsweise bei den Skandinaviern der Fall; später als sonst ein europäisches Volk, erst im 8. Jahrhundert, als Karl der Grosse herrschte, traten sie in das Tageslicht der Geschichte heraus. Das Andenken an die Helden, die zuvor gelebt, wurde nur zum Teile durch die Sage gerettet; Mythen und Sagen sind die einzigen redenden Zeugen der skandinavischen Urgeschichte. Aber diese schattenhaften Gestalten scheinen immer um eine Tagereise weiter zurückzuweichen, je näher ihnen der Forscher auf den Leib rückt; namentlich dem Trachtenjäger, der gerne sehen möchte, was sie um- und anhatten, halten sie am mindesten stand. Indes giebt es neben den sagenhaften auch stumme Zeugen, Reste von sehr verschiedener Art, die man unter und über dem skandinavischen Boden entdeckt hat. Es sind Geräte aus Stein und Bein, Waffen und Schmucksachen von Bronze, zum Teil auch von Edelmetall, Sachen, die im Lande selbst angefertigt oder durch Handel und Raub dorthin gebracht wurden; denn diese beiden Herolde des Friedens und des Krieges hatten in jener Gegend bereits einen grossen Teil ihres Tagewerkes vollbracht, als die schreibende Geschichte sich von ihrem Lager erhob und die Lieder der Edda erklangen.

Das Volk, das an den dänischen Küsten die Haufen von Küchenabfällen, bestehend aus Muschelschalen, Tierknochen und Fischgräten, hinterlassen hat, war vermutlich finnischen Stammes. Damals war Dänemark noch ausschliesslich mit Kiefern bewaldet und was an Waffen und Werkzeugen gebraucht wurde, von Stein, Bein und Holz. Kiefern kommen heute in jenem Lande nicht mehr vor; es folgten ihnen die Eichen; die Zeit der Eichen fällt mit der Zeit des geschliffenen Steines und dem grössten Teile der Bronze zusammen. Die Leichen in den

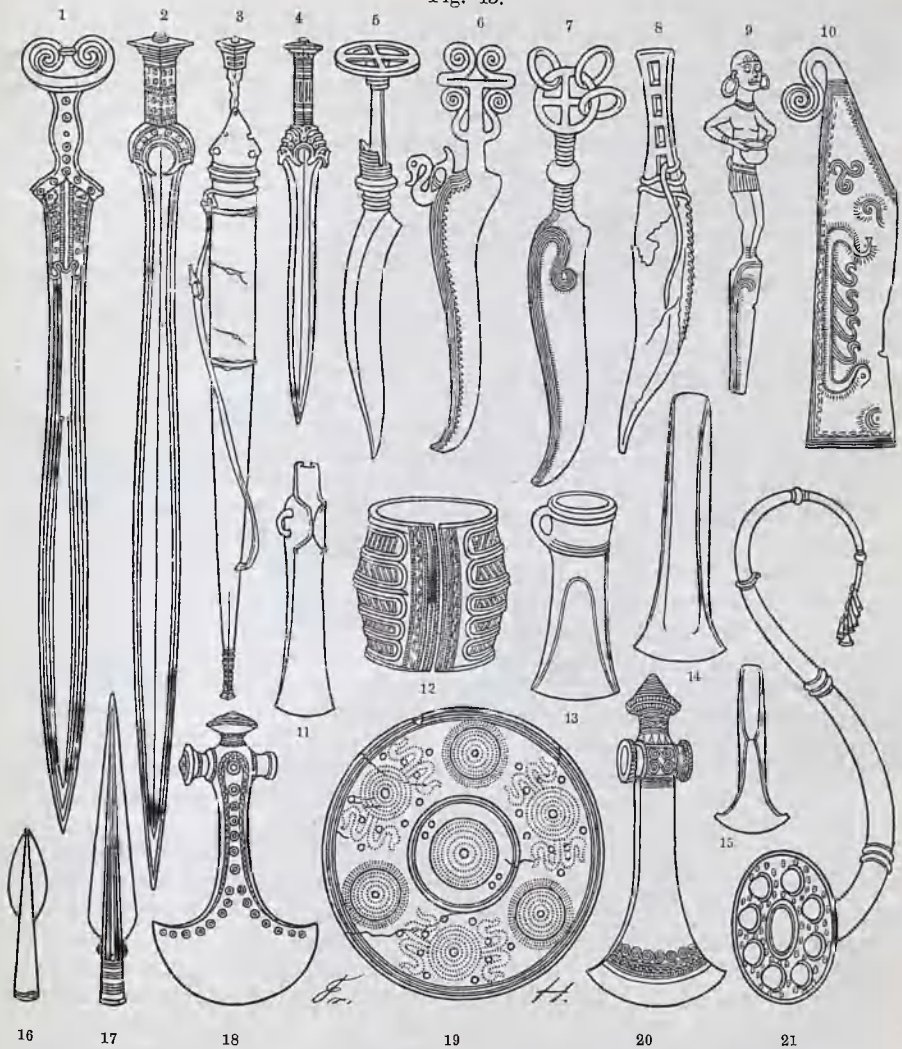
Eichensärgen, die wir mit Resten von Waffen und Schmucksachen den weiten Mooren Dänemarks enthoben, zeigten blondes Haar und waren mit Fellen eingehüllt, die von Kühen herrührten, sowie mit Kleidern aus Schafwolle, die entweder rein oder mit Hirschhaar vermischt waren. Die Wollenzeuge erwiesen sich vielfach als gefärbt. Schon tausend Jahre vor Christus muss das Land von Germanen besiedelt gewesen sein, die ausgedehnte Schafzucht und neben der Jagd auch Viehzucht betrieben, denn Horn wurde allgemein zu den Heften der Bronzeschwerter verwendet und auf schwedischen Felssteinen sieht man Bilder von Rinderherden eingemeisselt, die sicherlich in das Bronzealter zurückreichen. Schon um den Beginn unserer Zeitrechnung aber war auch die Eiche verschwunden und Dänemark ein Buchenland; etwa gleichzeitig mit der Buche trat das Eisen auf; die frühesten Eisenwerkzeuge haben sich in einer Schichte gefunden, die sich schon im 9. Jahrhundert vor Christus gebildet zu haben scheint.

Ein gewaltiger Schaz von Schmucksachen und Waffen aus Bronze wurde im skandinavischen Boden aufgespürt. Diejenigen unter den Funden, die wir als die ältesten betrachten müssen (43. 1—21), gleichen ganz und gar den Grabresten, die wir auch sonst aus mitteleuropäischem Boden zwischen Ungarn und der Schweiz zu Tage gefördert und als Erzeugnisse von Mittelmeervölkern, Phöniziern, Hellenen und Etruskern, erkannt haben. Da bemerken wir die uralten Ornamente aus Zickzacklinien, aus feinen Spiralscheiben, die mit Tangenten verbunden sind; da bemerken wir bei den minder alten Funden die plastisch aus Draht hergestellten Spiralen an den Schmuckringen, sowie an den Griffen von Messern und Schwertern, auf den Flächen aber Bänder aus gleichlaufenden Linien in vielfacher Schweifung, aus Mäandern, hängenden Halbkreisen und Hakenkreuzen, Figuren von Delphinen und Schiffskielen. Gegenstände beider Stile lagen niemals im gleichen Grabe beieinander[1].

In der Urzeit war die Tracht unter beiden Geschlechtern gleich; dies berichtet noch Tacitus von der Germanentracht seiner Zeit und wird auch durch die Gewohnheit späterer Jahrhunderte bestätigt, Kleider von Mann und Frau mit den gleichen Namen zu bezeichnen, obschon sich dieselben doch längst durch ihre Form von einander unterschieden. Je weiter nach Norden, desto langsamer muss sich diese Scheidung vollzogen haben; bei den polarischen Völkern ist sie heute

[1] Es ist aussichtslos, diese Sachen für die altskandinavische Industrie zu retten, denn einmal fanden sich die zur Bronze nötigen Metalle nicht im heimischen Boden vor, und dann pflegt ein Volk von so hoher Kultur, wie diese Funde sie bezeugen, ein Handelsvolk zu sein, das wol nachhaltige Eroberungen unternimmt, um seinem Handel ein grösseres Feld zu sichern, aber nicht plündernd, mordend und brennend kommt und geht, wie es die Skandinavier manches Jahrhundert zum Schrecken von ganz Westeuropa getrieben haben. Auch wurden gerade die Bewohner von Dänemark noch zur Zeit Ottos des Grossen in einem Zustande von Rohheit angetroffen, die in tödlichem Widerspruche zu dem feinen Schönheitssinne steht, der aus jenen Bronzen spricht; diese Barbaren würden, ihre Industrie zugegeben, den Hellenen nicht nachgestanden haben. Eingeräumt aber muss werden, dass sie mit der Zeit die Bronze selbständig verarbeiten lernten, denn man hat Schmelztigel, Gussformen und Bronzekuchen in ihrer Heimat vorgefunden; bei dem Metalle kann es sich indes nur um eingeführte Ware, bei der Fabrikation nur um Nachahmung fremder Muster gehandelt haben. Es ist wol zu beachten, dass in den nordischen Gräbern vielfach steinerne mit eisernen Waffen vermischt vorgefunden wurden, aber nicht mit solchen von Bronze; man scheint somit schon in der Steinzeit nach und nach das Eisen verwendet zu haben, wie es denn auch leichter ist, Eisen zu schmieden, als Bronze zu mischen und zu giessen.

Fig. 43.



1. 2. Schwerter. 3. Schwert in einer Lederscheide. 4. Dolch. 5—9. Messer (8. in einer Lederscheide). 10. Rasiermesser. 11. 13—15. Kelte. 12. Armbauge. 16. 17. Lanzenspize. 18. 20. Aexte. 19. Schild. 21. Trompete.

noch nicht eingetreten. Die ältesten Sagen sprechen von Pelzen und Fellen; noch in der Edda tritt der Sohn eines Häuptlings nur mit einem Ziegenfelle bekleidet auf. An Fellen hatte Skandinavien Ueberfluss; man fand sie sowol zu Land als zu Wasser; noch in der geschichtlichen Zeit bevorzugten die Schiffer Kleider aus Seehundsfell. Wollenzeuge wird man bald selbst verfertigt, Linnenstoffe aber zuerst von fremden Händlern gegen Felle und Bernstein eingetauscht haben. Ueber Zuschnitt und

Form der ältesten Kleider lässt sich nichts sagen. Die ersten Zeugnisse der skandinavischen Trachten stammen aus einer späteren Zeit, der sogenannten Bronzezeit, da man bereits Gewebe aus Wolle und Tierhaar im Lande selbst herstellte und sich männliche und weibliche Tracht völlig in Schnitt und Form von einander unterschieden. Es sind dies die schon oben (S. 11—14) besprochenen und abgebildeten Funde aus den jütischen und friesischen Mooren und Totenbäumen. Die männlichen Kleider bestehen in Hosen mit angenähten Strümpfen, in Kitteln mit eingesezten Aermeln, in rund zugeschnittenen Mänteln, in Müzen, Schenkelbinden und Sandalen oder Bundschuhen, die weiblichen in faltigen Röcken mit doppelt umgewundenen langen Gürteln, in kurzen Jacken mit Halbärmeln und in doppelt aufgesezten Haarnezen. Unbestimmt aber bleibt, wie weit ein solcher Anzug für die weiter nördlich und auf den Inseln zerstreuten Skandinavier vorauszusezen ist, denn wie nicht allen Bäumen, selbst wenn sie auf gleichem Boden und in gleichem Klima gedeihen, auch die gleiche Rinde wächst, so wenig pflegen sich die Menschen eines gewissen Erdstriches in die gleiche Gewandung zu hüllen, besonders wenn, wie in Skandinavien, die Wohnstätten in so viele Inseln und Landzungen auseinander gerissen sind. Zudem lassen sich durch das strenge Klima die Menschen nicht immer eine völlige Körperumhüllung aufnötigen[1]. Der Mangel an auskömmlichen Beweisen wird uns troz dieser Funde das schwedische Kostüm immer in einer ungewissen dämmernden Atmosphäre schauen lassen. Wir können nur annehmen, dass die skandinavischen Kleider den Körperformen im Rohen folgten. Einige Kämme, die sich in Muschelbänken erhalten, machen es wahrscheinlich, dass man das Haar damit mannigfach zusammensteckte. In einem seeländischen Grabe wurde ein Hängeschmuck aus durchbohrten Schweinszähnen und einem Hundezahne gefunden. Sehr zugethan waren die Nordleute den Schmucksachen aus goldigblinkender Bronze, den Heftnadeln und Spangen, den Diademen und Ringen aller Art für Kopf, Hals, Arm und Finger.

Ein Mittelding zwischen Schmuck und Schuzwaffe waren die sogenannten »Baugen« (43. 12), die einen grossen Teil des Armes panzergleich umschlossen, ja oft so lang sind, wie der ganze Unterarm. Sie bestehen aus offenen cylindrischen oder aus gebauchten Röhren von Erzblech, und sind häufig der Quere nach gerippt, auf den Flächen aber, zwischen den Rippen, mit Linienmustern verziert, manchmal auch an zwei Stellen oben und unten mit angehängten Zierblechen ausgestattet. Man hat zuweilen in den ausgebauchten Stücken Reste eines dünnen Holzfutters bemerkt; selbst auch mit solcher Verschalung konnten die Baugen noch immer angelegt werden, da sie offen und die Bleche sehr elastisch sind.

---

[1] Wir können dies noch heute an den polarischen Völkern bemerken; der Seefahrer Wrangel nennt unter ihnen besonders die Jakuten wahre Menschen von Eisen, die durch Gewohnheit völlig unempfindlich gegen die Kälte sind. Bei einer Kälte, dass die Felsmassen zerspringen und von ihrem tausendjährigen Lager abreissen, während das eisgepanzerte Meer schwere Dampfwolken ausstösst, nächtigen sie auf dem schneebedeckten Boden ohne irgend einen andern Schuz, als einen alten löcherigen Renntierpelzrock, mit dem sie sich über ihr Alltagsgewand zudecken.

Die Waffen aus demselben Metalle sind vielfach zum Ernstkampfe nicht brauchbar; man wird sie wol zum Schmucke der Wohnräume verwendet haben, sowie zum eigenen Auspuze bei festlichen Anlässen; ja, man scheint dazu selbst steinerne Waffen nicht verschmäht zu haben, denn es ist auffallend, dass manche Steine, trozdem sie von grosser Weiche sind, keine Spur von Abnüzung verraten. Unter den Waffen sind die Bogen samt Zubehör merkwürdig, die dem Thorsbjerger Moore enthoben wurden, denn sie sind die frühesten Beispiele dieser Art, die wir besizen. Die Bogen bestehen aus geraden Stäben von 4 bis 8 Fuss Länge, die im Querschnitte oval, d. h. einerseits platt, anderseits abgerundet sind. Einige führen an den Enden scharfe Metallspizen, gleich als ob sie auch zum Stechen hätten gebraucht werden sollen. Die Pfeilspizen sind eisern und manche der Schäfte von mehr als drei Fuss Länge. Der Pfeilköcher war von Holz und an zwei Fuss lang.

Nur im germanischen Norden aufgefunden wurden grosse, bis zu zwei Fuss lange S-förmig gewundene Trompeten aus Bronze mit trichterförmigem Mundstücke und breitem Scheibenrande an der Schallöffnung (43. 21). Da sie mit seltenen Ausnahmen paarweise beisammen lagen und jedes Paar sich gleich sah, so glaubt man annehmen zu dürfen, dass sie stets paarweise geblasen wurden; man wird ihre Stimme, die der unsrer Altposaunen ähnlich klingt, sowol im Kriege wie beim Gottesdienste haben ertönen lassen[1]. Ihre Herkunft ist etruskisch.

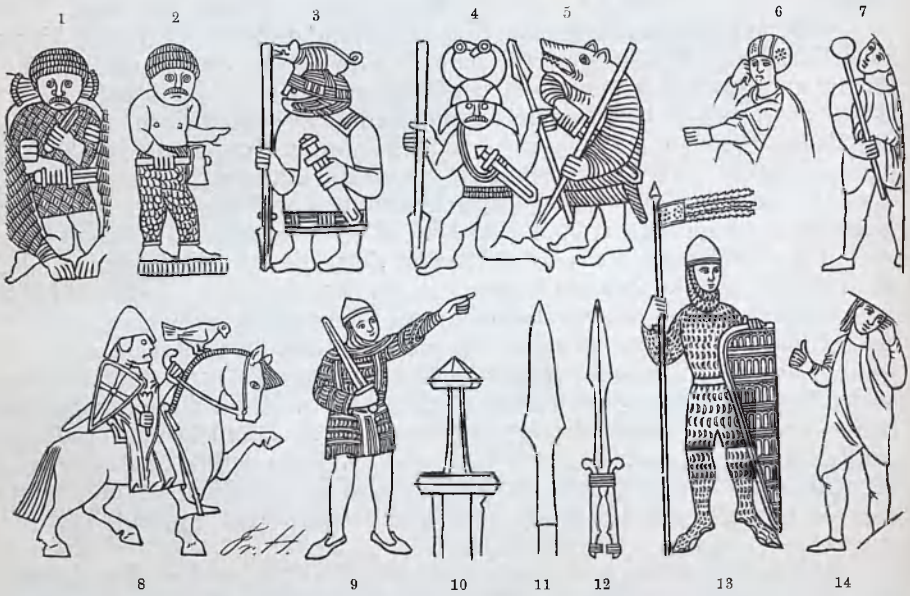
Die Grabfunde aus nachrömischer Zeit, die wir die Eisenzeit oder auch die fränkische Zeit zu nennen pflegen, tragen gleichfalls das nämliche Gepräge, wie die in Deutschland, Frankreich und England, die als germanisch erkannt wurden. Doch sind Stücke dieser Art, namentlich wenn sie zum Schmucke dienten, verhältnismässig selten und stets aus wertvollem Metalle oder von kunstreicher Arbeit. Auch diese Funde sind keine bodenwüchsigen Erzeugnisse und durch Handel oder Raub in das Land gekommen. Damals hielten die Wikinger ihre Ernte und der Seeraub stand in blutroter Blüte. Auf fremde Herkunft deutet überdies eine Stelle im Beowulf: »Da war Menge der Schäze, her auf Fernwegen geführt, der Kleinode.«

Ein sehr wichtiges Zeugnis über die Tracht der damaligen Skandinavier liefern uns einige Gürtelplatten aus Bronze, die in einem Steinhaufen auf der Insel Oeland entdeckt wurden und die allem Anscheine nach etwa dem 8. Jahrhundert angehören, als für Skandinavien die geschichtliche Morgendämmerung anbrach und die Wikinger die Meere durchschwärmten. Auf diesen Platten sehen wir menschliche Figuren, zwar roh aber mit grosser Sicherheit im Einzelnen dargestellt (44. 1—5); selbst die Waffen, mit welchen diese Figuren ausgerüstet sind, wiederholen mit grosser Treue die Form der wirklichen Waffen, die

[1] In dem Werke von A. Worsaae, Nordiske Oldsager, werden diese Trompeten mit „Lur“ bezeichnet; denselben Namen führt das lange hölzerne Rohr in Trompetenform, das noch heutzutage von den norwegischen und schwedischen Hirten geblasen wird. Lur schliesst den Begriff von Schall ein; damit hängt sicherlich unser Wort „Lurelei“ zusammen; noch jezt ist im Munde der Rheingauer das Wort „Lei“ für Schiefer üblich, und so würde Lurelei als „schallender Schiefer“ zu erklären sein, was denn auch mit dem Gestein und dem vielfachen Echo dieses romantischen Berges durchaus übereinstimmte.

uns die gleichzeitigen Gräber ausgeliefert haben. Eine der Figuren (44. 1) steht zwischen zwei aufgerichteten Bären, sich ihrer mit einem Dolche erwehrend. Der Mann ist mit einem Rocke bekleidet, der in die halben Oberschenkel und mit den Aermeln in die halben Vorderarme reicht, sonst aber ringsum geschlossen und ungegürtet ist. Der Rock bietet ein Muster von Mattengeflecht, so dass wir sicher nicht fehlschliessen, wenn wir annehmen, dass die Zeichnung einen aus Baststreifen geflochtenen Stoff vorstellen soll. Die Figur zeigt nach fränkischer Sitte kurzgeschorenes Haar, rasiertes Kinn und langen Schnurrbart. Eine zweite Gestalt (44. 2), ebenso frisiert, ist gleichfalls mit einem kurzärmeligen Rocke bekleidet, der aber so knapp anliegt, dass man die Brustwarzen

Fig. 44.



1—5. Figuren von bronzenen Gürtelplatten, die auf Oeland gefunden wurden. 6. Kirchliche Wandmalerei in Linköping, 7. 14. in Hjorlund, 9. in Vrigstad. 8. Schnizwerk auf einer isländischen Kirchenthüre. 10. Schwert. 11. Speerklinge. 12. Jagdspeerklinge. 13. von einem Reliquienschrein zu Spanga auf Uppland.

bemerkt; von den Hüften an bis zu den Fussknöcheln herab ist sie mit Hosen bekleidet und diese zeigen eine so rauhe und unregelmässig gekörnte Oberfläche, dass wir annehmen müssen, es solle damit Pelz oder Fell angedeutet werden.

Eine weitere Figur (44. 3) stellt einen vornehmen Krieger dar; sie trägt einen langen bis unter die Kniee herabsteigenden Rock mit engen Halbärmeln. Die glatte faltenlose Oberfläche deutet auf starken Lodenstoff. Es gab Loden von solcher Festigkeit, dass ein Rock davon geradezu den Panzer ersezen, ja sogar den, der ins Feuer fiel, anfangs vor Brand-

wunden schüzen konnte[1]. Mit den Strichen am unteren Saume des Rockes scheint ein farbiger Besaz gemeint zu sein. Der Kopf ist mit dem Eberhelme bedeckt; dieser hat eine runde Glocke und sehr breite Wangenlaschen, wie sie geeignet waren, das Gesicht fast ganz zu decken und unkenntlich zu machen. Dass die sonstigen Andeutungen Nasenberge und Nackenschuz vorstellen sollen, ist möglich, da an Helmen der christlichen Epoche solche Schuzteile nachzuweisen sind (30. 16). Der ganze Helm sieht aus, wie aus starken Spangen geflochten, die aus Metall oder Horn bestehen könnten. Wir besizen noch ein Helmgestell aus dieser Zeit[2]; dieses ist aus mehreren halbkreisförmig übereinander gebogenen Eisenrippen zusammengesezt, die unten durch einen eisernen Ring festgehalten und im Wirbel mit einer Erzplatte benietet sind, auf der das in Eisen geschnittene Bild des Ebers steht; die Räume zwischen den Rippen waren mit querliegenden Hornplatten ausgefüllt. In der rechten Hand führt unsre Figur eine Lanze, in der linken ein Schwert. Die Lanzenklinge zeigt an der Tülle zwei Vorsprünge; dergleichen Eisen wurden, wenn auch selten, in allen germanischen Gräbern gefunden, darunter eines bei Bessungen im Darmstädtischen, das jener Klinge augenfällig ähnlich sieht (44. 12). Es ist ein ziemlich gestrecktes Eisen, dessen Tülle unterhalb der Vorsprünge sich in zwei Spangen fortsezt; mit diesen war es ehedem über den Schaft geschoben, an dem es mit zwei Ringbändern festgehalten wurde. Es scheint ein Jagdspeer zu sein, wie man ihn für Bären und Eber gebrauchte. Der Schwertgriff zeigt einen beringten Knauf; auch von solchen Griffen hat man ein sehr schönes Beispiel in einem angelsächsischen Grabe bei Gilton in Kent entdeckt (30. 19). Der Knauf wie der untere Bügel bestehen aus zwei ovalen Platten von Eisenblech, die mit Heftstiften auf einer jezt nicht mehr vorhandenen Zwischenlage von Bein oder Holz befestigt waren. Auf dem obersten Plättchen des Knaufes sizt ein dreieckiger Knopf mit Linienverzierung und an einer Seite desselben ein fester Ring, in dem ein beweglicher hängt. Es ist der Griff einer langen zweischneidigen Spatha. Eine vierte, ebenmässig mit Helm, Schwert und Lanze ausgerüstete Figur (44. 4) lässt kein weiteres Gewandstück blicken, als einen Gürtel. Dieser scheint aus aneinander gereihten Tierzähnen gemacht oder damit besezt zu sein, ein Brauch, der sich vielfach nachweisen lässt. Der Helm hat gleichfalls eine runde Haube und Wangenlaschen; auf der Haube sind zwei hornförmig gegen einander gebogene Vorsprünge mit Köpfen sichtbar, die den langen Hälsen gewisser Wasservögel gleichen. Die Wangenlaschen sind auseinander gefallen und geben das Gesicht preis; dieses zeigt gleichfalls glattes Kinn und starken Schnurrbart. Die Lanzenklinge hat einfache Rautenform mit leicht eingeschweiften Schneiden. Ein Beispiel von solcher Spize hat uns dasselbe Bessunger Grab geliefert (44. 11) und fehlt

---

[1] Der gefürchtete Seekönig Ragnar, der um diese Zeit lebte, führte von solchem Loden den Beinamen „Lodbrok". L. v. Holberg, Dänische Reichshistorie 1. 109.

[2] Siehe unter Angelsachsen (30. 16.) Ein ähnlicher Helm aus silbernen Spangen mit Gesichtsumrahmung, doch ohne Eberbild, Nasen- und Nackenberge wurde im Thorsbjerger Moore gefunden. Dergleichen Helme mit Gesichtsschuz sind es wol, die in den Liedern mit „Grimhelme" bezeichnet werden (Beowulf 336).

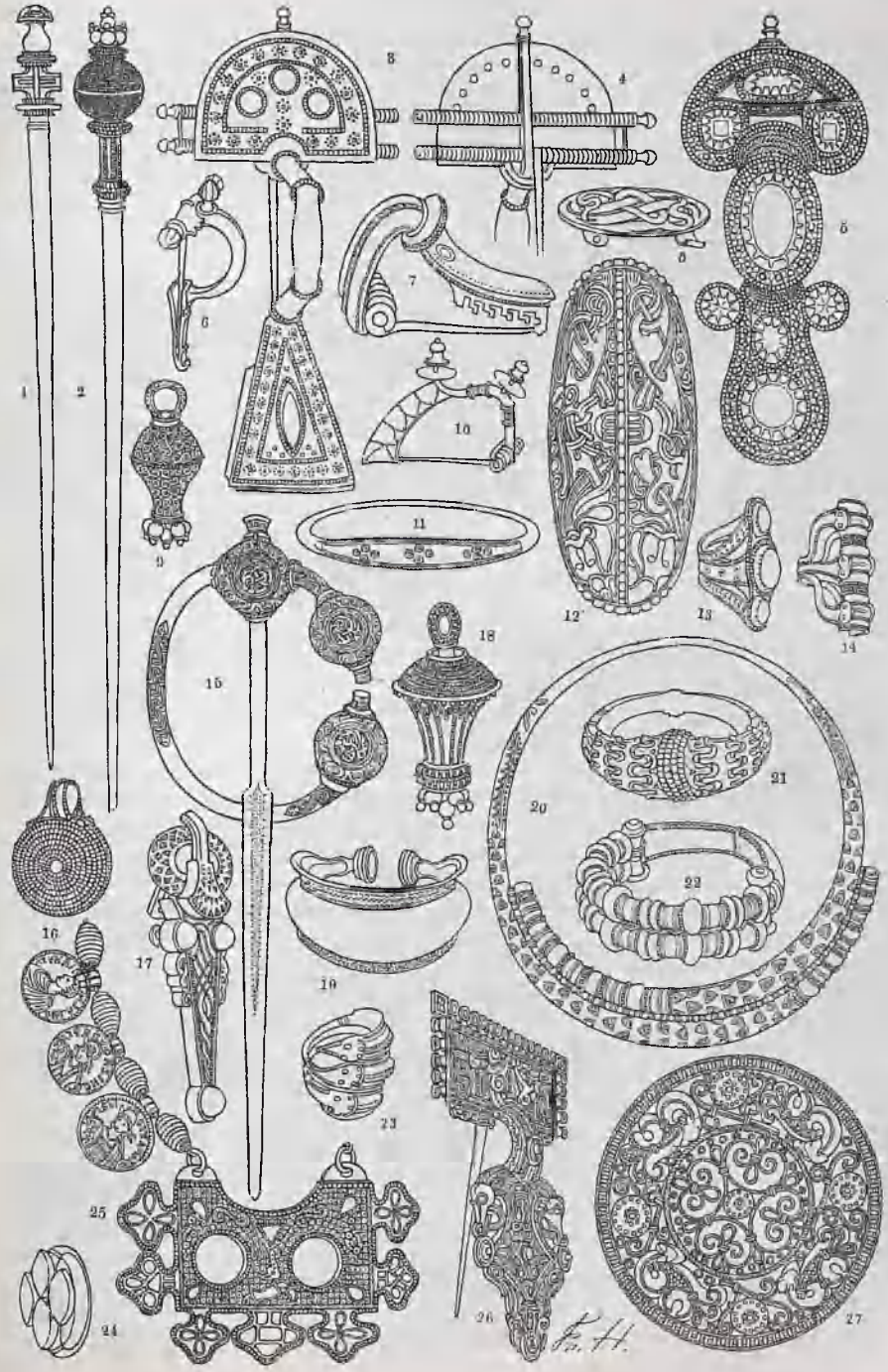
fast auf keinem Friedhofe dieser Zeit. Das Schwert hängt an einem von der rechten Schulter zur linken Hüfte laufenden Riemen. Der Riemenhalter sizt auf der breiten Fläche der Scheide, ein Siz, der sich schon auf römischen Schreibtafeldeckeln bei germanischen Kriegern nachweisen lässt (16.1. 24.1). Neben dieser Figur, die fliehend dargestellt ist, bemerken wir eine andre, die das Schwert zieht, um anzugreifen; diese ist in das Fell eines Wolfes gehüllt, dessen Rachen sie über den Kopf gezogen. Schwert und Lanze sind wie bei der vorigen Figur [1].

Die nebenstehende Abbildung (45.1—27) giebt eine Auslese von den Schmucksachen wieder, die aus skandinavischen Gräbern zu Tage gekommen sind und jezt im Museum zu Kopenhagen aufbewahrt werden. Die Stücke durchlaufen alle Wandlungen des Stiles von der Bronzezeit an bis etwa in das 10. Jahrhundert nach Christus. Uns ins Einzelne zu verlieren verbietet der Raum; doch wollen wir hier diese Wandlungen, um wenigstens ein knappes Bild davon zu geben, an den Kleiderfibeln verfolgen. Die ältesten Fibeln sind einfache Heftnadeln aus zusammengebogenem Draht oder aus einem Drahte, der zu zwei oder vier Scheiben spiralisch zusammengerollt und mit einem seiner Enden in eine Nadel fortgesezt, oder mit einer besonders angehängten Nadel versehen ist (4. 15.19—21). Dann kommen Nadeln auf mit einem Bügel, der sich an einem Ende zusammenrollt und dann in eine Nadel fortsezt, mit dem andern in einen rinnenförmigen Fortsaz verlängert, in den sich die Nadelspize einlegt (4. 7—12. 14. 16—18). Die Federrolle verbreitert sich zu einem quergestellten Kreuzarme (4. 11). In der römischen Zeit ist diese Federrolle mit einer Metallhülse bedeckt (12. 1—7), oder auf die Rückseite der Spange verlegt (45. 3. 4). Das Stück, welches die Rolle deckt und den Kopf der Nadel bildet, weitet sich zu einer vier- oder dreieckigen, auch halbrunden, ovalen oder kleeblattförmigen Platte aus, das untere Stück oder der Fuss aber zu einem in die Länge gezogenen Dreiecke oder Sechsecke; der verbindende Bügel ist gewölbt oder zweimal knieartig gebrochen, jede Fläche der Spange glatt oder mit eingeprägten einfachen Mustern verziert. Spangen dieser Art wurden, wie an geschnizten Elfenbeindiptychen zu bemerken ist (24. 1), mit dem Kopfe nach abwärts angeheftet, so dass ihr Fuss über die Schulter emporragte. Seltenere Funde sind Nadeln ohne Federrolle (22. 21—24); der Stift ist hinten in den hohlen Kreuzarm eingesezt und wird durch ein seitwärts in den Arm eingefügtes Schräubchen festgehalten. Dem Schraubenkopfe entspricht ein zweiter Kopf am andern Ende des Kreuzarmes und häufig noch ein dritter auf dem Bügel (45. 6). Die grössere Spange mit Kopf- und Fussplatte gab das Muster für die gewichtigen Spangen der fränkischen Zeit ab, die aber mit der Kopfplatte nach oben gewendet angesteckt wurden. Die germanischen Spangen sind oft von ungewöhnlicher Grösse und stets auf der Aussenseite durchaus mit Ornamenten bedeckt, deren ungeheure Mannigfaltigkeit sich kaum in Worte ummünzen lässt. Die Kopfplatte ist entweder halbrund oder viereckig; aus ihrem Rande springen meist eichelförmige Zapfen hervor (19.2. 23.21), während zwischen dem Ornamente der Flächen halbkugelige glatte Buckeln wie Augen und Nüstern an einem Tierkopfe aufgesezt erscheinen und die Fussplatte meist mit einem Tierkopfe endigt. Gerade bei den skandinavischen Spangen (45.26) treten die Ornamentmotive, die sich unter den Merowingern erst ungeschickt und halbbarbarisch hervorwagten, in wahrhaft überquellendem Reichtum auf und zwar ohne Uebergang aus älteren Motiven, so dass schon der Mangel an aller Vermittlung zum Verräter ihres fremden Ursprunges werden muss. Gleichfalls auf römische Vorbilder lassen sich die muschel-

[1] Eine Schwertscheide von Silberblech mit einer ganz ähnlichen Figur wurde bei dem Dorfe Gutenstein im südlichen Schwaben entdeckt. Näheres S. 68 und Fig. 18. 3.

Fig. 45. 1. 2. Silbernadeln, leztere mit goldenem Knopfe. 3. 4. Spangenfibel von Silber mit Goldeinlage. 5. Spangenfibel von Gold mit Granaten und Karneolen. 6. Bronzefibel. 7. 10. Silberfibeln mit Goldeinlage. 8. 12. Scheiben- und Schalenfibel von Messing und Bronze. 9. 18. Berlocken von Gold. 11. 19. Kopfring und Diadem von Gold. 13. 14. 23. 24. Fingerringe von Gold, ersterer mit farbigen Glasstücken. 15. Schnalle von Silber mit Vergoldung. 16. Hängeschmuck von Gold. 17. Schnalle von Bronze mit Silbereinlage. 20. Halsring von Gold. 21. 22. Armringe, der erste von Silber, der andre von Gold. 25. Brustschmuck von Gold mit byzantinischen Münzen aus den Jahren 425 bis 578. 26. Spangenfibel von vergoldetem Silber. 27. Scheibenfibel von Gold. (Sämtliche Sachen aus J. J. A. Worsaae, Nordiske Oldsager.)

Fig. 45.



förmigen Schalenfibeln zurückführen (45.12); diese haben keine Randzapfen, sind aber auf der Aussenfläche nicht minder reich mit Ornamenten bedeckt, während die Nadel am Rande der hohlen Innenseite sizt. In der späteren Kaiserzeit verflacht sich die römische Schale zu einer völlig platten, kreisrunden Scheibe und ihr Ornament wandelt sich in eingesezte Glasflüsse, buntes Email, geschliffene Edelsteine und Rankenwerk aus Filigrandraht um (45.27). Die Byzantiner und die in Italien eingewanderten Germanen machten sich diese Technik zu eigen, ersezten aber das feine Rankenornament häufig durch einen Schmuck von Edelsteinen mit ringsum dichtangesäeten Glaspasten und Goldperlen, eine Verzierung, die dem barbarischen Geschmacke näher stand, als dem gediegenen Formensinne der alten Römer. In dieser Weise behandelten sie auch die Spangenfibeln (45.5).

Diese im grossen gezeichnete Stilwandlung lässt sich auch an den übrigen Schmucksachen verfolgen. Die Ringe ältester Form, ob sie nun für Kopf, Hals, Arm oder Finger bestimmt sind, bestehen stets aus spiralisch gewundenen Drähten oder breiteren Metallstreifen (5.15.20.21.22). Die Hals- und Armringe greifen gewöhnlich zur Hälfte oder zum Viertel ihres Umfanges federnd ineinander (5.8. 45.20.22). Alle spiralisch gewundenen Ringe gehören zu den ältesten Erzeugnissen (45.23). Dann folgen einfache Ringe, die gewöhnlich, doch nicht immer, gegen ihre Oeffnung hin an Breite abnehmen und auf jener Seite, welche der Oeffnung gegenüberliegt, verziert sind. Die Ringe in der Zeit der Völkerwanderung aber verdicken sich in umgekehrter Weise an den Enden gegen ihre Oeffnung hin (23.9.10). Auffallend selten sind die Funde an Halsringen aus dieser Zeit, während doch die Lieder so viel von ihnen zu melden wissen. Ein Ring dritter Form besteht aus einfachem Drahte, der mit seinen Enden ineinander gehakt oder gewickelt ist; in solche Ringe hängte man häufig Berlocken ein und machte so ein Ohrgeschmeide daraus, wie es schon in römischer Zeit gebräuchlich war (45.9.18). Sonstiger Hängeschmuck findet sich an Oesen auf Schnüre gereiht, um so als Halsschmuck getragen zu werden (45.16). Dazu benuzte man auch Münzen, und manche Münze von byzantinischem Gepräge verrät uns die Herkunft des ganzen Schmuckes (45.25).

Der Inhalt mancher Lieder und Sagen, die wie urgermanisch klingen, wurde vermutlich durch Lieder, welche die Wikinger aus den südlichen Meeren auf den nordischen Boden verpflanzten, beeinflusst; selbst durch die Lieder der Edda klingt es manchmal wie ein Nachhall von dem Untergange Trojas und dem Opfertode auf Golgatha. Aber gleich den mittelalterlichen Künstlern, welche die biblischen Gestalten in die Gewänder ihrer eigenen Zeit steckten, so umhüllten auch die nordischen Dichter die fremden, wie die uralten heimischen Gestalten mit den Gewändern, in denen sie selbst verkehrten. Ueberdies haben die Lieder der Edda ihre jezige Gestalt erst zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert erhalten, und so gehören auch die Trachten, in welchen sie uns ihre Helden vorführen, vorwiegend dieser Epoche an. Doch sind die Erinnerungen an die Trachten der uralten Zeit nicht dergestalt ausgelöscht, dass wir deren Spuren nicht noch erkennen sollten. Zu diesen Ueberlieferungen gesellen sich vom 10. Jahrhundert an die Zeugnisse der Chroniken und vom 11. Jahrhundert an auch einige Kunstwerke in den skandinavischen Kirchen.

An die Stelle der Pelze, die man ursprünglich zur Kleidung verwendete, traten immer häufiger Zeuge aus Wolle und Hanf. Um die Zeit der Wikinger wurde grobes Wollzeug in jedem Hause hergestellt; man nannte diesen Stoff »Loden« (lod), oder wenn er sehr stark war »Filz« oder »Flockzeug« (floki). Daneben kam ein minder grobes Wollzeug in Gebrauch, das man »Wadmal« nannte und in einfaches (hafnarvadmal) und gestreiftes (morendr) unterschied. Minder alt, als die

Wollzeuge, aber schon in der Wikingerzeit reichlich gebraucht, war die Leinwand. Diese wurde hauptsächlich zu Frauenkleidern verwendet. Mit einem Leintuche ward in heidnischer Zeit die Braut verhüllt, wenn sie sich vermählte, weshalb sie in den Liedern auch »hlinlina« genannt wird. Baumwolle und Seide kamen erst später nach Skandinavien; der Name »Seide« erklingt nur selten in den Eddaliedern. Erst im 13. Jahrhundert brachte der Handel Purpur, Scharlach und Brokate in Mode. Wenn nun diese Stoffe auch jezt erst häufiger angewendet wurden, so waren sie deshalb zuvor nicht unbekannt gewesen. Die Wikinger fanden sie in den Kirchen und Klöstern, die sie ausraubten, um, in ihre alten Stammhäuser zurückgekehrt, ihre Truhen damit zu füllen; doch waren es damals nur zufällige Prunkstücke.

Dieses raubsüchtige Volk, finsteren Charakters wie das Meer seiner Heimat, ging gewöhnlich in dunklen Kleidern daher; grau und schwarz war die Farbe seiner Werktagskleider; in den Liedern werden die Dänen »die schwarzen Dänen« genannt, und die Chroniken erwähnen ihrer fortwährend als »des schwarzen Heeres«. In der dänischen Ballade vom »Child Dyring« heisst es, dass dieser Häuptling selbst zu einem Hochzeitsfeste in schwarzer Seide geritten kam. Die schwarze Farbe hatte mit der Trauer nichts zu thun; sie entsprach nur dem düsteren Gemüte des Volkes mehr, als jede andre Farbe, so dass sie zur Nationalfarbe wurde. Noch heute gehen die Isländer meist schwarz gekleidet einher[1]. Doch mangelte den Seeleuten nicht der Sinn für lebhaftere Farben; so liebten sie farbig verzierte Segel und bevorzugten namentlich blaugestreifte und Segel mit roten und grünen Strichen. Im Anzuge aber überliessen sie die bunten oder lichten Farben den Weibern und Kindern, deren Kleidung häufig zwischen blau, rot und braun wechselte. Es scheint, dass die Dänen erst seit ihrem Uebertritte zum Christentume die dunklen Farben abwarfen, denn die Chronik berichtet, dass sie nach ihrer Niederlassung in England die Sachsen an prunkender Gewandung zu überglänzen suchten, oft die Kleider wechselten und ihr Haar alltäglich kämmten. Der Königsmantel von Harald Hirschfuss war von Seide und mit goldenen Blumen gestickt, ein Gewand Kanuts von Seide mit goldenen Adlern[2]. Auch in Blau kleideten sich gerne die lebensfroheren Männer; der höchste Gott Odhin, der im himmelblauen Mantel die Erde umfasst, war ihnen hierin ein Vorbild. Immer mehr verschwanden die dunklen Farben vor den lichten; in der sogenannten »höfischen Zeit« wurde neben Braun vorwiegend Blau, Grün und Scharlachrot getragen, dazu goldene Borten. Selbst schlechtere Gewänder waren damals grün und weiss; die Vorliebe des Mittelalters für zweifarbige Kleider wurde auch von den Skandinaviern geteilt.

In der Wikingerzeit indes blieb die lichte Farbe höchstens auf die festliche Tracht beschränkt; auf der See bedienten sich selbst die Könige nur

[1] Den Raben indes sezten die Dänen nicht aus Vorliebe für dessen schwarze Farbe in ihr Banner, sondern weil er ihnen als Führer auf dem weiten Meere diente und sie aus der Richtung seines Fluges ersahen, wo Land zu suchen sei.

[2] Planché, British costume S. 43.

einer schmucklosen Kleidung; diese war entweder aus dem Fell von Schafen und Seehunden hergestellt, oder aus starkem Loden und, um gegen das Seewasser unempfindlich zu bleiben, nicht selten mit Pech getränkt. Ueber die Form dieser Kleidung aber ist schwer etwas zu sagen; Arnold von Lübeck, der im 13. Jahrhundert lebte, berichtet, dass die Dänen ursprünglich Matrosenkleider trugen [1]. Diese Kleidung war vielleicht der Schiffertracht ähnlich, welche noch heute die Isländer tragen, und diese stimmt im ganzen mit den Gewandresten überein, die im Thorsbjerger Moore gefunden wurden und aus einem Aermelkittel ohne Taille, aus Hosen mit angenähten Strümpfen und aus Bundschuhen bestanden. So wenig indes wie die Nordlande von gleichem Charakter sind, so wenig wird auch die Tracht bei den Nordländern überall dieselbe gewesen sein, und der Däne sich vom Schweden und der Norweger sich von beiden unterschieden haben. Am wenigsten ist nachzuweisen, wie es mit dem Barte gehalten wurde. Die holsteinischen Gürtelplatten zeigen uns die Menschen nach fränkischer Sitte mit Schnurrbart und kurzem Haare (44. 1. 2); unter Olaf dem Heiligen, der bis 1030 lebte, galten lange Bärte als Schmuck. Die Dänen auf dem Festlande scheinen langes Haar noch beibehalten zu haben, als die auf englischem Boden gelandeten sich bereits der vom Frankenreich herübergekommenen Mode unterwarfen und das Haar stuzten.

Die ersten abbildlichen Zeugnisse, die wir über die skandinavische Tracht aus christlicher Zeit besizen, zeigen dieselbe bereits vielfach nach der allgemeinen Mode hergerichtet, die im 11. Jahrhundert in ganz Deutschland und auch im übrigen Westeuropa vorherrschend war. Nicht lange nach der Zeit, da man sich ungefährdet zum Christentume bekennen durfte, waren es vorzugsweise die Deutschen, die mit ihrem Handel auch ihre Moden über ganz Skandinavien verbreiteten. In Dänemark gewannen sie seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts die kostümliche Oberhand und am Schlusse desselben Jahrhunderts war ganz Skandinavien mit Ausschluss der hochnordischen Lande der deutschen Mode unterthan. Die fremde Mode machte sich naturgemäss vorerst nur in den reichen Kaufstädten bemerklich und auch hier nicht ohne Schwankung; so beharrte König Erling von Norwegen (1162—1184) unentwegt bei der Tracht seiner Väter. In den verkehrsentlegenen Wohnstätten hat man sich wol niemals der heimischen Tracht entwöhnt. Im allgemeinen erhielt sich auf Island die nordische Sitte am längsten unverfälscht selbst den Einwirkungen der christlichen Lehre gegenüber, und die Lieder und Schriften, die der bodenwüchsige Geist dort in jener Zeit zu Tage förderte, sind fast die einzigen Quellen, die uns Spuren einer uralten Vergangenheit getreulich überliefert haben. Die bildlichen Quellen sind äusserst dürftig und beschränken sich auf einige Reste von kirchlichen Wandmalereien. Die frühesten gehören, wie gesagt, dem 11. Jahrhundert an. Eine derselben zeigt uns einen Mann aus dem Volke in kittelförmigem Rocke mit Halb-

[1] 3. 5. vrgl. dazu noch Olaf Dalin, Geschichte des Reiches Schweden, übersezt durch J. Benzelstierna 1. 88 und L. v. Holberg, dänische Reichshistorie 1. 109.

ärmeln (44.7); der Rock ist unter dem Gürtel rechts und links heraufgezogen und sein Bausch verdeckt den Gurt. Die Beine scheinen unbedeckt, doch ist geschichtlich bezeugt, dass damals die Hosen nicht nur allgemein waren, sondern bei vornehmen Leuten von den Schuhen bis zu den Schenkeln hinauf mit Seidenbändern umwickelt wurden[1]. Deutlicher kommt die Zeitmode in der Tracht einer Frau zum Vorschein (44.6). Hier ist es namentlich der unten weit geöffnete und oben enge Aermel des Oberkleides, unter welchem der lange anschliessende Aermel des Hauskleides sichtbar wird; ferner der turbanähnliche Kopfpuz, wie man solchen nur im 11. und 12. Jahrhundert aus feinen und gestickten Zeugen zusammenzuwinden pflegte. Auch die ritterlichen Figuren (44.8.9.13) stellen sich in der Tracht dieses Zeitraumes dar; für das 11. Jahrhundert ist namentlich der Kegelhelm mit Nasenschuz und der dreieckige, einem Papierdrachen ähnliche Schild charakteristisch (44.8), für das folgende der Ringelpanzer mit Kapuze und Rüsthosen, welche die Füsse bis an die Zehen bedecken und hinten an den Beinen herauf gebunden sind, ferner der gestreckt dreieckige und halb cylindrisch gewölbte Schild (44.13), eine Rüstung, die uns genau so im Hortus deliciarum der Herrade von Landsperg begegnet. Doch lassen sich in den dürftigen Ueberbleibseln auch noch Spuren von altheimischen Trachtenstücken entdecken. Da findet sich ein Mann (44.14), der mit einer Art von Mantelrock angethan ist; dieses Kleid hat lange enge Aermel, ist vorn auf dem Körper übereinander geschlagen und auf der rechten Schulter geschlossen. Solch ein Rock ist, abbildlich wenigstens, für Deutschland nicht nachweisbar, aber er findet sich mehrfach in den nordischen Ueberlieferungen angedeutet[2] und zwar mit Borten um die Hand und von zweifarbigem Tuche. Es scheint, dass er zu jener Art von Mänteln gehörte, die man »Feld« nannte. Adam von Bremen[3] berichtet von wollenen Felden oder Faldonen, mit denen die Skandinavier und auch die Anwohner der deutschen Küsten einen starken Tauschhandel nach Preussen betrieben. Eine weitere skandinavische Eigenheit ist der kleeblattförmige Knauf an dem Schwerte des Reiters (44.8); ein eisernes Schwert mit solchem Knaufe hat sich, in Stücke zerbrochen, quer über einem Gefässe liegend vorgefunden, das mit Leichenbrand gefüllt war (30.17). In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts kam in Norwegen die fremdländische Mode der langen Schlepprücke auf, die namentlich in England unter Richard II. herrschend war. Diese Röcke wurden an der Seite passend um den Körper geschnürt; ihre Aermel waren fünf Ellen lang, so dass man sie, um die Hände gebrauchen zu können, mit Schnüren vom Handgelenke bis zur Achsel heraufziehen musste. Die Schuhe waren hoch; um die in Prachtstrümpfe eingeschnürten Waden lag ein Goldring.

Die kostümlichen Zeugnisse ermöglichen erst vom 12. Jahrhundert an eine ziemlich lückenlose Darstellung der nordischen Tracht.

---

[1] Olafs s. helga 60. — Biarnar s. Histoelak S. 19. 64.
[2] Gautrek saga 9 und Olafs s. Tryggv. 173; siehe Weinhold, Altnordisches Leben S. 167.
[3] 4. 18.

Das unterste Kleid bei den Männern oder deren Hauskleid war ein hemdförmiger Rock (skyrta). Dieser hatte ein passendes Halsloch und liess durch einen Seitenschliz wenigstens eins der Beine frei (46.1). Obenher scheint er, zumal bei vornehmen Leuten, ziemlich anliegend gewesen zu sein; dem entsprechend wird im Lied von Rig von einem Edelmanne ausdrücklich bemerkt[1]: »Knapp lag das Kleid an«. Gewöhnlich war dieses Unterkleid von Leinwand oder Hanf, bei reichen Leuten von Seide mit goldenen Säumen. Die Hosen waren von verschiedener Länge; sie reichten entweder von den Hüften bis zu der Kniescheibe herab, oder bis zum Fussknöchel, bedeckten auch nicht selten noch den ganzen Fuss. Die kürzesten Hosen nannte man »Bruchen« (brokr), die längeren »Knöchelbruchen« (ökul- oder hökulbroekur), die Hosen mit Strümpfen aber »Sockenbruchen« (leistabroekur). Sämtliche Arten wurden oben um den Leib mit einem Gürtel befestigt und die kurze Bruche auch bei Nacht nicht abgelegt. Die völlig deckenden Hosen waren indes nicht immer im ganzen hergestellt, sondern bestanden aus Bruchen und Strümpfen, die man unter den Knieen zusammenschnürte und zwar an jedem Beine mit zwei Zipfeln, die, wie es scheint, an der Bruche sassen. Die kurzen Strümpfe nannte man »Socken« (sekr oder leistr), die langen aber »Hosen« (hosa); dieser Name ging allmählich auf das ganze Beinkleid über, als man die Strümpfe immer höher heraufsteigen und den ganzen Unterkörper bis zum Hüftgürtel damit bedecken liess. Da man dazu zwei Langstrümpfe brauchte, die man einzeln anzog, so gewöhnte man sich, das völlige Beinkleid »ein Paar Hosen« zu nennen, ein Brauch, der bis heute noch gültig ist. Solche Hosen wurden nach deutscher Art am Hüftgürtel mit Schnüren oder Riemen (hosnasterti oder hosnareimr) befestigt (Taf. 3.5). Die Beinkleider bestanden aus Leinwand oder Tuch, für den Winter aus starkem Loden. Besonders dauerhafte Hosen stellte man aus Leder her (skinnhosur), billige von Geissfell, bessere von Rindshaut, die teuersten von Bockleder. Zum höchsten Staatsgewande gehörten Hosen von rotem Korduanleder mit goldenen Sporen an den Fersen. Rote Hosen waren sehr beliebt; sonst waren die Tuchhosen von weisser, schwarzer und dunkelblauer Farbe. Mit nackten Beinen und barfuss gingen nur die ärmsten Leute.

Die Schuhe bestanden ursprünglich, wie die Funde im Thorsbjerger Moore beweisen, aus einem Stücke Leders, das auf die Sohle passte und Randlaschen hatte, die über den Fuss gelegt und mit Riemen, die durch die Laschen gezogen waren, auf den Fuss festgebunden wurden. Die Riemen waren sehr lang und wurden zugleich um die Unterschenkel gewickelt. So scheint das Fusszeug bis in das Mittelalter hinein geblieben zu sein. Der geschlossene Schuh (sko), der sodann aufkam, war niedrig, gerade nur auf den Fuss passend (44.7.9.14) und hatte eine lange Bindeschnur, die durch einige Löcher am oberen Rande lief. Schuhe dieser Art sind noch gegenwärtig bei

[1] Rigsmal 15.

ärmeren Nordländern im Gebrauch. Feinere Schuhe liebte man mit buntem Leder benäht. Um auf dem Eise gehen zu können, schnallte man Stacheln (broddir) an, und lange Brettchen mit leicht aufwärts gebogener Spize (skidur oder öndur), wenn man sich auf dem Schnee bewegen wollte.

Was wir heute Rock nennen und über dem Hemde tragen, war damals ein Ueberrock, da das Hemd selbst Hausrock war; man nannte ihn »Kittel« (kyrtil). Anfangs scheint er nur so lang und auch so eng wie das Hemd gewesen zu sein, gleichsam ein zweites Hemd, das man nur bei schlechtem Wetter über das erste anlegte und gürtete (46. 3). Im 12. Jahrhundert aber fing das Oberkleid an weiter und auch länger zu werden, ja bis zu einem Schlepprocke (dragkyrtlana) anzuwachsen; doch gehörte solcher Modenrock nur zur Festtracht reicher

Fig. 46.

1. Mann in Skyrte. 2. Mann in Skyrte und Feld. 3. König in Leistabroeke, Skyrte, Kyrtil und Möttull. 4. Königin in Skyrte (mit Halbärmeln), Staenize und Möttull. 5. Frau in Skyrte, Staenize, Hekle und Sveig. 6. Mann in Skyrte und Kiafal. Wandbilder in der Kirche zu Bjeresjö in Schweden. (Nach N. M. Mandelgreen, Monuments Scandinaviques du moyen-âge.)

Leute und war dann gewöhnlich von Scharlach oder roter Seide. Als Werktagskleid wurde der Oberrock bequem, mit mässig weiten Aermeln, aus grauem oder braunem Wadmale hergestellt (46. 3). Im Winter trug man Pelzkittel, die zuweilen mit Schnüren verziert waren.

Neben diesem Kittel gab es noch einen kurzen, knappanschliessenden Rock, den man »Juppe« (hiupr) nannte und als Waffenrock trug, sowie ein Gewand von ähnlichem Schnitte (treya), das man gleichfalls über den Harnisch legte. Das lezte Kleid scheint ärmellos gewesen zu sein, sonst aber von gleichem Schnitte, wie die Juppe.

Die Röcke wurden gegürtet, doch nicht mit dem Hosengurte, sondern mit einem besonderen Riemen (belti oder lindi). Dieser obere Gürtel war gewöhnlich von Zeug oder Leder, bei reichen Leuten häufig mit Schmucksachen, mit Edelsteinen und Goldblechen besezt, oder völlig aus Metallplatten hergestellt, die in Scharnieren aneinander

hingen. Dieser Gurt diente zugleich als Wehrgehänge, indem man Messer und Schwert daran befestigte. Für gewöhnlich aber führte man diese Waffen am Hosengurte mit sich.

Der Ueberwürfe (yfirhöfn, upphlutr) gab es verschiedene; die älteste Art von Mantel war eine Felldecke, die man um die Schultern oder sonst beliebig um den Körper nahm (45.2). Man nannte sie »Feld« (feldr), dieser Name ging auch auf die Umhänge von grobem Wollstoff über, die hauptsächlich zum Schuze gegen Sturm und Regen benuzt wurden. Noch heute nennt man in Norwegen eine Decke von behaartem Felle »Feld«. Adam von Bremen nennt diese Umhänge »Faldonen«. Es gab zwei Arten solcher Felden; die eine war kreisrund geschnitten und an einer Seite von der Schulter an aufgeschlizt; durch ein Loch in der Mitte wurde sie über den Kopf herab angezogen und dann nach Bedarf an der Seite verknöpft, so dass sie lang und faltig den ganzen Mann gegen Unwetter trefflich zu schüzen vermochte; sie glich somit der deutschen »Heuke« (vergl. Taf. 4.14). In zweiter Form war der Mantel mit Aermeln versehen und vorn herab völlig aufgeschlizt, so dass er, angezogen, vorn über dem Körper zusammengeschlagen und auf der Schulter mit einer Spange geschlossen werden konnte (44.14). Gewöhnlich waren die Felden grau oder blau, nach Belieben auch mit Borten an den Aermeln besezt.

Daneben gab es noch Mäntel (möttull, skickja), die mehr nach fremdländischer Mode zugeschnitten und aus den besten Stoffen, aus Scharlach oder Seidenzeug verfertigt, mit Pelz gefüttert und besonders an den Schossrändern mit Borten (tiglamöttull) besezt waren. Diese Mäntel kamen in einer Länge vor, dass sie auf dem Boden nachschleppten, mit Gold durchnäht und mit Goldknöpfen von oben bis unten besezt. Die Spangen, mit denen sie auf der rechten Schulter festgehalten wurden, waren gleichwertige Kleinode und oft von grosser Länge. Könige liebten ihre getreuen Diener oder sonstige Leute, die sie ehren wollten, mit solchen Mänteln zu beschenken. Ausserdem benuzte man mehrere Arten von einfachen Ueberziehern, die alle mit einer spizen Kapuze (kuflhöttr) versehen waren und vermutlich, trozdem sie mit verschiedenen Namen bezeichnet werden, doch nicht viel von einander abwichen; vielleicht dass sie nur in der Länge wechselten, und bald lange Aermel, bald nur Armschlize hatten. So scheint es, dass man unter dem Namen »kiafal« Ueberzieher ohne Aermel verstand, unter »kufl« lange Ueberzieher, die den ganzen Mann vom Wirbel bis zu den Füssen verhüllten. Zu den Kapuzenröcken gehörte die »Kappe« (kapa, kapi); diese bedeckte den ganzen Mann samt dem Kopfe, mitunter auch das Gesicht mit einer Larve (grima), so dass derselbe völlig unerkannt sich in ihr bewegen konnte; aus diesem Grunde pflegten namentlich heimliche Boten und Flüchtlinge sich dieser Kappe zu bedienen. Unter diesem Kleid ist jedenfalls die »Tarnkappe« des Nibelungenliedes zu verstehen, in welche Sigfried hineinschlüpfte, als er sich an König Gunthers Statt zum Kampfe mit der starken Brunhilde anschickte und doch von dieser nicht erkannt wurde. Ein ähn-

liches Gewand wird mit »kufl« bezeichnet; da dieses Wort zugleich auf die Mönchskutte angewendet wird, so giebt uns diese den besten Begriff von der Gestalt des Kufl. Dieser Kufl muss die Füsse bedeckt haben, da man bergwärts schreitend sich mit den Füssen darin verfangen konnte. Man trug ihn grau, schwarz, weiss und blau, auch zweiteilig gefärbt, etwa im Rocke schwarz, in der Kapuze rot, als Schuzkleid von wasserdichtem Zeuge (vaskufl). Aehnlich dem Kapuzenkufl, aber ohne Aermel und nur wie der ursprüngliche Tappert mit Armlöchern versehen, war der »kiafal« (46. 6); er wurde zwischen den Füssen zugeknöpft oder vernestelt. Unter den Kapuzenröcken wird einer mit »hetta« bezeichnet; es scheint eine Kutte von derbem Flockzeug gewesen zu sein, aber von ziemlicher Kürze, da man den langen Kapuzenzipfel zwischen den Beinen heraufnehmen und am Gürtel festknüpfen konnte.

Schliesslich gab es noch Ueberzieher ohne Kapuze; einer darunter wird »stackr« genannt; dieser reichte bis in die halben Oberschenkel und wurde über den Kittel angelegt. Noch heute kommt in Island ein ähnlicher Kittel vor, der um Hals und Hüfte zusammengeschnürt wird; ob dies auch bei dem Stackr geschah, ist nicht mehr nachzuweisen. Eine alltägliche Kappe war die »hekla«; diese kam in allen Farben vor, meist grün, dann weiss oder dunkelblau, als vornehmste scharlachrot mit zierlichem Besaze. Mehr zum Schuze vor den Waffen als vor dem Wetter bestimmt waren die mit »olpa« oder »ulpa« sowie mit »bialfi« oder »bialbi« bezeichneten Gewänder, die durchweg aus starkem Loden oder aus dem Felle von Bären und Wölfen bestanden. Der Unterschied zwischen ihnen ist unbestimmbar; beides scheinen Wämser oder Koller gewesen zu sein; von dem Bialfi weiss man, dass er auch den Hals umschloss.

Als Kopfbedeckung wurde im 12. und namentlich im 13. Jahrhundert vorzugsweise von den Männern eine glattanliegende Haube getragen und zwar von Byzanz an bis nach Island hinauf. Neben Kapuze und Haube war ein Hut (höttr) von Leder, Fell oder Filz der gewöhnlichste Kopfschuz; dieser passte auf den Kopf und hatte eine breite, schräg herabstehende Krämpe sowie ein Sturmband, ähnlich wie er unter den Bauern in manchen Gegenden Skandinaviens noch heute getragen wird. Daneben tauchten namentlich unter den höheren Ständen die fremdländischen Hüte auf, unter denen die russischen bevorzugt wurden. Wahrscheinlich waren die russischen Hüte so beschaffen, wie wir sie auf einer Pergamentmalerei vom Jahre 1073 dargestellt finden; hier sind es etwas überhöhte, runde blaue Müzen mit dickem braunem Pelzbräme. Sonst war unter den ausländischen Kopftrachten das »Schapel« vertreten, ein Stirnreif von Gold, oder eine Borte von golddurchwirkter Seide, wenn nicht völlig aus Goldstoff. Das Haar trug man lang und schlicht, gegen Ende des 12. Jahrhunderts aber nicht länger, als bis zum Ohrläppchen, dabei glatt gekämmt, über der Stirne kurz verschnitten. Der Bart stand in Ehren; wer dieser »männlichen Blume« entbehrte, hatte vom Spotte zu leiden. Man verschnitt den

Bart auch wol zu einem spizen »Ziegenbarte«. War der Bart von grosser Länge, so band man ihn im Kampfe hinauf.

Handschuhe waren allgemein bekannt; der älteste und unter den Bauern üblichste war der Fausthandschuh. Gefingerte, mitunter reich verzierte Handschuhe brachte die Mode in das Land. Indes war die Glanzzeit des Schmuckes, von welchem die Lieder aus der Wikingerperiode so vieles zu melden wissen, damals in der Männerwelt vorüber. Die Armspangen ersezte man durch breite Borten auf den Aermeln sowol am Oberarme als am Handgelenke, überhaupt da, wo man früher die Baugen getragen hatte; dergleichen Borten brachte man an allen Säumen von Rock und Mantel an.

Die Frauen trugen als Hauskleid ein Gewand (skyrta, serkr 46. 4. 5), welches dem männlichen Hemde ziemlich ähnlich sah, doch am Kopfloche beträchtlich weiter ausgeschnitten war, weshalb es ein besonderes Brusttuch nötig machte. Es bestand aus Linnenstoff und war bei vornehmen Frauen häufig gefärbt; diese liessen das Hemd wol auch von Seide anfertigen, mit Goldstickereien verbrämen und zu einem Schleppkleide verlängern. In dem Lied von Rig[1] trägt die Mutter des »Jarl«: »die Schleppe wallend am blauen Gewand« (serk). Ungetreuen Frauen wurde der hintere Teil des Hemdes abgeschnitten und nur vorn eine Schürze zur Bedeckung gelassen.

Ueber das Hemd kam ein ähnlich geformter Rock (kyrtil) zu liegen, der den ganzen Leib vom Halse an bis untenhin bedeckte. In Deutschland wie auch sonst im westlichen Europa war es Mode, dieses Kleid seitwärts unter der Achsel bis auf die Hüfte herab zu verschnüren, um ihm einen passenden Anschluss um den Oberkörper zu geben, während man es von den Hüften an, jedenfalls durch eingesezte Zwickel, erweiterte, und wenn das Unterkleid nur an die Fussknöchel reichte, mit einer Schleppe verlängerte; ebenso liess man die Aermel nach untenhin an Weite zunehmen und versah sie am Handgelenke, sowie in der Mitte des Oberarmes mit einem Bortenbesaze. So beschaffen dürfte auch der skandinavische Frauenrock gewesen sein. In dem genannten Liede trägt das Weib des Jarl »Nesteln an den Achseln«. Weil die Aermel häufig der Beschmuzung ausgesezt waren, so machte man sie selbständig, damit man sie nach Belieben ausziehen und waschen konnte; hierauf befestigte man sie wieder oben an den Schultern mit Nesteln. Dies war namentlich mit den Aermeln des Hemdes der Fall, doch auch mit den Oberärmeln. Zuerst machte man die weiten Aermel nur halblang, verlängerte sie aber allmählich und erweiterte sie dergestalt, dass sie den Boden berührten und man sie nötigenfalls zurückschlagen und hinaufschürzen musste. »An ir vil wize arme si die ermel want« heisst es im Nibelungenliede von Brunhilde, als diese sich zum Steinwurfe anschickte[2]. Der Stoff des Kleides war je nach dem Stande seiner Trägerin sehr mannigfach und bestand in Fell, grobem und feinem Wolltuche oder Seide. Als Röcke zum Ueber-

[1] Rigsmal 26. [2] Wie Gunther Brunhilden gewann, 466 (bei Simrock).

ziehen werden der »namkyrtill« und die »staeniza« erwähnt, jedoch ohne nähere Angaben ihrer Form. Die Stänize scheint der eigentliche Rock gewesen zu sein, der um diese Zeit etwa bis unter die Kniescheibe verkürzt wurde (46. 4. 5). Der Gürtel glich dem männlichen Gürtel; wie der Mann an seinem Gürtel Schwert und Dolch, so trug die Frau an dem ihrigen Schlüssel Schere und Messer, lezteres an einem besonderen Riemen, daran auch wol einen Beutel oder ein Täschchen.

Strümpfe und Schuhe der Frauen waren ganz wie bei den Männern; die Strümpfe befestigte man mit einem Bande; auch kurze Hosen oder Bruchen waren weiblicher Brauch, doch nur solche ohne Boden und im Schlize offenstehend. Eine Frau, die Mannsbruchen anlegte, konnte von ihrem Manne fortgeschickt werden.

Das gewöhnliche Schuzkleid war der Feld, der kreisrunde Umhang von Fell oder Wadmal mit einem Kopfloch in der Mitte. Dieser beschränkte sich mit der Zeit auf die ärmeren Weiber, während reichere sich immer mehr des ausländischen Mantels bedienten, des »skickja« (46. 4); dieser war halbkreisrund geschnitten, häufig mit Pelz gefüttert, mit Borten besezt und wol auch von schleppender Länge; er wurde vielfach ohne weitere Befestigung von hintenher auf beide Schultern gehängt. Unter den Umwürfen wird der nicht näher beschriebene »kast« genannt. Ein Kappenmantel war die »hekla«, die vielleicht der deutschen Frauenheuke glich und in diesem Falle ein bis auf oder unter die Hüften reichender Kapuzenmantel war. Mehr ein zufälliger Umwurf scheint »die Blaue« (bloeja) gewesen zu sein, ein Gewand, das wol sonst als Teppich diente und mit blauen Punkten, sowie mit linnenen Fransen vorkam.

All diese Ueberkleider stimmten mit den männlichen an Form und Ausstattung überein, aber als Kopfbedeckung hatten die Frauen wol schon frühzeitig ihre eigenen Trachtenstücke. Allgemein üblich war ein Linnentuch, das von altersher mit »sveigr« bezeichnet wird. Der »faldr« war ein hochgewundener Aufsaz von weissen glänzenden Tüchern, der in Form eines Turbans getragen wurde (vergl. 44. 6), so im Liede von Rig von der Frau des »Jarl«: »Im Schleier (»hovefaldr«) sass sie«. Es war eine Bundhaube, die auch in Deutschland üblich war und wozu man an zwanzig Ellen Leinwandstreifen mit Goldstickereien benuzte (48. 9. 10. 49. 9). Dergleichen Hauben unterschieden sich nur durch ihre Höhe; die turbanförmigen nannte man »motr«, die kegeligen oder hornförmigen »krokfaldr«. Jedoch gab es auch wirkliche Hauben (hufa), die als eigentliches Zeichen des Weibes galten, so wie der Hut als Zeichen des Mannes. Solche Hauben wurden einfach von Leinwand hergestellt, oder nach Vermögen aus Seide mit Goldstickerei und Bortenbesaz, für den Winter von Pelz.

Mädchen pflegten ihr Haar lang und schlicht herabfallend zu tragen, Bräute in einen Zopf verflochten, ältere und verheiratete Frauen unter ihrer Kopfbedeckung verborgen. In dem Lande des geraden Haarwuchses galt welliges oder gekräuseltes Haar für eine neidenswerte Zierde.

Unter dem Geschmeide blieb vorwiegend noch der Brustschmuck herrschend; er war nach der Zeitmode eine Kranz- oder Scheibenfibel (vergl. 29.10. 45.27), mit welcher man den Brustschliz vorn am Halsloche des Kleides zusammensteckte. Die Armringe wichen vor den Aermelborten. Fingerringe und Ohrgehänge währten fort; es kamen jezt Ringe mit Siegeln auf, die man vor dem 11. Jahrhundert nicht gekannt zu haben scheint. Während sonst in den nordischen Dichtungen die Frauen mit Bäumen verglichen werden, die Gold, Silber und Edelsteine tragen, gibt das Lied von Rig vom Weib des »Karl« die schlichte Schilderung: »auf dem Haupt die Haube, am Hals ein Schmuck, ein Tuch um den Nacken, Nesteln an der Achsel«[1], und das Weib des vornehmeren »Jarl« lässt es völlig ohne Schmuck.

Auch in Wehr und Waffen richteten sich die Skandinavier nach dem Muster der deutschen Ausrüstung. Die Panzer von Leder, mit Nagelköpfen oder Ringen verstärkt, sowie die völligen Ringelbrünnen, wie sie in Deutschland üblich waren, kehren häufig in den nordischen Liedern wieder und ebenso die übrigen Waffen. Mancherlei Abbildungen bestätigen diese Gleichheit. Um uns nicht wiederholen zu müssen, sei an dieser Stelle auf die Beschreibung der zeitgenössischen Waffen in Deutschland hingewiesen.

---

[1]) Rigsmal 16. Man will dieses Lied nach seinen sprachlichen Merkmalen in den Zeitraum von 900 bis 1000 versezen; die kostümlichen Spuren: die wallende Schleppe, die Nesteln an der Achsel und der spärliche auf ein Halsgeschmeide beschränkte Schmuck, weisen jedoch auf das 12. Jahrhundert.

WEITES BUCH.

Die nach romanischem und morgenländischem Muster umgewandelten Trachten.

Das Kostüm in der Blütezeit des Rittertums. Die Volkstracht.

Allgemeines.

Initiale vom Anfange des 11. Jahrhunderts; aus einem Missale, das Kaiser Heinrich II. dem Dome zu Bamberg schenkte u. sich jezt in der k. Bibliothek zu München befindet. An den Initialen in diesem Werke kommt zum erstenmale der schachbrettartig gemusterte Grund vor, der später so beliebt wurde.

In jener Zeit, als das germanische Volk mit den Römern bekannt wurde, war sein ganzes Wesen bereits so völlig ausgeprägt und selbständig, dass es, sich selber unbewusst, troz aller Empfänglichkeit für die Gaben des gewaltigen Kriegervolkes seine Eigenheiten bis über das römische Weltreich und die Wirrnisse der Völkerwanderung hinaus bewahrte und vieles aus der Urväterzeit in das christliche Mittelalter mit hinübernahm. Daran änderte auch das Christentum nichts; überdies waren die christlichen Sendboten keine Römer, sondern Irländer; bis zu einem gewissen Grade duldsam sogar gegen die heidnischen Bräuche der Germanen, waren sie es noch mehr gegen die Trachten derselben. Sie konnten es auch sein, denn die Germanentracht war der christlichen Moral weniger entgegen, als die römische; die Germanen waren schamhaft und schämten sich der Nacktheit, die Römer aber hielten das Fleisch für keine Sünde. Wenn die Germanen, selbst die auf ihrem heimischen Boden, bis zu einem gewissen Grade dem Romanismus unterlagen, so hatte dies seinen Grund einesteils in der ihnen angebornen Gleichgültigkeit, vorwiegend aber in der weit überlegenen Kultur, die ihnen mit dem Römertume zuströmte. Zustatten aber kam ihnen, dass die römische Tracht immer etwas Unzulängliches für den kalten feuchten Himmel Deutschlands hatte, dass sie etwas zu luftig war für den von hohen dunklen Wäldern überwucherten Boden.

Es ist indes zu wenig Material vorhanden, um dem ruhigen und stäten Entwicklungsgange der germanischen Tracht in dieser unheimlichen und verwirrten Zeit gleichmässig folgen zu können. Dies gilt besonders für die Völkerwanderungszeit; hier sind wir zum grössten Teil auf die Grabfunde angewiesen; und welche Mühe kostet es, aus diesen unförmlichen, vom Roste zerfressenen und aufgeblasenen, durchaus unbestimmbaren Klumpen aus Erde, Kieseln und Steinen etwas wie ein Schmuckstück oder eine Waffe herauszuschälen; welche Mühe,

die Stücke zusammenzustellen, sie mit den dürren Notizen der Geschichtschreiber und den kahlen abgeschliffenen Schnizereien der Buchdeckel und Kisten aus der nämlichen Zeit zu vergleichen, alles miteinander zu verbinden und aus dieser Masse zersprengten, wie vom Steinklopfer zerschlagenen Stoffes die Bilder unserer Urväter wiederherzustellen! Und überall haften tote Stellen an diesen Bildern und der Pulsschlag des Lebens will sich nicht darin bewegen.

Allmählich gelangen wir aus den Gräbern mit ihren Erzjuwelen hinauf in die stillen Klosterzellen mit ihren pergamentenen Schäzen. Die farbigen Bilder zwischen den gedrängten Schriftzeichen wirken wie Sonnenblicke, die auf geschäftige Menschen fallen. Sie lassen uns die Trachten im grossen und ganzen nun sicher erkennen; die sonstigen Fundstücke andrer Art aber sind genügend, die Bilder ins Einzelne zu ergänzen. Wir haben jezt den Beweis vor Augen, wie wenig die deutsche Tracht fähig war, sich mit der römischen zu verschmelzen. Das ist ein seltsamer Mischmasch von verschiedenen und widersprechenden Elementen, was wir da sehen, von Heidnisch-Germanischem, Antik-Römischem und Modern-Byzantinischem; da ist alles unausgeglichen, unfertig, halb barbarisch und schlecht auf den Leib passend, ganz wie die Zeit war, in der die Trachten entstanden. Daneben kommt die gierige Lust am Schmucke zum Vorscheine, die allen jungen Völkern eigen ist; die Stoffe sind farbig, vielfach in einfacher Weise mit Goldfäden gemustert; breite Goldsäume und Goldstreifen sind an allen Säumen und sonst an schicklichen Stellen angebracht.

Schon damals, am Ende der Karolingerperiode, war eine Zeitmode vorhanden, die in allen westlichen Ländern Europas Geltung hatte, aber nicht die raschen Wandlungen durchmachte, wie die Moden in unsern Tagen, sondern nahe an zwei Jahrhunderte fast ohne Veränderung fortbestand. Diese Tracht entspricht weit mehr der weiten angelsächsischen Tracht mit ihrem bunten Streifenbesaze, welche der Diacon Paulus beschreibt, als der knappanschliessenden fränkischen, von welcher Sidonius redet, so dass, wenn wir die Angelsachsen in weiterem Sinne nehmen wollen, wir annehmen müssen, dass sie damals schon für Westeuropa ebenso massgebend waren, wie heutzutage für die Welt überhaupt. Die Männerröcke sind überall an beiden Hüften heraufgezogen, so dass sie mit einem Taillenbausche den Gürtel verdecken, und um die Unterschenkel sind noch immer die langen Schuhriemen gewickelt. Nirgends zeigt sich mehr die noch von Ermoldus Nigellus im 9. Jahrhundert hervorgehobene Enge der fränkischen Tracht. Gleichwol war die leztere damals noch nicht verschwunden, denn der Chronikschreiber Widukind berichtet uns zum Jahre 936, dass Otto I. bei seiner Krönungsfeier »mit dem enganliegenden fränkischen Gewande bekleidet war«.

Sicherlich hat es damals neben der Modetracht noch die alte Volkstracht gegeben. Von jeher hat örtliche und häusliche Abgelegenheit die Tracht für einen grossen Teil des niederen Volkes geregelt, ebenso, wie der politische Gang bestimmend auf die Tracht der höheren

Klassen wirkte. Die Tracht gehorcht der Freiheit wie dem Zwange, genau so, wie ihre Träger; doch ist für die Volkstracht aus jener Zeit wenig mehr beweisbar. Die Modetracht nahm allgemach eine byzantinische und überhaupt eine morgenländische Richtung an. Schon die lezten Karolingerkaiser waren vielfach der Byzantinertracht sehr zugethan. Anfangs blieb diese Vorliebe auf ihre eigene Person beschränkt; dann wurde der fremden Tracht immer mehr durch den Handel Vorschub geleistet. Die Byzantiner waren damals im Handel das erste Volk der Welt und hierin die eigentlichen Erben der Römer. Gerade um die Zeit, als die deutsche Krone auf das sächsische Haus überging, war das Sachsenland neben Russland der wichtigste Käufer byzantinischer Erzeugnisse. Als politisches Zeichen dieser Strömung erkennen wir die Vermählung der byzantinischen Kaiserstöchter an den deutschen Königssohn Otto II. und an den russischen Grossfürsten Wladimir den »Apostelgleichen«. Nächst mancherlei Geschmeiden waren es die Seidenstoffe, die ihren Weg von Byzanz nach Deutschland fanden und zwar über Venedig und Amalfi. Auch der Purpur kam von Byzanz, die kostbarste Art desselben aber nur als Schmuggelware, da die oströmischen Kaiser sie für sich behielten und höchstens an freundgesinnte Herrscher ein Stück davon verschenkten[1]. Der rege Verkehr mit dem Morgenlande brachte mit den Stoffen auch die östlichen Kleiderformen in das Land, ja die Morgenländer, namentlich die Araber, kamen selbst als Eroberer nach Westeuropa und sezten sich in Unteritalien, Sicilien und Spanien fest. Hier waren es nun die vielgewandten Normannen, welche vermittelnd auftraten, und manchem Stücke des arabischen Kostüms unter den Westeuropäern Eingang verschafften (S. 138 und 140). Dann kamen die Kreuzzüge und die Hohenstaufen, deren lezte Kaiser lieber unter Byzantinern und Arabern bei den Sicilianern weilten, die von allen Italienern den Deutschen am wenigsten gleichen, als unter den rauhen deutschen Männern, aus deren Mitte ihre Väter in die Welt gezogen waren.

So fern auch die alte Volkstracht diesen Neuerungen blieb und so gesichert sie in den verkehrsarmen, noch jungfräulichen Einöden schien, so erging es ihr schliesslich doch wie dem Koller jenes gespenstischen Reiters in der Ballade, das unterwegs Stück für Stück abfiel »wie mürber Zunder«.

---

[1] Liutprand, der Gesandte Ottos des Grossen am byzantinischen Hofe, versuchte einmal eine Anzahl dieser kostbaren Purpurstücke zu schmuggeln, aber sie wurden ihm wieder abgenommen; nun fing er an in seinen Berichten gewaltig über die byzantinischen Hofbeamten loszuziehen: „Welche Schande! welche Schmach! weichliche und weibische Menschen, die weitgeöffnete Hängeärmel tragen, Weiberhauben und Schleier; diese Lügner, diese geschlechtslosen Menschen, diese Tagdiebe sollen das Recht haben, sich mit Purpur zu bekleiden, und heldenmütige, kriegserfahrene und tapfere Männer, die von Glauben und Liebe erfüllt, gottesfürchtig und tugendhaft sind, sollen das nicht dürfen!“ Es ist gut, sich diese Kostümschilderung für die spätere Erklärung der deutschen Tracht zu merken.

1. Die bürgerliche Tracht.

Zehntes Jahrhundert.

Initiale aus d. 10. Jahrhundert. Die Künstler dieser Zeit bestrebten sich, das verschlungene Riemen- u. Schlangenwerk der abgelaufenen Zeit in Pflanzenornamente überzuleiten, die den natürlichen Vorbildern sich näherten.

In der lezten Karolingerzeit war Frankreich mehr als siebzig Jahre lang der Schauplaz einer grossen Verwirrung, welche durch die normannischen Einfälle erregt wurden. Damals galt es dort schon für ein grosses Glück, vor dem zwanzigsten Jahre nicht erschlagen zu werden und im Winter nicht zu erfrieren. Zwar zog es auch über Deutschland mit schweren stürmischen Fittichen dahin, aber kraftvolle Herrscher wussten Ordnung zu schaffen. Eine Folge davon war, dass die Kunst aus den französischen Ländern sich nach Deutschland flüchtete. Die Künstler selbst waren auch hier Klostergeistliche; aber Auge und Hand erwiesen sich bei den Deutschen noch ungeübter und ungelenker, als bei den Romanen; indes zeigten die deutschen Maler das Bestreben, die antiken Ueberlieferungen mit der Natur zu verbinden, auch Bewegung und Ausdruck in die Zeichnung zu bringen, wobei dann, wie dies bei ungeschickten Leuten immer der Fall ist, die Bewegung manchmal übertrieben, der Ausdruck verzerrt und die Farbe grell und misstönig ward. Diese Klostermaler nun sind es hauptsächlich, welche uns Kunde von der Tracht ihrer Zeitgenossen hinterlassen haben. Für das 10. Jahrhundert jedoch ist nur wenig vorhanden; unter diesem Wenigen nimmt die Pergamenthandschrift eines Psalters auf der königlichen Bücherei zu Stuttgart die erste Stelle ein. Was wir hier sehen, ist fast die nämliche Tracht, die wir in den karolingischen und angelsächsischen Bilderhandschriften finden; sie ist weit und faltig, dabei noch mit den römischen Besäzen von Streifen und Scheiben ausgestattet; doch bemerken wir in der Färbung etwas Neues, nämlich die zwiefache Farbe an einem und demselben Gewandstücke, das sogenannte Mi-parti.

Zur männlichen Kleidung gehörten Hosen (47. 1–3. 9); doch ging man in den unteren Volksschichten vielfach mit nackten Beinen daher und selbst vornehme Leute vermieden manchmal aus asketischen Gründen die Hosen sowol wie das Hemd und ersezten beide Stücke

durch ein grobhärenes Gewand[1]. Die Hosen der Leute aus dem Volke haben sicherlich noch den alten bequemen Hosen geglichen, die wir aus den friesischen und jütischen Mooren gezogen haben (3, 1) und die um die Hüften mit einem Riemen geschlossen wurden, der durch einige am oberen Rande sizende Schlingen gelegt war. Wir folgern

Fig. 47.

1—6. Männer und Frauen. 1. Rock rot mit blauen Borten, Hosen vorn rot, hinten gelb. 2. Rock gelb mit violetten Borten, Hosen gelb, Stiefel und Mantel braun. 3. Rock weiss mit braunem Besaz, Hosen gelb, Stiefel violett, Mantel desgleichen mit rotem Besaz. 4. Haar schwarz mit weissem Band, Kleid grün mit gelber Borte, Schuhe schwarz, Mantel blau mit roter Borte, Agraffe gelb. 5. Rock rot mit gelber Borte und schwarzem Gürtel, Mantel violett, Agraffe gelb. 6. Rock rot mit violettem Besaze, Schuhe schwarz. 7. ungefärbt. 8. Kleid violett mit roten Borten, Unterärmel weiss, Schuhe braun, Krone gelb mit roten und grünen Aufsäzen. 9. Rock violett mit gelben Borten, das rechte Hosenbein vorn rot und hinten grün, das linke umgekehrt, Mantel rot mit gelber Verzierung, Krone gelb (Gelb bedeutet meistens Gold. 1—6, 8. 9 nach der Pergamenthandschrift eines Psalters in der königlichen Bücherei zu Stuttgart). 10—12. zwei Bundschuhe von Leder, aus Gräbern bei Oberflacht in Württemberg. 13. König Otto III., goldener Deckelschmuck eines Evangelienbuches, welches von Otto dem Kloster Epternach geschenkt wurde, jezt in Gotha. 14. 15. Otto II. und seine Gemahlin Throphano, Elfenbeinschnizerei von einem Reliquienbehälter, jezt im Hotel Cluny zu Paris.

[1] So erzählt noch Thietmar von Merseburg zum Jahre 1015 von dem Bischofe Eid, dass derselbe niemals ein Hemd oder Hosen getragen habe, ausgenommen, wenn er Messe las.

dies aus dem Umstande, dass noch in einer Abbildung aus dem 12. Jahrhundert dergleichen Hosen vorkommen; sie sind lang, ziemlich weit, faltig und sehen bei ihrer weissen Farbe wie von Leinwand aus. In derselben Handschrift bemerken wir, dass auch besser gestellte Leute sich dieser Leinwandhosen bedienten, aber als Unterhosen, über welche sie dann die beiden anschliessenden, etwa bis in die halben Oberschenkel reichenden Langstrümpfe zogen und solche mit langen Schnüren an dem Hosengurt festbanden, es müsste denn mit dem weissen Futter das untergesteckte Hemd gemeint sein. So wird es schon im 10. Jahrhundert gewesen sein[1]. Man fertigte die Langstrümpfe aus Woll- oder Linnenstoffen und zwar von greller Farbe, grün, gelb, blau oder rot, seltener braun; auch sezte man sie aus zwei verschieden gefärbten Stoffen der Länge nach zusammen, so dass sie in der Farbe geteilt waren, bald rot und blau, bald rot und grün, oder wie es sonst dem Zeitgeschmacke behagte. Je mehr diese Strumpfhosen aufkamen, desto mehr verschwanden die urtümlichen Riemen, mit welchen man seit Urväterzeiten die Unterschenkel zu umwickeln pflegte. Diese fristeten zwar ihr Dasein noch mehr als zwei Jahrhunderte lang, aber fast nur in der bäuerlichen Tracht; wir finden sie noch im Heidelberger Sachsenspiegel bei einem gefangenen Wenden, sowie auf den Wandgemälden im Dome zu Münster, wo sie ein friesischer Bauer trägt. Beide Darstellungen gehören dem 13. Jahrhundert an.

Der Rock reichte bis an die Waden herab; er hatte ein viereckiges Halsloch und lange, gegen die Hand hin enger werdende Aermel. Um die Schultern scheint er sich ziemlich angeschlossen, nach untenhin aber beträchtlich erweitert zu haben. Man gürtete den Rock und zog ihn an den Hüften unter dem Gurt herauf, so dass die Kniescheiben frei wurden und der Gurt unter dem überfallenden Bausche verschwand, oder nur mit seiner Schlussplatte unter demselben hervorsah. Sein Schmuck waren breite Borten von stark abstechender Farbe an allen Säumen, zuweilen auch mitten über die Vorderseite herab bis zum Gurt oder unteren Rand. Die Abbildungen lassen nicht selten zwei übereinander angelegte Tuniken bemerken, von welchen die obere kürzer und enger ist, als die untere, die faltig unter jener hervorsieht (25. 5. 6. 32. 20. 21). Leztere ist wol als Alltagsrock oder Hemd aufzufassen. Das Hemd wurde erst im 13. Jahrhundert ein Unterfutter im heutigen Sinne; zuvor war es eine Tunika, wie der Rock selbst und fast ebenso zugeschnitten, wie dieser; auch wurde es anfangs nicht in die Hosen untergesteckt. Der Mantel blieb rechteckig oder halbkreisförmig wie bisher und wurde auch noch in alter Weise über die linke Schulter gelegt und auf der rechten geschlossen; man beliebte ihn ebenfalls bordiert (47. 2. 3. 9). Arme Leute schüzten sich bei rauhem Wetter mit einer groben Wolldecke, die sie nach Bedürfnis umlegten (32. 12). Im ganzen nördlichen Deutschland waren als Wetterkleider die sogenannten Felden oder Faldonen üblich, faltige lange Umhänge, die an den Seiten herab

[1] Schon bei Karl dem Grossen werden leinene Unterhosen und darüber gezogene Hosen (tibialia) erwähnt (S. 99).

mit Knöpfen geschlossen wurden[1]. Von der Kapuze scheint aus dieser Zeit keine deutsche Abbildung vorhanden zu sein, doch ist ihr Gebrauch nicht zu bezweifeln. Füsse und Unterschenkel schützte man überdies noch bis an oder über die Waden herauf mit Stiefeln oder Socken aus Leder oder gewalktem Filze, die gleich den Hosen lebhaft gefärbt waren, grün, violett, blau, oder ihre braune Naturfarbe zeigten. Daneben blieb im Volke der alte Bundschuh im Gebrauch. Zwei Muster von solchen Schuhen (47. 10. 11) hat uns ein Baumsarg herausgegeben, der bei Oberflacht in Schwaben ausgegraben wurde und etwa dieser Zeit angehören mag; jedes von ihnen besteht aus einem einzigen Lederstücke, das am Rande her gelascht, in den Laschen durchbohrt und mit einem Riemen durchzogen ist, mit dem die Sohle über dem Fusse zusammengeschnürt wurde (47. 12). Das Haar pflegte man halblang zu verschneiden, den Bart aber zu rasieren; doch muss die Bartschur nicht allgemein Mode gewesen sein; so trug Otto der Grosse, entgegen dem fränkischen Brauch, einen vollen Bart. Ebenso machten die Sachsen eine Ausnahme mit ihrem lang über die Schultern fallenden Haare, das sie mit einem Strohhute bedeckten. Ueber die Form dieses Hutes giebt vielleicht ein Bild im Sachsenspiegel Aufschluss, das ihn abgestumpft kegelig mit vorspringendem Schirme darstellt. In einer angeldänischen Handschrift aus dem 10. Jahrhundert findet sich ein dem Anscheine nach aus Stroh geflochtener Hut verbildlicht, der spizkegelig ist und ohne Rand (32. 13); vielleicht aber war der Hut auch nur ein Stück Strohgeflecht, das man mit einer Schnur über den Kopf band. Dass schon in den fränkischen Zeiten Geldtaschen üblich waren, geht aus den Beschlägen hervor, die wir in den Gräbern gefunden haben (17. 10. 22. 17). Auch die Chroniken des 9. Jahrhunderts bezeugen ihr Dasein; die Erzbischöfe Anskar und Rimbert trugen stets am Gürtel einen Beutel mit Geld, um, wo es nötig war, ohne Verzug ein Almosen geben zu können[2].

An den Darstellungen von Frauen bemerken wir zuerst ein Kleid mit viereckigem Halsloche und passenden Aermeln (47. 4—6); es reicht bis zu den Füssen und ist gegürtet; manchmal scheint es unter dem Gürtel ein wenig heraufgezogen; es ist immer farbig und mit Borten an den Säumen, meist auch mitten über den Leib herab besezt. Wir erkennen in ihm noch das nämliche Kleid, das die karolingischen Buchmalereien sehen lassen und das dem Alltagsrocke der Männer entsprach. Da die Männer, wenigstens die bessergestellten, unter dem Rocke ein Hemd zu tragen pflegten, so ist ein solches auch für die

[1] Noch andre Namen dafür waren „Phaltae, Paltae, Phaltinae, Phaltanae und Phaltenae"; alle deuten auf die faltige Beschaffenheit dieser Mäntel. Aus Falte oder Gefältel wurde Feld; lezteres Wort lebt noch heutzutage bei gewissen Zusammensezungen weiter, wie in „Feldstuhl" = Faltstuhl, einem Stuhl, der zum Zusammenfalten eingerichtet ist, oder in „Feldberg" = Faltberg, einem Berge, der durch eine Falte in zwei Gipfel geschieden ist. Den Franken waren die Faldonen unbekannt, ein „novum habitum", wie Widukind berichtet: et erant vestiti longis sagis, ita quod Francis propter habitum peregrinum miraculo fuerunt. Daraus ergiebt sich, dass die Faldonen nicht mit den Friesmänteln verwechselt werden dürfen, die schon im 8. Jahrhundert und sicher schon weit früher von den Friesen in den Handel gebracht wurden und unter den Franken alltäglich waren. Solche Friese befanden sich unter den Geschenken, die Karl der Grosse zu verteilen pflegte: „pallia Fresonica alba, cana, vermiculata (wurmbunt) vel saphirina. Monach St. Gall. 2. 9.

[2] Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit 9. Jahrhundert, Band 8, S. 76 und 111.

Frauen nicht unwahrscheinlich, ebenso, dass solches mit weitem Halsausschnitt und kurzen Aermeln versehen war. Doch lassen die künstlerischen wie schriftlichen Ueberlieferungen dieser Zeit nichts von einem Frauenhemde bemerken.

Seit dem Ausgange der Karolingerzeit kam ein Oberkleid mit ziemlich weit geöffneten Halbärmeln auf; dieses blieb gewöhnlich ungegürtet (47. 8). Ferner machte sich die Schleppe bemerklich; selbst Klosterfrauen, die damals und noch lange nachher nur weltliche Kleider trugen, verschmähten die Schleppe nicht. Von der Aebtissin Mathilde berichten die Jahrbücher von Quedlinburg zum Jahre 999: »Wir sahen sie häufig, aber im Verborgenen, nach Art der Landfrauen zu dem erwünschten Werke (der Almosengabe) geschürzt, damit die Länge der Kleider auch nicht den geringsten Aufenthalt veranlassen könnte, mit beiden Händen statt nur mit der Rechten sich in der frommen Weise beschäftigen.« Es soll hier angedeutet werden, dass die Linke sonst das Kleid aufzunehmen hatte. Der Mantel zeigte die Form eines Rechteckes oder Kreisabschnittes; er wurde vom Rücken her über beide Schultern gelegt und mitten auf der Brust mit einer grossen Scheibenfibel geschlossen. Beim Kirchengang zogen die Frauen den Mantel über den Kopf[1]. Die Mode, den Mantel auf der Brust mit einer Agraffe zu schliessen, scheint den Gebrauch der grossmütterlichen Pänula, jenes rundum geschlossenen Ueberhanges, damals noch nicht ausgeschlossen zu haben. Es finden sich in den Handschriften des 10. und 11. Jahrhunderts Frauen mit einem Ueberhange von schönem Faltenwurfe dargestellt, dessen Form der der früheren kurzen Pänula ähnlich ist (28. 7). Die Schuhe hatten eine augenfällige Spize; man trug sie ebenso oft rot und blau, als schwarz gefärbt. Mädchen liessen das Haar ungebunden herabfallen (47. 6), Frauen verbargen es unter einem Kopftuche, doch lassen die Abbildungen nicht erkennen, wie sie es anordneten; manchmal scheint es mit einem Bande durchflochten (47. 4).

Unter den sächsischen Kaisern waren im deutschen Reiche geordnete Zustände eingekehrt; der Verbrauch an kostbaren Stoffen hob sich; seidene Gewebe waren nun nicht mehr allein in den Schazkammern der Könige zu finden; auch die heimischen Gewebe in Linnen und Wolle gewannen an Güte. Die beste Leinwand wurde in den von Slaven durchsezten östlichen Landstrichen, in Böhmen, Mähren und Schlesien hergestellt, die gesuchtesten Wollstoffe am unteren Rheine. Manche schriftliche Stelle lässt den zunehmenden Luxus mit seiner Farbenfreudigkeit erkennen; so berichtet die Nonne Hrotsuitha[2] von der heiligen Gerberga, als diese sich, trozdem sie verlobt war, entschloss, Nonne zu werden:

»Doch nicht konnte sie gleich, auf dass sie vermeide das Aufsehn,
Ihre Kleider entfernen, die ganz erglänzten vom Golde«,

---

[1] Es war dies geistliche Vorschrift; die alten Liturgisten bestimmten es so, weil das Weib keineswegs nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen worden und durch seine Schuld die Sünde in die Welt gekommen sei. Die Frauen nahmen die gegen sie gerichtete Beschuldigung nicht übel und wussten Vorteil für ihre Anmut davon zu ziehen.

[2] In dem Gedicht über die Gründung von Gundersheim 324 u. ff.

sondern sie erschien vor ihrem Bräutigam

»Herrlich geziert im Schmucke von ihrer prächtigen Kleidung,
Auch mit Ringen und Edelgestein nach Weise der Bräute.«

Der Mönch Ruotger spricht in seinem »Leben des Erzbischofs Bruno von Köln«[1] von der purpurbekleideten Dienerschaft am Hofe. Thietmar von Merseburg[2] erzählt von kostbaren Gewändern und goldenen Ketten, mit welchen königliche Amtsleute beschenkt wurden. Von Ehrenketten und Spangen ist in den sächsischen Geschichten des Widukind mehrfach die Rede[3].

In den Urkunden dieser Zeit werden öfters Wimpel, Unterkleider, Pelzsachen, Strümpfe und Handschuhe erwähnt, die der Frau oder den Kindern von zwei vertragschliessenden Teilen gegeben wurden. Diese Geschenke vertraten die Stelle unsres heutigen »Nadelgeldes«. In sonstigen Fällen hatte die Auslieferung von solchen Gegenständen einen andern Sinn: sie galt als Zeichen der Belehnung, das dem nehmenden Teil von dem Gutsherrn gegeben wurde, der auf einen Besiz verzichtete. Es war dies noch ein Rest von dem alten Gewohnheitsrechte, als die Verbindlichkeiten noch nicht schriftlich festgesezt wurden; man bediente sich jezt der Symbole, um den Uebereinkommen Gültigkeit zu verschaffen.

Noch immer ist es eine dunkle Zeit, in der sich die Gestalten, die wir suchen, bewegen. Wol sind es Menschen, aber gleich den Figuren uralter Fresken halb verloschen, verwischt und nicht mehr in allen Teilen erkennbar. Von Golde blizt es in Streifen und Mustern aus dem Hintergrunde, und die Augen schauen so fremd daraus her, wie aus einer andern Welt.

Elftes Jahrhundert.

Initiale aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts. Aus dem Missale Heinrichs II. in der königl. Bibliothek zu München. (Vrgl. Initiale J. S. 179).

Bis über den Schluss des 10. Jahrhunderts hinaus verblieb man im grossen und ganzen bei der bequemen romanisierten Tracht. Wenn nun das 11. Jahrhundert auch nicht im stande war, neue Trachtenformen zu ersinnen, so machte es doch den Anfang zu solchen. Die Neuerung ergab sich, wie wir oben dargelegt haben, aus dem Verkehre mit den Byzantinern, sowie mit den sicilianischen und spanischen Arabern. Die bemerkbarsten Veränderungen bestanden in der wachsenden Länge des Männerrockes, sowie in der häufigeren Verwendung gemusterter Stoffe, sodann bei der Frauentracht vorwiegend in dem knapperen Anschluss um den Oberkörper. Leztere Neuerung wurde für die Folgezeit geradezu entscheidend; doch war sie im Grunde genommen keine solche, denn die Germanen zur Zeit des Tacitus wie auch die späteren Franken hüllten sich in Kleider, die mit ihrem

[1] C. 30. [2] Chronik 2. 18. [3] 1. 5 und 22; 2. 35.

scharfen Anschlusse die Körperformen wiederholten. Indes war dieser Brauch teils erloschen, teils nur noch in so spärlichen Resten vorhanden, dass sein Wiedererscheinen in der Alltagstracht als neu und unerhört gelten konnte. Ist doch auch für uns sein kümmerliches Dasein nur noch in einer schriftlichen Notiz, aber in keiner einzigen Abbildung mehr erhalten geblieben. Zudem handelte es sich jezt um zugeschnittene Kleider, um eine Kunst, die ihre Meister erst noch zu bilden hatte, während es sich früher sicher nur um gewalkte oder solche Stoffe handelte, die, wenn auch nicht passend zugeschnitten, sich dennoch durch ihre Spannfähigkeit dem Körper von selbst anbequemten.

Der männliche Rock, wie ihn die abgelaufene Zeit überliefert hatte, wurde vermutlich einfach aus einem Vorder- und Rückenblatte zugeschnitten, die man über die Achseln her und an den Seiten herab zusammennähte; das Kopfloch, ob rundlich oder viereckig, wurde nur in das Vorderblatt eingeschnitten, und jeder Aermel ohne besonderes Armloch oben in die Naht zwischen die beiden Blätter eingeschoben, der Aermel gerade, gegen die Hand hin etwas spizer geschnitten und einnähtig gemacht. Das Hemd war wol von ähnlichem Schnitt und ebenso der lange, bis über die Waden herabsteigende Rock, der damals nach byzantinischem Muster unter den vornehmen Klassen namentlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts rasch das Feld gewann (48. 20. 21) [1]. Solch langer Rock muss übrigens schon gegen Ende des abgelaufenen Jahrhunderts nicht unbekannt gewesen sein; Thietmar von Merseburg erzählt in seiner Chronik [2], dass er auf einer gefahrvollen Reise weltliche Kleider über seine geistlichen angelegt habe, um diese zu verbergen. Man pflegte die Röcke, die kurzen fränkischen wie die langen byzantinischen, zu gürten. Das Hemd war ähnlich geschnitten wie der Rock, aber meist weiter, als dieser, und eine Handbreit länger; es wuchs zugleich mit dem Rocke und stieg bis gegen die Knöchel herab (48. 2. 19).

Die langen Beinstrümpfe, die in den Bildwerken anliegend dargestellt sind, müssen aus zwei Blättern zusammengenäht worden sein, die man dem Umrisse des von der Seite gesehenen Beines gemäss zuschnitt (48. 16); sie wurden mit Bändern, die oben an ihrer Aussenseite angebracht waren, an einen Leibgurt festgebunden (Taf. 3. 5), der unter dem Rocke und Hemde lag. Ueblich blieben daneben noch die uralten weiten Leinwandhosen, die unten offen standen und über die man nach Bedarf die engen Beinlinge anzog. Den Mantel schnitt man vorwiegend im Rechtecke zu, dergestalt, dass er mit seinen Schmalseiten den Körper vom Halse bis in die Mitte der Waden bedeckte, mit seinen Langseiten aber die Weite bestimmte, und schloss ihn auf der rechten Schulter oder mitten auf der oberen Brust.

---

[1] Als um die Mitte des 11. Jahrhunderts die ersten Kreuzfahrer nach Byzanz kamen, trugen sie noch „fränkische" Kleidung (48. 2), nämlich kurzen Rock und Mantel und wahrscheinlich auch noch Schenkelbinden. Aber sehr rasch ahmten sie die langen Röcke der Morgenländer nach; als Balduin, der Bruder Gottfrieds von Bouillon, zum erstenmale in solch langem Rocke erschien, sahen ihn die Franken für einen Bischof an. Wilhelmi historia belli sacri, seu expedit. Hierosolim. 10. 2. [2] 4. 16 zum Jahre 994.

Modisch waren reiche Borten an Rock und Mantel sowie lebhafte Farben in der ganzen Kleidung, ausser Weiss namentlich Lichtblau, Grauviolett, Hochgelb, Scharlach- und Purpurrot. Auch stellte man jezt den Rock nicht selten gleich den Hosen in geteilter Färbung her, doch vermied man mehr als sonst, zwei feindliche Farben zusammenzustellen, die allzugrell von einander abstachen und das Auge beleidigten. In den Abbildungen dieser Zeit bemerken wir dergleichen zweifarbige Röcke indes nur bei dienenden Personen und niemals bei Leuten von Stand; es lässt sich darum annehmen, dass sie anfangs weniger Modetracht waren, als eine Art von Dienstanzug.

Schenkelbinden und kurze Socken aus Leder oder Filz sah man immer mehr auf die Bauerntracht beschränkt; der reiche Mann trug die Binden nur noch ausnahmsweise zu Anfang des Jahrhunderts, dazu geschlossene Knöchelschuhe (48. 13—15). Der Bart, der unter den niederen Klassen niemals ganz abgekommen war, wurde jezt auch unter den oberen wieder häufiger getragen; vielleicht war das Beispiel Kaiser Ottos I. daran schuld, der mit dem alten Brauche, das Kinn zu rasieren, gebrochen hatte. Das Haar blieb wie früher gestuzt. Im Volke ging man barhäuptig oder begnügte sich mit einer Rundkappe von Leder. Unter reichen Leuten aber, die mit ihren fränkischen die byzantinischen Moden verschmolzen (48. 11. 12), kam die phrygische Müze mit vornüber geneigter Kuppe in Aufnahme; daneben benüzten diese einen Hut, der mit Gold und Pelz verbrämt war[1]; doch ist über die Form des Hutes nichts nachzuweisen. Im allgemeinen ging man barhäuptig oder behalf sich mit einem um den Kopf zusammmengebundenen Stücke Strohgeflechtes. Es muss dahingestellt bleiben, ob die Rundkappe nicht als kriegerischer Kopfschuz zu betrachten ist. Im allgemeinen kann man bemerken, dass sich die Völker im wärmeren Klima durchgängiger und früher einer Kopfbedeckung bedienten, als die nördlichen.

Die Veränderungen in der weiblichen Tracht beschränkten sich fast nur auf das Obergewand. Das Unterkleid behielt seinen urtümlichen Schnitt; es wurde, wie man annehmen darf, aus Brust- und Rückenblatt zusammengesezt, wovon das erste über der Büste her etwas breiter, als das andere, und mit dem Halsausschnitte versehen war, während die engen Aermel gerade und einnähtig blieben und zwischen beide Blätter oben in die Naht eingesezt wurden. Bei reichen Frauen schleppte das Kleid ein wenig auf dem Boden, doch ohne die Fussspizen zu verbergen, bei tagewerkenden Weibern reichte es nur an oder über die Knöchel. Das Oberkleid, das von Haus aus dem byzantinischen Frauenrock ähnlich sah, verlor seine frühere Länge und zog den unteren Saum bis in die halben Waden zurück (48. 4. Taf. 2. 12). Seine Aermel, die schon in der lezten Karolingerzeit weit gewesen (Taf. 1. 13. 14), öffneten sich jezt noch mehr, als früher, und nahmen mehr Abwechselung in der Form an. Man liess sie entweder allmählich

[1] Thietmar von Merseburg 4. 41 zum Jahre 1012.

nach untenhin sich trichterförmig öffnen (48. 6. 9. 10), während man sie oben nur so weit machte, als der Arm verlangte, oder man machte sie anliegend bis etwa in den halben Unterarm und öffnete sie ziemlich plötzlich erst von hier aus (48. 4. 7). Auch kam es vor, dass man die Trichterärmel oben etwas kürzer schnitt, als untenher, so dass sie unten in eine mässige Spize ausliefen[1]. Man besezte das Kleid an allen Säumen mit breiten Borten, auch um die Oberarme und über den Knieen, das ganze Kleid umgebend.

Eine folgenreiche Neuerung ging aus dem Bestreben hervor, das Kleid um den Oberkörper her passend zu machen, so dass die Formen der Büste unverkümmert hervortreten konnten. Dies war eine »unerhörte« Mode, die den Zorn und die Klage der geistlichen Väter erregte. Thietmar von Merseburg[2] geht sogar soweit, zu behaupten, »dass die Frauen grossenteils, indem sie einzelne Teile des Körpers auf unanständige Weise entblössten, allen Liebhabern offen zeigen wollten, was an ihnen feil sei«. Wer indessen weiss, wie leicht der priesterliche Unmut den weiblichen Reizen gegenüber das rechte Mass verliert, wird bald bemerken, dass der Ausdruck »entblössen« nicht wörtlich zu nehmen und nur das Preisgeben der Busenform troz des Gewandes gemeint ist. Um dies zu erreichen, werden die Frauen wol das Kleid, dem sie einen dem Körper entsprechenden Schnitt gegeben, im Rücken überdies noch vom Halse bis zum Kreuze herab verschnürbar gemacht haben (48. 8). An dem Bilde der Kaiserin Kunigunde (48. 4) ist deutlich zu erkennen, dass der untere Teil des Frauenrockes an den oberen besonders angesezt wurde. Die Naht

[1] Dass das Kleid in dieser Form orientalisch war, ergiebt sich bis zur Gewissheit aus einer Figur in dem Futterstoffe des kaiserlichen Mantels, der zu Palermo von byzantinischen und arabischen Arbeitern gewebt worden ist. Diese Figur (Taf. 2. 16) entspricht durchaus jener Figur der Kaiserin Kunigunde in dem Bamberger Codex (Taf. 2. 12); auch wiederholt sich gerade in Verbindung mit diesem Kleide der orientalische Kopfpuz in Form eines Turbans (48. 9. 10).

[2] Chronik 4. 41.

Fig. 48. 1. Hornbläser, Rock rot mit gelben Borten, Mantel blau, Hosen grün mit gelben Borten, Schuhe schwarz; (nach einer Buchmalerei um das Jahr 1000). 2. 4. Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde; bei dem Kaiser: Oberrock grün mit goldenen Borten, Unterkleid blau, Hosen violett, Mantel rot, Gürtel, Schuhe und Krone golden; bei der Kaiserin: Oberkleid violett mit roteingefassten goldenen Borten, Unterkleid und Schleier hellblau, Fassung um Stirn und Hals rot, Gürtel golden mit roter Einfassung, Schuhe und Krone golden mit roten Steinen. (Vom Titelbild eines Codex der Bamberger Bibliothek: De vita et de gestis S. Heinrici imperatoris et confessoris). 3. Schreibende Dame: Unterkleid weiss mit Goldborten, Oberkleid samt engen Aermeln blau mit rotem Futter und goldenem Scheibenbesaze, Mantel carmin mit goldenen Scheiben. 5. Mann in Volkstracht. 6. Schnitt zu den Aermeln des Oberkleides 9. 10; 7. Schnitt zu den Aermeln des Oberkleides 4; 8. Schnitt zum Oberkleide 4. 9; 9. 10. Frauen in byzantinischer Modetracht. 11. 12. Herren in byzantinischer Modetracht. 13. 14. 15. Schuhmuster; 16. Schnitt zu Beinlingen. 17. Vom Siegel Konrads II., auf einer Urkunde vom Jahre 1031; 18. vom Siegel Heinrichs IV. 19. Kaiser Heinrich II.: Unterkleid weiss, Oberkleid samt engen Aermeln tiefviolett mit goldenen Borten, auf welchen rote und blaue Steine sowie weisse Perlen sizen; Mantel meergrün mit goldener Halsborte, Hosen scharlach, Schuhe dunkelgrün mit weissen Kreisen, deren Mittelpunkt rot; Krone golden mit weissen und roten Steinen, Stab und Kugel golden, leztere mit weissem Kreuze. (Aus einem Evangeliarium Heinrichs II.) 20. Kaiser Heinrich II.: Rock gelb, Saumborte darauf weiss mit goldenen Zierraten, der übrige Besaz blau mit goldener Fassung, in den Rundscheiben abwechselnd mit rotem und blauem Grund; Mantel blau, Borte darauf golden mit weissen Kreuzornamenten und grünen und blauen Steinen; Gürtel golden mit roten und blauen Steinen; Hosen rosa mit dunkelroten Streifen; Schuhe golden; Krone golden mit Ornamenten wie am Mantel und grünem Kronenfutter. (Nach einem dem Bamberger Dome geschenkten Missale Heinrichs II.) 21. Rudolf von Schwaben; (eherne Grabplatte im Dome zu Merseburg). 22. Heinrich II.; Unterkleid graublau mit goldener Borte, deren Steine rot, weiss und blau, sowie mit goldener Scheibe, deren Mitte weiss; Strümpfe trübrot mit dunkelroten Streifen und hellroten Punkten; Mantel rot, ins Bläuliche spielend, mit goldener Borte, deren Steine und Perlen blau, feuerrot und weiss, sowie mit goldenen Achselscheiben, deren Mitte weiss; Schuhe golden mit weissen, blauen und roten Steinen; Krone golden mit hochroter Müze; Scepter golden mit weissen Steinen, Reichsapfel golden mit blauer Mitte und weissem Kreuze. (Aus demselben Missale wie 20).

Fig. 48.

folgt dem unteren Bauchrande, steigt über die Hüften und läuft, wie anzunehmen, um den ganzen Körper herum. Oberhalb dieser Naht, ziemlich dicht unter der Brust, ist eine Borte sichtbar, die wohl kaum als Gürtel aufgefasst werden kann, da auf anderen Bildwerken dergleichen anschliessende Röcke ohne Gürtel sind (48. 9).

Der Mantel wurde noch, wie sonst, vom Rücken her über beide Schultern gehängt. Eine Befestigung ist nicht immer sichtbar; wo sie erscheint, besteht sie nicht mehr ausschliesslich in einer Scheibenfibel, die den Mantel mitten auf der Brust zusammenfasst, so dass diese verhüllt wird, sondern vielfach in einer Schnur, die vor dem Halse herläuft, während der Busen sichtbar bleibt; man bemerkt, wie folgerichtig die Mode zu Werke ging. Der Mantel scheint damals jedoch durch das enge Obergewand vielfach verdrängt und weniger benuzt worden zu sein, als früher.

Von den Schuhen sind in den Malereien meist nur die Spizen sichtbar; wo der Fuss unbedeckt ist, zeigt sich der Schuh manchmal über dem Spanne ausgeschnitten und durch ein Querband festgehalten (48. 15). Das Haar trug man noch in alter Weise aufgelöst und herabfallend oder mit gestickten Bändern aufgebunden, sowie mit Nadeln befestigt, deren Knöpfe reich verziert waren. Häufig verbarg man das Haar völlig unter dem Kopfpuze. Die bereits unter den Karolingern waltende Sitte, den Kopf mit dem Mantel zu verhüllen, kam ab; doch liess man den Kopf nicht unbedeckt und benuzte nun durchweg ein dünnes Tuch, das weiss oder farbig war, hing es schleierartig über den Kopf und verhüllte zugleich den Hals damit, so dass es mit einem Ende über die linke Schulter herabfiel. Ueber diesen Schleier wand man dann nach morgenländischem Brauch ein farbiges Tuch wie einen Turban um den Kopf (48. 9. 10).

Orientalischem Einflusse wird auch die erhöhte Lust an Geschmeiden aller Art zuzuschreiben sein, an Arm- und Fingerringen, Armbändern, Halsketten, Ohrgehängen, Haarnadeln und reichverzierten Kämmen von Elfenbein oder Buchs sowie an kleinen mit Kettchen befestigten Spiegeln aus poliertem Silberblech. Handschuhe hielt man immer mehr für ein notwendiges Stück der Tracht. Zu diesem Aufwande liess man die nördlichen Völker ihre köstlichen Pelze steuern, »deren Duft, wie ein gleichzeitiger Chronist klagt[1], unserer Welt das tödliche Gift der Hoffart und Eitelkeit eingeflösst hat«. Vor allem schäzte man Zobel, Biber und Hermelin. Gegen Ende des Jahrhunderts kamen Mäntel mit rotgefärbten Pelzzipfeln in Mode, die man »Gulae« oder »Gueules« nannte[2]; doch ist abbildlich nichts davon übrig geblieben.

[1] Adam von Bremen, 4. 20. [2] Bruno, Sachsenkrieg 92.

Initiale vom Ende des 12. Jahrhunderts.

Zwölftes Jahrhundert.

Die Grundgestalt der Gewänder nahm in der vornehmen Welt immer mehr einen orientalischen Charakter an; wie auf kriegerischem Gebiete, so wurde auch auf kostümlichem mit dem Oriente gerechnet. Zudem stellte der vielverzweigte Handel in dieser Zeit einen ungeheueren Reichtum von Stoffen zur Verfügung. Wir werden diese Stoffe, um den Gang der Kostümentwickelung nicht unterbrechen zu müssen, in einem besonderen Kapitel näher ins Auge fassen.

Auf dem blossen Leibe trug man das Hemd; dies war gewöhnlich von Wollstoff oder Leinwand, immer von weisser Farbe[1], kurzärmelig und vorn geschlossen, wenn als Rock gebraucht langärmelig und nach Vermögen von Seide[2]. Es war üblich, bei Nacht das Hemd auszuziehen und sich nackt zu Bette zu legen; doch kam es auch vor, dass man die alltägliche Tunika anbehielt, die lange Aermel hatte.

In der niederen Volkstracht blieben die alten weiten Leinwandhosen fortbestehen (49. 1); der reiche Mann trug sie bei strengem Wetter als Unterhosen, über die er die Langstrümpfe zog (Taf. 3. 5); die Schenkelriemen wurden immer weniger verwendet, meist nur noch von Leuten in schwer zugänglichen Gebirgen oder einsamen Marschen. Die Beinbekleidung der vornehmen Männer war jezt durchweg eng und bestand der Regel nach aus den zwei getrennten langen Strümpfen, welche die Füsse zugleich mitbedeckten, nicht selten jedoch auch die Zehen freiliessen. Ein seit Jahrhunderten gewohntes Unterkleid war die kurze unsern Schwimmhosen ähnliche Bruche[3]; an diese pflegte man, statt an den Leibgurt, die Beinlinge mit Schnüren festzubinden. Einmal so weit, kam man allmählich dahin, Langstrumpf und Bruche im Ganzen herzustellen, als Trikots, die man aus Wolle oder Seide zu weben begann. Diese Trikots wurden nicht mehr an dem Leibgurt, sondern mit Schnüren oder Nesteln an dem oberen Gürtel befestigt, der über dem Rocke die Taille umschloss; die Schnüre liefen durch Löcher, die man im Rocke und oben an den Hosen angebracht hatte. Doch scheint es, dass dergleichen völlige Trikots damals in Deutschland noch eine Seltenheit waren; sie lassen sich weder abbildlich noch schriftlich nachweisen, aber man hat sie an der Leiche des Kaisers

---

[1] Jwein, 6483: Wize linwat reine.

[2] Nib. 1792: Jr sult vür siden hemde halsperge tragen.

[3] Dieses Unterkleid wird auch mit dem Namen „niderwat" bezeichnet. Wigalois, 250, 22: Er lief nacket unde bloz Aller hande kleider Niwan dirre beider: Zweir schuohe unde einer niderwat. — Gute Frau, 2815: Ein hemede und ein niderwat.

Heinrich VI. gefunden[1], die im Dome zu Palermo bestattet ist. Die Hosen waren entweder eintönig, besonders rot, dies war die vornehmste Farbe, dann auch mit einzelnen farbigen Streifen verziert, oder an beiden Beinen verschieden gefärbt.

Die Tunika, welche damals zuerst »Roc« genannt wurde[2], kam sowol in hergebrachter Kürze als in weibischer Länge vor; die kurze war der alte deutsche oder »fränkische« Rock, die lange der byzantinische. Der kurze Rock blieb indes auf die niederen Klassen beschränkt. Die Bauern, das fahrende Volk der Spielleute, die Diener und Knappen, sie alle trugen ihren Rock höchstens nur bis zur Kniescheibe reichend und selbst dann noch häufig an beiden Hüften unter dem Gürtel in die Höhe gezogen, so dass hier die Leinwandunterhose oder das eingesteckte Hemd mit den darüber gespannten Heftriemen der Beinlinge sichtbar wurde (Taf. 3. 5). Besser gestellte Leute bedienten sich nur noch selten des Rockes so, dass er das Knie freiliess[3]; sondern liessen ihn bis unter die Waden herabsteigen; auch beliebten sie ihn von bequemer Weite und um die Hüften faltig gegürtet (49. 2). Leute, die viel zu Pferde sizen mussten, und darum die grosse Länge des Rockes hinderlich fanden, halfen sich damit, dass sie ihn auf der Vorderseite vom Gürtel an bis untenhin aufschlizten. Die Verzierung des Rockes bestand vorzugsweise in Borten, mit welchen damals ein grosser Luxus getrieben wurde; nicht bloss, dass man alle Säume damit besezte, man legte sie auch um den Oberarm und verzierte hier den Aermel selbst dann, wenn man das übrige Kleid schlicht beliess. Die Oberarmborten waren ein Ersaz für die wenig mehr üblichen Armspangen. Auch kam es vor, dass man den Rock untenher in schmale Lappen ausschnitt (Taf. 3. 3) und seiner Länge nach verschiedenfarbig teilte.

Es trat, wie es scheint um die Wende des 12. ins 13. Jahrhundert, die Sitte besonderer Oberärmel auf, die man mit Schnüren an den Rock befestigte; sie lagen fest am Oberarme an, erweiterten sich aber gegen das Handgelenk hin und fielen nun lang und weit selbst bis auf die Füsse herab. Wenn man die Hände waschen oder essen wollte, so musste man die Aermel abnehmen oder sie von einem Diener sich halten lassen. Bei der Jagd zog man die Aermel durch eine Schnur zusammen und hielt sie an der Achsel fest. Es war dies höfische Stuzertracht, die vorzugsweise in Frankreich beliebt wurde; sie entsprach durchaus dem orientalischen Zuge der Zeitmode. Auch begann man um diese Zeit den Rock nach weiblichem Vorgang durch Schnüren fest um den Oberkörper zu passen.

Aus den zahlreichen Abbildungen ist ersichtlich, dass das Schneiderhandwerk damals einen kunstgemässeren Aufschwung nahm. Der Name Schneider oder »Snider«, wie man damals sagte, entstammt dem Brauch, alle Leute so zu nennen, die mit Schnittwaren handelten. Da nun aber dieser Handel meist mit dem Nähgewerbe

---

[1] Francesco Daniele, I regali Sepolcri del Duomo di Palermo. Napoli 1784.
[2] Willehalm 1. 37; Tristan 2532.
[3] Tristan, 1175: Sin rock war hübeschlich gesniten Wol nach gendes boten siten Von guotem samite rot; der rock sich an der lenge bot Niht verrer unz uf diu knie.

verbunden war, so ging der Name Snider auch auf die Handwerker über, welche die Kleider herstellten. Die älteste Urkunde, in welcher der Schneider als Zunft gedacht wird, stammt aus dieser Zeit; es ist ein Gildebrief vom Jahr 1152, den Heinrich der Löwe den Hamburger Gewandschneidern ausfertigte[1].

Der Mantel blieb in Schnitt und Anlage so, wie er seither gewesen war, halbkreisförmig oder rechteckig[2] und auf der rechten Schulter mit einer Spange verschliessbar[3]; doch überwog nach und nach der Verschluss vor dem Halse (49. 2. 4). Vornehme Leute beliebten ihren Mantel mit Pelzwerk gefüttert, teils bunt, teils grau. Um den Anzug auf der Reise so oft wechseln zu können, wie es der Anstand verlangte, führten reiche Leute stets einen grösseren Vorrat von Kleidern mit sich[4].

Die Schuhe reichten, soweit sich nach den Abbildungen urteilen lässt, bis an oder knapp über die Knöchel und waren sowol geschlossen als aufgeschnitten; in lezterem Falle wurden sie über dem Rist herauf verschnürt oder in der Fussbeuge verknöpft. Daneben gab es Stiefel, die gegen die Wade hinauf reichten[5], aus weichem Leder für den Sommer[6], für den Winter mit Pelz gefüttert[7]; sie waren gleich den Schuhen entweder geschlossen oder vornherauf verschnürbar. Das Schuhwerk passte auf den Fuss; seine gewöhnliche Farbe war schwarz, bei vornehmen Leuten mit weisser Einfassung und ab und zu mit farbigen Zieraten bestickt. Als feinste Stiefel galten die von rotem oder violettem Corduan. Arme Leute umwickelten die Unterschenkel mit Binden oder gingen barfuss. Die Binden kamen, purpurn gefärbt, als Luxustracht in der vornehmen Welt noch einmal für kurze Zeit in Mode; sie wurden über die Stiefel um die Unterschenkel gewickelt (49. 4), wobei man den Rock zugleich an den Hüften hinaufzog.

Gegen Ende des 11. Jahrhunderts kam die Mode der gespizten oder geschnäbelten Schuhe auf, die jedoch in Deutschland während des 12. Jahrhunderts nur wenig Eingang gefunden zu haben scheint, da dergleichen Schuhe in den Abbildungen nicht zu bemerken sind und auch von den Dichtern nicht erwähnt werden. Ein Graf Fulko von Anjou oder Angers soll sie aufgebracht haben; dieser liess sich, weil er missgestaltete Füsse hatte, lange und vorn ganz spize Schuhe machen, um damit seine Füsse und deren Geschwülste, die man »Frostballen« zu nennen pflegt, zu verdecken[8]. Obgleich nun die Gebrechen einer hohen Person aller Welt so sichtbar sind, wie die Flecken am Monde, so sind sie, wenn auch anstössig, doch selten so lächerlich, wie das Futteral, das jene Leute darüber stülpen, um der Welt weis zu machen, sie seien nicht vorhanden. Gleichwol verbreitete sich die ungewohnte Sitte der Schnabelschuhe im ganzen westlichen Europa; die Schuster brachten an den Schuhen Spizen gleich Skorpionenschwänzen an, die man »Pigaschen« (picaciae) nannte, und diese Art von Schuhen war fast bei allen, ob reich oder arm, sehr begehrt.

---

[1] A. Berlepsch, Chronik vom ehrbaren und uralten Schneidergewerbe, S. 17.

[2] Nib., Wie Kriemhild bei den Heunen empfangen ward, 1309: Ouch gap nie künec neheiner zur sin selbes hohgezit, so manegen richen mantel, lanc, tief unde wit.

[3] Die Spangen waren damals ausschliesslich von runder Scheiben- oder Kranzform (54. 1—3).

[4] Nib., Wie Gunther um Brunhild gegen Isenland fuhr, 351: daz wir vier gesellen ze vier tagen tragen In drier hande kleider und also guot gewant, daz wir ane schande rumen Prünhilde lant.

[5] Parz., 63, 13: Do leite der degen wert Ein bein für sich ufez pfert, Zwen stival über bloziu bein.

[6] Die Erzeugung von Maroquinleder, die im Altertum ein Geheimnis der Babylonier war, wurde durch die Araber nach Spanien verpflanzt. Seit der Zeit Karls des Grossen versah Cordova das ganze westliche Europa mit Leder für feineres Schuhzeug. Man nannte dieses Leder nach seiner Herkunft „Corduan“ und die, welche es verarbeiteten, „Corduanier“, woraus denn das französische cordonnier entstanden ist.

[7] Perc., 20869: Uns estivaus fourés d'ermine.

[8] Orderich Vitalis 8. 10.

Früher trug man jederzeit runde oder nur mässig gespizte, dem Fuss angepasste Schuhe; Hohe wie Niedere, Kleriker wie Laien bedienten sich derselben gleichermassen. Ein Taugenichts an dem Hofe des angelnormannischen Königs Wilhelms des Roten (Rufus), Namens Rodbertus, begann zuerst die langen Schnäbel mit Werg auszustopfen und wie ein Widderhorn zu krümmen, weshalb er der »Gehörnte« genannt wurde. Seine eitle Erfindung wurde bald von einem grossen Teile der Adeligen wie ein besonderes Abzeichen von Ehrenhaftigkeit und Männlichkeit nachgeahmt. Zugleich mit solchen Schuhen kamen auch schleppende Kleider und Aermel auf, die indes so wenig wie die Schnabelschuhe in Deutschland Nachahmer fanden. Die Deutschen erfreuten sich damals der seltenen Himmelsgunst, mehr Geschmack zu besizen, als ihre westlichen Nachbarn.

Der Bart kam damals fast nur noch unter dem niederen Volke und den Juden vor; unter Bürgern und Edelleuten herrschte mit wenigen Ausnahmen völlige Bartlosigkeit[1]. Fürsten, die sich den Bart wachsen liessen, wurden nach ihm benannt, wie Kaiser Friedrich der Rotbart. Aus der Provence her verirrte sich die Schrulle, den Bart in Strähnen zu flechten und diese mit Goldfäden zu umwinden, sowie auch die Spizen des Schnurrbartes im Nacken zusammenzubinden. Das Haar schnitt man halblang oder völlig kurz, in lezter Weise namentlich unter den Sachsen und Thüringern, wo man die Jahrhunderte zuvor das Haar lang getragen hatte, während es anderwärts kurz verschnitten wurde[2].

In den Buchmalereien begegnen uns fast alle Männer ohne Kopfbedeckung; nur ältere Männer finden sich manchmal mit einer rauhen spizigen Müze abgebildet (49. 12), die braun, rot oder grün[3]. Ab und zu bemerkt man eine runde steife Müze, die oben einen Knauf hat, auch wol eine runde Müze mit schmalem Rande; doch bleibt es zweifelhaft, ob ein derartiger Kopfschuz nicht als eine eiserne Haube aufzufassen ist, da er gewöhnlich nur bei Kriegsleuten vom niedersten Range angetroffen wird (49. 5).

Die Frauentracht sezte sich damals in der Hauptsache aus Hemd, Rock und Mantel zusammen. Das Hemd oder Alltagsgewand, das die Weiber aus dem Volke oft als einzige Bedeckung trugen, war von Leinen, Hanf oder Wolle, bei reichen Frauen auch von Seide und immer weiss; es reichte, den ganzen Körper verhüllend, vom Halse bis zu den Fussspizen, mit den anschliessenden Aermeln bis zum Handgelenke. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts begann man, nach englischer Sitte das Hemd oben zu schnüren. Das Mittel hierzu scheint anfangs ziemlich gewaltsam gewesen zu sein; vermutlich schnitt man zu beiden Seiten von den Achselhöhlen an gegen die Hüften herab ein Stück aus dem Brust- und Rückenblatte heraus (49. 15) und zog die Oeffnungen mit Schnüren zusammen (49. 8). Damals, als man anfing, das Ueberkleid am Halse tiefer, als seither, auszuschneiden, verzierte man das Hemd oben, soweit es sichtbar war, mit feinen Nähten und

---

[1] H. Gregor, 3226: Mit wol geschornem barte, Jn allen wis wol getan, Als er ze tanze solde gan.

[2] So berichtet Helbling aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, 14, 18: Kurzes har nach den Sahsen hab wir ouch getragen hie. 3, 219: Ze Düringen und in Sahsen Lant man diu har nibt wahsen An die rehten lenge.

[3] Jwein, 6535: So soltens sich behüeten Mit ruhen vuhs hüeten Vor dem houbetvroste.

Stickereien (vergl. 35. 1. 2), ebenso vorn an den Aermeln[1]. Man gürtete das Hemd oder trug es ungegürtet[2].

Fig. 49.

1. Mann in Unterhosen. 2. Kaufmann. 3. Vornehmer Mann. 4. König. 5. Kriegsknecht. 6. Jude. 7. 8. Jüngling und Mädchen. 9. Allegorische Figur der Superbia. 10. Schuh. 11. 12. Frau und Mann. 13. Schnittmuster zum oberen Teil des Frauenrockes. 14. Einsazzwickel. 15. Hintere und vordere Hälfte des Frauenrockes. 16. Frauenärmel. 17. 18. Musizierende Klosterfrauen. (1—12, 17. 18. aus dem Hortus deliciarum der Herrade von Landsperg, herausgegeben von Engelhardt).

---

[1] Eneit, p. 59, 28: Ir hemede daz was cleine, Wiz unde wol genat, Dar an was manich goltdrat. Ez was gedwenget an ir lib. Willehalm: Daz hemde man do hervore trug Mit golde geneit also wol, Busen, ermelen perlen vol. Und weiter: Di valden ich nicht geprouben kan, Di waren so lustig und reine. Man hete beslozzen daz selbe cleit In eine hant, also man seit, Und warn doch vierzik ellen wol.

[2] Ueber etwaige Unterkleider, welche die Frauen unter dem Hemde getragen, wird gelegentlich der Beschreibung der Frauentracht im 13. Jahrhundert die Rede sein, da sie für diese Zeit nachweisbar, für die frühere aber nur zu vermuten sind.

Der eigentliche Rock, den man über das Hemd anlegte, machte dieselben Wandlungen durch wie das Hemd; in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sass er bequem auf dem Körper; dann machte man ihn obenher anpassend, einmal durch seitliche Verschnürung, dann auch durch besonderen Zuschnitt. In diesem Falle dürfte das Bruststück des Rockes aus zwei Teilen hergestellt worden sein (49. 13), die an der Kante, an der man sie zusammennähte, dem unteren Rande der Brüste gemäss in zwei Bogen ausgeschnitten waren, das obere Stück aber in etwas grösseren Bogen, so dass man es beim Annähen auf das untere Stück zusammenschieben musste; auf diese Weise wenigstens konnte das Stück auf den Busen passend gemacht werden. Die Mode ging nach einer schmalen Taille; um diese zu erzielen, ohne den Körper selbst einzuengen, ergänzte man die seitlichen Ausschnitte am Oberkörper durch grosse Zwickel (49. 14), die man von den Hüften an abwärts zwischen Vorder- und Hinterblatt einschob. Man vermehrte nach untenhin nicht bloss die Weite, sondern auch die Länge, doch so, dass vorn die Fussspizen gewöhnlich sichtbar blieben. In der Hauptsache unterschied sich der Rock von dem Hemde durch seine weiten Aermel; diese schnitt man auf verschiedene Weise zu; man liess sie entweder von der Schulter an allmählich in Trichterform an Weite gewinnen (49. 11), oder die Arme passend umschliessen (49. 9) und erst in der Nähe des Handgelenkes sich plözlich mit einer grossen Mündung öffnen. Die Weite wuchs dergestalt, dass die Aermel mit der Zeit den Boden berührten. Die sonst übliche Einfassung an den Säumen gab man allmählich auf; am längsten behielt man den Besaz oder die Spange am Oberarm. Die Abnahme an schimmerndem Schmucke lässt deutlich erkennen, wie sehr der Geschmack sich seit den Zeiten der Karolinger verändert und verfeinert hatte; diese Veredlung spricht sich auch in dem Wandel von den schlotterigen Kleidersäcken der früheren Epoche zu den jezigen Gewändern aus, die auf den Körper passten. Man verwendete jezt auch bessere Stoffe und statt des Metallschmuks feines Pelzwerk, mit dem man die Kleider, namentlich die Aermel, fütterte oder an den Rändern verbrämte.

Die Aermel wurden nicht immer angenäht, sondern zumteile nur angeschnürt, um sie nach Belieben an- und ausziehen zu können. Dergleichen angeschnürte Aermel nannte man »Stauchen« oder auch »Muffen«. Es lässt sich indes nach den Buchmalereien nicht immer unterscheiden, ob die Aermel an das Hemd oder den Rock geschnürt wurden; vermutlich gehörten die farbigen Aermel zum Rocke, die weissen zum Hemde[1]. Man gebrauchte die Aermel als Schweisstuch, sowie als Tasche für allerlei Sachen[2], ja wol auch als Waffe bei gerichtlichem Zweikampfe und zwar mit einem Steine beschwert, der darin eingebunden wurde[3]. Mit den weiten Aermeln wurde damals ein eigenes Spiel getrieben, das bis über die Mitte des folgenden Jahrhunderts hinaus anhielt. Die Damen pflegten den linken Hemdärmel, nachdem sie ihn getragen, den Rittern, die sich in ihren Dienst begeben hatten, zum Geschenke zu machen; diese zogen den Aermel entweder selbst an oder befestigten

[1] Es sind dies dieselben feingefalteten Aermel, die wir an den schönen Frauenbildsäulen der Kathedralen von Corbeil und Chartres bemerken. Die Kirche indes nahm an diesen übertrieben weiten Aermeln sowie an der wachsenden Schleppe Anstoss und verbot beides um das Jahr 1195.

[2] Kudrun, 1385: Ich und mine meide tragen in di steine in wizen stuchen.

[3] Apollonius, 20446: Diu frowe sol hie ouzen gan, Einen stein in der stouchen han Mit riemen drin gepunden Swaere pi drien pfunden; Diu stouche sol wesen linin Und zweier ellen lanc sin.

ihn am Helme, am Schilde oder an der Lanze. Wenn dann der Aermel zerhauen und zerstochen oder im Blute der Feinde purpurn gefärbt war, so gaben sie ihn zurück und die Damen trugen ihn wiederum auf dem blossen Arme ihren Rittern zu Ehren. Ebenso machte man es mit den völligen Hemden, sowie mit Kopftüchern und Schleiern. Auch farbige Aermel wurden verschenkt, besonders bei Turnieren; die Damen erkannten an diesem Merkzeichen ihren Ritter.

Die anschliessende Taille machte den Gürtel überflüssig[1]. Doch erhielt sich derselbe unter dem tagewerkenden Volke, wo man von diesem Kleid nach der Mode mit seiner atembeschwerenden Enge, seiner fegenden Schleppe und den überweiten Aermeln keinen Gebrauch machen konnte. In der Handschrift des Hortus deliciarum begegnet uns ein Dienstmädchen, das weder offene Aermel noch Mantel trägt (Taf. 3. 4). Das Kleid ist bequem; es reicht bis auf die Füsse herab,

Fig. 50.

1 2 3 4 5

1. Frau aus einer Eneithandschrift, die zwischen 1210 bis 1220 entstanden ist. 2. Domina Jutta Turfina, aus dem liber fundationum monast. Zwettel von 1266. 3. Sängerin, Pergamentmalerei aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts: Beinlinge scharlach mit gelben Punkten, Hemd weiss, Jacke blau mit weissen rotgeränderten Scheiben und roten Borten, Müze karmin. 4. Reitende Frau, aus einer Tristanhandschrift aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. 5. Mann mit Sclavine, aus dem Antiphonar von St Peter zu Salzburg, 1092 bis 1120.

dem liber fundationum monast. Zwettel von 1266. 3. Sängerin, Pergamentmalerei aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts: Beinlinge scharlach mit gelben Punkten, Hemd weiss, Jacke blau mit weissen rotgeränderten Scheiben und roten Borten, Müze karmin. 4. Reitende Frau, aus einer Tristanhandschrift aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. 5. Mann mit Sclavine, aus dem Antiphonar von St Peter zu Salzburg,

Halsausschnitt ist sehr weit und hier einem besonderen Bauschuche so ausgefüllt, dass an der Halsgrube noch das Hemd bemerklich bleibt; der Schmuck des Rockes beschränkt sich auf Besäze vorn an den Aermeln, am unteren Saum und mitten über den Leib herab vom Gürtel an, so dass dieser Besaz aussieht wie eine schmale Schürze. Der Gürtel sizt hoch und dicht unter der Brust, wo ihn das Kleid mit einer Bauschung verbirgt. Das Haar fällt in die Stirn sowie frei über den Nacken und wird von einem Müzchen bedeckt.

In Bildwerken wie in Gedichten dieser Zeit wird uns ein kurzes Oberkleid überliefert, das etwa bis in die halben Oberschenkel reichte (50. 3),

[1] Wo der Gürtel vorkommt, wie an den Steinbildern von Corbeil und Chartres (35. 1. 2. 4. 5), ist er als „cingulum militare" aufzufassen, als Rittergürtel, der den Frauen der Edelgeschlechter ebensogut wie den Männern zustand.

lange enge Aermel oder nur Aermelansäze hatte und gegürtet wurde; es führte den Namen »Juppe«[1] (vergl. Taf. 2. 11. 17 und S. 148, Note 1).

Ein höchst wertvolles Zeugnis für die damalige Frauentracht ist in den jüngsten Tagen unter dem Fussboden der St. Fideskirche in Schlettstadt ans Licht gekommen; es sind Bruchstücke aus Mörtelguss, welche den oberen Teil einer weiblichen Leiche in Hohlform nebst einigen Gewandresten einschliessen. Erkennbar ist eine auf dem Leibe getragene, aus Wolle gestrickte Jacke von passendem Anschluss und scheinbar bis unter die Hüften reichend (vergl. 50. 3), unterhalb derselben ein langes weites Hemd von Byssus oder Musselin, wie es nur den vornehmsten Leuten zur Verfügung stand, sodann von den Hüften abwärts ein Rock aus Flachsleinwand, der ebenfalls ziemlich weit gewesen war, und ein nach vorn gezogener faltenreicher Mantel von derbem Wollstoffe, ferner das Haar, das in der Mitte gescheitelt, in zwei Zöpfe geflochten und mit diesen über den Kopf gelegt war, also, dass die Zöpfe sich über der linken Schläfe kreuzten[2]. Man hat genügenden Grund anzunehmen, dass wir hier die Reste von einer Ahnfrau Barbarossas vor uns haben, entweder die seiner Grossmutter oder deren Schwester, denn diese Frauen hatten die Kirche gestiftet und sind auch dort begraben worden.

Es herrschte damals eine ziemlich weltliche Zeitströmung, ein Rückschlag auf die kirchliche Ueberhizung der ersten Kreuzzüge. Nicht bloss, dass man das Kleid obenher so passend auf den Körper verengte, dass es die Büste abformte, Frauen leichten Schlages öffneten es auch vom Unterleibe an bis untenhin (50. 3) und gaben ihre Beine, die mit Trikots bekleidet waren, den Blicken preis. Darüber stimmte die Geistlichkeit ihren Weheruf an und sie hatte Grund dazu; solche Gestalten sehen zwar im Bilde prächtig aus; aber auch heute noch ist eine Venus, die regungslos in Farben gebannt dasteht, etwas anderes, als wenn sie in Fleisch und Bein auf der Strasse wandelt[3].

Jener Mantel, der im Rechtecke zugeschnitten war, kam immer mehr ausser Gebrauch, aber der halbkreisförmige währte fort. Reiche Frauen beliebten ihn mit Pelzwerk gefüttert oder an den Kanten verbrämt, obenher überdies mit einem kurzen geschlossenen Schulterkragen bedekt (50. 2), für den Sommer aber aus leichterem Stoffe[4]. Man hängte ihn noch wie früher vom Rücken her über beide Schultern, jezt aber meist ohne weitere Befestigung (50. 1).

Das Haar pflegte man lose herabhängend zu tragen, mit und ohne Scheitel oder in mehrere Strähne geteilt und diese einzeln oder paarweise mit farbigen Bändern oder Goldschnüren umwickelt (vergl. 35. 1. 4)[5]. Das seit den Karolingerzeiten übliche Kopftuch blieb fortwährend in Geltung; es fiel, einfach übergelegt, bis auf die Schultern herab. Im Hortus deliciarum tragen die Klosterfrauen ihr Haar unter einer Art von flachem Turban aus weissem Linnen verborgen und

---

[1] Lanzelet, 6062: Do wart er als ein juppe (nämlich ein Mantel schrumpfte so zusammen, dass er so eng wie eine Juppe ward).

[2] Dies ist die nämliche Tracht, die wir an den nordfranzösischen Cathedralfiguren bemerken. Die Zöpfe liess man sonst vorn herabhängen, den Verstorbenen wand man sie um den Kopf.

[3] Auch in den englischen Bilderhandschriften dieser Zeit kommen solche aufgeschlizten Röcke vor (37. 12).

[4] Glos. 12. Jahrhundert in Innsbruck: Spenula, chuol, mantil, quam mulieres in aestate portant.

[5] Wigalois, p. 26, 39: Ir zöpfe waren gebunden Mit golde ganz bewunden Unz an des hares ende.

Taf. 3. 1. 2. 6. 9 vornehme Leute. 3. Vasall. 4. Dienstmagd. 5. Mann aus dem Bürgerstande (12. Jahrhundert). — 7. 8. Gebende. 10. Verheiratete Frau. 11 Vornehmer Mann. 12. Falkenier mit Federspiel. 13. Vornehme Jungfrau. 14. 16. Gräfin Beatrix und Graf Otto von Botenlauben. 15. Böhmenkönig Wenzel II. 17. Kaiser Friedrich II. (13. Jahrhundert).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

darüber ein Schleiertuch aus karminrotem Stoffe. Andere Frauen (49. 17. 18) haben dort das Tuch ohne Unterlage über den Kopf gelegt und um den Hals gewunden, meist so dass es mit dem einen Ende vorn, mit dem anderen hinten herabhängt. Es ist dies sicherlich dasselbe Schleiertuch, das im folgenden Jahrhundert unter dem Namen »Rise« grössere Verbreitung gewann und noch im 14. Jahrhundert allgemein war. Ueblich blieb noch, wenigstens eine Zeit lang, der im 11. Jahrhundert aufgekommene aus farbigen Tüchern zusammengedrehte Turban. Das Tuch wurde, wie es scheint, um eine untergelegte Müze gewunden. Bis zur doppelten Kopfhöhe aufgetürmt finden wir diesen Turban im Hortus deliciarum, wo ihn die Figur der Puzsucht trägt (49. 9). Der bessere Geschmack beschränkte sich auf eine einfache Binde, welche Kinn und Wangen umschloss und wol auch über das Kinn heraufstieg und den Mund bedeckte, so dass man es gelegentlich abstreifen musste, um den Mund frei zu machen[1]. Dieses Kinntuch führte den Namen »Gebende«; es spielte im folgenden Jahrhundert eine grosse Rolle in der Frauentracht.

An den Füssen trug man häufig Socken[2], die aus Wolle oder Linnenstoff zusammengenäht waren, und darüber Schuhe. In den Bildwerken sind von den Schuhen fast immer nur die Spizen sichtbar; es scheinen passende Knöchelschuhe gewesen zu sein. Zuweilen bemerkt man seitliche Einschnitte daran, als ob sie wie die Männerschuhe gebunden und geschnürt worden seien. Die Puzsucht im Hortus deliciarum trägt Schuhe, die lang gespizt und über den Rist herab mit kleinen Knöpfen geschlossen sind (49. 12). Die Schuhe kommen sowol schwarz als andersfarbig vor, auch golden und mit Borten und Perlen verziert[3].

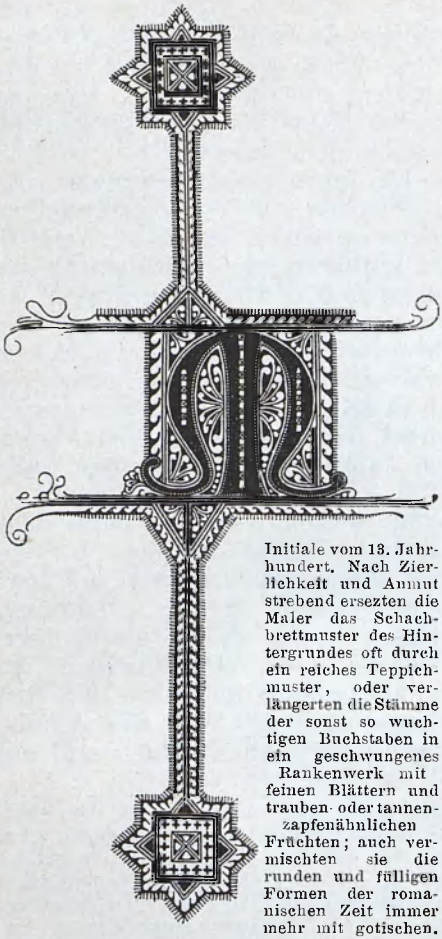
Nicht in Deutschland sondern in Italien muss man suchen, wenn man noch Volkstrachten finden will, die im tiefsten Mittelalter entstanden sind und ihren alten Charakter, wenigstens in einzelnen Stücken, bis auf den heutigen Tag behauptet haben. Wir finden sie namentlich in Süditalien, auf dem ehemaligen Tummelplaze der Byzantiner und Araber, vor allem aber in Catanzaro in Calabrien, einer Bergfeste, die der byzantinische Kaiser Nikephoros gegen die Araber hatte anlegen lassen. Das dortige Frauenkostüm erinnert noch vielfach an die von morgenländischen Moden beeinflussten Trachten, die in Deutschland zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert gültig waren. Das weisse Hemd reicht bis an die Fussknöchel und ist vorn an den Aermeln, die in weite Puffen endigen, mit feiner Häkelarbeit und ebenso am Halsausschnitte verziert. Der darüber liegende Rock, stets von roter oder grüner Farbe, ist eine gute Handlänge kürzer, als das Hemd, ganz so, wie es im 11. Jahrhundert in Deutschland üblich war (48. 4), und über den Rock fällt hinten und vorn eine Art von dunkler Schürze herab, ein Gewand, das noch an die ehemalige Suckenie erinnert (Taf. 3. 10); der hintere Teil wird bei schlechtem Wetter über Schultern und Kopf geschlagen. An den Oberarmen, über den Hemdärmeln, sizen bunt benähte Sonderärmel, die, wie es bei uns zu Zeiten der Minnesinger geschah, oben an die Schulterbänder des Rockes angeknüpft sind. Als Kopfpuz dient ein vielfach zusammengelegtes weisses Tuch und als Wetterschuz ein buntgestreiftes Umschlagetuch.

---

[1] Nib., Wie Kriemhild bei den Heunen empfangen ward, 1291: Uf ructes ir gebende.

[2] Papias: Socci . . autem non ligantur sicut caligae sed nattum imittuntur. Cerrui socci sunt sine sola, ligati vero.

[3] Wigalois, p. 268, 30: An ietwederm beine Zwene schuohe von borten guot.



Initiale vom 13. Jahrhundert. Nach Zierlichkeit und Anmut strebend ersezten die Maler das Schachbrettmuster des Hintergrundes oft durch ein reiches Teppichmuster, oder verlängerten die Stämme der sonst so wuchtigen Buchstaben in ein geschwungenes Rankenwerk mit feinen Blättern und trauben- oder tannenzapfenähnlichen Früchten; auch vermischten sie die runden und fülligen Formen der romanischen Zeit immer mehr mit gotischen.

Dreizehntes Jahrhundert.

an kann, die Trachten durchmusternd, zuweilen die Bemerkung machen, dass sie im Widerspruche mit der Zeit zu stehen scheinen, die sie hervorgebracht hat. So bei der Tracht des 13. Jahrhunderts; damals stand das Rittertum in seiner vollen Blüte, in seinem Adel wie in seiner Verworfenheit; man denke nur an das Interregnum. Indes ob Edelleute oder Räuber: ihre Thaten haben Muskeln und Sehnen. Die Kleider aber sind von weibischer Länge, die Gesichter bartlos, das Haar gewellt und gekräuselt, ja selbst mit einer Haube bedeckt. Nichts in dieser Tracht erinnert an das rauhe Waffenhandwerk, an die Kreuzzüge, an die ewigen Fehden zwischen Burg und Burg, die jenen Zeitraum erfüllten. Man hat dieses weibische Aussehen auf den Frauendienst zurückführen wollen, der damals die Sitte der vornehmen Welt beherrschte und auch die Poesie durchklang. Allein die Geseze, die zu jener Zeit gültig waren, überliefern uns ein ganz anderes Bild von der Stellung der Frau in der Gesellschaft, als wie die Lieder, denn sie bedrohten die Frau häufig wegen des gleichen Vergehens mit härteren Strafen, als den Mann. Auch wissen wir, dass die Frauen im niederen Volke und namentlich die der Juden kaum für Menschen angesehen wurden. Die Dichter aber entstammten meist edlen Geschlechtern und hatten nur Augen für das »höfische« Leben, es sei denn, dass sie sich über die Bauern lustig machten oder erzürnten. In weit höherem Masse, als der Frauendienst, war der morgenländische Einfluss an der weibischen Tracht der Männer schuld; das ganze Jahrhundert hindurch kamen mit den zurückkehrenden Kreuzfahrern die östlichen Gewänder in das Abendland und aus dem spanischen

Westen her wirkte der arabische Einfluss. Dazu kam noch die Pracht der Stoffe und der freie lange Faltenwurf, so dass diese Kleidung troz alledem einer grossen Vornehmheit nicht entbehrte und jedenfalls mehr, als jede andere im ganzen Mittelalter, geeignet war, der Gesellschaft ein stattliches Aussehen zu geben.

Die vornehme Tracht war damals unter beiden Geschlechtern lang; doch bewies sie einen Wechsel in Schnitt und Namen ihrer einzelnen Stücke. Im Grossen und Ganzen hatte man sich früher mit zwei Röcken bedeckt; schon beim Ausgang des vorigen Jahrhunderts trug man Sorge für eine grössere Abwechslung. Das Unterkleid wurde jezt zum eigentlichen Hemd, wie wir es heute verstehen, zu einem Futterkleide, das jede wolhabende Person auf der Haut tragen wollte. Je nach Vermögen seines Besizers war das Hemd von Wolle, Leinwand und selbst von Seide, fein gefältelt und bei festlichen Anlässen wol auch mit Goldstickereien verziert. Den Teil des Hemdes, der den Oberkörper umschloss, nannte man »Oberhemd«, den unteren Teil »Niederkleid«[1].

Ein Stück, das man wegen der Hosen und Röcke nicht sah, hörte trozdem nicht auf, seine Wichtigkeit zu behalten; es war dies die »Bruche«[2], jenes schwimmhosenähnliche Beinkleid, das bis an die Kniescheibe reichte. Die Bruche wurde über den Hüften mit einem Gürtel festgehalten, häufig auch durch eine Zugschnur, die oben an der Bruche durch Schlize oder angesezte Oesen lief. Die Bruche findet sich gelegentlich mit dem Namen »Niederwat« bezeichnet[3]. Ohne Bruche zu gehen galt für unanständig. Die eigentlichen Hosen bestanden wie bisher aus zwei langen Strümpfen (Taf. 3. 5), die mit Nesteln oder Riemen an den Bruchgürtel befestigt wurden. Die vornehme Jugend liebte die Hosen dicht anliegend, um die Form der Beine zur Geltung zu bringen, und trug sie wol auch ausgeschnitten, so dass die blosse Haut hindurchblickte[4]. Gesittete Leute, die gleichwol nicht auf die Mode der Schlize verzichten wollten, unterlegten die ausgeschnittenen Stellen mit Leinwand[5]. Mehr und mehr kamen im Ganzen gewebte Trikots auf. Diese wurden mit Schnüren an den äusseren Hüftgürtel, der über dem Rocke lag, festgebunden; die Schnüre zog man durch Löcher, die im Rocke sowol wie oben in den Hosen angebracht waren. Man verwendete vorzugsweis bunte, gestreifte und gewürfelte Stoffe zu Hosen; Scharlachrot war sehr beliebt. Fromme Leute fanden die anschliessenden Hosen hoffärtig; in den Konzilen eiferte man unaufhörlich gegen Hosen von schreiender Farbe und verbot solche den Mönchen und Priestern durchaus. Die Mode selbst machte mit der Zeit dem Kampf gegen die lebhaften Farben

---

[1] Helbl. 1,670: Mantel, roc unde pfeit, Oberhemd und niderkleit. [2] bruoch, altfr. braie.

[3] Wolfdietrich, 1388: Einen undergürtel riche er bi dem Hemde fant. Ebendort, 802: Er gab im durch den bruchseckel einen so kreftiglichen schlag, daz im die bruch und der bruchgürtel under den füssen lag. Statt „Bruchseckel" ist wol „Bruchsenkel" zu lesen, worunter die Zugschnur zu verstehen wäre. Die Troubadoure haben einen eigenen Ausdruck, um einen durch den Hieb seines Gegners gespaltenen Kämpfer zu schildern; sie sagen, er sei „bis zum Knoten der Bruche durchschnitten", also bis zur Verknotung der Zugschnur.

[4] Crone, 3709: Zwo hosen durchsniten Vuorte er von rotem scharlach, Da man diu bein durch sach.

[5] Herzog Ernst, 2304: Ir beider hosen uz gesniten, Zerhouwen wol nach hübeschen siten, Dar über manic goltdrat, Da durch schein diu linwat, Wizer danne kein sne.

ein Ende und liess schwarze Beinlinge zum guten Ton gehören. Ulrich von Liechtenstein erzählt, wie der Domvogt von Wien, der ihm auf seiner Venusfahrt entgegen kam, »zwei schwarze Hosen an seine beiden Beine legte«. Heisses Wetter veranlasste manchen Ritter, ganz ohne Hosen zu gehen; der Rock war lang genug, die Blösse zu verbergen. In einem Schwank aus dieser Zeit wird erzählt, dass ein Ritter, der gastfreie Aufnahme in einem Hause gefunden, sich weigerte, seinen durchschwizten Rock abzulegen, und als der Wirt ihm denselben unversehens von seinen Knechten ausziehen liess, »reht als ein beschelter stok ane bruoch und ane hemde« dasass. Neben den Langstrümpfen kamen noch kürzere Strümpfe vor (tibialia), womit man die Unterschenkel besonders bedeckte; unter den deutschen Reichskleinodien befinden sich noch heute dergleichen Strümpfe aus rotem gemustertem Seidenstoffe. Um diese Zeit wurde das Hemd nicht mehr wie ein Rock über den Hosen getragen, sondern in dieselben untergesteckt. Die alten Leinwandhosen (49. 1) verschwanden nun völlig.

Ueber Hemd und Hosen legte man nun zunächst den Rock. Der Rock war Haustracht und wurde als Alltagskleid nicht so lang geschnitten wie als Festgewand; in lezterem Falle beliebte man ihn bis an die Knöchel und selbst bis auf die Füsse herabsteigend (51. 3. 4. 9). Man machte den Rock an den Achseln locker und breit, vom Halsloche an ein wenig abfallend, sonst fest um den Oberkörper schliessend, von den Hüften an aber allmählich wieder durch Zwickel oder »Geren« weiter[1]. Am Oberkörper suchte man dem Rocke überdies noch durch Schnüren einen festen Siz zu geben und fasste ihn hier wol auch mit kleinen Agraffen zusammen[2]. Doch nicht immer gab

[1] Wilhelm von Wenden, 1995: Doch beidenthalp der fürste reiz Gegen siner siten keren Uz dem rocke einen geren. Indes werden mit „Geren“ auch die Zaddeln unten am Rocke bezeichnet.

[2] Lied von Troje, 2964: Roc unde suggenie truoc Paris . . . Da waren cleiniu fürspan Uz golde, wunneclichen an Geheftet und gespenget. Daz cleit an in getwenget Stuont oberthalp den geren Und was nach vollen eren Niderthalben also wit, daz er sich möhte bi der zit Dar inne wol verwalten. Man sach da vremder valten Ein wunder umb in swenken. Diese Beschreibung ist eine völlig schneidermässige.

Fig. 51. 1. Vorderer Bauer: Rock weiss mit graubraunen Streifen, Hosen grün mit weissen Riemen; hinterer Bauer: Rock hellgelbbraun. 2. Bauernmeister: Hut gelb, Rock lichtbraungelb, Hosen rotbraun mit weissen Riemen. 3. Rock gelb mit vier weissen Schrägstreifen und zwei breiteren grünen Streifen, je einer zwischen den beiden oberen und den beiden unteren weissen Streifen, rechter Aermel grün, linker gelb, Hosen rot. 4. Rock grün mit zwei schmalen roten Streifen, die mit zwei breiteren gelben Streifen eingefasst, Hosen gelb. 5. Rock einerseits grün, anderseits weiss mit roten Streifen, Hosen gelb. 6. Rock wie bei der vorhergehenden Figur, Hosen braun, Schild gelb mit drei schwarzen unbestimmbaren Zeichen. 7. Trommler: Rock grün, Kapuze violett, Hosen, Schuhe und Schlägel schwarz. 8. Dudelsackpfeifer: Rock hellblaugrün mit violetten Schrägstreifen, Kapuze gelb, Hosen braunrot, Schuhe schwarz. 9. Tänzer: Rock hellblau mit Goldsaum an Hals und Hand, Knöpfe und Perlengurt weiss, Schapel rot, Schuhe golden. 10. Tänzer: Unterkleid, an Hals und Aermeln sichtbar, grün, Oberkleid türkischrot, Haube weiss, Schuhe und Hosen schwarz, Täschchen gelb. 11. Hofbeamter: Aermel (des Unterkleides) rot, Oberkleid wellig in Himmelblau und Violett gestreift, Kapuze grün mit weissem Futterrande obenher, Schuhe und Kugel golden. 12. Markgraf im Jagdkleide: Rock grün, Hosen violett, Pirschgewand scharlachrot mit weissen Schulterstreifen und ebensolchem Pelzfutter, Hut rot mit goldenen Pfauenaugen und weisser Hermelinkrempe, Schuhe schwarz, Sporen silbern, Reitzeug golden, Bauchriemen weiss. 13. Edelmann: Rock blau mit goldnen Saumborten an Hals und Hand, sowie mit braunem und gelblichem Pelzfutter, Mantel rot mit grünem Futter und weissem Pelz, Hosen und Schuhe schwarz, Schapel rot. 14. Königin: Unterkleid samt Aermeln grün mit goldnen Säumen, Oberkleid türkischrot, unten mit goldnem Saume, Mantel rotviolett mit weissem Pelz auf grünem Futter, Gebende weiss, Krone gold. 15. vornehme Jungfrau: Rock olivengrün, Suckenie hellviolett, Gebende weiss. 16. Edelmann: Rock samt Aermeln grün, Mantel rotviolett mit Futter und Kragen von Hermelin und goldner Schulterfibel, Müze samt Ueberhang rotviolett mit weissem Pelz, Schuhe und Hosen schwarz 17. Edelfrau: Unterkleid blau, Mantel zinnoberrot mit grünem Futter und weissem Pelz, Kopftuch weiss, Schapel golden mit roten Steinen. 18. König: Rock türkischrot mit grüner Kapuze, grünem Futter und weissem Pelz, Unterkleid (an Hals und Aermeln sichtbar) himmelblau mit Goldsäumen, Schuhe schwarz. 19. Gugelschnitt. 20. Schnitt zum Kapuzenrocke und -mantel. 21—23. Schnitte zu den ärmellosen Frauenoberkleidern (Suckenien). 24. Schnitt zur Heuke. (1—6 aus Kopp, Bilder und Schriften, 7—16 aus der Manessischen Handschrift.)

Fig. 51.

man dem Rocke diesen Schnitt, sondern stellte ihn nach Belieben auch durchweg von bequemer Weite her, zog ihn aber um das Halsloch mit einer Schnur zusammen, die man dann unter einer Borte verdeckte (Taf. 3. 16). Diese Einrichtung lassen uns wenigstens einige Figuren vermuten, die uns in den Bildwerken überliefert worden sind. Die Aermel waren im Unterarme ziemlich eng und hier auf der Rückseite häufig verknöpfbar (Taf. 3. 15. 17), nach dem Oberarm hinauf jedoch weiter; sie wurden in die Seitennähte des Rockes eingesezt, so dass ein passender Anschluss nicht zu erzielen war. Gleichwol scheint es, dass man damals anfing, die Armlöcher auch besonders einzuschneiden; man machte sie dann jedenfalls nahezu dreieckig, denn nur auf diese Weise konnten die breiten Schultern zuwege gebracht werden, die wir an den Abbildungen bemerken. Jedoch ist dies nicht durchweg der Fall; manchmal waren die Aermel auch im Oberarme eng und scheinen, wie bei den Damen, als Sonderärmel über die eigentlichen Rockärmel gezogen und auf der Achsel angeschnürt worden zu sein; sie erweiterten sich am Handgelenke und fielen mehr oder minder tief über die Hände und selbst bis auf den Boden herab. Solche Aermel indes waren eine aus der Fremde eingeführte Stuzertracht und keine deutsche Mode. Die Besäze, die man früher an allen Säumen und selbst um die Oberarme herum beliebte (Taf. 3. 1. 3. 5), gab man fast gänzlich auf, verwendete dagegen die farbige Halbteilung (51. 5) und die gestreiften Zeuge mit immer grösserer Abwechslung. Man hat den Eindruck, als ob die Mode der zweifarbigen Stoffe ihren Weg von unten nach oben genommen habe, denn in den Abbildungen bemerkt man sie zuerst bei den dienenden Klassen, dann an den Vasallen (Taf. 3. 3) und zulezt an den höchsten Machthabern. Die Farben wurden zu Wappenfarben und gingen als solche auf die Gewänder der vornehmsten Stände über, so dass schliesslich verschiedenfarbige Kleider als ein Vorrecht des ritterlichen Standes galten[1]. Diese Mode war vorwiegend deutsch; »li baron vair 'e pic, die bunten und scheckigen Herren« nennt Elias Clairel, ein Goldarbeiter und Wappenzeichner aus Perigord, in einem Gedichte vom Jahre 1222 die Deutschen. Der mässig geübte Brauch, die Röcke untenher in Lappen zu zerschneiden, währte unter den niederen Klassen fort (51. 5).

Einen völligen Anzug nannte man »Robe«. Zur Mannsrobe gehörte ausser den genannten Unterkleidern und dem Hausrocke noch ein Ueberrock und eine Kapuze oder Gugel, statt des Ueberrockes auch ein Mantel oder sonst ein Ueberhang, der je nach seiner Form verschiedene Namen führte. Auch die eigentlichen Ueberröcke waren verschieden gestaltet und benamst; man findet sie bei den nach 1240

[1] Auch die Städte eigneten sich bestimmte Farben an und die Beamten trugen die Farben ihrer Stadt gerade so, wie die Vasallen die ihrer Lehensherren. Die späteren Hoffarben haben denselben Ursprung in der farbigen Kleidung der Ministerialen. Dergleichen Farben wurden indes nicht immer aus dem Wappen genommen, da diese selbst damals noch keine ständige Tinktur hatten, sondern wurden von Fall zu Fall vorgeschrieben. Derselbe Herr führte nicht immer dieselbe Farbe, denn wir begegnen in den Urkunden häufig der Bemerkung „die dermalige Hoffarbe“ oder „in Farbe gekleidet, die jezt Hoffarbe ist.“ Zepernick II, 129, 130; Kindlinger, Urkunden S. 251, 388; Kuchenberg, Erb-Hof-Aemter 127; Sagittarii Gleichen 386, 388, 392.

dargestellten Figuren. Einer dieser Ueberröcke war so lang wie der untere Rock, hatte aber keine Aermel, sondern nur Armlöcher, und kam sowol geschlossen vor, als vom Leibe an bis an den unteren Saum aufgeschlizt (51. 18), so dass er, hier sich umlegend, das Futter aus kostbarem Pelzwerke blicken liess; er blieb meist ungegürtet. Sein Name verriet seine fremdländische Herkunft; er war »Sucknie« oder »Sukkenie«[1]. Ein Ueberrock anderer Art hatte Aermel und kam sowol mit als ohne Kapuze vor; man legte ihn auf der Reise oder bei schlechtem Wetter an. Die Aermel waren von beliebiger Weite und Länge; einmal reichten sie bis in die halben Unterarme, ein andermal über die Hände herab; in diesem Falle hatten sie vorn in der Naht eine Oeffnung (Taf. 3. 11), durch die man den Arm steckte, so dass die Aermel mit ihrem unteren Teile hinterwärts leer herabfielen[2]. Die Kapuze war häufig mit dem Rocke oder Mantel aus dem Ganzen geschnitten (51. 20) und an beiden Seiten zusammengenäht; sie lief oben in eine Spize aus und hatte auf ihrer Vorderseite einen Querschliz, durch den man sie über den Kopf zurückschlagen konnte. Alle diese Ueberröcke blieben gewöhnlich ungegürtet. Auch der gewöhnliche Mann versah seinen Alltagsrock mit einer Kapuze; da sie bequem gegen Staub und Regen wie gegen die Sonne schüzte, so gab die Kapuze besonders für Leute, die sich viel unterwegs befanden, eine überaus zweckmässige Schuzhülle ab und bald war ein »fahrender Mann« ohne Kapuze selten mehr zu sehen (51. 7. 8).

Bessern Schuz gegen Kälte und Unwetter, als der sonst übliche halbkreisförmig zugeschnittene Mantel, gewährte ein kreisrunder Ueberhang mit einer Oeffnung in der Mitte, durch die man ihn über den Kopf stürzte, die sogenannte »Glocke«[3]. Dies Gewand reicht sicherlich bis in die römische Zeit zurück; bei den Galloromanen war es ein alltägliches Gewand und wir finden es auch bei Figuren auf rheinischen Grabsteinen, die etwa dem 4. Jahrhundert angehören (11. 16). Die Glocke war verschieden lang; sie reichte oft bis auf die Füsse herab und kam mit und ohne Kapuze vor. Die Kapuzenglocke nannte man »Kappe«[4]. In dieser Form haben wir uns wol die »Tarnkappe« Sigfrieds vorzustellen, die ihn unkenntlich machte, »dar in slouf er schiere«, wie das Lied sich ausdrückt, »do was er niemen bekant«. Unter ritterlichen Leuten pflegte man die Kappe mit dem Wappenzeichen bestickt zu tragen[5]. Eine Abart der Kappe bestand in einer Kapuze mit kurzem Mantel, der gleich einem Kragen nur den Oberkörper umschloss (51. 19). In solcher Form nannte man die Kappe »Schaperun«[6], im

[1] Der Name ist slavisch; das ganze Slaventum samt seiner Sprache wurde von Byzanz aus befruchtet, und so könnte das Gewand dennoch byzantinischen Ursprungs sein.

[2] Dieser Rock mit Flügel- oder Hängeärmeln wird im Französischen mit „cotte hardie" bezeichnet, im damaligen Latein mit „tunica audax". Der Name ist unverständlich und vermutlich durch einen Irrtum in der Ableitung des Wortes veranlasst worden.

[3] Blonde of Oxford, 5438: De camelin pour la pourrière Avoit clokes paringaus, Fourrées de vermeus cendaus.

[4] Frauendienst 248, 19: Ez fuort der ere gernde man Von scharlach eine kappen an.

[5] Tristan, 1938: Ein kappen wolgesneten Die fuorte min her Tristan Über allem sinem wapen an; die liez der herre machen Von brunem scharlachen; Sin erbezeichen dar uf lak, Der eber, den der herre pflak Ze füeren an dem schilde.

[6] Tristan, 1121: Von grüenem fritschal (feines Wolltuch aus Gent) ein tschabrun. Roman de Rou, 6812: Del chaperun sun chief covri.

folgenden Jahrhundert aber, da sie allgemeine Kopftracht war, »Gugel«. Von den Leuten in der Steiermark wird berichtet, dass sie solche Kragenkapuzen mit spannenlanger Spize getragen hätten, um ihren Hals gegen den Sonnenbrand zu schüzen. Den Stoffkragen ersezte man im Winter nicht selten durch einen Pelzkragen, um die Brust warm zu halten, und fütterte die Kapuze mit Pelz. Damals gab es noch einen der Kapuze ähnlichen Kopfpuz von kirchlichem Ursprunge, den man »Almutium« nannte[1]; dieser bestand aus einem Stücke von Pelz oder von Sammet mit Pelzfutter und war im Zuschnitte rechteckig; das Stück wurde an einer seiner Schmalseiten mit seinen beiden Ecken gegeneinander geschlagen, und mit seinen auf der Mittellinie des Stoffes zusammenfallenden Kanten aneinander genäht, so dass eine Art von spizem Sack entstand. Diesen Sack stülpte man über den Kopf und liess den Rest des Stoffes über den Rücken herabhängen (53. 9). Wenn man das Almutium auszog, legte man es über den Arm. Für eine Zeitlang verdrängte dieser Kopfschuz selbst die Gugel; dann aber ging er auf die weltlichen Chorherren über und verschwand gänzlich aus der Volkstracht.

Gegen Ende des Jahrhunderts begann man die Glocke auf der rechten Seite vom Halsloche an bis untenhin aufzuschneiden und den Schliz über die Achseln her mit einigen Knöpfen zu schliessen (51. 24. Taf. 4. 14). Solche mantelförmigen Glocken nannte man »Heuken«. Ueber der Heuke trug man nicht selten einen kurzen Pilgerkragen, den man um die Schultern legte. Mit der Zeit öffnete man die Glocke oben an beiden Seiten mit einem kurzen Schlize für die Arme, und nannte das Kleid alsdann »Tappert« oder »Tabard«[2]. So geformt reichte es gewöhnlich bis auf die Füsse herab und wurde eben so, wie sonst als Glocke, mit einer Kapuze ausgestattet. Eine besondere Art des Tappert, die man mit »Husse« bezeichnete, glich dem Skapulier der Mönche und war an beiden Seiten, jedoch nicht über die Schultern her, völlig aufgeschnitten; auch diesem Kleide fehlte die Kapuze nicht. Der Tappert wurde indes erst im folgenden Jahrhundert zum bevorzugten Schuzkleide. Diese Uebergewänder unterlagen einer grossen Formwandlung und ebenso verschieden waren ihre Namen; man hört sie bald mit »Warkus«, bald mit »Vlieger« oder »Spaldenier« bezeichnen, ohne sagen zu können, zu welchem Kleide der eine oder andere Namen gehörte. Unter Spaldenier scheint man einen mit Aermeln besezten Tappert verstanden zu haben[3]. Erwähnt wird ferner als eines Schuzkleides aus rauhem grobem Wollstoffe die »Sclavinia«[4]; es war dies sicherlich ein den Schifferkutten der Slavonier nachgebildetes halblanges, ringsum geschlossenes Gewand mit Kapuze und kurzen Aermeln (50. 5).

---

[1] Altfranzösisch aumuce. Tristan I. p. 179 (Fr. Michel): Desoz la chape a mis l'aumuce.

[2] Bei den Franzosen „Chien". (Thom. Cantiprat Miraculorum de Apum republ.) 1, 7: Spreverat in sacerdotibus rotundam communis habitus cappam et tabardum, quem Gallici canem dicunt, id est vlieger, induerat.

[3] So heisst es bei Seifried Helbling 1, 167: Ze Wald und in der Razgegent (Raabs bei Waydhofen an der Thaya), Da inne sumeliche pflegent So wunderlicher spaldenier: An einem ermel haeten vier Ze rehtem wapenroc genuoc.

[4] Caes. Heisterbac., XII. 42: Ante illud tempus, quo occisus est Conradus Episcopus Hildenshemensis, peregrinus quidam in villa quadam moriens sclaviniam suam sacerdoti legavit.

Der Mantel wurde vielfach durch diese Ueberkleider verdrängt oder ersezt und in alter Weise vorwiegend nur noch unter betagten Leuten bis in das folgende Jahrhundert hinein angelegt. Als ritterliches Festkleid aber gewann der Mantel unter Herren wie Damen ein hohes Ansehen; man schnitt ihn als solches noch wie früher halbkreisförmig zu, befestigte ihn aber nicht mehr auf der rechten Schulter, sondern legte ihn vom Rücken her über beide Schultern und hielt ihn auf der Brust unter dem Kinne fest; dies geschah mit einem mässig breiten Riemen (Taf. 3. 16) oder einer doppelt zusammengelegten Schnur, den »Tasseln«, die an beiden Enden bequastet war, auch mit einer Kette aus Ringeln oder mit Schartenwerk von Edelmetall, das mit farbigen Edelsteinen geschmückt. Dieser Staatsmantel war gewöhnlich sehr lang und weit, aus kostbaren Seidenstoffen gefertigt, mit Hermelin, Grauwerk oder Bunt gefüttert und am Halsausschnitte sowie den Rändern entlang mit Zobel verbrämt. Da er durch seine Länge leicht unbequem wurde, pflegte ihn sein Träger mit der einen Hand bis zur Brusthöhe emporzunehmen (Taf. 3. 16), mit der andern aber die Tasseln anzuziehen (51. 13. 53. 7). In der lezten Hälfte des 13. Jahrhunderts erhielt der Mantel ab und zu einen schmalen Umschlag (52. 3), der kragenartig den Nacken umschloss und vorn, rechts und links, etwa bis zum unteren Brustrande herabstieg (58. 1).

Vielfach war es Brauch, die Füsse unbeschuht zu lassen und nur die Beinlinge mit einer Sohle zu unterlegen (51. 3—7). Sonst bestand das Fusszeug in Knöchelschuhen (51. 8—10) oder niedrigen Halbstiefeln (Taf. 3. 3. 5), die auf den Fuss passten. Schon vor Schluss des abgelaufenen Jahrhunderts hatte sich das Fusszeug in einen Schnabel verlängert, der über die Zehen hinausragte. Dieser Schnabel verschwand im Laufe des 13. Jahrhunderts, um gegen Ende desselben wieder aufzutauchen. Doch blieb das Schuhwerk immer spiz. Im Volke trug man es schwarz und gewöhnlich eingeschmiert; unter den »zum Schild Geborenen« zumeist aus rotem Corduanleder, über dem Rist her ausgeschnitten und mit einem Spannbande (Taf. 3. 12. 17) oder mit Schnüren oder Knöpfen verschliessbar gemacht, auch bestickt oder durchweg von gemusterter Seide. Die Stiefel, die zum Luxus getragen wurden, waren gleichfalls aus weichem Leder, im Winter aber mit Pelz gefüttert[1]. Zu Haus ging man in bequemen Niederschuhen einher, auf der Jagd aber suchte man das Bein mit Gamaschen (heuses, ocreae), die man über das feine Schuhwerk anzog, vor Verlezungen zu schüzen. Noch wird ein Fusszeug unter dem Namen »Spargolze« erwähnt[2]; es scheint gleichfalls eine Art von Gamaschen gewesen zu sein.

Kein Teil der damaligen Männertracht machte so sehr einen weibischen Eindruck, als der Kopfpuz. Fürsten und Ritter, kurz alles, was vornehm war, ging mit glattem Gesicht und langem Haar einher. Bart und Schnurrbart rasierte man gänzlich hinweg, das Haar trug man zwar rundum abgeschnitten, doch so lang, dass es immer noch die

[1] Percival, 20896: Uns estivaus (Stiefel) fourés d'ermine, Cauca (Unterschuhe) desous por la caline.
[2] Helmbrecht 223: Hosen und spargolzen.

Schultern berührte und den Nacken deckte. Man scheitelte es über der Stirn[1] und strich es mit einer grossen Welle hinter die Ohren zurück. Zwischen dem Scheitel aber liess man häufig einen Büschel stehen, der als dicke Locke über der Stirne thronte. Junge galante Leute, die den Frauen gefallen wollten, liessen ihr Haar frauengleich zu voller Länge auswachsen; doch kennzeichnete das damals entstandene Sprichwort: »Langes Haar, kurzer Sinn«, was die öffentliche Meinung von solch weiberhaarigem Volke hielt. Wieder andere, die sich als Sklaven ihrer Damen bekennen wollten, trugen umgekehrt ihr Haar kurzgeschnitten, wie es bei Sklaven und Leibeigenen Sitte war. Man berichtet, dass der schönen Gräfin Guida von Rhodus wegen sich hundert Ritter die Locken abschnitten. Ja selbst die Sitte der Zöpfe spukte im 13. Jahrhundert und auch noch im 14. Das erste Beispiel des Männerzopfes, wenn wir von dem Brustbilde Childerichs auf dessen Siegelring absehen, kommt am Ende des 12. Jahrhunderts an einer auf den Frankenkönig Chlotar I. getauften Bildsäule am Portale von St. Germain des Près zu Paris vor; hier hängt an jedem Ohre eine starke Flechte herab (53. 4). Derartige Frisuren blieben jedoch immer Ausnahmen. Künstlich gekräuseltes Haar kam gegen Ende des Jahrhunderts in Mode; man nannte diese Frisur eine »Crulle«[2]. Kahlköpfe behalfen sich mit Perücken.

Weibisch war überdies das Mittel, mit welchem man das Haar festhielt; es bestand aus Reifen, Kränzen und Diademen, wie solche auch von den Frauen benüzt wurden und die man »Schapel« (Schappil oder Schappelin) nannte. Die Reife waren glatt und einfach oder obenher kronenartig mit Zinken besezt, ferner gewunden mit kleinen blütenförmigen Rosetten daran. Die Kränze bestanden aus natürlichen oder künstlich von vergoldetem Silber oder reinem Golde hergestellten Blumen. Nicht selten fesselte man das Haar mit Perlenschnüren. Da solcher Schmuck bei Herren und Damen gleich war, so tauschten diese ihn nicht selten aus und machten sich ihn gegenseitig zum Geschenke.

Weibisch, sogar kindisch, möchte uns heutzutage eine von den Müzen erscheinen, mit der man das Haupt bedeckte; diese Müze hatte ganz die Form unserer heutigen Kinderhaube (51. 3. 53. 10); sie umschloss Oberkopf und Wangen und wurde unter dem Kinne mit Schnüren verknotet. Gewöhnlich weiss kam sie indes auch von roter oder grüner Farbe und selbst buntgestreift vor, sowie am Rande mit einer schmalen Borte eingefasst. Bei gewöhnlichen Leuten bestand sie aus Leinwand, unter vornehmen aus feinem Linnen oder durchsichtigem Schleierstoffe. Stuzer liebten ihre Haube mit kleinen Vögeln oder Blumensträussen bestickt[3]. Diese Mode währte über anderthalb Jahrhunderte lang und die Häupter der ritterlichen Herren

[1] Troj. 4534: Gescheitels als ein frouwe was der selbe wissage.

[2] In einer Verordnung des Mainzer Erzbischofs Gerhard lautet eine Stelle: Item statuimus firmiter precepientes, ne clerici nutriant tortos crines, que vulgariter Crulle dicuntur.

[3] Wenigstens scheint dies aus einer Stelle im Tristan hervorzugehen, nach welcher sich Helmbrecht, ein übermütiger Bauernsohn, der den ritterlichen Stuzer spielte, in einer Haube mit allerlei Vögeln und einem Gemische von Scenen aus den Sagen Trojas, Karls des Grossen und Dietrichs von Bern bestickt zeigte. 4066, 6002; es müsste denn der Schleierbehang auf den Minnesängermüzen gemeint sein (53. 1).

waren unabänderlich mit solchen Hauben bedeckt. Es ist seltsam, diese Kinderhaube auf jenen Köpfen zu sehen, aus denen die gewaltigen Entwürfe dieses Zeitraumes entsprangen. Derartige Hauben kamen gleichfalls aus Byzanz; dort gehörten sie zur Tracht des Kaisers und des Hofstaates; wir erinnern uns der verächtlichen Bemerkung Luitprands, des Gesandten Kaiser Ottos des Grossen, über die Weiberhauben der byzantinischen Hofleute (S. 181, Note).

Eine weitere Art von Kopfbedeckung bestand in einer Müze mit handbreiter Krempe, die ringsum aufgerichtet war; dies Barett wurde nur von hochgestellten Leuten, von Fürsten, Herren, Rittern und ritterbürtigen Dichtern getragen. Der Kopf der Müze war verschieden, entweder halbrund oder gespizt, auch flach oder in der Mitte eingesenkt und dann meist mit einem Knopfe besezt, die Krempe von feinem Pelze, farbigem Sammet oder Goldstoff. Auf manchen Abbildungen sieht man die Krempe eckig dargestellt, so dass sie sechs- bis achtmal gebrochen den Müzenkopf umgiebt (54. 32). Solche barettförmige Müzen hatten lange Bindeschnüre, mit welchen man sie über den Rücken hing, falls man barhäuptig bleiben wollte. Auf den Köpfen der Minnesänger gewahren wir häufig dergleichen Müzen mit einem kurzen schleierartigen Ueberhang (53. 1), welcher den Nacken bedeckend etwa bis auf die Schultern reicht; der Ueberhang ist einfach oben auf der Müze oder über der Stirn auf dem Bräme der Müze mit einer Schneppe festgeheftet (51. 16). Manche Müzen haben einen vornüberfallenden Zipfel und eine ringsum mit weissem Pelz besezte Krempe; mit einem ihrer Enden hängt sie seitwärts herab (53. 3). Mit solcher Müze findet sich der Markgraf Otto von Brandenburg in der Manessischen Liederhandschrift abgebildet; es scheint eine kleine Kapuze zu sein, die mit dem Gesichtsschlize über den Kopf gezogen und, ringsum aufgekrempt, das Pelzfutter blicken lässt; so wenigstens findet sich eine ähnliche Kopfbedeckung mit zweifelloser Deutlichkeit in einer Buchmalerei, die den Grafen Karl den Guten von Flandern darstellt; der Aufschlag wird hier mit einer Schnur festgehalten.

Die Mode der Müzen mit Ueberhang war schnell vorübergehend; dauernden Bestand aber hatte der Hut. Es war der alte Spizhut, der nun eine Krempe erhielt. Der Kopf, aus gesteifter Wolle oder Filz, spiz oder rundlich und mehr oder minder hoch, erhob sich etwas rückwärts geneigt aus seinem breiten umgeschlagenen Rande, der ihn als Krempe ringsum gleichmässig hoch umfasste, oder nur hinten empor, vorn aber geradeaus stand (55. 9). Man trug den Hut mit einer Borte geschmückt oder mit Pelz überzogen und zwar völlig verbrämt oder nur an der Krempe. Hohen Ansehens unter vornehmen Herren erfreute sich der »Pfauenhut«; dieser war durchweg mit den Schwanzenden von weissen oder bunten Pfauenfedern, in denen sich die Augen befanden, überzogen (51. 12). Die Sitte dieser Hüte kam aus England herüber; die Pfauenhüte von »Lundres« waren berühmt. An herzoglichen Hüten lassen die Abbildungen einen Reif erblicken, das Schapel, das den Hutkopf untenher umschliesst.

Weitere Bestandteile der männlichen Tracht waren Handschuhe und Täschchen. Die Handschuhe hatten ziemlich lange Stulpen (55.9.10) und wurden vorzugsweis auf der Reise getragen sowie auf der Jagd; die Falkeniere verwahrten stets die Hand, auf welcher sie den Falken hielten, mit solch einer Schuzhülle von derbem Leder. Die Geld- oder Almosentäschchen kamen sowol in Beutelform vor und mit ziemlich langen Schnüren am Hüftgürtel befestigt (58. 1), oder als breite flache Behälter, die mit Haken am Gürtel sassen (55. 12). Mit der Herstellung solcher Taschen beschäftigte sich um den Schluss des 13. Jahrhunderts bereits eine eigene Zunft, die der »Täschner«.

Der seltsamste Schmuck, der damals anfing in Mode zu kommen, bestand in kleinen kugeligen Schellen von der Art, wie die Schellen unserer Schlittenpferde. In der That erscheinen sie in der höfischen Zeit zuerst als Pferdeschmuck, dann, noch vereinzelt, an der Tracht von ritterlichen Jünglingen. Im Parcival heisst es von einem Ritter Segramors, dem jüngsten der Tafelrunde[1]: »Manche goldene Schelle klang — An der Decke und an dem Mann. — Man hätt' ihn wol nach dem Fasan — Geworfen in ein Dornicht — Wer ihn zu suchen wär' erpicht, — Der fänd' ihn wieder am hellen — Klang der läutenden Schellen.« — Auch Ulrich von Liechtenstein erzählt, dass auf seinem Venuszug ein Herr Ilsung von Scheuflich ihm entgegen gekommen mit wol fünfhundert Schellen behangen und dass sein Zimir (Helmschmuck) laut davon erklungen sei. Wenn man nun auch von dem Schellenschmucke nichts mehr weiter in diesem Jahrhundert hört, so muss doch die Vorliebe für ihn gewachsen sein, da er bereits gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts aus den edlen Geschlechtern in die bürgerlichen herabgestiegen war. Die Schellen wurden meist am Gürtel selbst befestigt oder an kleinen Kettchen, die am Gürtel hingen.

Die Wandlungen, welche die Frauentracht im 13. Jahrhundert durchmachte, bestanden vorwiegend in dem Verluste der überweiten Aermel, sowie in der Annahme eines grösseren Brustausschnittes, einer längeren Schleppe und eines ärmellosen Oberkleides. Neben Kleidern, die obenher fest anlagen, blieben solche im Gebrauch, die durchweg bequem waren und gegürtet wurden (52. 4).

Um diese Zeit sind die Socken oder Strümpfe für die Frauen nachweisbar; wir finden sie sowol in den Abbildungen dargestellt (55. 10)[2], wie in den Dichtungen erwähnt; sie wurden »Linsoche« (Linnensocken)[3] oder auch »Kalzen« und »Golzen«[4] genannt. Diese Strümpfe waren nicht gestrickt, wenigstens nicht bei dem unteren Volke, sondern aus Woll- oder Leinenstoffen zusammengenäht. Ein Strumpfband scheint es nicht gegeben zu haben. Die hergebrachte Sitte

---

[1] 286, 28; ferner 122, 3: Mit guldin schellen kleine Vor jedwederm beine Warn die stegreife erklenget Unt ze rehter maze erlenget. Sin zeswer arm von schellen klanc, Swar ern bot oder swanc.

[2] Bei Seroux d'Agincourt, Malerei Taf. LXXI, lassen italienische Frauen ihre Strümpfe sehen.

[3] Im Lied vom „himelriche" 264: Dei bein ne bedechent in hosen noh die linsoche.

[4] Nithard, XXXVII, 3: Zwen gemalte kalzen, die braht' er mir über Rin. In einer andern Ausgabe lautet diese Stelle: Und zwene rote golzen. In Italien war die Strickkunst damals schon bekannt.

verbot den Fuss sehen zu lassen; die aufkommende Mode aber, die das Lüften des Oberkleides gestattete, gab wenigstens die Fussspize frei. So lässt sich denn erkennen, dass der Schuh niedrig war oder als Halbstiefel über den Knöchel heraufstieg, dass er über dem Rist verschnürbar[1] oder auch ausgeschnitten und vorn zierlich gespizt war. Die Kunst des Schuhmachers wuchs ebenmässig wie die des Schneiders. Der damalige Schönheitsbegriff verlangte den Fuss klein, aber hoch gebogen, und die Höhlung unten in der Fusssohle so gross, dass ein Zeisig darin Plaz haben konnte. Für solch elegante Füsse wurden die Schuhe vom feinsten Leder (Corduan) hergestellt, schwarz, weiss, rot, auch von Goldstoff und geschmückt mit Perlen, Stickereien oder Borten.

Ueber die Unterkleider der Damen wissen wir wenig zu sagen, da die Dichter sich hierüber ziemlich schweigsam verhalten; doch erfahren wir, dass die Frauen gleich den Männern eine Art von Bruche getragen haben[2], oder statt der Bruche eine Leibbinde, die den Unterleib warm hielt. Den Busen, wenn er stark entwickelt war, hielten sie durch ein umgeschlungenes Tuch zusammen, das an der Seite verschnürt oder verknüpft wurde[3]. Auch ein Mieder (Muoder) wird ab und zu erwähnt[4], ebenso ein »Uebermieder«. Es ist schwer zu sagen, ob man unter beiden Namen das gleiche Stück verstand und unter dem »Gefängnis«, das im folgenden Jahrhundert genannt wird, das nämliche Mieder.

Auch der weibliche Anzug entfernte sich um diese Zeit, gleich dem männlichen, immer mehr von seiner alten Grundlage; während er seither in der Hauptsache aus zwei Stücken zusammengesezt war, aus dem Hemd oder dem Alltagsrocke und dem eigentlichen Rocke, wandelte man das Hemd nun zum Unterfutter um, das nicht mehr als Rock mitzählte, und legte einen Unter- und einen Oberrock darüber. Von jezt ab kam das Hemd stets ungefärbt im natürlichen Weiss seines Stoffes vor, aus Hanf, Leinen, Wolle, indes bei vornehmen Leuten auch noch von Seide, und da, wo es unter dem Rocke am Halse sichtbar blieb, häufig gefältelt, mit farbigem Garn durchnäht und selbst mit Gold und Perlen bestickt[5], dabei am Brustschlize mit einer Agraffe geschlossen[6] (54. 3). So beschaffen glich das Hemd freilich noch immer mehr einem Rocke, als einem wirklichen Hemde, und es währte in der That von der Mitte des 12. bis über den Anfang des 13. Jahrhunderts, ehe der Uebergang sich vollzogen hatte und das Hemd nichts weiter war, als die völlig verhüllte Grundlage der übrigen Kleider. Damals aber sezten die Frauen noch mancherlei Kunstgriffe

---

[1] Schnürschuhe nannte man im damaligen Latein „obstringilli"; so bei Joh. de Janua, Cathol.: ob. sunt, qui per plantas consuti sunt et ex superiori parte corrigia contrahuntur, ut stringantur.

[2] König v. Odenwalde, 135: So han sie brüeche wullin, da ziehen sie sich unden in.

[3] Joh. de Janua, Cathol. Fascia, qua tegitur pectus et papillae comprimuntur, vel qua pueri involvuntur. Im 14. Jahrhundert trieb man die Brüste durch untergewickelte Binden so hoch als möglich herauf „dass man einen Leuchter darauf stellen konnte". Siehe unten.

[4] Helmbrecht 211: Da der ermel an daz muoder gat.
Engelh. 3055: Zwischen dem muoder und der rigen Von Golde stuont ein liste breit.
Parzival, 131, 17: An ir hemde ein fürspan er da sach.

ins Spiel, um etwas von diesem geheimen Stücke zu verraten. Es ist hier der rechte Ort zu einer Bemerkung, die für alles zur damaligen Toilette gehörige Weisszeug gültig ist. Uns heutigen Menschen gilt nur das für frisches Weiss, was einen Stich ins Bläuliche hat; wenn es vergilbt ist, finden wir es unerträglich und reif für den Waschzuber. Damals aber, im 13. Jahrhundert, bevorzugte man im Gegenteil die gelbliche Färbung und sorgte dafür, dass alles Linnen einen cremefarbigen Schein bekam.

Nachdem die Wandlung des rockförmigen Hemdes in ein wirkliches Hemd sich vollzogen hatte, blieb es fast ganz verdeckt und nirgends mehr sichtbar, als höchstens an den Aermeln; doch kam es jezt mehr mit

Fig. 52.

1 2 3 4 5

1. Markgraf Eckhard von Meissen. 2. Uta, Gemahlin Eckhards (1. 2. Bildsäulen im Dome zu Naumburg). 3. Heinrich der Löwe (Grabfigur im Dome zu Braunschweig). 4. Bildsäule vom Westportale des Strassburger Münsters. 5. Unbestimmt, vielleicht eine der Gräfinnen Namens Adelheid, die zu den Stiftern des Naumburger Domes gehörten (Bildsäule im genannten Dome).

kurzen Aermeln und selbst ärmellos vor. Der eigentliche Rock fiel in reichen Falten bis auf die Füsse; er war oben an einer Seite offen und wurde hier verschnürt (49. 8), um ihm einen knappen Anschluss zu geben. Die Aermel waren eng und bis zum Handgelenke oft so scharf anschliessend, dass es unmöglich gewesen wäre, sie anzuziehen, wenn man sie nicht hinterwärts im Unterarme mit einem Schlize versehen hätte, den man mit Knöpfchen verschliessbar machte (51. 14). Dergleichen enge Unterärmel sind in den Bildwerken gewöhnlich sichtbar, auch wenn sich sonst nur ein einziges Oberkleid erkennen lässt (50. 3), so dass wir sie wol in diesem Falle als Hemdärmel betrachten müssen (55. 2).

Damals blühte noch eine Zeitlang die Mode der weiten nicht selten den Boden fegenden Ueberärmel, die man an den Achseln festnestelte und nach Belieben an- und auszog; dergleichen Sonderärmel galten als notwendiges Stück eines eleganten Anzuges. Man bediente sich derselben als Schweisstuch und trocknete sich das Gesicht damit ab; wenn sie am Arme lästig fielen, schlang man sie um Kopf und Hals.

Der Rock kam in zweierlei Form vor, einmal in modischer und einmal in althergebrachter Form. In modischer Form umschloss er, unter der Achsel herab verschnürt, den Oberkörper passend bis auf die Hüften (49. 8), erweiterte sich von hier aus mit grossen Falten nach unten hin und endigte hinten mit einer Schleppe. Das Kleid zweiter Form war auch obenher bequem und weit (52. 4. 55. 10); es legte sich durchweg faltig um den Körper und wurde mit einem Gürtel zusammengeschlossen, indes der knappe Rock meist ohne Gürtung blieb; auch in den Aermeln war es von lockerem bequemem Zuschnitt. Der Gürtel wurde durch kleine Ringe an der Taille des Kleides festgehalten; die Borte war im allgemeinen schmal, bei reichen Gürteln aber oft bis drei Finger breit, mit Spangen von Edelmetall beschlagen und mit Edelsteinen besezt. Dies war der »ritterliche Gürtel«, den die Edelfrauen über den Rock in beiden Formen legten; er war bei ihnen ein Standeszeichen, durch das sie sich von den bürgerlichen Frauen unterschieden.

Das Kopfloch schnitt man selten viereckig und ziemlich weit, meist rund und eng, sezte es dann häufig in einen kurzen Brustschliz fort oder in einen schmalen dreieckigen, mit der Spize nach unten gewendeten Brustausschnitt. Der Schliz wurde mit einer grossen Kranz- oder Rundscheibenfibel geschlossen (54. 2. 3). Der dreieckige Ausschnitt jedoch blieb unverschlossen; in diesem Falle aber sezte man die Fibel an den Brustschliz des Hemdes (vrgl. 35. 1). Man liebte das Kleid an Hals- und Aermelrändern, zuweilen auch untenher, mit einer Borte oder auch mit Pelz besezt[1]. Das anliegende Kleid wurde vorzugsweise von jüngeren Damen getragen, der weite gegürtete Rock aber von Frauen gesezten Alters. Diese bevorzugten solche Röcke meist von glatten einfarbigen Stoffen, die jüngeren solche aus verschiedenfarbigen gestreiften Stoffen[2]. Dienendes Personal trug häufig seine Röcke mannigfach geteilt und aus verschiedenfarbigen Zeugen hergestellt, doch nicht immer in beliebiger Wahl, sondern den Wappenfarben ihrer Herrschaft entsprechend.

Der Gürtel war gewöhnlich so lang, dass er, umgeschnallt, mit seinem herabfallenden Ende die Kniegegend erreichte. Er bestand aus drei Stücken: dem Borten, der Rinke und dem Senkel. Der Borte war gewöhnlich aus Seide gewirkt, nicht selten mit Inschriften verziert; eine solche ist uns erhalten geblieben: »Mannes langer mangel, Daz ist der herzen angel; Der buochstab sprichet, so mir ist geseit, Minne ist süeziu arbeit.« Die Rinke war die häufig reichverzierte Schnalle des Gürtels und der Senkel ein Metallbeschläg auf dessen unterem Ende.

[1] Wigalois, 269, 9: Ein zobel umbe und umbe ginc. Beidiu orte er beviene Swarz, gra unde breit.
[2] Wigalois, 24, 6: Si truoc einen rok witen Von zwein samiten gesniten; Der eine was grüene als ein gras, Der ander roter varwe was.

Das Oberkleid, das man nach dem Verschwinden der weiten Aermel zu tragen begann, hatte gar keine Aermel (51. 15. 23. Taf. 3. 13); es war die Suckenie, deren sich auch die Männer bedienten, nur länger als diese, so dass sie beim Gehen aufgenommen werden musste, ganz so, wie man es früher mit dem Rocke gemacht hatte. Die Suckenie erweiterte sich von oben nach unten hin und war mit Ausnahme der Armlöcher ringsum geschlossen. Nach den Abbildungen scheint das Kleid zuweilen oben am Halse faltig zusammengezogen worden zu sein, wie mit einer Zugschnur, die dann unter der Borte verdeckt lag.

Fig. 53.

1. Ritterliche Müze (Tanhäuserbarett), grün mit weissem Ueberhang. 2. Lehenmüze, seegrün mit weissem Bräm. 3. Gugel in Müzenform, carmin mit weisser Borte. 4. Gebende weiss mit ebensolchem Bräm. 5. 6. Haarneze gelb. 7. Konrad III. (Reiterstandbild im Dome zu Bamberg, aus dem 13. Jahrhundert). 8. Zweite Gemahlin Heinrichs des Löwen (Grabfigur im Dome zu Braunschweig). 9. Bürgersfrau mit Almutium (um 1330). 10. Ritter Sire de Joinville im Wappenrocke (um 1330). 11. Bildsäule Chlotars I. (am Portale von St. Germain des Prés zu Paris; Ende des 12. Jahrhunderts).

Dies war die älteste Form der Suckenie; bald kam eine zweite Form auf, die dann gleichzeitig neben der ersten einherlief; das Kleid bedeckte die halben Oberarme (51. 21. Taf. 3. 10), zog sich dann plözlich um die Brust her bedeutend zusammen und erweiterte sich von hier aus mässig nach unten. Brust- und Rückenstück waren nur über die Achseln zusammengenäht; auf beiden Seiten stand das Kleid gänzlich offen, so dass es nahezu aussah, wie das Skapulier der Mönche. Eine dritte Form erschien gegen Ende des Jahrhunderts, eine Form, die gewissermassen aus den beiden früheren Formen zusammengesezt war; das Kleid sass mit einem schmalen Band auf den Achseln (51. 22) und zog sich an den Seiten herab bis auf die Hüften in einem mehr oder minder tiefen Bogen einwärts; hier beliebte man es offenstehend, von den Hüften abwärts aber geschlossen (Taf. 3. 13). Ueberkleider in dieser Form nannte man »Cotelettes«; der Name ist französisch; da in den gleichzeitigen

Schriften gelegentlich von dem französischen Schnitte eines Oberkleides die Rede ist[1], so dürfte die Suckenie in dieser Form damit gemeint sein. Die Suckenie blieb immer ungegürtet; sie wurde häufig mit Pelzwerk gefüttert[2] oder verbrämt (51. 15). In jeder Form war sie ein artiges Kleid, das den Frauen besonders wol anstand[3] und darum auch eine ausserordentliche Verbreitung gewann. In ganz Westeuropa war sie heimisch, in Spanien und England so gut wie in Frankreich und Deutschland. Es werden uns noch mehrere Oberkleider mit Namen überliefert, doch ist deren Form nicht mit genügender Sicherheit zu bestimmen; so die »Godehse«, die »Garnasche«, die »Kürsen«, der »Kurzbolt«, der »Kittel«, das »Kursit« und die »Juppe«. Die Godehse war, wie ausdrücklich bemerkt wird, ein wendisches Gewand[4]. Die Garnasche scheint aus Spanien oder Italien gekommen und ein den dort angesessenen Arabern entlehntes Gewand gewesen zu sein. In Spanien begegnet sie uns abbildlich im 14. Jahrhundert als ein langer, geschlossener, auch vorn herab ganz oder zum Teile geöffneter Ueberrock mit weiten, kragenartig überfallenden Halbärmeln, die bis zum Ellbogen reichen und unter sich den Schliz verbergen, durch den der Arm gesteckt wurde[5]. In Deutschland kam die Garnasche mit Pelz gefüttert vor[6]. Die Kürsen war ein Pelzkleid[7] von unbekanntem Schnitte; über den Kurzbolt ist nichts festzustellen, als dass er von Seide und Brokat vorkam[8]. Der Kittel wurde über die Suckenie angelegt; es werden gelbe Kittel erwähnt und solche, die mit Bildern bestickt waren[9]. Das Kursit hatte ein Futter von Pelz und scheint ein Oberrock ohne Aermel gewesen zu sein. Da die Ritter das Kursit öfters über die Rüstung statt des Wappenrockes anlegten, so wird es demselben ähnlich gewesen sein. Die Juppe war eine kürzere oder längere, bequeme oder enge Jacke mit passenden Aermeln; wenn sie über die Hüften herabstieg, wurde sie gegürtet (50. 3). Wir finden die Juppe in beiden Formen auf den emaillierten Diademplättchen, die einst zur Krone des Byzantinerkaisers Konstantin Monomachus gehörten (Taf. 2. 11. 17) und in derselben Gestalt an den nordfranzösischen Cathedralbildern (34. 5) wie auch in den englischen und spanischen Buchmalereien des 13. Jahrhunderts. Es ist wahrscheinlich, dass die Juppe in einer ihrer Formen den Namen Kittel oder Kurzbolt führte. Dass die Juppe ein

---

[1] Rom. de la Rose, 1216: une sorquanie . . moult fut bien vestue Franchise.

[2] Wilh. d. Heil., 105: Von sitich balgen was eyn dach Under den surkot gefurriret. Meleranz, 643: Ein hemde wiz sidin Und ein roc phellerin, Des selben ein suckenie rich, Diu was bezogen meisterlich Mit einer veder härmin.

[3] Roman de la Rose, 1216: Vestue ot une sorquanie . . Car nule robe n'est si bel, Que sorquanie à demoiselle. Fame est plus cointe plus mignote En sorquanie que en cote.

[4] Frauendienst 218, 29: Ez hete der hochgemuote man Seht eine godehsen an, Daz ist ein windisch wibes kleit.

[5] Quicherat, Histoire du costume en France S. 184 hält die Garnasche für ein kurzes in Kittelform zugeschnittenes Kleid ohne Aermel und Gürtel. Unter dem Namen „garde-corps" erwähnt er zugleich noch eines kurzen Oberkleides mit Halbärmeln.

[6] Parzival, 588, 17: Eine garnasch märderin (von Marder).

[7] Kön. v. Odenwald., von dem schafe 54: Ir nemt der kürsenbelze war, Die sint swarz unde wiz. An tenisch (Damwildleder) leget maniger fliz, Daz enist kein kluogheit, Swenne man sie vor der kelte treit.

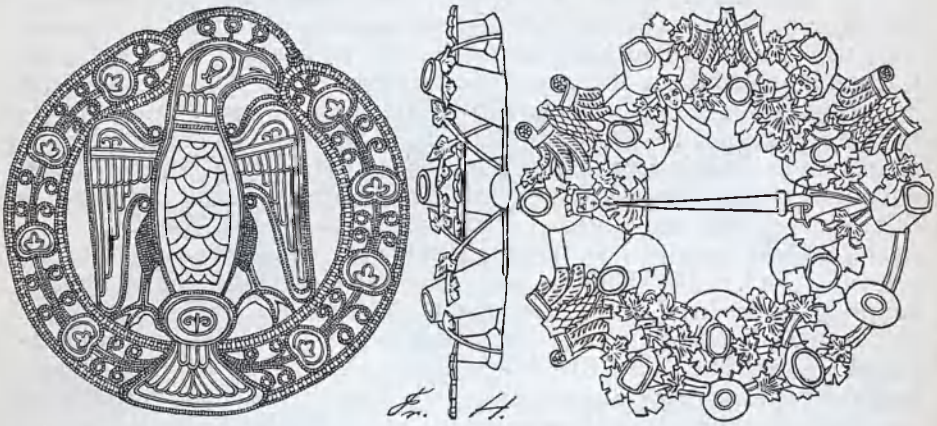
[8] Heil. Elisabeth, 524: Vil manigen heren kurzebolt, Pellel (Seidenstoff) unde guot samit (Brokat). Ebendort, 365: Di selben meide druogen Surkot und kidele an.

[9] Renner, 12538: Snüre an röcken, an kiteln pilde Machent meide und knappen wilde. 12692 Der sniter gewant, an kiteln pilde Machent manic einveltig hertz wilde.

kurzes Oberröckchen gewesen, lässt sich aus einer Erzählung im Lanzelot erkennen; hier ist von einem Zaubermantel die Rede, der nur, wenn er einer keuschen Frau umgelegt wurde, sich passend verhielt, aber plözlich »wart als ein juppe«, wenn ihn eine Unwürdige anprobieren wollte, d. h. er schrumpfte dann zusammen.

Ueber die Kleider wurde dann noch, wenn es zu Tanz und Festen ging oder auch zum Kirchenbesuche, ein Gewand mit langer

Fig. 54.



1 2 3

1. Tunikafibel; 11. Jahrhundert; Gold mit Zellenschmelz. Die Knospen in dem kranzförmigen Rahmen der Fibel smaragdgrün mit weissem kleeblattförmigem Herzblatte, Schnabel des Adlers gelb, Kopf dunkelblau, Augenstern weiss, Augenwinkel dunkelgrün, Federkrause am Hals dunkelgrün, Rand darunter lichtmeergrün, Flügel an der Schulter grün im Grund und blau im oberen gebogenen Saum, im unteren geraden meergrün; an der oberen Reihe der Federn ist, von aussen nach innen gezählt, die 1., 4. und 7. weiss, die 2. und 5. meergrün, die 3. und 6. dunkelblau, an der unteren Reihe die 1. und 4. meergrün, die 2. und 5. weiss, die 3. dunkelblau; Grund des Flügels dunkelgrün; Ovalscheibe zwischen Körper und Schwanz im Grund grün, am Saum dunkelblau; von den drei kurzen Schwanzfedern die mittlere dunkelblau, jede seitliche weiss; von den unteren Federn jede äussere dunkelgrün, die nächste dunkelblau, die mittlere meergrün, die kurze Keilfeder weiss; Grund dunkelgrün. 2. 3. Seiten- und Vorderansicht einer Gewandnadel aus dem 13. Jahrhundert.

Schleppe gelegt, der »Swanz« oder das »Swänzelin«. Dies Kleid war sauber gefältelt, gestickt und wurde gegürtet [1].

Die Schleppe hat von jeher den Unmut einsichtiger Leute erregt, doch waren stets alle Waffen der Vernunft und des Hohnes vergeblich, wenn nicht die Mode selbst sich gegen sie aussprach. Im selben Augenblicke, als die übertrieben lange Schleppe aufkam, gegen Ende des 12. Jahrhunderts, erhoben sich auch die feindlichen Stimmen. „Die Frauen schreiten mit ihren langen Kleidern einher, gleich den Schlangen“, sagte der Franzose Gaufredus Vosiensis und sein Landsmann Etienne de Bourbon drückte sich nicht milder aus. „Die Damen ziehen ihre Schleppen mehr als eine Elle hinter sich her und sündigen damit ganz wunderbar, weil sie mit schwerem Geld sie erkaufen, Christus in den armen Leuten berauben, Flöhe sammeln, die Erde bedecken, in der Kirche die Andächtigen im Gebete stören, den Staub auf-

[1] Virginal, 578, 1: So heizen wir diu megetin Legen an ir swenzelin, Durchrigen wol mit golde. Diu ziehens über diu zendel kleit (So sint si schone genuoc bereit, Ein keisers sehen solde); Dar uf ir kleinen gurtel smal.

wühlen und aufwirbeln und dadurch die Kirchen verdüstern, die Altäre gleichsam beräuchern, die heiligen Stellen mit Staub beschmuzen und entweihen; so tragen und fahren sie eben auf diesen Schleppen den Teufel einher. Meister Jakobus sagt, ein gewisser Heiliger habe den Teufel lachen sehen, und als er ihn gefragt, warum er lache, habe derselbe geantwortet, dass eine Dame, als sie zur Kirche ging, auf ihrer Schleppe einen seiner Genossen mitschleifte und als sie, um eine schmuzige Stelle zu überschreiten, das Kleid aufhob, sei der Teufel in den Schmuz gefallen." Aber kein Teufel kann entweihen, was die Mode heilig spricht; die Schleppe eroberte sich ein immer grösseres Feld und stieg von den adligen Geschlechtern zu den bürgerlichen herab. Endlich trat die Kirche selbst gegen die Schleppe auf und verbot sie[1]. Die Schleppe ging und kam wieder, wie es ihr gefiel.

Zu Hause gingen die Frauen einfach im Rocke umher; im grossen Aufzuge aber hielt man den Mantel für unerlässlich. Der Mantel war völlig oder nahezu halbkreisförmig geschnitten; er wurde von rückwärts über beide Schultern gelegt und fiel in der Regel bis auf die Ferse herab oder schleppte auch auf dem Boden (Taf. 3. 14). Die alte Sitte, ihn auf der Brust mit einer Brosche zusammen zu fassen, verlor sich; man hing den Mantel locker um die Achseln, und hielt ihn mit einer Schnur fest. Diese Schnur wurde, weil immer doppelt gelegt, stets in der Mehrheit »Tasseln«, auch »Tesseln« oder »Fesseln« genannt (53. 8). Oben, rechts und links an der geraden Kante des Mantels, sass ein scheibenartiger Schmuck mit zwei Löchern; man zog die Schnur so durch die Löcher, dass sie mit ihrer Mitte, da, wo sie aufs Doppelte zusammengelegt war, an der einen Scheibe sass, mit ihren beiden Endstücken aber durch die Löcher der anderen Scheibe lief (vergl. 36. 5); so konnte man die Schnur beliebig anziehen und den Mantel fest um die Schultern schliessen. Es wurde Brauch, die Schnur mit dem Daumen oder mit zwei Fingern der linken Hand, die man darauf legte, anzuspannen, mit der rechten Hand aber einen Teil des Mantels unter den Arm zu nehmen (51. 17). Durch dieses Spiel gab man das Mantelfutter, das andersfarbig war, oder auch aus weissem Hermelin oder schwarzem Zobel, manchmal aus beiden Pelzarten zugleich bestand, stellenweise dem Anblicke frei. In solcher Weise drapiert, begegnen uns die Damen fast durchweg in den Buchmalereien und auf den Grabdenkmälern jener Zeit; man muss gestehen, dass diese Art, sich zu tragen, von einem gesunden und reinen Geschmacke zeugte. Stoff und Farbe eines jeden Kleides kam genügend zur Geltung und es waren kräftige leuchtende Farben, welche durch die grauen, weissen und bräunlichen Töne des Pelzfutters angenehm unterbrochen und ausgeglichen wurden (51. 14. 17). Dies Kostüm war vornehm und züchtig zugleich, so dass man beim Anblick einer so bekleideten Frauenfigur nicht weiss, ob man eine Amazone oder eine Heilige vor sich hat. Es kam sowol glatt vor, als mit aufgenähten Goldborten und eingestickten Figuren auf das Prächtigste ausgeschmückt. Der

[1] Salimbene, 1240: Latinus, legatus Papae Nicolai, turbavit mulieres omnes cum quadam constitutione, quam fecit, in qua continetur, quod mulieres haberent vestimenta curta usque ad terram et tantum plus, quantum est unius palmae mensura. Trahebant enim prius caudas (Schleppen) vestimentorum per terram longas per brachium et dimidium. De quibus dicit Patecellus: „E drappi longhi, ke la polvere menna." Et fecit hoc per ecclesias praedicari et imposuit mulieribus sub praecepto et quod nullus sacerdos posset eas absolvere, nisi ita facerent, quod fuit mulieribus amarius omni morte. Nam quaedam mulier familiariter dixit mihi, quod plus ei erat kara illa cauda, quam totum aliud vestimentum, quod induebatur.

weibliche Mantel war dem männlichen völlig ähnlich, so dass einer für den andern getragen werden konnte; an beiden kam im Laufe des Jahrhunderts nicht selten ein schmaler Ueberschlag vor (52. 2. 3. 5. 53. 8), der sich an der geraden Kante des Mantels her hinten um den Nacken legte, vorn, rechts und links, bis in die halbe Brust, manchmal auch tiefer, herunter stieg und mit einer scharfen Ecke schloss.

Auf Reisen bedeckten sich die Frauen mit denselben Kappen aus Wollstoff, die auch von den Männern benuzt wurden, nämlich mit einem kreisförmigen Umhange, der weit und gross genug war, um den ganzen Anzug vor Staub und Regen zu schüzen (51. 24), nach Belieben auch mit einer Kapuze und selbst mit Aermeln ausgestattet war (50. 4. Taf. 3. 11). Auch unter der mit einem Kragen versehenen Gugel suchten sie Schuz, sowie unter dem gugelähnlichen Almutium (53. 9).

Das Haar trug man unter den vornehmen Ständen häufiger als sonst frei herabfallend, über der Stirne mit einem schmalen Scheitel geteilt und über Schultern und Nacken mit grossen Wellen herabfliessend. Die langen mit Bändern durchflochtenen Zöpfe (35. 1. 4. 37. 9) scheinen in Deutschland nicht die weite Verbreitung gefunden zu haben wie in Frankreich und England. Nach der Vermählung wurde das Haar emporgebunden[1]. Das aufgelöste Haar fesselte man mit einem Bande oder dem »Schapel«; lezteres war ein Reif von Metall oder ein Diadem, häufig nur ein Kranz aus natürlichen oder künstlichen Blumen. Als schönste Kopfzierde galt ein frischer Blumenkranz, und wol zu keiner Zeit sind dergleichen Kränze so zahlreich getragen worden wie damals; es gab Veilchen-, Rosen-, Kornblumen-, ja selbst Epheu- und Grasschapel; sogar im Winter mochte man sie nicht entbehren. Ein Kopfpuz andrer Art hiess das »Gebende«; dies war in seiner einfachsten Form ein schlichtes breites Band, das man um Kinn und Wangen schloss und oben oder an der Schläfe mit einer Nadel zusammensteckte (52. 2. 5). Es war gewöhnlich weiss, doch beliebte man es auch rot und andersfarbig[2]. Streifte eine Frau dieses Kinnband ab und legte es auf das Haupt (51. 15), so zeigte sie an, dass sie zum Kusse und sonstigen Minnestreite bereit sei[3]. Am häufigsten verband man das Gebende mit einem flachen Müzchen, das meist seiner oberen Kante entlang mit einem weissen Flaumstreifen wellig verziert war (53. 4). Man trug das Müzchen gelegentlich ohne Kinnband und ebenso das Band ohne Müzchen. Viereckige Müzchen, die sich oben in den Ecken zu kleinen Zipfeln erweiterten, scheinen selten gewesen zu sein; dagegen behielt man die schon früher gebräuchlichen Rundkäppchen noch ferner bei. Auch fasste man das Haar, da das Gebende wenigstens im Sommer recht unbequem werden konnte, unter eine Nezhaube zusammen; diese umgab nur den Oberkopf, seltener zugleich die Wangen (53. 5). Das Nez war

---

[1] Daher sagte die Mutter zur Tochter, die mit dem Ritter Nithard sich eingelassen hatte (28. 10): „Bind uf din har; er hat so viel getiselt und getaselt Mit dir“, und eben daher die Ausdrücke: remanere oder esse in capillo für „Jungfer sein oder bleiben“ und „unter die Haube kommen“ für verheiraten.

[2] Es entspricht dem französischen guimpel. Perceval, 37483: Entor son cief la belle simple, Envolopée d'une guimple, Plus blanc que nois sur méure.

[3] Parzival, 515, 1: Si hete mit ir hende Undern kinne ir gebende hin ufez houbet geleit. Kampfbaeriu lide treit Ein wip die man vindet so, Diu waer vil lihte eins schimpfes vro.

aus Wolle gestrickt oder aus Schnüren von Seide, Silber oder Gold geflochten und wurde mit einem Band oder dem Schapel festgehalten.

Nach 1280 kamen die Schapel allmählig ab; auch trat eine Veränderung in der Frisur ein. Das Haar wurde zwar noch gescheitelt, nach Belieben auch geflochten und von den Schläfen an nach hinten genommen, aber so, dass es zugleich mit zwei Bauschen die Ohren bedeckte und zwar in sehr starker Schwellung (53. 6). Diese Frisur ging ins 14. Jahrhundert hinüber. Bei mangelndem Haare behalf man sich mit falschem, mit »Totenhaar«, das, wie ein Prediger sich ausdrückte, »vielleicht von Personen stammte, die im tiefsten Grund der Hölle seufzten«.

Die eigentliche Kopftracht verheirateter Frauen war auch jezt noch das seit Grossmutterzeiten gebräuchliche Tuch, das man einfach über den Kopf legte (51. 17)[1]. Daneben kam ein zweites Tuch aus dünnerem Stoffe auf, das schmäler, aber länger war, als jenes, so dass man es mehrfach um den Kopf schlingen und zugleich noch den Hals damit verhüllen konnte, indem man schliesslich sein Endstück über eine Schulter nach vorn oder hinten warf (49. 17). Diesen Schleier nannte man »Rise«. Die Feinheit des Stoffes bot Gelegenheit zu hübscher Fältelung und seine grosse Länge zu mannigfachen Zierden in Goldstickerei[2]. Grossen Anstoss erregte die Mode der gelben Schleier und Gebende, weil Gelb die Farbe der Juden war; die Prediger beschworen die Frauen, diese Mode den Jüdinnen, den Pfaffendirnen und den öffentlichen Weibern zu überlassen[3]. Aufgebundenes Haar, Rise und Gebende wurden gegen Schluss des Jahrhunderts immer mehr zur Tracht der verheirateten Frauen, während loses Haar und Schapel den Mädchen verblieben[4].

Sonstige Kopfbedeckungen bestanden in Hüten verschiedener Form. Diese glichen zum Teil den Strohhüten der Landleute und waren oben rundlich, unten aber glockenförmig ausgeweitet (55. 10). Mädchen bedeckten sich mit einem aus Strohhalmen geflochtenen Hute (55. 10), der mit Blumen besteckt war, Bauernmädchen mit einem Hute aus Binsen. Aeltere Frauen benüzten wol auch den Männerhut mit spizem Kopf und einer Krempe, die hinten in die Höhe, vorn aber grad aus stand (55. 9); dieser Hut war aus Sammet oder Pelzwerk hergestellt, auch mit den Spiegeln von Pfauenfedern belegt, gefüttert und mit Schnüren zum Festbinden versehen[5]. Wie man sich Schapel aus Gras und Blumen flocht, so auch Hüte als sommerliche Schattenspender aus Blumen und Zweigen. In Oesterreich kamen breite Schirmhüte auf. In den Bildern erscheinen Hüte aus Maschengeflecht; sie entsprechen dem »gestrickten Hute«, der in den Liedern genannt wird[6].

---

[1] Dieses Tuch nannte man in Frankreich „cuevrechief".

[2] Titurel, 1215: Ein seiden rise klare, dar inne erweben von golde Buchstaben rich furware. H. Elisabeth, 2443: Si warf abe ir gefloiir. Si want ein snodiz sloiir Wider uinme ir houbet.

[3] So Bruder Berthold von Regensburg, 1, 319: Er sullet niht geben Umbe gelwenz gebende unde übermazzen sleiger. 1, 415: Ez sollen ouch niwan die jüdinne unde die pfeffine unde die bosen hüte tragen, die uf dem graben gent, die süln gelwenz gebende da tragen, daz man sie erkenne.

[4] Otto jur. symb. 155: remanere oder esse in capillo.

[5] Parzival, 313,10: Von Lunders (London) ein pfaewin huot. Meleranz 700: der was von pfawen vedern guot, Mit golde wol gezieret. Er was gefurrieret Mit einem pliat (zweifarbiger mit Gold durchwirkter Seide) riche. Die snüere kostliche Von siden und von golde Gewohrt als sie wolde. An der snuor warn vier knöpfelin, Smarac, saffir und rubin.

[6] Lied von Troje, 7492: Ir zopf und ir goltvarwez har Daz hetes an den stunden Gevazzet und gebunden in ein gestricket hüetelin.

Witwen verhüllten ihr Gesicht mit einem feinen weissen Schleier[1]; Trauernde legten schwarze Kleider an und enthielten sich des Schmuckes. Ohrringe und Brustfibeln waren ein gewohntes Geschmeide; man nennt als Halsschmuck »Lanne« und »Halsgold«[2]; vielleicht, dass man unter leztem Wort einen goldenen Reif verstand; Lanne aber bedeutet eine Kette. An den Fingern trug man Ringe und manchmal auch noch an den Oberarmen Reife oder Baugen[3]. Wollte man ausgehen, so legte man Handschuhe an[4]; diese hatten lange Stulpen (55. 10) und waren gewöhnlich von Leder, nach Vermögen auch von Seide. Im Winter trug man Pelzhandschuhe. Am Gürtel befestigte man ein an Schnüren hängendes Täschchen, in welchem Geld und Wohlgerüche eingeschlossen waren[5].

---

2. Ständische Trachten.

Initiale aus dem 12. Jahrhundert.

Hohe und niedere Stände begannen etwa seit Anfang des 12. Jahrhunderts sich kostümlich von einander abzusondern. Zwar folgten alle Stände, soweit sie im grossen Verkehre lebten, gleichmässig der Zeitmode, und es waren anfangs auch nur die Unterschiede in den Mitteln, die einen Unterschied in den Trachten herbeiführten. Indes wurden um die genannte Zeit den Bürgern und niedern Ständen die fremden kostbaren Pelze gesezlich verboten; wenn uns in einem Bilde dieser Epoche ein Mann mit Kragen oder Mantelfutter aus Hermelin begegnet (55. 5), so wissen wir, dass es ein Edelmann ist, ebenso wie wir in den Figuren, die einfach mit einem Hemde bekleidet sind, Leute aus den untersten Volksschichten erkennen (55. 1. 2). Die kostbaren Pelze waren vorwiegend Hermelin- und Zobelpelze; beim Hermelin wurden die kohlschwarzen Schwänzchen des Tieres mitverwendet und gewöhnlich so geordnet, dass sie bestimmte, ungemein vornehm aussehende Muster bildeten, die sich durchs ganze Kleid wiederholten. Nicht selten war das Pelzkleid auch nach dem Muster eines Schachbrettes aus weissen und schwarzen Stücken von Hermelin und Zobel zusammengesezt. Die ritterlichen Geschlechter missbrauchten jedoch das Recht auf solche Pelzkleider dergestalt, dass es ihnen von obenher wieder be-

---

[1] Ottokar, Reimchronik CLXXIII: (König Ottokars Witwe) gepart sendleich, Als die witiben tun sullen; Ir antlucz sach man sew behullen Ain sloyr chlain und weiz.
[2] Crone, 538: Halsgolt unde lanne. 7732: Ir halsgolt was so ergraben, Daz nie bezzers wart gesehen.
[3] Wigamur, 2582: An irn bayden armen schain Zwen spangen guldin.
[4] Heinrich und Kunigunde, 3752: Sie hate an ir handen wiz Ir hantschuoch durch reinekeit.
[5] Lanzelot, 5806: Diz selbe wise hübsche kint, Daz truoc an dem gürtel sin Ein maeziges teschelin.

schnitten werden musste. Doch standen ihnen noch andere Mittel zu Gebot, mit denen sie ihren Stand den Blicken der Welt aufnötigen konnten; dies waren die Wappen und Gürtel. Mit den Wappen statteten sie anfangs ihre Schilde aus, dann auch die Kleider und schliesslich ihre Fahnen, Rüstungen, Hausgeräte und Häuser. Die Wappen scheint man ursprünglich ebenfalls zum Teil aus Pelzwerk zugeschnitten zu haben, denn noch im 13. Jahrhundert bezeichnete man die schwarze Farbe im Wappen mit »zobel«, die weisse mit »hämin« (Hermelin), die rote mit »kel« (Geule oder Gule), einem Namen, der sonst für braunrotes Pelzwerk üblich war (S. 192). Später wurden die Wappenzeichen aus farbigen Stoffen geschnitten und aufgeklebt, schliesslich aber aufgemalt. Als in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts die Waffenröcke aufkamen, stattete man diese mit den Wappenzeichen aus (53. 10). Aber nicht Wappen noch köstliche Pelze, nur die Gürtel blieben ein Vorrecht der Edelleute; es waren dies einfache Riemen, die an einem Ende gespalten, am andern mit zwei Löchern zum Durchziehen der Riemzungen versehen waren. Der Kaiser wie der fahrende Ritter und Abenteurer trug diesen Gürtel, wenn nicht um die Taille gelegt, dann um das Schwert gewickelt (61. 3. 62. 1).

Weitere Zeichen, wodurch sich die edlen Geschlechter sowol unter sich, als auch von den bürgerlichen Ständen absonderten, waren Fahnen und Wimpel. Schon im 11. Jahrhundert ward es zunehmend üblich, an der Lanze unterhalb der Klinge ein Fähnlein anzubringen. Mit diesem Fähnlein verband man eine besondere Symbolik. Die ersten Fähnlein wurden als langgespiztes Dreieck zugeschnitten; in dieser Form verblieben sie auch für die spätere Zeit den Rittern, die keine bestimmte Anzahl von Lehnsleuten unter sich hatten; die andern aber nahmen ein Fähnlein mit senkrecht abgeschnittener Spize an, wodurch sie sich dann als »Panierherren« kennzeichneten. Schliesslich stattete man die Fähnlein ebenso wie den Waffenrock mit den Schildfarben und Wappen aus und liess diese Zeichen auch auf die eigentlichen Fahnen übergehen. Die Fahnen sowol wie die Schilde wurden bei Turnierfesten vor den Herbergen der Ritter, im Felde vor den Zelten ausgehängt und aufgepflanzt.

Das Hauswesen der Edelgeschlechter verlangte eine zahlreiche Dienerschaft; diese war teils aus ritterbürtigen Leuten, teils aus gewöhnlichen Dienstboten und Leibeigenen zusammengesezt. Die Fürsten hatten ihren Hofstaat, die Edelleute ihre Dienerschaft mit Kleidern zu versorgen und statteten diese mit besonderen Farben aus. Doch nahmen sie die Farben anfangs nicht immer aus ihren Wappen, da diese selbst noch keine ständige Tinktur hatten [1], sondern schrieben sie für jeden Fall besonders vor. (Näheres darüber im Abschnitt über die amtlichen Trachten.)

Alle diese kostümlichen Absonderungen machten sich zuerst in der Tracht der edlen und ritterlichen Geschlechter und deren Diener-

[1] Die Streifen in den Wappen, die man „Balken" nennt, wurden aus den gestreiften Zeugen der Waffenröcke herübergenommen.

schaft bemerklich. Der eigentliche Bürgerstand verblieb etwa bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ohne besondere kostümlichen Merkmale. Um diese Zeit aber fingen die Bürger an sich zu fühlen; der wachsende Reichtum liess sie aus ihren gesellschaftlichen und zugleich auch aus ihren kostümlichen Schranken heraustreten. Naturgemäss waren es die vornehmsten und alteingesessenen Bürgergeschlechter, welche damit den Anfang machten. Nicht bloss an Pracht der Kleidung wetteiferten sie bald mit den edlen Geschlechtern, sie ahmten auch deren Abzeichen nach, die Wappen sowol wie die Fahnen. Es waren dies die »Patricier« und »Stadtjunker«. Bei Festen und kriegerischen Aufzügen traten diese Stadtgeschlechter ebenso mit Wappen an den Kleidern auf und stellten ebenso ihre Fahnen zur Schau, wie die Schildgeborenen. Zahlreich sind die Beispiele dieser Art schon im 13. Jahrhundert; so berichtet eine Chronik aus Basel, dass die beiden vornehmsten Geschlechter dortselbst, die der Schaler und Mönchen, sich zur Wehr gegen die übrigen Geschlechter verbanden und als Kennzeichen das gestickte Bild eines grünen Papageis im weissen Felde auf ihrer Fahne führten, weshalb sie »Gesellschaft vom Psittig« benannt wurden, dass die Gegenpartei aber sich einen roten Stern in weissem Felde in die Fahne sezte, wovon sie den Namen »Gesellschaft vom Stern« führte[1]. Mit diesen Abzeichen statteten dann, nach ritterlichem Muster, die Stadtgeschlechter ihre Dienerschaft aus; selbst unbemittelte Bürger bequemten sich zu solchen Dienstfarben, wenn sie sich an mächtige Patricier anschlossen, um einen Schuz an ihnen zu haben; dergleichen Leute nannte man »Schuzverwandte« oder »Mundmannen«.

Den Stadtgeschlechtern folgte in kurzer Zeit der Handwerkerstand; dieser hatte sich in Zünfte oder Gilden zusammengethan und war da auch bald zu einer Macht geworden, die nicht allein gegen die Patricier, sondern auch gegen den Adel und den Klerus in die Schranken trat, so dass es blutige Kämpfe um die Stadtherrschaft sezte. Die Gliederung in Zünfte scheint von Anfang an indes keineswegs durch die Tracht markiert worden zu sein; wenigstens lassen sich aus den Abbildungen dieser Zeit keine kostümlichen Unterscheidungen nachweisen. Man passte die Kleidung wol nur der Beschäftigung an, der man oblag, bediente sich sonst aber einfacher Sinnbilder in Form von Werkzeugen oder handwerklichen Erzeugnissen, wodurch man sein Gewerbe andeutete. Ganz wie die Patricier und Edelleute machten sich auch die Zünfte noch durch Fahnen kenntlich, in die sie dann ihre Merkzeichen einsezten, und hingen die Fahnen vor den Innungsstuben auf oder führten sie in Festzügen mit sich herum. Einmal so weit, dauerte es nicht lange und auch die Handwerker wollten ihre Wappen haben. Es scheint sicher, dass es schon im 13. Jahrhundert Handwerkerwappen gegeben hat; in der Thidrekssage, einem Roman aus dieser Zeit, erhält Wittich, der Sohn Wie-

[1] K. D. Hüllmann: Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland S. 564.

lands des Schmiedes, von seinem Vater einen Schild, der auf weissem Grunde in roter Farbe aufgemalt Hammer und Zange führt. Im folgenden Jahrhundert waren dergleichen Wappen allgemein üblich; die Handwerker hingen sie vor ihren Läden oder Werkstätten auf;

Fig. 55.

1. Mann von niederem Stande: Hemd weiss, Hosen gelblich, Schuhe lederfarbig mit weissen Riemen. 2. Klagendes Weib mit zerrissenem Gewand: Hemd weiss. 3. Wendischer Bauer: Rock weiss, Hosen weiss mit lederfarbigen Riemen, Schuhe grün. 4. Sächsischer Bauer: Rock einesteils gelb, anderenteils weiss mit grünen Querstreifen, Hosen grün. 5. Vornehmer Mann: Rock gelb, Mantel grün mit weissem Schulterkragen und Pelz, Hosen grün. 6. Jude: Rock grün, Hut gelb mit weissem Streif, Hosen gelb. 7. Spielmann: Rock einesteils grau, anderenteils weiss mit roten Querstreifen, Hosen gelb. 8. Jude: Rock rosenfarbig, Mantel graublau, Hut blau (wie ihn die Juden in China tragen müssen), Hosen weiss, Schuhe schwarz. 9. Jäger: Rock blassviolett, Hosen rot, Schuhe und Dolchscheide schwarz, Dolchgriff gelb, Hut grün, Krempe und Sturmband rot, Handschuhe und Täschchen weiss. 10. Schnitterin: Rock zinnoberrot mit weisser Halsborte, Strümpfe schwarz, Hut bräunlich, Handschuhe weiss. 11. Krämer: Rock ziegelrot, Mantel blau mit grünem Futter, Hosen schwarz, Hut braun mit schwarzem Sturmband. 12. Bauer: Wams, an Hals und Aermeln sichtbar, weiss mit braunen Streifen, Rock blau, Hosen gelb mit roten Streifen, Schuhe und Dolchscheide schwarz, Dolchgriff gelb mit roten Punkten, Täschchen lederfarbig mit rotem Saum, Müze tiefgelbbraun. 13. Bauer: Wams wie bei voriger Figur, Rock türkischrot, Hosen schwarz mit roten Streifen, Halbstiefel schwarz, Müze weiss, Schwert schwarz mit gelbem Knauf und Stichblatt, sowie mit weissem Griff und Riemwerk. (1—8 aus Kopp, Bilder und Schriften, 9—13 aus der Manessischen Handschrift.)

solche Aushängeschilder wandelten sich mit der Zeit in Wirtshaus- und Firmenschilder um, wie sie jezt noch an alten Häusern zu sehen sind.

Jener Stand, der am meisten dazu beitrug, die Mode zwischen den oberen und unteren Ständen zu vermitteln, war sicherlich der kaufmännische. Ein grosser Teil der Kaufleute handelte ausschliesslich mit Kleiderstoffen, mit Seiden- und Wollzeugen, mit Pelzwerk, Leder und Fellen. Da der Kaufmann auch selbst das Reisen besorgte, so musste er sich schon durch seinen eigenen Anzug die Wege in die Häuser der verschiedenen Klassen offen halten. Wenn wir alle kostümlichen Notizen über ihn zusammenstellen, so erhalten wir etwa folgendes Bild von einem reisenden Kaufmanne des 13. Jahrhunderts. Der Rock ist von festem Tuche und wird von einem starken Ledergurte zusammengehalten, an dem die Geldtasche und ein Messer hängen. Hosen und Schuhe sind leicht dem Schmuze ausgesezt, deshalb sind die Hosen von dunkler Farbe und die Schuhe von festem Rindsleder in natürlichem Rotbraun. Den Kopf bedeckt eine wollene Müze[1]. Gegen die Angriffe der Räuber führt der Kaufmann ein Schwert bei sich[2], aber nicht umgegürtet, wie der Ritter, sondern am Sattelknopfe oder auf dem Wagen, ebenso auch einen Schild. Am Sattel hängt für das Pferd ein mit Heu gefüllter Futtersack. Unser Bild (55. 11) stellt einen als Krämer verkleideten Ritter dar, mit aufgeschürztem Rocke, schlichtem Mantel und rundem Hute, der nach unten sich glockenförmig ausweitet.

Bei jenen Leuten, die ihrem Glücke im Wald und auf der Heide nachgingen, bei den Jägern, finden wir die Hosen durch starke Gamaschen geschüzt, den Rock kurz, meist von der Farbe des Waldes, und mit einem festen Ledergürtel zusammengehalten. Am Gurt hängen Messer, Stahl und Feuerstein, seitwärts an einem besonderen Riemen das Horn. Ist der Jäger ein vornehmer Mann, so trägt er einen mit Pfauenaugen umsteckten Spizhut (51. 12) und über dem Rocke noch ein besonderes Schuzkleid, einen Ueberhang, der etwa bis in den halben Leib herabsteigt und gleich dem Skapulier der Mönche an beiden Seiten offen ist, ein Futter von Pelz hat, oder ganz aus Pelz hergestellt ist[3]. Ein andres Bild (55. 9), das einen ritterlichen Herrn in der Nähe eines Weizenfeldes auf der Jagd nach Wachteln darstellt, lässt uns einen ähnlich geformten Hut, doch ohne Pfauenfedern bemerken, dabei Jagdmesser samt Tasche am Gürtel hängend. Dieser Jäger scheint indes weniger die Wachteln, als die Schnitterin mit dem strohernen Sonnenhute im Auge zu haben, deren lang herabfallendes

---

[1] Iwein 6535: So soltens sich behüeten Mit ruhen vuhs hüeten Vor dem houbetvroste.

[2] Dies wurde den Kaufleuten ausdrücklich durch Friedrich I. gestattet in dessen Constitutio de pace tenenda vom Jahre 1156.

[3] Dieser Mantel wird in den Liedern ausdrücklich als „Pirschgewand" angeführt; so im Nibelungenliede, Wie Sigfried erschlagen ward, 893: Von bezzerm pirsgewaete hörte ich nie gesagen. Einen roc swarz phellin sach man in tragen Und einen huot von zobele, der riche was genuoc. Hei, waz er borten an sime kochaere truoc! Und ferner 895: Von einer ludmes hiute (von fremden Tierhäuten) was allez sin gewant; Von houbet unz anz ende gestreut man drufe vant. Uz der liehten riuhe (lichten Rauchwerk) vil manec goldes zein Ze beiden sinen siten dem küenen jegermeister schein. Das Pirschgewand ist hier als aus schwarzer Seide bestehend geschildert. In der Manessischen Liederhandschrift trägt es die rote Farbe des Scharlachs. — Parton. 5083: Puis li affuble son mantel De bon vert et de gris novel; hier ist das Gewand grün und mit Grauwerk gefüttert. Heinrich von Veldeke erzählt in seiner „Eneite", dass die Königin Dido, als sie zur Jagd aufbrach, in einem goldgestickten Hemde erschienen sei mit einem grünen Mantel darüber, der mit Hermelin gefüttert und mit Zobel verbrämt gewesen; auf dem mit einer Borte gebundenen Haare habe ein Hut gesessen und an jeder Ferse ein Sporn.

Haar ihm verrät, dass ein Edelfräulein unter dieser Bauerntracht verborgen sei (55. 10).

Wohlhabende Leute pflegten ihre abgelegten Kleider an Spielleute und fahrende Bettler zu verschenken; so kam es denn, dass gerade diese Sorte von missachteten Leuten, die mit ihrer Kunst und ihrer Ehre nach Brot ging, zumeist in modischen Kleidern auftrat (55. 7). Die Schalksnarren hatten ihre besonderen Abzeichen, wie aus einer Stelle im Parzival ersichtlich ist: »Und an der Müze Zipfel band Nach rechten Narrensitten Man einen Kukuk allzuhand; Von rauhem Kalbfell ward sodann Ihm eine Hose angethan.« Doch waren die Narrenzeichen noch keine bestimmten. Im Tristan[1] finden wir den Narren angethan mit schlechten abgetragenen Kleidern und mit einer Gugel aus grauem Tuche, die mit närrischen Bildern aus rotem Zeuge benäht ist, mit einem Kolben die Hand bewaffnet. Zwerge, die zur Hofhaltung gehörten, wurden anständig gekleidet; sie trugen gefältelte Hemden, Ueberröcke aus Seide oder aus grünem Tuche, dazu eine Kragenkapuze. Wenn auch die eigentliche Narrentracht mit Schellenkappe, Eselsohren und Hahnenkamm erst um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert feststehend wurde, so pflegte doch schon in der voraufgehenden Epoche die Kapuze nicht zu fehlen. Zu den fahrenden Leuten gehörten auch Priester, die man »Vaganten« nannte, und Pilger, die, wohin sie kamen, freundliche Aufnahme fanden. Die Pilger trugen gewöhnlich einen grauen Büsserrock (50. 5. Sklavine)[2], starke rindslederne Schuhe und Gamaschen, einen Hut (vergl. 55. 11) mit Muscheln besezt, einen gewichtigen Stock, eine Tasche und eine lederne Feldflasche. Tasche wie Flasche führten sie an einem Riemen mit sich, der gewohnheitsmässig um Hals und Schulter lag. Kam ein Pilger aus dem heiligen Lande, so hatte er zum Beweise wol auch den Rock mit Seemuscheln benäht[3], und einen Palmstock auf der Schulter, den er in Abrahams Baumgarten zu Jericho abgeschnitten haben wollte[4]; dieser war zuweilen so stark, dass ein Schwert darin verborgen werden konnte; die Gefahr der Reise entschuldigte den Pilger, wenn er aus dem Holze des Friedens eine Schwertscheide machte. Im Tristan begegnen uns zwei alte Wallfahrer, die leinene, mit Muscheln benähte Kutten tragen, Hüte, leinene Hosen, die bis auf die Knöchel reichen, aber den Fuss unbedeckt lassen, und Palmen auf dem Rücken. Manche Pilger hefteten an ihre Hüte oder Röcke bleierne Medaillen, die an bestimmten Wallfahrtsorten feilgeboten wurden. Unter den Pilgern gab es Leute, welche die Wallfahrt unternahmen, um ein Verbrechen zu sühnen; solche Büsser trugen gewöhnlich einen grauen Rock auf dem blossen Leibe und gingen auch bei Schnee und Regen barfuss.

---

[1] 5310: Er hing im ein toren kleit an Der stete machen Von wunderlichen sachen: Einen rok seltsann getan, Und eine gugel dar an Uz snoedem tuoche, daz was gra; Dar uf gesniten hie und da Narren bilde uz roter wat. 5142: Und man einen kolben groz Und michel gnuok in sine hant.

[2] Karlmeinet 135,9: Dry palteners slavenien haent sy do dru an gedaen. Gaidon 294: Une esclavinne, qui fu noire et velu Vest en son dos sans nulle arrestéue . . . Prent-j-chapel de grant roe tortue Et-j-bordon dont la pointe iert aigue, L'escharpe au col qui bien estoit couzue.

[3] Renner 13606: Vil müscheln und ouch spenglein Bedeckent mangen bilgrein.

[4] Karlmeinet 260,3: Desen palme ind dessen staff Brengen ich mit mir her aff Ind nam sy zo Jhericho, Dar sy wassen alsus ho In Abrahams bungarde Inde haen sy lange harde Verren wech gedragen.

Frauen ohne männliche Aufsicht durften nicht wallfahrten gehen, da sie gewöhnlich eine grössere Sündenlast heimbrachten, als forttrugen[1].

Indem unser Auge die einzelnen Volksschichten durchmustert, muss es zulezt auf jenen Menschen haften bleiben, die sich in der gemeinen Niedrigkeit des Alltags und in den Pfüzen des Lasters herumtreiben. Das damalige Geschlecht war körperlich gesund, kräftig und vollblütig; das Wissen beschwerte nicht seinen Kopf und das Gewissen nicht sein Herz; die Sündenlast war leicht abzuwerfen. Die Geistlichkeit selbst gab dem Volke nicht das Beispiel von Enthaltsamkeit. In den »rebus Alsaticis« wird erzählt, dass um das Jahr 1200 die Priester ziemlich allgemein Beischläferinnen hatten und zwar auf Wunsch der Bauern selbst, die sie so von ihren Weibern fern halten wollten. Heinrich von Melk giebt uns eine Schilderung von diesen Pfaffendirnen; sie puzten sich schön heraus, kräuselten ihre Locken, trugen gelbe Schleier, fein genähte Handschuhe und die Schmucksachen, die ihre Liebhaber für die Lossprechung von Sünden an Zahlungsstatt angenommen hatten. Von einer Kleidung, durch die sich die sonstigen Dirnen von ehrbaren Frauen unterschieden hätten, war damals noch keine Rede.

Zu einer ausnahmsweisen Stellung wurden die Juden gezwungen. Man sah die Juden überall als heimatlose Eindringlinge an, als Widersacher des Christentums; überdies machten sich die Juden selbst durch ihren hartnäckigen Erwerbssinn verhasst[2], wodurch sie fast allerorts die Gläubiger der Christen wurden; dieser Umstand war mehr die Ursache, weshalb man sie verfolgte, als ihr Glaube. Man verlangte unter manchem Andern von ihnen, dass sie auch in ihrem Aeussern, in ihrer Tracht, sich von den Christen und namentlich von den Geistlichen unterscheiden sollten; dies musste schon im frühesten Mittelalter geschehen sein, denn der Chronist Rimbert, der im 9. Jahrhundert das »Leben des Erzbischofs Anskar« schrieb, gebraucht an einer Stelle die Worte: »Da kam ein Mann durch die Thüre von hohem Wuchs in jüdischer Kleidung«. Worin die Merkmale bestanden, welche die Kleidung als jüdisch erkennen liessen, ist nicht angegeben. Ein Gesez vom 12. Jahrhundert verbot den Juden den Bart zu scheren, was ihnen übrigens das eigene Gesez untersagte, und nötigte ihnen als Kopfbedeckung einen gelben oder orangefarbigen Hut auf, der spiz wie ein Zuckerhut war und sich unten in einen abwärtsgestellten Schirm erweiterte (49 6. 55. 6)[3]. Seitdem verstand man unter dem Ausdrucke »gelbe Hüte« soviel wie »Juden«. Die Kirchenversammlungen

---

[1] Berthold v. Regensburg 2,195,25: Daz dritte, buoze für sie leisten, swaz sie entheizen hant für ir sünde, Romverte oder merverte, daz sol aber kein frouwe tuon, sie braehte vil mer sünden heime, danne sie uz fuorten.

[2] Man darf indes nicht übersehen, dass die Schuld, die den Geschäftsgeist bei den Juden sich so bedrohlich entwickeln liess, an dem christlichen Unverstande lag, der den Handel als etwas Unedles und Geldgeschäfte als etwas Schimpfliches betrachtete und so den einträglichsten Teil der Industrie den Juden preisgab, ja sie gleichsam zwang, reich und die Gläubiger der Christen zu werden. Reichtum aber, bestehe er nun in Metall oder Gedanken, erzeugt immer Hass, und kommt dann noch der Glauben ins Spiel, so wird Mord und Totschlag zu einer löblichen That.

[3] Im schwäbischen Landrechte heisst es: Die Juden sulen gespitzet hüte tragen in allen steten, da is sint, wan damit sint si uzgezaichnet von den Cristen.

im 13. Jahrhundert verschärften diesen Kleiderzwang; sie verlangten von den Juden, dass ihr Hut wie ein Horn gebogen[1] und ihr Unterkleid auf der Brust oder ihr Mantel mit einem orrangegelben Streifen oder Rade gezeichnet sein sollte[2].

---

3. Die Volkstracht.

Initiale vom 10. Jahrhundert.

Die Volkstracht im frühen Mittelalter war nicht dasselbe, was wir heute Volkstracht nennen. Die modernen Volkstrachten sind stehengebliebene Reste von Zeitmoden, die ganz Westeuropa fast gleichmässig beherrschten und dann vorübergingen. In einzelnen Bezirken blieben Teile davon etwa derart zurück, wie in Bodensenkungen mancherlei Wassertümpel zurückbleiben, wenn der überschwemmende Strom wieder in seine Ufer kehrt. Die alte Volkstracht aber war niemals Modetracht in modernem Sinne. Alles, was ein Volk in sein geschichtliches Leben mithineinbringt, Sprache, Glaube und Sitte, ist mit ihm zugleich gewachsen; wie seine Haut hat es sich auch seine Tracht angelebt. Dieses Gemeinwachstum ist ihm nicht bewusst; alles, was es hat, ist fertig, sobald es in den grossen Verkehr seines geschichtlichen Daseins eintritt; alles was es bis jezt erworben, ist Ureigenes. Von jezt ab aber beginnt der Verfall seines Besizes, sei dieser nun geistiger oder körperlicher Art, denn es nimmt fremde Elemente auf und gestaltet dadurch sein angestammtes Erbgut um, ja es kann sein Besiztum völlig aufzehren lassen, wenn das Fremde mit geistiger Ueberlegenheit verbündet ist. Altes Erbgut aber war die gemeinsame Tracht der germanischen Stämme noch zur Zeit, als diese anfingen sich zusammenzuschliessen; örtliche Unterschiede kamen allerdings darin vor; im ganzen genommen aber hatte sie sich aus heimischen Bedürfnissen entwickelt, wie Klima und Boden solche erzeugten. Die kommenden Moden aber waren ausserdeutschen Ursprungs; sie wandelten auf den Pfaden der Römer und dann der Byzantiner ins Land und entfremdeten zuerst die begüterten Klassen der Gesellschaft, die Edelleute auf den Burgen und die Bewohner in den verkehrsreichen Städten der heimischen Tracht; diese war um die Zeit der Sachsenkaiser fast nur noch in den bäuerlichen Kreisen zu finden, so dass man jezt weniger von einer Volkstracht sprechen konnte, als von einer Bauerntracht. Mit der Zeit suchten

---

[1] Conc. Viennense in Austria 1267: Cornutum pileum, quem quidem in istis partibus consueverant deferre et sua temeritate deponere praesumpserunt, resumant, ut a Christianis discerni valeant evidenter.

[1] Matth. Westmonast. 1275: Et ut possent a Christianis discerni, praecepit rex (Eduardus I.), quod Judaei ad instar tabularum ad unius palmae longitudinem signa ferrent in exterioribus indumentis.

die fremden Moden auch in die Dörfer und auf die einsamen Höfe ihren Weg und die Bauern wurden nun den urväterlichen Trachten ebenso untreu, als es vor ihnen die Bürger und Edelleute geworden waren; im 14. Jahrhundert war kein Rest von der alten Volkstracht mehr vorhanden. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts sind die Spuren von neuen Volkstrachten höchst selten in Deutschland. Die Zeitmode beherrschte die entlegensten Winkel der Berge, Marschen und Wälder. In dieser Epoche aber sah man die Anfänge verschiedener Moden mit ihren Spielformen gleichzeitig nebeneinander aufleben. Dies hatte in zweierlei Ursachen seinen Grund. Einmal war die politische Zersplitterung daran schuld. Die Landschaften und Städte schlossen sich immer mehr in besondere Kreise ab, staatlich wie gesellschaftlich; bei ihren kleinen Eifersüchteleien ging die gegenseitige Absperrung auch auf die Sitten und Trachten über, und so sonderten sich aus der allgemeinen Zeitmode eigene Unterformen ab, die stehen blieben und gleichsam erstarrten, indes die Zeitmode sich in stetem Wechsel fortbewegte. Der zweite Grund bestand darin, dass die Zeitmode mancherlei Kostümstücke erzeugte, welche für die tagwerkende Bevölkerung gar nicht oder nur unter Abänderungen verwendbar waren. Die ungeheuren Reifröcke, die ausgestopften Kissen auf Hüften und Hinteren, die Gestelle aus Draht, Fischbein, Tonnenbändern und Eisenreifen waren keine Tracht für die Weiber der Bauern und Taglöhner; diese ahmten sie wol nach, aber nur soweit es für ihre Zwecke anging, ja man kann sagen, dass der grösste Teil unsrer Volkstrachten erst von diesen versteiften Trachten heraus, wie sie das 17. Jahrhundert zuwege brachte, ihren Anfang nahm; aber all die Ungeheuerlichkeiten dieser Mode finden sich in ihm auf ein brauchbares Mass zurückgeführt. Kaum eine unsrer Volkstrachten scheint über das 16., die grösste Anzahl derselben nicht einmal über das 17. Jahrhundert zurückzureichen.

Indem wir uns mit der frühmittelalterlichen Bauerntracht beschäftigen, thun wir am besten, wenn wir uns in das 13. Jahrhundert zurückversezen. Das Material aus den voraufgehenden Zeiten ist viel zu dürftig, als dass sich ein zusammenhängendes Trachtenbild davon herstellen liesse.

Wir begegnen in den Abbildungen der genannten Zeit noch vielfach den mit Riemen umwickelten Hosen (50. 5), den bequemen bis zur Kniescheibe reichenden Röcken und dem Hute von Filz oder Stroh. Auch die Chronisten und Dichter bestätigen diese Bauerntracht. Konrad von Würzburg erzählt[1], dass Paris, der auf dem Berge Ida die Herden seines Vaters weidete, einen groben Rock getragen habe, einen grauen Mantel, einen Filzhut und starke Bundschuhe von Rindsleder, dazu als Waffe einen Kolben. Nach der Kaiserchronik soll schon von Karl dem Grossen bestimmt worden sein, dass der Bauer nur graue oder schwarze Röcke tragen dürfe; sieben Ellen sollten

[1] Troj. 1652: Sin roc der was gesniten Uz einem groben sacke, Und hienc an sinem nacke Ein grawer mantel niht zu guot. Von vilze truoc er einen huot Und zwene schuohe rinderin, Die waren zuo den beinen sin Mit riemen da gebunden. Ouch truoc er bi der stunde Einen kolben in der hant.

genügen für Rock und Bruche zugleich. Das graue Tuch war ungefärbter Wollstoff, der im Bauernhause selbst gesponnen und gewebt wurde, weshalb man ihn auch »Bauerntuch« nannte. Einsiedler und Mönche machten ihre Kutten gleichfalls aus Bauerntuch. Daneben trugen die Bauern auch Röcke von Kalbfell. Der Reimchronist Ottokar erzählt[1], es sei für den Herzog von Kärnten Vorschrift gewesen, bei Entgegennahme der Huldigung Kleider zu tragen wie ein schlichter Bauer, nämlich zwei Beinlinge von grauem Tuche, Rock und Mantel vom gleichen Stoffe, grauen Hut und rote Schuhe. Schon von altersher war es den Bauern verboten, des Sonntags, wenn sie zur Kirche gingen, Schwert oder Lanze mit sich zu führen; nur eine Gerte war ihnen gestattet. Kaiser Friedrich der Rotbart hatte im Jahre 1156 diese Vorschrift erneuert[2]; vermutlich sollte damit verhindert werden, dass die dorfüblichen Schlägereien in Totschlägereien ausarteten.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Mode ihren Weg auch in die Hütten der Bauern fand; dies geschah etwa im Anfange des 13. Jahrhunderts; wir erkennen dies an den Bildern des Heidelberger Sachsenspiegels[3]; diese Handschrift entstand im Jahre 1230; in ihren Bildern begegnen uns die Bauern bereits in jenen quergestreiften Röcken, die das 12. Jahrhundert in Mode brachte (51. 1). Auch sind die Röcke bereits so lang, dass sie an den Hüften aufgesteckt werden müssen, um bei der Arbeit nicht hinderlich zu sein. Selbst Röcke mit geteilten Farben und langen Lappen an dem unteren Saume kommen vor. Nach der Kaiserchronik wurde es den Bauern untersagt, dergleichen Lappen (Geren) vorn und hinten am Rocke zu tragen (55. 7). In jenen Bildern sind die Hosen untenher über den Schuhen mit Riemen quer umwickelt. Auf dem Kopfe des Bauernmeisters (51. 2) gewahren wir den altväterlichen Strohhut, den schon der Chronist Widukind in seinen sächsischen Geschichten erwähnt, und in der Hand eines der Bauern, vor dem ein gefangener Wende kniet, das grosse einschneidige Messer, den Sax (55. 4). Der Wende selbst trägt einen weissen Rock und lange Binden, die spiralisch um die Beine gewickelt sind (55. 3). Dergleichen Binden wurden in jenen Tagen vielfach als Ueberbleibsel aus heidnischer Zeit verboten; weder Priester noch Ordensritter durften sie tragen.

Eine ähnliche Vermischung von Mode- und Bauerntracht ist in einem Wandgemälde zu sehen, das sich im Dome zu Münster befindet, wo es etwa in der Mitte des 13. Jahrhunderts entstand, und uns friesische Bauern vorführt (56. 1—18). Neben dem modischen langen Rocke, der bis auf die Füsse reicht, bemerken wir den kurzen weiten Rock,

---

[1] 201. Er sol sich pewegen An seine pain zu legen Zwo hosen von graben tuch Und zwen rot puntschuech, Die man mit riemen swind Zu dem pain pind. Des selben tuch sol er ain rockh legen an, Der vor und hinden offen sey. Kollir sol er wesen frey. Mit vir gern und niht mer Und daz an der leng ge luczel fur die knie. Ze hull so sol er tragen hie Ainen ainvechten mantel graben, Der sol nicht flentschir (Fransen) haben. Im ist auch auf dem haubt Anders niht erlaubt Dann ain gupphater hut in graber gestalt, Daran vir scheiben sind gemalt.

[2] Constitutio de pace tenenda: Si quis rusticus arma vel lanceam portaverit vel gladium, index in cujus potestate repertus fuerit, vel arma tollat, vel 20 solidos pro ipsis accipiat a rustico.

[3] A. S. Kopp: Bilder und Schriften der Vorzeit 1819—1821.

der die Kniescheibe freilässt, und zugleich den Rock mittlerer Länge, der im 10. Jahrhundert üblich wurde. Wir bemerken völlige Beinlinge und daneben Hosen ohne Füsslinge, so dass der ganze Fuss oder doch die Zehen unbedeckt sind. Selbst die Schenkelriemen sehen wir noch um die Beine eines der Bauern gewickelt (56.18). Der Mantel ist fast überall nach altem Brauche auf der rechten Schulter befestigt und nur einmal mitten vor dem Halse, aber mit einer Fibel und nicht mit der Tasselschnur, wie sie damals Mode war. Die Gesichter sind glatt

Fig. 56.

Friesische Bauern. Wandgemälde im Dom zu Münster, etwa aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Es sind hier die Vertreter der sieben friesischen Gaue dargestellt, welche nach der Niederlage der Stedinger der Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Münster sich unterwerfen mussten; sie bringen dem heiligen Paulus, als dem Schuzpatrone des Domes, verschiedene Opfergaben dar, Erzeugnisse der Landwirtschaft: Butter, Käse und Haustiere, sowie Schalen voller Goldstücke.

oder bärtig; das Haar ist meist kurz geschnitten; doch kommt auch das lange vor, das über die Schultern wallt, wie es die Sachsen noch am Schlusse des 10. Jahrhunderts allgemein trugen und wie es jezt wieder Mode war. Die Waffen sind die der dienstbaren Leute: Lanzen mit rautenförmiger oder widerhakiger Klinge, kleine Rundschilde, die man sonst am Gürtel angehakt trug, und Kesselhüte, die niedrig gewölbt sind und einen schräg nach unten gestellten Schirm haben.

Je wohlhabender die Bauern wurden und je mehr sie sich zu fühlen begannen, desto mehr verliessen sie die schlichte Tracht ihrer Väter, um sich der Mode gemäss zu kleiden. Feine Hemden gehörten bald zu ihrer festlichen Tracht[1]; auch waren sie mit Schnürringen versehen[2], durch die man sie anschnüren konnte. Die Röcke waren eng nach höfischer Mode[3], die Aermel eng und lang, auch mit Pelz verbrämt[4]. Das Wams war aus verschiedenfarbigem Tuche zusammengenäht und der Warkus nicht selten mit Metallknäufen besezt, hinten vom Gürtel bis zum Nacken mit vergoldeten, vorn vom Gürtel bis zum Knie mit silbernen. Krystallknäufe schlossen den Busen und das ganze Bruststück war mit verschiedenfarbigen Knäufen wie besäet[5]. Andre Bauern trugen Joppen von Barchent[6], weiss und gesteppt, dazu eine Gugel[7] und ein rotes Busentuch[8]. Die Jacke schnürten sie mit einer seidenen Nestel[9] zusammen. Die Taille umschlossen sie mit einem breiten Gürtel[10], an dem sie Täschchen aus Seide befestigten, die mit Näschereien und Wohlgerüchen gefüllt waren[11]. Die Beine steckten sie in Hosen, die mit Seide bestickt und mit Borten besezt[12], und die Füsse in hohe Stiefel, die bis zum Knie gemustert waren[13]. Mit den Vornehmen teilte sich der Bauer auch in den Schellenschmuck; sein Festgewand musste mit vielen Schellen benäht sein[14]; und wenn es zum Tanze ging, zog er gefingerte Handschuhe an[15], er, der sonst nur Fausthandschuhe[16] trug und Stroh in den Schuhen[17]. Sein Haar liess er auf die Schultern herabwallen[18]; des Nachts wickelte er es, damit es am Tage desto lockiger und krauser aussah[19]; den Kopf

---

[1] Nith. H. 2099: Ein vil guotes linin tuoch, sehzen elen kleine, hat sin hemde und ouch sin bruoch.

[2] Helmbr. 125. Nith. H. 209.

[3] Nith. [illegible] Sie [illegible] beide [illegible] nach dem hovesite, Osterriches tuoches.

[4] Nith. 130, 3: eine joppen, diu ist parchatine. [illegible] vor gebraemet, innen swarz und uzen blanc.

[5] Nith. 120, 8: wize joppen vingerbreit gesteppet, Dar [illegible] mit knophelinen.

[6] Nith. H. 88, 29: [illegible]

[7] Nith. 130, 3: eine joppen, diu ist parchatine.

[8] Nith. 120, 8: wize joppen vingerbreit gesteppet, Dar uf liehte gugenger, ze wunsche wol geneppet hoch getüllet umb den kragen.

[9] Nith. 92, 7: Und sin rotes buosemtuoch.

[10] Nith. 91, 22: Er treit eine bousemsnuor von alroten siden.

[11] Nith. 120, 8: Spannebreiten after reif Von wiben muezen s'haben.

[12] Nith. H. 74, 16: Ich nide ir pfellerine phosen, Da lit inne ein wurze, heizet ingeber.

[13] Nith. 132, 3: Unt die spaehen hosen, Di sint mit siden wol durchnat, Oben ein waeher strieme stat.

[14] Nith. H. 88. 34: Ir schuohe unz uf daz knie ergant gemal.

[15] Helmbrecht 203: Da der ermel an daz muoder gat, Al umb und umbe was diu nat Behangen wol mit schellen, die hört man lut erhellen, Wen er an dem reien sprane.

[16] Nith. H. 75,13: Zwene niuwe hantschuoh er unz uf den ellenbogen treit.

[17] Stricker, Kl. Gedichte IV, 74: Ich han daheime verlan Mine finstelingen.

König vom Odenwalde. 172, vom stro 172.

[18] Helmbrecht 9: Eins geburen sun truog ein har, Daz was reid' unde val, Uf die ahsel hin ze tal Mit leng'ez vollíklichen gie.

[19] Nith. H. 86, 15: Habt ir niht geschouwet sine gewunden locke lange, Die da hangent verre vür Daz kinne hin ze tal? In der huben ligent si des nahtes mit getwange. LXXII, 6: Sin har daz ist geringelot, des nahtes wol gesnüeret.

umschloss er mit der anliegenden Haube[1], die mit Seide bestickt war; bald waren Vögel, bald zahlreiche menschliche Figuren darauf zu sehen; auch Schnüre hingen an der Haube, an deren Enden Muskatnüsse, Pfeffer, Nelken und sonstige Sachen, die Wohlgerüche ausströmten, eingeknüpft waren[2]. Und wenn der Bauernbursche tanzte, dann flogen diese Behänge um den Kopf wie Hagelschlossen. Statt der Haube oder über die Haube sezte er einen roten hohen Hut auf[3], der gleichfalls mit Schnüren geschmückt war[4], im Winter einen andern Hut, der »Schabernak« genannt wurde[5]. Auch schmückte er gelegentlich im Sommer sein Haar mit Blumenkränzen[6], wie die jungen Herren vom Adel. Er, dem so lange das Tragen von Waffen untersagt blieb, ging jezt an Festtagen nicht aus, ohne Schwert und Dolch an den Gürtel zu hängen oder doch das Einschlagemesser. Und wie es von jeher die Art von Emporkömmlingen ist, dass sie alles, was sie der vornehmen Welt nachmachen, übertreiben, so ging der Bauer gar in voller Rüstung zum Tanz, im Koller, das mit rotem Zwirn durchnäht war, oder gar im Eisenharnische, mit Blechhandschuhen, schellenbesezten Sporen und eiserner Haube[7]. Einem Ritter fiel es nicht ein, von Kopf bis zu Fuss gewappnet den Tanzplaz aufzusuchen; wie gewaltig mochte sich das Selbstgefühl in dem aufgedonnerten Bauernsohne regen, wenn er sich bei dieser Gelegenheit einem jungen Edelmanne gegenübersah, der nicht mit Glücksgütern gesegnet war und sich in seinem schlichten Wamse bescheiden musste. Da wird es denn nicht selten vorgekommen sein, dass beim Werben um eine handfeste Dorfschöne der Edelmann den Kürzeren zog, wie dies der Ritter Nithart den österreichischen »Dörpeln« (Dörflern) gegenüber manchmal erfuhr. Glücklicherweise hatte dieser eine Waffe zur Hand, mit der er sich rächen konnte, seine Feder, und dieser Feder verdanken wir zumeist die köstlichen Schilderungen jener Bauernstuzer, die wir hier im Auszuge mitgeteilt haben.

Eine Abbildung in der Manessischen Handschrift der Minnesinger stellt uns aufgepuzte Bauern vor (55. 12. 13), in denen wir die österreichischen Bauern wieder erkennen, von welchen Nithart spricht; sie tragen hier den Rock weitärmelig und zwar über dem gestreiften Wams oder gesteppten Koller (treien) und ähnlich geschmückten Hosen, dazu Müzen von Fell oder Linnen, hohe Halskragen (collier), Schwerter, Dolche und Gürteltaschen. Die Röcke sind hier zumteil nach slavischer Art

---

[1] Nith. H. 61. 13: Kleine huben truogens e: nu strubet in der nac.

[2] Nith. 72. Sun huben nestel diu sint lank, Zwo muskat dran gebunden. 268: Siner snüere strangen, Da hanget wunder pfeffers an, Muskatnegele, pfawenspiegel.

[3] Nith. 239, 63: Er tregt einen hohen huot, Da ist ein schappel uf genaht.

[4] Nith. 132, 6: Er (der Hut) ist an siben snüeren mit vasern wol durchsmogen.

[5] Die Erklärung dieses Namens steht nicht fest; am wahrscheinlichsten ist, dass der Hut aus Italien bezogen wurde und zwar aus demselben Orte Capranica, woher auch die Schabernak genannten Weine kamen.

[6] Nith. H. 47. 12: Nu treit man den schavernak Für die bluomenhüete.

[7] Nith. 238, 44: Doch dar under nemet war, Man siht in um sinen kragen Einen grozen bolster tragen, Da sint keten inne und in dem wambeis über al, Und ein hirzes hut. 84, 13: Die da waren in dem geu Alle voretenzel, Der vüeret iegeslicher nu ein isenen gewant. 72, 3: Den isenbühel er uf sich bant, Zwene blechhantschuohe streich er an die hant. Und 72, 5: Die sporen strikt er umb den vuoz, die hiengen voller schellen.

seitwärts verknöpft, wie wir dies auch an den Bauerntrachten in der Hedwigslegende mehrfach bemerken können (Taf. 5. 1). Alle Bauern sind gelockt; mehr noch als die Waffen erregten diese Locken den Unmut des federgewandten Ritters; er drohte den Bauern mit dem kommenden Kaiser Friedrich, der ihnen das lange Haar sicherlich wieder verschneiden werde.

Es liegt nahe, dass der Anzug der Bauernfrauen dieselben Wandlungen durchmachte, wie der männliche Anzug, und dass die altmütterlichen Gewandstücke allmählich von den modischen verdrängt wurden. Die Bemerkungen, die wir in den höfischen Gedichten darüber zusammensuchen müssen, ergeben für die weibliche Bauerntracht im 13. Jahrhundert etwa folgendes Bild. An Werktagen umwickelten die Bäuerinnen ihre Füsse mit Lappen [1], an Festtagen aber zogen sie bunte oder rote Strümpfe (Kalzen oder Golzen) an [2]. Das Hemd, das sie ebenfalls nur an festlichen Tagen anlegten, verschnürten sie nach der Mode seitwärts am Körper und legten dann auch ein »Uebermieder« darüber, um den Busen in seiner Form zu halten [3]; die Hemdärmel schnürten sie besonders an [4]. Dann kam der Rock, angemessen lang [5], an Armen und Brust anliegend, unten faltig, an Aermeln und Kopfloch mit Borten besezt und wol auch aus zweifarbigen Stoffen zusammengestickt, dabei mit einem Gürtel um die Hüften geschlossen. Die Folge, in welcher diese Kleider angelegt wurden, bleibt indes zweifelhaft; es könnte wol auch zuerst das Mieder und dann das Hemd angelegt worden sein; das Hemd war damals zwar Hauskleid, wurde in derselben Form aber auch als Festkleid getragen. Dann kam ein Gewand, das »Schürliz« hiess; es soll eine mit Schafspelz gefütterte Jacke gewesen sein. Auch hier ist es fraglich, ob der Pelz auf dem blossen Leibe oder über den Röcken getragen wurde [6]. Als leztes Ueberkleid benüzten die Bäuerinnen den Mantel. Die Füsse steckten sie in spize Schuhe [7]; das Haar fesselten sie mit einem Blumenschapel [8] oder bedeckten es mit einem genähten Hute [9], an Werktagen mit einem Hut aus Binsen. Ihren Anzug vollendeten sie mit Handschuhen (Schebelingen), einem Beutel, den sie an den Gürtel hingen, und einem Spiegel, den sie, namentlich wenn es zum Tanze ging, an einer Schnur mit sich führten [10].

Eine ziemlich genaue Beschreibung von dem Anzuge einer Bauernfrau findet sich in dem Gedichte »Daz bloch« [11]; die betreffende Stelle lautet: »Sie hatte auch besser Gewand — Denn sonst eine Bäuerin da: — Einen neuen Mantel, der war blau, — Der war genäht mit Fleiss, — Ein passend Pelzkleid (kürsen) weiss, — Das sie

---

[1] S. Galler Gloss. Diutisca 3, 226: pedules, fuaztuah.
[2] Nith 37, 3: Zwen gemalte kalzen die braht' er mir über Rin.
[3] Nith. 40, 18: Daz der wint An diu kint Sanfte waeje durch die übermüeder.
[4] Nith. 8, 34: Sitze und beste Mir den ermel wider in.
[5] Athis 61: Mit richin rockin wol gesniten, Nach den franzischin sitin. Vil eben an sich gescurzt Und zuo der erdin gekurzt. Nith. 25, 6: Ir gürtel was ein rieme smal.
[6] Montaiglon, De l'escuruel 5.107: puis li (à la pucelle) lieve la cote perse, La chemise et le peliçon; darnach käme die Pelzjacke zulezt, der Rock zuerst, in der Mitte das Hemd.
[7] Nith. 211, 6: Mit ir schuohen spizenlich.
[8] Nith. 21, 14: Er sante mir ein rosen schapel, Daz het liehten schin Uf daz houbet min.
[9] Nith. 48, 39: Wol genaetiu hüetel truoc si.
[10] Nith. 32, 2: Mezzel treit an einer snuor ein spiegelin.
[11] Lambel: Erzählungen und Schwänke.

darunter trug, — Die standen beide wohl genug; Ein seiden Hauptloch gut — Und einen wohlstehenden Hut. — Und gut linnen Gewand.« Dann eine andere Stelle: »Ihr Röckchen und ihr Hemde, — Die waren eng und weiss — Sie hat grossen Fleiss — An kleine Falten gelegt. Ihr Gürtel war nur mässig breit, — Das war eine Borte wohl beschlagen, — Daran musste sie tragen — Einen schönen Beutel drall und voll (wurzen voll) — Ihre Schuhe standen passend wohl — Und ihre weissen Handschuhe.«

Initiale vom 12. Jahrhundert; aus einem Codex des Stiftes Heiligenkreuz in Oesterreich. Wir haben oben (S. 135) von der Umwandlung der linearen in tierische Motive gesprochen, unter denen Fische und Vögel vorherrschten. Damit vollzog sich der Uebergang von der Schönschreibekunst, der es nur um den Buchstaben zu thun war, zur Malerei in Bildern. Statt der irischen gewann jezt die byzantinische Kunstform die Oberhand. Zuerst waren es symbolische Bilder, mit denen man die Buchstaben ausstattete: das Kreuz mit dem Lamm in der Mitte und Medaillons mit den Evangelistenzeichen an den Enden der Balken, das Ganze umschlossen mit einem Rahmen wilder Tiere. Der Kreis der Bilder erweiterte sich; man wagte sich an Christus und die Evangelisten, die man häufig in Brustbildern wiederkehren liess. Mit der Zeit stellte man die im Text erzählten Vorgänge dar, erst in kleinen Zeichnungen, um die man die Initialen gleichsam als Rahmen legte, und gab ihnen zum Hintergrunde ein Schachbrett- oder Teppichmuster, das denn auch bis ins 15. Jahrhundert ein beliebter Schmuck blieb. Einesteils löste man diese freien Kompositionen von dem Buchstaben los und liess sie zu selbständigen Bildern heranwachsen; dies geschah schon am Ausgange der Karolingerzeit; anderenteils vermischte man die biblischen Initialbilder mit weltlichen Vorgängen und gab ihnen, wenn nicht das Teppichmuster, geschwungenes Rankenwerk zum Hintergrunde, liess auch häufig die Schlussteile der Initialen selbst in solches übergehen. Dies geschah etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Die Kunst ging damals vielfach aus den Händen der Geistlichen in Laienhände über und machte sich von den byzantinischen Ueberlieferungen los. So entstand ein selbständiger germanischer Stil, der seine Stoffe nicht mehr allein den heiligen Schriften und Legenden entnahm, sondern von überall her, wo er ihn fand, aus Heldengedichten, Tiersagen und Minneliedern; ja er konnte sehr widerkirchlich werden und scheute sich gar nicht, die Mönche und Priester mit der Geissel des Spottes zu behandeln. Wie man früher mitunter die Tracht der Zeit auf die biblischen Gestalten übertragen hatte, so ging man jezt noch viel weiter darin; und so wurden die Darstellungen für uns zu wichtigen Quellen der Kostümkunde. Die obenstehende Initiale giebt ein Beispiel davon; sie stellt eine Belehnung mittels des Fähnleins dar.

---

4. Die amtlichen Trachten.

ödlich aufs Lager gestreckt inmitten der Grossen seines Reiches liess König Konrad I., der lezte deutsche Karolinger, seinen Bruder Eberhard zu sich kommen und sprach zu ihm: »Lieber Bruder, wir sind mächtig an Land und Leuten, können Heere ins Feld stellen, haben Städte, Waffenvorräte und alles, was zum königlichen Glanze gehört; aber es fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart der Väter; gerade dieses besizt in vollem Masse Heinrich; auf ihm, auf dem Volke der Sachsen beruht das Wohl des deutschen Vaterlandes. Höre also meinen Rat! Nimm diese Kleinodien: die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, bringe sie dem Herzoge und mache ihn dir zum Freund.« Als nun Konrad gestorben war, erfüllte Eberhard seinen Wunsch und brachte die Reichskleinodien an den Harz, um sie zugleich mit seiner Huldigung dem Herzoge Heinrich zu überbringen.

Unter den hier aufgezählten Symbolen der deutschen Königsmacht ist die Lanze das älteste; schon bei den merowingischen Franken galt sie dafür nebst langem gelocktem Haare; dies berichtet uns Gregor von Tours, und damit übereinstimmend finden wir die Lanze in der Hand Childerichs auf dessen Siegelring (22. 1). Zur Lanze gesellten sich die

Krone und das Schwert. Der genannte Chronist erzählt, dass der byzantinische Kaiser Anastasius dem Frankenkönige Chlodewech, dem Sohne jenes Childerich, mit einem Rock und Mantel von Purpurstoff auch ein Diadem überschickte; es waren dies die Amtsinsignien, die einem Konsul und Patricier damals zukamen. Von den West- und Oströmern kam die Krone auf die germanischen Königshäupter. Kaiser Karl überschickte dem Herzog Arichis, um ihn zum Patricius und Regenten von Sicilien zu machen, »goldgestickte Kleider, einen Kamm und eine Schere«. Die Adoption geschah durch Scheren des Bartes. Karl führte ein »sceptrum consulare« und daneben »nach fränkischer Weise« einen »baculus de arbore malo«; so berichtet uns Werimbert in seinem Leben Karls des Grossen. Das Scepter stellte die Gnade, der Stab die Macht vor. Der königliche Schmuck im Schaze Ludwigs des Frommen bestand aus Kronen und Waffen. Seinem Sohne Lothar vermachte Ludwig eine Krone und ein mit Gold und Edelsteinen verziertes Schwert. Das Scepter und der Stab werden zugleich mit Armbändern unter Karl dem Kahlen erwähnt; es sind die Jahrbücher von St. Bertin, die uns um 876 berichten, dass der Papst dem genannten Herrscher ein Scepter und einen goldenen Stab, seiner Gemahlin aber reichbesezte Armspangen überreichen liess. Auf seinem Zuge gegen die Normannen führte Karl nebst seinen Kronen auch Armspangen mit sich. Die genannte Chronik erzählt, dass im folgenden Jahre, als Karl gestorben war, die Königsinsignien an Ludwig, den Sohn Ludwigs des Deutschen, gelangten, nämlich »ein Schwert, das Schwert des heiligen Paulus genannt, das königliche Gewand und der mit Edelsteinen verzierte Stab«. Keine schriftliche Urkunde aus dieser Zeit erwähnt des Reichsapfels; aber wir finden dieses Herrschersymbol in den zeitgenössischen Buchmalereien; hier trägt ihn Karl der Kahle in der Hand (Taf. 1. 5). Die Armspangen waren kein stehendes Symbol der Königsmacht; sie gehörten zur vornehmen Tracht und überdauerten eben nur als Teile des deutschen Krönungsornates die Zeiten, in welchen sie modisch waren.

Die ältesten Siegel, die wir besizen, gehören den lezten Karolingern an, dem tapfern Arnulf von Kärnten, Ludwig dem Kinde und dem ersten Konrad (57. 1). Auf allen Siegeln bemerken wir neben der Krone noch die Lanze; es scheint demnach, dass sie den Vorrang als königliches Symbol damals noch nicht eingebüsst hatte. Die Lanze Konrads führt unterhalb der Klinge einen Wimpel mit zwei Zungen. Nach dem Erlöschen der Karolinger erscheint die Lanze noch einmal in der Hand des lezten Sachsenkaisers Heinrichs II. zugleich mit dem Schwerte, und auch später wird ihrer noch mehrfach gedacht, so im Leben Kaiser Heinrichs IV.; der Sohn dieses Kaisers forderte die Reichskleinodien »das Kreuz, die Krone, die Lanze und das übrige«. Der gebeugte Vater aber besass nur noch Schwert und Krone; beide Insignien schickte er durch den getreuen Kämmerer Erkenbald und den Bischof Bernhard von Münster seinem Sohne. Von dieser Zeit an blieb die Lanze verschwunden. Als im Jahre 1248 der Krönungs-

schaz Friedrichs II. in die Hände der Bewohner von Parma fiel, bestand er nur aus Scepter, Reichssiegel und Krone nebst den kaiserlichen Gewändern.

Der Reichsapfel in der Hand der deutschen Könige erscheint zum ersten Male auf dem Siegel Ottos des Grossen (57.2). Ergänzt wird der Apfel hier durch die aus flachen Platten gebildete Krone und das Schwert, das die Stelle des Scepters oder der Lanze vertritt; gleichwol gehörte zu den Insignien Ottos auch das Scepter. Widukind spricht gelegentlich der Krönung Ottos von beiden Sceptern, dem eigentlichen sceptrum und dem baculus. Vergleicht man die Bildnisse der vorottonischen Könige mit denen der karolingischen Kaiser, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob die deutschen Könige den Karolingerkaisern nicht ebenbürtig gewesen seien und erst Otto I. diese Unterordnung beseitigt habe, nachdem er Italien in Besiz genommen.

So wenig, wie feststehende Insignien, gab es bis zum Tode Ludwigs des Baiern (1238) bestimmte Krönungsgewänder. Die Könige der alten germanischen Stämme, die sich Stücke des römischen Reiches aneigneten, nahmen auch den Ornat der römischen Kaiser an, zuerst jenen der weströmischen, später den der oströmischen. Karl der Kahle war ein grosser Freund des byzantinischen Ornates, doch fand er wenig Nachahmer. Der Chronist Widukind hat uns eine Schilderung von der Krönung Ottos I. hinterlassen; er erzählt, dass Otto bei dieser Gelegenheit »mit dem enganliegenden fränkischen Gewande bekleidet war« und der zum Ornate gehörige »Mantel lang wallend den Boden berührte«. Gelegentlich bemerkt er noch, dass Otto die heimischen Kleider niemals gegen fremde vertauschte und auch dem alten Brauche zuwider den Bart nicht schor.

Am Hofe der beiden lezten Ottonen indes kam der byzantinische Ornat wieder zu Ehren, eigentlich mehr durch Zufall, als durch die Macht der Mode; er verdankte seine Erneuerung der byzantinischen Prinzessin Theophano, welche die Gemahlin Ottos II. und die Mutter und Vormünderin Ottos III. war. Eine Elfenbeintafel, die sich jezt im Hotel Cluny zu Paris befindet und ursprünglich zu einem Reliquienbehälter gehörte, zeigt uns die Bilder Ottos II. und seiner Gemahlin in völlig byzantinischer Tracht (47.14.15). Otto trägt hier die lange bis auf die Füsse reichende Stola, die auf den Schultern und am unteren Saume mit Borten, im Oberarm und in der Kniegegend mit einer sternförmigen Scheibe, an lezter Stelle überdies mit einer senkrecht herabsteigenden Borte reich bestickt ist. Der Mantel ist etwa in Gestalt eines Halbkreises mit einer Einbucht für den Hals in der Mitte seiner geraden Kante zugeschnitten und mit der geraden Kante auf die linke Schulter gelegt, so dass die Einbucht den Hals umschliesst, wo sie mit ihren Ecken auf der rechten Schulter zusammengeheftet erscheint. Wir sehen den Mantel über und über mit schweren Stickereien, Perlen und Edelsteinen bedeckt; seinen Grund haben wir uns als purpuren zu denken, die Stola als blau und die Stiefel oder Strümpfe als rot; so war nämlich der byzantinische Kaiserornat gefärbt. Theo-

phano tritt in einer Stola mit weiten Aermeln auf, die untenher und an dem Oberarm ebenso verziert ist, wie der Rock ihres Gemahls. Um die obere Brust trägt sie einen mit Perlen und Edelsteinen besezten schmalen geschlossenen Kragen; von diesem Kragen steigt mitten über die Stola bis zur unteren Saumborte ein breites, gleichfalls reichverziertes Band herab, entweder in freiem Fall oder auf die Stola eingestickt. Die Rückseite des Ornates haben wir uns mit einer ähnlichen Borte geschmückt zu denken. Ein Mantel ist nicht zu bemerken; doch wurde ein solcher von den byzantinischen Kaiserinnen getragen, und zwar von hinten her, weit offen stehend, über beide Schultern gehängt, wo er jedenfalls festgesteckt wurde, da die Abbildungen sonst kein Haftmittel erkennen lassen; diese weisen für Stola und Mantel Purpur in verschiedenen Abschattungen, für Kragen und Schärpe Goldbrokate mit Perlen und Edelsteinen auf. Die Krone scheint auf beiden Häuptern gleich zu sein; sie besteht aus einem zinkenlosen Reife mit runder Futterkappe und einem Behänge von mehreren Perlenschnüren oder Kettchen an jeder Schläfenseite (vrgl. Taf. 15.2).

Die langen byzantinischen Gewänder mochten wol nur benuzt werden, wenn es galt, die Kaiserwürde hervorzukehren, denn wir finden den Sohn Ottos II. und die Herrscher bis ins 12. Jahrhundert hinein, sobald sie nur als deutsche Könige auftreten, stets in der heimischen kurzen Tracht dargestellt, selbst noch mit den um die Unterschenkel gewickelten Riemen (57.5). So bekleidet stellt sich Otto III. auf dem goldenen Deckel eines Evangelienbuches dar (47.13), das er selbst dem Kloster Epternach geschenkt hatte und das sich jezt in Gotha befindet. Eine zweite Evangelienhandschrift, die Otto dem Dome zu Aachen verehrte, zeigt ihn uns dagegen als Kaiser in langer Gewandung mit zinnoberrotem Mantel und hellblauem Rocke. An dem gleichen Bilde können wir bemerken, dass die Byzantinertracht damals lediglich auf die kaiserliche Person beschränkt und noch nicht auf die sonstigen Würdenträger des Reiches übergegangen war; zu seiten des Thrones nämlich stehen gleichfalls bekrönte Personen mit bewimpelten Lanzen in der Hand (60.1). Es sind ohne Zweifel Fürsten, die vom Kaiser ein Lehen empfangen haben; ihre Kleidung ist durchaus deutsch. Das gleiche gilt von den vornehmen Kriegern, die unterhalb des Thrones ihre Stelle haben.

Die nämlichen Unterschiede zwischen königlicher und kaiserlicher Tracht lassen uns die Buchmalereien aus der Zeit Heinrichs II., dem Nachfolger Ottos III., erkennen. Dass die Kostüme genau sind, kann nicht bezweifelt werden, denn sie gehören Handschriften an, die aus der Zeit des Kaisers stammen und zum Teil von ihm selbst dem Dome zu Bamberg geschenkt wurden. Eine der Schriften führt den Titel: De vita et de gestis S. Heinrici imperatoris et confessoris, ist also, da Heinrich hier »der Heilige« genannt wird, erst nach seinem Ableben entstanden. Hier begegnet uns Heinrich samt seiner Gemahlin im Königsornate; die Tracht der Königin zeigt den byzantinischen Schnitt, wie er damals in Mode kam (48.4. Taf. 2.12), die des Königs (48.2)

aber ist etwa mit Ausnahme der langherabfallenden Gürtelschärpe durchaus deutsch. Ganz, wie es damals Brauch war, tritt die untere Tunika oder das Hemd etwa eine Handbreit unter dem eigentlichen Rocke hervor, lässt aber die Kniee frei. Der Mantel ist vor dem Halse und nicht, wie sonst üblich, auf der rechten Schulter geheftet; vielleicht ist dies eine Ungeschicklichkeit von seiten des Künstlers, denn die Zeichnung ist ziemlich handwerksmässig und nur halbverstandenen Vorbildern ohne Rücksicht auf die Natur nachgeahmt. In langer Byzantinertracht tritt Heinrich dagegen als Kaiser in zwei Evangelienschriften auf. Einmal sizt er auf dem Throne (48. 19), von personifizierten Städten und Ländern umgeben, die ihm huldigend ihre Gaben darbringen. Der Mantel ist hier jedoch nicht byzantinisch, sondern rechteckig zugeschnitten, von leichtem Stoffe und völlig schmucklos. Die erhobene Rechte stüzt der Kaiser auf einen langen goldenen Stab, der mit einem Vogel bekrönt wird; der Vogel ist wol eine Taube. Ein ähnliches Vogelscepter wird schon dem Merowingerkönige Dagobert zugeschrieben, der im 7. Jahrhundert lebte. In der linken Hand ruht der Reichsapfel; dieser zeigt keinen weiteren Schmuck, als ein Kreuz aus weissem Schmelz, das seine Oberfläche bedeckt. Die Krone ist aus mehreren flachen ungewölbten Goldblechen zusammengesezt und an den Winkeln von Dreipässen überragt, die sicherlich als Köpfe der Scharnierstiften zu betrachten sind. Dergleichen winkelige Kronen waren damals keine Ausnahme; wir sehen Otto den Grossen auf seinem Siegelbilde mit einer ähnlichen Krone geschmückt (57. 2). Ob dergleichen Kronen durchaus viereckig waren, ist jedoch die Frage; von eckig gebrochenen Kronen besizen wir aber jezt noch ein Muster in der alten deutschen Kaiserkrone. (S. viertes Buch.) In byzantinischer Tracht begegnet uns Kaiser Heinrich ferner in einem Missale (48. 20); hier hat er die heilige Lanze in der rechten, das aufwärts gerichtete Schwert in der linken Hand. In ähnlicher Gewandung stellt eine weitere Handschrift uns den Kaiser vor Augen; diese Tracht kommt dem östlichen Kaiserornate am nächsten, denn sie wiederholt ihr Vorbild bis auf die einzelnen Besazstücke (48. 22)[1]. Dieser Darstellung sehr verwandt ist eine andere, die sich auf einem Reliquienkästchen im Louvre zu Paris befindet.

Unter den vielfachen Reliquien, die Heinrich II. zugeschrieben und im Bamberger Domschaz aufbewahrt werden, befindet sich eine hemdförmige Tunika[2], die dem Gewebe und der Stickerei nach zu schliessen dem Beginne des 11. Jahrhunderts angehört. Dieses Kleid scheint im Laufe der Zeit nicht unverändert geblieben zu sein und eine Einbusse an seiner Länge sowie eine andere Form im Halsausschnitte erhalten zu haben. In der Länge misst das Gewand etwas über 1 m, in der Breite bei ausgespannten Aermeln 1,84 m. Der Stoff ist weisse schwere Seide und zwar in zwei Stücken, die verschieden in Gewebe und Muster sind; man nahm damals die Seidenstoffe wie man sie fand, denn sie waren kostbar und selten, weshalb man sich

[1] Der Mantel bildet auch hier einen Halbkreis oder Kreisabschnitt; seine Anlage aber ist unklar, oder doch so ungewöhnlich, dass wir einen künstlerischen Irrtum vermuten müssen. Diesem Bilde nach wäre der Mantel mit einem seiner Zipfel über die rechte Schulter nach vorn gelegt, dann mit seiner übrigen Masse von hinten nach vorn unter dem rechten Arm hindurch genommen, über die Brust wieder nach hinten geschlagen und endlich mit dem andern Zipfel, an dessen gerader Kante das viereckige Kopfloch eingeschnitten ist, über den Kopf gezogen worden, so dass der Zipfel auf die Brust zu liegen kam.

[2] Die Abbildungen der hier beschriebenen Gewänder und Kronen sind im vierten Buche enthalten.

in ihrer Auswahl beschränken musste. Das grössere Stück hat ein Muster von Kreisen, die mit kleineren Ringen aneinander gehängt und abwechselnd ausgefüllt sind mit zwei geschlängelten Greifen und zwei aufrecht stehenden Leoparden, während die Vierungen zwischen den Kreisen Vögel zeigen, die Papageien ähnlich sehen. Das zweite Seitenstück führt ein Muster von Vierecken mit eingeschlossenen Kreisen, die ihrerseits abwechselnd einen doppelköpfigen Adler sowie zwei andere Vögel umschliessen. Das Halsloch hat eine Form, die sich sonst bei keinem Gewandstücke dieser Art nachweisen lässt; es ist dreieckig, mit der Spitze nach unten gerichtet, und führt zum Verschluss einen ebenfalls dreieckigen Laz, der mit seiner Basis unten an der rechten Seitenkante des Ausschnittes sizt und mit der Spize sich oben an der linken Kante befestigen lässt. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Einrichtung nicht die ursprüngliche und das Halsloch zuerst viereckig gewesen sei; gleichwol darf man nicht übersehen, dass in der oben erwähnten Buchmalerei (48.22) gerade bei diesem Kaiser Heinrich sich auch ein Mantel dargestellt findet, dessen Anlage von dem gewöhnlichen Brauche abweicht. Der Kaiser scheint eine Schwäche für kostümlichen Aufwand gehabt zu haben. Sämtliche Säume der Tunika am Halsloche sowol wie an den Aermeln und untenher sind mit einer Borte bestickt, die von ungleicher Breite ist und im Mittel etwa 20 cm misst. Das Muster der Borte zeigt unregelmässige Kreise, die mit kleineren Ringen aneinander gehängt und mit geflügelten Greifen ausgefüllt sind. Die Greife sind in Gold gestickt, ihre Umrisse aber, sowie die einschliessenden Ringe selbst aus kleinen Perlchen hergestellt, so dass sie stark vorspringende Ränder bilden. Das ganze Gewand ist durch hohes Alter unscheinbar geworden, in der Musterung nahezu verblichen und im Stoffe so schadhaft, dass man sich im 17. Jahrhundert genötigt sah, es mit starkem Damaste zu überziehen, um seinen Zerfall aufzuhalten.

Derselbe Schaz bewahrt einen Mantel Heinrichs II., der vermutlich erst nach dem Ableben dieses Kaisers nach Bamberg kam und hier zu einer Casel umgewandelt wurde. Er hat die halbrunde Gestalt der alten Kaisermäntel; der Raum für den Hals ist jedoch nicht durch Einbuchtung in der Mitte der geraden Kante erzielt worden, sondern durch eine langsam wachsende Verbreiterung des Stoffes von rechts und links her gegen die Mitte hin. Der Stoff ist ein schwarzviolettes Seidengewebe und dem runden Saum entlang mit Inschriften, auf der Fläche mit den Figuren des Kaisers und vieler Heiligen, sowie mit personifizierten Bildern des Sternhimmels in Goldstickerei bedeckt. Fast alle Bilder sind als Medaillons behandelt und mit Rahmen eingefasst, die kreisrund oder sternförmig sind; die sternförmigen bestehen aus zwei Quadraten, die übers Eck ineinandergeschoben. Alle Rahmen sind gleichmässig mit romanischem Rankenwerk belebt. Nur der Rahmen, der das Bild des Weltheilandes einschliesst, ist viereckig; das Bild sizt auf der Mittellinie des Mantels, ein wenig vom Saum des Halsloches entfernt. Auf der einen Seite dieses Bildes ist ein A, auf der andern ein O eingestickt und jeder Grossbuchstabe aus verschlungenen Ranken gebildet. An jede Ecke des Bildes schliesst sich ein sternförmiges Medaillon an, wovon die beiden oben das Bild des Helios mit weitaus greifenden Rossen und das Bild der Artemis mit dem Halbmond und der Hinde umschliessen, die beiden unteren einen Cherubim und einen Seraphim. Zwischen den Medaillons zerstreut finden sich noch andere, die kreisrund, aber nur mit einer einfachen Linie umschlossen sind; jedes derselben ist durch ein kreuzförmiges Ornament in vier Felder zerlegt, die mit den Symbolen der vier Evangelisten bestickt sind. Auch bemerkt man einige Himmelszeichen ohne Umfassung und auf dem Saume, der dem Halsloch entlang läuft, einige menschliche Figuren ohne weitere Bezeichnung. Sonst aber haben alle Bilder eine erklärende Beischrift in lateinischen Buchstaben. Der halbrunde Saum ist mit reich verschlungenen Grossbuchstaben geschmückt, die im Zusammenhange zwei Hexameter ergeben; diese lauten: O decus Europae Cesar Heinrice beare Angeat impereivm ibti rex qrenwine. Die zweite Zeile ist wol zu lesen: augeat imperium tibi rex, qui regnat in aevum. Diese Randschrift wird obenher, d. h. nach innen zu, von einer zweiten in kleinen Versalbuchstaben begleitet, die also lautet: Descriptio totius orbis. Pax Jsmaheli, qui hoc ordinavit[1].

[1] Der hier genannte Ismael war ein Langobarde, den der Kaiser Heinrich mit dem Herzogtum Apulien belehnt hatte. Mit Hilfe der Normannen entriss Ismael dieses Land den Byzantinern, wurde aber

Der Kronschaz in München beherbergt drei Kronen, die mit dem Namen der heiligen Kunigunde, der Gemahlin Heinrichs II. bezeichnet werden, einen Kronreif und zwei eigentliche Kronen mit lilienförmigen Aufsäzen. Dies Geschmeide war bestimmt, an hohen Festen den Schädel der Heiligen zu schmücken, der sich jezt noch in Bamberg befindet. Jedoch nur der Reif gehört den Tagen der Kaiserin an. Dieser ist etwa 5 cm hoch und besteht aus sechs rechteckigen Schildchen, die auf einem dünnen Futterbleche von Gold aufgenietet sind. Die Aussenfläche der Schildchen ist belebt von Vierecken und Kreisen in Filigran, die sich wechselweise folgen und die ganze Breite des Reifes einnehmen. Die Vierecke sind an den Seiten einwärts geschweift und in den Spizen mit goldgefassten Perlen, in der Mitte aber mit einem grossen Saphire besezt. Auch jeder Kreis ist durch solch ein geschweiftes Viereck abgeteilt und zeigt in der Mitte gleichfalls einen grossen dunkelbraunen Stein, in jedem Abteil aber einen kleineren Stein zumeist von anderer Farbe, einen Rubin, Saphir oder Amethyst. Dergleichen Steine sind auch in den halben Vierungen zwischen den Kreisen und Vierecken angebracht, sämtliche Steine in rohem Zustande. Schwungvolles Filigranornament füllt alle tiefliegenden Zwischenflächen aus.

Auf diesem Kronringe sizt, durch drei Perlen und, wechselnd mit diesen, durch eben so viele Rebenblättchen verbunden, eine zweite Krone, die jünger ist als jene, und aus den Tagen Ludwigs des Baiern zu stammen scheint. Es ist ein schmaler Reif, der aus zwölf dem Kreise nach gebogenen Stücken besteht; jedes Stück wird von einer Lilie überragt und mit dem benachbarten Stücke durch ein Scharnier zusammengehalten. Jeder Scharnierstift war mit einem bohnenförmigen Saphire, auf dem eine Perle sass, bekrönt; jezt fehlen einige Steine. In der Mitte eines jeden Reifstückes ist ein Edelstein angebracht, der von drei kleineren Steinen auf jeder Seite eingeschlossen wird; davon sizt einer in jeder Ecke und einer neben dem Mittelsteine. Jede Lilie zeigt vier Steine, einen in der Mitte und je einen in jedem Blatte. Oben auf der Stirnlilie ist ein Kreuz aus Edelsteinen aufgerichtet, ein grosser mit Gold gefasster Saphir, an welchem auf jeder Seite drei in Kleeblattform geordnete kleine Rubinen befestigt sind. Auf der Rückseite des Kreuzes ist ein goldnes Käpselchen bemerkbar, das als Reliquienbehälter diente, jezt aber leer ist.

In demselben Kronschaze befindet sich noch eine dritte Krone (Taf. 13. 2), die ebenfalls nach der heiligen Kunigunde benannt wird, aber noch etwas jünger, als die eben beschriebene, zu sein scheint. Es ist eine prachtvolle Krone, die zwar in der Hauptform den Lilienkronen des späteren Mittelalters gleicht, in ihrer seltsamen Laubverzierung aber schwerlich ihres Gleichen hat. Sie besteht aus sechs dem Kreise nach gebogenen Stücken, die sämtlich nach oben in eine kräftige Lilie übergehen. Die Stücke hängen mit Scharnieren aneinander; jeder Scharnierstift aber überragt den Kronenring bis zur halben Höhe der Lilien; da, wo er oben aus dem Scharniere heraustritt, ist er mit einem kugelrunden Aepfelchen umschlossen; über diesem erhebt sich frei bewegtes, spizes, tiefeingeschnittenes Laubwerk, das den Stift bauschig umgiebt, und oben auf dem Stift ist die Figur eines geflügelten Engels angebracht, der auf dem Laubkonsole zu stehen scheint. Jede Lilie ist mit vier Edelsteinen geschmückt, davon einer in jedem Blatt und einer im Halse der Blume sitzt, jedes Reifstück unter der Lilie aber mit fünf Steinen, davon der grösste die Mitte einnimmt, jeder kleinere eine Ecke. Jeder Stein ist in eine goldene Fassung eingebettet und wird von vier goldenen Haken oder Krampen festgehalten. Als Mittelstein auf dem Frontstücke ist eine Gemme benüzt, die den behelmten Kopf der Athene zeigt. Es wurden im Mittelalter und auch später, als noch keine tüchtigen Meister in der Gemmenschneidekunst vorhanden waren, nicht selten die Gemmen der alten Griechen und Römer verwendet, um Kronen oder Siegelringe damit zu schmücken[1]. Alle freien Flächen der Krone sind mit einer Fülle von goldenen Eichenblättern bedeckt, und

---

im Jahre 1019 bei Cannä dergestalt aufs Haupt geschlagen, dass er nur mit wenigen Getreuen dem Blutbade entrann; hilfesuchend kam er zum Kaiser, der eben in Bamberg das Osterfest feierte; hier aber raffte ihn plözlich eine Krankheit hinweg.

[1] So siegelte König Pipin mit einer Gemme, die den indischen Bacchus, und Karl der Grosse mit einer solchen, die den Kopf des Jupiter Serapis darstellte. Mariette, Traité des pierres gravées. Paris 1750 B. I 32. 33. Selbst an heiligen Gefässen und Reliquienkästchen begegnen wir dergleichen heidnischem Schmucke; so war ein Reliquienkästchen zu Troyes mit einer Gemme verziert, auf welcher sich Leda mit dem Schwane dargestellt fand. Bruno Bucher, Geschichte der technischen Künste. B. 1, S. 327. Note.

zwar mit solcher Freiheit, dass man glauben sollte, das Laub wäre im Augenblicke, da der Wind es gekräuselt, plötzlich erstarrt.

Die Bildnisse der übrigen Kaiser des 11. Jahrhunderts, von Konrad II. (48.17), Heinrich III. und Heinrich IV. (48.18), sind fast nur in Siegeln vorhanden. Die beiden ersten Kaiser sind mit einem Barte dargestellt, der lezte aber ist unbärtig. In den Sceptern herrscht mancher Unterschied; wir sehen sie mit einem Kreuz, einem Vogel, einer Lilie oder einer Hand und schliesslich mit einer Laubverzierung bekrönt. Die Hand, manus justitia genannt, hält drei Finger wie zum Schwure emporgestreckt. Die Stäbe haben verschiedene Länge; gewöhnlich hat der längste zum Knauf eine Lilie. Das Lilienscepter scheint zuerst und dann auch vorzugsweis in Frankreich heimisch gewesen zu sein[1]. Seinen Ursprung hat es vermutlich einem Missverständnisse zu danken. Auf jenem Mosaikbilde im Triclinium Leos III. im Lateran zu Rom sieht man den Kaiser Karl mit einer langen bewimpelten Lanze dargestellt (25.1), deren Klinge die Gestalt einer Lilie zeigt; es ist jedoch nichts anders, als eine widerhakige Angonklinge, die ja zu den Hauptwaffen der Franken gehörte. Diese Harpunenform hatte sich später aus den binnenländischen Waffen verloren; den folgenden Geschlechtern war sie unbekannt geworden und diese vermochten deshalb in jener römischen Musivlanze nichts anders, als eine Lilie auf hohem Stabe zu erblicken; war nun früher die Lanze mit der Hakenklinge das Symbol der Königsmacht, so wurde es jezt der Stab mit der Lilie. Und so ist sicher auch allmählich eine Wandlung der Begriffe eingetreten, und wie die Lanze früher das Symbol der kriegerischen Macht gewesen, so wurde das Lilienscepter jezt ein Zeichen des Friedens. Wir finden nämlich die Lilie auf Siegeln auch in den Händen solcher Personen, welchen sonst kein Scepter zukommt, ja selbst in den Händen von Geistlichen und Frauen[2]. Auf den deutschen Königssiegeln des 11. Jahrhunderts tragen Konrad der Salier und Heinrich III. ebenso oft das Lilienscepter wie das Vogelscepter[3]. Seit Heinrich II. gehörten die langen Gewänder zur stehenden Tracht der deutschen Kaiser. Im 12. und 13. Jahrhundert waren sie indes keine Sondertracht, denn die Gewänder der vornehmen Welt waren überhaupt lang und byzantinisch geworden.

Auf den Siegeln des 12. Jahrhunderts ist gewöhnlich nur eine Tunika zu bemerken, die enge lange Aermel hat und am unteren Saume sowie um das Kopfloch und die Oberarme her mit einer Borte verziert ist (57.3.4.6). Der Schmuck an den Oberarmen könnte indes auch in

---

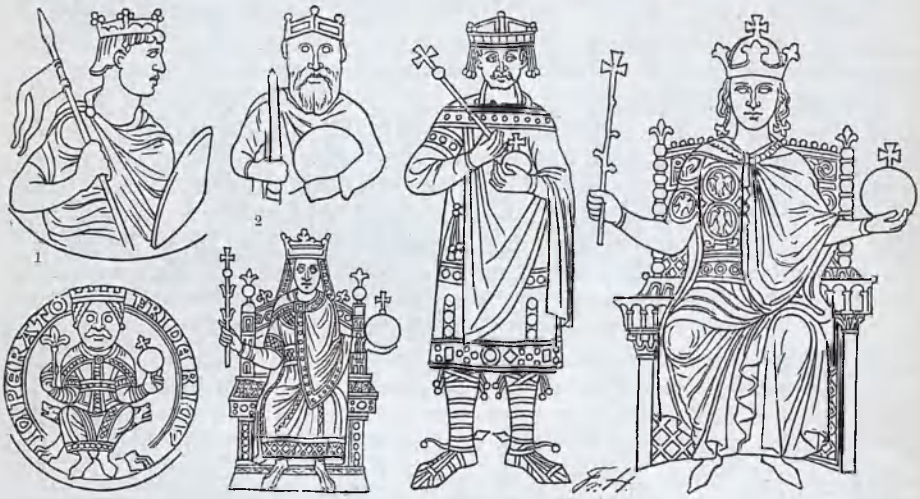
[1] Wir bemerken es auf den Siegeln Roberts von 1030, Heinrichs I. von 1058, Philipps I., Ludwigs VII. von 1167, Ludwigs VIII. von 1223, Ludwigs IX. von 1223, Philipps III. von 1279 und Philipps des Schönen von 1310.

[2] Vielleicht hatte der Verfasser des alten Glossariums (bei Haltaus, das Wort „Stab" erklärend) ein solches Scepter im Auge, als er sceptrum mit: „ein Freden rijss" übersezte. Wir finden im Sachsenspiegel das Wort „Friede" mit einer Lilie auf kurzem Stengel symbolisiert und den gebrochenen Frieden mit einer Lilie, deren Stengel geknickt ist.

[3] Nach J. Roemer-Büchner: Die Siegel der deutschen Kaiser S. 5 ff. „ist erwiesen, dass der einköpfige Adler 1. auf dem Scepter Heinrichs III. zuerst erscheint; dann 2. auf den Schildern in den Reutersiegeln des Markgrafen Leopold von Oesterreich von 1136; 3. in den Siegeln der niederen Reichsbeamten 1246." Nach demselben Gewährsmanne war es Alphons von Kastilien, der zuerst einen Heiligenschein auf dem Scepter führte.

wirklichen Spangen bestanden haben; unter den deutschen Reichskleinodien befanden sich früher zwei Spangen dieser Art, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach in der lezten Hälfte dieses Zeitraumes entstanden waren[1]. Die religiösen Motive, mit denen sie ausgeschmückt, lassen sie als friedlichen und nicht als kriegerischen Schmuck erkennen. Eine Malerei in des Mönches Ekkehard von Aurach Chronik stellt den Kaiser Heinrich V. in zwei Tuniken dar (60. 4); die obere hat weite

Fig. 57.



1. Siegel Konrads I. 2. Kaisersiegel Ottos des Grossen. 3. Brakteat Friedrichs I., Barbarossas. 4. Kaisersiegel Heinrichs VI. 5. Königsfigur vom sogenannten Schwerte des heiligen Mauritius. 6. Siegel Friedrichs II. In dem Werke Friedrichs über Falkenjagd kommt der Kaiser gleichfalls sizend vor; hier ist sein Unterkleid (nur an den Aermeln sichtbar) mennigrot, das Oberkleid stumpf carminbraun mit gelben Borten, der Mantel grauviolett.

Aermel und ist mit Buntwerk ausgestattet; um die obere Brust her wird sie mit einem geschlossenen Kragen bedeckt, der wol als eins der frühesten Beispiele dieses Gewandstückes gelten muss, da dasselbe sonst erst im Kostüm des 13. Jahrhunderts allgemeine Verbreitung gewann (59. 1. 2. 6. 7) und sich dann als Sonderstück des königlichen und kurfürstlichen Ornates bis in die lezte Zeit des alten deutschen Reiches behauptet hat. Der Mantel ist vom Rücken her über beide Schultern gelegt, während ihn die Siegel sonst stets auf der rechten Achsel verhaftelt zeigen. Die Schuhe auf unserm Bilde sind sehr niedrig und dabei auf dem Spanne ausgeschnitten; sie werden durch ein vor der Fussbeuge herlaufendes Querband festgehalten. Die Insignien bestehen in dem Scepter mit dem Vogel, dem Apfel, der ohne Kreuz ist, während sonst auf den Siegeln dieser Zeit der Apfel gewöhnlich mit einem stehenden Kreuze geschmückt vorkommt, und in einer Rundkappe mit breiter

[1] S. darüber im vierten Buche.

Saumborte, die kaum als Krone gelten kann. Die Krone Konrads III., des nächsten Kaisers, wird von zwei gekreuzten Bügeln überwölbt. Auf einem Siegel Barbarossas sind die Bügel in ihrem Schneidepunkte mit einem Kreuze bepflanzt. Die Kaiserkrone hatte damals noch ebensowenig eine feste Form wie der Ornat, obgleich die Krone, die nach Karl dem Grossen benannt wird und zu den deutschen Reichskleinodien gehört, damals schon vorhanden war. Die Kronen in den Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts sind mehr oder minder breite Stirnreifen mit kleinen dreieckigen Schildchen, die auf dem oberen Rande sizen [1] (49.4), oder schmale Reifen mit vier lilienförmigen Zinken (58.2.3). Ein königlicher Kopfschmuck, der keine Krone war, aber als solche galt, bestand in einer anliegenden Rundkappe mit einem Stirnreife und meist auch noch mit zwei Bügeln, die sich im Wirbel kreuzten. Wir bemerken diese Kronkappe schon auf dem Siegel Heinrichs I., sodann auf der Grabplatte Rudolfs von Schwaben im Dome zu Merseburg (48.21), in einer Pergamentmalerei, die den jungen Konrad, Heinrichs IV. Sohn, darstellt (60.3), sowie an einer Grabfigur des Sachsenherzogs Wittekind (60.2), welche der nämlichen Zeit angehört. Dieser Kopfpuz ist sicherlich uralt und ursprünglich wol eins mit dem Kopfschuze der germanischen Stämme gewesen, denn dieser bestand aus einer so geformten und mit Metallbügeln verstärkten Lederkappe. Wir bemerken ihn schon auf der Trajanssäule, wo er von der germanischen Leibwache der späteren Cäsaren getragen wird. Den Stirnreif wandelte man in eine Krone um und behielt die Kappe samt den Kreuzbügeln bei; so mögen unsere Kronen mit Futterkappe und Bügeln entstanden sein. Die byzantinischen Kronen hatten keine Bügel [2]. Auf einer in Mainz geprägten Silbermünze trägt Kaiser Friedrich I. einen mit perlenförmigen Aufsäzen geschmückten Reif und unter demselben etwas wie eine Haube (57.3); diese kann nur dem byzantinischen Ornate entnommen sein; wir bemerken eine Spur davon an dem Siegelbilde seines Sohnes Heinrich (57.4) und hier ausserdem noch das Schläfenbehänge, das desselben Weges gekommen war.

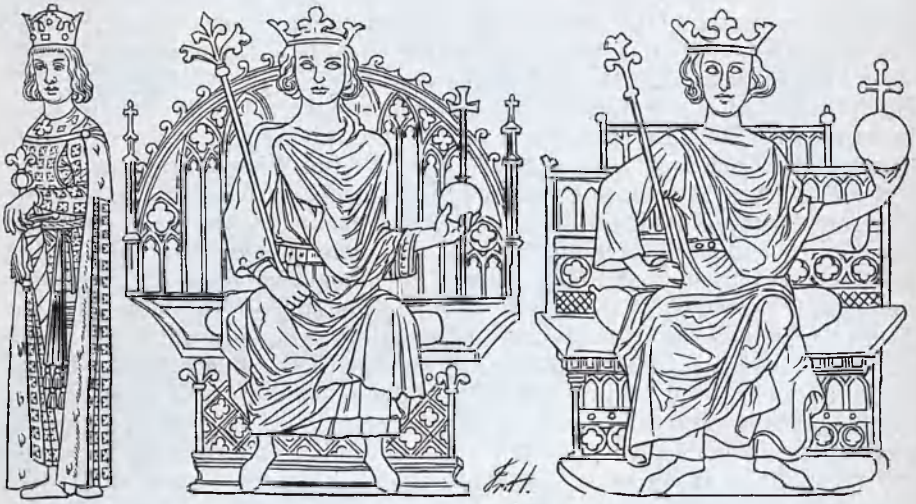
Die königliche Tracht unterschied sich auch damals noch von der kaiserlichen durch ihre Kürze. Der Rock war nur so lang, dass er die Kniescheiben gerade bedeckte (57.5), und wurde auch so noch manchmal an den Hüften heraufgezogen (49.4); wenn auch sonst nicht immer mit Borten geschmückt, fehlte doch niemals bei ihm die Spange um den Oberarm; dieser Schmuck war charakteristisch für die Tracht der vornehmen Welt im 12. Jahrhundert. Damals tauchten noch einmal die uralten Schenkelriemen in der edelmännischen Mode auf, ja es scheint, dass man eben diesen Riemen zuliebe den Rock kurz getragen habe; man benuzte entweder breitere Binden, die man um die Socken flocht, oder schmale Schnüre, die man stets paarweise unter jeder Knie-

[1] Auch diese Kronenform ist byzantinisch; die noch jezt vorhandene ungarische Krone, die sogenannte Stephanskrone (Taf. 16.1), zeigt einen solchen mit Giebeln besezten Reif; sie ist nachweisbar byzantinische Arbeit aus dem 11. Jahrhundert, ihre Bügel aber scheinen aus italienischen Werkstätten zu stammen und etwas älter zu sein.

[2] Die Bügel an der Stephanskrone sind fremde Zuthat.

scheibe einmal kreuzte, hinten wie vorn (57. 5), und mit ihren bequasteten oder sonst mit einem Zierstücke beschwerten Enden rechts und links am Knie herab fallen liess, zwei Quasten auf jeder Seite. Diese Schnüre konnten von verschiedener Farbe sein, doch musste der, welcher die Doppelfarben tragen wollte, ein besonderes Recht darauf haben. Unterhalb

Fig. 58.



1 2 3

1. Entweder Heinrich Raspe oder Wilhelm von Holland; Tunika braunkarmin, Suckenie blau, Mantel wie Tunika mit Futter und Kragen von Hermelin, sämtliche Gewänder mit kleinen goldenen Vierpässen besäet. Krone gold mit purpurner Futterkappe; Scepter, Tasseln und Gürtel, sowie die Riemen und Quasten der Tasche golden; Tasche purpurn, Schwert golden im Griff, schwarz in der Scheide und weiss im Lederzeug. (Von dem Grabmal des Mainzer Erzbischofs Sifrid von Eppstein im Dom zu Mainz). 2. Siegel Adolfs von Nassau. 3. Siegel Albrechts von Oesterreich.

der Verschnürung waren die Riemen nur durch wagerechte Streifen markiert, die in die Beinlinge eingewebt waren. Solche Scheinumschnürung ist in den Abbildungen vom 10. Jahrhundert an häufig zu bemerken und nicht bloss bei den Deutschen, sondern auch bei den Franzosen und Engländern (vrgl. 25. 2—4. 33. 15, 48. 1. Dazu noch S. 201 Note 3).

Den Bart wegzurasieren war damals herrschende Sitte unter den vornehmen Ständen. Regierende Herren, die den Bart stehen liessen, erhielten ihren Zunamen davon[1]. Kaiser Friedrich I. wurde nach seinem rötlichen Barte Barbarossa, d. i. Rotbart, genannt; er war der einzige Kaiser in diesem Jahrhundert, der einen Bart trug. Nur einmal, und zwar auf der genannten Münze (57. 3), kommt er mit rasiertem Kinne vor, aber doch mit einem Schnurrbart. Das Haar ist an allen

[1] So erhielt der fränkische Graf Ludwig, der Stammvater der Thüringischen Landgrafen, seines Bartes wegen den Zunamen „mit dem Bart". Ludovicus dictus cum barba, ex eo quod barbam longam nutriebat (hist. Anonym. de Landgr. Thuring). Der Name Everhardus barbatus kommt bei dem Annalista Sax. zum Jahre 1078 vor. Heinrich VI. ist auf den Siegeln und Münzen bartlos dargestellt (57. 4); als man jedoch den Sarg dieses schrecklichen Kaisers in Palermo öffnete, zeigte das Geripp einen wallenden rötlichen Bart und eben solches Haar.

Kaiserbildern dieser Zeit kurz geschnitten. In den Buchmalereien des 12. und 13. Jahrhunderts werden die Hohenstaufen und ihre Gegner, die Welfen, stets durch die Farbe ihres Haares unterschieden; die Hohenstaufen erscheinen mit rotem, die Welfen mit dunkelbraunem oder schwarzem Haare.

Das Kostüm der Kaiser im 13. Jahrhundert entspricht durchaus der Zeitmode. Indes sind die Mäntel Friedrichs II. (57. 6) und Ottos IV. nicht mit den modischen Tasseln, sondern mitten auf der Brust zusammengefasst. Aber die Mäntel der Zwischenreichskaiser Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, wie sie auf dem Grabmale des Mainzer Erzbischofs Sifrid von Eppstein verbildlicht sind (58. 1), werden mit Riemen festgehalten; sie sind mit Hermelin gefüttert und haben oben an den Brustkanten einen den Nacken umgebenden Umschlag. Unter dem Mantel ist bei beiden die ärmellose Suckenie zu bemerken. Auch Rudolf von Habsburg trägt auf seinem Grabmale zu Speier den mit Tasseln befestigten Mantel und darunter die Suckenie. Adolf von Nassau und sein Gegner Albrecht von Oesterreich (58. 2. 3) zeigen auf ihren Siegeln den Mantel wieder nach alter Weise auf der rechten Schulter geheftet. Der Reichsapfel hat ein Kreuz und das Scepter zum ersten Male eine Laubverzierung in ausgesprochen gotischen Formen. Das Haar ist halblang, das Kinn rasiert (57. 6).

Der Sarg Friedrichs II., der im Dome zu Palermo steht, wurde im vorigen Jahrhundert geöffnet. Der Kopf des Kaisers ruhte auf einem ledernen Kissen; neben ihm lag der Reichsapfel; derselbe war ohne Kreuz und mit Erde gefüllt[1]. Auf dem Haupte trug der Kaiser eine Krone, die mit Perlen und Edelsteinen geschmückt war. Seine Kleidung bestand zunächst in einem leinenen Untergewande, das bis auf die Füsse reichte und mit einem Stricke gegürtet war. Dies Gewand war mit Goldstickereien bordiert, unter der linken Schulter mit einem roten Kreuze benäht und auf den Aermeln mit kufischen Buchstaben in Gold bestickt. Ueber diesem Gewande lag ein hellrotes seidenes Kleid mit weiten Aermeln, das ebenfalls mit einer goldenen Borte eingefasst war und durch einen seidenen mit Rosen bestickten Gurt umschlossen wurde. Das Ganze bedeckte ein Mantel von roter Seide, reich mit kleinen Adlern und andern Zieraten bestickt, den vor der Brust eine ovale Spange zusammenhielt; in dieser sass ein grosser Amethyst und eine kostbare Perle, von Smaragden umgeben. Die Beine waren mit langen weiten Hosen und mit seidenen Stiefeletten bedeckt, die lezteren mit stählernen Sporen versehen. An der linken Seite hing ein Schwert mit einem hölzernen von Golddraht umwundenen Griff an einem Wehrgehenk von karminroter Seide mit eingestickten Zieraten. Die Hände, unverhüllt, ruhten kreuzweis über der Brust. Den Mittelfinger der rechten Hand zierte ein Ring mit einem grossen Smaragd[2].

---

[1] Nach Gottfried von Viterbos Erklärung „Intus habet plenum terrestri pondere fundum.

[2] Man hat angenommen, dass dies der nämliche Anzug sei, den Kaiser Otto IV. getragen, aber an Friedrich auf dem Reichstage zu Goslar ausliefern musste.

Friedrich II. hatte seinen Kronschaz bei der Belagerung von Parma im Jahre 1248 eingebüsst; derselbe war in die Hände seiner Gegner gefallen und das deutsche Reich blieb eine Zeit lang ohne Insignien. Wilhelm von Holland, der in demselben Unglücksjahre gekrönt wurde, musste sich eine neue Krone machen lassen. Auch am Krönungstage Rudolfs von Habsburg fehlten die Reichsinsignien; aber Rudolf wusste sich zu helfen; er nahm ein Kruzifix, küsste es und sagte: »Dies Zeichen, in dem die ganze Welt erlöst worden, kann ich wol auch an Stelle des Scepters gebrauchen.«

Das Muster einer byzantinischen Frauenkrone hat sich im Dome zu Palermo in einem der kaiserlichen Porphyrsärge gefunden, der die Ueberreste von Constanze II., der Gemahlin Friedrichs II., umschliesst (Taf. 15. 2). Dieser Schmuck stellt keine eigentliche Krone dar, sondern eine halbkugelige Kronhaube, auf welcher Kronreif und Kreuzbügel nur durch Goldborten markiert sind. Die Haube ist innen mit Seide gefüttert, aussen aber mit goldenen Zieraten so dicht übersäet, dass der Stoff darunter fast verschwindet; an jeder Schläfenseite baumelt ein Behäng. Ihrem unteren Rand entlang ist die Haube mit lilienförmigen Ornamenten aus Goldblech belegt, die ganz mit feinem Filigrane bedeckt sind und sich unverändert in gleichen Abständen wiederholen. Ueber diesen Blumen her läuft der Stirnring, die Haube umgürtend, und über diesem erheben sich zwei halbkreisförmige Borten, die Haube überwölbend und sich auf ihrem Scheitel kreuzend. Reif und Borten sind an den Rändern mit Perlen gefasst und auf ihrer Fläche mit Vierpassrosen aus Perlen besezt, die ihrerseits wieder durch kleinere geperlte Ringe mit einander verbunden. Jeder Ring umschliesst eine Perle mit filigranierter Fassung, jede Vierpassrose einen kleineren Vierpass aus farbigem Schmelz, in dessen Mitte ein Edelstein in stark hervorspringender Fassung aus Goldblech eingebettet liegt. Auch jeder dreieckige Raum zwischen den geperlten Vierpässen ist mit einem entsprechend geformten Emailplättchen verziert, jede leere Fläche aber mit einem Goldplättchen bedeckt, so dass Ring und Borten wie Goldflächen erscheinen, die mit Schmelz, Perlen und Steinen ausgeschmückt. Jede der dreieckigen Flächen zwischen den Bügelborten ist mit feingeringeltem Filigrane von roter Färbung übersäet und mit vier Edelsteinen, meist Rubinen oder Saphiren, besezt, sowie mit einigen Perlen. Das Behäng an beiden Schläfen wird gebildet aus drei Kettchen, die mittelst eines dreieckigen Zwischengliedes aus Golddraht oben an einem Ringe befestigt sind und durch drei emaillierte Zwischenbänder von Goldblech auseinandergehalten werden. Jedes folgende Zwischenband ist ein wenig länger, als das vorhergehende, und jedes Kettchen hat in der Mitte zwischen je zwei Bändern ein viereckiges, mit farbigem Schmelz verziertes Goldplättchen als Hauptglied, unten aber ein kugeliges goldenes Aepfelchen als Schlussstück, ausgenommen das mittlere Kettchen, dessen Schlussstück kegelförmig ist. An den drei Zwischenbändern sind kleine Oesen aus feinem Golddrahte bemerklich; es dürfte schwer zu ermitteln sein, wozu diese Oesen gedient haben; vielleicht war das Behäng mit Gold- oder farbigem Seidenstoff unterlegt und dieser an den Oesen festgenäht. (Vrgl. 57. 4.)

Beamte, welche den Hofdienst besorgten, sind schon seit der Zeit der Merowinger bei den verschiedenen Chronisten nachzuweisen, aber erst Ermoldus Nigellus lässt in seinem Lobgedicht auf den Kaiser Ludwig den Frommen eine deutlichere Scheidung der Hofämter bemerken, teils in den Insignien, die er einzelnen Beamten zulegt, teils in der Beschäftigung der andern Diener. So lautet eine Stelle in der Schilderung, die er von der Taufe des Dänenkönigs Harald uns überliefert hat:

„Adhalvitus erscheint, tragend den Stab in der Hand,
Und auf die Drängenden schlägt er, zu öffnen die Gasse voll Ehrfurcht
Seinem Kaiser. —
Hiltwin hält ihm die Rechte, die Linke stüzet dagegen
Elisachar, Gerung gehet ihm selber vorauf.
Führend das Stäbchen nach Brauch hat er acht auf die Pfade des Kaisers[1]. —

[1] 4. 406 ff.

Petrus, der Bäcker Gebieter, und Gunto, befehlend den Köchen,
Eilen herzu, nach Gebrauch sezend die Tafeln in Reih'n,
Legen die reinlichen Tücher darauf mit den weisslichen Flocken,
Und auf den Marmortisch sezen die Speisen sie hin.
Einer verteilet das Brot und die Gaben des Fleisches der andre;
Goldenes Tafelgeschirr bietet dem Auge sich dar.
Ueber die Schenken gesezt ist Otho, der feurige Jüngling,
Und er bereitet zum Trank Bacchus so mildes Geschenk. —
Ob der Verpflegung erstaunen die Dänen, bewundern die Waffen,
Welche der Kaiser besizt, Diener und Pagen so schön[1].

Hier sind es Stäbe, deren zuerst als amtlicher Abzeichen gedacht wird[2]. Aus den von Nigellus angedeuteten Hofämtern bildeten sich im Laufe der Jahre die vier »Erzämter des deutschen Reiches« heraus, das Amt des Marschalls, des Seneschalls, des Schenken und des Truchsessen. Indes erst im 13. Jahrhundert lässt sich eine bestimmte Scheidung in der Tracht jener Beamten erkennen; in dem Heldengedichte »Wigalois«, das um 1212 von einem Wirnt von Gravenberg verfasst wurde, findet sich der Ausstattung eines Truchsessen mit folgenden Worten gedacht: »Er reit ein ors (Ross) wolgetan, Ein wizzen halsperch furter an, Den bedahte ein gruner wafenrok, Dar uf was ein rech bok Gesniten von samite An jedwederre site; Sin helm der was riche, Vil herte hoveschliche, Mit roten keln bedechet, Dar umbe was gestrechet, Ein strieme wiz haermin. Oben was gestechet (gesticket) dar in Ein schuzzel (Schüssel) von golde, Da bi man wizzen solde, Das er da truhsaezze was. Ein timit (Wimpel) grün alsam ein gras Was gebunden an sin sper. Einen niuwen schilt fürt er, Da was das tier gemalet an, Als ich iu gesaget han, Das in da leiten solde, Von lazure und von golde Was es harte riche Gefüllet maisterliche Das was ir wafen ze Roymunt«. Dasselbe Gedicht lässt einen Stab als Abzeichen des Kämmerers voraussezen[3]: »Sich hup da harte groz gedranc, Do si gekronet giengen fur. Die kameraere bi der tur Wielchen es mit starchen slegen.« Für den Marschalk und den Schenk sind bestimmte Amtsinsignien nicht erwähnt, doch stehen sie ausser Zweifel, und die zahlreiche Dienerschaft, die jenen vier Hauptbeamten des Hofes unterstand, wird wenigstens auf den Kleidern die Hoffarben getragen haben. Solche Farben waren indes damals noch keine Wappenfarben, wie sie später üblich wurden; die Wappen selbst hatten noch keine ständige Tinktur; die Farben wurden für jede Festlichkeit besonders vorgeschrieben; »die dermalige Hoffarbe« ist ein häufig wiederkehrender Ausdruck in den alten Hofberichten[4].

Die Kur- oder Wahlfürsten werden in ihrer Siebenzahl zum erstenmale von dem Minnesinger Reinmar von Zweter genannt, der

---

[1] 4. 459. Vielleicht kann man auch die „saga Fresonica omnimodi coloris", welche Ludwig der Fromme austeilte, als auszeichnende Hoftracht verstehen.

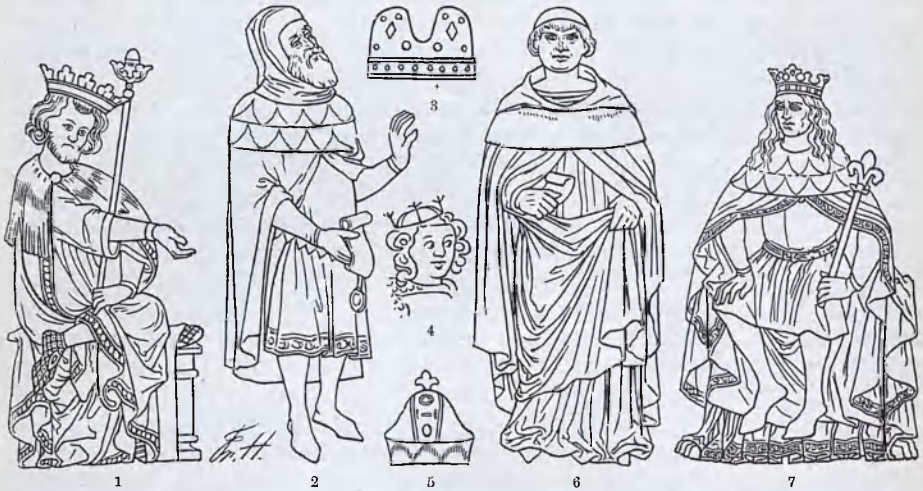
[2] Auch bei der Krönung Heinrichs II. im Jahre 1014 werden Stäbe genannt. Thietmar von Merseburg erzählt: „Im glänzenden Zuge begaben sich beide (Heinrich und seine Gemahlin) zum Dome, rechts und links von zwölf römischen Grossen umgeben. Einen geheimnisvollen Sinn legte man in die Zwölfzahl wie in die Art des Aufzuges; sechs gingen in jugendlicher Tracht mit geschorenem Barte, sechs dagegen ungeschoren und auf Stäbe gestützt." Hier sind die Stäbe indes kaum als amtliche Zeichen anzusehen, sondern als ein dem Alter zukommender Notbehelf.

[3] 9488.

[4] Kuchenberg, Erb-Hof-Aemter 127.

um 1240 starb, dann bei der Doppelwahl Alfons X. und Richards von Kornwallis. In den Bildern des Sachsenspiegels erscheinen die weltlichen Kurfürsten im völligen Ringelpanzer mit dem ärmellosen Waffenrocke darüber, dazu mit ihren Fahnen in der Hand, wodurch der Reichsdienst beim Römerzuge angedeutet wird (62. 13—15). Zu den ältesten Denkmalen, die uns Aufschluss über die kurfürstliche Tracht geben, gehört ein Marmorrelief im Dome zu Monza aus der Wende des 13. Jahrhunderts, das die Krönung eines deutschen Kaisers mit der eisernen Krone darstellt. Sämtliche Kurfürsten, die geistlichen wie

Fig. 59.



1. Deutscher König (aus einer Prachthandschrift des Wilhelm von Oranse, die in der Zeit Ludwigs des Baiern entstanden). 2. 6. Weltlicher und geistlicher Kurfürst (von einem Marmorrelief aus der Wende des 13. Jahrhunderts im Dome zu Monza). 3—5. Gräfliche und markgräfliche Kopftrachten (3. aus Seroux d'Agincourt Malerei Taf. 55.4, 4. aus U. L. Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit s. S. 66; 5. aus G. Heider, Beschreibung des Stiftes Heiligenkreuz in: Mittelalterliche Kunstdenkmale des Oesterreichischen Kaiserstaates 1858). 7. König (vom genannten Relief in Monza).

die weltlichen, tragen hier das übliche Zeitkostüm, die geistlichen eine lange die Füsse deckende ungegürtete Tunika und ein knappes Rundkäppchen (59. 6), die weltlichen eine gegürtete kürzere Tunika, welche gerade nur unter die Kniescheibe reicht, und den Kopf bedeckt mit der Kapuze (59. 2), die bei den geistlichen Kurfürsten unbenüzt über dem Kragen liegt.

Allen Kurfürsten gemeinsam ist der vom Rücken her umgelegte und mitten auf der Brust zusammengefasste Mantel mit einem breiten geschlossenen Schulterkragen, der bei den geistlichen Kurfürsten aus Hermelin, bei den weltlichen aus Grau- oder Buntwerk besteht; bei jenen reicht der Mantel bis auf die Fersen, bei diesen in die halben Unterschenkel. Die Kapuze gehört wol zum Rocke und ist nur über den Kragen heraufgezogen. Nach sonstigen bildlichen und schriftlichen Urkunden aus annähernd gleicher Zeit waren die Mäntel rot gefärbt,

bei den vier weltlichen Fürsten von Sammet, bei den drei geistlichen von Tuch; auch das Käppchen erscheint ab und zu in gleichem Rot.

Das vornehmste Recht des Kaisers bestand in der Erteilung der grossen Reichslehen; Königreiche gab der Kaiser mit dem Schwerte, Landschaften mit der Fahne zu Lehen, und so machte er mit Schwert und Fahne die Belehnten zu Königen, Herzogen und sonstigen Würdenträgern. Besiz ohne Belehnung war nichtig und die Belehnung ging nie ohne Feierlichkeiten vor sich. Das älteste Bild, das wir von Lehensfürsten haben, gehört in die Zeit Kaiser Ottos III.; der Kaiser sizt

Fig. 60.

1. Reichsfürst aus der Zeit Ottos III.: Mantel zinnoberrot, Rock und Stiefel hellblau, Beinlinge braun, Kopfbedeckung golden mit weissen Perlen, Fahne rot. (Aus einem vom Abt Hliutharius dem Kaiser gewidmeten und von diesem dem Aachener Münster geschenkten Evangelienkodex.) 2. Grabfigur des sächsischen Herzogs Wittekind (vom Ende des 11. Jahrhunderts, in der Kirche zu Engern in Westfalen): beide Röcke zinnoberrot, Mantel violett mit bläulichem Glanze und gelben, rot verzierten Muscheln; Müze blau; sämtliche Borten golden mit Edelsteinen und Perlen, Strümpfe lackrot, Schuhe golden mit Perlen. 3. Der junge König Konrad, Heinrichs IV. Sohn (Aus der Pergamenthandschrift des Mönches Donizo von Canossa, um 1114 vollendet, jezt in der Vatikanischen Bibliothek). 4. Kaiser Friedrich V. (Aus des Mönches Ekkehard von Aurach Chronik vom J. 1113). 5. Landgraf Konrad von Thüringen, gest. 1241, im Ordenskleid der Deutschherren: Rock braun, Mantel weiss mit rotem Kreuz, Gürtelstrick weiss, Müze und Schuhe schwarz (Grabstein in der Elisabethkirche zu Marburg).

auf dem Throne; zu jeder Seite steht ein Fürst, der ein Fähnlein hält (60. 1) und sich dadurch als Lehensmann des Kaisers kenntlich macht; das Fähnlein ist rot. Auf dem Kopfe trägt der Fürst eine niedrige Müze in stark abgestumpfter Kegelform, die untenher mit einem kronenförmigen Reife umschlossen ist. Dieser Kopfschmuck ist golden und mit weissen Perlen geschmückt. Ein Grabbild des sächsischen Heerführers Wittekind (60. 2), das etwa dem Ende des 11. Jahrhunderts angehört, zeigt den Herzog mit der nämlichen Kopfbedeckung, die der Gegenkönig Rudolf auf der Bronzeplatte in Merseburg trägt (48. 21); die Müze ist halbkugelig, mit einem Stirnreif umschlossen und mit zwei gekreuzten Bügeln überwölbt, dabei von blauer Farbe. So geformt

haben wir uns wol die Kopfbedeckung aller hohen Reichsbeamten in damaliger Zeit zu denken. In den überaus roh gezeichneten Bildern des Sachsenspiegels gleicht der herzogliche Hut (62. 11) einer spizen Gugel oder auch der venetianischen Herzogsmüze, dem Corno; er ist gelb gemalt und von einem Reife mit vier lilienförmigen Aufsäzen umgeben, der dem damals üblichen Schapel gleicht. Mit dieser Kopfbedeckung stimmt so ziemlich der den Herzogen von Oesterreich 1156 gestattete »ducalis pileus circumdatus pinnito« überein[1]. Den Reif mit den Lilienzinken finden wir auf dem Haupte fast aller Männer von Bedeutung (59. 4); nur die Zahl der Aufsäze mochte den Rang seines Trägers kennzeichnen, ein Stab aber den eigentlichen Machthaber (60. 2).

Die Müzen, die wir in den damaligen Bildwerken auf den Häuptern der mannigfachen hohen Würdenträger gewahren, haben verschiedene Form, doch ist es nicht immer bestimmbar, welche Müze und welches

Fig. 61.

1 2 3 4

1. Markgraf: Unterkleid (Aermel) grün mit goldener Hand- und Halsborte, Mantel türkischrot mit grünem, weiss verbrämtem Kragen, Müze rot mit goldner Borte und grünem Knopf, Schuhe schwarz mit weisser Borte. 2. Reinmar von Zweter: Unterkleid rot mit Goldsaum an Hals und Händen, Oberkleid blau mit grünem Futter, das mit weissen Pelzstücken besezt, Müze weiss mit rotem Ueberhang, Schuhe schwarz. 3. Landgraf von Thüringen: Unterkleid rot mit Goldsaum an Hals und Hand, Mantel blau mit Goldsaum unten, oben mit grünem, weiss verbrämtem Kragen, Müze dunkelblau mit hellblaugrauem Bräm, Schuhe schwarz, Schwert schwarz mit goldnem Knauf und Stichblatt, Gurt weiss mit rotem Rand. 4. Gottfried von Strassburg: Unterkleid mit Kapuze kermesrot, Oberkleid himmelblau mit orangefarbigem Futter, Haube und Griffel weiss, Hosen und Schuhe schwarz, Schreibtafel schwarz mit gelbem Rand. (Aus der Manessischen Liederhandschrift.)

Amt zusammengehören; das Markgrafen- und Grafenbarett scheint in zwiefacher Form vorgekommen zu sein, einmal als halbrunde glatte

[1] Diese Worte sind in der deutschen Bestätigung dieses Vorrechtes 1522 übersezt mit: „ein ertzherzoglich hütlein umfangen mit einem gezinneten oder gespritzten Krantz". Lünig theatr. cerem. 2,937. Dass dieser Kranz keine Krone war, geht aus den Worten hervor, mit welchen die Chronik den circulum gestandum, den Reif, den Kaiser Barbarossa 1157 den böhmischen Herzogen zugestand, von einer Krone unterscheidet „ut liceat praefato duci Bohemiae Vladislao illis temporibus, quibus nos coronam et diadema portamus, circulum portare." Auf unserm Bilde hat der Herzog einen seiner Rockschösse mit der Hand emporgenommen. Damals vertrat das lange Kleid oft die Stelle des Tisches, wenn man Geld oder sonstige Sachen annehmen wollte. Oft legte man dem Käufer eines Grundstückes ein Stück Erde auf den Rock- oder Mantelschoss.

Kappe mit breitem Pelzbesaz (vergl. 60. 4. 5), ein andermal als breitere Müze, die von der Stirne nach dem Nacken mit einer breiten goldenen Borte oder einem Bügel überspannt und hier auch ein wenig eingedrückt war (61. 1), so dass sie nach beiden Seiten mit leichter Schwellung sich aufblähte. In einer italienischen Handschrift dieser Zeit kommt eine in der Mitte tief eingefurchte Müze ohne Querbügel, aber mit Stirnborte vor (59. 3), die einer stumpfen Bischofsmüze ähnlich sieht; auch dieses Barett hält man für eine Grafenmüze. Auf einem farbigen Glasfenster im Stifte Heiligenkreuz zeigt der Markgrafenhut eine überhöhte Form mit rundlicher Spize und leicht eingeschweiften Seiten über einem barettförmigen, nach obenhin erweiterten Unterteile (59. 5); hier ist die Müze mit Pelz verbrämt, im Oberteile aber von hinten nach vorn mit einer breiten Borte überspannt und auf der Kuppel mit einem lilienförmigen Knaufe besezt. Breite niedrige Müzen mit Pelzbräm, ebenso oft rund als vieleckig, aber stets ohne Querbügel, scheinen ein gewohnter Kopfschmuck der damaligen Edelleute und adeligen Dichter gewesen zu sein; die Manessische Handschrift überliefert uns zahlreiche Beispiele davon; man findet sie in den Schriften mit »Lehnkäppchen« bezeichnet[1] (53. 2. 61. 3).

Allen diesen hohen Beamten gemeinsam, vom Könige an bis zum gewöhnlichen Edelmanne, war der breite Pelzkragen über dem Mantel (51. 15. 61. 1. 3); doch unterschied sich dieser von dem kurfürstlichen Kragen dadurch, dass er über die rechte Schulter her gleich dem Mantel geöffnet war. An den Königsbildern kommt er in beiden Formen vor, offen wie geschlossen (59. 1. 7).

Der König liess sich auf seinem Umzuge durch das Reich in der Regel von seinen Hofrichtern begleiten; zog er aus dem Reiche, so betraute er den Pfalzgrafen mit dem höchsten Gerichte. In der Stufenfolge der Gerichte stand das »niedere Gericht« den Grundherren zu und über dieses war das Gericht der Grafen gesezt. Zur Auffindung des Urteils waren »Schöppen« behilflich[2]. Die Schöffen sassen auf einer Bank (62. 2—6)[3], eine Sitte, von welcher sich noch ein Schatten in unsern heutigen Formeln »gelehrte oder adlige Bank«, sowie »bei gehegter Bank« oder »Geschworenenbank« erhalten hat. Der Richter sass auf einem besondern Stuhle (62. 1), der stets vier Beine hatte und je nach dem Range des Richters ausgestattet war[4]. Der Richter musste »sizen als ein grisgrimmender Löwe und den rechten Fuss über den linken schlagen«. Auch über die Kleidung von Richtern und Schöffen geben die alten Rechtsbücher eindringliche Vorschriften[5]: »Wo man dinget (Gericht hält) in koniges banne, da ne sal noch schephen noch richter kappen (Kapuzen) anehaben. hut. hutelin. huben. noch hanczchen (Handschuhe). Mentele sullen sie uf den schulderen haben. ane wapen (ohne Waffen)

[1] So nennt sie die erste Stanze der Winsbekin in der Berliner Handschrift der Minnesinger, Nachlese 2.

[2] Leute, die das Recht „schöpften".

[3] Nach dem schwäbischen Landrechte sollen sie haben „sunder (besondere) bänk oder stül, do sy auf siczen", nach der Ingolstädter Handschrift „scholl ir igleicher auf ein panch sizen".

[4] Im Sachsenspiegel ist der Richtersiz stets grün, die Schöffenbank rot gemalt.

[5] Sächsisches Landrecht III. 69. Siehe Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit I. S. 122.

sullen sie sin.« Zudem musste der Richter einen weissen d. h. von der Rinde entblössten Stab tragen, bei peinlichen Fällen aber, wo es sich um Leib und Leben handelte, ein Schwert quer über seinem Schosse (62. 1)[1]. In den Malereien des Sachsenspiegels finden sich mehrfache Abbildungen von Richtern mit und ohne Schwert, aber

Fig. 62.

1. Richter: Rock gelb, Hosen rot, Müze gelb mit rotem Mittelstreif. 2—6. Schöffen: 2. Rock gelb, Mantel grün, Hosen rot. 3. Rock weiss mit grünen Querstreifen. 4. Rock grün, Mantel rot, Hosen gelb. 5. Rock weiss mit roten Querstreifen. 7. Kleidungsstücke, welche die Schöffen beim Gerichte nicht tragen durften; obere Müze grün mit gelbem Futter, mittlere Müze rot, Hut grün mit gelben Borten. 8. Graf, der an Königs Statt Gericht hält: Rock gelb, Hosen rot, Müze gelb mit rotem Mittelstreif. 9. Schultheiss: Rock weiss mit roten und grünen Querstreifen, Hosen und Hut gelb. 11. Herzog: Rock und Müze gelb, Hosen grün. 12. Taglöhner, welcher zur Busse Handschuhe und Mistgabel erhält: Rock grün, Hosen braunrot, Schuhriemen weiss. 13—22. Königsweihe: 13—15. weltliche Kurfürsten, 16—18. geistliche Kurfürsten. 13. Waffenrock grün und rot quergestreift, Fahne gelb; 14. Rock grün, Fahne rot. 15. Rock wie bei 13, Fahne grün. 16. Rock gelb, Hosen rot. 17. Rock und Hosen grün. 18. Rock rot, sämtliche Mitren weiss mit roten Borten. 19. König: Oberrock violett, Unterrock, an Aermeln und untenher sichtbar, grün mit gelbem Futter. 20. Papst: Oberkleid grün, Aermel des Unterkleides, Pallium und Schuhe rot, Tiare weiss mit roten Borten. 21. Diakon: Rock gelb; 22. Diakon: Rock rot, Strümpfe gelb, Weihekessel grün. 23. Gerichtlicher Zweikämpfer: Rock grün, Wams und Hosen gelblich, Schild gelb.

stets den Kopf mit einer Müze bedeckt, die ziemlich niedrig, oben etwas breiter, als unten, in der Mitte von der Stirne nach dem Nacken hin eingedrückt und hier mit einer Borte überbunden ist; die Borte

[1] Judicii signum gladius monstrare videtur, quo malefactorum feritas cessare jubetur (Gottfr. Viterb. XIX). Das Schwert in querer Lage findet man völlig so in den Malereien des Sachsenspiegels wie auf den Hofgerichtssiegeln von Karl IV. bis Friedrich III.; selbst in dem Siegel des Fuldaischen sogenannten judicii paradisi hat der heilige Simplicius das Gerichtsschwert quer über dem Schosse. (Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit I. S. 88).

ist stets rot, die Müze gelb, grün oder rot. Es ist das Grafenbarett; das höhere Gericht stand, wie oben bemerkt wurde, den Grafen zu. Kein Richter durfte »Ding halten bei Königes Bann« ohne seinen Schultheissen. Dieser Vorschrift entsprechend finden wir ab und zu auf den genannten Bildern neben dem Grafen auch noch den Schultheissen sizen (62. 9); dieser hat den Kopf mit einem gelben Hute bedeckt, der einen breiten Schirm und eine hohe hornartig nach rückwärts gebogene Spize hat. Die Schöffen (62. 2—6) sizen auf einer Bank barhäuptig und nach der Zeitmode gekleidet; ihre Röcke sind gelb, grün oder weiss mit roten und grünen Streifen, die Mäntel rot oder grün. Allenthalben gab es viele örtliche Verschiedenheiten; hie und da erschienen die Schöffen mit Stäben und selbst mit Messern ausgestattet.

Wo auch nur das Gericht mitzusprechen hatte, machte es seine kostümlichen Vorschriften: die Urkundenbücher sind voll davon; sie erstreckten sich bis auf die, welche zum Zweikampfe verurteilt wurden. Solche Leute mussten mit blossen Armen und Füssen zum Kampfe antreten (62. 23), einen Rock ohne Aermel und Beinlinge ohne Füsse tragen[1], auch den Kopf unbedeckt lassen, ja selbst das Haar beschneiden[2]; nichts Eisernes durften sie zu ihrem Schuze verwenden, als das Schwert und einen Buckel auf dem Schilde[3]. Bei gerichtlichem Zweikampfe zwischen Mann und Frau war der lezteren als Waffe ein Stein erlaubt und zwar in ihren langen Aermel eingebunden, den sie von ihrem Kleide abnesteln konnte[4]. Da der Mann indes bei solchen Gelegenheiten stets im Vorteile gegen die Frau war, so wurde ihm dieser mannigfach beschränkt; er musste mit halbem Leib in einer engen Grube stehen und die rechte Hand war ihm auf den Rücken gebunden; seine Waffe war ein Stecken; dieser durfte nur eine Elle messen, der Aermel der Frau aber zwei. So musste sich der Mann von unten herauf wehren, indes die Frau mit dem steinbeschwerten Aermel von obenher auf ihn losdrasch. Bei ritterlichen Zweikämpfen blieben solche Vorschriften ausser Geltung; hier erschienen die Kämpfer vollständig wie zum Turnier oder zur Schlacht in Eisen gehüllt und mit den gewohnten Waffen bewehrt.

Eine symbolische Bedeutung mass das Gericht dem Handschuhe bei; mit dem Handschuh gab und nahm man ein Gut zum Lehen. In zwei wollenen Handschuhen und einer Mistgabel bestand das »Wergeld« der Taglöhner (62. 12)[5]. Der Kaiser erteilte Marktgerechtigkeit durch Ueberschickung seines Handschuhes; man hing den kaiserlichen Handschuh an einem Kreuz auf dem Marktplaz auf; noch im vorigen Jahrhundert wurde in Frankfurt a. M., wenn die Messe begann, vor versammeltem Rat ein Handschuh auf die Tafel gelegt.

---

[1] Ledder und linen ding, daz mozen (mögen) sie wol antun, also vil als sie wollent, houbet und vuze vore sint en bloz. — einen rock sunder ermeln, boben der gare (über den Anzug aus garem d. h. zubereitetem Leder) Sachsenspiegel.

[2] Das Beschneiden der Haare bei den Kampfgerichten muss ein uralter Brauch gewesen sein, denn schon die normannischen Geseze verlangten, dass die Kämpfer „capillos super aures rotunde adaequatos" haben sollten (et chascun doit avoir les cheveux rognez par dessus les oreilles).

[3] Einen senewelen (runden) schilt in der andern hant, dar nicht den holcz unde leder an si. ane die bukel die muz wol ysern sin. Sächsisches Landrecht.

[4] S. 198 Note 2. In Bern fand am 4. Januar 1288 ein solcher Zweikampf statt, bei dem die Frau siegreich blieb. Annal. Bern. 1288.

[5] Wergeld, eigentlich „Manngeld", eine Busse für Tötung und sonstige schwere Vergehen.

Beilage.

Gotische Initiale aus der Kasseler Prachthandschrift des Wilhelm von Oranse; das Manuskript wurde 1334 für den Landgrafen Heinrich von Hessen angefertigt und enthält Federzeichnungen, die farbig auf Gold oder Tapetengrund ausgeführt sind.

amen von Stoffen, die heute völlig aus unsrer Sprache verschwunden sind, begegnen uns legionenweise in den Chroniken und Liedern des Mittelalters; ihre Sichtung, wie ihre Erklärung ist oft so schwierig, dass dieselbe zweifelhaft bleiben muss. Wir wollen hier nur die wichtigsten berühren und, was sich darüber sagen lässt, im ganzen mitteilen, einmal um Wiederholungen zu vermeiden und dann auch, um den Leser auf diese Weise am bequemsten zu unterrichten. Die Stoffe unterscheiden sich naturgemäss in solche aus Seide, Wolle und Leinen; dazu kommt noch das Pelzwerk. Wir durchmustern die Ware in dieser Reihenfolge nach ihren Namen in alphabetischer Ordnung[1].

Für die kostbarsten Seidenstoffe hatte man im Mittelalter den allgemeinen Namen »Pfeller« (pfellel; altfr. paile von pallium); doch gebrauchte man dieses Wort auch als Sondernamen für ein bestimmtes Brokatgewebe[2]. Es scheint, dass die Dichter, die uns diesen Namen überliefert haben, über seine Urbedeutung selbst nicht sicher waren, denn der Pfeller kommt bei ihnen in allerlei Farben vor, schwarz, weiss, rot, grün, blau, braun, mit Kreisen und schachbrettartig, mit Vierecken, auch mit Blumen und Tieren gemustert, daneben mit Gold durchwirkt und selbst mit Goldblechen beschlagen, die mit kleinen Nieten an dem Stoffe befestigt waren, genau so, wie solche schon im grauen Altertume unter den vorderasiatischen Völkern und den Stämmen auf dem hellenischen Archipel beliebt wurden; denn wir haben dergleichen Goldscheibchen sowol in den skytischen Gräbern[3] auf der Halbinsel Krim wie in denen zu Mykenä gefunden[4]. Auch im Mittel-

[1] Ausführliches darüber und von mehreren Abbildungen unterstützt bei Alwin Schultz, Höfisches Leben zur Zeit der Minnesinger s. S. 332 ff.
[2] Lied von Troje, 620: Ein phelline wat Mit dem golde geweben.
[3] Dubois de Montpereux, Voyage en Caucase u. s. w. Atlas Pl. 24 Fig. 5 bis 8.
[4] H. Schliemann, Mykenä.

alter kamen diese kostbaren Seidengewebe aus dem Morgenlande; man bezeichnete die Pfeller gewöhnlich mit den Namen der Städte und Länder, aus denen sie bezogen wurden; darunter waren auch europäische Städte, besonders italienische und niederländische; die Namen kennzeichnen somit zumteil den Handelsweg, den die Stoffe gewandert, zum Teil den Ort, wo sie erzeugt waren. So gab es Pfeller von Achmardi, die von grüner Farbe waren, von Agatyrsjente, Adramahut, Alamansura, Agramantin, Amoravine, welche Orte, zumteil fabelhaften Rufes, sämtlich im Morgenlande gelegen waren; ferner Pfeller aus dem spanischen Almeria, aus Afrika, Alexandria, von Acraton, das vermutlich eine indische Stadt war, aus Alzabe und Assigarzonte, Orte, die morgenländisch, doch nicht näher zu bestimmen sind, aus Arabien, aus dem burgundischen Arras, aus Bagdad, dessen prächtige Stoffe man »Baldekin« nannte, aus dem unbestimmbaren Belinar und Bisterne, aus dem italienischen Bonivent, aus Carthago, Castilien, Constantinopel und Cordova, aus Costance, das fraglich ist, aus Damaskus und Ecidamonis. Unter »pailes Galaciens«[1] sind vielleicht Pfeller aus Glacia am Busen von Iskenderun zu verstehen. Unbestimmbar ist Ganfassasche. Man bezog Pfeller aus Griechenland und Indien; in lezter Gegend scheint man Ipopotikon suchen zu müssen. Kalomident und Kandaloch oder Kandaluc sind rätselhaft. Gerühmte Stoffe kamen aus dem indischen Kaukasus, wo der Volksglaube den Salamander die unverbrennlichen prächtigen Gewebe herstellen liess[2]. Man bezog Pfeller aus dem italienischen Lucca, dann aus Lybien und den »paile Madian« aus Medeah in Algier, wenn nicht Midian gemeint ist, sowie aus Melite, unter dem wol Malta zu verstehen ist. Orientalisch scheint Neurienta. Dann wird Pfeller von Nicäa genannt, von Niniveh und Otranto, von Patschar, worunter vielleicht Bassora sich verbirgt, aus Pavia, dem rätselhaften Pelpiunte, aus Russland und Slavonien, aus Spanien, Salonichi, Samarkand, Syrien und Thessalien, sowie aus Tyrus. Unter dem Pfeller aus Sarant und Thasme oder Saranthasme, der mit Kreisen ornamentiert war, begriff man wahrscheinlich die in Palermo angefertigten Stoffe, die man »Hexarontasma« d. h. sechsfach gesprenkelt nannte. Unermittelt sind die Orte Tabronit, Tangrunet, Tussangule, Thopedissimonte und Triant; lezte Stadt ist vielleicht in Indien zu suchen. Genannt werden noch »pannum Tartaricum« und venezianische Gewebe. Mit all diesen Namen, die man den Stoffen beilegte, ist somit deren Herkunft, aber nicht deren Beschaffenheit gekennzeichnet. Nun giebt es noch eine Reihe von Namen, die nicht auf den Ort, sondern auf das Gewebe selbst zu deuten sind, so Attabi[3], das rot und grün vorkam; Bofu, auch Pofuz[4],

---

[1] Elie de St. Gille 1667: S'i a-j. vermeil paille galasien, ouvre Del plus fin or d'Arabe i a-c-mars saudes.

[2] Lohengrin, 6530: Pfell von Salomonder; und 6525: Etlich pfelle der von keinem viure verpran, Si niuwent sich, swenn man si heizet prennen.

[3] Inventaire de l'Eglise des Chartres, 30, N. 951: de Attabi rubeo; 31, N. 964 und 973: de Attabi viridi.

[4] Willehalm 364, 25: So clar was er gemachet, Daz die bluomen waern verschwachet. Der pfellel hiez pofuz.

das ein golddurchwirktes Seidengewebe von roter Farbe war; Cambicolor, das sich durch verschiedenfarbigen Schiller auszeichnete; Canceum in Rot, Grün und Himmelblau; Capit in Blau; Catamixtum, das rot, violett und grün gewebt wurde; Cornit, das nicht mehr bestimmbar ist; Diaspro, das dem Wortlaute nach zweimal weiss bedeutet und vermutlich ein weisser Damast mit eingewebtem Goldornamente war[1], doch wird es auch grün und blau genannt; Dimit, aus doppeltem Faden gewebt, schwarz und grün; zu dieser Stoffklasse gehörten Prommit, das rätselhaft ist[2], und Samit, das auch Hexamitos genannt wird. Der Samit war ein aus sechs Faden starkem Aufzuge gewebtes, festes Seidenzeug, überdies mit Gold- und Silberfäden durchwirkt[3], also ein Halbbrokat und kein Sammet in heutigem Sinne; seine Grundfarbe war gewöhnlich rot oder grün. Berühmt war der sarazenische Samit, der in Palermo im Hotel de Tiraz erzeugt wurde. Ferner gab es Stoffe mit Namen Drianthasma, dem Wortlaute nach dreifach gesprenkelte Stoffe; zu dieser Klasse zählte das Kateblatin, ein blutroter Purpur, und das Triblathon, ein dreimal in Purpur gefärbtes Gewebe. Nazzat war vermutlich ein Seidenbrokat aus Bagdad, Osterin, wie es scheint, ein Purpur, Pfauenkleid entweder ein mit Pfauenmustern gewebter, oder ein in den Farben des Pfauenschweifes spielender Stoff; Pliat ein zweifarbiges Gewebe, blau mit Gold, rot und blau, rot und grün, weiss und rot, gewöhnlich auch noch mit Gold durchwirkt[4]. Es wäre nicht unmöglich, dass man mit dem Namen Pliat auch ein Kleidungsstück bezeichnete, das man fertig bezog, denn der Name erinnert an das französische »Bliaud«, worunter man den Oberrock verstand. Purpur war ein Seidengewebe in allen Farben, selbst in schwarzen und grünen; auch gab es golddurchwirkten, gestreiften und gemusterten Purpur. Sarumin ist unbestimmbar, ebenso Sydor. Siglaton, auch Ciclat, kam in verschiedenen Farben vor, namentlich in Grün mit goldenen Mustern[5], auch zweifarbig. Stavoratin hiess ein Gewebe mit Granatapfelmustern, Tyrat vermutlich ein Gewebe aus der palermitanischen Werkstätte im Hotel de Tiraz, das mit Schriftzeichen durchwirkt war. Tire ist unbestimmbar; vielleicht war es ein Gewebe aus Tyrus; Tramosericus bedeutet Halbseide und Halblinnen; Velours[6] war ein Stoff, der unserm jezigen Sammet entsprach, Zendal ein Seidenstoff in allen Farben[7] und Stärken; wenn leicht und dünn, wurde er gewöhnlich als Futterstoff benüzt; die Sendelbinde des späteren Mittelalters hat von diesem Stoffe ihren Namen. Schliesslich gab es Seidenstoffe, auf denen sich Goldbleche mit kleinen Nieten festgeheftet fanden; es sind wol dieselben, die man in Deutschland »genagelte Phelle«

---

[1] Perceval, 9483: Et fu d'un diaspre vestue Blanc à flour d'or d'uevre menue.

[2] Das Wort kommt nur einmal vor in Wigam. 1760.

[3] Chans. d'Antioche VI. 6: Et un grand dromedaire cargie de dras d'argent, Samit sont apelé. Perceval, 25916: D'un bloi samit estoit vestue A flours d'or, estelé d'argent.

[4] Tristan, 4480: Ir mantel was ein bliant, Durchworht mit golde unt durchslagen.

[5] Lied von Troje, 12432: Si truoc den besten ciclat — — Er schein in grüene sam der louch, Dem abgeschroten ist der kil, Und was dar in von golde vil Tier und vogelin geweben.

[6] Inventaire de l'Egl. des Chartres 1100: Pannum sericum vellutum.

[7] Weisser Zendal im Lied von Troje 10395; schwarzer ebendort 5662; roter ebendort 11733; grüner bei Blancandin 2307: La cote fut d'un vert cendal; blauer im Frauendienst 219. 6.

nannte[1]. An andern mit Gold durchwebten oder durchstickten Stoffen waren die ursprünglich runden Goldfäden mit Hämmern breit geschlagen, so dass die Muster daraus von glatter Fläche schienen[2]. Unsere Kenntnisse reichen nicht aus, um für die prächtigen Seidengewebe, die uns noch erhalten geblieben, mit Sicherheit die richtigen Namen aufzufinden, mit denen sie ursprünglich bezeichnet worden waren.

Von Wollen- und Leinengeweben sind uns ebenfalls eine Anzahl von Namen erhalten geblieben, die wir hier folgen lassen: Barchent[3], das unserm heutigen noch ebenso genannten Stoffe entsprach; Barragan, ein grober, dem Camelot ähnlicher Wollstoff; Biset[4] und Bissarde, von schwarz-brauner Farbe; Bounet, unbestimmt; Brunat[5], wol nach seiner braunen Farbe so benannt; Buckeram, ein Baumwollstoff aus Buckhara, woraus auch Zelte verfertigt wurden; Burre, ein grobes Tuch; Byssos, ein durchsichtig feines Gewebe aus Linnen oder Seide; Camelin und Camelot, ein leichtes Wollzeug[6]; Dublet, vielleicht ein besonders dickes Wollzeug; Ferran, ein leichter Stoff mit seidener Kette und wollenem Einschlage; Fritschal[7], ein feines Tuch von gelber oder grüner Farbe; Galebrun und Girsens, nicht mehr bestimmbare Stoffe, doch wol von Wolle; Grone, ein grüner Wollstoff; Isanbrun, ein schwarzer Wollstoff; Klepluot (Kleeblüte), ein weisser, doch sonst unbestimmbarer Stoff, der als Futter von Scharlachkleidern genannt wird[8]; Molequin, unbestimmt, ob Leinen oder Wolle; Perse, ein blaugrüner Wollstoff; Pignolatum, ein italienischer Wollstoff von mittlerer Güte; Rosat oder Rose, ein rosenroter Stoff; Saben, ein feines Linnengewebe oder Schleiertuch, nicht selten mit Gold durchwirkt; Scharlat oder Scharlach, ein kostbares Wollzeug, grau, blau, braun, rot und pfauenfarbig; der rote mit Kermes gefärbte Scharlach war der teuerste und gewann eine so grosse Verbreitung, dass man in späteren Zeiten sich gewöhnte, nur den rotgefärbten Stoff Scharlach zu nennen und den Namen des Stoffes auf die Farbe zu übertragen. Schürbrant[9] war ein unbestimmbarer, in Arras gewebter Stoff; Sei, ein feiner, doch nicht mehr näher zu ermittelnder Wollstoff, der besonders zu Hosen verwendet wurde; Seit, ein grobes aus Ziegenhaar gewebtes und gewöhnlich purpurn gefärbtes Tuch; Stanfort, auch Stamphart, ein nach der englischen Stadt Stamford genanntes Wolltuch; Tirotaine, ein nicht näher bestimmbarer Stoff, doch vermutlich aus Wolle; Violat, ein veilchenblauer Wollstoff.

Vom Pelzwerke wurde im Mittelalter weit mehr Gebrauch gemacht, als in unsern Tagen; man stand eben damals jener Zeit noch

---

[1] Wigalois 144, 24: Von genageltem pfelle was Sin wafenroc.

[2] Francisque-Michel: Recherches sur les etoffes de soie d'or et d'argent 2. 389 vermutet, dass unter den Goldscheiben überhaupt solche gehämmerte Stellen zu verstehen seien, so die im Percev., 18796: Une verte propre à or battue.

[3] Nithard, CXXX, 3: Lanze eine joppen treit, diu ist parchatine.

[4] Guill. d'Orenge V. 4147: Une gonnele de biset li dona.

[5] Du prestre b'Alison, 179: De brunete sanguine.

[6] Willehalm, 196, 2: Ein surkot von kämbelin.

[7] Gauriel v. Muntavel S. 84: Fritschal von Gent was im der roc.

[8] Apollonius, 606: Sin ritter waren wol bekleit Mit scharlach und mit violet Mit wizer klepluot underzogen.

[9] Parzival, 588, 19: Ob den be

näher, da man die Kleider unterm Volke vorwiegend aus Fellen zuschnitt. Besondere Namen, die heute nicht mehr volksüblich, waren »Veder« für Pelzfutter oder Pelzbesaz[1], ferner »Grauwerk« und »Buntwerk«; für die beiden lezten Namen gebrauchte man auch das Wort »Veh«. Veh hiess nämlich das graue Eichhörnchen, dessen Fell man mit Vorliebe zu Futter und Besäzen verwendete. Benuzte man nur das Rückenstück des Tieres, das durchweg grau war, so nannte man den Pelz Grauwerk[2]; verwendete man aber das Bauchfell, das weiss war und nur dem Rande entlang grau, so nannte man den Pelz Buntwerk oder kurzweg Bunt[3]. Die Vehpelze kamen aus Russland und Polen. Das kostbarste Pelzwerk indes war Hermelin und Zobel; die schneeweissen Hermelinpelze wurden samt den schwarzen Schwänzchen verwendet und gaben ein überaus anmutiges und vornehmes Aussehen. Feiner noch war der kohlschwarze Zobel. Nicht selten sezte man Hermelin und Zobel schachbrettartig zu einem Pelzfutter zusammen. Sehr gesucht waren Marderfelle, ebenso Pelze von Biber und Luchs. Vielfach verwendet unterm niederen Volke wurde das Pelzwerk vom braunen Eichhörnchen, Fuchse, Hirsche, Hasen und selbst das Wollvliess vom Schafe. Aus Pelzstücken verschiedener Art zusammengesezte Bräme nannte man »Allerleirauh«. Ab und zu scheint man auch Eiderdaunen als Ersaz für Hermelin zu Brämen benüzt und damit namentlich den oberen Rand des zum Gebende gehörigen Müzchens (53. 4) ausgeschmückt zu haben. In deutschen Dichtungen wird noch eines sehr kostbaren Pelzwerkes gedacht, das »Schinat« heisst und von einem Fische herstammen soll, der in irländischen Gewässern oder gar nur im Paradiesesstrome zu finden sei; der Pelz wird bald blau mit goldenen Flecken[4], bald dunkelbraun genannt oder schwarz wie eine zeitige Brombeere[5]. Vermutlich war der Schinat ein Robbenpelz, dessen Farbe sich nur in den Augen der Dichter als blau widerspiegelte; war die Farbe aber in der That blau, so dürfte der Name Schinat mit Cyaneus zusammenhängen, also auch mit unsrem Cyane, dem Namen der blauen Kornblume.

---

[1] altfranz. penne; Perceval, 2992: Et nestoit mie pelée La penne qui d'ermine fu.

[2] grawerc, altfr. gris.

[3] altfr. vair, lat. varium. Iwein, 2193: Gra, härmin unde bunt. Ritterspiegel: Gra in daz wize gemenget macht Daz ein varwe geheizen si bunt.

[4] Lied von Troje, 20240: Es rinnet uz dem paradis Ein wazzer luter unde frisch, Daz biuwet einer hande visch, Der hat an im ein edel hut — Und glizzen tropfen cleine, von golde uz sinem velde bla. — So wunneclichen schinat Getruoc nie ritter noch gebur.

[5] Lied von Troje, 32741: Von schinate luhte, Der swarz geverwet duhte, Steht als ein zitic bramber.

Initiale aus dem 10. Jahrhundert.

5. Die kriegerische Tracht.

Zehntes Jahrhundert.

Bis zum Beginne der Kreuzzüge war in der kriegerischen Ausstattung wenig Einheit zu spüren; wie in der bürgerlichen Tracht, so vermischten sich auch hier die Stücke aus römischer Zeit mit neuen, wie sie das veränderte Kriegswesen verlangte. Die römische Kraft lag im Fussvolke und dieses siegte mit seiner geschlossenen Linie und raschen Bewegung. Die Germanen aber waren vorwiegend Reiter; und blieben es durch das ganze Mittelalter hindurch; sie griffen mit der Wucht der Masse an und suchten dann im Einzelkampfe mit der Kraft des Armes zu entscheiden.

Die Bildwerke des 10. Jahrhunderts geben uns Aufschluss darüber, wie die Häuptlinge der damaligen Reitergeschwader ausgesehen haben; die Tracht derselben unterschied sich noch wenig von jener der freien Leute, aus welchen die karolingischen Heere gebildet waren. Wir sehen, dass die Häuptlinge ihren Körper mit dem Haubert und der Brünne umschlossen, mit Wämsern, die mit Schuppen und Ringen bedeckt und verstärkt waren. Erst der geflochtene Kettenpanzer, der während der Kreuzzüge allgemein wurde, brachte eine gewisse Einheit in die Schutzrüstung. Zwischen Schuppen und Ringen kamen noch manche Notbehelfe zum Vorschein, die aber fast alle das 11. Jahrhundert nicht überdauerten. Sehen wir uns die Panzer der Reihe nach an.

Der einfachste und darum wol auch der älteste Panzer bestand aus starkem Leder, das stellenweis verdoppelt und aussenher durch gitterförmig aufgeheftete Bänder noch widerstandsfähiger gemacht worden; zuweilen auch war er, wenn die Abbildungen nicht missverstanden werden, völlig aus Lederstreifen geflochten und durch Futter von mancherlei Stoffen verstärkt. Panzer dieser Art kamen in späterer Zeit als weite Röcke mit kurzen Aermeln und einer Kapuze zugeschnitten vor, die Kopf und Hals bedeckte. Wir finden solche Kapuzenröcke noch auf dem Teppiche von Bajeux (33. 16), weshalb wir sie auch »normannischen Haubert« zu nennen pflegen, sonst aber nach der Art ihrer Verstärkung »gegitterten Haubert« oder auch »genagelten Haubert«, denn in jedem Vierecke des aufgesezten Riemengitters war als Verstärkung ein Nagelkopf eingenietet (64. 12). Daneben gab es noch andere Panzerröcke, welche mit Schuppen verstärkt waren; diese Schuppen waren viereckig, wie Schindeln oder Rauten, oder

unten rundlich, gleich Dachziegeln, und so aufgenäht, dass sie auch wie die Ziegel auf einem Dache übereinandergriffen, so dass nirgends eine Lücke zu sehen war (63. 8); in erster Form pflegt man die Panzer »beschildet«, in zweiter »geschuppt« zu nennen. Die Kapuze an diesen Panzern war nur durch Randbeschläge verstärkt. Die frühesten Schuppen werden gleichfalls aus Leder bestanden haben, denn wir finden sie in den Bildwerken häufig verschieden gefärbt, schwarz, weiss, blau und gelb (33. 15), was denn doch eher auf Leder, als auf Metall schliessen lässt; auch waren Schuppen dieser Art verhältnismässig gross. Zu gleicher Zeit verwendete man indes auch sehr kleine Schuppen von einerlei Farbe, mit denen man das Lederfutter dicht übersäete (63. 10. 12); in diesen Schuppen darf man wol Metall- oder Hornplättchen vermuten. Panzer dieser Art waren sehr alt; sie wurden schon von den Donauvölkern in römischer Zeit getragen. Von den Hornpanzern der Quaden berichtet Ammian[1], dass sie aus geschabten und geglätteten Hornplättchen bestanden, die wie eine Decke von Federn auf Leinwand geheftet waren. Sicherlich kamen sie von dorther zu den westlichen Deutschen. Noch in den Dichtungen des ersten Mittelalters wird der Hornpanzer erwähnt, wenn er auch dort nur als vorzeitliche Bewaffnung den Riesen und Zwergen zugewiesen wird[2]. Nur aus der Vergänglichkeit des Stoffes ist es zu erklären, dass die Gitter- wie Hornpanzer vollständig aus den Gräbern verschwunden sind. Indes finden wir dort auch keine Spuren von eisernen Schuppen oder Ringen als Ueberreste von Panzern, und doch hätte sich eine so fest zusammenhängende Masse niemals so völlig in formlosen Rost auflösen können, um bis auf die geringste Spur zu verschwinden, da doch sonstiges Metallgerät oft von minderer Stärke erkennbar geblieben ist[3]. Diese Thatsache lässt sich jedenfalls nur durch die grosse Seltenheit von metallenen Panzern erklären, denn dass sie getragen wurden und zwar schon vom 5. Jahrhundert an, geht aus dem Zeugnis der Chronisten und Dichter hervor; der Verfasser des Waltharius[4] kennt den »thorax squamosus«, den Schuppenpanzer, und der Bischof Fortunatus die »tunica ferrata«, das mit Eisen besezte Hemd; lezterer erinnert in seinem Gedichte den Herzog Lupus an seine unter der Wucht des schimmernden Eisenpanzers erfochtenen Siege über Sachsen und Dänen[5].

Statt der Schuppen wurden vielfach eiserne Ringe zur Verstärkung benuzt; für die Ringpanzer fehlt es an bildlichen Darstellungen aus so früher Zeit; solche kommen zum erstenmale im 11. Jahrhundert vor, während die Ringpanzer in den Schriften schon unter den Merowingern erwähnt werden; ja Sidonius wie Gregor von Tours ver-

---

[1] 17. 12: Loricae ex cornibus rasis et levigatis, plumarum specie linteis indumentis innexae.

[2] So im Wigalois 7371. Eine Vorstellung von dem Hornpanzer und seiner grossen Festigkeit haftet noch in dem alten Volksglauben, dass Drachenblut die Haut in Horn verwandle und selbst für die schärfsten Waffen unverwundbar mache; so lässt er Sigfried sich im Blute des Drachen baden und „sin hut wart hurnin; des snidet in kein wafen". (Wie Sigfried nach Worms kam 101).

[3] L. Lindenschmit, Handb. d. d. Altertumskunde 1. S. 264.

[4] 482.

[5] Ferratae tunicae sudasti pondere victor Et sub pulverea nube coruscus eras.

stehen unter »lorica« geradezu den Ringpanzer wie unter »thorax« den Schuppenpanzer; einmal sogar nennt Gregor, indem er die Ausrüstung des Grafen Leudast schildert, den Thorax zugleich mit der Lorica. Es wiederholt sich eine ähnliche Zusammenstellung in einer Abbildung aus dem 9. oder 10. Jahrhundert, wo wir an einem vermutlich aus Leder hergestellten Rocke den Oberteil mit Ringen oder kleinen Schuppen, den Schoss aber in anderer Weise mit quadratischen Plättchen verstärkt finden (63. 6).

Fig. 63.

1. 6. Krieger aus dem 9. Jahrhundert (nach einer byzantinischen Malerei in der Bibel von St. Paul in S. Calisto zu Rom). 2. Armbrustschüze (Haimonis Comment. in Ezech. in der Nationalbibliothek zu Paris). 3. 4. Ritter (nach Rigollot, Essai historique sur les arts du dessin en Picardie). 5. kleiner Sax. 7. Bogen. 9. 11. Schwert mit Riemenhalter und Ortband. (5. 7. 9. 11 aus den Gräbern bei Oberflacht in Schwaben, abgebildet in den Jahrbüchern des Wirtembergischen Altertumsvereins). 8. Bogner (Psalterium in der königlichen Bücherei zu Stuttgart). 10. Krieger (nach Hewitt, Ancient armours and weapons in Europa). 12. Krieger (nach aus'm Werth, Denkmäler). 13—17. Helme (13 nach dem Stuttgarter Psalterium, 14 nach einem Kupferrelief in der Sammlung des Grafen Nieuwerkerke, 15. einst dem h. Wenzeslaus angehörend, jezt im Dom zu Prag, 16 nach einem Martyrologium in Stuttgart, 17 nach der biblia sacra zu Paris). 18—20. Sporen (Sammlung des Germanischen Museums. 2—5, 7—20 10. Jahrhundert).

Während bei den Schuppen auf der bewehrten Oberfläche keine Unterbrechung stattfand, boten die Ringe gegen eine spize Waffe mindere Sicherheit; man versuchte darum auf verschiedene Weise, wie den Ringen die grösste Sicherheit abzugewinnen sei. Die Ringe machte man anfangs ziemlich gross und nähte sie nebeneinander auf ihre Unterlage fest (64. 9). Derartige Panzer werden in der Waffentechnik »beringte« genannt. Man bemerkte indes bald, dass es sicherer war, statt der Ringe runde oder auch viereckige und rautenförmige Scheiben von geringem Umfange nebeneinander zu befestigen; so entstanden die »Scheibenhemden« (cotte à rondaches), wovon die mit runden Scheiben vorzugsweise in Deutschland, die mit eckigen in Frankreich und England Verbreitung fanden. Es ist schwer zu sagen, ob wir in manchen Darstellungen auf der gestickten Tapete von Bajeux Ring- oder Scheibenpanzer vor uns haben. Nachweisbar treten die Scheibenhemden erst im 11. Jahrhundert auf, dann aber so zahlreich verbreitet, dass wir eben deshalb ihr früheres Vorkommen voraussezen müssen.

In der Folge verkleinerte man die Ringe beträchtlich, machte sie auch oval und legte sie dergestalt auf, dass ein Ring den andern zur Hälfte deckte, abwechselnd in der einen Reihe von rechts her, in der andern von links her, und zwar reihte man sie auf einen starken Lederstreifen auf, so dass eine Art von Ketten daraus entstand (64. 11); aus diesem Grunde nennt man so beringte Schuzwehren »bekettete« Panzer, sonst wol auch »geschobene«. Alle diese Panzer bedurften einer ledernen oder gewebten Unterlage; sie waren zwar pfeilfest, doch gegenüber den Stosswaffen, besonders der Lanze, von wenig Widerstandskraft, dabei von gewaltiger Schwere und wenig geschmeidig. Es war deshalb ein grosser Fortschritt, als man darauf verfiel, die Ringe ohne Futterstoff einfach ineinanderzuhängen und so gleichsam ein aus Ringen gestricktes Eisenhemd herzustellen, das leichter, sicherer und dabei von unbegrenzter Biegsamkeit war. Vielfache Spuren lassen erkennen, dass es dergleichen Maschenhemden schon im 10. Jahrhundert gegeben hat. Von Heinrich, dem Bruder des Kaisers Otto I., wird erzählt, dass er in der Schlacht bei Bierten, die im Jahre 939 geschlagen wurde, nur einem dreifachen Panzerhemde seine Rettung verdankte; nur bei Maschenhemden war es möglich, sich dreifach übereinander zu panzern. Auch konnte man nur das Maschenhemd in den Liedern als »Schlachtnez verschlungen durch Schmiedes Künste« benennen, wie es im Beowulf geschieht, oder »gestricktes Streithemd« und »handgeflochtene Brünne«. Eine wie grosse Geschicklichkeit damals dazu gehörte, solche Maschenhemden herzustellen, geht aus dem Volksglauben hervor, der sie den kunstreichen Elben und Zwergen zuschrieb oder doch den Schmieden übermenschliche Eigenschaften andichtete und sie für Zauberer hielt. Die Ringe mussten Stück für Stück besonders angefertigt und jeder vernietet werden; dadurch standen denn auch die Maschenhemden so hoch im Preis, dass der kleine Ritter sich solche nicht beschaffen konnte, noch minder der gemeine Kriegsmann. Panzer jeder Art waren immer eine

gesuchte Beute der Sieger und der Waffenraub an erschlagenen Feinden überhaupt allgemein im Brauch.

In der Form durchliefen die Panzer gleichfalls einige Wandlungen und sie wurden demgemäss mit verschiedenen Namen belegt. Die älteste Panzerjacke reichte nicht über die Hüften und mit den Aermeln nur wenig über die Ellbogen, ja selbst nur in den halben Oberarm. Hals und Nacken blieben ungeschüzt. In solcher Form haben wir uns alle jene Panzer zu denken, die bei den fränkischen Chronisten mit »Brunia«, »Lorica« oder »Thorax« bezeichnet werden; es waren gepanzerte Wämser mit kurzen Aermeln. Um nun auch Nacken, Hals und Kopf zu schüzen, versah man das Wams mit einer Kapuze, die man indes nicht mit Schuppen verstärkte (63. 6. 12), sondern höchstens nur mit einem eisernen Beschläge um die Gesichtsöffnung her. So geformte Panzer nannte man »Kutte«, häufiger noch »Halsberge«. Leztere Bezeichnung wandelte sich mit der Zeit in »Haubert« um und ging dann auch auf den kapuzenlosen Panzer über[1]. Man liess den Panzer zu einem Rock über das Knie herabwachsen; lang und mit Kapuze versehen nannte man ihn den »grossen« oder »weissen« Haubert, kurz und ohne Kapuze aber den »kleinen« Haubert. Auch dem Maschenhemde flocht man eine Kapuze an; diese nannte man das »Härsenier« (67. 2—4).

Im Waltharilied werden goldene Beinschienen erwähnt[2]; doch waren metallene Schienen immer selten, häufiger aber vor dem Schienbein verstärkte Stiefel und sehr gewöhnlich die alten Lederriemen, die man um die Beine wickelte (63. 6. 8. 10). Thietmar von Merseburg berichtet, dass eine kleine Abteilung im Heere Ottos III. »von Kopf bis zu Fuss« in eiserner Rüstung gesteckt habe[3]; es war dies im lezten Jahrzehnt des 10. Jahrhunderts. Alle Zeichen weisen darauf hin, dass völlige Maschenrüstungen, die aus Hosen und Rock bestanden, am frühesten in Deutschland getragen wurden; indes sind solche erst für das 11. Jahrhundert nachzuweisen und zwar in der Handschrift des Jeremias Apocalypsis (64. 6). Es ist darum nicht zu entscheiden, ob der Beinschuz jener Krieger in Schienen oder Ringelhosen bestanden habe.

Unter den sechzigtausend Deutschen, mit welchen Otto II. im Jahre 978 Paris belagerte, waren die Sachsen durchweg mit Strohhüten bedeckt; wir führen dies an, weil es den Augenblick bestimmt, da auch der gemeine Krieger aufhörte mit blossem Kopfe zu gehen[4]. In der Form dürften die Strohhüte jenem Hute ähnlich gewesen sein, den wir im Sachsenspiegel den Bauernmeister tragen sehen (51. 2); dieser ist im Kopfe flach, im Schirme ringsum schräg nach unten gestellt. Solche Hüte waren indes ein Wetter- und kein Waffenschuz; der

---

[1] So scheint es wenigstens; über die Herkunft des Wortes „Haubert" herrscht ein alter Streit; die einen nehmen das Wort „al—berc" = alles bergend als Urform an, die andern „hals—berc" = Halsberge (collum tegens). Da nun der kleine Haubert den Hals nicht bedeckte, so könnte ihm der Name nur später zugefallen sein, als man es mit dessen Bedeutung nicht mehr so genau nahm.

[2] 335: Ingentesque ocreis suras complectitur aureis.

[3] 4. 9, zum Jahre 990.

[4] In Frankreich bedienten sich seit der Zeit des Königs Robert die Krieger hoher Müzen aus Bärenfell. Diese Müzen hatten, wie aus den Buchmalereien ersichtlich, beiläufig die Form der hohen Helme (63. 3. 4).

eigentliche Helm bestand aus einer Lederkappe mit Eisenbändern (63. 17) oder war völlig aus Metall. So wenig wie die Panzer zeigten sich damals die Helme von gleicher Beschaffenheit. In der lezten Zeit der Karolinger war der Kegelhelm mit etwas vorgeneigter Spize am meisten verbreitet (31. 2) und dieser hat sich auch bis Ende des 12. Jahrhunderts behauptet. Darunter gab es solche (63. 13), die mit ihrer Kuppe noch an die Müze erinnerten, welche den Donauvölkern eigen war, und die wir phrygisch zu nennen pflegen. Dies ist sicherlich der eigentliche Germanenhelm, während die Helme mit runder Glocke sich aus den römischen Helmen entwickelt haben (63. 17). Die Helme kamen ebenso oft rund als gespizt vor, mit und ohne Kamm (63. 10) sowie häufig mit einer Schuzplatte versehen, die den Nacken, die Nase oder die Wangen deckte. Das Waltharilied gedenkt eines Helmes mit rotem Kamm und auch eines Rosshaarbusches [1].

Die Schilde waren gleichfalls verschiedener Art; wir bemerken in den Bildwerken solche, die mandelförmig, hochgewölbt und ohne Nabel, andere, die kreisrund oder oval und in der Mitte gebuckelt sind, gegen Schluss des Jahrhunderts auch solche, die nach untenhin mit einer Spize endigen. Die Schilde bestanden meist aus Holz und nur an der Stelle, wo die Handhabe auf der Innenseite sass, waren sie mit Eisen beschlagen. Waltharis Schild ist rund, mit Leder bezogen, schön bemalt und mit Edelsteinen geschmückt [2]. Ein anderer Held dieses Liedes führt einen hölzernen mit Stierhaut bedeckten Schild [3].

Es war damals Brauch, den einzelnen Kriegsmann »beschildet« (scutatus) zu nennen, oder ihn kurzweg mit »Schild« zu bezeichnen und die ganze Mannschaft nach Schilden zu zählen; so berichten die Chronisten häufig: Das Heer bestand aus so und soviel Schilden; sie bezeichnen das ganze Reichsheer und selbst den Reichskriegsdienst mit dem Worte »Heerschild«. Dies änderte sich im 12. Jahrhundert, als der Harnisch eine grössere Bedeutung erhielt; man zählte nun nach »Geharnischten« (loricatus) und nannte den Kriegsmann »Harnisch«. Der Ausdruck Harnisch wurde seinerseits wieder durch »Helm« (galea) verdrängt und diesem folgte die Bezeichnung »Pferd« oder »Ross« und »Reisiger« (cavallus coopertus). Man erkennt an diesen Ausdrücken deutlich, welcher Waffe man zu einer bestimmten Zeit den grössten Wert beimass und dass schliesslich der Reiter als der edlere und ausschlaggebende Teil des Heeres angesehen wurde. So war es noch am Ausgange des Mittelalters und erst nach anderthalb Jahrtausenden kam wieder der Fusskrieger zu Ehren.

Das Schwert war vom 8.—11. Jahrhundert breit, ziemlich lang, zweischneidig und, da man es nur zum Hieb und nicht zum Stiche gebrauchte, an der Spize abgerundet. Die Querparierstange bildete mit Klinge und Griff ein Kreuz und war einfach und gerade, der Knauf abgeplattet oder einem halben Apfel ähnlich (64. 1).

Zugleich mit dem zweischneidigen Schwert oder statt desselben pflegte man das einschneidige Hiebmesser, den Skramasax zu führen. Walthari rüstet sich, um Hiltgunde zu entführen und

---

[1] 334: Imposuit capiti rubras cum casside cristas; diese Stelle erinnert an den roten Kamm auf den Helmen der Leibgarde Karls des Kahlen (Taf. 1. 10. 11). 698: Sic ait infrendens et equinam vertice caudam concutiens. Eine Stelle im ripuarischen Landrechte lässt es ungewiss, ob der spize Gipfel eines Helmes oder ein Kamm gemeint ist: Si quis weregeldum solvere debet helmum „cum directo" pro six solidis tribuat. Kap. XI, 36.

[1] 1035: Pellis super addita ligno. 798 Parma (Rundschild) bene picta.

[1] 776 Taurino contextum tergore lignum.

»Gürtet die Hüfte links mit doppelschneidigem Schwerte,
Und nach pannonischem Brauch die rechte zugleich mit dem zweiten,
Welches mit einer Seite jedoch nur erteilet die Wunde[1].«

Als im Kampfe mit den Franken sein Schwert auf dem Stahlhelm seines Gegners in Stücke springt,

»Entreisst er der Scheide das Halbschwert,
Das an die rechte Seit' er gegürtet[2].«

Das Stichblatt bestand aus einer einfachen Eisenplatte, die, zwischen Klinge und Griff sizend, meist nur wenig über die Klinge hervortrat; diese war selten mehr als anderthalb Fuss lang und anderthalb Zoll breit. Die Gräber von Oberflacht in Schwaben haben uns Waffen dieser Art hinterlassen (63. 5). Ein britisches Dolchmesser, das Eduard II. beigelegt wird, hat eine leichtgebogene Klinge, die es vorzugsweise zur Hiebwaffe geeignet macht (31. 7). Noch gab es kleinere Messer zum Stiche wie zum Wurfe, die an beiden Seiten geschärft waren, aber nur in ihrem unteren Drittel.

Der Speer behielt vom 8. bis 13. Jahrhundert fast die nämliche Form; es war ein einfacher zwölf Fuss langer Schaft mit einer dolch- oder blattförmigen kurzen Klinge, die mit einer Dülle eingeschoben auf dem Schafte sass. Man pflegte den Speer damals zuerst, und zwar unterhalb der Dülle, mit einem Wimpel oder Fähnlein auszustatten (57. 1.; 60. 1). Der Speer wurde zum Stosse wie zum Wurfe benüzt; Herzog Burkhard von Schwaben beschoss die hohen Mailändischen Mauern nicht mit dem Bogen, sondern mit der Lanze, und ebenso schleuderte noch im Jahre 978 vor den Thoren von Paris ein deutscher Reiter seinen Spiess auf den Gegner[3].

Die Beile benüzte man weniger wie früher. Der Chronist Bruno berichtet[4] vom Herzoge Berthold, dass dieser »in seiner Kammer stets viele Aexte hatte, die von breitem Eisen erglänzten, denen weder Schild noch Helm, so stark sie waren, widerstehen konnten«.

Der Bogen blieb in allgemeiner Verwendung; wir haben Muster davon gleichfalls in den Baumsärgen von Oberflacht aufgefunden (63. 7); diese, etwa sechs Fuss lang und leicht gekrümmt, wurden beim Aufsezen der Sehne nach der Rückseite ihrer Krümmung angezogen, um ihre Schusskraft zu verstärken. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts scheint die Armbrust wieder vorgekommen zu sein; wir finden sie in einer Bilderhandschrift, welche man dieser Zeit zuschreibt; es ist eine Erläuterung des Halberstädter Bischofs Haimon über das Buch des Ezechiel und eine der Abbildungen stellt die Belagerung von Tyrus dar[5]. Wir unterscheiden hier an dieser Waffe (63. 2) deutlich den Bogen, die Rüstung und den Schlüssel, mit welchem die Sehne ab-

---

[1] 336 u. f.
[2] 1390.
[3] Richer III. 76: Germanus tandem telum jaculatus Galli clipeum gravi ictu pertundit.
[4] Sachsenkrieg. 63.
[5] Schon in den römischen Heeren der lezten Kaiserzeit bediente man sich der Armbrust; die Gollorömanen eigneten sie sich an und nach ihnen die Ansiedler auf gallischem Boden. Dass die Armbrust in Westeuropa keine Verbreitung fand, kam daher, weil die Kirche sie als allzumörderisch geächtet hatte, und so geriet sie hier in Vergessenheit; noch im Jahre 1097 flohen die Franken vor den Türken, die sie mit dieser unbekannten Waffe ausgerüstet sahen.

geschnellt wurde. Jedenfalls war die Armbrust damals noch eine seltene Waffe. Dauernd in Gebrauch blieb die Stockschleuder und die einfache Handschleuder (30. 5. 11). Die Stockschleuder war keine untergeordnete Waffe; ihre Schussweite übertraf 500 Schritte, so dass man sie selbst noch im 16. Jahrhundert zum Werfen von Granaten gebrauchte[1].

Initiale aus dem 11. Jahrhundert; aus einem Missale Kaiser Heinrichs II. im Domschatze zu Bamberg.

Elftes Jahrhundert.

Das ganze 11. Jahrhundert hindurch währten die alten Harnische fort, jene Röcke aus festem Stoffe, die mit Ringen in verschiedener Weise (64. 9. 11) oder mit Lederstreifen und Nagelköpfen (64. 12) sowie mit Schuppen und Schildchen verstärkt waren. Wir finden den gegitterten und benagelten Harnisch vorzugsweise auf dem Teppiche von Bayeux[2], weshalb man ihn auch den »normannischen Haubert« zu nennen pflegt; er bedeckte die Arme ganz oder zumteil, sowie die Beine bis zum Knie und mit einer anliegenden Kapuze den Kopf (33. 16. 18); unten war er entweder aufgeschlizt oder ging in wirkliche Kniehosen über. Auf dem Teppiche ist er manchmal mit einem grossen viereckigen Brustlaze ausgestattet; dieser verdeckte jedenfalls die Oeffnung, durch welche man den Harnisch anzog. Manchmal aber fehlt dieser Laz; der Harnisch wird dann an irgend einer Stelle oder seiner Länge nach geschlizt und mit Haken verschliessbar gewesen sein. Die Vorderarme wurden durch die gesteppten Aermel eines Unterwamses geschüzt und die Unterschenkel mit den umgewickelten Riemen oder durch besondere Strümpfe, die wie der Harnisch selbst beringt oder gegittert waren. Ein Schwertgurt ist nicht sichtbar; vielleicht lag er unter dem Harnisch und dieser liess durch einen Schliz die Schnalle hervortreten, womit der Gurt die Scheide festhielt.

Neben diesen Panzern währten die »Scheibenhemden« fort, die mit kleinen gebuckelten Rundblechen gepanzert waren. Doch gewann keine Panzerart eine weitere Verbreitung, als nur das Maschenpanzerhemd von ineinandergehängten Ringen; dies war der Panzer des Rittertums, als es in seiner vollen Blüte stand.

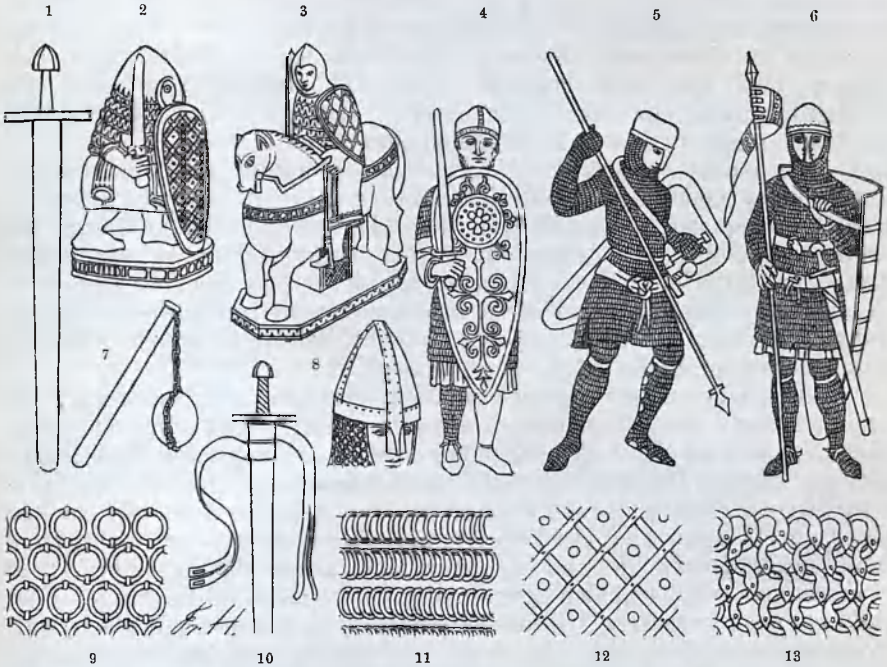
Die Fabrikation der metallenen Geflechte, die zur Rüstung ver-

[1] A. Demmin, die Kriegswaffen S. 488.

[2] Gervais de Larne, Recherche sur la tapisserie représentant la conquête de l'Angleterre par les Normands etc. Bei dem halbverblassten Zustande der Tapete hält es schwer, den gegitterten von dem beringten Panzer zu unterscheiden, ebenso, ob die untern Teile des Haubert als Hosen zu betrachten sind oder nur als Schenkeldecken.

wendet wurden, erreichte mit der Zeit eine hohe Vollendung; man stellte das Geflecht aus doppelten und dreifachen Ringen her sowie aus einer Verkettung von paarweise verbundenen Ringen, und gleichwol besass es eine bis jezt unerhörte Leichtigkeit und Geschmeidigkeit. Das Panzerhemd konnte jezt bis über die Kniescheiben verlängert werden, ohne den Ritter zu überlasten; man liess es den Kopf um-

Fig. 64.



1. Eisernes Schwert (in der Sammlung der Grafen Erbach zu Erbach). 2. 3. Fusskämpfer und Reiter (Figuren eines nach Karl dem Grossen benannten Schachspieles, jezt im Medaillenkabinet der Pariser Bibliothek). 4. Ritter (Bildsäule eines Grafen von Meissen im Naumburger Dom). 5. Ritter (aus einem Evangelienbuche Kaiser Heinrichs II.) 6. Ritter mit Lehensfahne (nach dem Jeremias Apocalypsis in der Darmstädter Bibliothek). 7. Kriegsflegel mit Kette und Kugel (nach einer Bildsäule im Naumburger Dom). 8. Helm mit Nasenberge. 9. 11—13. Proben eines beringten, beketteten oder geschobenen, gegitterten und benagelten sowie eines gemaschten Panzerhemdes. 10. Schwert mit den beiden Gurtstücken (nach einer Pergamentmalerei).

schliessen und die Arme bis zur Handwurzel bedecken, ja selbst über die Hände sich fortsezen und mit Fausthandschuhen endigen (64. 5). Auch die Beine samt den Füssen schüzte man mit solchem Eisengewebe, mit halben Beinlingen, die man hinten an den Beinen herab und unten auf der Fusssohle her von Stelle zu Stelle zusammenschnürte. Solche verschnürten Rüsthosen sahen dann aus, als ob auf ihrer Rückseite eine Reihe von Stücken aus ihnen herausgeschnitten wäre (64. 5. 65. 1. 3). Unter den Knien verschnallte man die Hosen mit besonderen Riemen. Indes begnügte man sich nicht selten damit, nur eines der Beine zu panzern, denn derartige Gewebe standen so hoch im Preise, dass selbst

reiche Edelleute sich mit den nötigsten Stücken begnügten. Eines der Beine konnte mit dem langen Schilde, der damals allgemein in Aufnahme kam, leicht gedeckt werden; so finden wir an einer Bildsäule im Naumburger Dome das linke Bein ohne Maschenbedeckung (64. 4) [1]. Man verfiel auf mancherlei Mittel, das einförmige graue Aussehen des Ringelhemdes zu beleben; durch Messingdraht, den man unter den Eisendraht mischte, erzeugte man mancherlei Muster im Geflechte, oder man lackierte das Metall in verschiedenen Farben und stellte so schwarze, rote, grüne und himmelblaue Rüstungen her. Ein System, das sich auf so vielerlei Weise der Phantasie bequemte und dabei eine gegen Hieb und Stich erprobte Schuzwaffe lieferte, liess bald die Plattenharnische in der Gunst sinken; diese, von den Rittern aufgegeben, gingen dann auf die Dienstleute über.

Die Jacke mit den dachziegelartigen Schuppen lässt sich an verschiedenen Denkmalen dieser Zeit erkennen, so an einer der Figuren des Schachspieles, das nach Karl dem Grossen den Namen trägt; die Jacke steigt ein wenig unter die Hüften herab und deckt mit einem kragenartigen Ueberfalle die Oberarme (64. 2). Mit einer Kapuze umschliesst sie den Kopf und diese wird von einem Spizhelm mit Nasenberge überdeckt. Noch deutlicher kommt die Kapuze an einer Reiterfigur desselben Spieles zum Vorschein (64. 3).

Der Helm erfuhr damals nur insofern eine Verbesserung, als man ihn jezt fast allgemein mit einem mehrere Finger breiten Eisen versah, das zum Schuz der Nase über dieselbe herunterstieg (64. 8); man nannte dieses Eisen Schemenbart, auch Nasenberge, Nasel oder kurzweg Nase. Seltener brachte man eine Schuzplatte für den Nacken oder die Wangen an. Der Helm war glockenförmig oder hochgespizt und kegelförmig, hie und da auch niedrig mit flachem Boden; er wurde ganz aus Eisenblech zusammengenietet und über die Ringel- oder Lederkapuze aufgesezt. So unvollkommen der Helm auch noch war, so erwies sich doch das Naseneisen als höchst zweckmässig; als in der Schlacht bei Hohenburg im Jahre 1075 der Markgraf Udo seinem Vetter, dem Herzoge Rudolf, mit dem Schwert über das Gesicht hieb, rettete diesen allein die »vorspringende Nase« seines Helmes [2]. Man suchte indes auch dadurch das Gesicht zu schüzen, dass man das Panzerhemd über das Kinn heraufzog und am Helme festhakte.

Unter den verschieden geformten Schilden, welche das 10. Jahrhundert hinterlassen hatte, gewannen zwei den Vorzug, der langgestreckt ovale und mehr noch der langgestreckt dreieckige Schild; lezterer sah unsern heutigen Papierdrachen ähnlich und war entweder flach oder cylindrisch gewölbt. Die Schilde erhielten allmählich eine grosse Länge und kamen nicht selten in Manneshöhe vor (64. 4—6. 65. 2). Wie man an alten Exemplaren aus der Blütezeit des Rittertums, die uns noch erhalten geblieben sind, bemerken kann, bestand

---

[1] Durch eine bis jezt nicht erklärte Fügung finden wir dieses Bildwerk, bis ins einzelne nachgeahmt, am Portale des Domes zu Verona wieder.

[2] Bruno, Sachsenkrieg 46.

der Schild aus einer gewöhnlichen Holztafel mit einem dicken Ueberzuge von Leinwand; dieser war mit Leim getränkt, stark mit Kreide grundiert und mit willkürlich gewählten Bildern bemalt[1]. Bessere Schilde hatten einen Ueberzug von Leder und ihre Bilder waren aus Leder oder Leinwand ausgeschnitten und aufgeklebt. Aussenher war die Holztafel oder das »Gestell« mit Eisenbändern verstärkt, namentlich am Rande her; innen hatte sie einen Handgriff, wenn sie sehr gross war, deren zwei, und oben, gewöhnlich dicht unter dem Rand, einen Riemen, mit dem man den Schild über die linke Schulter hing, seine Spize nach hinten gerichtet.

Mit dem Schwert und dem Wehrgehenke gingen einige Veränderungen vor. Die Klinge behielt zwar ihre alte Länge, die mindestens drei Fuss betrug (64. 1); sie wurde nur oben am Griff etwas breiter gemacht. Damit war die Klinge schwerer geworden; man verminderte aber die Schwere durch eine Mittelrinne in der Klinge, und gab ihr zugleich durch einen wuchtigeren Knauf ein Gegengewicht. Den Knauf formte man jezt gewöhnlich wie einen Pilzhut oder als platten auf die Kante gestellten Rundscheibenknopf. Die Parierstange machte man schwerer und breiter, liess sie aber gerade. Man hatte bisher das Schwert am Hüftgurt befestigt, entweder mit einem Haken, der an der Scheide sass, oder mit einem besonderen Riemen, den man verschnallte. Jezt fing man an, das Schwert mit einer eigenen Koppel zu versehen. Die Koppel bestand aus einem Riemen, welcher an einem seiner Enden in zwei lange Zungen zerspalten, am anderen aber mit zwei übereinander sizenden Oesen durchlocht war; durch diese Oesen wurden die schmalen Riemenzungen gezogen und vor denselben verknotet; dies geschah gewöhnlich vor dem Bauche, seltener an der Seite (64. 5). Die Art, wie das Schwert an die Koppel befestigt wurde, wechselte im Laufe des 11. Jahrhunderts; die längste Zeit hindurch stellte man die Koppel aus zwei Stücken her, die man an den beiden Enden, die nicht verknotet wurden, umbog und zu Oesen verschleifte; diese Oesen sezte man übereinander und steckte dann die Scheide hindurch (64. 10). Eine zweite Art, Koppel und Schwert zu befestigen, tauchte gegen den Schluss dieses Zeitraumes auf und blieb durchs ganze 12. Jahrhundert hindurch herrschend; sie war ziemlich verwickelt; wir verweisen hier, um uns nicht wiederholen zu müssen, auf deren Beschreibung im folgenden Abschnitte (S. 281).

Es war Brauch, mehrere Schwerter mit sich zu führen, die längere Hiebwaffe am Sattelbogen, das Stossschwert an der Koppel oder am Hüftgurt. Den Gurt schloss man noch in hergebrachter

[1] Die Schildereien aus dieser Zeit sind noch keine persönlichen Wappen; diese kamen in Deutschland wol kaum vor Schluss des 12. Jahrhunderts auf, wenigstens nicht als „erbliche Wappen". (Näheres darüber: v. Sacken, Katechismus der Heraldik, Leipzig 1872, S. 8, ausserdem Spener, Insignium theoria 1690. Siebmacher, Grosses vollständiges Wappenbuch, Nürnberg 1772—1802, und Gatterer, Abriss der Heraldik, Göttingen 1792). Es scheint, dass der Ursprung der Wappen in dem germanischen Brauche zu suchen ist, Waffenthaten durch ein Bild auf dem Schilde zu veranschaulichen; das Bild stellte entweder die Waffe dar, mit welcher die That vollbracht worden, oder den Feind, sei dieser nun ein Mensch oder ein Tier gewesen. Solche Bilder waren eine Auszeichnung für ihre Besizer; aber nur der hatte ein Recht auf diese Auszeichnung, der sie verdient hatte. Das Bild war also nicht erblich; das Recht, seinen Schild zu bemalen, musste erst durch eine rühmliche That erworben werden; bis dahin blieb, wie Virgil sagt, parma inglorius alba.

Weise mit der Schnalle oder verknotete ihn wie die Schwertfessel. Der Messer und Dolche bediente man sich nach überliefertem Brauch als Wurfwaffen.

Die Lanze blieb die alte, doch wurde sie immer mehr zum Stoss und weniger zum Wurfe gebraucht und demgemäss auch kräftiger ausgebildet. Man liess den Schaft, um ihn zäh zu halten, nicht selten »unbesnitn und unbeschabn« in seiner natürlichen Rinde stecken. Mit solchem Rindenschaft, an welchem noch die wechselständigen Knoten sichtbar sind, finden wir die sogenannte heilige Lanze im Missale Heinrichs II. versehen (48. 20). Das Fähnlein, das man unterhalb der Klingentülle anzubringen pflegte, glich einem langgespizten Dreiecke (64. 6) und wurde immer häufiger in mehrere Zungen zerschlizt (57. 1). In dieser Gestalt verblieb es den ärmeren Rittern, die keine eigenen Lehensleute hatten und keine anderen Ritter besolden konnten; die reicheren Ritter aber erhielten das Recht, ihr Fähnlein an der Spize senkrecht abzuschneiden; diese gestuzten Fähnlein nannte man »Panier« (Banner) und ihre Eigentümer »Panierherren« (Bannerherren)[1]. Im Feldlager wurden die »Lehenslanzen« vor den Zelten aufgepflanzt[2].

Beil und Kolben wurden mehr und mehr zu Bauernwaffen. Als Heinrich IV. die Schlacht an der Elster verloren hatte, »da wurden gar viele wehrhafte Männer von den allseitig nachströmenden Bauern mit Beilen und Knitteln totgeschlagen[3].« Man findet die Keule auf dem Teppiche von Bajeux in der Hand der Anführer (33. 13), doch ist nicht zu entscheiden, ob als Waffe, oder als Mittel, die gemeinen Kriegsleute anzutreiben. Bei den Angelsachsen war damals das Beil eine Hauptwaffe. Der Kriegsflegel wird zum erstenmal in Handschriften aus dieser Zeit erwähnt; auch eine Bildsäule, die im Naumburger Dom einen der Gründer dieses Bauwerkes darstellt, ist damit bewehrt (64. 7); diese Waffe besteht aus einem kurzen Schaft und einem »Schläger«, nämlich einer Kugel, die mit einer kurzen Kette am Schafte hängt. Der Bogen, oft mannshoch, wurde wie bisher verwendet. Die Armbrust blieb noch selten, oder besser gesagt, unbekannt.

Der Sporn war ein halbrunder Bügel mit kegeligem Stachel. Der Stachel, der anfangs unmittelbar auf dem Bügel festgenietet war, erhielt im 10. Jahrhundert einen kurzen Hals, gegen Ende des 11. Jahrhunderts einen längeren. Der Bügel bestand noch häufig in einer einfachen Riemenschlinge; doch kam er damals schon von Metall in Form eines Triangels oder Kreises vor und oben mit einer Oese oder einem »Auge« für den Riemen versehen, mit welchem er an den Sattel gehängt wurde. Der Sattel zeigt auf dem Bajeux-Teppiche hohe Vorder- und Hinterpauschen, die oben schneckenförmig nach aussenhin gekrümmt sind (33. 18). Diese Sattelform scheint in Deutschland wenig nachgeahmt worden zu sein; man formte hier die Hinterpausche zu einer halbkreisförmigen Sessellehne um, so dass sich die

[1] Bannerius, Vexillifer, Vexillarius.
[2] Thietmar, Chronic. V. 18. Dazu VI. 3. zum Jahre 1001.
[3] Bruno, Sachsenkrieg 123.

Lehne mit ihren Seitenlaschen um das Gesäss des Reiters legte (66. 13. 14). Dem Sattel spreitete man eine besondere Decke unter und gürtete ihn mit zwei schmalen Bauchriemen am Pferde fest. In dem »Leben des Bischofs Bernward« von Hildesheim wird erzählt[1], dass der Kardinalpriester Friedrich, den Papst und Kaiser als Stellvertreter abgesendet hatten, zu Ross auf einem Sattel erschien, der mit römischem Purpur überzogen war, so wie es sonst nur bei den päpstlichen Sätteln Brauch gewesen. Das Zaumzeug bestand aus einem einfachen Zügel mit Querstange. Auch Hufeisen werden jezt von den Chronisten erwähnt. Wir lesen im »Sachsenkriege«[2], dass ein Ritter Godebald, der seinem neubeschlagenen Pferde den Hinterfuss aufhob, um nachzusehen, »ob das Eisen richtig size«, von seinem Pferde an die Stirne geschlagen und so getötet worden sei. Schon seit dem 9. Jahrhundert erhielten die Rosse der vornehmstem Edelleute eine besondere Ausrüstung; wir erkennen dies aus einer Stelle in dem Lobgedichte des Nigellus auf den Kaiser Ludwig den Frommen[3]: »Siehe mein Ross mit dem Panzer und bunten Farben geschmücket.« Abbildlich jedoch lässt sich über solche Ausrüstung bis zum 12. Jahrhundert nichts nachweisen.

Initiale vom Ende des 12. Jahrhunderts.

Zwölftes Jahrhundert.

Neben dem Maschenpanzer, der sich als bevorzugtes Schuzkleid in der ritterlichen Welt behauptete, war es hauptsächlich der Haubert aus kleinen Hornplättchen auf Futterstoff, der am meisten getragen wurde (65. 3). Im Jahre 1115 erschien vor Köln im Heere Heinrichs V. eine Schar in »undurchdringlichen« Harnischen aus Hornplättchen. Diese Hornpanzer begegnen uns vielfach in den damaligen Buchmalereien und hie und da auch in den Liedern. So heisst es im Wigalois 189, 27: Eine brünne het er an geleit Ueber einen wizen Halsberc. Daz was heidenschez werc Von breiten blechen hürnin. Mit golde waren geleit dar in Rubin und manic edel stein[4].

Das Ringelhemd war der Panzer der Kreuzfahrer. Wir haben schon oben davon gesprochen, wie es aus einer zwei- und selbst drei-

[1] 28.
[2] Bruno 46.
[3] 1. 405.
[4] Heidnisch wird hier der Hornpanzer genannt, weil er ursprünglich aus Asien kam, von den Parthern und Sarmaten.

fachen Schicht von Ringen hergestellt[1], wie es mit untermischten Messingringen sowie mit farbigem Firnis verziert wurde und wie es seine grosse Verbreitung dem Umstande zu verdanken hatte, dass troz all seiner Stärke sich dennoch »ein Mann darin rühren mochte wie in einem leinenen Gewande«.

Der Maschenpanzer umschloss wie ein Rock den Oberkörper samt den Armen, stieg etwa bis zur Kniescheibe herab und war meist unten im Schoss auf der Vorder- und Rückseite mit einem Schlize geöffnet. Oben am Halsloche führte er eine Kapuze (65. 4), das »Härsenier«[2],

Fig. 65.

1 2 3 4 5 6

1—6. Kriegsleute. (1. Wandgemälde im Dome zu Braunschweig; 2. Erzengel Michael, aus einem Antiphonar von St. Peter zu Salzburg 1092—1120; 3. 5. und 6. von einem Emailaltare in Klosterneuburg; 4. aus dem Hortus deliciarum).

die über den Kopf gezogen werden konnte; am Halse wurde er mit Schliessen oder Schlingen zusammengehalten. Im Verlaufe des 12. Jahrhunderts gingen einige Veränderungen mit der Kapuze vor; sie wurde nun häufig aus zwei Stücken zusammengesezt, aus einer Kappe, die den Schädel deckte, und einem Flügel unten an der rechten Seite der Gesichtsöffnung, der wie die Kapuze selbst aus Ringen gefertigt war; dieser konnte über Kinn und Mund an der linken Wange hinaufgezogen und oben auf der Ringelkappe mit Riemen festgeschnürt werden (67. 2—4); solches geschah jedoch nur im Ernstfalle; sonst liess man den Zipfel frei herabhängen. Auf diesen Zipfel übertrug man den Namen »Ventaille«, mit dem man sonst die Gesichtsöffnung der Kapuze bezeichnet hatte.

Die Aermel des Panzers gingen bis an das Handgelenk oder sezten sich mit Handschuhen über die Hände fort. Die Handschuhe waren entweder Fäustlinge mit besonderem Daumen oder Fingerlinge (66. 2); doch nur auf der Oberseite waren sie gepanzert, entweder mit Ringen

[1] Johannes de Janua, Catholicon, Bilix: et dicitur hic bilix et trilix it est lorica, quae contexitur duobus vel tribus liciis accumulatis; texitur enim ponendo licium super licium.

[2] Parz. 77, 20: Er entblozt imz houbet schier Von helme und von hersenier.

oder kleinen Blechen; die hohle Hand bedeckten sie mit ihrem Futter aus weichem Leder; hier befand sich ein Schliz, durch den man die Hand, wenn man sie frei machen wollte, hindurchstecken und den Handschuh zurückschlagen konnte (69. 1). Doch gab es auch Handschuhe, die für sich angezogen werden konnten (65. 5).

Wie Oberkörper und Arme, so panzerte man auch die Beine, und zwar über die Oberschenkel bis zu den Fussspitzen herab. Die Rüsthosen glichen entweder den gewöhnlichen Beinlingen oder waren hinten herunter offen. Die hinterwärts geöffneten Hosen schnürte man hier mit Lederriemen zusammen (65. 3); die Bindestellen folgten sich etwa in handbreiten Abständen und liefen auch unten an der Fusssohle her. Oben befestigte man die Hosen, welcher Form sie auch sein mochten, mit einem Gürtel oder Stricke, dem »Lendenier« [1]; wurde dieser Gurt zerhauen, so mussten namentlich die Hosen in Strumpfform herunterfallen. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, verfiel man darauf, Rock und Hosen im Ganzen herzustellen; man liess den Rock nach untenhin in weite Kniehosen übergehen (65. 4, 66. 1. 4) und deckte nur die Unterschenkel mit den rückwärts verschnallbaren Eisenstrümpfen. Unter die Rüststrümpfe legte man Futterstrümpfe von Seide oder Leder an; diese nannte man »Golzen« oder »Kolzen«, die eisernen Strümpfe aber »Isergolzen« [2].

Derartige gemaschte Panzer waren so teuer, dass nicht jeder Ritter im stande war, sich solche anzuschaffen. Die Ringe mussten eben Stück für Stück besonders geschmiedet und einer in den andern vernietet werden. Viele Edelleute begnügten sich deshalb mit dem alten »geschobenen« Panzer, dessen Ringe kettenweise auf Riemen gereiht und so auf dem Lederrocke befestigt waren (64. 11). Nun kam nach der Mitte des 12. Jahrhunderts die Sitte auf, zwischen die Ringelketten Lederstreifen einzusezen, so dass immer eine Reihe von Ringen mit einem Lederstreifen abwechselte (65. 5). Mit solcher Schuzwehr bedeckte man auch die Beine. Die »lederstreifigen« Panzer waren sehr verbreitet; sie sind sogar charakteristisch für die ritterliche Tracht in jener Zeit.

Der Panzer wurde nicht ohne weiteres über die Kleider angelegt, sondern über mancherlei Futterstücke, die zusammen eine völlige Unterpanzerung bildeten und im Notfalle noch Schuz gewähren konnten, wenn der Eisenpanzer durchbohrt war. Wer es machen konnte, trug ein Hemd von Seide, da dieser Stoff leicht war und vergleichsweise fest. Darüber zog er ein starkes Wams von Wolle, die Kniee aber umwand er mit Filz. War der Ritter soweit bekleidet, so sezte er sich nieder und man legte ihm zunächst das »Senftenier« an; es scheint, dass dies eine gepolsterte Binde war, die den Unterleib verwahrte und nach Art unserer »Paukhosen« zugleich die Oberschenkel schüzte. Auch

---

[1] Moriz von Craon, 838: Ein harte guoten lendenier, den band er umbe die huf und nestelte die hosen druf.

[2] Lied von Troje, 14420: Ritterglich sine kolze schu. — Parz. 705, 11: Man sah e tragen den stolzen Sin iserine kolzen an wol geschictem beine. Der Name Kolze hängt mit dem französischen cauce zusammen.

auf die Hüften kam ein Schuzpolster zu liegen, das »Huffenier«. Darauf legte sich der Ritter auf den Rücken, streckte die Beine in die Höhe und liess sich die Rüsthosen darüber schütten, falls diese ihm nicht im Stehen hintenherab zusammengeschnallt werden konnten. Hatte der Ritter seinen Unterkörper soweit gerüstet, so zog er eine Joppe

Fig. 66.

1—5. 13. 14. ritterliche Trachten. 6. 11. Pfeilköcher samt Bogen. 7. Schwertkoppel. 8. 9. Lanzenklingen. 10. Sporn, am Panzerschuh befestigt. 12. Schwertgriff (1. 2. 4. 6. 11. 13. aus dem Hortus deliciarum 1165 bis 1175; 3. 5. aus der Berliner Eneithandschrift; 7. nach einer Grabfigur zu Poitou; 14. aus der Chronik des Otto von Freising in Jena).

an, die Aermel hatte und über die Hüften reichte. Dieses Futterstück hiess »Wambeis«[1] oder »Gambeson«, welchen Namen es von seiner Wergfüllung erhalten hatte; später verwendete man Baumwollwatte zur Polsterung, weil dieses Füllsel leichter, als jedes andere war. Das Wambeis war mit einer Unzahl von Stichen abgesteppt, die sich auf seiner Oberfläche als Riefen oder Rinnen markierten. Mit der Watte nähte man

[1] Crone, 18190: Ein wambeis und ein collier. — Willehalm, 356, 7: Guote jopen und haberjoel. — Joppe und Wams waren wol gleich oder doch ähnlich geformt.

wol auch Schienen von Eisen oder Leder ein oder legte solche an den gefährlichsten Stellen dem Wambeis auf. Neben dem Wambeis wird die »Curie« genannt, ein Rock aus festem dickem Leder, den man gelegentlich die Stelle des Wambeis vertreten liess [1]. Hierauf umschloss der Ritter seine Schultern mit einem gefütterten Kragen, dem »Spaldenier«, und den Hals mit einer dicken festen Binde. Binde und Kragen waren zuweilen im Ganzen hergestellt und vor der Kehle herab verschliessbar gemacht. Dieses völlige Stück nannte man »Kollier«[2]. In den Bildwerken findet man dergleichen Unterkleider, etwa mit Ausnahme des Kollier, niemals dargestellt, nicht selten dagegen ein sehr langes Unterkleid aus leichtem, ja durchsichtigem Stoffe, das fast bis auf die Füsse reichte (65. 2) und meist hinten wie vorn in seinem unteren Teile aufgeschlizt war, um den Siz zu Pferde nicht zu behindern. Dies Kleid wurde über das Wambeis angezogen, kam also zwischen dieses und den Panzer zu liegen. Es war ein Puz- und kein Schuzkleid; sein Name scheint der Vergessenheit anheimgefallen zu sein.

Der kegelige Spizhelm wie der Glockenhelm gingen mit Nacken- und Nasenberge in das 12. Jahrhundert hinüber, wo sie eine Zeitlang noch ihre alte Form behielten (65. 2, 66. 1. 2). Dann fing man an, die runde Eisenkappe höher zu machen, ihr oben jedoch die halbkugelige Form zu belassen (60. 4). So überhöht und mit Nasenschuz erscheint der Helm im Hortus deliciarum (66. 4) wie in einem Bilde der Chronik Ottos von Freising, welches den drohenden Zusammenstoss Heinrichs IV. mit seinem Sohne Heinrich, dem späteren V., bei Regensburg darstellt und etwa dem Jahre 1144 angehört (66. 14). Bis zur doppelten Kopfhöhe gesteigert findet sich der Glockenhelm in der Stickerei einer Mitra des Klosters Seligenthal (68. 3). In dem Hortus deliciarum begegnet uns ein rheinischer Ritter mit erhöhtem Glockenhelme, dessen Nasenberge zu einer Maske über das ganze Gesicht erweitert ist und nur zwei halbrunde Oeffnungen für die Augen übrig lässt (66. 13). Doch kam die Eisenkappe in der alten niedrigen und selbst flachgedrückten Form noch am Ende des 12. Jahrhunderts vor; sie stieg damals mit einem breiten Reife, in welchem sich zwei Augenlöcher befanden [3], bis zur Nasenspize herab. Der untere Teil des Gesichtes wurde mit einem besonderen Schirme bedeckt, der mit Luftlöchern siebartig durchbrochen war (66. 5). Diesen Schirm nannte man »Barbiere« oder auch kurzweg »Bart«, den ganzen Helm aber »Helmfass« [4]. Die Barbiere war nicht mit dem Helme zusammengenietet, sondern man band sie, bevor man den Helm aufsezte, mit Schnüren oder Kettchen vor das Gesicht; aber für den Nacken war, wenn auch nicht durchweg, der Helm selbst zu einem Schirme ausgetrieben.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts fing man an, die verschiedenen

---

[1] Lancelot, 3, 13438: Ende Maurus weder keyen stac Dor seilt, dor curie, dor leder.

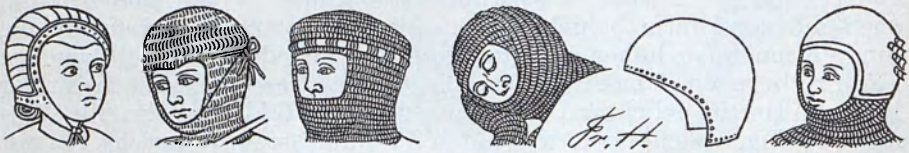
[2] Willehalm, 406, 12: Ez muose ein kollier ouch han Daz sich gein der kel zesamene vienc. Der slitz unz uf den geren gienc. Smarat und rubin Daz waren dran diu knöpfelin.

[3] „Venster". Ortnit, 317: Do er durch helmes venster den oeheim ob im sach.

[4] Rolandslied, 4304: Thie ire wole gezierten helmvaz. Nibelung. 1777: so wirt hie helmevaz Mit den swerten verrucket von unser zweier hant.

Teile des Helmes zu einem einzigen Helme zu verbinden, so dass dieser die Gestalt eines Topfes annahm, nach welchem er auch den Namen »Topfhelm« erhielt (68. 5. 6, 69. 15). Die ältesten Beispiele von Topfhelmen finden wir in den Wandmalereien des Braunschweiger Domes, die Heinrich der Löwe ausführen liess (68. 5. 6). Die Helme, ein wenig gespizt oder rund, steigen hier über Nacken und Wangen herab und sind vor dem Gesichte mit einem Schirme geschlossen, in welchem sich zwei schmale Augenschlize und unter denselben reihenweis gesezte Luftlöcher befinden. Dies war eine Uebergangsform, welcher der eigentliche Topfhelm folgte, ein Cylinder, der oben mit einem platten Dache geschlossen war und vor den Augen ein Paar Schlize hatte. Nicht selten waren die Augenschlize durchgehend; dann wurde diese »Querschranze«, wie man den Schliz benannte, von einem senkrecht aufgenieteten Eisenbande gekreuzt, das mitten über die ganze Gesichtsfläche herabstieg. Dieser Topfhelm bedeckte den Kopf durchaus; seine Rundung liess die Lanzenstösse abgleiten und die obere Fläche brach zumeist die Kraft

Fig. 67.



1 2 3 4 5 6

1. Polstermüze (Batwat). 2—4. Härsenier mit Ventaille. 5. Hirnhaube. 6. Härsenier mit kleiner Kesselhaube.

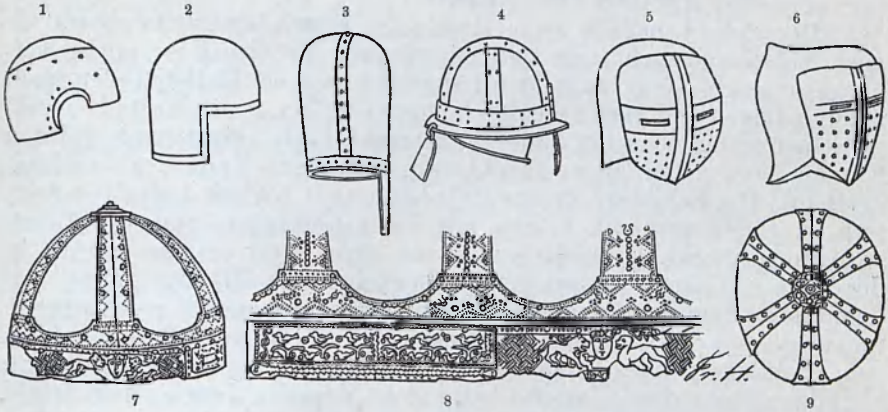
der feindlichen Hiebe, weil diese gewöhnlich nur in der Schräge von obenherab geführt werden konnten. Indes, so gross der Schuz war, den der Topfhelm bot, so unbequem war es, ihn zu tragen; er schloss nicht passend an, sass locker und verstattete nur wenig Umsicht. Diesem Uebel zum Teil abzuhelfen, verengte man den Helm ein wenig nach untenhin und wölbte die obere Platte nach der Form des Kopfes oder spizte sie kegelig zu. Nur im Gefechte selbst trug man den Topfhelm und zwar mit Schnüren fest angebunden; die Schnüre bestanden gewöhnlich aus Seide und waren vor dem Halse verknotet; später ersezte man sie durch Kettchen, da ein geschickter Lanzenstoss die Schnüre zerschneiden und den Helm entführen konnte [1]. Ausserhalb des Gefechtes hängte man den Helm an die Sattelpausche, denn es war schwer, in diesem plumpen Gefängnis zu atmen.

Ebenmässig, wie man den übrigen Körper mit einem Futterpanzer versah, ehe man die eigentliche Rüstung anlegte, so bedeckte man auch den Kopf mit einer Polsterung, bevor man den Helm aufsezte. Es war dies eine weiche Müze, die den doppelten Zweck hatte, den Kopf gegen den Druck der eisernen Kapuzenringe zu schüzen und dann auch die feindlichen Hiebe abzuschwächen (67. 1). Diese Müze hiess »Batwat«;

[1] Nibelung. 2224: Do sluog er Volkeren, daz im diu helmbant Stuben allenthalben zuo des sales want. — Parz. 598, 4: An den kurzen starken sper Den helm empfinc her Gawan. Hinweit der helm, hie lac der man.

sie umschloss den Kopf bis auf das Gesicht, es nah über den Augenbrauen her und über die Wangen herab einrahmend, und wurde unter dem Kinne gebunden. Die Polsterung ausgenommen glich die Müze ganz der Haube, die im 13. Jahrhundert von den Männern alltäglich getragen wurde (61. 4). Darüber kam die Ringelkapuze mit der Ventaille oder Finteile, jenem Zipfel, der über das Gesicht heraufgenommen wurde (67. 2)[1], und über die Kapuze die »Beckenhaube« oder die »Hirnhaube« von Eisen. Die Beckenhaube, auch Kesselhaube oder »Bassinet« genannt, war ein leichter Helm, welcher in Grösse und Form dem alten Spizhelme glich,

Fig. 68.



1. Bronzehelm mit Nackenschuz (wahrscheinlich aus dem 12., wenn nicht schon aus dem 10. Jahrhundert, im Lech gefunden). 2. Helm mit Nackenschuz (nach einer Wandmalerei im Dome zu Braunschweig). 3. Helm mit Nackenschuz (nach den Stickereien einer Mitra im Kloster Seligenthal). 4. Eiserner Helm mit Nasenberge und beweglichem Nackenschuz. 5. 6. Topfhelme vom Ende des 12. Jahrhunderts (nach Wandmalereien im Braunschweiger Dom). 7—9. Eiserner Helm mit Schmuck aus Kupfer (Heinrich dem Löwen zugeschrieben, höchst wahrscheinlich aber fränkische Arbeit).

aber keine Nasenberge hatte, sonst aber besser auf den Kopf passte (Taf. 6. 6. 8. 13). Die Hirnhaube war ein einfaches Käppchen (67. 5)[2]. Auch auf diesen Eisenschuz sezte man zuerst noch eine Filzmüze, ehe man schliesslich über diesen vierfachen Kopfpanzer den Topfhelm stülpte. Es lässt sich denken, dass der Ritter seinen Kopf nur im Notfalle mit solch einer Last beschwerte und dass er es manchmal selbst in der Schlacht vorzog, mit unbedecktem Gesichte zu kämpfen.

Die Sitte, auf dem Helme besondere Zieraten anzubringen, war damals schon sehr alt; wir kennen den Eber, der von den heidnischen Germanen und selbst noch von den christlichen als schüzendes Zeichen oben auf dem Helme angebracht wurde (30. 16). Auf die Helme mit der Nasenberge, die im abgelaufenen Jahrhundert vorherrschten, wurden ähnliche Zeichen gebunden; so finden wir im Liede auf dem Helme des Artus einen Drachen angebracht[3]. Diese Mode des Helmschmuckes

[1] Rom. de Troie, 8513: Li dus lo prist la ventaille Portraire hors de la bataille.

[2] Die Beckenhaube wird auch mit „Huot, Helmhuot, Flinshuot, Hube, Beckelhuot", die Stirnhaube mit „Cervelliere" bezeichnet.

[3] Rom. de Brut, 9518: Helme avoit en son cief luisant Et fu d'or li nasaus devant Et d'or li chercles environ, En som ot portrait un dragon.

fand steigenden Beifall; in der nämlichen Weise, wie man Sinnbilder in den Schild sezte, befestigte man solche nun auch auf dem Helme, ja man brachte das Wappenschild selbst auf dem Helme an und zwar drehbar um einen Stiel wie eine Wetterfahne, sonst als eine Puppe in Gestalt eines Menschen, eines Vogels oder eines Vierfüsslers, manchmal ganz, manchmal halbiert (65. 5). Man stellte die Bilder, wie es scheint, aus Holz oder Pergament her, und zwar bemalt oder vergoldet, und befestigte sie auf einer Lederkappe, die in den Gipfel der Glocke eingelassen war. Mit der Zeit pflegte man die Kappe mit einem Reife zu umschliessen, der wie eine Krone aussah. Der Name dieses Schmuckes war »Cimier«, zuweilen auch »Kreier« [1].

Der Schild behielt seine dreieckige Form; einesteils wurde er noch grösser gemacht, als seither, oft drei bis vier Fuss hoch, verhältnismässig schmal, an beiden Langseiten wie ein Halbcylinder nach innen gebogen und nach untenhin langgespizt (66. 1. 4); andernteils wurde er kleiner und gleichseitig dreieckig gemacht, flach, mit etwas gewölbten Kanten (66. 5). Der kleine Schild kam erst gegen Ende des Jahrhunderts auf. Der Schild wurde aus Holz hergestellt, oft aus doppelten Brettern, auf der vorderen Fläche mit Leder überzogen und mit Eisenspangen verstärkt, lezteres vorzugsweise dem Rand entlang [2], und in der Mitte mit einem vorspringenden Buckel besezt. Häufig gingen von dem Buckel die verstärkenden Eisenbänder aus, ornamental geschwungen und gegliedert die Schildfläche bedeckend (64. 4). Das ganze Beschläg hiess das »Schildgespänge« [3], das über die Fläche verteilte Spangenwerk aber das »Buckelris« [4]; lezteres hatte nicht bloss den Zweck, den Schild zu verstärken, sondern auch die Wappenbilder zu schüzen, die dem Schilde aufgemalt oder aufgeklebt waren [5]. Die Schilde wurden noch wie sonst an der »Schildfessel«, die um den Hals lag, getragen und auch noch ebenso gehandhabt. Der grosse Schild war der charakteristische Schild des 12. Jahrhunderts, der eigentliche Nibelungenschild, auf dem die gefallenen Krieger vom Kampfplaze hinweggetragen wurden [6]. Vor alters war es Brauch, dem verstorbenen Krieger seinen Schild mit in das Grab zu geben; man legte ihm denselben an den Arm oder zu Füssen. Als die christliche Lehre die Mitgabe der Waffen verbot, hängte man den Schild in der Kirche auf; diese Sitte währte von den alten Kampfschilden an bis zu den sogenannten »Totenschilden«, den hölzernen Wappenschilden des 15. und 16. Jahrhunderts.

Das Schwert machte in dieser Epoche keine beträchtlichen Veränderungen durch. Die Klinge blieb, wie sie war; der Knauf, ge-

---

[1] Troj., 29686: Diu zimier uf gebunden Do waren al gemeine. Reinfr., 633: Die (schiltknehte) fuorten sper und kreiger da. 17340: Mit des speres spile Er dem getouften ruorte Daz houbet unde fuorte Die creier an dem schafte dan.

[2] Nibel. 414: Die truogen dar zehant Von al rotem golde einen schildes rant Mit stahelherten spangen.

[3] Parz. 741, 8: Vil stein mit sunderschine Warn verwiert durch kostlichen pris Alumbe uf diu buckelris.

[4] Nibel. 213: Do vlouc daz schiltgespenge von Sivrides hant.

[5] Tandareis, 2065: Ein buckel was dar uf geslagen Von golde, die er muoste tragen: Dar under ein liebart erschein.

[6] Nib. 940: Do die herren sahen daz der helt was tot, sie leiten in uf einen schilt, der was von golde rot.

wöhnlich pilzhutförmig, kam jezt auch zwei- und dreiteilig vor (30. 18), nicht selten auch als runde Scheibe (66. 12. 69. 7), die mit der Kante auf die Angel gestellt war. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde der Knauf zu einem breiten flachgedrückten Knopfe umgeformt. Der über die Angel geschobene Griff war von Holz und häufig mit geperlten Fäden von Silberdraht dicht umwickelt. Es kamen während der Neige dieser Epoche Stichblätter auf, deren Zapfen beiderseits ein wenig gegen die Klinge herabgeneigt waren (66. 12). Fast durchweg schoben sich jezt die Seitenflächen der Scheide oben am Munde in giebeliger Form über den mittleren Teil der Parierstange vor, den sie da, wo der Griff sass, bedeckten (69. 14. 15).

Häufig war bis jezt das aus zwei Stücken bestehende Wehrgehenk oder die Koppel hinten, mitten im Kreuz, am Gürtel festgenäht und eins der vorderen Enden in Riemen zerschlizt worden, die man durch zwei Löcher im anderen Ende zog und dann verknotete (66. 1. 13). Der Abzug des Schwertes blieb ungleich und der Gürtel musste deshalb zum Verschieben eingerichtet werden. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts befestigte man die Waffe deshalb nicht mehr auf diese Weise, sondern nähte beide Koppelstücke rückwärts an der rechten Hüfte mit dem Gürtel zusammen; auch gab man ihnen eine grössere Länge und liess sie auf sehr sinnreiche Weise die Scheide umfassen (66. 7), so dass die Waffe senkrecht an der linken Hüfte herabzuhängen kam. Man zerschlizte nämlich jedes Koppelstück in seinem vorderen Teile in zwei lange Zungen und jede Zunge wiederum in zwei kürzere Zungen. Nun legte man das eine Koppelstück mit seinen beiden oberen Zungen hinter, mit den beiden unteren vor der Scheide herum, indem man die Zungen da, wo sie sich kreuzten, wechselweise untersteckte, wie es beim Flechten geschieht. So machte man es auch mit dem zweiten Koppelstücke, nur dass man dessen Zungen in entgegengesezter Richtung um die Scheide wand und zwar dicht unterhalb des ersten Flechtwerkes. Schliesslich hielt man die Zungen eines jeden Koppelstückes mit zwei ledernen Querbügeln fest, die man um die Scheide legte, und nähte Bügel und Zungen auf der dem Körper zugewendeten Seite der Scheide zusammen. Keins der Koppelstücke hatte eine Schnalle; eine solche aber sass am eigentlichen Gürtel. Gürtel und Wehrgehenk legte man zugleich an und ab, indem man bloss den Gürtel zu- oder aufzuschnallen brauchte. Die Waffe sass nun zwar ihrem Schwerpunkte gemäss an der Hüfte, aber ziemlich tief, was eben doch beim Reiten lästig war.

Das Wehrgehenk bestand fast immer aus schlichtem weissem Lederzeuge, das an den Kanten rot abgesteppt war. Bei den sächsischen Rittern war es üblich, mehrere Schwerter zu führen; das sächsische Landrecht liess die Zweikämpfer mit einem Schwert in der Hand und einem andern oder zwei Schwertern am Gürtel auftreten [1]. Sonst führte der Ritter neben dem Schwert einen Dolch oder ein scharfes spizes Messer, das entweder geworfen wurde, indem man die Augen-

[1] 1, 63: en blot svert in der hant unde en umme gegort oder tvei.

schlize in dem Helme seines Gegners zu treffen suchte, oder das gebraucht wurde, um das gegnerische Ross zu fällen und dem gestürzten Krieger den Garaus zu machen. Diese Waffe wird bald als »Messer« bald als »Ahle« bezeichnet und von dem »Misericorde« genannten Dolche ausdrücklich unterschieden [1]. Der Speer blieb noch der alte; die Klinge war breit und spiz (66. 8. 9) oder wie eine Pfeilspize (66. 6) mit Widerhaken versehen. Es gab auch Speerklingen mit dreikantiger Spize; doch bediente man sich solcher Speere nur gegen Todfeinde, da die Wunden, welche diese Waffe schnitt, selten oder doch nur langsam ausheilten. Die Streitaxt (70. 19) hielt man für keine ritterliche Waffe; sie wird »daz veige wafen stähelin« genannt; doch verblieb sie dem gemeinen Krieger, ebenso die gewöhnliche Axt, auch »Hatsche« oder »Barte« genannt. Als Barbarossa im Jahre 1167 Rom belagerte, zertrümmerten die Deutschen mit Axtschlägen die Thüren der Peterskirche. Um diese Zeit erschien zum erstenmal die »Helmbarte«, eine Waffe, die später »Hellebarde« genannt wurde; sie war ein Beil (Barte) mit langem Stiele (Helm, 65. 6) und zuweilen mit Haken versehen, um damit die feindlichen Reiter von den Rossen herabzureissen [2].

Eine gemeine Waffe war auch die Keule; trozdem fand man sie ab und zu noch in der Hand vornehmer Krieger. Wie die Chronik berichtet, war sie die Lieblingswaffe eines der besten Feldherrn Barbarossas, des Erzbischofs Christian von Mainz. Dieser riesenhafte Prälat, der, das veilchenblaue Bischofsgewand über dem eisernen Panzer, mit einer Löwenstimme die Messe las, sezte nach der Messe den goldenen Helm auf, tummelte sein Schlachtross und schwang seine dreizackige schwere Keule; einmal schlug er damit in einer Schlacht zweiunddreissig Lombarden die Zähne ein. Auch der Kriegsflegel wurde unter gemeinen Söldnern vielfach gehandhabt (64. 7).

Neben Bogen und Pfeilen (66. 6. 11) trat gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Armbrust hervor; ihre erneute Verwendung wird dem Könige Richard Löwenherz zugeschrieben; man hielt sie damals für eine teuflische Erfindung und betrachtete es wie eine himmlische Vergeltung, dass Richard gerade durch einen Armbrustschüzen das Leben verlor. Auf den im Braunschweiger Dome unter Heinrich dem Löwen ausgeführten Malereien erscheint die Armbrust bereits mit Geissfuss und Fussbügel. Der Geissfuss war der zum Losdrücken der Sehne bestimmte Schnepper, und der Bügel ein am oberen Ende der Rüstung befestigter Eisenring, in den man den Fuss sezte, wenn man die Waffe spannte (69. 14).

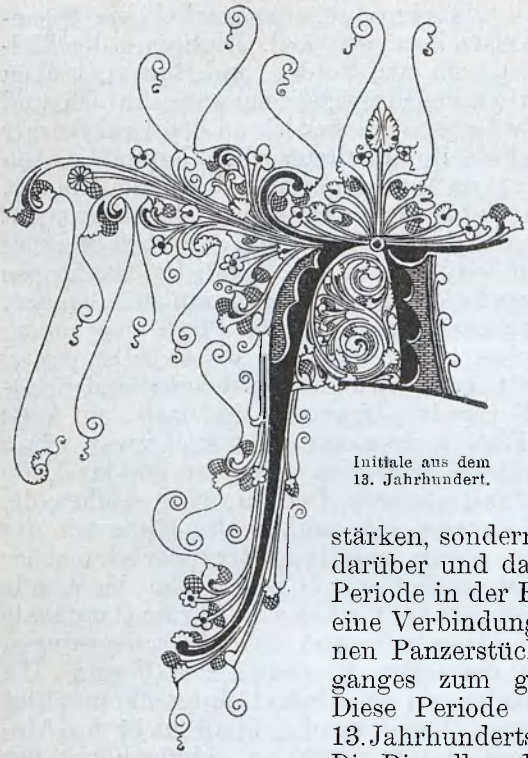
Der Sporn führte noch immer einen Stachel, dessen Hals sich jedoch verlängerte und meist schräg anstieg. Wegen der Rüstung, die man dem Pferde anlegte und die unten vom Pferdebauche weit abstand, bedurfte man längerer Sporen, um die Weichen des Pferdes

---

[1] „Alenaz"; Guiart, 1, 6745: Un alenaz d'acier; — 10499: Les misericordes agues Et les espées esmoulues Les coutiaus trenchanz et les lances Leur embatent parmi les pances.

[2] Lied von Troje, 30050: Die truogen hallenbarten, Ser unde wol gesliffen; Swaz si da mite ergriffen, daz was ze tode gar verlorn. — So in der Schlacht bei Bouvines 1214.

erreichen zu können (vrgl. 69.8). Manchmal sass der Stachel ohne besonderen Bügel an der Ferse des Eisenschuhes fest (66.10). Die Sporen der Edelleute waren vergoldet. Am Sattel standen Vorder- und Hinterpauschen senkrecht in die Höhe; namentlich die Hinterpausche war sehr hoch und wie die Lehne eines Sessels gewölbt, so dass sie sich an den Unterkörper des Reiters bequem anlegte und mit ihren Seitenlaschen dessen Weichen deckte (66.13). Die Vorderpausche war ähnlich gestaltet, doch nicht immer, und stand dann mit ihrer Lehne entweder der Hinterpausche zugewendet (71.3) oder abgewendet in der nämlichen Richtung (71.7); leztere Stellung machte es leicht, die schweren Waffen, wie den Topfhelm, das grosse Hiebschwert, den Streitkolben und die Axt unterwegs daran aufzuhängen. Unter den Sattel kam eine Decke zu liegen, um das Pferd zu schonen, und auf den Sattel ein weiches Kissen für den Reiter. Der Sattel wurde mit Gurten festgeschnallt, mit dem Bauch-, Schwanz- und Brustriemen. Der Bügel hatte die Form eines Triangels und meist ein Auge oben für den Steigriemen. Ein Pferdepanzer lässt sich zwar schon für das 9. Jahrhundert nachweisen, abbildlich aber erst für das Ende des 12. Das »Phertkleit« bestand aus zwei Decken, von welchen die eine Kopf, Hals, Brust und Kruppe, die andere das Hinterteil des Pferdes einhüllte. Die Decken waren aus doppelter oder dreifacher Stofflage hergestellt oder hatten ein Futter von Leder. Um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert erscheint abbildlich das Kleid zum erstenmale als Panzer (69.7); es ist mit eisernen Schuppen, Schilden oder Ringen benietet, ganz so, wie es bei dem alten Haubert der Fall war. Die beiden Teile des Panzers wurden an den Sattel festgeschnürt; das vordere Stück war vor der Brust offen, um das Pferd nicht im Ausgreifen zu behindern. Hufeisen waren durchweg gebräuchlich; wir bemerken sie in den Bildern des Hortus deliciarum mit und ohne Dollen, ebenso in jenen der Chronik des Otto von Freising, wo sogar die umgeschlagenen Spizen der Nägel an den Hufen mit Punkten markiert sind (66.14).



Initiale aus dem 13. Jahrhundert.

Dreizehntes Jahrhundert.

Als das 13. Jahrhundert zur Mitte kam, fing die Rüstung an seltsam zu werden; man sann nur darauf, die Schuzmittel des Körpers zu vermehren ohne Rücksicht auf die Bewegung desselben. Man begnügte sich nicht mehr, die Kleidung völlig mit Ringen oder Schuppen zu verstärken, sondern legte jezt noch andere Besäze darüber und darunter an. So trat eine neue Periode in der Entwickelung der Rüstung ein, eine Verbindung des Ringelhemdes mit einzelnen Panzerstücken, eine Periode des Ueberganges zum geschlossenen Plattenharnisch. Diese Periode umfasst die lezte Hälfte des 13. Jahrhunderts und das ganze 14. Jahrhundert. Die Ringelhemden selbst, ob sie nun gemascht oder lederstreifig waren, blieben zwar fast ganz so, wie sie das abgelaufene Jahrhundert überliefert hatte; aber sie wurden an Ellbogen, Achselhöhlen und Knieen zuerst mit viereckigen Platten, dann mit runden Scheiben verstärkt und ebenso an Ober- und Unterarmen vorn wie hinten, an Ober- und Unterschenkeln meist nur vorn mit Schienen besezt. Eine Verstärkung dieser Art ging selbst auf die Hand- und Fusslinge über. Alle diese neuen Stücke wurden willkürlich aufgelegt, so dass es wol kaum zwei Edelleute gegeben haben mochte, die gleichmässig ausgerüstet waren. Die Platten, Scheiben und Schienen stellte man anfangs aus dickem Leder her, das gesotten wurde, um es zäh und geschmeidig zu erhalten, und verstärkte sie dann noch mit eisernen Buckeln und Randbeschlägen [1].

Die Schultern, die man seither unter dem Ringelhemde durch das Spaldenier geschüzt, bedeckte man nun auch aussenher mit passenden Achselstücken aus Leder, die dicht mit kleinen Stahlplättchen benietet waren (69. 13). Statt dieser Plättchen kamen im lezten Drittel des Jahrhunderts flache viereckige Eisentafeln auf (69. 18), die man

[1] Man scheint indes schon gegen Ende des 12. Jahrhunderts von derartigen Panzerstücken Gebrauch gemacht zu haben. An einem Altare zu Klosterneuburg sehen wir einen Soldaten mit Kniestücken und Beinschienen dargestellt (65. 6.), es müsste denn gerade diese Platte in späterer Zeit ergänzt worden sein.

dergestalt an die Achseln sezte, dass sie über die Achseln hinausragten, schräg gegen den Helm hinauf, um so gleichsam die Fortsezung des Helmes zu bilden, damit der feindliche Hieb, wenn er vom Helm abglitt, nicht auf die Schultern fiel, sondern, von den Schulterflügeln[1] aufgefangen, vorüberfuhr. Bei gesteigertem Auspuze brachte man sein Wappen darauf an und liess sie nach unten in die damals beliebten »Geren« übergehen (71. 7).

Auch an den Schienbeinen wurde die Rüstung verstärkt; man legte entweder lange schmale Streifen von Metall senkrecht auf oder eine breitere Schiene aus einem einzigen Stücke von gesottenem Leder, das ab und zu mit Metall beschlagen war (71. 10). Die Kniescheiben schüzte man noch besonders durch flache gepolsterte Lederkappen (71. 11), auf welche dicht gereihte schmale Eisenbänder oder gewölbte Eisenbleche festgenietet waren (69. 4. 13). In gleicher Weise verstärkte man die Rüstung an Arm und Ellbogen (73. 1—3). Die Platten und Bleche waren noch sehr ungeschickt und wenig oder gar nicht nach der Form des Körpers zugerichtet.

Wir haben oben bemerkt, dass man unter den Harnisch ein ausgepolstertes Wams aus Leder oder Leinwand legte[2]; dieses blieb so lange in Gebrauch, als man den Ringelpanzer trug, ja es war häufig die einzige Schuzrüstung des gemeinen Kriegers. Man findet das Wams mit verschiedenen Namen belegt, so mit »Alkotton«, in welchem Falle es wol mit Baumwolle gefüttert war, und mit »Kasagan«; hier war es ein leichtes Schuzkleid von gesteppter Seide mit eingelegten Eisenschienen, das gelegentlich ohne Panzer getragen wurde. Ueber das Panzerhemd zogen die Ritter damals eine Art von Kittel an, einmal, um den Spiegelglanz der Sonnenstrahlen im Eisen zu beseitigen, der den Augen wehe that, dann auch, damit die Rüstung sich nicht allzustark erhize. Diesen Ueberzug nannte man »Wafen-rock« oder »Wafenhemede«[3]; er war stets aus leichtem Stoffe. Anfangs völlig ärmellos und an den Seiten herab offen, hing er wie das Skapulier bei den Mönchen vorn und hinten über die Rüstung herab und wurde nur unter den Armen her mit einer breiten Lasche zusammengehalten (69. 2). Gegen Ende des Jahrhunderts schnitt man den Waffenrock als geschlossenes Kleid zu (69. 1), ohne Zweifel, um die kostbare Rüstung besser vor Staub schüzen zu können, und versah ihn ab und zu mit ziemlich weiten Aermeln, die ein wenig über die Ellbogen reichten; unten liess man den Rock bis in die Mitte der Waden herabsteigen; in dieser Form beliebte man ihn durchweg gegürtet, in der Form eines Skapuliers aber meist ungegürtet. Bis in die Mitte des Jahrhunderts trug man den eigentlichen Rock entweder ringsum geschlossen

---

[1] Im Französischen nannte man diese Tafeln ailettes oder ailerons.

[2] Klar und zutreffend beschreibt die Colmarische Chronik (Urstis. II 57) die damalige Schuzrüstung: Habebant wambasia, id est tunicam spissam ex lino et stuppa vel veteribus pannis consutum et desuper camisiam ferream, id est vestem ex circulis ferreis, per quae nulla sagitta arcus hominem poterat vulnerare.

[3] Der Waffenrock wird manchmal „Kursit" genannt, das Kursit zugleich wieder neben dem Waffenrock aufgezählt und sowol über als unter demselben liegend bezeichnet. Worin der Unterschied bestand, scheint nicht mehr nachweisbar zu sein.

oder unten an den Seiten bis über das Knie aufgeschnitten. Gegen Ende dieser Epoche aber schlizte man ihn vorn wie hinten und zugleich an der Seite (69. 12) bis in die Mitte der Oberschenkel, wol auch bis an den Leib herauf; dies geschah, um mit dem Rocke besser zu Pferde sizen zu können. So lang man den Rock als Schuzkleid betrachtete, liess man sichs genügen, ihn aus weisser oder einfarbiger Leinwand ohne weitere Randbesäze herzustellen und selbst mit Baumwolle zu füttern; in lezterem Falle nannte man ihn ebenfalls »Alkotton« oder »Haqueton« wie den Futterpanzer. Bald aber erkannte man, wie trefflich sich das Kleid auch zum Puze verwerten liesse; der Ritter wollte nicht bloss gerüstet sein, sondern auch stattlich und glänzend aussehen; er verwendete deshalb immer häufiger kostbare Stoffe, vorzugsweis aber Seide zu seinem Waffenrocke, liess ihn den Rändern entlang sowie auf der Brust mit Stickereien aus goldnen und farbigen Fäden schmücken und selbst mit Edelsteinen besezen. Dann verfiel er darauf, ihn mit einem Sinnspruch, einer »Devise«, schliesslich mit seinem Wappen auszustatten, ja ihn mit kleinen Wappen über und über zu verzieren. In der Schlacht bei Göllheim trugen beide Gegner, König Adolf wie Herzog Albrecht, gelbe mit schwarzen Adlern besäete Röcke. Auch stattete man den Rock mit farbigem Unterfutter und zierlich ausgezackten Kanten aus. Bei jungen Edelleuten durfte ein Besaz von klingenden Schellen nicht fehlen; auch Ringe, sobald sie ein Geschenk der Geliebten waren, wurden recht in die Augen fallend an ihm befestigt, ja es scheuten sich die Stuzer nicht, den Waffenrock gelegentlich zu einem Schleppkleide verlängert zu tragen; doch geschah dies erst gegen das 14. Jahrhundert hin. Am Hals wurde der Waffenrock durch eine Spange geschlossen und über den Hüften mit dem Wehrgehenke gegürtet (69. 1. 4).

Die Aermel des Ringelhemdes gingen fast immer über die Hände, sie mit Faustschuhen oder Fingerlingen bedeckend. Mehr und mehr kamen indes besondere Handschuhe vor; sie waren aus starkem Hirschleder verfertigt und auf dem Rücken der Mittelhand sowie auf dem Daumengliede mit einer runden Eisenplatte verstärkt (69. 10), oder auf der Aussenfläche völlig mit kleinen Plättchen besezt oder »verblecht« (71. 2). Statt des Bleches verwendete man um die Neige des Jahrhunderts manchmal auch Fischbein[1].

Wie der Ringelharnisch die bevorzugte Rüstung der Ritter, so blieb die Schuppenrüstung die am meisten verbreitete Wehr der minder

[1] Guiart 2, 4654: Les mains couvertes de balainne Et de ganz de plates clouées, En pluseurs parties trouées.

Fig. 69. 1—5., 12. 12. 15. 16. Ritterliche Trachten (12. Herzog Heinrich IV. von Breslau, nach seinem Grabmal von 1299). 15. 16. Ritter Walther von Klingen: 15. Stechhelm golden, Brünne eisenfarbig, Waffenrock und Pferdedecke schwarz und rot geviertelt mit goldenen Knöpfen in den Ecken und weissem Futter, Gürtel braun, Sporn und Bügel silbern, Pferd schwarz, Sattel golden, Zaum braun mit goldenen Buckeln, Futter des Schildes blassrot mit drei schrägen goldenen Streifen, Handhaben weiss. 16. Stechhelm golden, Beile silbern, Pfauenfedern golden an den Augen, sonst blaugrün, Helmdecke rot, Brünne eisenfarbig, Schild schwarz mit goldenen Schindeln und silbernem Löwen, Waffenrock und Pferdedecke gelb mit weissem Futter und mit den Schilden des Ritters geschmückt, die ohne Schindeln, Gürtel braun, Sporen und Bügel silbern, Lanze braun, Sattel golden, Pferd schwarz, Zaum weiss. 6. Morgenstern. 7. Rossharnisch. 8. Sporn (vom Ende des 13. Jahrhunderts). 9. Streitkolben. 10. Kampfhandschuh (von 1250). 11. Trompete. 14. Armbrustschüze. 17. Ritter mit Visierhelm. 13. Ritter mit Topfhelm und Schulterstücken.

Fig. 69.

hochstehenden Krieger und des gewöhnlichen Kriegsvolkes, vorzugsweis aber die der Reiterführer. Wir begegnen in den Bildwerken dieser Periode zahlreichen Darstellungen von Rüstungen mit Schuppen sowol wie mit runden und viereckigen Scheiben. Manchmal bemerken wir den nämlichen Rock auf verschiedene Weise gepanzert; so kommt in der Manessischen Handschrift ein Armbrustschüze im grossen Haubert vor [1] (71. 8), der an Kapuze und Aermeln mit Ketten und Lederstreifen, im Körper mit grossen dachziegelförmigen Schuppen und im Schosse mit langen rechteckigen Schindeln, über diesen aber der Quere nach wiederum mit einer von Lederstreifen eingefassten Kette gepanzert ist.

Seltene Panzer waren solche aus Krokodilshaut, die man noch über die eigentliche Rüstung anzulegen pflegte. Es waren sicherlich nur Beutestücke, die von den Kreuzfahrern heimgebracht wurden. Ueberhaupt ist ein gesteigerter Prunk in der Ausrüstung dieses Zeitraumes zu bemerken; es kamen damals Panzer oder Koller auf, mit welchen man nur prunken, aber keineswegs sich schüzen wollte und die gleichsam aus einer Verbindung des Waffenrockes mit dem Schuppenpanzer bestanden, denn hier lag der Stoff oben, die Panzerung aber unten. Man wählte zum Ueberzuge kostbare und farbige Zeuge, Sammet oder Seide, und liess auf deren Oberfläche nur die vergoldeten Nieten sehen, mit denen die Schuppung inwendig festgeheftet war. Die Nieten hatten die Form von Knöpfchen, Sternchen oder Kreuzchen und davon war nun das ganze Kleid übersäet. Dergleichen Panzerwämser nannte man »Brigantinen«. So wurde auch der Panzer, der aussenher geschuppt war, der »Jazeran«, in eine Prunkwaffe verwandelt, die man nicht in der Schlacht, sondern nur bei festlichen Begebenheiten anlegte [2].

Der dicke Topfhelm mit flacher Glocke war vor dem Gesichte meist ein wenig gewölbt (70. 3) und hier mit Augen- und Luftlöchern versehen; er überdauerte nicht das Jahrhundert. Neben ihm kam gegen die siebziger Jahre hin ein Topfhelm mit verjüngtem, aber noch immer flachem Oberteile auf (70. 4). Dieser Helm war noch im folgenden Jahrhundert in der Schlacht bei Ampfing (1322) zu sehen, wie eine Buchmalerei erkennen lässt (Taf. 5. 21), die zwölf Jahre nach der Schlacht angefertigt wurde. Gegen Ende des Jahrhunderts erschien ein Topfhelm mit oben gerundeter Glocke (70. 5). Die Helme waren aus Stahlblech zusammengenietet und mit allerlei Schmuck ausgestattet, wie ihn jene Zeit des blühenden Rittertums so ausgiebig verwendete. Man besezte den Helm über seinen Kreuznähten, dem »Gespann«, das ihn in vier Viertel teilte, mit Spangen, die von einem anderen Metalle oder vergoldet waren, und bekrönte ihn oben mit Abzeichen oder

[1] Die Bezeichnung „Brünne", die poetisch gleichbedeutend geworden war mit „Haubert", verschwand im Laufe des 13. Jahrhunderts.

[2] Ottokar von Horneck, Reimchronik 653: Darczu sach man Chunie Wenczlan Einen Rockh tragen an, Der was gewarcht (gewirkt) Maisterlich. Auf einen Sameit reich Lagen guldin Pleter (Plättchen) so vil, Das yeglichs Plates Zil Pegraif ein ander Plat, Als der Sameit hat. Das Gold gar bestrewet Ein armer Mann war gefrewet, Wer ihm der Rockh geworden. Nach Maisterlichen Orden Was das Gold des Phelles Tach, Das man sein eichtes plecken sach, Als ain Visch der yender plecht, So je die Schuppen haben bedeckt. Darczu der Pletter yegleichs Hat ain Gezier Maisterliches An yeglichen Ende. Vier Stain auswende Vnd in der Mitte ain, Grossz und nicht klain.

»Cimierden« in den abenteuerlichsten Formen. Da gab es Helme, aus deren Krone ein goldener Engel emporstieg, andere, die mit einem

Fig. 70.

1—5. Topfhelme von 1214, 1217, 1226, 1271 und 1298. 6. Kesselhaube mit beweglichem Visiere. 7. Schwert des Ritters Konrad, Schenk von Winterstetten. 8. Schwert mit Scheide (aufbewahrt in Jerusalem und fälschlich dem Gottfried von Bouillon zugeschrieben). 9. Eiserner Dolch. 10. 11. 18. Fauchons. 12. Kriegsflegel. 13. Siegel des Königs Ottokar von Böhmen. 14. 15. Schwertgriff von 1250. 16. Sporn und Bügel. 17. Sattelzeug. 19. Dänische Axt. 20. 22. Reitersiegel von 1210 und 1256. 21. Siegel Albrechts von Oesterreich 1281.

Schwane besezt waren, dessen Füsse und Schnabel in Vergoldung erglänzten, wieder andere, die mit einem Kranze von Pfauenaugen umsteckt waren, wie man sie damals auch zum Schmuck der Hüte

verwendete (74. 2), und solche, die einen völligen Busch von Pfauen- oder sonstigen Federn führten. Befestigt wurden die Federn häufig mit einem Metallreif in Form einer ausgezackten Krone; jede Zacke war eine Tülle für eine Feder. Andere Helme waren buntbemalt und zwar in den Wappenfarben oder mit den Wappenbildern selbst. Auch wurde es Mode, eine seidene Binde an dem Helme anzubringen und damit so zu umwinden, dass deren Endstücke über den Helm herabfielen; diesen Brauch scheinen die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande mit nach Hause gebracht zu haben; dort leisteten die Schleier treffliche Dienste, um die Glut der syrischen Sonne abzuhalten und durch ihr Wehen Kühlung zu erregen [1]. Schon im 12. Jahrhundert wurden sie zu diesem Zwecke verwendet; man trug sie damals durch einen Ring geschleift, der hinten am Stirnband des kegeligen Helmes sass. Aus der Schuzhülle machte man eine Puzhülle, indem man bunte Tücher oder die Schleier und Aermel der Damen dazu verwendete. Auf der Reise führte man den Helm in einem ledernen Sacke verwahrt mit sich, um ihn so gegen den Staub zu schüzen. Aufgesezt befestigte man ihn mit kleinen Ketten am Panzer. Ueberdies schüzte man gegen Ende des Jahrhunderts die Stelle zwischen Helm und Panzer durch einen Kragen aus Eisenblech, den man »Gorgerette« oder »Halsblech« nannte. Statt der Hirnhaube, über die man den ungeheuren Topfhelm stülpte, benüzte man jezt mehr die Eisenhaube, die grösser war als jene, aber kleiner als der alte Glockenhelm; dieser Kopfschuz, die »kleine Kesselhaube«, wie sie hiess, war ein spizer, seltener ein runder Helm, der vorn bis in die halbe Stirnhöhe reichte, hinten aber den Kopf bis zum Nacken deckte. Anfangs wurde die Kesselhaube lose auf die Ringelkapuze gesezt (76. 6), später aber mit der Kapuze vereinigt und diese vom Panzerhemde abgetrennt; wenn man die Kesselhaube abnahm, so geschah dies zugleich auch mit der Kapuze, die untenher aus der Haube heraushing. Ein ähnlicher Behang aus Eisenmaschen ist noch in unseren Tagen an den morgenländischen Helmen zu bemerken, an den arabischen, wie an den persischen und indischen. Der Schuz, den die am Ausschnitte der Kapuze hängende dreieckige Lasche, die »Finteile«, dem Antlize gewährte, war sehr zweifelhafter Natur; ein Hieb, der mit einer stumpfen Waffe von obenher auf das Gesicht geführt wurde, konnte durch die Eisenringe der Lasche eher verschlimmert als abgeschwächt werden. Etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts brachte man, um den Topfhelm samt der Finteile entbehrlich zu machen, an der Kesselhaube selbst ein Visier an, das in Drehstiften bewegbar war (70. 6) und nach Bedarf über das Gesicht ab- und aufgeschlagen werden konnte. Das Visier stand als ziemlich stark vorspringender Schirm über dem Gesichte; gleichwol war auch so das Gesicht nur scheinbar gesichert, denn ein Schlag, der schräg von oben herab auf diesen Eisenrüssel geführt wurde, konnte den eingeschlossenen Kopf bis zur Betäubung erschüttern, und so war auch diesem Visier keine

[1] Aus demselben Grunde tragen noch heute die britischen Truppen und solche Reisende, die unter den Tropen verkehren, einen Schleier um ihre Kopfbedeckung gewunden.

lange Zukunft beschieden; der Topfhelm überdauerte das Visier in dieser Form, doch nicht die Kesselhaube.

Der alte Schild, der Nibelungenschild (66.1.4), war um den Anfang des 13. Jahrhunderts fast ganz abgekommen, denn wegen seiner Grösse und Schwere erwies er sich eben doch zu unhandlich, namentlich wenn man zu Pferde sass; man gab dem kleineren Schilde den Vorzug, dem »Ecü«, der, wie jener, dreieckig, aber nur so hoch war, als breit, dabei flach oder mässig gewölbt; auch sein Spangenbeschläge beschränkte sich auf die Einfassung am Rande[1]; die eingeschlossene Fläche wurde indes, wie früher, mit den Farben und Wappen des Besizers ausgefüllt (69.12.13). Doch auch hier trat eine Aenderung ein; die Wappen wurden nicht mehr durchweg als Flacharbeit behandelt, als Malerei oder als Ausschnitte in Leinwand, Leder oder Blech, die man aufklebte, sondern vielfach als erhabene Arbeit in Holz geschnizt oder in Metall getrieben und überdies mit Farben und Kleinodien reichlich ausgeschmückt. Selbst Schellen wurden an den Schild gehängt. In friedlichen Tagen war es Brauch, den Schild an der Wand des Festsaales mit Haken zu befestigen und zwar immer die Schilde der ganzen ritterlichen Gesellschaft zusammen. War man in seiner Burg belagert und hängte den Schild vor die Zinnen, so wurde dem Feinde damit bedeutet, dass man zur äussersten Gegenwehr entschlossen sei. Auf der Reise verwahrte man den Schild unter einem Ueberzuge, der »Hulft«[2], denn die Feuchtigkeit konnte die Malerei selbst unter dem Firnisse verderben; im Felde aber hängte man den Schild vor seinem Zelte auf. Wollte man einen Gegner zum Zweikampfe herausfordern, so stellte man den Schild aus, und wer den Zweikampf annahm, berührte den ausgestellten Schild. Beim Lanzenkampfe hing man den Schild mit der Fessel um den Hals und stellte ihn schräg, um durch diese Lage den feindlichen Stoss zum Abgleiten zu bringen[3]. Den alten grossen Schild fasste man bei dieser Gelegenheit dergestalt an, dass die Hand gegen den oberen Teil des Schildes gekehrt war; den kleinen Ecü aber stemmte man auf dem gekrümmten Ellbogen vor, mit der Faust selbst nur die Zügel des Pferdes fassend. Beim Schwertkampfe drückte man den Schild fest an die Brust, denn der Gegner suchte gewöhnlich zwischen Schild und Körper den linken Arm zu treffen. Wenn der Schild zersplittert war, wickelte man die abgerissene Schildfessel um die linke Hand, falls man weiter kämpfen wollte.

Unter den Angriffswaffen blieben Schwert und Lanze bevorzugt. Das Schwert, das man damals häufig bloss »Wafen« nannte, ward länger gemacht als sonst, zum Teile vier Fuss lang, die Klinge aber etwas schmäler und meist in der Mitte ausgekehlt, auch der Knauf, der »Apfel«, vergrössert und ebenso die Parierstange; diese belies man entweder gerade oder bog sie rechts und links gegen den Griff hinauf,

---

[1] Wenigstens ist das Gespänge in den Abbildungen nicht mehr zu bemerken; vielleicht lag es unter dem Wappenbilde verborgen, da man schwerlich auf eine Verstärkung verzichten konnte, die so nötig war.

[2] Nibel. 1640: Ein hulft von liehtem pfelle ob siner varwe lac.

[3] Diese Stellung ist es wol, die in den französischen Liedern „mettre en chantel" genannt wird.

häufiger indes noch gegen die Klinge herab, und verbreiterte sie merklich an beiden Enden oder besezte sie hier mit einem grossen Knopfe. Den Griff kantete man zumeist vierflächig ab und umwickelte ihn mit Draht, damit er fester in der Hand lag. Das Schwert des 13. Jahrhunderts war eine gewaltige Waffe; zu einem kräftigen Hiebe musste hoch ausgeholt werden. Es kam wol vor, dass man in der Schlacht bei wachsendem Grimme den Schild auf den Rücken warf und das Schwert mit beiden Händen fasste. Ein im Dresdener Museum aufbewahrtes Schwert, welches dem Ritter Konrad Schenk von Winterstetten (1209—1240) angehörte (70. 7), ist 1 m 40 cm lang und 10 cm breit, an der Parierstange, die ohne jede Biegung, 25 cm lang, im Griffe 15 cm hoch und im scheibenförmigen Knaufe von 10 cm langem Durchmesser; auf der Klinge, nächst dem Griff, ist bei viermaligem Umwenden der Klinge die Inschrift zu lesen:

»Chunrat. vil. verder shenke. Hi. bi. dv. min. gedenke.
Von. Vinterstetten. hohgemvo. La ganz. dehaine. iisenhvt[1].«

Die Scheide (»Fuoter« oder »Balk«), wurde häufig mit Sammet oder Seide bezogen und an der Spize mit einer Zwinge oder einem »Ortbande« von Messing oder Kupfer beschlagen, um sie gegen Stösse, mehr aber noch gegen Nässe zu schüzen, weil durch diese die Klinge leicht anrostete und dann schwer auszuziehen war. Auch das Mundloch der Scheide erhielt ein Futteral von Metall, oder wurde mit Riemen fest umflochten und überdies mit einem ledernen Lappen besezt, den man über die Parierstange klappte (71. 12).

Die Ankoppelung des Schwertes war verschieden, je nachdem das Schwert zur alten oder neuen Waffenform zählte. Einmal koppelte man die Waffe noch in urväterlicher Weise an, indem man das Ende der beiden Koppelstücke zu Oesen umbog, diese übereinander sezte und dann die Waffe hindurchsteckte (69. 1). Die Koppel selbst war hinten am Gürtel angenäht und wurde vor dem Leibe verschnallt. Eine zweite Art war diejenige, die wir oben im Abschnitte über die Waffen des 12. Jahrhunderts beschrieben haben (66. 7). Das Schwert hing bei dieser Koppelung ziemlich tief an der Hüfte. Als man die Waffe länger machte, musste man sie wieder in die Höhe rücken, damit sie nicht auf dem Boden nachschleifte; man verkürzte deshalb die beiden Koppelstücke und liess sie wieder schräg über die linke Hüfte herabsteigen, doch nähte man sie noch, wie seither, hinten an der rechten Hüfte mit dem Gürtel zusammen. Man zerschlizte jezt nur ein Koppelstück in zwei lange Zungen und jede Zunge wiederum in zwei kürzere. Die beiden oberen Zungen liess man die Scheide unterm Mundloche wagrecht in Schlingenform umfassen (71. 6); man bog sie nämlich auf sich selbst zurück und vernähte sie auf der dem Körper zugewendeten Seite der Scheide. Die beiden unteren Zungen liess man dagegen vorn über die Scheide in schräger Richtung herabsteigen; die erste legte man mit einer grossen Windung um die Scheide herum wieder nach vorn,

[1] Konrad, viel werter Schenke, Hierbei Du mein gedenke, Von Winterstetten hochgemut, Lass ganz keinen Eisenhut.

die lezte aber steckte man vorn durch das zweite Koppelstück, das mit einer Schleife in seiner ganzen Breite die Scheide umfasste. In dieser Schleife waren mehrere kleine Schlize senkrecht übereinander

Fig. 71.

1. 5. Edelleute mit gewöhnlichem und ritterlichem Gürtel. 2. Gürtel mit Kampfhandschuh. 3. Dienstmann mit Schwert und Faustschild. 4. Schwert mit aufgelöstem Wehrgehenk. 6. 9. Schwerter samt Wehrgehenk. 7. Ritter mit Schulterstück (Ailette oder Aileron). 8. Armbrustschüze im grossen Haubert mit Schuppen, Ketten und Lederstreifen. 10. Krieger mit lederstreifigem Panzer, Beinschienen und Faustschild. 11. Krieger im Maschenpanzer mit Kapuze und Rüststrümpfen. 12. Schwert mit Wehrgehenk und Kampfhandschuhen. 13. Edelmann mit kleinem Faustschild.

angebracht. Durch diese Schlize flocht man die Zunge der Gegenkoppel und verknotete ihr Endstück mit dem der Schwesterzunge. Die

Schnalle sass an einem der Koppelstücke (69. 4) und beide waren von Stelle zu Stelle mit Metallrosetten beschlagen. So gefasst, hing das Schwert nahezu senkrecht an oder vor der Hüfte herab. Dies war der Hauptgang der Befestigung; man wiederholte ihn mit mancher Vereinfachung und verband ihn selbst noch mit der grossväterlichen Koppelung, die verknotet wurde (71. 5 vgl. 66. 1). Dieser Art dauerte die Schwertfessel bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts. Gürtel und Koppel blieben bis dahin immer zusammengeheftet, so dass man sich des einen Teiles ohne des andern nicht entledigen konnte. Man legte das Wehrgehenk sowol über den Waffenrock als auch unter demselben über den Panzer an; in lezterem Falle musste man das Schwert durch einen Schliz im Waffenrocke stecken.

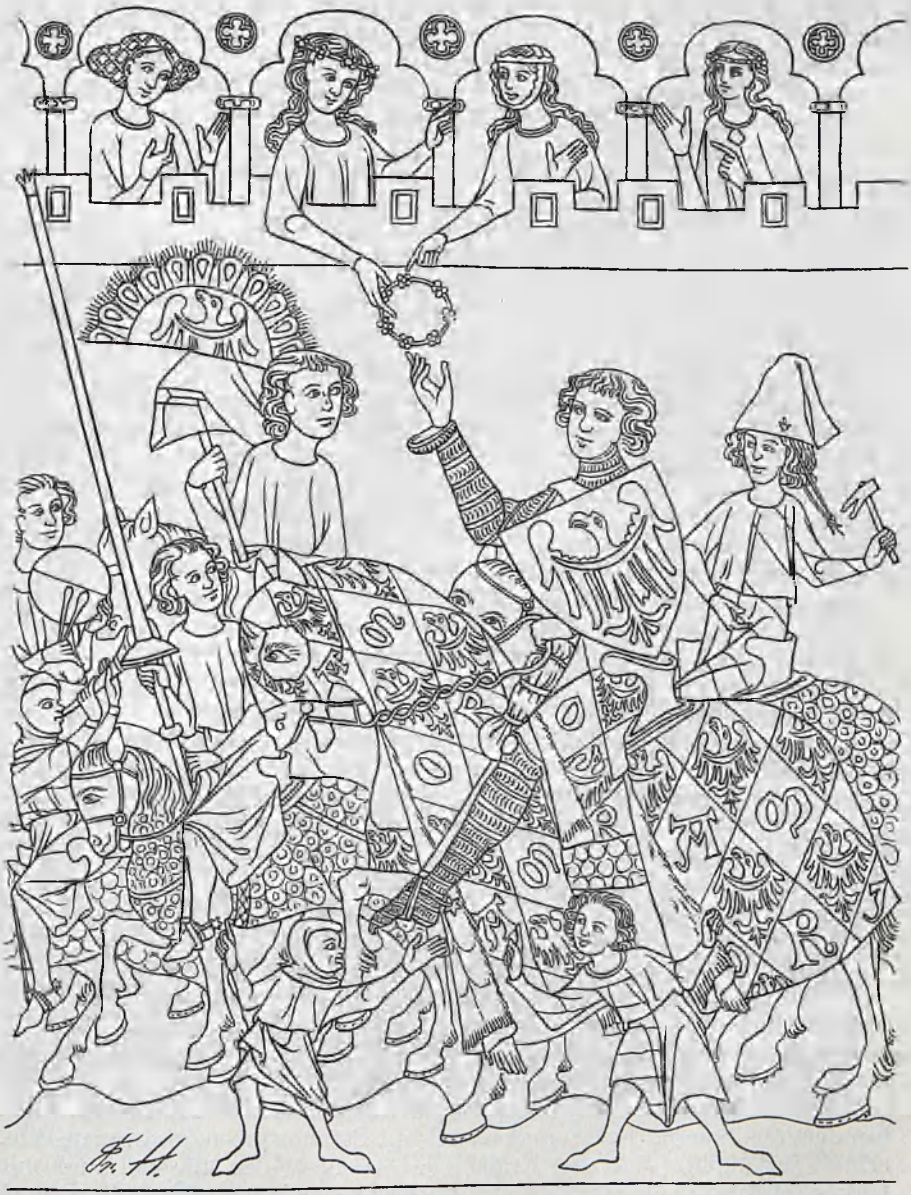
Gegen Ende des 13. Jahrhunderts ward es Brauch, das Schwert selbst, nicht dessen Scheide, mit einer Kette an den Panzer zu schliessen und ebenso den Dolch, diesen auf der rechten, jenes auf der linken Seite (69. 13). Jede Kette war unten am Knaufe der Waffe befestigt und oben an einem Haken, der in der Gegend der Brustwarze am Panzer sass. Ein gutes Schwert war der beste Freund des Ritters; deshalb suchte er sich auch mit so grosser Vorsicht vor seinem Verluste zu schüzen. Er behandelte es wie ein Lebewesen, das an seinem Schicksale Anteil nahm, gab ihm einen Namen, feite es mit Segenssprüchen und hing es nicht mit den übrigen Waffen an der Wand auf, sondern umwickelte es mit seidenen Tüchern und verwahrte es in einer starken Truhe bei seinen übrigen Kleinodien.

Der Dolch war um diese Zeit ein scharfes, zweischneidiges Messer oder eine schmale dreikantige Klinge; leztere nannte man »Panzerbrecher«, oder, weil man dem Gegner den Gnadenstoss damit zu geben pflegte, »Misericordia«. Der alte einschneidige Dolch, der Skramasax, fristete fast nur noch im Sachsenlande unter den Bauern sein Dasein.

Die Reiterlanze, auch »Speer«, »Schaft« oder »Gleve« genannt, nahm an Länge zu; während sie früher selten mehr als 8 Fuss erreichte, wuchs sie jezt ohne das Eisen auf 10 Fuss heran und wurde auch dementsprechend stärker, so dass sie zu ihrer Führung einen kräftigen Arm verlangte. Um der Klinge ein Gegengewicht zu geben, brachte man am unteren Ende des Schaftes eine schwere metallene Kugel an, und an der Stelle, wo man den Schaft fasste, eine eiserne Scheibe, um die Hand zu schüzen. Diesen Handschirm nannte man »Brechscheibe«[1]. Während man früher den Schaft häufig in der Rinde belassen hatte, glättete man ihn jezt durchweg und bemalte ihn mit den Wappenfarben, zumeist in spiralischen Streifen, so wie es heute noch an unsern Fahnenstangen und Wegezeigern geschieht. Das Fähnchen behielt man bei und schmückte es ebenmässig mit den Wappenfarben. Die Klingen waren entweder gestreckt rautenförmig oder lanzettlich und von grosser Länge, wenn man die Lanze im Gefechte gebrauchen wollte, doch abgeplattet und zu vier Zapfen eingefeilt bei Turnieren; die Turnierklingen nannte man »Krönige«. In der ersten Hälfte des

[1] Franz. rondelle.

Fig. 72.



Sieger beim Turnier (aus der Manessischen Handschrift). Wir bemerken hier die Turnierlanze mit ihrer in drei oder vier Vorsprünge eingefeilten stumpfen Klinge, mit ihrer Brechscheibe und der Metallkugel, die bestimmt ist, dem vor der Scheibe liegenden Schaftteile das Gegengewicht zu halten, ferner den Sattel, der an der Vorderpausche mit einem Kissen gepanzert ist, den Helm mit seiner Cimierde, einem halbkreisförmigen mit Pfauenfedern umsteckten Schilde, und ein mit zwei Schlägeln gerührtes Tamburin.

12. Jahrhunderts legte der Reiter seine Stosslanze ein wenig über der Hüfte wagrecht an; später aber nahm er sie dicht unter die Achselhöhle und etwas in die Höhe gerichtet (70. 20), denn je weiter oben er seinen Gegner traf, desto leichter hob er ihn aus dem Sattel. Gewöhnlich hängte man die Lanze mit den übrigen Waffenstücken an die Wand, besonders kostbare aber verwahrte man in besonderen Laden oder Futteralen[1]. Der Wurflanze bediente sich fast nur noch das niedere Fussvolk, wenn es galt, Mauern und sonstige Verschanzungen zu verteidigen.

Es möge hier noch einer Lanze gedacht werden, die in den Liedern häufig genannt wird; ihr Schaft war aus Rohr, das in irgend einem morgenländischen Sumpfe zu Oraste, Gentesin und Aurminzidore gewachsen sein sollte. Vermutlich hatten die Kreuzfahrer solche Rohrlanzen bei den leichten Reitern der Sarazenen vorgefunden und sie von diesen angenommen; doch mögen sie für die abendländische Fechtart sich kaum brauchbar erwiesen haben. Erwähnt werden überdies Lanzenschäfte aus Fischbein und Horn sowie aus wohlriechendem Aloëholze.

Den Bogen benüzte der Ritter fast nur noch als Jagdwaffe und überliess ihn sonst dem gemeinen Kriegsmanne. Im Ernstkampfe nahm die Armbrust immer mehr die Stelle des Bogens ein; die Armbrust wurde die Lieblingswaffe der Deutschen, während umgekehrt bei den Engländern immer mehr dem Bogen die Entscheidung überlassen wurde, allerdings auch nur in der Hand der gewöhnlichen Mannschaft. Indes lässt sich über die Einrichtung der Armbrust für diese Zeit noch wenig sagen; man weiss nur, dass sie ausser dem Bogen und dem Schafte oder der »Rüstung« einen Fussbügel, eine Rinne, eine Nuss und einen Drücker oder »Schlüssel« hatte (69. 14). Der Bügel kam nicht durchweg vor. Der Bogen war sicherlich ebenso beschaffen, wie der gemeine Bogen, nämlich aus elastischem Holze hergerichtet, zugleich wol auch mit einer Schichte von Horn oder Fischbein belegt und mit Rinderflechsen umwunden. Die Sehne war aus Ziegenhäuten zusammengedreht. Es gab Armbrüste, die man mit der Hand spannen, und solche, die so stark waren, dass man sie nur mit einer besonderen Vorrichtung anziehen konnte; diese hiess »Antwerk«; sie wird schon im Nibelungenliede erwähnt[2], doch nicht genauer beschrieben. Die Geschosse waren befiedert, wie auch sonst die Pfeile, und wurden gleich diesen in besonderen Köchern aufbewahrt.

Beile, Keule und Schleuder blieben als untergeordnete Waffen in der Hand des Kriegsvolkes; doch erhielt die Keule zum »Kolben« umgewandelt, als Turnierwaffe ihre ritterliche Ehre wieder zurück. Der Kolben war von Eisen, Kupfer oder Messing, doch auch aus Holz, in diesem Falle aber oben im »Knopfe« mit Blei ausgegossen oder mit Eisen beschlagen. Der Kriegsflegel, welcher sich im 11. und 12. Jahrhundert aus Schaft, Kette und Kugel mit Stachelspizen zusammensezte, erhielt jezt häufig statt der Kugel eine eiserne Walze, die wol auch mit Haken und Spizen gestachelt und mittelst einer langen Oese oder Angel

[1] Im Altfranzösischen „hanstier“ und „lancier“ genannt.

[2] Nibelungenl. 894: ouch vuorter einen bogen, den man ziehen muose mit antwerke dan, der in spannen solde, ern (Sigfrid) hete ez selbe getan. Im Französischen wurde das Antwerk „tour“ genannt.

an den Schaft gehängt war. Diese Waffe hatte eine schreckliche Wucht; das sollten in der Folgezeit die deutschen Ritter erfahren, die mit den Schweizern und Husiten handgemein wurden. Schon der gewöhnliche Dreschflegel war keine verächtliche Waffe; der Bauer, der genötigt war, sein Eigentum zu verteidigen, nahm ihn mit Vorliebe zur Hand, ebenso seine Sense, deren Klinge er für den Kriegsgebrauch geradaus an den Schaft schmiedete, wodurch sie sowol zum Hauen wie zum Stechen geeignet wurde. Eine Axt, eine Hacke und selbst eine Mistgabel waren für den Fall der Not ausreichend, ja der friedliche Spinnrocken musste als Waffe seine Dienste thun.

Die Söldner aller Länder, aus welchen ein grosser Teil der damaligen Heere bestand, hatten den Gebrauch verschiedener Mordinstrumente eingeführt, die vor ihnen in Deutschland unbekannt waren. Manche dieser Waffen scheinen orientalischer Herkunft[1]; die »Guisarme« oder Handaxe[2] hält man für eine Axt mit kurzem Stiele; die »Hellebarte« (halbe Barte) hatte anfangs einen kurzen Stiel, erhielt später aber einen langen und zugleich Haken, mit denen man die feindlichen Reiter aus dem Sattel reissen konnte. Das »dänische Beil« hatte eine gebogene Schneide und kam mit und ohne Spize vor (70. 19). Es gab einen »Atiger« genannten Wurfpfeil oder Jagdspiess in der Art der römischen Hasta; es war dies die Nationalwaffe der Basken; jeder Kämpfer hatte vier Stück davon in der linken Hand. Der »Fauchon«, »Faussard«[3], »Fauzil« oder »Flatschen[4]« war ein grosser Stuzsäbel in Form einer Rasiermesserklinge mit einem Griffe (70. 10. 11. 18). Die »flamländische Pike«, auch »Godentag« genannt, war eine dicke Stange von Eisen, von deren Kopf eine scharfe Spize ausging (73. 3).

Der Sporn erhielt gegen Ende des 13. Jahrhunderts statt des Stachels ein kleines, meist mit acht Spizen versehenes Rad. Der Steigbügel kam noch als Triangel aus starkem Eisen vor; man befestigte ihn am Sattel mit einem Riemen, den man durch das oben am Bügel sizende »Auge« verschleifte, oder mit einer Kette, doch geschah das leztere selten. Der Sattel behielt seine sesselförmige Vorder- und Rückenpausche und an der Hinterpausche stets, an der Vorderpausche ab und zu, seine seitlichen Lehnen, die sich um den Unterkörper des Reiters legten, ihm so einen festen Siz gewährend. Der Sattel war von Holz, mit Eisen beschlagen und gepolstert; man befestigte ihn mit einem breiten Riemen, den man um den Bauch des Pferdes verschnallte, oder auch mit zwei schmäleren Riemen. Um bei seitlichen Stössen nicht so leicht den Siz zu verlieren, schnallte der Reiter nach dem Aufsizen zwei kurze Riemen, die rechts und links an beiden Pauschen hingen, über seinen Schenkeln zusammen (70. 17). Auch befestigte er den Sattel noch mit

---

[1] Rolandslied, 264, 7: Thir (knehte) fuorten alle atigen Mahmut zu eren. — Wigalois p. 272, 10: Gabilot und atigere Truogen die sarjamde.

[2] Hewitt 1, 50: Gysarm, quod dicitur Handaxe. Andere halten die G. für ein Schwert auf langem Schafte.

[3] Gaidon, p. 75: lancent à lui les faussars acerez. — Flerabras, p. 51: ont lancié maint fausart esmoulu.

[4] Biterolf, 6530: Ob wir nicht kumen, sprach der degen, Mit gleven unde buckelaeren, Doch mügen wir satele laeren Mit flatschen wol snidunden. Es ist möglich, dass in dem Namen Fauchon das lateinische Falx, die Sichel, steckt und in dem Worte Flatsche das polnische Palasz, das Säbel bedeutet, denn die Flatsche war ein böhmischer Säbel (70. 18).

einem besonderen Brustriemen, um ihn am Rückwärtsrutschen zu verhindern, falls ein kräftiger Lanzenstoss ihn selbst, den Reiter, traf. Mit der Zeit rückte man den Sattel immer mehr auf das Widerrüst hinauf, und zwar aus folgendem Grunde: kam es zum Stosse, so musste der Reiter seinen Oberkörper so hoch wie möglich aufrichten und sich mit dem ganzen Gewicht nach vorn lehnen, weil er so am besten dem Anpralle der feindlichen Lanze widerstehen konnte. Dabei kam er jedoch auf die Hinterpausche zu sizen; die ganze Wucht des Stosses wurde also von dieser aufgefangen und auf den hinteren Teil des Pferdes übertragen. Lag nun der Sattel zu weit zurück, etwa über den Nieren, so konnte das Pferd hinten nicht genug Widerstandskraft entwickeln und musste zusammenbrechen; wir begegnen solchen hinterwärts zusammenbrechenden Streitrossen häufig in den Abbildungen, welche Turniere oder sonstige ritterliche Zweikämpfe darstellen. Ueberdies kam es auch dem Reiter, wenn er eine kurze Waffe, wie Schwert, Kolben oder Axt führte, darauf an, über den Kopf seines Pferdes hinauslangen zu können. Die Zäumung blieb einfach wie bisher, wenn auch die Einzelteile reicher verziert wurden; sie beschränkte sich auf Brust- und Stirnriemen, Kinnkette, Stangenzügel und Hinterzeug.

Von dem Pferdepanzer, der »Kuvertiure«, haben wir schon oben gesprochen (S. 283). Der vordere Teil des Panzers bedeckte den Kopf bis zum Gebiss und hatte zwei Augenlöcher; er war hier mit einer festen Stahlplatte verstärkt, der »Tehtier«, die zuweilen vor der Stirnmitte eine scharfe Spize führte und ausserdem noch einen besonderen Schmuck, das »Gügerel«[1]. Der vor dem Sattel befindliche Teil der Decke hiess »Brusttenier«, der andere, welcher den Bug des Pferdes schüzte, »Gropiere«; das Bruststück war offen, damit das Pferd ausgreifen konnte. Die Panzerdecke reichte nur wenig über den Bauch herab und war unten gerade abgeschnitten. Ueber den Panzer oder auf das Pferd selbst legte man ein Kleid aus leichterem Stoffe[2]; dieses beliebte man ganz so, wie den Waffenrock, mit dem Wappen verziert, oft über und über mit demselben bestickt und mit Pelz gefüttert. In der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes behängte man es auch mit zahlreichen Schellen, doch gehörte solch ein Schellenschmuck damals noch zu den Seltenheiten. Dieses Pferdekleid war länger als die gepanzerte Kuvertiure (69. 15. 16); gleichwol legte man es, selbst wenn es zur Schlacht ging, über das Pferd, schlug es dann aber in die Höhe, um das Pferd nicht an seiner Bewegung zu hindern. So war der vollgerüstete Ritter des 13. Jahrhunderts zwar eine seltsame, aber glänzende und farbenreiche Erscheinung.

Zum Signalgeben wurden von altersher Stierhörner verwendet, die sich in nichts von den Hörnern der Hirten und der Jäger unterschieden; so berichtet das Nibelungenlied 1924:

---

[1] Lanzelot, 4438: Guldin was sin gügerel: Ein boum mit löubern niht ze breit. Ein gimpel was dar an bereit Mit sidinen weifieren.

[2] Parz., 211, 6: Von samit ein decke rot Lac uf der iserinen. — Wigalois, p. 278, 32: Der riter ors waren bereit Uf iegliches zwo decke geleit Von isen und von pfelle. — Lanzelot, 4414: Mit einer isern kovertiure Ez was bedaht uf den strit. Dar obe lac ein samit Gewohrt grüene als ein gras. Sin wafen ouch dar an was, Rote lewen von golde.

Mit kraft begunde rüefen der ritter uz erkorn,
Daz sin stimme erhlute alsam ein wisentes (Büffels) horn.

Im Parzival werden Pauken, Trompeten, Trommeln (Tamburin), Posaunen und Flöten genannt. In den Abbildungen der Manessischen Handschrift findet sich eine Posaune dargestellt (69. 11); sie ist ein langes, gerades Rohr, das sich oben mit einer kleinen Mündung und unten mit einem grossen halbkugeligen Schalltrichter öffnet; vor dem Trichter hängt ein rechteckiges Fähnchen mit einer seiner Langseiten am Rohre, und auf diesem ist der Reichsadler sichtbar. Als Feldzeichen dienten Fahnen, die häufig mit religiösen Sinnbildern oder auch mit den Wappen der Oberanführer bestickt waren. Schon Widukind berichtet[1], dass ein Heerteil des Königs Heinrich mit wehenden Fahnen in die Schlacht gezogen und die Hauptfahne darunter mit dem Bilde des Erzengels Michael geschmückt gewesen sei[2]. St. Michael, der den Drachen mit einer Lanze durchstösst, begegnet uns auf dem in vier stumpfe Zungen zerschlizten Heerbanner Friedrichs II. in den Jahrbüchern von Genua, deren Malereien die Belagerung einer italienischen Stadt im Jahre 1227 darstellen. Diese Fahne ist eigens mit dem Worte »vexillum« bezeichnet. Man glaubt, dass von diesem Bild in der Reichssturmfahne, dem Erzengel Michael, der Name »deutscher Michel« auf die Kriegsleute überging, welche dieser Fahne folgten[3]. Von Italien aus kam der Brauch nach Deutschland, das Hauptbanner auf einem Wagen aufgehisst mitzuführen. In der Mitte des Wagens stand ein Mastbaum, der niedergelegt werden konnte wie ein Schiffsmast; auf seiner Spize war ein Kreuz oder Heiligenbild aufgepflanzt, und darunter wie ein Segel die Fahne aufgehisst. Der Wagen ging auf vier Rädern und wurde von schönen, kostbar geschirrten Ochsen gezogen. Dergleichen Fahnenwagen nannte man nach dem italienischen Worte carroccio »Karraschen«. Schon im Jahre 1086 führten die Schwaben auf dem Bleichfelde einen Fahnenwagen gegen den Kaiser Heinrich IV. Im Heere Kaiser Friedrichs II. befanden sich statt der Karraschen Elefanten, die mit Turm und Fahne ausgerüstet waren[4]. Kaiser Otto IV. führte in der Schlacht bei Bovines, 1214, einen Fahnenwagen mit sich, auf dessen Mastbaumspize ein niedergeworfener Drache befestigt war, über dem ein goldener Adler sass[5]. Die Fahne, die in dieser Weise auf einem Wagen mitgeführt wurde, trug vorzugsweise den Namen »Standarte«. Der Fahnenwagen überdauerte nicht das 14. Jahrhundert.

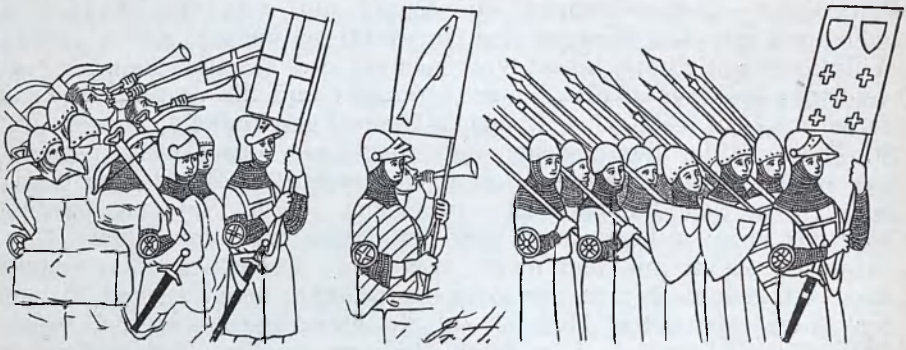
Die verschiedenen Wurf- und Schusswaffen wurden von allen Kriegsleuten gebraucht, die nicht zum Adel zählten, nicht allein von den Söldnern, sondern auch von dem Volksheere. Die Volksheere waren ein gewichtiges Element in den Heeren des 13. Jahrhunderts.

---

[1] 1. 36.
[2] 1. 48.
[3] Andere leiten diesen Beinamen von dem alten Worte „michel“ ab, das so viel wie gross und stark zugleich bedeutet; so im Nibelungenliede 414: „eines schildes rant michel unde breit“; doch scheint dem Verfasser die erste Erklärung die bessere.
[4] Salimbeni (1250) Chronicon 245.
[5] Rigordus (1210), Gesta Phil. Augusti 58. 59.

Die gesunden Männer der Gemeinden und selbst vieler freien Städte waren kriegerisch geschult; sie bildeten Abteilungen sowol ihrem Anzuge wie ihrer Bewaffnung nach und lagen ihren Uebungen nach dem Muster des gedrillten Kriegsvolkes ob. Man sah Bürger völlig in Eisen gekleidet und wohlgerüstet auf ausgewählten Pferden einherziehen und Handwerker, welche alles, was zur Ausrüstung eines guten Soldaten gehörte, mit sich führten. Diese Volksheere wussten sich

Fig. 73.



1 2 3

1. Bruderschaft der Armbrustschützen vom h. Georg: Fahne weiss mit rotem Kreuz. 2. Gilde der Fischer: Fahne rot mit weissem Fische. 3. Bruderschaft vom h. Sebastian: Fahne rot mit zwei silbernen Schilden und fünf kleinen gelben Kreuzen. (Nach einer Wandmalerei in der alten Kapelle von St. Johann und Paul in Gent).

Achtung zu verschaffen; wir wissen aus der Chronik, dass manches französische Heer den flamländischen »Fussknechten« erlag, die es im ersten Ansturme niederzuwerfen hoffte. Eine Mauermalerei, die in der Kapelle von St. Johann und Paul in Gent entdeckt wurde (73. 1–3), stellt uns solche Handwerkergilden in kriegerischem Aufzuge vor Augen; jeder Mann marschiert in Reih und Glied, die Beckenhaube auf dem Kopfe, die Waffe in der Faust, den Leib bewehrt mit dem Haubert, den ein Waffenrock in der Farbe der Rotte bedeckt. Die Anführer tragen die grosse Kesselhaube mit Visier, ebenso die Fahnenträger. Jeder Zug hat seine eigene Waffe, deren Handhabung er sich besonders angelegen sein liess, der eine die Armbrust, der andere den Bogen, der dritte Lanze und Pike. Ebenso hat jeder Zug seine Fahne, die mit dem Gildewappen geschmückt ist.

DRITTES BUCH.

Die Umwandlung der morgenländischen Modeformen in die französischen und burgundischen.

Der Verfall und die Auflösung der mittelalterlichen Trachten.

Die Kriegs- und Volkstracht.

Allgemeines.

Initiale aus dem 14. Jahrhundert. Vrgl. die oben S. 236 gemachte Bemerkung über die widerkirchlichen Scenen, die mit den Initialen verbunden wurden, als die Malkunst aus den geistlichen in die weltlichen Hände überging. Die Buchstaben wurden vielfach noch auf Goldgrund ausgeführt; die starken, schwarzen Linien der Umrisse und der inneren Einzelnheiten, sowie das Teppichmuster, das häufig den Untergrund abgiebt, verleiht den Bildern das Ansehen von Glasmalereien.

naufhörlich nimmt die Zeit ihren Weg von Idee zu Idee, und wie das Kostüm einer unter den formellen Ausdrücken des Zeitgeistes ist, so nimmt auch dieses ebenmässig seinen Weg von Form zu Form. Jede Form sezt die Reihe aller früheren Formen voraus und ist sozusagen die jeweilige Krone von ihr, auch wenn sie ohne die einer Krone zukommende Würde ist. Zeitgeist und Kostüm greifen gegenseitig ineinander über; wenn den Thaten die Majestät entschwindet, so weicht sie auch aus der zeitgenössischen Tracht. Das erste Mittelalter erzog ein hartes und ausdauerndes Geschlecht; seine Entwürfe umspannten Ost und West. Das währte bis zum Sturze der Hohenstaufen; von da an begann die Zerrüttung des Reiches, mit dem Interregnum, mit dem Abfalle der Welfen, mit dem Siege der Geistlichkeit; ja nichts hat die alte Kraft so geschwächt und ihren Nervensaft gleichsam wie mit fressendem Gifte zersezt, als der ultramontane Geist. Diese weibischen Priester in ihrer asiatischen Kleidung haben das Reich zerstört, denn sie duldeten ein- und für allemal nichts, als was sich auf ihre Formel hin taufen liess. Sie haben unser Volk dem grossen nationalen Gedanken entfremdet, und wie die politische Wirkung ihres Treibens sich auf der Karte Deutschlands markierte, die sich mit engen Grenzlinien und bunten Farben füllte, genau so markierte sich auch dessen kostümliche Wirkung in immer engeren und bunteren Gewandstücken.

So schwer und unerquicklich, wie auf politischem Gebiete, ist es auch auf kostümlichem, allen Wandlungen zu folgen, die hier zutage traten; dies ist immer der Fall, wenn eine alte Kultur in der Auflösung und eine neue im Werden und Wachsen begriffen ist. Es herrscht dann eine Zeit der Gegensäze; manchmal verspürt man noch den alten Geist in seiner geschlossenen Kraft; dann drängen sich die Neuerungen auf und wachsen und wachsen, bis von den alten Formen

nichts mehr zu sehen ist. Aus dem Rittertum wich der Ernst und die Poesie; es suchte sein Wesen in Aeusserlichkeiten, in Turnieren, Waffen und Wappen, die es kanonisch feststellte. Und indem es sich von Burg zu Burg bekämpfte und zersplitterte, wuchsen die Städte empor. Der Reichtum siegte über den Adel, und die Macht ging von dem Ritter auf den Bürger über. Aber nicht ohne Kampf! Wie sonst Ritter und Ritter, lagen jezt Ritter und Bürger in ewigem Hader miteinander. Zucht und Sitte verfielen, die Ausgelassenheit wuchs, jedes Mass des Anstandes ging verloren, und die Menschen gebärdeten und kleideten sich ganz nach Thorenweise.

In diese heisse Lust am Leben mischte plözlich der »schwarze Tod« seine Schrecken; eine grauenhafte Beulenpest durchwanderte ganz Europa. Wie die Menschen denn immer voller Widersprüche sind, so äusserte sich auch bei diesem grossen Sterben ihr Verhalten auf doppelte Weise. Einesteils gingen sie in sich, grübelten und hingen bangen Ahnungen nach, wurden fromm und geisselten sich; die Frauen vermummten sich um und um und umbanden sich selbst den Kopf unter dem Kinne her bis zum Munde hinauf mit einem weissen Tuche, als wollten sie sich jeden Augenblick in den Sarg legen. Reichtum, Besiz und Macht verwandelten sich in das Gestein himmelstürmender Dome. Ein anderer Teil der Menschen aber verlor keine Zeit mit Busse und Nachtgedanken; er fiel über die Freuden des Tages her mit jener verzehrenden Hast, die vom nächsten Morgen nichts mehr erwartet. Als aber der schwarze Todesengel sich langsam verlor, wagten sich auch die bussfertigen Seelen allgemach wieder aus der Puppenhülle hervor und die schmetterlingsfröhlichen Moden gewannen nun gänzlich die Oberhand. Bald wusste man in seiner Frivolität, Ueppigkeit und Thorheit kein Mass und kein Ziel mehr; den knappen Anschluss der Kleider um den Oberkörper, der zuvor schon vorhanden war, steigerte man zu atembeschwerender Enge; man formte selbst solche Körperteile ab, die man bis jezt zu verbergen gewohnt war.

Dieser sinnlichen Gereiztheit war nun die lockere französische Mode sehr willkommen. Das, was wir Mode nennen, ein Tageskostüm mit schnellem Wechsel, trat um diese Zeit zum erstenmal in Deutschland auf; in Frankreich hatte sie bereits um die Neige des vorigen Jahrhunderts den Anfang gemacht und war dann als Tonangeber in die benachbarten Länder hinübergewandert. Gleichwol verleugnete sich ihr gegenüber das geseztere Wesen der Deutschen nicht; es folgte ihr nur zögernd und kam stets etwa um ein Jahrzehnt hinter ihr drein. Auch ahmte man in Deutschland die fremde Mode nicht mit allen ihren Einzelheiten nach, sondern nur im Grossen und Ganzen, so dass die deutsche Tracht von der französischen immerhin unterscheidbar blieb. Diese Selbständigkeit, wenn man es so nennen will, scheint überhaupt niemals ganz aus der deutschen Tracht gewichen zu sein, vielleicht weniger, weil es den Deutschen am Willen, als am Geschmacke fehlte, und dann auch, weil das deutsche Klima andere Forderungen stellte.

In dieser Richtung ging es weiter bis zur Reformation. Anfangs

folgte die Tracht immer noch einer allgemeinen Form, so dass sie troz alledem einen geschlossenen Charakter behauptete. Mit der Zeit aber trat das persönliche Belieben immer stärker hervor; jedermann schien seinem eigenen Kopfe folgen zu wollen, so dass es oft schwer ist, den Anteil zu bestimmen, den die Mode und den die Persönlichkeit an einem Kostüme hatte. Dieser Eigenwille wirkte zersezend auf die Trachtenformen ein; alles ging aus Rand und Band; es entstand ein Chaos von Formen, in dem kein Halt mehr war. Aber wie es zuerst der kirchlich-römische Geist war, der den Deutschen seinem Deutschtum entfremdet hatte, so war es jezt der kirchlich-deutsche Geist, der wie ein Sturmwind den fremden Firlefanz von dannen fegte.

Initiale vom 14. Jahrhundert.

1. Die bürgerliche Tracht.

Vierzehntes Jahrhundert.

bgleich die kostümlichen Wandlungen in Frankreich bereits mit der Neige des 13. Jahrhunderts begonnen hatten, machten sich ihre Wirkungen erst an dreissig Jahre später in Deutschland fühlbar; dann aber verkürzten sich die Zeiträume zwischen Entstehung und Nachahmung immer mehr, so dass sie um die Mitte dieser Periode bereits auf zehn Jahre zusammengeschwunden waren. Das erste Drittel dieses Jahrhunderts war in Deutschland noch völlig von den überlieferten Trachten beherrscht; beide Geschlechter kleideten sich noch nach wie vor in den auf die Füsse herabgewachsenen Rock (74. 1—9), den die Frauen seitwärts am Oberkörper herab passend verschnürten, ohne indes ihrem Körper Gewalt anzuthun, während die Männer nur geringe Neigung zeigten, ihn obenher zu verengen. So blieben auch die übrigen Gewandstücke, die oft beide Geschlechter zum Verwechseln ähnlich machten, dauernd in Gebrauch, die ärmellose Suckenie, der pelzgefütterte Mantel mit dem schmalen umgelegten Kragen (58. 1) und seinen Tasselschnüren. Leute, die damals schon in Jahren standen, wichen überhaupt nicht mehr von diesem Kostüm ab, oder verschworen sich doch, dass man sie niemals auf die neue Art entstellt sehen sollte. Ungeachtet ihres Gelübdes aber gingen nach Verfluss weniger Jahre auch sie wie alle Welt gekleidet einher.

Der Einbruch der neuen Mode verzögerte sich zwar in Deutschland, aber in Italien, Frankreich und England geschah er zu gleicher Zeit. Ein römischer Geschichtschreiber weist ihr catalonischen Ursprung zu; es ist indes so gut wie sicher, dass sie schon seit einer gewissen Reihe von Jahren in Marseille herrschte. Dies würde

Fig. 74.

1—9. Männer und Frauen im ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts (1—5. 7. 8. aus der Manessischen Handschrift der Minnesinger und jener des Wilhelm von Oranse; 6 nach einem Grabsteine im Dom zu Freisingen; 9 von einem Spiegelrahmen).

übrigens das Zeugnis des italienischen Chronisten nicht entkräften, denn in allen Städten des Mittelmeeres, von Barcelona an bis Genua, waren die nämlichen Bräuche zu Hause. Der spanische Anteil an dem Modewechsel scheint sich auf den spiz zugeschnittenen Bart beschränkt zu haben, denn von diesem wird ausdrücklich bemerkt: »wie ihn die Spanier trugen«.

Das 13. Jahrhundert währte also, kostümlich betrachtet, in Deutschland bis über das Jahr 1330 hinaus. Um den Ueberblick zu erleichtern, wollen wir von jezt ab jedes Jahrhundert in seine Hälften zerlegen. Betrachten wir vorerst also die männliche Tracht, wie sich solche bis zum Jahre 1350 entwickelte.

Der Zug der neuen Mode ging dahin, die Gewänder so glatt als möglich auf dem Körper anschliessen zu lassen. Die Hosen wurden von diesem Bestreben kaum berührt, denn sie konnten nicht mehr enger gemacht werden, als sie waren. Sie bestanden entweder immer noch aus zwei getrennten Beinlingen mit Füssen, oder aus ganzen Hosen, die den Unterleib mitbedeckten. Man stellte sie aus gewebten, mehr oder minder elastischen Wollstoffen her, oder schnitt sie nach der Form des Beines zu, zweinähtig oder auch nur einnähtig, so dass die Naht hinten oder vornhin zu liegen kam. Um die Hosen am Herabgleiten zu hindern, schnürte man sie oben an die Bruchen oder an den Gürtel fest. Der Gürtel lag entweder unter oder über dem Rocke; in lezterem Falle liess man die Schnüre durch Löcher laufen, die man im Rocke anbrachte; doch kam dieser Brauch ab, als man anfing, auch den Rock zu verengen und den Gürtel auf die Hüften herabzurücken. Unter die Schrullen dieser Epoche zählte die Gewohnheit feiner Herren, zweifarbige Hosen anzulegen, und das eine Bein etwa in Weiss, Gelb oder Grün zu kleiden, das andre aber in Schwarz, Blau oder Rot.

Eine starke Veränderung dagegen erfuhr der Rock. Wir haben bemerkt, dass der Rock um die Wende des 13. ins 14. Jahrhundert bis auf die Füsse herabgewachsen war und nur obenher eine mässige Neigung zum Verengen zeigte, so dass er sich hier um den Körper anschloss. Der lange Rock liess den Herrn, der kurze den Diener erkennen. Nun aber wurde es allmählich umgekehrt; am Herrenrocke rückte der untere Saum bis zum Knie hinauf und die obere Enge stieg ihm entgegen über die Hüften herab; die Aermel waren lang und anliegend. Den passenden Anschluss erzielte man teils dadurch, dass man Brust- und Rückenstück in den Flanken einwärts schweifte, teils dadurch, dass man den Rock auf der Brust und über den Lenden in enge Fältchen schob und diese festheftete; man hatte dafür den Ausdruck »runzern«[1]. Die Aermel pflegte man hinterwärts am Handgelenke aufzuschlizen und mit einigen Knöpfen verschliessbar zu machen. Röcke in dieser Form nannte man »Wams«, und so ging der Name des ritterlichen Gambeson, der auch »Wambeson« oder »Wammesin« geschrieben wurde, auf das bürgerliche Kleid über. Das Wams war Hauskleid, und dementsprechend wurde es meist aus derben Stoffen und selbst von Leder hergestellt, seltener von Sammet oder Seide und selbst dann niemals verziert. Bei dieser Verkleinerung aber blieb die Mode nicht stehen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war der Rock

[1] Limburger Chronik z. J. 1349. Fasti Limpurgenses, d. i. Chronik von der Stadt und Herrn zu Limpurg an der Lahne. Gedruckt bei Gotth. Vögelein 1617. Mehrfach aufgelegt, so einmal in Wetzlar 1720, dann in Marburg 1828, zulezt in Hannover 1883; die lezte Ausgabe ist die sorgfältigste.

bei allen Herren und namentlich bei der Jugend so kurz geworden, dass er das Knie nicht mehr erreichte und so enge, dass er sich nicht mehr anziehen liess, wenn man ihn nicht oben und unten ein wenig aufschnitt. Die Enge wuchs und somit auch der Schliz, bis das Kleid schliesslich von oben bis untenhin aufgeschlizt war. Man zog es nun nicht mehr über den Kopf herab, sondern, gleich unserm heutigen Rocke, vom Rücken her an, und schnürte oder knöpfte es vornherab zu (76.5). Auf diese Weise liess der Rock sich nun um so enger spannen, so dass er sich gleich einem Panzer allenthalben um Arme, Brust und Hüften genau und faltenlos anlegte (77.1—3). Die Büste eines wohlangezogenen Mannes durfte keine Falte sehen lassen. Um den Rock aufs äusserste anzuspannen, unterpolsterte man das unter ihm getragene Kleid mit Watte. Man war genötigt, ihn seitlich unten an den Hüften aufzuschlizen (76.1), wo man ihn meist auch mit Knöpfen besezte. Seine Aermel verkürzte man zu Halbärmeln, die man dann vom Ellbogen aus mit einem Streifen fortsezte, der wenigstens bis zur Kniekehle herabhing (76.2). Die Unterarme liess man von den Aermeln des Unterkleides einschnüren; auch diese schlizte man hinterwärts vom Ellbogen an und verknöpfte sie. Am Ansaze der Finger liess man sie mit einer Erweiterung endigen (76.1; 77.2); die Mündung nannte man »Muffe«, indem man diesen Namen von den Handschuhen herübernahm. Dem verengten und verkürzten Wamse gab man nun den Namen »Schecke«. Dieses Wort hing vermutlich mit dem Namen »Jacke« zusammen, das, wenn englisch ausgesprochen, ähnlich lautet[1]. Es gab Schecken, die man »zweifach genäht« hiess; solche waren in Leib und Schoss getrennt und in jedem Teile besonders zugeschnitten (76.2). Wir kennen keine ältere Erwähnung dieser Art von Schnitt. Im allgemeinen aber verfuhren die Schneider nicht derart; jene, die den Ton angaben, hielten darauf, der Schecke im Ganzen einen passenden Anschluss zu geben, und nahmen hierbei auch Zwickel zu Hilfe. Das Wams war also der längere, die Schecke der kürzere Rock.

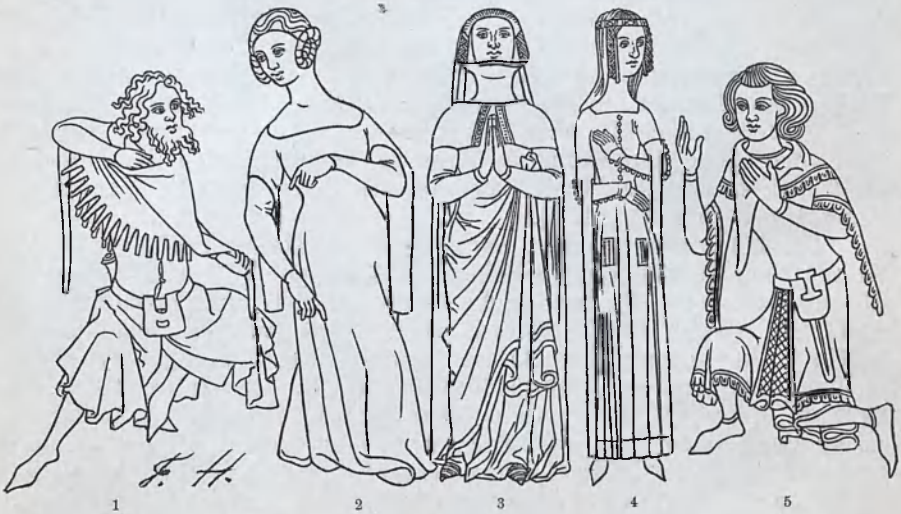
Der Gürtel war überflüssig geworden; gleichwol behielt man ihn als Zierstück bei und rückte ihn immer tiefer bis auf die Höhe der Schenkel, doch nicht bis an den unteren Rand der Schecke herab. Solch ein beschränktes Kleid konnte nicht für alle Fälle genügen; man bedurfte daneben eines weiteren und längeren Rockes, der sich über die Schecke anziehen liess, und verwendete als Oberkleid das Wams in seiner alten Form oder einen andern Rock, der sich mit der Zeit im Oberleibe der Form des Wamses näherte; doch blieb derselbe stets länger, als das Wams, führte aber kürzere Aermel; oben lag er passend an und hatte vorn einen langen vom Gurt herabsteigenden oder auch völligen Schliz (75.1.5), der meist offen blieb; von den Hüften an nahm er gleichmässig an Weite zu. Die Aermel reichten, wie häufig bei der Schecke, bis in die Armbeuge, und hingen hinten ein gutes Stück über den Ellbogen herab; dieser Flügel, dessen Innenseite offen ins Auge fiel, wurde mit Pelz oder Seide gefüttert. Den Gürtel legte

[1] Die Franzosen nannten es „jaquette“ oder „jaquet“.

man nach der Mode auch über diesen Rock tief um die Hüften. Bürgerliche Leute benüzten als Gurt einen einfachen Lederriemen, an den sie Tasche und Dolchmesser befestigten (76. 5). Reiche Herren verwendeten auf seine Austattung eine grössere Sorgfalt, als bisher, so dass er zum Geschmeide wurde (76. 2) und dann als standesgemässe Auszeichnung galt. So bildete er aus Metallplatten zusammengefügt mit seiner grossen Scheibenschnalle und einem Besaz von Edelsteinen ein Hauptstück der ritterlichen Tracht und eine Auszeichnung, die den bürgerlichen Ständen nicht zukam. Es scheint, dass man ihn durch verdeckte Haken in seiner tiefen Lage festhielt.

Fast gänzlich unberührt von der Mode blieb der Mantel; man trug ihn unausgesezt in verschiedener Weite und Länge, sowie in zweierlei Form, entweder als halben oder als ganzen Kreis zugeschnitten. Den halbrunden Mantel schloss man meist wieder, wie es vor dem Aufkommen der Tasseln der Fall gewesen, mit einer Agraffe auf der rechten Schulter (74. 6). Der kreisrunde Mantel kam sowol unzerschlizt vor, nur mit einem Kopfloche in der Mitte, durch das man ihn überstürzte, oder an der rechten Seite (Taf. 4. 2), ebenso oft auch vorn herab aufgeschlizt.

Fig. 75.



1 2 3 4 5

Männer- und Frauentrachten aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Der seitlich geöffnete Mantel wurde vielfach über die Schulter her mit Knöpfen geschlossen (76. 5); sein Name war »Heuke« oder auch »Henke«. Der vornherab ganz oder zumteil aufgeschnittene Mantel wurde zugeknöpft (Taf. 5. 15); einmal geschlossen, konnte man ihn ohne weiteres über den Kopf herab an- und ausziehen, wie dies auch sonst mit der Glocke der Fall, deren Namen auf ihn überging.

Die Kapuze gewann immer weitere Verbreitung; sie war von altersher bekannt, ursprünglich aber nur vom tagewerkenden Volk

und den Mönchen getragen worden (50. 5); später ging sie auf die ländlichen Arbeiter über, auf reisende Leute und Jäger. Dann wurde sie von Herren und Damen als Schuzkleid auf der Jagd benüzt (74. 2. 4) und so kam sie nach und nach in die vornehme Mode. Um diese Zeit erhielt sie den Namen »Gugel« (vom lateinischen cucullus, auch Kugel, Kogel oder Gogel) und veränderte rasch ihre alte unelegante Form. Bald umschloss die Gugel den Kopf dergestalt, dass nur das dichtumrahmte Gesicht freiblieb, bald war sie weit, eckig und sass locker auf dem Kopf; einmal reichte sie bis auf die Schultern, ein andermal mit einem Kragen über die Schultern fast bis auf die Ellbogen herab, indem sie Hals und Oberkörper umschloss (Taf. 4. 4). Der Kragen war entweder ringsum geschlossen oder vornherab offen und verknöpfbar; leztere Gugeln nannte man »geknäufte Gugeln«, denn die Knöpfe hatten die Form von halbkugeligen Knäufen. Ebenso, wie man die Oeffnung von der Brust bis zum Kinne verknöpfte, ging man weiter hinauf und knöpfte sie auch vor dem Gesicht bis zu den Augen zu. Ueber dem Haupte stand die Gugel mit einer Spize in die Höhe; diese Spize wuchs und fiel schliesslich wie ein Schwanz rückwärts über den Rücken herab (Taf. 4. 5). In anderer Weise zog man die Gugel mit dem Gesichtsschlize über und wickelte den Zipfel um den Kopf, so dass sie die Wirkung eines Turbans erzeugte; diese Anlage wurde gegen Ende des Jahrhunderts bevorzugt.

Ein eigentümlicher Schmuck, der um diese Zeit allgemeine Verbreitung gewann, bestand in sogenannten »Zaddeln«; es waren dies Zacken oder Lappen, in die man die Ränder an den Röcken, Kapuzen und Mänteln ausschnitt oder damit besezte. An der Kapuze zaddelte man vorwiegend den Saum des Kragens, zuweilen auch den Gesichtsrand (Taf. 4. 4—6), am Rocke den unteren Saum und die Kanten der Hängeärmel (75. 5. Taf. 4. 10).

Die Mode der Schellen war allgemeine Herrentracht. »Wo die Herren sein, da klingeln die Schellen,« sagte der Volksmund, und ein Chronist meinte: »Es hat solche Zierd herrlich und ansehnlich gestanden.« Gegen die Mitte des Jahrhunderts war die Schellenmode bereits in die bürgerlichen Kreise herabgestiegen, wenigstens in dem reichen Nürnberg, denn ein städtisches Gesez vom Jahre 1343, dem einzigen dieser Art, das uns aus jener Zeit überliefert wird, verlangte: »Kein Mann noch Frau soll keinerlei Glocken, Schellen noch keinerlei von Silber gemacht hangend Ding an einer Kette noch an Gürteln tragen.«

Eine Art von bis jezt unbekanntem Luxus war der der Federbüsche; die Männer schmückten ihre Hüte mit Straussfedern; aber nichts war damals noch seltener, als Straussfedern; man musste sie mit schwerem Golde zahlen, und selbst um diesen Preis hatte sie nicht jeder, der sie wollte. Auch für Perlen erwachte damals eine grosse Liebhaberei; man brachte sie überall an, wo es schicklich war, auf Gürteln und

---

Taf. 4. 1—17 Männer- und Frauentrachten des 14. Jahrhunderts. 1—4 nach den zwischen 1358 und 1364 entstandenen Glasfenstern im Kloster zu Königsfelden. 5, 11, 14, 15 nach einer im 14. Jahrhundert angefertigten Handschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems. 6 nach der Legenda aurea von 1362; 7 nach einer Handschrift des Schwabenspiegels; 8, 10, 12, 13, 16, 17 nach einer Handschrift des Wilhelm von Oranse vom Jahre 1334; 9 nach einem Grabsteine im Kloster Himmelspforte bei Würzburg vom Jahre 1403.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Hüten, auf den Borten der Kleider und sogar auf den Schuhen. Selbstverständlich blieb jezt noch ein derartiger Schmuck seines Wertes wegen immer nur eine Ausnahme[1].

Nicht immer legte man Schuhe an; man fütterte die Beinlinge mit Socken und unterlegte sie mit Sohlen (Taf. 4. 16. 17). Bei schlechtem Wetter indes legte man hölzerne Unterschuhe an oder eisenbeschlagene Sohlen. Die eigentlichen Schuhe stiegen bis an oder ein wenig über die Knöchel herauf; sie bedeckten den ganzen Fuss, oder waren auf dem Rist derart ausgeschnitten, dass oben rechts und links eine Lasche übrig blieb, die man vor der Fussbeuge zusammenknöpfte (Taf. 4. 4). Auch hielt man diese Schuhe mit einem völligen Querbande oder mit einer Spange fest. Vor den Zehen beliebte man die Schuhe gespizt. Die Mode der langen Schnäbel, die im 12. Jahrhundert schon einmal geherrscht hatte, kehrte wieder zurück; ihr Ursprung aber war nicht der nämliche; sie kam jezt von Polen her nach Westeuropa; man glaubt dies wenigstens nach dem Namen, den man den Schnäbeln beilegte, annehmen zu müssen. Die Engländer nannten die Schnabelschuhe »Krakauer« (crackowes), die Franzosen »poulaine«. Es bleibt fraglich, ob die Schnäbel, nachdem sie aus dem westlichen Europa vertrieben worden waren, in Polen eine Zuflucht gefunden hatten, um dann aus diesem halbbarbarischen Lande als Neuheit wieder zurückzukehren, oder ob sie durch morgenländischen Einfluss nach Polen gekommen waren[2]. Mit dem Schnabel wuchs der Ausschnitt auf dem Spanne und zugleich die Anzahl der Querschnüre, womit man den so geformten Schuh festhielt (Taf. 4. 5. 6. 10); den Schnabel steifte man mit Fischbein aus. Wie die Hosen, trug man auch die Schuhe von getrennter Farbe.

Die weibische glatte Haube verschwand nun von den Männerköpfen; auch die Pflege des Haares änderte sich. Zwar fuhr man fort, das Kopfhaar ziemlich lang zu tragen, so dass es den Nacken erreichte, und den mittleren Teil über der Stirne zu einem Busche zu gestalten oder in Löckchen zu kräuseln; so gekraust liess man es auch hinten endigen. Dem Kinne aber, das man seither glatt rasierte, verstattete man wieder den Bart, wenn auch nur spiz zugeschnitten, und ebenso der Oberlippe den Schnurrbart. Es ist ein schier unerklärbarer Zug des sonst so energischen Mittelalters, dass es den Bart nicht begünstigte, ja es hielt das glatte Kinn so sehr für eine Forderung des Anstandes, dass es zuweilen den Bart geradezu verbot. Es kam vor, dass jemand, der in Schande fiel, damit gestraft wurde, dass er sich den Bart nicht scheren durfte, oder dass einer, dem eine ungerechte Schmach widerfahren war, sich verschwur, seinen Bart wachsen zu lassen, bis er sich ge-

---

[1] Der Herzog von Bourbon, der damals in Feindeshand geriet, trug auf seinem Waffenrocke nicht weniger als sechshundert Perlen, ungezählt die Rubinen und Saphire. Dieses Gewand stellte eine solche Summe dar, dass ein zu London ansässiger Lombarde 4200 Thaler darauf bewilligte.

[2] Wie dies auch früher der Fall gewesen, fanden die Schnabelschuhe in Frankreich eine weit günstigere Aufnahme als in Deutschland. Ein Mann hatte dort keine Lebensart, wenn die Spizen seiner Schuhe, Stiefel oder besohlten Beinlinge sich nicht gut einen Fuss über die Zehen hinaus verlängerten. Bereits im Anfange des 14. Jahrhunderts unterschied man dort die Stände nach der Länge des Schuhschnabels. Die Damen und grossen Barone trugen Schnäbel von zwei Fuss Länge, die vornehmen Leute von einem, die gewöhnlichen von einem halben Fuss.

rächt habe. Es waren die gewandten Luxemburgischen Kaiser, die an dem Barte Gefallen hatten; gleichwol fanden sich viele, die daran Anstoss nahmen. So bemerkt der böhmische Chronist Hageck zum Jahre 1329; »Nun auch begann die Ritterschaft ihre Bärte lang wachsen zu lassen, da man sich vordem glatt trug; auch trugen etliche Knebel gleich Hunden und Kazen nach heidnischer Art. Andere aber, ihre Mannheit verleugnend, nahmen weibischen Brauch an, trugen langherabhängendes Haar, kämmten und bleichten es nass an der Sonne. Etliche, die vor allen anderen berufen und schön erscheinen wollten, nahmen dann ein heisses Eisen, das sie »calanistrum« nannten, brannten und kräuselten ihr Haar, und je zierlicher einer dies konnte, desto schöner dünkte er sich zu sein.«

Ein anschauliches Bild von der Tracht, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts herrschte, giebt die Limburger Chronik zum Jahre 1349. »Die alten Leute mit Namen die Manne — so erzählt sie — trugen weite und lange Kleider, die hatten keine Knäufe; nur an den Aermeln hatten sie drei Knäufe, auch vier oder fünf; die Aermel waren von bescheidener Weite. Diese Röcke waren um die Brust oben gerunzert und gefranst, vorn geschlizt bis an den Gürtel. Die jungen Mannsleute trugen kurze Kleider, abgeschnitten und gerunzert und gefaltet, mit engen Aermeln. Die Gugeln waren gross. Darnach zurhand trugen sie Röcke mit vierundzwanzig oder dreissig Zaddeln (geren) und lange Heuken, die waren vorn bis auf die Füsse herab geknäuft, und stumpfe Schuhe. Etliche aber trugen Gogeln, die hatten vorn einen Lappen und hinten einen Lappen, die reichten einem jeden bis an die Kniee; die Lappen waren verschnitten und gezaddelt. Das hat manches Jahr gewährt. Die Herren, Ritter und Knechte, wann sie zu Hofe gingen, so hatten sie lange Lappen an ihren Aermeln bis auf die Erde, gefüttert mit Kleinspelt oder mit Bunt (mit grauem oder verschiedenfarbigem Pelzwerke), wie es den Herren und Rittern gebührt.«

Ein böhmischer Chronist, Petrus von Zittau, berichtete zum Jahre 1329: »In der Kleidertracht ist eine so grosse Verschiedenheit und Ungestalt, wie sie die Verschiedenheit der ungestalten Gemüter verlangt. Kurz und eng mit einem am Ellbogen herabhängenden Lappen, der wie ein Eselsohr herumfliegt, und einigen bis zur Erde reicht, erscheinen jezt meist die Kleider. Zwei Diener ziehen wegen der Enge der Kleider nur mit Mühe ihren Herrn an. In den Städten, mehr noch auf der Reise, trägt man lange, oben zugespizte verschieden gefärbte Hüte. Keinen noch so gering geachteten Bauer sehen wir auf dem Acker pflügen, der nicht eine rechteckige Kapuze trägt; die Kapuzen sind breit, und ihre Zipfel reichen hinten bis zur Erde. Viele hüllen in sie ihr Haupt ein, d. h. sie wickeln den Schwanz um den Kopf. Einige binden auch Knoten hinein wie die Narren. Ueber die Hosen und Schuhe, in die sie die Beine und Füsse pressen, wundern sich die älteren verständigen Leute und lachen darüber.« Und zum Jahre 1336 giebt ein Anonymus Leobiensis einen Bericht, der die Tracht schon in einer Entartung begriffen zeigt, wie man sie anderwärts erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gewahrt. Hier heisst es: »Zu bemerken ist, dass nach dem Tode des römischen Königs Albrecht in Oesterreich, in Steiermark und in anderen Ländern vielerlei Erfindungen und Neuheiten in der Anfertigung der Kleider aufkamen. Einige trugen an den Röcken den linken Aermel von anderem Tuche; andere machten den linken Aermel so weit, dass er noch weiter war, als der ganze Rock lang. Andere hatten beide Aermel von derartiger Weite; wieder andere verzierten den linken Aermel auf mancherlei Weise mit Seide oder mit Silber, noch andere behängten mit silbernen Röhrchen an Seidenfäden jenen Aermel um und um. Einige trugen auf der Brust Streifen von anderen Tuchstücken mit silbernen oder seidenen Buchstaben. Noch andere trugen Bildnisse auf der linken Seite der Brust, und wieder andere umgürteten die Brust ganz und gar mit seidenen Ringen. Fast alle verengten die Röcke dergestalt, dass manche nur mit fremder Hilfe, und manche nur mittelst Knöpfchen, die von den Handwurzeln bis zu den Schultern, sowie über die Brust und den ganzen Bauch her befestigt waren, ihre Röcke an- oder ausziehen

konnten. Damals vergrösserten sie auch die Kopflöcher, d. h. die Oeffnungen, durch die der Kopf aus den Kleidern gezogen wird, so dass bei diesen Männern die Brust, die Schultern und die Achseln zum grössten Teile sichtbar wurden. Zuweilen machten sie auch Einschnitte die Säume entlang und trugen sie wie Zaddeln. So auch fing man durchgehends an, Kapuzen zu tragen, Bauern wie Juden und Hirten. Es hörte damals der Gebrauch der Männerhauben auf, daran man unter den Weltlichen den Christen vom Juden unterschied. Das Haar verkürzten sie entweder sehr wenig oder scheitelten es überhaupt wie die Juden und Ungarn. Auch die Gürtel änderten sie, denn sie trugen ein Band oder ganz schmale Riemen und sehr tief, nämlich unter dem Hosengurt. Damals verkürzten sie auch die Mäntel so sehr, dass sie einigen kaum das Hinterteil bedeckten. Es begann damals auch, dass Knechte und Hörige farbige Seide trugen den alten Gewohnheiten der Ritter trozend. An den Oberkleidern verkürzten sie auch die Aermel, so dass sie am Arme kaum bis zum Ellbogen gingen, unterhalb des Ellbogens aber hing es lang wie ein Fähnchen herab.«

Die männliche Kleidung von 1350 bis 1400. Mit den Aenderungen, die wir eben beschrieben, hatte die männliche Tracht eine Form erhalten, die für das ganze Jahrhundert charakteristisch blieb; aus diesem Grunde sei hier derjenige, der sich über die Tracht in der lezten Hälfte dieses Zeitraumes unterrichten will, auf die vorhergehende Beschreibung hingewiesen. Was noch hinzukam, beschränkte sich auf eine neue Form des Ueberrockes und eine Uebertreibung der schmückenden Zuthaten.

Gegen Ende des Jahrhunderts wurde der Brauch, die aus dehnbarem Stoffe hergestellten Beinlinge durch eine Naht miteinander zu verbinden, allgemein, so dass es von jezt ab keine einzelnen Beinlinge mehr gab [1]. Unter Rittern und vornehmen Bürgern war als Hosenstoff der aus feinster Wolle gefertigte Scharlach beliebt, der seiner grossen Spannkraft wegen sich besser, als jeder andre Stoff, zu diesem Kleidungsstücke eignete. Als die gewöhnlichsten Farben des Scharlachs kamen Rot und Braun vor; es gab jedoch auch grünen, blauen und weissen Scharlach. Unter dem Worte »Scharlach« verstand man ursprünglich den Stoff und nicht die Farbe; erst später ging der Name auf diejenige Farbe über, die am häufigsten getragen wurde, nämlich auf ein kräftiges Rot. Die Hosen, die man aus derben nicht elastischen Stoffen herstellte, versah man, wenn sie einnähtig waren, mit besonders angesezten Füsslingen, die man, der Mode folgend, zu Schnabelspizen verlängerte. Auch verstärkte man noch, wie sonst, die Füsslinge mit ledernen Sohlen, die dann die Schuhe entbehrlich machten.

Der Limburger Chronist macht zum Jahre 1362 eine Bemerkung, die genauere Beachtung verdient; er schreibt: »Item in diesem Jahre vergingen die grossen, weiten kurzen Lersen und Stiefel, die hatten oben rotes Leder und waren verhauen [2], und die engen, langen Lersen gingen an mit langen Schnäbeln. Diese Lersen hatten Krappen, einen Krappen beim andern, von der grossen Zehe an bis oben hinaus und hintenauf genestelt bis halb in den Rücken. Da ging auch an, dass die Männer sich vorn, hinten und neben zunestelten und gingen also hart gespannt.« Der Name »Lersen« ist, wie es scheint, eine mundartliche Umbildung von Lederhosen; man findet ihn auch Ledersen geschrieben. Die Lersen bildeten jener Notiz zufolge, Bein-

[1] Eine Erinnerung an die Verwendung einzelner Beinlinge statt ganzer Hosen macht sich noch heutzutage in unserer Sprache bemerklich; so haben wir die Gewohnheit ein „Paar Hosen" für ein einzelnes Beinkleid zu sagen. In einzelnen Gegenden Norddeutschlands, wie in Pommern, bezeichnet man noch gegenwärtig mit dem Worte „Hosen" die Strümpfe, die Hosen selbst aber mit „Bucksen".

[1] d. h. es waren mit dem Locheisen nach gewissen Mustern Löcher hineingeschlagen und diese dann mit andersfarbigem Futter unterlegt.

und Fussbekleidung zugleich; sie finden sich in älteren Ausgaben der Chronik mit »Ploderhosen« erklärt, doch ist von solchen in den zeitgenössischen Schriften und Malereien nichts zu bemerken; es scheint darum, dass sich dieselben auf das Geburtsland der Chronik, und auch dort nur auf die niederen Volksklassen beschränkt haben. Es waren wol faltige Beinlinge, die, unten in die Stiefel oder Strümpfe gesteckt, infolge ihrer Weite schlotterig (ploderig) um die Beine hingen. Die langen Lederhosen, die aufkamen, wurden mit dicht gereihten Krappen von unten herauf zusammengehaftelt und beide Beinlinge vom Gesäss an bis ins Kreuz mit Nesteln aneinandergeschlossen; so wenigstens scheint sich die bezügliche Stelle erklären zu lassen.

Die Schecke konnte nicht mehr enger gemacht werden, als sie war, aber sie erhielt immer grössere Verbreitung. Wol selten hat sich an einem Gewande so rücksichtslos die Allgewalt der Mode gezeigt, wie an der Schecke, denn sie nötigte selbst diejenigen, die zu Schuz und Truz gerüstet sein mussten, die Ritter, Bürger und Zunftleute, die täglich den Waffenübungen obliegen mussten, in diese Zwangsjacke, die jede Bewegung zu einer kraftverzehrenden Leistung machte. Die Chroniken bemerken ausdrücklich, dass Laufen, Springen, Werfen und dergleichen Uebungen schier unmöglich waren, weil die jungen Ritter sich hinten und vorn mit Riemen banden, so dass sie starr und steif wie Holzscheite dastanden. Die böhmische Chronik von Hageck berichtet zum Jahre 1367: »Manche trugen die Kleider so eng angepasst, dass sie sich nicht bücken und bewegen konnten. Gottes Greuel über die knappen Röcke und die spizen Schnabelschuhe.« Gegen Ende des Jahrhunderts zeichnete sich die Schecke durch weite Aermel aus, die wie Aermel eines Chorhemdes aussahen (76. 3), durch den Gürtel, den man von den Hüften wieder hinauf in die Taille rückte, durch einen engen Kragen, der niedrig blieb und dem Kopfe freie Bewegung verstattete. Anders war dies bei dem französischen und englischen Jaquet; hier stieg der Kragen bis zu den Ohren hinauf, so dass der Kopf auf ihm sass, wie der Stöpsel auf einem Flaschenhalse.

Den über die Schecke angelegten Rock liess man von Tag zu Tag häufiger die Form der Schecke annehmen, so dass er sich schliesslich in nichts mehr von jener unterschied. Auch die Aermel waren die gleichen; man trug solche bis in die Armbeuge verkürzt (76. 2) und hinten über den Ellbogen herab mit einem Streifen fortgesezt, der immer länger und länger wurde, bis er den Boden berührte. Ebenso oft liess man die völligen Aermel über die Hände herabsteigen, so dass sie zurückgeschlagen werden mussten, wenn man die Hände frei haben wollte. Die lebensfrohe Jugend fand noch andre Mittel, den Oberrock herauszupuzen; sie trug ihn aus zweierlei gefärbtem Tuche, so dass jede Seite von andrer Farbe war, oder so, dass die Farben auf jeder Seite mehrfach wechselten (Taf. 4. 7), überdies den hinten herabhängenden Flügel mit Pelz gefüttert, sowie am Rande in Zacken und Lappen zerschlizt (Taf. 4. 10). Die Grabfigur eines jungen Grafen von Erbach aus dem Kloster Steinbach im Odenwalde (76. 1) liefert uns ein Beispiel, dass das hängende Stück gelegentlich durch Schnurwerk und Passementerien ersezt wurde. Der Rock näherte sich immer mehr der Schecke, auch was seine Länge betrifft; man suchte durch Kleiderordnungen dieselbe auf ein bestimmtes Mass festzusezen. Eine Speierer

Ordnung verlangte um 1356, dass der Rock bis zur Kniescheibe gehen sollte; aber schon um 1370 verstattete ihm eine Strassburger Ordnung eine viertel Elle oberhalb des Kniees zu endigen. Und so war schliesslich Rock und Schecke ein und dasselbe Gewand. Aus Böhmen wird der wol nicht bloss auf dieses Land beschränkte Brauch bestätigt, den Rock, wie dies bei dem Wamse geschah, auf der Brust mit gepolsterten Läzen zu unterlegen, so dass es, wie der Chronist bemerkt, den Anschein hatte, »gleich als wenn ein Mann ebenso wie ein Weib gebrüstet wäre« (vrgl. 76. 2). Diese falschen Brüste schnürte man so eng als möglich ein. Die Knöpfe, die man ursprünglich nur soweit verwendete, als der Zweck es erforderte, wurden nun ebenfalls zur Schmucksache. Man besezte den Rock mit einer Ueberfülle von Knöpfen oder Knäufen. Der böhmische Chronist berichtet um 1367, dass mancher junge Lebemann fünf oder sechs Schock Knäufe auf seinem Rocke trug. Der reiche Knopfbesaz war zwar auch in Frankreich Mode; aber die Deutschen, als Nachahmer, übertrieben ihn und dehnten ihn über die ganze Rückseite der Aermel aus[1].

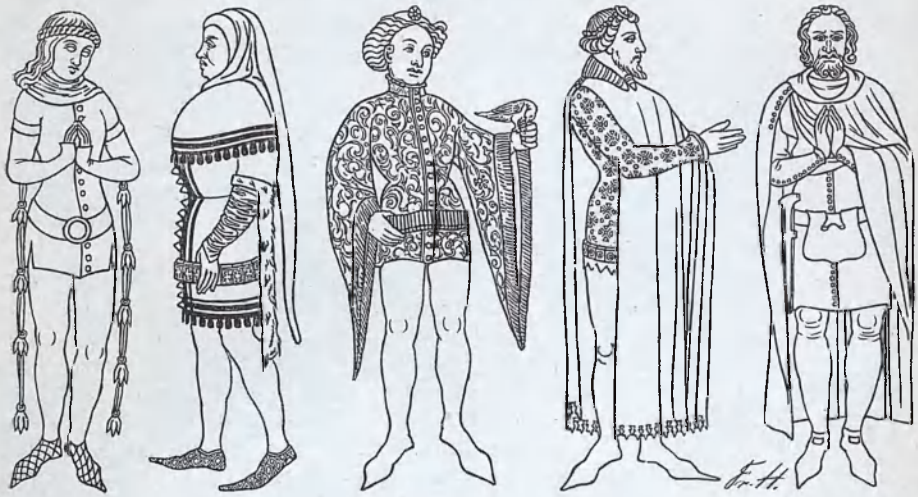
Zur selben Zeit erfuhr der Glockenmantel eine Veränderung, die so gross war, dass seine Urform darüber verloren ging; solche Umwandlung wurde durch die Engländer ins Reich gebracht. Diese, die mit Frankreich im Kriege lagen, kamen im Jahre 1365 ins Elsass; da sah man mit Verwunderung, dass diese schlachtgewohnten Leute in langen Ueberröcken mit hohem Kragen einhergingen, die sie über der Taille mit einem Gürtel faltig zusammenschnürten. Solche Röcke sahen unsern heutigen Schlafröcken ziemlich ähnlich (Taf. 4. 15); nach unten hin waren sie meist aufgeschnitten, dabei wallend und schleppend; ja selbst die Aermel fegten den Boden (Taf. 7. 1). So überboten sie an Weite und Länge alles, was man je in den älteren Jahrhunderten ersonnen hatte; sie waren ebenso unschön als unbequem; gleichwol fanden sie grosse Verbreitung, denn die Welt ist ein seltsames Theater, auf dem oft die schlechtesten Erfindungen den grössten Beifall ernten. Dieses Kleid führte in England und Frankreich den Namen »houppelande«; in Deutschland bürgerte es sich als »Tappert« ein, denn man formte die mit Armschlizen versehene Glocke, die den Namen Tappert (auch Trapphart oder Trappert) führte, danach um, indem man sie in den Schlizen mit Aermeln besezte, vorn in der unteren Hälfte aufschnitt und um die Lenden mit einem Strick oder Gürtel zusammenfasste. Die rastlose Mode bemächtigte sich der Aermel; man machte sie bald eng und im Vorderarme verknöpfbar (Taf. 4. 15), bald weiter als nötig, dann wieder überlang oder überkurz; bald formte man dieselben als unten offene Hängeärmel, bald als unten geschlossene Sackärmel mit einem Schlize oben in der vorderen Naht (Taf. 7. 5) oder im Boden des Sackes, durch den man den Arme steckte. Auch

[1] Ein Sammler in Tours besizt ein Wams, das dem unglücklichen Karl von Blois angehört haben soll; dies Kleid ist von violettem Seidenzeuge mit achteckigen Medaillen in Gold broschiert, die einen Löwen und Adler vorstellen. Vorn herab ist es offen und mit achtunddreissig Knäufen besezt, unten an jedem Aermel mit zwanzig. Die Knopflöcher sind mit grüner Seide abgenäht. Quicherat, Hist. du cost. S. 231.

stattete man den Tappert nicht selten mit einem aufrechten Kragen aus und verbrämte ihn an den Rändern oder fütterte ihn mit Pelz.

Dieser Tappert war immer ein verhältnismässig teures Gewandstück; nächst Wollstoff benüzte man gewöhnlich Seide, Damast und Sammet dazu, lezteren glatt oder geblümt. Der Aufwand blieb keineswegs auf den Stoff beschränkt; auch die Form kostete viel, denn man

Fig. 76.



1 2 3 4 5

1—5. Männertrachten aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. 4. Schecke hellgrau mit weissen um ihren Mittelpunkt herum karminfarbig geflammten Ornamenten, Kapuze hellgrau mit karminroten Streifen, Gürtel karminrot mit weissen Knöpfen und ebensolchem oberen Saum, Hosen hellgrau, Mantel grün. 5. Rock blau mit gelben Knöpfen, Kapuze scharlachrot, Mantel violett mit weissem Futter, Hosen rot, Schuhe schwarz, Tasche und Gürtel lederfarbig, Dolchgriff gelb, Scheide schwarz.

trug den Tappert an den Rändern gezaddelt, auch auf der Oberfläche eingeschnitten und mit Stickereien abgenäht. Aber die Stickereien waren noch nicht alles; für Leute von grossem Vermögen gab es keinen Schmuck, den sie nicht des Ruhmes willen ersannen, unberechenbare Summen auf ihrem Tappert mit herumzutragen[1]. Ausserdem schlangen sie schwere Ketten um die Brust, oder feine Kettchen mit Behängen, die bis auf den Gürtel fielen; zulezt legten sie noch eine Schärpe in Form eines Schultergehenkes darüber, und zwar von der linken Schulter nach der rechten Hüfte. Die Schärpe bestand aus einem Bande von Brokat oder Sammet, das mit Perlen geschmückt, bestickt und am Rande gezaddelt oder befranst war. Schärpen anderer Art glichen ungeheueren Rosenkränzen von dicken Kugeln oder aufgereihten Schmuckstücken.

Der Tappert ging anfangs, wie gesagt, schleppend bis auf den

[1] Ein Chronist hat uns die Beschreibung einer Huppelande hinterlassen, die ein normannischer Edelmann trug; es waren 300 Goldmünzen derart darauf verteilt, dass sie Kleeblattmuster bildeten. Im Jahre 1411 führte der Herzog von Burgund ein Paar Aermel an seiner Huppelande, die mit 7500 silbernen Ringlein und 2000 Laubplättchen von Gold benäht waren. Quicherat S. 254.

Boden herab; aber nicht auf diese Form allein beschränkt kam er in Deutschland in das nächste Jahrhundert hinein. Es tauchten andre Formen daneben auf; die Mode konnte damals das Verkürzen nicht unterlassen. Man rückte den unteren Saum des Tapperts zunächst bis zur Kniescheibe hinauf und endlich bis zum Gesäss (Taf. 4. 11), so dass sich der Tappert von der Schecke nur durch seine bequeme Weite unterschied. Man pflegte ihn obenher über Brust und Rücken in senkrechte, am Schosse in wagrechte Falten zu legen, auch am Kopfloche den Stehkragen nicht fehlen zu lassen. Den Gürtel rückte man dicht an den unteren Saum, wie es sonst nur ausnahmsweise üblich war. Nur in einem Stücke wollten die Deutschen nichts von der fremdländischen Mode wissen; die hohen ausgestopften Achseln, welche die Franzosen nach der dicksten Rundung des Oberarmes »mahoitres« nannten, waren nicht nach ihrem Geschmack.

Die langen und kurzen Formen des Tapperts liefen eine Zeitlang nebeneinander her; der Zweck bestimmte die Länge. Ging man auf den Ball, so trug man den Tappert kurz, so kurz, dass er, wie man aus den Bildwerken ersehen kann, kaum den Anfang der Schenkel bedeckte; dies war auch die Form des soldatischen Tapperts; auf der Jagd oder zu Pferde bediente man sich des bis zur Kniescheibe gehenden Tapperts, des langen aber bei festlichen Empfängen oder auf der Promenade.

Neben dem Tappert in dieser geschlossenen Form blieb unentwegt noch jener in Mode, der, gleichfalls aus der Glocke hervorgegangen, an beiden Seiten herab aufgeschnitten, auf den Schultern aber geschlossen war. Es ist dies etwa derselbe Schnitt, den heute die Dalmatiken der Diakonen haben. Es war ein Hauptkleid der ritterbürtigen Geschlechter; wir finden es fast durchweg auf den Achselstücken mit drei oder vier schmalen Streifen von Hermelin der Quere nach besezt (Taf. 6. 2). Vermutlich ist es das nämliche Kleid, dessen schon im Nibelungenlied als »pirsgewant« gedacht wird (51. 17)[1]. Man trug es je nach seiner Bestimmung lang und kurz.

Der Mantel behielt seine altgewohnte Länge und wurde vor der Brust geschlossen (Taf. 4. 16); indes trug man ihn so nur noch in der vornehmen Welt als Staats- und Ceremonienkleid. Die allgemeine Schuzhülle war die Glocke und die Heuke, von welchen die leztere auf der rechten Seite offen stand und über die Schulter her verknöpft wurde (Taf. 4. 14). Man fügte beiden Gewändern nicht selten einen niederen Stehkragen bei, der den Hals umschloss. So lange diese Gewänder nur den Zweck eines Schuzkleides erfüllen sollten, stellte man sie aus grobem Wollstoffe oder Loden her; doch begann man jezt, sie auch zum Puze herzurichten; damit verfielen sie der Mode; sie wurden kürzer und kürzer, so dass sie schliesslich nur noch den Oberkörper deckten. Man fertigte sie aus den kostbarsten Stoffen, aus Scharlach oder Brokat, und verbrämte ihre Ränder mit Pelz (Taf. 4. 17).

An den Gugeln verlängerte man den Zipfel, das Mass von anderthalb Ellen nicht selten überschreitend (Taf. 4. 5), drehte ihn nach Belieben

[1] In Frankreich wurde es „housse“ genannt, auch „hergot“ oder „argau“ Quicherat S. 197.

wie einen Zopf oder besezte ihn in seiner Naht mit Zaddeln. Auch den Kragenrand zaddelte man aus (Taf. 4.4) oder schmückte ihn mit mehrfach übereinander sizenden Reihen von kleinen Lappen. Gegen die Neige des Jahrhunderts ward es immer mehr Brauch, die Gugel als Müze aufzusezen; wenigstens unter wohlhabenden Leuten wurde sie seit 1400 kaum noch anders getragen.

Neben der Gugel in Müzenform kam ein Barett auf, das man aus dem kirchlichen Anzuge herübernahm und dann in seiner Form übertrieb. Es war eine hohe Müze von Sammet oder Tuch, die oben ebenso oft in eine Spize auslief, als wie der Boden eines Sackes abgestumpft war. Unten stülpte man sie nach auswärts um, so dass das umgeschlagene Stück wie eine Krempe die Müze umschloss. Mit ihrer Kuppe fiel die Müze ein wenig nach vorn über. Diese Müze nahm im folgenden Jahrhundert eine Hauptstelle unter den Kopftrachten der vornehmen Welt ein; es fällt uns schwer, uns so thatkräftige Leute, wie es die burgundischen Fürsten waren, mit dieser Sackmüze und der schleppenden, schlafrockähnlichen Huppelande bekleidet zu denken.

Ebenmässig, wie an den Gugeln, verlängerte man auch an den Schuhen die Spizen; am Ende des Jahrhunderts trug man die Schuhe in verschiedenen Mustern durchlöchert (verhauen) und zerschlizt, wie man dies gewöhnlich an den Kleidern machte. Sonst waren die Schuhe niedrig, auf dem Rist ausgeschnitten und im Ausschnitte mit Nesteln quer überspannt (Taf. 4.5.7.14). Und so kam es denn, dass der nach der Mode gekleidete Mann des 14. Jahrhunderts einherging mit einem Schwanz am Haupt, einem Schwanz an jedem Arme und einem Schwanz an jedem Fusse. Seine wunderliche Erscheinung wurde noch erhöht durch die Farbe des ganzen Anzuges; denn dieser war von der obersten bis zur untersten Spize entweder gleichmässig gefärbt, in Schwarz oder Rot, was ganz teufelmässig ausgesehen haben muss, oder der Rock war gleich einem Schilde gevierteilt (Taf. 4. 4. 7), nämlich rechts oben und links unten von gleicher Farbe, und umgekehrt links oben und rechts unten von einer andern Farbe, die augenfällig von der ersten abstach, dazu die Beinbekleidung an einem Beine glatt, am andern gestreift oder sonstwie gemustert und die Gugel samt dem Schuhzeug ebenso behandelt. Aber daran hatten die Modeherren noch nicht genug; sie liebten ihr Gewand überdies noch mit Figuren bestickt, namentlich mit allerlei symbolischen Zeichen aus der Sprache des galanten Verkehrs. Edelleute schmückten sich mit dergleichen Sinnbildern ohne Rücksicht auf ihre Wappen, denn die Wappen waren der ganzen Familie gemeinsam und bezeichneten somit nicht die einzelne Person auf eine genügend deutliche Weise. Solche Sinnbilder, sorgfältig in Gold oder Silber ausgeschnitten, mit gekörntem Metalle, sowie mit Perlen und Brillanten besezt, bildeten Stücke der Halsketten und Behänge oder die Flächen der Brustnadeln. Auch fanden sie als Schmuck der Kopfpüze Verwendung, ob diese nun Hüte, Barette oder Gugeln waren. Wir werden weiter unten noch manches darüber zu berichten haben.

Es lässt sich bei diesem Hange zu auffallendem und absonderlichem Puze begreifen, dass der Schellenschmuck immer mehr in Aufnahme kam; man wollte nicht bloss gesehen, sondern auch gehört sein. Vorzugsweise trug man die Schellen am Gürtel; solch einen Schellengürtel nannte man »Dusing«, welcher Name sicherlich mit Tosen oder Getöse zusammenhängt.

Die Schellentracht war ausschliesslich deutsche Mode; bei den Franzosen kam sie fast gar nicht vor, bei den Engländern wenig, häufiger bei den Schweden und reichlich bei den jungen italienischen Stuzern; aber überall galt sie als »deutsche Mode«. In einer schwedischen Reimchronik findet sich zum Jahre 1360 eine Stelle, die sich auf die Ankunft des Herzogs Albrecht von Mecklenburg in Schweden bezieht; diese lautet:

Een kom ey sä arm af Tyskeland,
Hade han et Swert i sin Hand.
Kunne han dantza, springa ok hoppa,
Han skulla ju hafwa skall, och förgylta Klocka.

Nach der Göttinger Chronik erschienen auf Einladung des Herzogs Otto in Göttingen »viele Ritter, Weiber und Jungfrauen geziert mit herrlichen Purpurgewändern und klingenden silbernen und goldenen Gürteln und Borten, mit langen Röcken und Kleidern, die gingen alle schurr schurr und kling kling.«

Allgemein war es Brauch, Tasche und Dolch am Gürtel zu tragen, ebenso einen Rosenkranz, »und sol man ouch den uber den ars nicht haben, er sol in vorn an der seiten tragen, als man von alter her getan hat«[1].

Im allgemeinen beliess man dem Haare eine gewisse Länge; junge Leute trugen es meist wellig über Schultern und Nacken fallend und hielten es mit dem aus höfischer Zeit überkommenen Schapel fest, einem Reife, Band oder Kranze; den Reif besteckten sie mit Blumen, Federn oder sonst einem Schmucke, wie er sich für die Jugend eignete und dem fliessenden Haare wohl anstand. Wer den Tappert mit einem hohen steifen Kragen trug, sah sich eben dieses Kragens wegen genötigt, das Haar über den Ohren kurz abzuschneiden[2]. So berichtet der Limburger Chronist zum Jahre 1380: »Da auch fing es an, dass man nicht mehr die Haarlocken und Zöpfe trug, sondern die Herren, Ritter und Knechte trugen gekürte (gekürzte) Haare oder Krullen, gleichwie die Conversbrüder, über die Ohren abgeschnitten. Da dies die gemeinen Leute sahen, thaten sie es auch.« Gekürztes Haar scheint indes nur eine Ausnahme geblieben zu sein; die zeitgenössischen Bilder lassen es selten bemerken; sie zeigen das Haar lang, bald glatt gestrichen, bald in dichten, kleinen, krausen Locken um den Kopf gesammelt, bald auch starr und steif aufgerichtet, als ob ihm absichtlich dies wilde Aussehen gegeben worden wäre. Selbst der Zopf, den wir seither mehrmals als männliche Frisur zu beachten Gelegenheit hatten, tauchte jezt wieder auf. Früher wurde der Zopf an den Schläfen getragen (22. 1. 53. 11), jezt aber im Nacken. Die Limburger Chronik bemerkt zum Jahre 1367, dass ein Graf Johann von Diez »ein slecht har

[1] Nürnberger Polizeiverordnung vom Ende des 14. Jahrhunderts.

[2] In Frankreich behielten die vornehmen Herren ihr Haar zwar lang, wandten es aber über einen Reif in die Höhe, so dass es wie ein Bund den Kopf umgab (76. 4); so blieb es dort bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts.

mit eime langen zippen, als gewohnlichen zu der zit was«. Der Männerzopf errang sogar die Ehre, einer ritterlichen Gesellschaft als Abzeichen zu dienen; Herzog Albrecht III. von Oesterreich (1365—1395) stiftete, wahrscheinlich nach seiner Preussenfahrt, eine Zopfgesellschaft; diese trug den Zopf entweder bloss und um den Hals geschlungen oder in einem Futterale, dann aber im Nacken über die Rüstung bis zum Gesäss hinabfallend. Das Futteral war in Silber getrieben und selbst einem Zopfe ähnlich geformt. Unter den bei Sempach gefallenen Rittern befanden sich zahlreiche bezopfte Herren. Der Bart hatte die Mode gegen sich, trozdem Kaiser Karl IV. und König Wenzel selber den Bart trugen; ja der Bart wurde in einzelnen Ordnungen, wie in der von Speier um 1356, geradezu verboten.

Es liegt nicht in dem Bereich unsrer Aufgabe, die hundertfach wie Pilze im Wald aufspriessenden Verordnungen zu bringen, die in allen Städten gegen die Auswüchse der Mode erlassen wurden; diese Sammlung würde bloss den Stoff anhäufen, ohne die Kostümkenntnis zu bereichern. Indes findet sich in diesen Vorschriften manche Stelle, die wie ein Schlaglicht wirkt und uns deutlicher als eingehende Beschreibungen unsre Vorfahren in ihrem wunderlichen Aufzuge vor Augen rückt. Es muss jedoch bemerkt werden, dass die Verordnungen weniger deshalb erlassen wurden, um der Verschwendung zu steuern, als um den Unterschied der Stände, der durch die Kleidung gekennzeichnet wurde, auch kostümlich aufrecht zu erhalten. Der Luxus drängte von unten herauf, vom Bauer und Bürger, der es dem Edelmanne gleichthun wollte, und die Verordnungen drängten von oben herab, von den edlen Geschlechtern, welche die Herrschaft in der Hand hatten. Wie sehr man den Anstand beiseite sezte, wird aus einer Stelle der böhmischen Chronik zum Jahre 1367 deutlich: »— sie entfernten sich im Kleiderschnitt von dem Muster ihrer Vorfahren, indem sie sich kurze und knappe, oder richtiger gesagt, schandbare Kleider machen liessen, dass man meist die Oberschenkel und das Gesäss sehen konnte«. Nur selten stossen wir indes auf eine Verordnung, die in Rücksicht auf Scham und Anstand erlassen wurde; zu diesen zählt vor allen jene, die der Rat zu Constanz im Jahre 1390 erliess; in dieser wird bemerkt, »dass wer in einem blossen Wams zum Tanz oder auf die Strasse gehe, solle es fein erbarlich machen und die Scham hinten und vorne decken, dass man sie nit sehen möge«. Aus dieser Verordnung geht hervor, dass die den Unterleib deckende Bekleidung, die wir schon bei den auf der Antoninssäule verbildlichten Germanen und in den dürftigen Bildwerken der Völkerwanderungszeit dargestellt finden, die sogar in Natur in den norddeutschen Baumsärgen und Mooren gefunden wurde und die wir noch im Hortus deliciarum des 12. Jahrhunderts bemerken (49. 1), dass dieses altgewohnte Stück völlig aus der deutschen Tracht verschwunden war. Und es blieb verschwunden noch Jahrhunderte lang, bis zur französischen Revolution, wo es unter dem Namen »Pantalons« wieder zum Vorschein kam.

Der Rat von Zürich verordnete im Jahre 1371: »Es soll keiner fortan geteilte oder gestreifte Hosen tragen, sondern es seien beide Beinlinge von einer Farbe und Gestalt.« Der Limburger Chronist bemerkt zum Jahre 1370: »Darnach zugleich gingen die Tapperte an, die trugen Männer und Frauen; auch trugen die Männer Heuken kurz und weit, auf beiden Seiten geknäufelt, doch das währte nicht lang in diesen Landen.« Der Mantel wurde anfangs nur über die rechte Achsel her verknöpft; man muss nun annehmen, dass hier unter Heuke die rechts und links geschlizte Glocke verstanden wird, oder die Knöpfe auf der linken Seite nur als Schmuckstücke aufgesezt waren. Der schnelle Wechsel in der Mode wird trefflich durch die Worte gekennzeichnet, mit denen der Chronist das Jahr 1380 einleitet: »Item in dieser Zeit, sagt er, ward der Schnitt der Kleider verwandelt; wer heut ein Meister vom Schnitte war, der war übers Jahr ein Geselle, wie man hernach wol beschrieben findet[1].« Zum Jahre 1389 überspringend, erzählt der Chronist weiter: »Item in diesen Zeiten

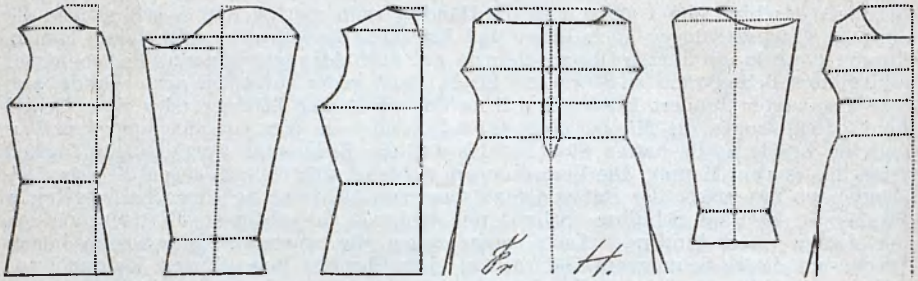
[1] „Item in diser zit wart der snet von den kleidern vurwandelt; wer huwer ein moister was von dem snide, der wart ober ein jar ein knecht, als man hernach wol beschreben findet."

gingen die Frauen, Jungfrauen und Männer, edle und unedle, mit Tapperten und hatten die Mitte gegürtet; die Gürtel hiess man Dusing. Die Männer trugen sie lang und kurz, wie sie wollten, machten lange grosse und weite Stauchen (Ueberfälle) daran, die zuweilen bis auf die Erde gingen. Also, junger Mann, der du noch sollst geboren werden über hundert Jahr, du sollst wissen, dass sie diese Kleider und Kleidermoden, die gegenwärtig herrschen, nicht angenommen haben aus Grobheit noch Gescheidheit, sondern dass sie Schnitt und Kleider lediglich aus grosser Hoffart erfunden und gemacht haben. — Item auch führten Ritter, Knechte und Bürger Schecken und Scheckenröcke, hinten und seitlich geschlizt, mit grossen und weiten Aermeln, und die Prischen (Ueberfälle) an den Aermeln massen eine halbe Elle und darüber; das hing den Leuten über die Hände; wann man wollte, so schlug man sie zurück. Und so führten auch Ritter und Knechte, Bürger und reisige Leute Hundskogeln, (Gugeln mit kurzen Ohren, die man wol auch Affengugeln nannte), geschnürtes und glattes Beingewand zu Sturm und Streit, sonst weder Tartschen noch Schilde, also dass man unter hundert Rittern und Knechten nicht eine Tartsche oder einen Schild fand. Item trugen die Männer fortwährend Aermel an Wämsern, an Joppen und an anderen Kleidern, die hatten Stauchen bis auf die Erde, und wer die allerlängsten trug, das war ein Mann.« Die Verordnungen richteten sich vielfach gegen die Schnabelschuhe; so untersagte der Rat von Strassburg um 1370 den Schuhmachern bei einer Strafe von dreissig Schilling, Schuhe mit längeren Schnäbeln anzufertigen, als von der Länge eines Fingers. Auch sonst kamen die ernsteren Zeitgenossen immer wieder auf dieses Schmerzenskind zurück. Der Chronist Benesch von Waitmuel aus Böhmen erzählt zum Jahre 1372 eine seltsame Geschichte, die sich auf die Schnabelschuhe bezieht. »Da fast alle jungen Leute,« sagt er, »der Eitelkeit ergeben, Schnabelschuhe trugen, wollte der allmächtige Gott, dem der Hochmut der Menschen missfällt, zeigen, dass ihm diese Eitelkeit nicht gefalle und gestattete, dass der Bliz, vom Himmel kommend, plözlich die Schnäbel solcher Schuhe oder die Nasen an den Füssen eines gewissen Edelmannes, Albert von Slawatin des jüngeren, des Burggrafen im Schlosse Cospal bei Leitmeritz, und seiner Gemahlin zugleich mit einem Schlage an beiden Füssen abschlug und den Personen nichts schadete, ausser dass sie, erschreckt, sich vornahmen, nicht mehr in demselben Schlosse zu bleiben. O über die grosse Hartnäckigkeit der Menschen! Obschon dies grosse Wunder allen Menschen klar vorlag, hörte niemand mit dieser Eitelkeit auf, sondern sie hoben ihren Nacken gegen Gott und trugen weiter kurze Röcke und Schnabelschuhe.«

Die weibliche Tracht von 1300 bis 1350. Die französischen Modewandlungen, denen die männliche Tracht in den dreissiger Jahren unterlag, liessen selbstverständlich die weibliche Tracht nicht unberührt; doch scheint es, im Ganzen genommen, dass der Wechsel sich in der weiblichen Tracht minder auffällig und auch etwas später vollzog, als wie bei der männlichen, denn wir begegnen noch das ganze 14. Jahrhundert hindurch weiblichen Gestalten von jener edlen und massvollen Form, die ein Kennzeichen der höfischen Zeit war. Namentlich waren es die Matronen, die bei den altmütterlichen langen und weiten Gewändern verblieben; sie suchten bloss das ärmellose Oberkleid durch Pelzbesaz und anderen Schmuck der Mode anzupassen. Ein Verengen der Kleider fand vorwiegend nur in dem Oberkörper bis auf die Hüften herab, sowie in den Aermeln statt, und dies sowol beim Unter- wie beim Oberkleide. Früher hatte man die Kleider nur soweit verengt, als es der Körperform angemessen war und seine Bequemlichkeit nicht störte; jezt aber erwachte der Ehrgeiz nach einer engen Taille. Am Unterkleide, dem eigentlichen Hauskleide, das man selbst beim Ausgange ohne Oberkleid und nur mit einem Mantel zu tragen pflegte, schnitt man das Halsloch etwas weiter, als seither

(77. 4. 6), so dass Hals und Schultern stärker entblösst wurden. Zugleich verengte man das Kleid im Oberkörper, erweiterte es aber von den Hüften an durch eingesezte Zwickel und machte es so lang, dass man es beim Gehen vorn in die Höhe nehmen oder bei der Tagesarbeit unter den Hüften her unterbinden musste (97. 2). Die Aermel schnitt man durchweg eng, gerade und einnähtig, liess sie aber nicht

Fig. 77.



1 2 3 4 5 6

1—3. Schnitt des Wamses im 14. Jahrhundert (1. halbes Vorderblatt, 2. Aermel, 3. halbes Rückenblatt, 4—6. Schnitt zum Frauenrocke (4. Vorderteil, 5. Aermel, 6. halbes Hinterblatt).

selten mit etwas erweiterter Mündung die Handwurzel bedecken (77. 5). Ohne Zweifel nähte man die beiden Rockteile noch nach altüberliefertem Brauch über die Schultern her und an den Seiten herab zusammen. Um das Kleid schärfer, als seither, um den Oberkörper zusammenziehen zu können, verschnürte man es vorn (77. 4) oder an einer Seite herab, seltener im Rücken. Die Aermel verknöpfte man hinterwärts die ganzen Unterarme entlang bis zum Ellbogen (75. 4). Die Einschnürung muss schon in den zwanziger Jahren weit getrieben worden sein, denn bereits im Jahre 1526 verbot eine Ulmer Kleiderordnung sammetne und seidene »Preise«[1] oder Schnürnesteln. Auch bedurfte eine Dame noch einer zweiten Person, um sich an- oder auskleiden zu können. Wie der Limburger Chronist erzählt, trugen im Jahre 1350 »die Frauen Hauptfenster (Heubtfinster, Halsausschnitte), also dass man ihre Brüste beinahe halb sah«.

Das Oberkleid hatte ganz die Form des Unterkleides; es unterschied sich von demselben, doch nicht durchweg, nur durch die kürzeren Aermel; diese reichten ganz, wie beim männlichen Rocke, vorn bis in die Armbeuge und sezten sich auf der Rück- oder Aussenseite des Armes mit einem schmalen Streifen bis an oder über die Kniescheibe fort (75. 2. 4). Die Breite dieser Fahne betrug etwa die halbe Aermel-

[1] von brisen d. i. schnüren abzuleiten.

Taf. 5. 1—12. Vermählung der h. Hedwig mit Heinrich dem Bärtigen, dem dritten Herzoge von Schlesien. (Die Halsbinde bei Fig. 1—3 war ausschliesslich polnische Hoftracht.) 13. Missethäter. 14. Schultheiss. 15. Mann mit Gugel und Glocke (Heuke). 16—18. Herzog Heinrich der Bärtige mit zwei Dienstmannen Schwertträgern). 19—20. Pilger. (Aus der Hedwigslegende, einer Handschrift vom Jahre 1353, jezt in der Piaristenbibliothek zu Schlackenwerth.) 21. Kampfscene. (Aus der Prachthandschrift des Wilhelm von Oranse vom Jahre 1334, jezt in der ständischen Landesbibliothek zu Kassel.)

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

weite. Das Kleid wurde weniger mehr verschnürt, als der Mode gemäss mit zahlreichen kugeligen Knöpfchen geschlossen, die dicht aneinander gereiht waren. Den Gürtel liess man hinweg oder legte ihn tief unter den Hüften an, ganz so, wie es bei den Männern geschah.

Sehr beliebt als Oberkleid war um diese Zeit der »Sorket«, eine Art von Suckenie, die aus Frankreich gekommen war, wo man das Kleid »surcotte« nannte. Im allgemeinen war der Sorket so beschaffen, wie die übrigen Kleider; er umschloss Brust und Hüften, erweiterte sich nach untenhin und hatte einen grossen Halsausschnitt; nur fehlten ihm die Aermel (Taf. 4. 3); statt ihrer hatte er auf beiden Seiten von den Schultern an bis auf die Hüften einen langen, bogenförmigen Ausschnitt; diesen pflegte man zu verbrämen, das Kleid überdies auf Brust und Rücken mit einem Pelzmäntelchen zu bedecken, das die Form eines kleinen Messgewandes hatte (78. 1. 4) oder in zwei Zipfel zerschlizt war (78. 3). Dieser Anzug war zierlich und majestätisch zugleich. Die Limburger Chronik berichtet zum Jahre 1349: »Das oberste Kleid hiess man Sorkeit; es war neben an den Seiten unten aufgeschlizt und gefüttert, mit Bunt im Winter oder mit Zendel im Sommer.«

Trug man das Unterkleid in Verbindung mit dem Sorket, so verwies man den Gürtel auf das Unterkleid, wo er dann durch die langen Seitenöffnungen des Sorkets immer noch gesehen werden konnte (78. 1. 4). Auch fand man noch mehr Mittel, etwas von dem Unterkleide und selbst von dem Hemde zu zeigen. Eine anständige Art war es, einen Flügel des Oberkleides unter den Arm emporzunehmen (Taf. 4. 3), oder beide Flügel mit Nadeln auf den Hüften zu befestigen. Eine zweite Art bestand in Oeffnungen, die man in der mittleren Oberschenkelgegend im Kleide anbrachte, um das Hemd sehen zu lassen (75. 4). Ja es gab Damen, die noch weiter gingen und die Schlize selbst auf das Hemd ausdehnten, also dass man ihre rosige Haut gewahren konnte. Dies erklärt genügend, warum die Prediger dergleichen Schlize »Höllenfenster« nannten. Doch waren sie in Deutschland vergleichsweise selten.

Zum Auspuz verwendete man an allen Säumen der Kleider Borten von Seide und Goldstoff, Pelzwerk, Schnürband und gefältelte Stoffe.

Unter den edlen wie bürgerlichen Geschlechtern behielten die Matronen den alten, weiten Mantel noch fortwährend bei, obwol mit mehrfach verändertem Zuschnitte. Der Mantel, sonst halbkreisförmig, nahm jezt oft die Form eines Kreisausschnittes mit abgestumpfter Spize und auch eine grosse Länge an; er wurde von hintenher über beide Schultern gelegt und vorn auf der Brust mit einer grossen Agraffe geschlossen (79. 5). Zuweilen hing man ihn frei und ohne Verschluss über die Schultern. Ab und zu stattete man ihn mit einem niederen Stehkragen (80. 6) oder mit einer gefütterten Kapuze aus (78. 2).

Alle Umhänge, die unter den Männern, sei es zum Schuze oder Puze, üblich waren, wurden auch von den Frauen in Anspruch genommen, die Glocken wie die Heuken, lang und kurz, sowie mit demselben Aufpuze. Der Limburger Chronist schreibt um die Mitte des Jahrhunderts: »Auch trugen die Frauen, die Bürgerinnen in den Städten,

gar artige Heuken, die man »Felen« nannte, und war das ein kleiner Spenzer von Nesseltuch[1] (Taf. 4.12), kraus und eng gefaltet, mit einem Saume, der beinah eine Spanne breit; dessen kostete einer neun Gulden oder zehn.«

Der böhmische Chronist Peter von Zittau schreibt zum Jahre 1329: »Die Frauen und Jungfrauen zeigten in ihrem Puze Hochmut, denn sie trugen kostbare seidene Kleider mit vielen Säumen, sowie gezahnten und gekräuselten Besäzen, auch an den Mänteln und Röcken grosse und breite Zaddeln, und ihre Kleider waren oben ausserordentlich eng, unten aber in viele gezaddelte Falten ausgebreitet und bis zur Erde reichend; sie gingen auch in knappen und engen Schuhen einher.«

Das Bestreben, Schultern, Hals und Nacken frei zu halten, beeinflusste auch die Haartracht. Das aufgelöst über Schultern und Nacken fallende Haar, wie es früher allgemein üblich war, verblieb jezt nur noch den Mädchen, die es wie von alters her mit dem Schapel um den Kopf fesselten (79. 1). Doch fingen nun auch die Mädchen mehr und mehr an, das Haar in Zöpfe zu flechten, die sie hinten herabfallen liessen. Verheiratete Frauen dagegen banden ihr Haar meist in die Höhe und bedeckten es mit einer Haube. Die Frisur, die damals am häufigsten vorkam, bestand in zwei dicken Bauschen über Schläfen und Ohren (80. 4). Die Bauschen wurden entweder durch das lockere Haar gebildet, das man hier anhäufte (80. 2), oder durch die Flechten, die man zu einem Neste hier zusammenwand. Nicht selten machte man noch mit einer dritten Flechte von hinten herauf eine Windung um den Kopf (80. 5). Der Scheitel ging stets von der Stirne nach dem Nacken.

Unter den Kopfhüllen gewann die Gugel die meiste Verbreitung (70. 2); sie währte, wie die Limburger Chronik bemerkt, »bei dreissig Jahr, da verging sie«. Die Frauengugel war ganz so abenteuerlich gestaltet, wie die der Männer; sie hatte einen ebenso grossen Kragen und einen ebenso langen Zipfel, wie jene. Daneben kamen andre kapuzenförmige Kopfbedeckungen in Gebrauch, wie das Almutium (53. 9), das indes von der Gugel überlebt wurde (Näheres darüber S. 208).

Schon während der Neige des vorigen Jahrhunderts entstand eine sehr ehrbare Kopftracht, die namentlich unter Matronen zur bevorzugten Hülle wurde. Es war dies ein Schleiertuch aus weisser Leinwand oder Seide, welches das Gesicht umrahmte und auf die Schultern herabfiel (79. 3 82. 4). Man war lange der Meinung, dass dieser Schleier, welcher Hals und Kopf völlig einhüllte, ausschliesslich eine Kopftracht der Witwen gewesen sei, aber es ist sicher, dass, wenn er auch mit der Zeit als Kopftracht der Witwen galt, er zuvor ebenso gut von Frauen, die es nicht waren, getragen wurde. Denn es giebt bildliche Darstellungen von Witwen, welche diese Kopfbedeckung nicht haben, und wir können daran sehen, dass seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts, als diese Mode anhub, sie dem Stande der Witwen fremd war.

Wir haben schon bemerkt, dass die Frauen sich mit der Gugel bedeckten, die den Kopf mit Ausnahme des Gesichtes, aber zugleich den Hals bis zum Kinne und selbst höher hinauf, sowie Schultern und obere Brust vermummte (80. 1. 81. 1). Ueber diese Kapuze legten sie

[1] „und was daz kleine gespens von distel sait.“ Gespens könnte wol auch mit Gespinst übersezt werden und würde dann nach jezigem Sprachgebrauch etwa dem Worte Zeug entsprechen.

schon während der lezten Jahre der abgelaufenen Periode einen Schleier von gestreckt rechteckiger Form; diesen liessen sie mit einem seiner Endstücke über das rechte Ohr herabfallen, wickelten ihn dann um den Kopf und steckten das andre Endstück unter die Umwindung, so dass er auf die linke Schulter fiel (81. 2). So war die Kapuze mit ihrem oberen Teile unter der Umwindung verborgen, während sie mit dem unteren Teil gleich dem Wimpel der Nonnen das Gesicht umrahmte und den Körper obenher verhüllte. Wenigstens scheint es, dass auf diese Weise die Kapuze zum Ursprunge des Wimpels wurde, denn wir bemerken ganz die nämliche Tracht auch bei den Männern am Schlusse des 13. Jahrhunderts.

Diese Kopftracht währte indessen nicht lange, ohne sich völlig zu ändern; die Veränderung sezte sich ausschliesslich unter den Frauen, namentlich unter den Witwen fort; man gab die Kapuze auf und ersezte sie durch ein eigenes Vortuch, mit dem man das Gesicht umrahmte und zugleich Hals und Schultern vermummte (81. 3); mit diesem Vortuche verband man dann den Schleier, den man über den Kopf herabhängte. Das Vortuch entsprach dem »Wimpel«, der Schleier dem »Weihel« unserer Klosterfrauen. Es liegt nahe, dass die Mode mancherlei Abwechslung in die Anlage dieser Kopftücher hineinbrachte. Anfangs liess man noch das Haar oder die Flechten an den Schläfen ein wenig hervortreten (81. 3), während man die Hauptmasse in einen Sack einschloss, von dem häufig noch der vordere Saum bemerkbar blieb. Später aber liess man alles Haar unter dem Wimpel verschwinden, den Weihel aber an Weite zunehmen; dies geschah gegen 1340; der Weihel fiel bis auf die Augenbrauen herab (81. 4). So blieb dieser Kopfpuz, bis die Mitte des Jahrhunderts überschritten war.

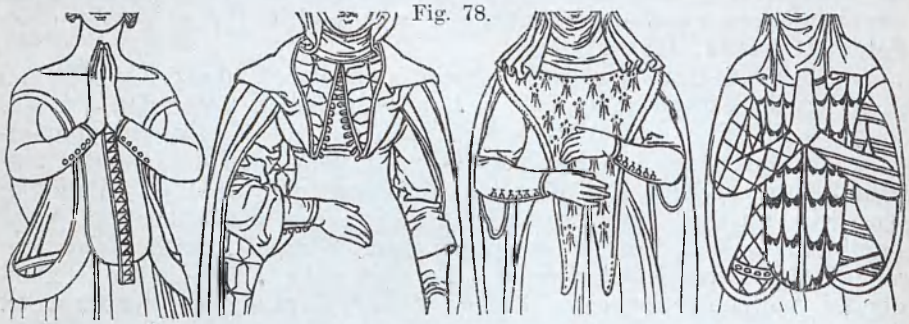
Wir haben bis jezt nach heutiger Gewohnheit Kopf- und Brusttuch Weihel und Wimpel genannt; damals aber waren diese Namen nicht geläufig; man bezeichnete das obere Stück mit »Hulle« oder »Kruseler«, das untere mit »Rise«. Hulle bedeutete weiter nichts, als Hülle. Der Namen Kruseler aber kam von den Krausen oder den feinen gekrausten Streifen her, mit denen man das Kopftuch an seiner vorderen Kante, die das Gesicht einrahmte, besezte (79. 5). Doch gab es solche Krausen auch am unteren Saume der Rise (82. 5. Taf. 4. 9). Nicht lange währte es und man fing an, die Krausen feiner zu machen und in mehrfachen Reihen so dicht aneinander zu drängen, dass förmliche Wulste daraus entstanden. Die Krause des Kopftuches stieg, die Stirne überwölbend, an den Wangen herab auf die Schultern, die Krause des Kinntuches lief quer über Brust und Nacken.

Die Füsse schloss man in Knöchelschuhe ein, die der Mode folgend mit ihrer vorderen Spize in immer grössere Schnäbel auswuchsen.

Die weibliche Tracht von 1350 bis 1400. Die Röcke behielten im allgemeinen die Form, die sie bis jezt angenommen hatten (77.4—6. 79. 1—5), das ganze Jahrhundert hindurch, aber der obere Saum rückte immer tiefer auf die Brust herab, während der untere sich immer weiter auf dem Boden ausbreitete; je weniger Falten man oben duldete, desto

tiefere und längere beliebte man unten. Die staubaufwühlende Schleppe begann rücksichtsloser aufzutreten, als je. In Frankreich trug man bereits um die Mitte des Jahrhunderts das Kleid so lang, dass es von fremden Händen nachgetragen werden musste. Man teilte es unten durch seitliche Schlize; den hinteren längeren Teil des Kleides überliess man einer Dienerin zum Nachtragen, während man den vorderen Teil selbst über den Arm nahm. Den Ausschlag in der Mode gab dort eine deutsche Prinzessin, Isabella von Baiern, die etwas übelberufene

Fig. 78.



1 2 3 4

1. 3. 4 Pelzleibchen. 2. Mantel mit Kapuze.

Gemahlin Karls VI.; diese war anfangs wegen ihrer schlechtgeschnittenen und geschmacklosen Kleidung verhöhnt worden, brachte aber bald den Hohn zum Schweigen und gewann eine vollendete Herrschaft über die Mode. Da man die langen Schuhschnäbel nicht verbergen konnte, und das Aufnehmen des vorderen Gewandstückes lästig war, so schnitt man dasselbe unten ab, sezte aber dem hinteren Teile soviel zu, als man dem vorderen abgeschnitten hatte und noch viel mehr; so entstand eine Schleppe, die grösser war, als man sie je zuvor gesehen hatte. Bald wollte in Deutschland auch die gemeinste Bürgerin ihre Schleppe haben. Der Saum des Brustausschnittes stieg so tief herab, dass Busen wie Rücken obenher unbedeckt blieben (Taf 7. 13). Ueberdies unterband man den Busen, um ihn so stark als möglich in die Höhe zu treiben, dicht unterhalb der Brüste mit einem Gürtel. Dieser Gurt war breiter, als der gewöhnliche Gürtel, und verlängerte durch seine Breite die sonst so verkürzte Taille. Der breite Gürtel kam nur bei dreieckig ausgeschnittenen Kleidern vor; er leistete bis zu einem gewissen Grade den Dienst eines Korsetts, wenn man das Wort in dem Sinne nehmen will, den es heute hat, denn es war die Stütze der Brust. Dreieckiger Ausschnitt und breiter Gurt waren französische Mode; so geformt und gegürtet war das Kleid bei den Frauen das, was bei den Männern der lange Tappert oder die Huppelande war; nur beliebte man es unten nicht vornherab aufgeschnitten, sondern gelegentlich an den Seiten. Den Brustausschnitt besezte man mit gestickten Borten oder mit feinem Pelze, um ihn deutlich zu markieren (Taf. 8. 3).

Dies Schleppkleid kam erst gegen Ende des Jahrhunderts auf; es

verdrängte indes keineswegs jenes Kleid von älterer Form (77. 4—6. 79. 1. 5), das den Oberkörper bis auf die Hüften glatt und faltenlos umschloss, und in seinem engen Teile vornherab vernestelt oder verknöpft wurde (82. 5. Taf. 7. 2). Dieses schöne Kleid überdauerte das Jahrhundert. Wie an den männlichen Röcken verkürzte man auch hier die Aermel und liess sie hinterwärts über den Ellbogen mit einer Fahne herabsteigen, die man nach Lust mit Pelz fütterte oder in Zaddeln schnitt, zuweilen aber durch langes, mit Zaddeln geschmücktes Schnurwerk ersezte (79. 1). Sonst führte man statt der Fahnenärmel überlange völlige Aermel mit Schlizen für die Arme (78. 3. Taf. 7. 2). Auch bei diesem Kleide kam der Gürtel noch vor, abgesehen davon, dass ihn Edelfrauen als Standesschmuck überhaupt nicht vermissen liessen. Doch auch sonst wollte man

Fig. 79.

1 2 3 4 5

1—5. Frauentrachten aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. 5. Rock blau, Mantel violett mit weissem Futter und goldener Fibel, Kruseler weiss, Schuhe schwarz, Rosenkranz rot.

seiner in der vornehmen Welt nicht ganz entbehren; man legte ihn meist nur dann an und zwar tief auf den Hüften, wenn man als Oberkleid den Sorket verwendete, der oben an beiden Seiten tief ausgeschnitten war (78. 1. 4). Dieser Sorket verwandelte sich allmählich in das Ceremonienkleid hochgestellter Damen; man stellte ihn dann stets im Leibchen aus Goldstoff oder Pelzwerk her (S. 323); so bildet es die Gewandung einer grossen Zahl von Grabfiguren fürstlicher Frauen aus dieser Zeit.

Ein Oberkleid andrer Art, das dem Cottehardie der Französinnen entsprach, schloss sich passend um die Büste an, wurde aber unterhalb der Hüften wallend; doch unterschied es sich von dem knappen Kleide vorzugsweise nur durch die Aermel, die sich von dem Ellbogen an mit wachsender Weite bedeutend öffneten (79. 4).

Getrieben vom Wunsche nach einer engen Taille verwendete man

damals ein Kostümstück, das man sehr bezeichnend »Gefängnis« nannte; es war ein Ueberziehleibchen, und vermutlich eins und dasselbe mit dem »Uebermieder«, wovon schon in den abgelaufenen Zeiten Gebrauch gemacht wurde (S. 213), wenigstens that es die gleichen Dienste. Die Zeit des Korsetts war noch nicht gekommen. Das Gefängnis scheint vorläufig auf die süddeutschen Frauen beschränkt geblieben zu sein.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die Obrigkeit der zunehmenden Entblössung oben und der wachsenden Schleppen unten Schranken zu sezen suchte; sie bestimmte die Grösse des Brustausschnittes auf Fingerbreite, sowie die Länge der Schleppe auf Schuh und Zoll. Ebenso natürlich scheint es, dass diese Vorschriften in das Wasser geschrieben waren. Der Rat von Augsburg wollte für die Schleppe nur die Breite eines Fingers an Länge erlauben, der von Ulm eine viertel Elle; doch reute den lezteren seine Freigebigkeit und er beschränkte das Mass. Der Rat von Strassburg verordnete um 1370: »Dass keine Frau, wer sie auch ist, hinfort sich mehr schürzen soll mit ihren Brüsten, weder mit Hemden noch geschnürten Röcken, noch mit einem anderen Gefängnis. Und besonders das Halsloch soll so sein, dass man die Brüste nicht sehen möge.« Bürgermeister und Rat von Zürich einten sich 1371 zu folgendem Erlass: »Es soll keine Frau, weder ehelich Weib noch ledige Tochter, ein Gewand obenher weiter tragen, denn dass ihnen das Kopfloch zwei Finger breit auf den Achseln liege, und soll auch deren Gewand nicht mehr vorn herauf noch neben geknöpft oder geschnürt sein; auch soll ein ehelich Weib noch Witwe weder Gold, Silber, Edelgesteine noch Seide ferner auf ihrem Gewande tragen. Aber Töchter mögen wol auf ihrem Gewande Gold, Silber, Perlen und Seide tragen, wie sie bisher gethan.« Man ersieht aus dem lezten Passus, dass die Väter der Stadt denn doch auch die Väter ihrer Töchter waren.

Den Mantel behielt man zumteil in seiner grossen Länge bei, zumteil verkürzte man ihn und besezte ihn mit einem niederen, aufrechten Kragen (80. 6); man verschloss ihn vor der Brust mit einer Fibel, die meist die Form eines Vierpasses zeigte. Der Rat von Strassburg verordnete um 1370: »Keine Frau soll einen kurzen Mantel noch Knabenmantel tragen, der nicht eine viertel Elle über das Knie herabgehe; länger mögen sie ihn wol tragen.« Dasselbe war mit dem Tappert der Fall, den man in verschiedener Länge, ganz wie unter den Männern trug, mit Borten, Zaddeln und Buntstickereien ausgeschmückt (82. 8). Der Limburger Chronist bemerkt, dass die Tapperte in seiner Gegend um 1370 aufkamen. Zu den Frauenmänteln zählte noch die ringsum geschlossene Kappe oder Glocke, ein Ueberhang, der damals vorzugsweise von den Beguinen getragen wurde (79. 2).

Immer mehr Aufmerksamkeit schenkte man dem Kopfpuze. Verheiratete Frauen scheitelten das Haar und flochten es; die Zöpfe legten sie spiralisch und dick um die Seiten des Kopfes (80. 5) oder um den Oberkopf und befestigten sie durch Haarnadeln mit grossen Knöpfen[1]. Vornher, namentlich über der Stirne, suchten sie das Haar zu entfernen, indem sie es sich ausreissen oder wegrasieren liessen. Anderseits ergänzten sie den Mangel an eigenem Haare durch fremdes. Mädchen trugen noch vielfach das Haar aufgelöst, frei herabfallend und mit dem kranz- oder diademförmigen Schapel umgeben (79. 1); immer häufiger aber ordneten sie es in Zöpfe oder Locken; die Zöpfe liessen sie über den Rücken hängen oder legten sie um den Kopf, sie mit

[1] Synod. Colon. 1360 u. 1371.

Perlenschnüren und Kettchen durchflechtend; ebenmässig schmückten sie die Locken auf dem Scheitel. Der obrigkeitliche Unmut richtete sich vielfach gegen diesen Schmuck. Jüngere Frauen trugen wol auch noch das Schapel samt dem schmalen Kinntuch, dem Gebende, mit dem sie das Schapel festbanden (80. 3); das Haar aber steckten sie in ein grossmaschiges Nez (80. 4) von seidenen oder metallenen Fäden und liessen nur vor dem Gebende her ein wenig von seiner gekrausten Fülle um die Wangen spielen. Das Gebende war meist weiss oder rot. Das Nez ersezte man nach Gefallen durch eine kleine farbige Haube, die mit Perlen und Goldschnüren benäht war.

Bis gegen die achtziger Jahre blieb die Gugel noch immer eine vielgetragene Kopfhülle (81. 1); sie wurde von jedem Alter benüzt, so-

Fig. 80.

1 2 3 4 5 6

1. 2. Gugeln, angelegt und abgenommen. 3. Gebende. 4. Kronschapel mit Haarhaube. 5. Atours. 6. Kruseler mit Rise und Kopftuch (Kleid und Kopftuch rot, Mantel blau, Kruseler mit Rise weiss).

wol zum Schuze wie zum Puze, einfach oder reich mit langem Zipfel und gezaddeltem Kragen ausgestattet, ganz wie bei den Männern. Darüber berichtet der Limburger Chronist zum Jahre 1370: »Die Frauen trugen böhmische Gugeln, die gingen da an in diesen Landen; die Gugeln stürzte eine Frau über ihr Haupt und sie standen ihr vorn zu Berg über dem Haupte, so wie man die Heiligen malt mit dem Diademe.« Eine Frankfurter Verordnung vom Jahre 1356 gebot: »Auch soll eine Frau keinerlei Gugeln tragen, die gestreift oder geteilt oder gestückt oder zerschnitten sind. Auch soll keine Frau ein Schapel tragen; doch mag eine Jungfrau ein Schapel tragen, aber bescheiden, dass alle ihre Schapel unter einer Mark Silber wert sind und nicht darüber. Auch sollen alle Frauen nicht Kruseler oder Hullen tragen, die grösser als sechs Fach[1] sind, sie seien seiden oder linnen, und die sollen auch ohne Zaddeln sein; auch sollen die Frauenzimmer nicht bei den Ohren machen oder tragen, was man »Mäuse« heisst.« (Mäuse, vermutlich sind damit die Flechtennester oder Haubenbeutel über den Ohren gemeint.)

Zu steigender Verwendung gelangten die gekrausten Hauben oder Kruseler. Bis jezt pflegte man das Kopftuch, die Hulle, frei über die Schultern herabfallen zu lassen (81. 3. 4); gegen Ende des Jahrhunderts steckte man es rechts und links unter dem Kinne mit Nadeln an dem Brusttuche fest, so dass es sich dicht um den unteren Teil des Gesichtes legte (81. 5—8) und nur noch wenig von dem Brusttuche blicken liess.

[1] Fach bedeutet den Umfang des Stoffes, in den gefaltet er zu kaufen war.

Man bemerkt an manchen Zeitbildern über dem oberen Saume der Rise noch den Streifen eines besonderen Kinntuches, das die unteren Wangen umschliesst, sonst aber unter der Rise liegt (81. 5—7). Es scheint, dass dieser Streif damals die Witwen vor den übrigen Frauen kennzeichnete. Es war wol ein linnenes Band, das unter dem Kinne herging, die Ohren deckte und oben auf dem Kopfe zusammengesteckt wurde. Wenn man auf den Grabsteinen so die Frauen mit Rise und Kruseler, dazu mit schleppenden Gewändern um und um verhüllt findet, könnte man sie für Tote halten, die ihren Leichenzug erwarten (Taf. 7. 11). Sonst trug man als Trauerkopfpuz auch die Gugel, doch in besonderer Form, nämlich so zugeschnitten, dass sie über die Stirne auf- und niedergeklappt werden konnte (81. 9).

Um diese Zeit treten die eigentlichen Hauben zum erstenmal in grösserer Zahl hervor; sie alle gleichen mehr oder minder der Kapuze (81. 9) oder

Fig. 81.

1. Gugel. 2. Gugel mit Weihel. 3—8. Kopftuch (Hulle) mit Brust- oder Kinntuch (Rise). 9. 10. Trauerkopfpüze.

dem Almutium, und es lässt sich nicht verkennen, dass sie diesen Gewandstücken ihren Ursprung zu verdanken haben. Hinten decken sie den Nacken, vorn aber treten sie mit einem Schirm über die Stirne hervor (79. 2. 4); der Schirm ist entweder flach und dann eckig über den

Taf. 6. 1—3. 5 nach den Glasgemälden in der Klosterkirche zu Königsfelden, die zwischen 1358 und 1364 entstanden. 4. Aus der biblia pauperum. 6. Günther von Schwarzburg; nach seinem Grabmal im Dom zu Frankfurt, 1349. 7. Heinrich von Sauwensheim (Seinsheim); Grabmal im Dom zu Würzburg, 1360. 8. Ulrich Landschaden; Grabmal in der Kirche zu Neckarsteinach bei Heidelberg, 1369. 9. Weikard Frosch; Grabmal in der St. Katharinenkirche zu Frankfurt, 1378. 10. Aus einer Handschrift des Wilhelm von Oranse von 1387; in der Ambraser Sammlung. 11. Gottfried Graf von Arensberg; Grabmal im Dome zu Köln, 1370. 12. Aus der legenda aurea 1362. 13—15. Nach der Miniatur in einer Handschrift des Gedichtes: les voeux du Paon aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. (1—5. 10. 12 nach Alwin Schulz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert; 6—9. 11. 13—15 nach Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters.)

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Schläfen gebrochen, oder er steigt dachgiebelförmig mit einer Spize empor. Vielfach sieht man den Schirm nach hinten zurückgeschlagen. Diese Haube war der Kopfpuz im Hauskleide (Taf. 4. 12). Ausserdem ist an den Grabfiguren vom Ende des 14. und Anfange des 15. Jahrhunderts ein Tuch bemerklich, das über dem Kruseler liegt (80. 6. Taf. 4. 9); es ist rechteckig, nach der Länge doppelt genommen, in der Bruchfalte wulstförmig gerollt und über der Stirne giebelig gebrochen; vermutlich wurde es mit Nadeln befestigt.

An den übertriebenen Kopfpüzen der französischen Mode, den »Atours«, mit ihren weitabstehenden Hörnern und breiten Wülsten, fand man in Deutschland wenig Gefallen und trug sie nur vereinzelt. Die Atours waren Hauben, die anfangs zu beiden Seiten des Kopfes auf den Schläfen halbkugelförmige Beutel oder Hügel bildeten; diese Halbkugeln wuchsen allgemach zu Hörnern aus, die sich entweder in die Breite streckten oder steil erhoben und dem Kopfpuze mehr oder minder die Gestalt eines Halbmondes gaben (vergl. 80. 5). An den Kanten her pflegte man die Atours mit schmalen Wulsten zu besezen und den Raum zwischen den beiden Hörnern mit einem Schleiertuche zu füllen, das hinterwärts herabfiel (vergl. 95. 2). Von diesem Puze nahmen die deutschen Frauen fast durchweg nur Wulst und Schleier an und befestigten beide Stücke an ihrer Haube, den Schleier frei herabfallen lassend oder die Haube damit umwindend.

Ueberhaupt fing man wieder an, eine grössere Lust am Schmucke zu zeigen; die höfische Zeit, in welcher die Damen sich mit einem Kränzlein von natürlichen oder künstlichen Blumen begnügten, war vorüber; an dessen Stelle waren die Hauben getreten. Man trug jezt Hauben mit allerlei kunstvollem Schmuck in Gold, Schmelz und edlen Steinen, ferner Schleier mit Gold durchwirkt und Gürtel von Gold und Silber, die mit klingenden Schellen behangen waren, dazu kostbare Pelze, blumig gemusterte Stoffe und solche, die ganz aus Silber- oder Goldgewebe bestanden; leztere bezog man aus Venedig.

Von den Schuhen blieben nur die Schnäbel sichtbar; in Form und Ausstattung glich der weibliche Schuh dem männlichen; eine merkliche Abweichung trat erst im Laufe des 15. Jahrhunderts mehr und mehr hervor.

Die Leichen vornehmer Personen wurden gewaschen und mit dem Totenhemde sowie der völligen Kleidung versehen, die ihrem Stande zukam, hierauf am Kopfe mit einem kleinen Tuch oder Schleier umwickelt und schliesslich von Kopf bis zu Fuss in ein grosses Tuch geschlagen. Leute, die an der Pestilenz gestorben waren, wurden mit Mörtelguss überschüttet, um die Leichengase am Ausströmen zu verhindern. Personen gewöhnlichen Standes pflegte man ohne Sarg zu beerdigen.

Initiale aus dem 15. Jahrhundert. Damals wurden die Buchstaben mit Vorliebe aus Zweigen mit ornamental ausgeschnittenem Blattwerke gebildet oder mit ihren Ausläufern in solche Ranken übergeleitet.

Fünfzehntes Jahrhundert.

rübgelaunt und mit Widerwillen sezt der Verfasser seinen Weg über die Grenze des 14. Jahrhunderts fort, um in die kostümliche Wildnis des 15. einzudringen. Viel lieber möchte er im dicksten Urwalde beschreibend den unzähligen Formen des Pflanzenwuchses folgen, als den wunderlichen Formen der Tracht, die in diesem Zeitraume auftauchen, sich rastlos in eine Menge von Unterformen auflösen und dann ebenso schnell wieder verschwinden, wie sie gekommen sind. Denn die meisten dieser Formen beleidigen das Auge durch ihre Widrigkeit; sie sprechen der Natur Hohn und scheinen nur erfunden, um das Gegenteil von dem zu sein, was die natürlichen Körperformen verlangen. Wohin man blickt, nur Vertracktheiten, Gegensäze und Widersprüche. Man kann den Unmut nachfühlen, mit dem die gesezgebenden Mächte damals die Erfindung neuer Moden geradezu verboten. Das Verbot war freilich umsonst, denn der Zeitgeist war von einer mächtigen Unruhe ergriffen. Das 15. Jahrhundert war eben eine Epoche der Gärung, eine Epoche, in der die mittelalterlichen Ideen sich auflösten, während man noch nicht wusste, was Neues kommen sollte; so folgte jeder auf gut Glück seinem eigenen Kopfe und erfand sich sein eigenes Kostüm. Daher der schnelle Wechsel von Werden und Vergehen. Alle Welt schien damals reif für das Narrenhaus zu sein. Eine grosse Komödie steckte in dieser Tragödie und zwar im gemeinsten Sinne des Wortes, eine Ironie, die auf den heutigen Zuschauer so verblüffend wirkt, als ob er den Teufel lachen höre. Erst, als die Bewegung, die sich der Geister bemächtigte, sich auf das religiöse Gebiet warf und nach einem ganz bestimmten Ziele trieb, strebte auch das Kostüm wieder einer sicheren geschlossenen Form entgegen; der Zeitgeist hatte wieder einen Führer und dieser Führer war die Reformation.

Es ist hier vielleicht nicht der unrechte Ort zu einer abschweifenden Bemerkung. Man hat vielfach beobachtet, dass in einer Zeit gewaltsamer Umwälzungen gerade die Schneider es sind, welche die meisten streitlustigen Leute stellen, dass sie mit einer gewissen bissigen Wut Hand und Mund für die neuen Ideen rühren und in

solchen Fällen geschäzte Soldaten abgeben. Vielleicht liegt der Grund hierfür in dem Umstande, dass ein neuer Zeitgeist auch neue Moden schafft, und die Schneider, indem sie für die neuen Ideen eintreten, unbewusst für die neuen Moden kämpfen, die im Anzuge sind und ihnen das Brot vermehren.

Das 15. Jahrhundert schuf indes keine neuen Trachtenformen, sondern sezte nur die alten Formen fort und löste sie schliesslich auf.

Die Männertracht von 1400 bis 1450. Die Beinkleider wurden jezt zwar im Schlize zusammengenäht, dabei aber dergestalt verengt, dass vornehme Leute eines Dieners bedurften, um sich sozusagen hineinschütteln zu lassen. Der Brauch, die Hosen an einen besonderen Leibgurt oder an eine Bruche anzunesteln, kam immer mehr ab; man schloss sie jezt meist mit Knöpfen oder Bändern an das Hemd oder den kurzen Scheckenrock (Taf. 9.4); da hierdurch aber ihre Spannung noch erhöht wurde, so drohten die Hosen, namentlich wenn man sich bückte, über den Hinteren herabzugleiten[1]. Ueberdies befand sich oben zwischen den Beinlingen hinten und vorn eine Lücke; in einem Bericht über die Kleidertracht zu Kreuzberg in Thüringen wird ausdrücklich bemerkt: »auch hatten die Männer Hosen ohne Gesäss, bunden solche an die Hemder.« Und die Erfurter Chronik berichtet; »dy manne trugen keyne gancze hosen, die bant man mit zween senkeln an[2].« Solchem Uebelstande zu begegnen, schnitt man die Hosen an den Aussenstücken so breit, als möglich zu. Damit war aber nur halb geholfen; unter Engländern und Franzosen war es Brauch geworden, beide Hosenbeine hinten durch einen breiten Einsazzwickel zu vereinigen, die vordere Lücke aber mit einem beutelförmigen Laze zu verschliessen, der bestimmt war, die Geschlechtsteile aufzunehmen (87.3). Man begann diese Einrichtung nachzuahmen; dies geschah jedoch kaum vor Mitte des Jahrhunderts. Die Schamkapsel wurde untenher fest angenäht, oben aber mit Knöpfen oder Nesteln verschliessbar gemacht. Die Gewohnheit, die Hosen mit Füsslingen zu versehen, währte fort; man liess die Füsslinge in immer schlankere Spizen auslaufen und unterlegte sie auch noch wie sonst mit Sohlen, um die Schuhe entbehrlich zu machen. Ebenso behielt man die farbige Zweiteilung bei; häufig stellte man das eine Bein aus glattem, das andere aus gestreiftem Zeuge her, teilte wol auch eins der Beine in der Kniegegend und schnitt den oberen Teil aus glattem Stoffe, den unteren aus streifigem oder umgekehrt.

Bei den Leibröcken liessen sich zwei Formen unterscheiden. Aeltere sowie tagewerkende Leute trugen ihren Rock noch in alter Tunikaform mit einem Brustschlize, fest um den Oberkörper liegend, bis gegen die Kniescheibe herabsteigend und über den Hüften gegürtet (82.1). Die Aermel hatten durchgehends eine gleiche und bequeme Weite; man pflegte sie am Handgelenke mit einem Bunde zusammenzufassen, entweder ganz unten nach Art unserer heutigen Hemdärmel, oder soweit vom Saume entfernt, dass ihr Endstück sich in eine Art von Krause

---

[1] Paullini, Zeitkürzende Lust II. 678.
[2] Chronik von K. Stolle, herausgegeben von L. F. Hesse 1858.

zusammenfaltete. Dieser Rock brachte im Anfange des Jahrhunderts sogar eine Zeitlang die Schecke in Nachteil, doch seit den vierziger Jahren gab es fast keinen Plaz mehr, als für die Schecke.

Die Schecke war, wie wir oben beschrieben haben, kurz bis in die halben Oberschenkel oder noch kürzer (77. 1—3), vorn herab völlig aufgeschnitten und mit Knöpfen oder Nesteln verschliessbar, allenthalben auf das Schärfste um den Körper gespannt und wol auch über die Brust her wattiert, so dass nirgends ein Fältchen erschien. Vielfach machte sich der Brauch geltend, die Schecke nicht vorn, sondern über den Rücken herab zu verknöpfen; so berichtet die Chronik aus Klosterneuburg: »Anno 1410 und etliche Jahre davor trugen gemeiniglich alle Edelleute zuerst und dann die Bürger und Handwerker ihre Knäufel auf dem Rücken oder Genicke an allen ihren Gewändern und etliche Frauen nahmen dies auch an.« Um diese Zeit kam die Mode auf, den Rock mit einem niedrigen Stehkragen zu besezen (82. 1. 2). Die Aermel aber stellte man jezt durchweg von bedeutender Weite und in verschiedenen Formen her. Man liess sie entweder unten offen und gab ihnen dann zuweilen eine solche Länge, dass sie weit über die Hände herabfielen (Taf. 8. 2), und die Ueberfälle (Pieschen) zurückgeschlagen werden mussten, wenn man die Hände gebrauchen wollte; oder man formte die Aermel als Sackärmel. Auch die Sackärmel schnitt man verschieden zu, entweder als wirkliche Säcke und unten geschlossen (82. 2), oder als offene Aermel, die unten zugebunden wurden (82. 10); in beiden Formen hatten die Aermel in der vorderen Mitte einen breiten Schliz, durch den man den Arm steckte. Der unten gebundene Aermel war gleichbreit und wurde im Ganzen geschnitten, also mit nur einer Naht, die vorn- oder hintenhin zu liegen kam. Der völlige Sackärmel aber wurde aus zwei Teilen zugeschnitten und derjenige Teil, der untenhin zu liegen kam, oben eingeschweift, so dass er sich unter der Achsel bequem in das Aermelloch des Leibes einfügen liess. Die durchgesteckten Arme bedurften dann eigener Aermel; man liebte auch die Sonderärmel ziemlich weit, aber am Handgelenke mit einem schmalen Bunde geschlossen nach Art der gewöhnlichen Rockärmel. Diese Aermel sassen entweder am Rocke selbst oder gehörten zu einer Unterjacke. Den Gürtel rückte man dicht an den unteren Rand der Schecke hinab (82. 2). Mit der Zeit nahm man weitere Veränderungen mit der Schecke vor, sowol im Leibe, wie in den Aermeln. Man verkürzte sie im Leibe dergestalt, dass sie die Scham nicht mehr bedeckte, das Gesäss aber nur halb (82. 10), und schnitt sie unten auf, entweder über dem Gesäss oder über beiden Hüften.

Fig. 82. 1. Rock blau mit violettem Bund an den Aermeln, Gürtel und Kopfpuz violett, Hosen rosa, Schuhe schwarz. 2. Schecke rosa, rechter Unterärmel gelb, linker blau, Hosen rechts blau, links gelb. Kopfpuz blau mit gelben Zaddeln. 3—6. 11. 15. Farblos (4. Agnes Bernauerin). 7. Unterkleid samt Aermeln gelb, Oberkleid rosa mit mennigroten Säumen und blauem Futter. Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weissem Umschlag. 8. Unterkleid mit Aermeln grün, Ueberhang violett, Schuhe schwarz. 9. Aermel weiss, Kleid rosa mit gelbem Futter, Kopfpuz blau. 10. Schecke lederfarbig, Unterärmel und Hosen violett, Kapuze rosa, Hut grün. 12. Tappert violett, rechter Aermel gelb, linker blau, Hosen umgekehrt, Gürtel schwarz mit Goldbuckeln, Schuhe schwarz. 13. Unterkleid blau, Tappert gelb mit goldenen Knöpfen, Stiefel und Beinkleider rot, Schuhe schwarz. 14. Unterkleid weiss mit Goldranken und roten Blättern, Tappert samt Kapuze rot mit blauem Futter, linker Aermel grün mit weissen Schlizen, rechter weiss.

Fig. 82.

Die Thüringer Chronik schreibt zum Jahre 1444: »Es trugen auch die Männer um diese Zeit kurze Kleider, so dass sie ihre Scham kaum bedeckten, sondern sie hatten zwei Langärmel, davon hingen sie einen hinten und den andern vorn hernieder, damit sie sich bedeckten.« Da es Brauch war, die Schecke auf der Brust dick auszupolstern, so musste man sie hier etwas breiter schneiden, als der Körper verlangte.

Es gab eine Nebenform dieser Schecke, die im Rückenteil gleichfalls eine mehr, als nötige Breite hatte; diese aber fasste man im Kreuze mit zwei oder drei Falten eng zusammen. Auch die Armlöcher schnitt man an dieser Schecke weiter, als sonst; den Aermeln aber gab man eine geringere Weite, schnitt sie jedoch ohne vermittelnden Uebergang oben so breit, dass sie hier noch weiter waren, als das Armloch selbst (82. 15, 87. 1), schob sie von innen her durch das Armloch und nähte sie innen, die Naht nach unten gekehrt, fest. Schecken dieser Art pflegte man mit einem schmalen Riemen, sonstiger Gewohnheit entgegen, über den Hüften und nicht unter ihnen, zu gürten. Eine farbige Zweiteilung, wie bei den Hosen, kam bei der Schecke immer mehr ausser Brauch; nur das Stuzertum behielt sie etwa bis um die Mitte des Jahrhunderts bei; dieses beliebte die Schecke überdies noch mit Figuren und allerlei Symbolen bestickt (87. 7), sowie mit bedeutsamen Buchstaben. In einem Gedichte, betitelt »der tugenden Schatz«, das einem Meister Altswert zugeschrieben wird, findet sich diese Sprache der Galanterie folgendermassen erklärt: die Liebe trägt ein L vor der Brust, die Stäte (Beständigkeit) ein S vor dem Herzen, die Treue ein T, die Zuversicht ein Z, die Würde zwei W auf dem linken Arme, die Zucht ein Z auf einem Aermel. Ein Schmuck dagegen, der sich immer weiter durch alle Klassen der Bevölkerung verbreitete, waren die Zaddeln. Bei der Schecke sezte man einen gezaddelten Streifen vorzugsweis in die Naht der Sackärmel, nicht selten auch mit den Aermeln zugleich in die Armlöcher, so dass er die Achseln mit einem Kranze umgab.

Schier unglaublich klingen die Berichte, welche uns Zeitgenossen über diese enge und kurze Tracht hinterlassen haben; der mindest anstössige davon möge in seinem Urtexte hier folgen, obgleich er unserer steifleinenen Moral widerspricht; ein zweiter aber, der in lateinischer Sprache geschrieben, ist so beschaffen, dass wir doch Anstand nehmen müssen, unser geliebtes Deutsch mit seiner Uebersezung zu besudeln; da ihn aber unsre Aufgabe fordert, wollen wir ihn hier in demselben Wortlaute folgen lassen, den ihm sein Verfasser gegeben hat. In einem Gedichte »Der Kittel«, das etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts im Elsass entstanden ist, findet sich folgende Stelle: »Sin rock ist enge umb den lip, Das prisent nu die reinen wip. Er ziicht sere in den magen Als ein hirz, den man wil jagen. Der rock ist kurz, dem pristet tuoch. Des siht man im die swarz bruoch, Die ist beschiessen und niergent ganz, Da schouwet man den lieben schwanz, Der henget an dem rouch Und ist gelich einem gouch. Wan er sich dan wil bucken, So beginnent die frouwen gucken; Sie lachen alle und sind gemeit; Das ist die minne, die man treit.«

Der zweite Bericht stammt von keinem Geringeren, als dem Reformator Johannes Hus; er findet sich in seinem Buche: »de Sacerdotum et Monachorum carnalium abominatione«, Kapitel 48 und lautet folgendermassen: »Dehinc id quod mulierum luxuria a superius in manus exercebant, hoc viri vel simile inferius in lumbis nimis libidinose et impudice adaugebant. Quoniam vestes virorum ad nates ita erant precisae et accuratae similiter ad medium genitalium notabiliter, veretro longius prominente. Verum ut amplius viri quam mulieres impudicitiae se exhiberent ut in pluribus

vix modicum genitalium tunica vel mantello aut ut vulgo dicitur ioppa manebat coopertum, in hoc tamen honestati deferebant, quod si prominens veretrum et genitalia nolebant hominibus ita prorsus denutatum ostentare, sed de eodem panno, de quo habebant caligas suas, circumdari procurabant, licet pauci eorum pro honestate aut verecundia faciebant, quin nunc pro eo, ut, veluti de mulieribus dictum est, ut sic subacta sua genitalia melius ingrossare panno circumsuta, bombicem vel pannum quandoque studiose apponendo, quatenus ita se habere magnum veretrum atque genitalia mulieribus in publico, in Ecclesiis praecipue et in foro, demonstrant congruam vicem mulieribus lascivis rependendo. Verumtamen in eo me talibus pluries compati opportebat, quod scilicet dum ita vestibus curtis et praecisis nimium non modice super anum a retris, ano quasi totaliter vestibus denudato, solum pannum calligarum locum lienis vel secreto foramine meatus stercorum operiente, contigit pluries, quod insciis ii(s)dem pannus ruptus, vel dissitus, quia ipsum nimis et quasi pellem in tympanis violenter distendebant, alium anum nudum simul et virilia denudatum publice in Ecclesia vel in foro palam omnibus volentibus inspicere ostendebant, enimvero illud erat deplerumque contigens, dum incumbebat illis necessitas inclinare vel genu unum vel ambo vel coram foeminis vel coram Deo in Ecclesia, quia pannus erat caligarum et super genitalia nimis violenter distentus, ruptis prae violentia suturis a panni plenitudine excutiebatur ad prospectum hominum nudum veretrum vel lien, anus aut ambo et quandoque solum unum denutatum veretrum.«

Alles, was in Deutschland auf Ehrsamkeit und Würde hielt, wagte es nicht, sich in den engen und kurzen Kleidern der Oeffentlichkeit preiszugeben, sondern legte, wann die Umstände es nötig machten, den verhüllenden Tappert darüber an. So kam es denn vor, dass man auf der Strasse ebenso ehrbar erscheinen konnte, wie man innerhalb seiner vier Wände unehrbar aussah. Der Tappert war, wie schon bemerkt wurde, aus der Glocke hervorgegangen, jenem ringsum geschlossenen Ueberwurf mit engem Kopfloche, und unterschied sich von diesem Gewande nur durch die Armschlize, die an den Seiten angebracht waren; in dieser Form reichte der Tappert gewöhnlich bis an oder über die Kniescheibe (82. 3. 11). Wer es machen konnte, trug ihn an den Armschlizen, sowie am unteren Rande mit Pelz verbrämt. Glocke und Tappert erhielten sich in dieser einfachen Form bei den mittleren und unteren Ständen, namentlich unter Gewerbsleuten, bis gegen die Mitte des Jahrhunderts. Man schnitt den Tappert wol auch auf beiden Seiten völlig auf (82. 13. Taf. 8. 2) und versah ihn am Kopfloche mit einer Kapuze, sowie über die Achseln her mit Knöpfen, oder man bedeckte ihn oben mit dem Kapuzenkragen, der nicht selten in Zaddeln geschnitten war. Auch so verändert trug man den Tappert als Schuzkleid gegen übles Wetter. Unter Leuten indes, die der Mode am ersten zu folgen pflegten, hatte der Tappert schon in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Form erhalten, die seinen Ursprung nicht mehr erkennen liess. Man hatte ihn nämlich statt mit Armlöchern mit völligen Aermeln versehen, dazu am Kopfloche mit einem kurzen Brustschlize sowie mit einem Stehkragen ausgestattet, der vor dem Halse geöffnet war, den Rock auch nach untenhin dergestalt verlängert, dass er auf dem Boden schleppte (S. 315); angezogen fasste man ihn locker und ziemlich tief um den Leib mit einem Gürtel zusammen, an den man Dolch und Tasche hängte (Taf. 7. 1. 5). Die Aermel waren jezt, dem faltigen Gewand entsprechend, weit und lang, entweder als Sackärmel gestaltet oder als gänzlich aufgeschlizte Hängeärmel, die in der vorderen Naht einen

Schliz für den Arm hatten. Nach Belieben schnitt man diesen Tappert von unten herauf ein Stück weit auf und zwar vorn und hinten oder auch an den Seiten, und besezte die Schnitträndер hier wie an den Aermeln mit Pelz. Zulezt schnitt man den Rock gänzlich auf, so dass er nicht mehr über den Kopf gestürzt zu werden brauchte, sondern vom Rücken her angezogen werden konnte, und fütterte und verbrämte ihn mit Hermelin oder andrem edlem Rauchwerk (Taf. 8. 10. 14). In dieser offenen Gestalt nannte man den Ueberrock »Schaube«. Diese Umwandlung fand jedoch erst gegen Schluss des Jahrhunderts statt.

Der Tappert wie auch die Schecke, gleichviel wie lang man sie trug, boten mit ihren mächtigen, oft bis zur Erde reichenden Sackärmeln und langen Rändern ein günstiges Feld für das Zaddelwerk; man besezte sie mit Tuchstreifen, die in gleichförmige Lappen ausgeschnitten waren, namentlich in den Nähten (82. 2), vervielfachte diese Lappenstreifen mit anders ausgeschnittenen Streifen und liess so die verschieden gestalteten Lappen miteinander abwechseln. Auch die Aermel umsäumte man oben an den Achseln, wo sie eingesezt waren, mit gelappten Streifen (Taf. 8. 13). Die farbige Zweiteilung kam bei den langen Ueberröcken seltener vor, als an der Schecke.

Dieser weite und lange Rock mit seinem mächtigen Faltenwurfe wurde mit der Zeit zum Staatskleide, in dem hohe und höchste Personen bei festlichen Anlässen erschienen, sodann auch zum Amtskleide, in das sich die Männer des Gesezes und der Feder hüllten. Sie hatten Grund, etwas darauf zu halten, denn er war für sie ein Zeichen von Würde und Macht und stellte gleichsam die Vorrechte sicher, die ihrem Stande zukamen. Darum bezeigten sie auch niemals Lust, darauf zu verzichten, als die Mode wieder wechselte, so dass man noch heute bis zum Throne hinauf eine lange Robe als unerlässlich für das amtliche Ansehen betrachtet.

Bei dem grossen Behagen an schmuckvoller Ausstattung gewannen die Schellen immer weitere Verbreitung und auch mancherlei Form; man stellte sie nicht mehr, wie früher, ausschliesslich als Kugeln her, sondern auch birn- und eiförmig, sogar walzenförmig und dann nicht selten vielfach gewunden, oder man verwandelte sie in unten offene Glöckchen. Bisher trug man die Schellen nur am unteren Saume der Gürtel; nun fügte man noch ein breites Bandelier hinzu, die »Hornfessel«, und legte diesen Riemen schräg über Brust und Rücken von der rechten Achsel nach der linken Hüfte (Taf. 8. 13), oder wie einen Reif um die Schultern herum (Taf. 8. 12). Nicht selten brachte man nur eine einzige, aber grössere Glocke an der Hornfessel an. Einmal so weit, machte man sich um das Wo und Wie keine Sorgen mehr und heftete die Schellen geradezu auf die Gewänder selbst, besonders an die Achselnaht der Aermel, an den Saum des Halsausschnittes, an das Knie, an die Spize der Gugel und der Schnabelschuhe und selbst an die Schwänzchen der Hermelinverbrämungen.

Der Schellenschmuck stand in solchem Ansehen, dass man sich eine vornehme Person gar nicht mehr ohne ihn denken konnte; und so legten ihn denn die Maler und Bildhauer selbst den hohen und berühmten Personen früherer Zeiten bei, die sie im Bilde darstellten, den Kaisern und Fürsten, ja selbst den Heiligen. Im Jahre 1411 machte ein Meister Konrad von Einbeck ein Standbild des heiligen Mauritius für die Kirche von Halle und brachte die geliebten Schellen daran an; davon heisst

denn der heilige Mann noch heute der »Schellenmoriz«. Ja die Freuden im Himmel konnte man sich nicht ohne Schellengeklingel denken; wir besizen aus jener Zeit noch ein Lied, in dem es heisst:

»Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr denn da,
Da die Engel singen
Nova cantica
Und die Schellen klingen
In regis curia!
Eia, wer (wären) wir da!
Eia, wer wir da!«

Wie sehr alle Welt für die Schellen eingenommen war, ist aus den vielfachen Kleiderordnungen dieser Zeit zu ersehen; allen Auswüchsen der Mode wird hier entgegengetreten, nur der Schellenmode nicht. Die einzige Beschränkung verbot die Schellen in der Kirche, da ihr ewiges Geklingel die Predigt unverständlich machte. Gleichwol war man sich des narrenhaften Charakters der Schellen völlig bewusst; die Schellen galten damals schon als ein notwendiger Teil der Narrentracht; sie wurden an den Eselsohren der Narrenkappe angebracht oder oben auf der Kappe. »Je gröser der Narr, je grösser die Schelle« lautete ein zeitgenössisches Sprichwort. Etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts oder bald nach derselben verschwanden jedoch die Schellen aus der vornehmen Welt. Abgesehen von den Narren, denen sie bis auf unsere Tage verblieben sind, behielten einzelne Zünfte sie als gelegentlichen Festschmuck am längsten bei. In den Nürnberger »Schönbartbüchern«[1] von dem Jahre 1449 an bis 1522 finden sich die sogenannten »Schönbartläufer« noch mit schellenbehangenen Riemen dargestellt. Der Riemen umgiebt im erstgenannten Jahre den Leib, im folgenden den Hals; dann hängt er nach Art der Hornfessel schräg über dem Oberkörper und zulezt umgiebt er die Taille und das Bein unterm Knie.

Der Mantel und die sonstigen mantelförmigen Umhänge wurden fast nur noch als Schuzhüllen bei schlechtem Wetter getragen, sonst aber durch die weiten Ueberröcke ersezt. Nur als Ceremonienkleid blieb der halbkreisförmige Mantel unausgesezt in Geltung; er war alsdann von schleppender Länge und mit edlem Pelzwerke gefüttert; sein Verschluss geschah oben auf der Brust mit einer Agraffe. Solch ein Mantel im Verein mit der langen Dalmatika bildete einen Anzug von strenger Stattlichkeit, der mehr kirchlich als weltlich aussah. Eine italienische Schriftstellerin, Christine von Pisa, charakterisierte ihn sehr treffend durch die Beiworte: »königlich und päpstlich«.

Ebenmässig, wie dem Mantel, erging es der Gugel; auch sie verschwand nach und nach aus der vornehmen Welt, in der sie über ein halbes Jahrhundert lang vorherrschende Kopfhülle gewesen war, und kehrte wieder dahin zurück, woher sie gekommen war, zum niederen Volke; Jäger und reisige Leute trugen sie am längsten. Man pflegte an der Gugel namentlich den Kragenrand in lange Lappen aufzulösen (82. 10). Nach Bedarf sezte man einen Filzhut über die Gugel auf.

Wenn wir sagen, die Gugel verschwand, so ist dies nur unter Vorbehalt richtig; sie bestand weiter, machte aber einen völligen Wechsel in der Anlage durch, so dass man sie nun nicht mehr anders, als in Form einer Müze oder eines Turbans aufsezen konnte. Leute von Stand, namentlich im südlichen und westlichen Deutschland, legten die Gugel nur noch mit dem Gesichtsschlize über den Oberkopf herab an und wanden den Kragen um Kopf und Hals, indem sie dessen Endstück unter der Umwickelung hindurchsteckten und die Spize der Gugel auf den Kopf niederdrückten oder auch herabfallen liessen (83. 2). Wollte man

[1] Nürnbergisches Schönbartbuch und Gesellenstechen. Aus einem alten Manuscript zum Druck befördert, Nürnberg. — M. Mayer, Nürnbergisches Schönbartbuch aus alten Handschriften. Mit kolorierten Abbildungen. Nürnberg 1831.

sich mit der Gugel bedecken, so bestand das ganze Geschäft darin, dass man die Gesichtsöffnung suchte, deren Ränder in die Höhe klappte und dann die Falten des Kragens und den Zipfel ordnete. Hierbei konnte nun auf verschiedene Weise verfahren werden. Bei genügender Länge legte man den Kragen zwei- oder dreimal um den Kopf und steckte das Endstück unter dem obersten Ringe dergestalt durch, dass es mit seinen Zaddeln, die in den Kragenrand eingeschnitten waren, gleich einem Hahnenkamm über dem Kopf emporstand (83. 7). Auch

Fig. 83.

1—11. Gugel in verschiedener Anlage.

sezte man die Gugel auf ohne den Kragen umzuwinden; man liess den Kragen seitlich am Kopfe herabfallen gleich einem in Falten zusammengeschobenen Sacke, die Spize der Gugel unter sich verbergend (83. 6). Es kam auch vor, dass man den Gesichtsschliz nicht über den Kopf zog, sondern die Gugel samt der Spize um den Kopf verknotete, so dass der ausgezackte Kragen sich nach vornhin auseinander legte (83. 9). War die Gugel einmal in dieser Weise zu einem Turban oder einer Müze umgeformt, so konnte man sie auf und absetzen wie einen festen Hut, ohne sie stets aufs Neue wieder ordnen zu müssen.

Diese Arten, die Gugel zu tragen, waren schon um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert bekannt, ja die einfacheren davon lassen sich schon für den Anfang des 13. Jahrhunderts nachweisen. So geordnet war sie jedoch ein schwerfälliger Kopfpuz; man trug sie deshalb auch eben so häufig auf der Schulter, als auf dem Kopf, und hängte sie an eine Agraffe oder einen Knopf auf der Schulter des Kleides, so dass ihr Zipfel vorn herabfiel.

Im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts begegnete man in den rheinischen Landen noch andern Gugelformen nach französischer und

englischer Mode. Man gab der Gugel eine ellenlange, jedoch gleichweite und offene Spize, wickelte sie aber mit nur einer Windung um den Kopf und liess die Spize wie einen Schweif oder ein langes Stoffband seitlich bis auf die Erde herunterfallen (83. 10). Dabei bildeten sich wieder verschiedene Unterformen heraus; einmal strich man den gezackten Kragen in erwähnter Kammform in die Höhe und nahm den Zipfel über den Arm oder in die Hand, damit er nicht auf dem Boden nachschleifte (83. 10); ein andermal wickelte man den Zipfel um den Hals, zugleich die seitlich herabhängende Stoffmasse des Kragens damit unterfassend, und warf den Rest des Schweifes über die entgegengesezte Schulter (83. 4); wieder in anderer Weise schlang man den Schweif vielfach zu einem dicken Wulst um den Kopf, steckte ihn mit seinem Endstücke von unten nach obenhin unter, so dass er seitlich über den Wulst herabfiel und zwar dem Kragen gegenüber, der ebenfalls über den Wulst herabhing. (83. 11). Diese Anordnung war der Ausgangspunkt zu einer ganz neuen Kopfbedeckung, die den Turban allgemach in einen festen Hut verwandelte. Man legte um den Gugelkopf statt des zu einem Wulste zusammengedrehten Kragens einen eigenen dicken Ringwulst, in den man ihn festnähte und zwar so, dass der zusammengeschobene Kragen wie sonst auch über den Kopf emporragte und der bandförmige Zipfel seitlich über den Wulst herabfiel (83. 5). Den langen Schlauch ersezte man nach und nach durch ein wirkliches Band aus Seide oder Sendel, das man nach seinem Stoffe »Sendelbinde« nannte. Diese Binde war verschieden lang und etwa von doppelter Handbreite; man beliebte sie anfangs nur am unteren Ende, später aber auch an ihren Längskanten gezaddelt. Sie wurde, bevor man Gugelkopf und Wulst zusammennähte, mehrfach um den Wulst gewunden, über den man sie schliesslich seitwärts herabfallen liess. Die Verwendung der Sendelbinde war eine mehrfache; man wickelte sie zumteil untenher um eine Rundkappe oder Zipfelmüze und liess ihr gezaddeltes Endstück auf eine Schulter oder in den Nacken fallen (82.1). Den hahnenkammförmigen Ueberfall ersetzte man durch eine weite Sackmüze, die man in den dicken Wulstring einnähte (Taf. 7.5.), oder durch eine sackartige Röhre ohne Boden, die in ihrer untern Hälfte völlig in Laschen zerschlizt war. Der Wulst wurde mit mancherlei Verzierungen ausgestattet, bald mit einem Behänge von Seidenfransen, das wie eine Guirlande aussah, bald mit aufrechten oder hängenden Federn, bald mit Quasten, mit Büschen von Blattgold oder mit Broschen an einem Reife von Goldschmiedearbeit. Derartige zusammengesezte Kopfbedeckungen blieben naturgemäss auf die begüterten Klassen beschränkt, und zugleich auf jene Gegenden, in welchen die burgundische Mode ausschlaggebend war, vorzugsweise auf die Niederlande (86.1); man findet sie häufig in den Bilderwerken niederländischer Meister dieser Zeit; es sind manchmal wahre Ungeheuer von Hüten, die das Erstaunen verstummen machen.

Die alte kleidsame Gugel hatte unterdes die Mittagshöhe im Reiche der Allerweltsmode überschritten und unter Bauern, Jägern und

reisigen Leuten eine letzte Zuflucht gefunden; als dauernde Freunde blieben ihr nur die Narren getreu, die sie heute noch tragen; ihre grosse Zweckmässigkeit indes verschaffte ihr in unsern Tagen wieder eine bescheidene Verbreitung auch in bürgerlichen Kreisen.

Je mehr die Gugel sich aus der breiten Masse des Volkes zurückzog, desto mehr kam dort der Hut zur Geltung. Man stellte den Hut aus Filz her und beliess ihn roh oder überzog ihn farbig mit Sammet oder Seide; gewöhnlich machte man ihn im Kopfe nicht allzuhoch, in der Krempe aber ziemlich weit. Die hohen, krempenlosen, mörserförmigen oder stumpfkegeligen Hüte, wie solche am burgundischen Hofe Mode waren, fanden bei den Deutschen wenig Freunde; auch trugen diese sie niedriger, als wie man sie dort beliebte. An den rohen Filzhüten war die Krempe seitlich geschlizt, so dass man das Vorderstück geradeaus stellen oder abwärts klappen konnte, das Hinterstück aber aufwärts, oder umgekehrt. An den überzogenen Hüten wurde die Krempe gewöhnlich dergestalt aufgerollt, dass sie einem dicken Wulste ähnlich sah (Tafel 7. 6.); so umgab sie den unteren Rand des Hutkopfes ringsum mit gleicher Breite. Namentlich unter Kaufleuten fand man die aufgerollte Krempe oft in einer Mächtigkeit, dass sie den Hutkopf verdeckte.

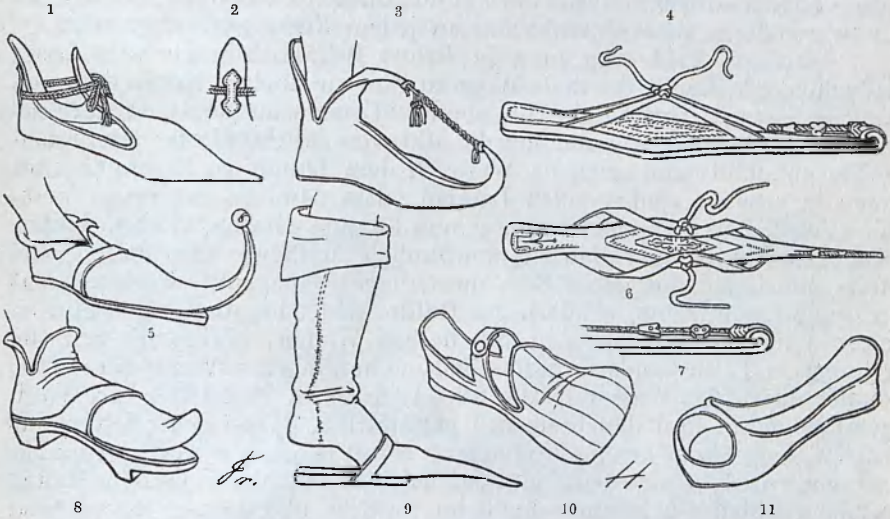
Man sieht die Herren von Burgund häufig mit zwei Hüten dargestellt, von welchen sie den einen auf dem Kopfe tragen, den andern in der Hand oder an der Sendelbinde auf dem Rücken hängend; beide Hüte sind stumpfkegelig und ohne Krempe, nur der am Rücken etwas weiter. Dieser seltsame Brauch erklärt sich dadurch, dass die Herren in Gegenwart des Herzogs den Hut nicht auf dem Kopfe behalten durften, aber doch einer Erkältung des entblössten Kopfes vorbeugen wollten; so gerieten sie auf den Mittelweg zwischen Schnupfen und Etikette; sie behielten den eigentlichen Hut, wie es die Sitte verlangte, in der Hand, den Kopf aber mit einer engeren Müze bedeckt, die sich jeden Augenblick mit dem Hute bequem überstülpen liess.

Das Haar trug man mässig lang, unter älteren und ehrbaren Männern nur wenig unter die Kinnhöhe herabsteigend, schlicht, voll und zuweilen in die obere Stirne herab gestrichen, unter jungen lebensfrohen Leuten aber mehr nach Mädchenart sorgfältig frisiert, selbst zu Ringellocken gebrannt und mit gestickten Bändern und farbigen Schnüren geschmückt. Statt der Bänder benüzte man auch Kopfreife, die mit farbigem Band umwickelt und vorn mit einer Agraffe samt dahinter gesteckter steifer Feder oder einem Federbusche geziert waren (Taf. 8 10. 13). Der Bart kam immer mehr ausser Mode; das glattrasierte Kinn war allgemein; nur bejahrte Leute und einzelne Ritter, die des Bartes noch von ihren jüngeren Jahren her gewohnt waren, behielten ihn auch jezt noch bei, entweder voll oder nur als Knebel- und Schnurrbart (Taf. 7. 4).

Diese Epoche ist die Blütezeit der Schnabelschuhe. Die Beliebtheit der Schnäbel schien mit ihrer Unbequemlichkeit zu wachsen, und der Wetteifer, die längsten Schnäbel zu haben, verbreitete sich selbst unter den dienenden Klassen. Die Schnäbel dehnten sich dergestalt aus, dass der Schuh die Länge des Fusses zweifach und selbst dreifach überragte; man beliess die Schnäbel schlaff, so dass sie unterm Gehen umherschlenkerten, oder stopfte sie aus; dies geschah nun ent-

weder bis zu dem Masse, dass die Schnäbel sich beim Gehen ebenso einbogen, wie der Fuss, oder dass sie fest und unbeweglich in aufwärts gerichteter Krümmung beharrten. Um das Meisterwerk der Mode zu krönen, sezte man nicht selten eine Schelle oben auf die Schnabelspize (84. 5). Auch geschah es wol, dass man ein Kettchen an der Spize befestigte und dieses an der Schuhlasche oder unterm Knie festband (84. 3);

Fig. 84.



1—3. 5. 8. Schnabelschuhe. 4—7. Unterschuhe. 9. Stiefel. 10. 11. Stumpfe Schuhe oder „Ochsenmäuler" vom Ende des 15. Jahrhunderts.

auf diese Weise hinderte man den Schnabel aus seiner Lage zu kommen. Den Schnabel zu unterstüzen geriet man auf den Gedanken, die Schuhe mit Unterschuhen zu versehen; es waren dies schmale, nach der Form des Fusses zugeschnittene und vorn gespizte Holzsohlen, die so lang waren, wie der Schuh samt dem Schnabel und selbst noch länger (83. 4. 6); ringsum gab man der Sohle eine Fassung aus Eisen oder Messing und unterlegte sie häufig unter der Ferse und weiter vorn unter dem Ballen mit Absäzen oder Klözen (84. 8); diese waren gleich hoch, damit der Fuss in seiner natürlichen flachen Lage blieb. Man befestigte die Unterschuhe mit einem ledernen Bügel, der über den Spann lief, oder mit Durchsteckriemen am Fusse. Der Fuss aber sass so wenig fest im Riemenzeuge, dass sich jeder Schritt, den einer machte, durch das Klappern der Pantoffeln verriet.

Die Schuhe waren niedrig, nur bis an die Knöchel reichend, über dem Spanne geschlossen oder bis in den halben Spann herab ausgeschnitten und obenher mit andersfarbigem, gewöhnlich weissem Leder ausgeschlagen (Taf. 8. 13—15), das nicht selten gezaddelt war. Daneben gab es auch höhere Schuhe, die bis über die Knöchel heraufstiegen, oder bis an die Waden; diese waren vorn oder seitlich bis an die Knöchel

und selbst bis in den halben Fuss hinab aufgeschnitten. Die minder tief ausgeschnittenen Schuhe zog man ohne weitere Befestigung an; bei den anderen aber legte man über die beiden Laschen ein Schnürband, das über der hinteren Lasche durch eine Oese lief, die man dort angebracht hatte (84. 1. 2), und über der vorderen Lasche verknotet wurde. Zuweilen schloss man auch beide Ausschnitte mit Nesteln (82. 5); gewöhnlich aber liess man sie offen. Das Fusszeug war von Leder, Sammet, Seide oder Goldstoff, schwarz oder in den bunten Farben der Beinbekleidung gehalten, auch abwechselnd an jedem Fusse anders gefärbt.

Im Jahre 1444 trug man in Erfurt Schnabelschuhe von rotem Hirschleder [1]. Leute, die weite Wege zu Fuss zu machen hatten oder viel zu Pferde sassen, zogen hohe Stiefel oder »Lersen« an (84. 9); darüber berichten die Erfurter Annalen um die Mitte des Jahrhunderts: »In diesem Jahre entstand eine seltsame Weise in dem Lande zu Doringen und auch in etlichen umliegenden Landen, dass nämlich das junge Volk, die männlichen Personen, waren es nun Fürsten, Grafen, Herren, Ritter, Knechte, Bürger oder Bauern, gewöhnlich zu Pferde ihre Stiefel, die doch von Leder das ganze Bein umschliessend gemacht worden, nicht aufzubinden pflegten, sondern zur Hälfte wieder herabschlugen und so hängen liessen, einige bis in die halben Waden, einige bis auf die Sporen, und also läppisch und eselhaft einhergingen. Wenn es regnete, so fiel ihnen das Wasser in die Stiefel; dennoch hatten sie ihr Wohlgefallen daran und däuchten sich gar stattlich dazustehen; ich meine entschieden, sie mögen es hintennach selbst bemerken und werden erkennen, dass es unordentlich aussieht, und manchem jungen Manne seinen geraden Wuchs und seine Beine verdirbt, und dass er vor schönen Frauen und Jungfrauen, sowie zu allen gesitteten Geschäften eine grosse Missgestalt ist.« Weiter meldet diese Chronik: »In demselben Jahre (1452) hoben die langen Schnäbel an den Schuhen an; diese Hoffart kam aus Schwaben.«

Die weibliche Tracht von 1400 bis 1450. In dieser Zeit kostümlicher Willkür, bei dieser Jagd nach Neuem und Unerhörtem, die in allen Ständen mit der Gewalt einer Seuche um sich griff, selbst in dieser Zeit gab es noch wirklich vornehme Frauen, die in der Tracht ihren Adel behaupteten, und von den neuen Moden nur so viel annahmen, als ihnen nötig schien, um nicht lächerlich oder veraltet zu erscheinen. Solche Frauen dienten denn auch den Künstlern dieser Zeit zum Vorbilde, wenn diese die Gottesmutter oder sonst eine heilige Frau mit dem Pinsel oder dem Meissel und Schnizmesser nachzuschaffen suchten. Aber ihr Beispiel wirkte nicht bestimmend auf die Masse; hier gab den Ton die burgundische und französische Mode an und an diesen Höfen gab es keine heiligen Frauen.

Man trug, wie früher, ein unteres und ein oberes Kleid, und zwar so übereinander angelegt, dass das untere an verschiedenen Stellen

---

[1] Es was auch in den selbin gezitin gantz loufftig, das die jungen manne, vrowen unde jungfrawen, ouch dinstknechte zu festin, hochzeiten unde ouch gemeinlich alle heilige tag rote schu von loeschfellin trugen und etliche spizige snebelle daaane.

sichtbar wurde. Das untere Kleid blieb das gewöhnliche Hauskleid und behielt auch seine alte Form, die es im 14. Jahrhundert angenommen hatte; obenher von den Schultern bis auf die Hüften lag es passend am Körper an, erweiterte sich dann mit tiefen und langen Falten nach untenhin und liess hier nur gerade die Fussspizen blicken (82. 4. 5). Der Ausschnitt oben ging in geschweiftem Bogen von einer Schulter zur andern und war so weit, dass das Kleid nur wenig oder gar nicht auf den Achseln lag (Taf. 8. 1. 3) und vorn die halbe Büste sowie hinten die halben Schulterblätter unbedeckt liess. Ehrbare Frauen indes machten den Ausschnitt nur so weit, als für den Hals bequem war. Man verschnürte das Kleid vorn über den ganzen Oberkörper herab (82.5.), so dass nirgends ein Fältchen zu sehen war und das Kleid den Wellenlinien des Körpers mit straffer Spannung folgte. Die Aermel

Fig. 85.

3. Kleid grün, Puffen weiss, Brustlaz weiss mit Goldstickerei, Haarnez gelb, Band grau. 4. Kleid blau, Hemd weiss, Mantel Goldbrokat, Borte golden, Haarnez oben rot, sonst golden.

passten in der Regel auf den Arm und gingen meist bis an die Hände oder bedeckten auch die Handwurzel, wo sie sich ein wenig öffneten. Nur dann versah man das Kleid mit kurzen Aermeln (85. 1), wenn das Oberkleid lange und gleichfalls enge Aermel hatte. Doch war es vielfach selbst unter den vornehmsten Frauen Brauch, das Kleid ohne Obergewand auch ausser dem Hause zu tragen, nur mit dem Mantel darüber (85. 4).

Dieses Kleid konnte immerhin noch für ehrbar gelten, wenn man den weiten Ausschnitt mit der Rise verhüllte; dem Gelüste der modesüchtigen Frauen aber wollte es bald nicht mehr genügen; immer häufiger bedienten diese sich des Schnürleibchens, des »Gefängnisses«, um die Taille einzuengen und die Brüste heraufzutreiben.

In den Schriften des Hus[1] finden sich einige Stellen, die von diesem Brauche reden: »Die Weiber tragen ihre Kleider oben an der Halsöffnung so tief ausgeschnitten und so weit, dass beinahe bis an die Hälfte der entblössten Brüste überall jeder ihre leuchtende Haut offen erblicken kann, in den Tempeln des Herrn vor den Priestern

[1] De Sacerdotum et Monachorum carnalium abominatione. cap. 48.

und Geistlichen ebenso wie auf dem Markte, aber noch viel mehr im Hause, und was noch von der übrigen Brust bedeckt war, das ist so hervorstehend künstlich vergrössert und hervorgeschoben, dass es fast wie zwei Hörner an der Brust erscheint.« Und eine andere Stelle[1]: »Dann machen sie an der Brust zwei andere Hörner (zuvor war von den gehörnten Kopfpüzen die Rede) mit den heraufgeschobenen Brüsten, indem deren Hervorstehen durch Kunst verstärkt wird, so dass selbst, wenn sie von Natur gar nicht hervorstehen, sie doch wenigstens aus der Form des Hemdes und durch eitles Hinzufügen von andern Kleidern die Hörner ihrer Brust aufrichten.«

In dem schon erwähnten Gedichte »Der Kittel« findet sich die Stelle: »Die houptlocher sint in also wit, Das in die achsel huz lit (dass ihnen die Achseln aussen liegen). Man sicht under den arm die gruoben; Sere sicht man die buoben (Brüste), Das schetz ich, drier finger breit; Umb den lip ist enge das cleit; Die buoben sind geschurzet uf, Man satzet wol ein lichtstock druf.«

Von sonstigen Kunststückchen, den Körperformen nachzuhelfen, findet sich eine Probe in dem Gedichte »Des Teufels Nez«, das im zweiten Jahrzehnt dieser Epoche entstand. Dort heisst es: »Und brisend (schnüren) sich in so rain, Das si enmitten werdind klain (schlank). Hat aine ain ars als ain brett, Si kan in grosz und dick machen, Den henkt si ze nacht an ain stang.« Das wäre also die erste Nachricht, die wir in der deutschen Mode von der Tournüre besizen.

Das Oberkleid behielt noch längere Zeit die Form des Unterkleides (Taf. 7. 2); es umschloss den Körper von den Schultern an bis auf die Hüften, ebenso die Arme bis zur Handwurzel, und war je nach dem Charakter seiner Trägerin mehr oder minder tief ausgeschnitten, ebenso nach untenhin mehr oder minder schleppend. Daneben trat es noch in anderer Form auf; es umschloss alsdann nur die Büste und erweiterte sich sofort von hier aus nach unten (Taf. 8. 1), wo es in eine übermässige Schleppe ausging. Das Kleid öffnete sich auf Brust und Rücken immer mehr mit einem dreieckigen Ausschnitte, der seine Spize nach unten kehrte (82. 6. Tafel 8. 3); es wurde dann gegürtet und zwar dicht unter der Brust, so dass die Spize des Ausschnittes oft den Gürtel berührte. Der Gürtel wurde im Rücken verschnallt und sass derart zusammengezogen am Körper, dass die Einbucht der Taille, die sonst einen geschweiften Bogen machte, zum Einschnitte wurde. Diese Neuerung war von entscheidender Bedeutung, denn sie öffnete den Weg der zu einer Trennung des Kleides in zwei Teile führte, in Rock und Mieder. Der Ausschnitt wurde mit einem schmalen Umschlage von weissem Pelz oder Stoff, der sich nach dem Gurt hin verjüngte, gesäumt und die Brust mit einem Laze von Sammet oder gesticktem Tuche bedeckt.

Die Aermel nahmen, ob das Kleid nach der alten oder nach der neuen Mode zugeschnitten war, verschiedene Formen an, doch meist die von Hängeärmeln. Diese Aermel waren als Sack- oder offene Aermel gebildet und hatten auf der Vorderseite einen Schliz, durch den man den Arm steckte (82. 7. Taf. 7. 2), oder sie waren vorn herab völlig geöffnet, und so als Flügelärmel geformt, dabei häufig so lang, dass sie den Boden berührten und selbst auf dem Boden nachschleppten (Taf. 7. 2. 10). Der Schmuck an den Aermeln bestand in Zaddeln (Taf. 7. 9. 12), doch zaddelte man die Aermel nicht durchweg. Die Flügelärmel wurden entweder an den beiden vorderen Kanten durch tiefe Einschnitte in Lappen aufgelöst (Taf. 7. 12), oder auf der Rückseite vom Ellbogen an

[1] In Cap. 47.

bis untenhin mit langen Zaddeln bedeckt, die man reihenweis untereinander anbrachte. Bei den Sackärmeln fügte man einen gezaddelten Streifen in die Nähte, vorzugsweise in die Längsnaht (Taf. 7. 9), dann aber auch in die Achselnaht. Blieb das Kleid ungezaddelt, so bordierte man es gewöhnlich an allen Säumen oder doch den Aermelschlizen entlang. Ausserdem war es Brauch, in Verbindung mit den Hängeärmeln ein zweites Paar Aermel anzuziehen, um die Unterarme zu decken, und zwar ziemlich weite, aber am Handgelenke mit einem schmalen Bunde geschlossene Aermel (82.7.9), die man in den Hängeärmeln selbst befestigte oder am Unterkleide. Oberkleider, die der Hängeärmel entbehrten, machte man in den Aermeln passend (Taf. 8. 3), und verbrämte oder bordierte sie am Handgelenke.

Das Oberkleid führte in Deutschland ebenmässig, wie in Frankreich und Burgund, den Namen »Robe«. Obschon dieser Name aus Frankreich herüberkam, ist er doch deutschen Ursprungs und seine Wurzeln reichen in die Wikingerzeit zurück. Die Angelsachsen, Dänen und Normannen, die damals raubend das Meer durchschwärmten, pflegten ihre besten Kleider, die sie als Festkleider trugen, aus jenen kostbaren Stoffen anzufertigen, die sie durch Raub gewonnen hatten, und benannten aus diesem Grunde ihre Prachtkleider kurzweg »Raub« oder nach altem Sprachgebrauche »Robe«[1]. Dieser Name ist unter den Franzosen bis auf den heutigen Tag dem besten Gewandstücke verblieben, wenn auch seine ursprüngliche Bedeutung vergessen worden ist.

Die Kleiderordnungen beschäftigten sich häufig mit diesen Oberkleidern und bekrittelten sie weit schärfer, als früher, da sie ihrer nur beiläufig Erwähnung gethan; sie verboten und mussten doch zu gleicher Zeit Zugeständnisse machen, denn die wachsende Wohlhabenheit verlangte ihr Recht. Eine Ulmer Ordnung vom Jahre 1426 gestattete Aermel von Sammet und Seide, aber kein sammetnes und seidenes »Preis« (Schnürleibchen) unter den Röcken und zu keinem Kleide. Genähtes und Gestricktes auf Röcken und Mänteln, das den Wert von vier Mark Silber überstieg, blieb verboten, dagegen war Geschlagenes erlaubt, doch sollten die Röcke bloss auf den Aermeln und an der Brust oberhalb des Gürtels beschlagen sein, aber nicht unterhalb desselben: die in der neusten Ordnung zugestandenen Häftlein durften den Wert von 20 Gulden haben. Die Röcke sollte man nicht durchaus unterfüttern noch höher verbrämen, als die Höhe eines breiten Balges betrug; auch sollte kein Veh weder an Aermeln noch sonst zerhauen oder zerschnitten werden; die seidenen Borten sollten den Wert von 6 rheinischen Gulden nicht übersteigen, die Schleppen der Kleider nicht länger sein, als dass sie ein halb Viertel auf der Erde liegen und die Aermel nicht länger, als dass sie auf die Erde stossen[2]. Auch Prediger, Chronisten und Dichter gedenken dieser Tracht mit Tadel oder Spott je nach ihrem Charakter. In dem Buche: »Zeitkürzende und erbauliche Lust« heisst es darüber: »Die reichen Jungfrauen hatten ihre Röcke ausgeschnitten hinten und vorn, dass man Brust und Rücken fast bloss sah. Auch waren die Röcke geflügelt und auf den Seiten gefüttert. Etliche, damit sie schmal blieben, schnürten sich, dass man sie umspannen konnte. Die adeligen Frauen hatten geschwänzte Röcke, 4 oder 5 Ellen lang, so dass diese von Knaben nachgetragen werden mussten. Die Frauen und Mägde hatten an den Röcken doppelte dicke Säume, handbreit, die reichen Weiber silberne Knäufe oder breite silberne Schalen (vermutlich halbkugelige Knöpfe) an den Röcken von oben bis unten an die Schuhe[3].

Ebenmässig, wie die Zaddeln, gehörten auch die Schellen noch immer zur vornehmen Mode. Schellen samt Gürtel waren selbst im

---

[1] Das Unterkleid bezeichnete man in Frankreich mit „cotte"; gleichbedeutend mit cotte war zur selben Zeit, wenigstens in Paris, der Name „Corset".

[2] A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. S. 313.

[3] Scheible, Kloster V. 87.

gewöhnlichen Bürgerstande von Silber und oft so übertrieben kostbar, dass ihr Wert durch Ordnungen beschränkt werden musste.

Der Mantel wurde durch den Tappert vielfach verdrängt und fast nur noch von vornehmen Frauen getragen, die es für unwürdig hielten, in allen Stücken mit der neuen Mode zu gehen; er wurde von hintenher angelegt und vor der Halsgrube geschlossen, so dass er eine Art von weiter, völlig geschlossener Kappe bildete gleich dem Mantel der Beguinen. Im Schnitte blieb der Mantel ein Halbkreis oder Kreisausschnitt mit abgestumpfter Spize, aber seine Länge wurde schleppend, so dass man ihn mit den Händen oder unter die Arme heraufnehmen musste (Taf. 7. 11. vergl. Taf. 4. 9). Auch stattete man den Mantel ab und zu in der Mitte seiner geraden Kante, da, wo er sich über Nacken und Brust legte, mit einem schmalen Ueberschlagekragen aus, wie man dies schon im 13. Jahrhundert gethan hatte (82. 6) [1].

Das bevorzugte Schuzkleid war damals der Tappert. Die Frauen benüzten den Tappert in allen Formen, in denen er auch bei den Männern vorkam. Beliebt war ein kurzer Tappert, der etwa bis an die Kniee reichte, und auf beiden Seiten völlig geöffnet war (82. 8), so dass er sich bequem über die Röcke mit den schweren Sackärmeln anlegen liess. Man beliebte diesen Tappert am unteren Rande in lange Zaddeln geschlizt und oben am Kopfloche mit einem ziemlich breiten und hohen Kragen besezt, oder auch mit einer Kapuze. Kapuze und Tappert bildeten in dieser Verbindung gleichsam eine Gugel mit grossem Kragen.

Solch ein Gewandstück ist wol gemeint, wenn in der Thüringer Chronik zum Jahre 1444 erzählt wird: »Die edlen und die reichen Frauen, Jungfrauen und auch die Männer liessen 6 Ellen guten Gewandes schneiden zu einer Gugel von Loden (grobem zottigen Wollstoffe); solche Loden wurden dann im Alter zu nichts mehr nuz« [2]. Die Ulmer Ordnung von 1411 bestimmte, dass Frauen und Jungfrauen zu einer Kappe nicht mehr Tuch verschneiden sollten als 4 Ellen; sie erlaubte an Röcken und Tapperten Flügel oder offene Aermel zu tragen, diese auch mit »vehem, ruggen oder schinschem« (Veh, Rückenfell und Fell von ebengeborenem Lamme) verbrämt, aber nicht in Zaddeln geschlizt. Die Röcke, Tapperte und Flügelärmel sollten nicht weiter, als bis auf die Erde reichen [3].

Ehrbare Frauen verbargen ihr Haar völlig unter den Hauben, Hullen und Kruselern; um Hals und Schultern legten sie die Rise, so dass das Gesicht völlig eingerahmt war; doch trugen sie Sorge, dass die Stirne in ihrer vollen Höhe und Breite sichtbar blieb. Ueber dem Kruseler befestigten sie dann wol noch ein der Länge nach doppelt zusammengelegtes Tuch, das über der Stirne dachgiebelartig gebrochen war und hinten in den Nacken fiel (Taf. 4. 9).

Nach 1430 fingen hohe spize Müzen an sich sehen zu lassen (Taf. 8. 3); sie waren wie ein Zuckerhut gestaltet, etwa dreimal und selbst viermal höher, als der Kopf, und wurden so auf den Scheitel gesezt, dass ihre Spize rückwärts geneigt war. Man fertigte sie aus Karton oder aus

---

[1] So findet sich der Mantelkragen an einem Frauenstandbilde am Westchor des Naumburger Domes (52. 2. 5), ebenso an den Königsmänteln auf dem Grabmale des Erzbischofs Sifrid von Mainz im dortigen Dome (68. 1). Seit dem 14. Jahrhundert scheint dieser Kragen durch die Pelerine ersezt worden zu sein. (S. amtliche Tracht).

[2] A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert. S. 316.

[3] Jäger, Ulm S. 510.

einem Drahtgestelle mit einem Ueberzuge von feinem Stoffe; darüber sezte man noch grosse Stücke von gestärktem Linnen, die flügelartig gebrochen und durch ein Gestell von Messingdraht aufrecht erhalten wurden (95. 9). Diese Haube war der »Hennin«; man nannte sie auch »burgundische Haube«, weil sie am Hofe von Burgund entstanden war. Die Zeit ihres grössten Ansehens fiel indes erst in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts; auch blieb sie meist auf die Gegend am Niederrheine beschränkt.

Die Gunst, die man hier dem erhobenen Kopfpuze schenkte, liess indes die Gugelhaube nicht gänzlich vergessen; sie deckte flach den Oberkopf und die Wangen, an denen sie bis unter das Kinn herabstieg, ging nach hinten aber in einen über den Nacken fallenden Sack über, in welchem man das Haar zusammenhielt (92. 3). Eine Dame von Sens, die eines Prozesses wegen nach Paris gekommen war, soll die Erfinderin dieser Haube sein; sie habe sich in den niederen Gemächern ihrer Anwälte durch die Höhe ihrer spizen Müze belästigt gefühlt und sich durch eine niedrige Haube zu helfen gesucht; dieser Gedanke sei das Signal gewesen, zur Gugel zurückzukehren. Indes lässt sich aus den Miniaturen erkennen, dass man die Gugel in den burgundischen und französischen Landen niemals ganz aufgegeben hatte, und so wird sich der Ruhm jener Klägerin von Sens wol auf den Sack beschränken, in den sie hinterwärts ihre Gugel umformte.

Der Augustiner Gottschalk Hollen zu Osnabrück lässt sich in seinen Predigten[1] folgendermassen über den Kopfpuz vernehmen: »Erstens hat ein eitles Weib eine Männerkapuze über den Schleier gesezt; zweitens einen kostbaren gefalteten Schleier; drittens ein dreifaches oder vierfaches seidenes Nez; viertens goldene und silberne Kopfhaarnadeln; fünftens ein Schmuckstück an der Stirn (oder Brust); sechstens gekaufte glänzende Haare von einer toten Frau; siebentens hat sie um den Hals einen Rosenkranz aus Korallen. Das braucht ein Weib zu ihrem Kopfpuze; mit hundert Gulden kann sie kaum das bezahlen.« Gelegentlich benüzten die Frauen den Männerhut mit umgeschlagener Krempe, dem sie durch Farbe und sonstigen Schmuck ein artiges Aussehen zu geben suchten (vrgl. Taf. 8. 4).

Die französischen »Atours« mit den abstehenden Hörnern (80. 5), die wir oben beschrieben haben, fanden lebhaftere Nachahmung, als früher; namentlich in Böhmen scheint man sie recht kleidsam befunden zu haben.

Johannes Hus gedenkt in seinen Schriften[2] der Atours mit scharfem Tadel. »Dieselben Frauen, heisst es dort, wollen durch eine wunderbare Anordnung selbst gehörnt sein in ihrer äusseren Erscheinung, damit sie gleichfalls öffentlich zeugten, dass sie dem (gehörnten) Tiere (der Apokalypse) zugehören, denn auf ihren Köpfen gestalten sie die Schleier mit einer gewissen Kunst und nicht ohne grosse Mühe so, dass mindestens drei Hörner, eins über der Stirne, die anderen auf beiden Seiten des Scheitels über den Köpfen emporragen.« (Dann erwähnt Hus die hornförmig emporgestellten Brüste und die Hörner an den Füssen, die Schuhschnäbel.)

Die fremdländischen Müzen begünstigten das Haar so wenig, als die deutschen; die Zeitmode hatte nun einmal die Grille, eine offene und glatte Stirne zu zeigen. Das Haar wurde in die Höhe gestrichen und zwar, wenn es von dem Hennin besezt werden sollte, mit so starker

[1] Preceptorium divine. Augsburg 1497.
[2] De Sacerdotum et Monachorum carnalium abominatione. cap. 48.

Spannung, dass es eine Tortur war, so frisiert zu sein [1]. Man ging darauf aus, die Stirne höher erscheinen zu lassen, als sie in Wahrheit war, und rasierte das zunächst sizende Haar völlig hinweg. Dieser Brauch ist deshalb merkwürdig, weil im allgemeinen die Neigung der Frauen eher auf das Gegenteil abzielt und die Stirne durch hereingestrichenes Haar zu verkleinern sucht, ein Brauch, den schon die griechischen und römischen Frauen mit Vorliebe pflegten, also Frauen, die doch wussten, was schön war. Ebenmässig, wie die Stirne, suchte man auch Nacken und Hals vom Haare frei zu halten; man sammelte es durchaus auf dem Kopfe und liess es nirgends soweit herabfallen, dass diese Entblössung beeinträchtigt werden konnte. Vielfach flocht man das Haar in Zöpfe, legte diese vor den Ohren her um die Schläfe nach dem Oberkopfe, wo man sie festhielt (95. 17); oder man wand sie als Nest rechts und links spiralisch über die Schläfe.

In allen Ständen hielt das weibliche Geschlecht die Schnabelschuhe für einen so nötigen Teil seiner Tracht, dass es, was die Länge des Schnabels anbelangt, die Männer noch zu überbieten suchte. Sonst trug es seinen Schuh gleich dem männlichen zugeschnitten. Die Unterschuhe oder Trippen (84. 4. 6) wurden für vornehme Damen nicht aus Holz, sondern kunstgerecht aus Leder hergestellt und mit eingepressten Verzierungen sowie mit Metallbeschlägen ausgeschmückt.

In den zeitgenössischen Darstellungen fällt die Körperhaltung auf, in der sich die vornehmen Frauen gefallen; fast durchweg biegen sie den Oberkörper zurück und strecken den Leib vor. Dies ist kein Zufall; ein loser Plauderer hat uns verraten, dass die Frauen ausgefütterte Säcke oberhalb des Gürtels innen am Hemde festnähten; so mögen sie es auch unterhalb des Gürtels gemacht haben und dies alles, um sich einer schmalen Taille rühmen zu können. Aehnliches geschah noch im 16. Jahrhundert.

Bis in das 15. Jahrhundert hinein behauptete Frankreich die Führerschaft in der Mode; aber seit dem Tage von Azincourt (1415), da die Blume der französischen Ritterschaft in den Staub sank vor den englischen Waffen, ging es rückwärts mit der Industrie des Landes, bis in dem langen und verderblichen Kriege auch sie zu Grunde gerichtet war. Frankreich erzeugte und exportierte nur noch wenig mehr; sein Aussenhandel erhielt sich zwar noch im Kauf, aber nicht mehr im Verkaufe aufrecht. Für die Pelzwerke, die Seidenzeuge und die feinen Tücher flossen Goldströme aus dem Königreiche in das Ausland, ohne ihren Weg wieder zurückzufinden. Zu seinem Glück erhielt Frankreich in Ludwig XI. einen König, der den hellen Blick hatte, das Uebel zu erkennen, den Mut, es zu verhindern und das Geschick, bessere Zustände heraufzuführen. Um seinen Staat von dem Tribut zu befreien, den er den Fremden für die kostbaren Seidenzeuge zahlte, legte er im Jahre 1466 zu Lyon eine Fabrik an und später zu Tours eine zweite, wo man die morgenländischen Gewebe nachahmte.

Indes währte es lang, bis Frankreich wieder aufkam und die Herrschaft in der Mode zurückgewann; bis dahin blieb es ein dürftiger Markt für die Lieferanten des Luxus. Der König selbst enthielt sich, wenn nicht sein Amt ihn erforderte, so viel als möglich des Luxus, und zwar weniger aus Not, als aus angeborener Neigung, die mit den Bedürfnissen des Staates zusammentraf. Schon bei seiner Krönung zeigte er sich sehr verdriesslich über die liliengeschmückten Roben und sonstigen Prachtgewänder, die er anlegen sollte. Die Hofsitte wollte, dass er den Vorsiz beim Fest-

[1] Man glaubt, dass Agnes Sorel, die Geliebte Karls VII. von Frankreich, wenn sie länger gelebt hätte, die Mode von diesem falschen Geschmacke zurückgebracht haben würde. Als man im Jahre 1777 ihren Sarg öffnete, der im Chore des Collegials zu Loches beigesezt war, fand man als einzigen Rest ihr Schädelgehäus mit dem Haare. Das Haar, von aschfarbigem Kastanienbraun, bildete auf dem Vorderkopfe ein gekraustes Toupet von etwa 12 cm Höhe zu 25 cm Breite, während es hinterwärts in eine Flechte von 50 cm Länge überging, die emporgelegt und unter dem Toupet befestigt war.

mahle, das auf die religiöse Ceremonie folgte, mit der Krone auf dem Haupte führen sollte; aber kaum an die Tafel getreten, hob er die Krone mit beiden Händen ab und sezte sie auf den Tisch zwischen eine Pastete und ein Stück Braten. Gewöhnlich ging der König in einer Jagdkleidung einher, an der alle Stücke, den Hut mit inbegriffen, halbteilig rot und weiss gefärbt waren. Sein Mantel war von grobem Tuch und sein einziger Schmuck beschränkte sich auf ein bleiernes Muttergottesbild am Hute und einen dickkugeligen Rosenkranz von Holz über seiner grauen Hausrobe. Damals gab es in ganz Frankreich keine Person, die zwei Linnenhemden besass, als die Königin. Bis aufs Aeusserste verfolgte Ludwig den Dämon des Luxus, und wer den König kannte, hütete sich, mit ihm zu spassen; sein Umgang mit den Menschen hatte eine unheimliche Aehnlichkeit mit dem Spiele zwischen Kaze und Maus; die hohen Kragen, die damals Mode wurden, scheinen fast wie aus Angst um den Hals entstanden zu sein. Sonst aber, wenn die Gelegenheit es forderte, zögerte Ludwig durchaus nicht, seine Königswürde auch in der Tracht herauszukehren. Bei seinem Einzuge in Paris trug er eine Robe von weissem Damast, doch ohne Pelzwerk, darüber ein Wams von hochrotem Atlas; der Herzog von Burgund aber, der ihm folgte, trug an sich und seinem Pferde für mehr als eine Million Edelsteine. Ganz in demselben Verhältnis stand die Wohlhabenheit von Frankreich und Burgund sich gegenüber.

Damals gab es kein reicheres und blühenderes Land unter der Sonne, als Burgund und die Niederlande unter den Herzögen Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen; die lebenslustige geldvergeudende Mode hätte keinen besseren Zufluchtsort finden können, als den Hof von Burgund. Die lachende Fülle des Reichtums erzeugte dort einen freien Zug voll Lebensfreude und atmender Sonnenlust, das eigentliche Element der Mode. Das Beispiel, das die burgundischen Herzöge ihren Leuten gaben, war gerade das entgegengesezte, das die Franzosen von ihrem Könige empfingen. Je älter Philipp der Gute wurde, desto unersättlicher wurde er auch für den Kleiderprunk; einen Tag unter dem Scharlachmantel, der das Ordenskleid vom Goldenen Vliesse war (86. 1), den andern unter der Robe von schwarzem Sammet, seinem Lieblingsstoffe, den er noch dem Scharlache vorzog, und der mit Strömen von Diamanten überrieselt war, darin bestand die grösste Freude seiner alten Tage. Und er durfte sich diese Freude gönnen; in seinem Reiche blühte jegliche Industrie. In zahlreichen und umfangreichen Werkstätten erzeugte man Leinengewebe von jeder Stärke bis zur zartesten Feinheit, Gewebe, mit denen sich kein anderes vergleichen liess, ferner grossblumige Seiden- und Sammetstoffe, sowie gold- und silberdurchwobene Brokate, die mit denen aus Italien wetteifern konnten, Tücher verschiedener Art, zumteile gleichfalls bunt durchwebt, Wollteppiche mit figurenreichen Mustern von unglaublichem Reichtum, so dass man die kostbarsten Wohnräume damit ausstattete. Alle Stoffe, welcher Art sie auch sein mochten, zeichneten sich nicht bloss durch ihre Güte, sondern auch durch den Geschmack ihrer Muster aus. Die Stoffornamente, die wir in den niederländischen Geweben finden, sind die edelsten und prächtigsten, die es giebt, und noch heute ein Muster für die Leute am Webstuhle unsres Kunstgewerbes. Die Motive sind der Natur entnommen, aber stilistisch wiedergegeben und von allem Zufälligen und Unschönen gereinigt, so dass sie vornehm, ruhig und glänzend ins Auge fallen. Da giebt es seltsame traumartige Blumen von unbeschreiblich schönen Formen und Farben, die wie in einem Märchenreiche und nicht wie unter dem Himmelsstriche unserer farbenlosen Tage entsprossen scheinen. Hier kann man lernen, wie man natürliche Blüten und Pflanzen in ornamentale umsezen muss. Diese kostbaren Gewebe waren damals so allgemein, dass die Leute sich nicht bloss Vornehmheit, Hoheit und Würde, sondern selbst die Heiligkeit einer Person nicht ohne dieselben denken konnten. Man betrachte nur die Heiligenbilder aus dieser Zeit; da treten die heiligen drei Könige vor die Krippe zu Bethlehem mit Kronenhüten und Brokatgewändern, als wären sie selbst Herzöge von Burgund. Und die heiligen Frauen, die Katharina, Margareta, Agnes, Ursula und wie sie sonst heissen, das sind lauter Hofdamen im Festkleide; ihre Kleider sind von goldgemustertem Seidenstoffe, von blumigem Sammet, mit Hermelin gefüttert und nach der Mode mit einer unendlichen Schleppe zugeschnitten, die Hauben hoch und spiz wie Zuckerhüte und mit Leinwandflügeln überhangen, die Schuhe langgeschnäbelt, die Handschuhe mit Edelsteinen und Perlen besezt. Und neben den Gemälden giebt es keine bessere Schule, um das

Kostüm dieser Zeit zu studieren, als die Teppiche; darunter nehmen die in Arras gewebten den ersten Rang ein; man pflegt sie nach dieser Stadt »Arazzi« zu nennen.

Aber wie der französische Prunk bei Azincourt den Engländern, so unterlag der burgundische bei Grandson den Schweizern. Karl führte allein von golddurchwebten Stoffen einen Vorrat mit sich, der genügte, um tausend Mann damit zu bekleiden. Sein Hut, von gelbem Sammet, war überragt von einem Rubine ohne Gleichen, der seinerseits mit einem Kranze von Saphiren, Rubinen und Perlen umgeben und mit einer Agraffe in Diamanten gefasst war, woraus zwei mit Perlen besäete Federn emporstiegen. Der Siegelring des Herzogs wog ein halbes Pfund; in das Schwert waren sieben Diamanten eingelassen und ebensoviel Rubine mit fünfzehn Perlen von der Grösse einer Bohne. Alles, was Karl nur Köstliches hatte, war ihm auf seinen Feldzügen gefolgt; und so kam es, dass seine Niederlage zugleich eine Niederlage der burgundischen Industrie und Mode zur Folge hatte.

Für Deutschland wurde die burgundische Mode nur unter der Abänderung massgebend, die sie bei ihrem Durchgange durch die französischen Lande nahm: nur die unteren Rheinlande, die mit Burgund eine gemeinsame Grenze hatten, nahmen sie so auf, wie sie gewachsen war. Hier also herrschte eine gemeinsame Tracht. Indes nahm man in Deutschland das Fremde an, ohne das Eigene aufzugeben, oder, besser gesagt, man übertrug die fremden Formen in das Deutsche. Dies war natürlich und selbstverständlich, geschieht dies doch selbst mit idealeren Stoffen, als es die Trachten sind, z. B. mit litterarischen, wo ganz ebenso die nationalen Unterschiede unwillkürlich zum Ausdrucke kommen. Vom Uebel aber war es, dass die Formen der Kleidung schon von Haus aus, so glänzend diese auch war, doch eines edlen Kunstgeschmackes entbehrten. Der Geist des 15. Jahrhunderts war zwar mystisch, doch auch grobsinnlich, und wie der Geist, so ist nun ein für allemal auch sein objektiver Ausdruck, die Form, in unserm Falle die Tracht. Nicht um das Schöne und Massvolle war es damals den Leuten zu thun, sondern um das Ungewöhnliche und Auffallende. Betrachtet man die Kostüme in den zeitgenössischen Kupferstichen, z. B. in jenem des Israel van Mecken, der unter dem Titel »Fest des Herodes« bekannt ist, so glaubt man, die Menschen seien in einem rastlosen Widerstreite begriffen gewesen, und voll Eifersucht, es im Absonderlichen einander zuvorzuthun. Man muss erstaunen über die Gegensäze, die sich da neben- und untereinander dem Auge entgegendrängen. Die Gewänder waren entweder auffallend lang oder auffallend kurz; die langen Gewänder liessen den Menschen etwa so viel Menschenähnlichkeit, wie sie eine Vogelscheuche hat, und bei den engen und knappen Gewändern begreift man nicht, wie in solchem Anzuge einer zum andern die Augen zu erheben wagte.

Wir können die burgundische Tracht nicht übergehen, da sie die Mutter unser eigenen war, doch genügt es, sie hier abbildlich beizufügen und im Verlaufe der Erzählung gelegentlich auf sie zurückzukommen (86. 1—6).

Die Männertracht von 1450 bis 1500. Man war zwar dahin gelangt, die Hosen völliger zu machen (S. 333), so dass Gesäss und Scham bedeckt wurden; doch blieb noch strichweise der alte unzureichende Schnitt in Geltung, der die Bruche nicht entbehrlich machte[1]. Auch der Brauch, die Hosenbeine aus verschiedenfarbigen Zeugen zu fertigen, währte fort; man begnügte sich nicht mehr damit, jeden Strumpf von einer andern Farbe herzustellen, sondern verstieg sich zu zwei und drei Farben, die man noch durch aufgenähte Sonderstücke vermehrte, solche senkrecht, schräg oder wagrecht aufsezend (89. 9). Diese Buntheit war besonders nach dem Geschmacke der jungen Leute und der Soldaten; sie mischte sich dann auch in das Hofkostüm, wo man sie gleichermassen auf die Aermel übertrug.

Auch die Hosen aus derben Stoffen, wie sie von tagewerkenden Leuten getragen wurden, kamen schliesslich nur noch im Ganzen gefertigt vor.

[1] Noch 1440 hatte man in Erfurt „keyne gancze hosen" und selbst vom Jahre 1467 lautet ein Bericht: „que leurs chausses alloient près jusques à la forme de leurs fesses."

Fig. 86.

1. Philipp der Gute im Scharlachkostüm des Grossmeisters vom Orden des Goldnen Vliesses. 2—6. Hofleute (um 1470 nach einer gleichzeitigen Buchmalerei). 7. 8. 11. Weibliche Kopftrachten. 9. 10. 12. 13. Vornehme Flamländer (7—11. nach Teppichen vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts). 7. Leicht rötlichviolett mit blauen Streifen. 8. carminrot mit goldenen Streifen. 9. Oberkleid blaugrün mit braunem Pelzkragen und roten Schleifen; langes ärmelloses Unterkleid von braunem Pelz; Aermel und vorn sichtbares unterstes Kleid rot mit Goldstreifen; Müze leicht grauviolett mit weissem dunkelgestreiftem Ornament und rotem Stirnrand; Halskette rot, Schuhe braun. 10. Kleid blau mit gelbem Saum, rotem Futter und Gürtel, Kopfpuz mit Gesichtskranz weiss, Halsgeschmeide silbern; Brust- und Gürtelkette golden. 11. Haube leicht rotviolett mit Goldrand; Krone golden mit weissen Perlen und carminroter Futtermütze. 12. Unterstes Kleid, nur an Handgelenk und Fuss sichtbar, rot; zweites Kleid Goldbrokat mit grünem Schimmer, roter goldbesezter Brust- und Halsborte; drittes oberstes Kleid hellblau mit Goldornamenten. Hemd, am Halse sichtbar, weiss mit roter Mittelborte; Haube rosa mit Goldlinien; Krone golden mit weissen Perlen. 13. Rock gelbgrün mit stumpfbraunen Borten, die rotbraun ornamentiert; Oberkleid hellblau mit braunem Pelz, carminroten Schleifen und Ornamenten; Hosen rosa; Schuhe weiss; Untermüze mit Sturmband rosa, Obermüze hälftig weiss und gelbbräunlich mit rosafarbigem Band.

Es war nötig, ihnen hinten eine genügende Weite zu geben, da es sonst nicht leicht möglich gewesen wäre, sich darin zu bücken oder zu sezen. Entweder verbreiterte man die Aussenteile der Beinlinge und machte den Schnittrand etwas gewölbt, so dass beide Teile beim Zusammennähen eine schalenförmige Kapsel bildeten, oder man sezte zwischen die einzelnen Strümpfe einen genügenden Zwickel ein, der sie hinten und im Schlize aneinander schloss (87. 3); vielleicht wendete man beides zu gleicher Zeit an. Vorn aber verschloss man die Hosen durch die Schamkapsel (90. 4). An vielfachen Abbildungen lässt sich deutlich erkennen, dass diese Arbeitshosen nur vorn und seitwärts an das Wams genestelt wurden, aber nicht hinten, so dass bei gebückter Stellung sich dort eine Lücke zwischen Wams und Hosen aufthat (Taf. 9. 4).

Indem die Jacke immer kürzer wurde, konnte das Hemd immer weniger entbehrt werden, da sonst kein Mittel vorhanden war, den Raum zwischen Hosen und Jacke genügend auszufüllen. Die Bruche wurde nun überflüssig und kam immer mehr ausser Brauch. Den Laz stellte man wie die Hosen mehrfarbig her und gewöhnlich so, dass er von den Hosen abstach. Mit diesem Laze wurde viel gesündigt; er war gleichsam das Ventil, in dem die heisse Sinnlichkeit damals ihren kostümlichen Ausweg suchte. Man stopfte den Laz zu einem derben Beutel aus und vergrösserte ihn mehr und mehr [1]; wir werden noch darüber reden müssen. Der Zug der Zeit ging so sehr ins Schamlose, dass man es nicht anstössig fand, wenn bei feierlichen Prozessionen der Träger der Prozessionsfahne deren Stange auf seine vorstehende Schamkapsel stüzte [2].

Gegen Ende des Jahrhunderts kamen nach englischem und französischem Muster kurze Oberschenkelhosen auf, die wie Schwimmhosen aussahen und auch so über die eigentlichen Hosen angezogen wurden; damit war der Unterkörper rundum bis in die halben Oberschenkel herab bedeckt (87. 4. Taf. 8. 11). Den ausgestopften Laz aber, der an den eigentlichen Hosen sass, liess man vorn durch einen Schliz hervortreten. Die Oberhosen waren gewöhnlich von einem andren Stoffe, als die Unterhosen, oder, wenn aus dem nämlichen Stoffe geschnitten, mit Besäzen von Sammet oder in Passementerien bedeckt. Sonst liess man auch zwischen Oberhosen und Schecke das Hemd blicken.

Da die Oberhosen mit den Unterhosen nicht zusammengenäht waren, so wurde die Spannung der lezteren beträchtlich vermindert; den Rest der Spannung beseitigte man dadurch, dass man die Hosen über den Knieen trennte und beide Teile durch Nesteln und Bänder wieder vereinigte.

Die Schecke erfuhr grosse Veränderungen; bisher hatte man sie, soweit sich dies aus den Abbildungen beurteilen lässt, aus einer rechten

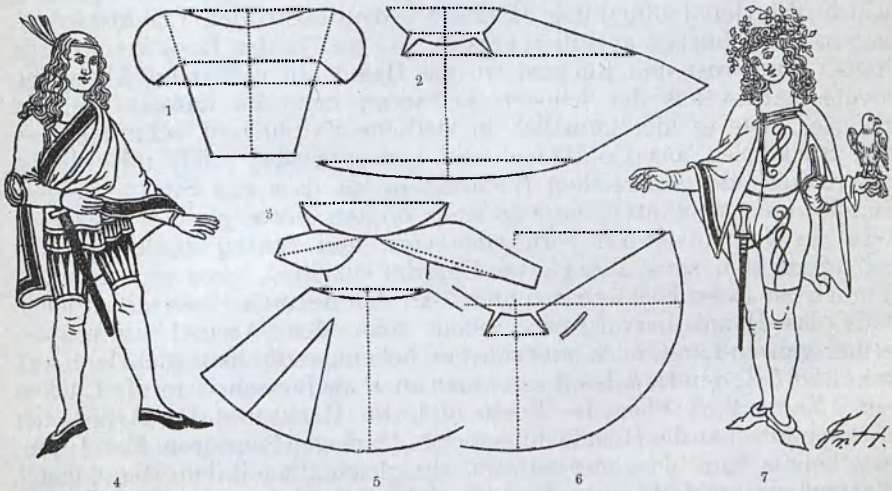
---

[1] Bebelii facetiae: Amasii urbis nostre (Strassburg), nunc adeo protendunt virilia ex tibialibus, quas vulgo caligas vocant, multisque lintheis, quas camisias vocant, involvunt „und so die metzen wenen, es sie zumpen, so sind es lumpen“ hoc est: dum puelle credunt esse penes, sunt lintea. In dem Gedichte „von einem buler“ von Hans Folz; „was mainstu loterspub don mit — Oder von wan kumpt dir der syt — Das du gemain vor frumen frawen — Do her darst sten und dich lan schawen — In wamass und hossen ploss — Mit eyn geschleuder einss sewsachss (Sausack, Schwartenmagen) gross?“

[2] Zimmersche Chronik IV. 64.

und linken Hälfte hergestellt, das Bruststück jedoch, da der Rock vorn offen war, aus zwei Teilen (77. 1). Von jezt an schnitt man auch das Rückenstück nicht mehr im Ganzen zu, sondern gleichfalls aus zwei Blättern, die man durch eine über die Mitte des Rückens herablaufende Naht mit einander verband; erst dadurch wurde es möglich, das Kleid auf den Körper völlig passend zu machen. Indem man im Zuschnitte die alte mit der neuen Weise verband und Brust- wie Rückenstück je aus zwei Teilen herstellte, bestand jezt der Rock aus vier Stücken. Ueberdies wurde es Brauch, den Schoss gesondert zuzuschneiden und ihn an den Leib anzusezen[1]. Hinten fasste man die Schecke in einige Falten, die man im Kreuze festheftete (82. 15). Den grossen Aermellöchern schenkte man wachsenden Beifall, so dass der Rock wenigstens an den Achseln von jeder Spannung frei war. Die Aermel beliebte man von gleichmässiger

Fig. 87.



1. Aermelschnitt (zu Fig. 82. 15). 2. Mantelschnitt (zu Taf. 8. 4). 3. Hosenschnitt (oberer Teil, innere Hälfte). 4. Pergamentmalerei vom Jahre 1496; Mantel braun mit schwarzer Einfassung, Rock mit Aermeln rot, unten mit schwarzen Zacken, Hemd, an Schulter und Ellbogen sichtbar, weiss, Oberhosen rot mit schwarzen Zacken; eigentliche Hosen weiss, Schuhe schwarz. 5. Mantelschnitt (zu Fig. 87. 12). 6. Mantelschnitt (zu Taf. 8. 15). 7. Trachtenbild nach einer colorierten Handzeichnung; Mantel braun mit grünem Futter, die rechte Seite der Brust rot, die linke weiss, das rechte Bein weiss, vom linken die obere Hälfte rot, die untere weiss, Aermel rot, am Ellbogen weiss ausgepufft, Schuhe schwarz mit weissem Ausschlage; auf der linken Brust und dem linken Schenkel ein schwarzes verschlungenes Band, das Zeichen des Ordens vom heiligen Geist, der im Jahre 1352 von Ludwig, dem Könige von Jerusalem und Sicilien, gestiftet worden.

und ziemlich bedeutender Weite. Den Schoss schnitt man über beide Hüften herab auf und machte den ganzen Rock wol auch etwas länger, als seither.

Aber man musste zugleich sein Widerspiel haben, einen Scheckenrock, der so kurz, als irgend möglich war, denn als blosse Jacke schien er noch des Stoffes zuviel zu haben. Man verkürzte ihn von oben herab und von unten hinauf; man entblösste den Hals, den

[1] Dass dies ab und zu schon im 14. Jahrhundert vorkam, haben wir oben S. 308 bereits bemerkt.

Nacken und die Schultern, so dass der Mann thatsächlich »decolletiert« war; und nicht bloss der junge Stuzer, sondern auch der weissgelockte Bürger, ja selbst das Haupt des deutschen Reiches, der Kaiser Max, trug sich so. Bereits um 1480 war die Schecke zu einer nur knapp den Oberkörper deckenden Jacke zusammengeschrumpft, die über den Hüften einen scharfen Einschnitt machte und nur kurze an den Seiten offene Schösse oder auch gar keine Schösse hatte, so dass sie nicht über die Taille reichte (90. 2. 4. 15). Aber noch immer war sie nicht am Ziel ihrer Wandlungen angelangt. Unter der jungen Lebewelt verkürzte man die Jacke in den Aermeln bis gegen oder an den Ellbogen (vergl. 90. 3), ja man liess die Aermel ganz hinweg. Auf Brust und Rücken schnitt man die Jacke bis gegen den Gürtel herab aus, so dass nur ein Ueberrest von Gewand zurückblieb, dessen einzelne Teile man mit Schnüren zusammenhielt (Taf. 8. 4). Wenn man nicht ausschnitt, schlizte man auf, und zwar an Brust und Aermeln zugleich. Dadurch wurde das Hemd allmählich zu einem bedeutungsvollen Trachtenstück, indem es die Lücken ausfüllen musste, die man in den Rock geschnitten hatte. Auf Brust und Rücken, wo das Hemd am ersten ins Auge fiel, stellte man es aus der feinsten Leinwand her, die damals Holland lieferte, legte es hier künstlich in zierliche Falten und schmückte es mit Stickereien aus Goldfäden und bunter Seide, auch mit allerlei Inschriften oder sinnreichen Buchstaben, so dass das Stickwerk dem Rande des Ausschnittes entlang einer breiten Borte glich. Oder man sezte in den Ausschnitt vorn oder vorn und hinten zugleich einen reichgestickten, sonst aber glatten Unterlaz ein (90. 4), ganz so, wie es die Frauen an ihren Kleidern machten. An den Aermeln liess man gleichfalls das Hemd hervortreten, indem man den Aermel hinterwärts seiner ganzen Länge nach oder sonst an beliebigen Stellen mehrfach aufschnitt (87. 1); den Hemdstoff sezte man auch als Bauschen in die Lücken ein. Namentlich über die Brust und die Rückseite des Armes her überspannte man das Hemd schliesslich mit farbigen Schnüren. Den Unterarm beliess man bloss oder verhüllte ihn gleichfalls mit dem Hemdärmel. Ebenmässig verzierte man die Aermel der Schecke mit Stickereien und Sinnsprüchen, stellte überdies noch den ganzen Rock aus verschiedenfarbigen Stoffen her, also, dass die Stoffe in Längs- oder Schrägstreifen abwechselten, oder auch so, dass eine Seite durchweg von dieser, die andre von jener Farbe war, während die Aermel in den umgekehrten Farben prangten. Die hochaufgepolsterten Schultern aber, die Mahoitres, die in Frankreich und Burgund so beliebt waren und doch so hässlich aussahen (86. 5. 6), wurden nur wenig nachgeahmt. Dagegen kam es vor, dass man die Brust geschlossen liess (88. 5), sie aber ähnlich, wie dies früher schon einmal üblich gewesen war, hoch ausstopfte, teilweise bis zur Unform, so dass sie einem Weiberbusen ähnlich sah.

Die Schecke würde die grosse Spannung nicht ausgehalten haben, wenn man nicht einen Schnürleib unter ihr getragen hätte, der genügend widerstandsfähig war. Diesen Schnürleib nannte man »Krebs«; es war ein Brustharnisch aus Stahlspangen mit einem Ueberzuge von

Sammet. Dies ist das erste Muster des Korsetts, das in der Folgezeit aus der männlichen Tracht in die weibliche überging.

In dem erwähnten Gedichte »von einem buler« findet sich folgende zutreffende Schilderung: »Dem halss mag pilich wesen zorn, — Das er sein goler (Koller) halb verlorn — Und hebt zu halbem rücken an, — Das schir die achseln nacket stan. — Vorn umb den halss ein zaun mit stricken, — Da einer gerad duth uber plicken — Wie uber ein gateren die hunt — Czu zeiten in ein kuchin thunt. — Die saeil, die er darzu muss han, — Wan ess not det, man hing in dran — Wie mancher ist wol hin vermelt, — Dem es kaum um ein daumen felt, — Er nestelt anss goller die hossen. — Was sol ich weiter dran verglosen? — Soltss wamess noch so vil verlirn, — Als sein in kürtz ist hin gerirn, — So kan ich anders nit gedenken, — Man muss die hosen an halss gar henken. (Der Dichter meint, da die Hosen an das Wams genestelt wurden, es müssten, wenn das Wams immer mehr verkürzt werde, die Hosen schliesslich an den Hals gebunden werden.) Noch was ein krieg, der taucht mich fremd, — Des prustthuchss und des gefitzten hembd. — Dass prusttuch hets ein weil bevor — darnach do hing man im ein or, — Das man des hembdss auch sech ein ort, — Do hat ess kein genüg an vort: — Das prusthuch must gantz halp hinweg. — Oder so mancher schlitz und steg — Mit krummen schnitten drein gescheen, — Das man ytwederss möcht gesehen.« In der Ensisheimer Chronik zum Jahre 1492[1] heisst es: »Und trug das jung volk röck, die giengen nit mehr dann eyner hand breyt under dem gürtel, und sach man ihm die bruch hinten und vornen und was so scharf gemacht, das im die hossen die arsskerb austheilten, das was ein hüpsch ding, und hatten zullen (Schampkapseln) vor ihn gross und spitz voraus gohn, und wan einer vor dem tisch stund, so lag ihm die zull auf dem tisch. Also gieng man vor kaiser, könig, fürsten und herren und für ehrbare frauen.« Und Sebastian Brant machte seiner Entrüstung über diese schamlose Tracht in dem Ausrufe Luft: »Phfuch (pfui) schand der tütschen nacion! — Das die natur verdeckt wil han, — Das man das bloesst und sehen lat, — Darumb es leider übel gat!«

Mit den Beinkleidern und Jacken in ihrem gespannten Anschluss zielte man darauf ab, die Körperformen zur Geltung zu bringen. Der grosse Mantel, wie er seither üblich war, kam nicht mehr viel zur Verwendung (90. 4. 11); da man aber den Mantel doch nicht entbehren wollte, so verkürzte man ihn so weit, dass er nur wenig über die Hüften herabstieg und manchmal nur noch einem Lappen glich (90. 2). Auch behandelte man ihn sonst in Schnitt und Anlage mit einigen Aenderungen; zumeist beliess man ihm zwar die frühere Halbkreisform und hing ihn knapp auf die linke Achsel; daneben gab man ihm die Form eines Kreisausschnittes, dessen Spize mit dem unteren Rande parallel abgeschnitten war (87. 5) und hing ihn über den Nacken. In allen Formen hielt man den Mantel durch lange, seilartig gedrehte Schnüre fest, die man quer über die obere Brust herlaufen liess (88 9. 90. 4.) oder auch durch eine kleine Agraffe. Noch bediente man sich eines Umhanges andrer Form, der im allgemeinen einem Kreisausschnitte glich, aber nach seinen beiden geraden Kanten hin sich verbreiterte (87. 2); so fiel das Gewicht des Mantels, wenn man ihn vom Rücken her umhängte, beiderseits nach vorn (Taf. 8. 4) und der Mantel hielt sich ohne weitere Befestigung von selbst in seiner Lage. Daneben bediente man sich auch noch der alten ringsum geschlossenen Glocke, die aber gleichfalls ziemlich kurz verschnitten war. Als Stoff verwendete man für die Mäntel meist Tuch, Sammet oder Seidenzeug, bisweilen aber

[1] L. Schneegans: Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

auch dünnen Filz oder feines geschmeidiges Leder. In Farbe wie in Verzierung des Mantels verfolgte das Stuzertum den gleichen Geschmack oder Ungeschmack, wie an Hosen und Jacke.

Ein junger Frankfurter Patrizier, Bernhard Rohrbach, der wol das war, was wir heutzutag einen »Löwen« nennen, hat uns einige Aufzeichnungen darüber hinterlassen; darin erzählt er: »Anno 1464 uf montag nach corporis Christi hat Henne Cemmerer hochzeit; nur hatten wir drei: er, Hert Stralberg und ich, Bernhard Rohrbach, uns gleich gekleidt: hatten korze grawe mentelgin mit gestikten schlossen uf den achseln, wass ein iglich ein wicken art (war jeder ein Wickenast); kosten die 3 schloss am silber und zu sticken 24 gulden.« Die eingestickten Gegenstände bestanden gewöhnlich aus Laub, Blumen, Aesten und Bäumen, ja aus ganzen Landschaften mit Figuren, dann aus Flammen, Sinnsprüchen uud Buchstaben, wie man sie auch auf Hosen und Schecken anbrachte. So hatte sich der genannte Rohrbach einmal auf das rechte Bein einen silbernen Skorpion sticken lassen mit vier M. um ihn herum und desgleichen auf seine Müze mit vier U. Diese Buchstaben stellten die Anfangsbuchstaben der Worte vor: »Mich Mühet Mannich Mal Unglück Untreu Und Unfall.« Solche Klügeleien wurden damals mit grosser Wichtigkeit behandelt.

Wer seine Würde nicht den kostümlichen Schrullen preisgeben wollte, konnte sich zwar der Mode nicht entziehen, suchte aber doch im öffentlichen Leben den Anstand zu behaupten und verstattete sich hier die bequem verhüllenden Oberkleider. Namentlich war es der altväterliche Tappert, den Bürger und Handwerker noch lange beibehielten, während jüngere Leute ihn höchstens noch bei schlechtem Wetter anlegten, dann aber mit Pelz oder Zaddeln oder mit beiden Besäzen zugleich geschmückt. Um die Mitte des Jahrhunderts kam der Tappert noch in allen ererbten Formen vor, nämlich als Ueberhang, der ringsum geschlossen und nur an den Seiten mit Armschlizen versehen (82. 11) oder gänzlich aufgeschlizt war (Taf. 8. 2), dann auch als geschlossener Ueberrock mit Aermeln (Taf. 9. 15). Man liess den Tappert jezt vielfach ohne Gürtung und trug ihn frei herabhängend (86. 1). Die Veränderungen, denen man den Tappert später unterwarf, kamen vorwiegend an den Aermeln zutage, während das Kleid sonst blieb, wie es war, um die Schultern her ziemlich anliegend, nach untenhin aber sich gleichmässig vermittelst eingesezter Zwickel erweiternd. In dieser Grundform erhielt sich der Tappert bis weit in das folgende Jahrhundert hinein, geschlossen wie geschlizt, höchstens, dass der Tappert mit Armschlizen etwas länger und wol auch enger beliebt wurde, als früher, in diesem Falle aber an den Seiten unten bis zur Kniegegend herauf aufgeschnitten. Die Mode gab die bisherigen Sackärmel auf und ersezte sie durch offene lange und weite Aermel, die sie unten an den Handenden mit Pelz verbrämte. Sonst verlängerte sie noch den Brustschliz bis zur Herzgrube und umrandete Halsloch und Schliz gleichfalls mit Pelz. Falls man den Gürtel anlegte, schob man das Kleid auf Brust und Rücken, seltener rundum in Falten (82. 3. 88. 1).

Um 1470 erreichte die Mode der Zaddeln und Lappen ihren höchsten Stand, so dass sie alle Ufer der Vernunft überflutete (88. 1—4). Gezaddelte Streifen wurden in die Nähte der Aermel von den Schultern bis zur Hand eingesezt und um die Handöffnung befestigt, duzendweise zu Wulsten zusammengeschoben und so an die Kanten der Seitenschlize und den unteren Saum entlang angenäht (88. 1. 3), auch reihenweis wie Dach-

ziegel übereinander geordnet und das ganze Kleid damit bedeckt (88. 4), dass es aussah, als wäre es völlig aus Lappen und Läppchen zusammengestückelt. Doch blieb dies immer nur Geckentracht.

Schon durch die Aermel hatte der Tappert seinen urtümlichen Charakter zumteile aufgegeben; er büsste noch mehr davon ein, als

Fig. 88.

1—9. Trachten aus der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

man anfing, ihn vorn von oben bis unten aufzuschneiden, um ihn alsdann zuzuhaken (Taf. 9. 14), verlor ihn aber gänzlich, als man ihn nicht mehr zuschloss, sondern offen trug (90. 6); dann besezte man ihn mit einem Kragen, der sich immer mehr verschmälernd vorn an beiden

Kanten des Aufschnittes herablief (90. 16). Diese Art von Ueberröcken kam um 1490 auf und wurde »Schaube« genannt [1].

Die Schaube kam gleich dem Tappert sowol ärmellos vor und nur mit Armlöchern versehen, als auch mit Aermeln in allen Formen, wie solche früher bei der Schecke gebräuchlich waren; sie fanden hier eine Zuflucht, nachdem man sie von dort vertrieben hatte. Die Aermel waren kurz bis zur Armbeuge, oder lang bis zur Hand, eng oder weit, offen oder als Sackärmel geformt. Gegen Ende des Jahrhunderts zog man lange weite Aermel vor, die auf ihrer Vorderseite mit einem Durchsteckschlize für die Hand versehen waren (88. 7. Taf. 8. 14), oder mit einigen dergleichen Schlizen, die übereinander in einer Linie sassen. Auch wurden solche Aermel beliebt, die vorn herab gänzlich aufgeschnitten und von Stelle zu Stelle mit Bändern geschlossen waren (86. 13). Als diese Aermel in Mode kamen, wurde die Schaube vorn herab nicht mehr verknöpft, sondern, wenn nötig, übereinander geschlagen und mit der Hand festgehalten (90. 16), sonst fand ein Verschluss nur mit dem Waffengurte statt (90. 6. 8). Die Schaube reichte gewöhnlich bis in die halben Unterschenkel, unter den höchsten Ständen nach französischer Hofmode bis an oder über die Füsse (90. 6). Man stellte die Schaube gleich dem Tappert in der Regel von Tuch her, auch von Sammet und reichem Damaste, einfarbig oder auf jeder Seite von andersfarbigem Stoffe, einerseits glatt, anderseits gestreift, auch mit Zaddeln in den Nähten oder an den Rändern, je nach der Jahreszeit durchweg mit Pelz gefüttert oder am Hals mit einem viereckigen Ueberfallkragen besezt (86 13). Die Zaddelmode war, als die Schaube aufkam, stark im Verschwinden.

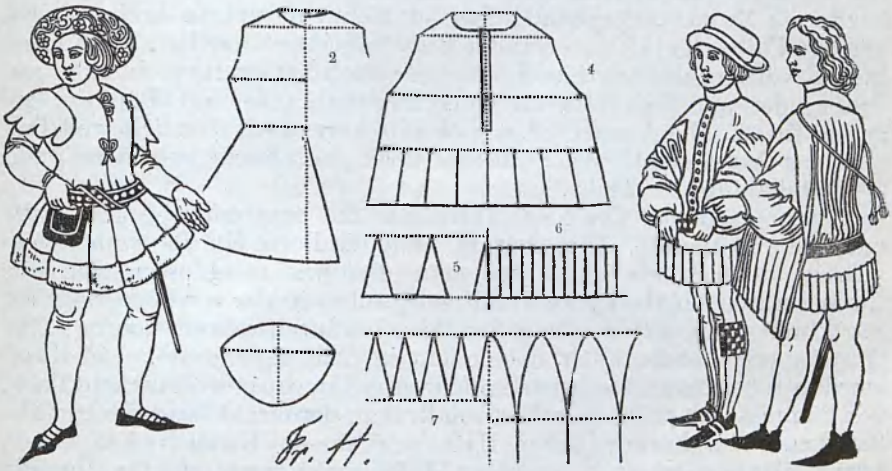
Von allen Ueberröcken hatte die Schaube den längsten Bestand; sie ist der eigentliche Urahn unsrer Gehröcke und Paletots. Die mancherlei Ueberröcke, die neben der Schaube hergingen, waren mehr oder minder Erzeugnisse der Tagesmode oder persönlichen Laune und mehr zum Puz als zum Schuze des Körpers erfunden. Einige davon gewannen eine gewisse Verbreitung unter begüterten Leuten, die der Mode nicht abhold waren, so dass sie hier nicht übersehen werden dürfen. Dergleichen Ueberröcke waren fast alle durch den Verkehr mit Italien nach Deutschland gekommen.

Einer dieser Röcke von überaus seltsamem Aussehen scheint sich auf Süddeutschland, genauer gesagt, auf Augsburg beschränkt zu haben. Dort lebte ein absonderlicher Modeheld, Namens Veit Conrad Schwarz, der seine Freude daran hatte, sich in den Kleidern, die er jeweilig trug, malen zu lassen. Diesem Beispiele folgte im 16. Jahrhundert sein Sohn Matthäus, und so entstand eine lange Reihe von Kostümblättern, die für die Kenntnis der damaligen Trachten von unschäzbarem Werte sind. Der Rock nun, von dem wir sprechen, war gerade nur lang genug, um das Gesäss zu bedecken (89. 9. 10. Taf. 8. 5). Vorn sass ein Schliz, der vom Halse bis auf den Leib herabstieg und verknöpft wurde,

[1] Eine Abart der Schaube in ungarischer Ausstattung war die „Husseke“ (Hosszaska); es scheint, dass der Unterschied zwischen deutscher und ungarischer Schaube nur im Verschlusse bestand; die Husseken wurden mit silbernen Hafteln zusammengehalten, die aussen herab am Schlize sassen (103. 6).

während der Schoss ringsum geschlossen blieb. Der Schoss war das merkwürdigste Stück an diesem Rocke; vom Körper abstehend glich er in seiner gesteiften senkrechten und regelmässigen Fältelung einem Ring aus kurzen, gleichen Orgelpfeifen. Es scheint, dass dieser Rock etwa auf folgende Weise hergestellt wurde: Brust- und Rückenstück des Rockes hatten die gleiche Form (89. 4); sie erweiterten sich ziemlich geradlinig nach untenhin und wurden am unteren Saume durch eine Anzahl von Einschnitten in Laschen zerlegt; in diese Schlize schob man entsprechend viele Zwickel ein, die etwa doppelt so hoch waren, als unten breit (89. 5); so wurde dem unteren Teile des Rockes plötzlich eine grössere Weite gegeben. Nun stellte man aus Pergament oder sonst einem steifen Stoffe eine Anzahl Hülsen her, die so hoch waren, als

Fig. 89.



1. Der ganze Anzug grau mit einem Stich ins Violette, Rockbesaz brauner Pelz, Verzierung am Kopfpuze golden, Schuhe schwarz, Tasche und Gürtel schwarz mit Goldbeschlag. 2. 3. Schnitt zu Rock und Aermel von 1. 4—8. Schnitt zum Rocke von 9. und 10. 9. Tappert rosa, Unterkleid (Aermel und Kragen) blau, Hosen gelb und braun gestreift mit schwarz und weiss carriertem Zierstücke, Hut blau mit gelbem Band, Unterschuhe lederfarbig. 10. Tappert blau mit rotgefüttertem Hängeärmel, Unterkleid (Aermel und Kragen) gelb Hosen blaugrau, Schnur ziegelrot (siehe Taf. 8. 15).

man den Schoss zu falten beliebte, halbierte die Röhren der Länge nach und legte ihre Hälften dicht nebeneinander auf die Innenseite des Schosses, mit der gewölbten Seite nach aussen gekehrt. Sodann sezte man auf folgende Weise die Arbeit fort: man brach etwa hinten in der Mitte den Schoss in eine tiefe Falte, legte rechts und links ein Halbrohr dicht daran und nähte den Stoff an dem oberen und unteren Rande der Einlagen fest, so dass die Falte zwischen denselben eingeklemmt blieb; hierauf brach man den Stoff wiederum in eine Längsfalte, schob wieder eine Rohrhälfte daran, zog den Stoff über diese und nähte ihn ebenmässig fest. So verfuhr man, bis der Schoss rundum mit Halbröhren besezt war (89. 6); dann fütterte man ihn mit einem

Streifen von derber Leinwand, den man über die Höhlung der Röhren wegspannte und mit dem zwischen den Röhren hereingepressten Rockstoffe zusammennähte, so dass die Fältelung um so haltbarer wurde. Die Naht der Aermel kehrte man nach der unteren Seite; obenher aber schnitt man die Aermel von der halben Achsel an bis untenhin auf und stattete sie in ihrem unteren Teile auf ähnliche Weise aus (89. 7. 8). Solche Röcke waren eine Abart des Tappert und wurden, wie dieser, selbst ohne Aermel und nur mit Armschlizen hergestellt, wol auch hier wie an allen übrigen Rändern mit Pelz verbrämt. Man pflegte sie oberhalb des gefalteten Schosses mit einem Gürtel zu umschliessen.

Der genannte Augsburger Bürger überliefert uns ein zweites Kostümblatt, das einen Tappert von gleichfalls ungewöhnlichem Schnitte zeigt (89. 1); derselbe steigt bis gegen die Kniescheibe herab, liegt obenher bis zur Taille an und erweitert sich von hier aus, jedenfalls durch eingesezte Zwickel, dergestalt, dass er sich rundum in breite gleichmässige Falten legt (89. 2). Auf der Brust scheint er wattiert, denn er ist hier gewölbt, dabei glatt und faltenlos; auch hat er hier einen langen Schliz, der am Hals und an einer zweiten Stelle mit Bändern zugeschleift ist. Die Aermel (89. 3) sind sehr kurz, doch ziemlich weit und untenher ausgezackt. Auch diesen Rock umschliesst ein Gurt und zwar unterhalb der Taille.

Sehr verbreitet am Niederrhein war die burgundische Jacke, die man »jupon« nannte. Dies Gewand hatte die Form eines kurzen gleichmässig weiten Kittels (88. 5), den man offen wie geschlossen trug; die Aermel waren überlang, weit und nicht selten in der vorderen Naht ein Stück weit offen, so dass man den Arm hindurchstecken konnte; eine Gürtung war gebräuchlich, doch nicht im Alltagsverkehre. Der Kittel wurde aus den mannigfachsten Stoffen verfertigt, von gewöhnlichem Tuch, von Sammet und Seide, ja selbst von Brokat, denn man trug ihn in allen Ständen. Am burgundischen Hofe war dieser Kittel neben einem kurzen Mäntelchen ein bevorzugter Waffenrock; man legte ihn über die Rüstung, die er meist ohne Gürtel und Aermel bedeckte. Hatte er aber Aermel, so waren diese gleichfalls so lang, dass sie die Hände noch überragten und zusammengestreifelt werden mussten, wenn man die Hände frei haben wollte; auch waren sie auswattiert und mit einem Durchsteckschlize für den Arm versehen, der aber fast gar nicht benuzt wurde; sein Schmuck bestand in einem Bräme von feinem Pelze, der ihn an den Armschlizen, um das Handgelenk, als stehender Kragen auch um das Kopfloch, besonders aber am unteren Saume als breiter Besaz umgab. Wenn aus starrem metallischem Stoffe verfertigt, wurde der Kittel wol auch auf Brust und Rücken der Länge nach in gleiche Paralellfalten geschoben, die wie Orgelpfeifen aussahen. Derartige Kleider blieben indes immer nur Hofkleider. Der farbige Kragen, den man häufig in den Abbildungen den Kittel überragen sieht, gehörte zu einem Unterwamse.

Die französisch-burgundische Mode wusste diesen Kittel auch in Rockform zu benuzen; sie verlängerte ihn bis über die Kniescheibe

und legte ihn vorn wie hinten in mehrere Falten, die von oben her nach der Mitte der Taille zusammenliefen und von hier aus nach unten sich gleichbreit fortsezten. (88.6). Diese Falten wurden in der Taille festgeheftet, so dass der Rock, ohne gegürtet zu sein, doch eine scharf eingezogene Taille hatte. Gleichwol umlegte man ihn locker mit einem schmalen Riemengurt, der sich schräg auf eine Hüfte herabsenkte. Sonst behandelte man den Rock ganz wie den Kittel mit Pelz- oder Bortenbesaz. Das Kopfloch erweiterte man wie bei der deutschen Schecke zu einem tiefen dreieckigen Brustausschnitte. Diesen füllte man mit dem Unterwamse oder Laze aus und zog wol auch Nesteln über die Unterlage [1].

Die Ritter, welche weder Jupon noch Waffenrock trugen, legten einen kleinen »manteline« genannten Mantel über die Rüstung; dieser bestand aus broschiertem Seidenzeug oder Brokat und war mit erhabenen Mustern aus aufgenähtem Sammet verziert.

Der Schuhe gab es hohe und flache; sie stiegen über die Knöchel empor oder überragten nur die Fussbeuge mit einer stumpfen Lasche, nicht aber die Ferse, die sie mit einer niedrigen Kappe umgaben (Taf. 8. 2. 4. 5). Auch kamen sie sowol geschlossen, als auf dem Spanne geschlizt oder ausgeschnitten vor. Die vielen Querschnüre, mit welchen man früher den bis zu den Zehen reichenden Ausschnitt überspannt hatte, waren verschwunden; man begnügte sich mit einem einzigen Spannbande (Taf. 8. 14); meist aber trug man sie ohne weitere Befestigung. Dagegen verbreitete sich in der Ausstattung eine neue Mode, die durchgängig beliebt wurde; man umgab die Oeffnung mit einem Umschlage von weissem Leder; dieser legte sich wie ein Kragen um den Fuss und verschmälerte sich nach vorn hin (Taf. 8. 13); nicht selten umgab er den hinteren Teil des Fusses bis zu den Knöcheln wie ein nach aussen umgebogener viereckiger Ueberfallkragen (Taf. 8. 15).

In der kalten Jahreszeit legte man als Schuhfutter besondere Socken an, die von andrer Farbe waren, als die Schuhe, und mehr oder weniger hoch über sie emporstiegen. Es gab Socken, welche die Wirkung von Stiefeln machten; man nannte sie auch thatsächlich »Stiefletten«. Die eigentlichen Halbstiefel trug man ohne Schuhe, man machte sie zumteil höher, als zuvor, im Schafte ziemlich weit, sowie mit und ohne Umschlag; den Schaft schnitt man nicht selten auf der vorderen Seite oder auch auf der äusseren bis zu den Knöcheln herab auf und vernestelte oder verknöpfte ihn dann nach Belieben. Wandernde Leute, wie Jäger, Fuhrleute und Hirten, aber auch Schulknaben, die einen weiteren Weg bis zur Schule machen mussten, legten Gamaschen von derbem Leder an, die sie aussen am Unterschenkel herab an drei oder vier Stellen mit Schnallen und Riemen verschlossen (Taf. 9.12). Statt der Gamaschen bedienten sie sich auch hoher Ueberstrümpfe von Leder; diese lagen dicht am Beine an und gingen bis in die halben Oberschenkel oder höher hinauf; gewöhnlich band man sie oben fest. Doch kam

[1] Unter den burgundischen Oberkleidern wird eines mit dem Namen „galvardine“ bezeichnet; es ist jedoch ungewiss, ob dieser Name auf einen dieser kürzeren Röcke oder auf eine besondere Form der langen Robe angewendet wurde.

der Brauch auf, sie gelegentlich ungenestelt zur Hälfte wieder niederzuschlagen und sie also hangen zu lassen. Uebrigens war die Gewohnheit noch nicht erloschen, gar kein Fusszeug zu tragen und nur die Füsse an den Hosen mit einer Ledersohle zu beschlagen (Taf. 8. 11).

Die Mode der langen Schnäbel nahm nach der Mitte des Jahrhunderts einen erneuten Aufschwung, so dass die Obrigkeit sie den niederen Klassen, dem Stande der Arbeiter und Diener zu verwehren suchte; aber troz aller Verordnungen, welche die Länge der Schnäbel zu mässigen und auf Fingerbreite zu bestimmen suchten, erhielten sich die Schnäbel etwa bis ins vorlezte Jahrzehnt dieser Epoche. Um diese Zeit näherten sie sich dem Ende ihres Schicksals, hier früher, dort später. Mit den Schnäbeln verschwanden dann auch die hölzernen Unterschuhe oder Trippen; aber man hatte sich nun einmal an die hohe Unterlage gewöhnt und suchte sie durch derbe Ledersohlen mit Absäzen oder Haken zu ersezen, die man künftig mit den Schuhen im Ganzen herstellte. Bis auf diese Zeit hatte man niemals Absäze, sondern nur flache Sohlen getragen; doch blieben die Absäze auch jezt noch selten und sehr flach.

Die Wandlung von den langen Schnäbeln bis zu den breiten Vorderkappen war eine sehr unregelmässige. Den langen Spizen folgten zunächst nur stumpfere Spizen. Diese belegte man mit dem Kosenamen »Entenschnäbel«, den ganzen Schuh aber mit »Schnabelpantoffel«, denn gleichmässig, wie der Schnabel sich verkürzte, minderte sich die Höhe des Schuhes, so dass er einem Pantoffel ähnlich wurde. Wie die Entenschnäbel den spizen Schnäbeln den Garaus gemacht hatten, so erfuhren sie ihn ihrerseits von den »Kuh- oder Ochsenmäulern« oder den »Bärenklauen«, wie man sie ebenfalls nannte. Es waren dies Schuhe, die vorn an den Zehen ihre grösste Breite hatten (84. 10. 11).

Mit den alten langen Schnäbeln geschah, was bei allen Dingen geschieht, die eine lange Gewohnheit geheiligt hat; sie fanden ihre hartnäckigen Verteidiger, die der Meinung waren, die Annahme des stumpfnasigen Schuhwerkes sei der Untergang der guten alten Sitte; die goldene Zeit auf Erden sei die Epoche gewesen, da man Schnäbel an den Schuhen getragen habe. Diese Klage wurde sprichwörtlich und so lief der Rückzug der Schnäbel nicht ohne Hindernisse ab. Aus Erfurt berichtet der Chronist Stolle: »Anno domini 1480, do vergingen die langen snebele an den schuen; darnach komen dy breyten scho, als dy kuemuler mit überslegen«. Der Dichter Folz erwähnt in seinem »buler« vom selben Jahre: »Einer hat schwalbenflugel dran (an den Schuhen), — dem andern flatern sie her dan — Als werenss mit fledermeussen phangen; — der drit kumpt als ein metz gegangen — In weibessschuen dort her ragen; — die firden sie gantz offen dragen. — Wie viel sie rinken haben dran! — Das sol besunder reutrisch stan! — Der funfft brangt in einer weissen schuch, — Ee yn daran beruert der fluch. — Ein teil haben kümeuler vorn — Oder wie schlechte ochsenhorn. — Etlich geformt sein wie die kegel — Und etwen vil wie ratzenzegel (Rattenschwänze), — Den merern teil wy leberwürst.« Diese Beschreibung lässt deutlich erkennen, dass spize und stumpfe Schuhe eine bestimmte Zeit lang nebeneinander getragen wurden; dafür spricht auch der Kupferstich des Israel van Mecken, der das Fest des Herodes darstellt. Solche Mischung entsprach dem Zeitcharakter, der sich in Gegensäzen gefiel. Noch im Jahre 1501 sah sich der Rat von Stuttgart veranlasst, den Schülern die spizen Schuhe zu verbieten.

Taf. 7. Trachten aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts (3. 5—12 aus Hefner-Alteneck, Trachten des christlichen Mittelalters; 1. 2. 4 nach A. Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jahrhundert).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Die Kopfbedeckung vervielfältigte sich in zahllosen Formen; man kann sie, um sich einigermassen in diesem Schwarme zurecht zu finden, in Hüte und Müzen teilen.

Der Hut behauptete den ersten Rang; er kam hoch und niedrig vor, cylindrisch und abgestumpft kegelig, mit schmaler und breiter Krempe. Die Krempe selbst wurde auf verschiedene Weise hergerichtet; man liess sie rundum abstehend den Hutkopf umlaufen, ein wenig nach oben gebogen, oder klappte sie rundum völlig empor (Taf. 9. 6. 8); man stellte sie nur an der einen oder der andren Seite hoch, ebenso oft nur hinten, während man sie nach vorn geradeaus richtete (82. 10) oder umgekehrt. Auch schlizte man die Krempe auf den Schläfenseiten und richtete nur einen Teil oder beide Teile zugleich empor. (Taf. 8. 4).

Die Müze liess man alle Formen von der knappen runden oder cylindrischen Kappe bis zum turbanförmigen Bunde und dem Ringwulste mit überfallendem Sack (Taf. 9. 14) oder hahnenkammförmiger Puschelmüze durchlaufen, wie solche sich aus der zusammengeschlungenen Gugel herausgebildet hatte. Dabei behandelte man die Krempe nach derselben Weise, wie beim Hute; man schnitt sie nicht selten im Bogen aus, dass sie wie zwei Halbmonde am Müzenkopf emporstand, und besezte sie an den Spizen mit Kugelknöpfen. Auch rollte man den hintern wie vordern Teil der Krempe, den einen nach aussen, den andern nach innen, zusammen. Häufig verwendete man eine Haube von dünnem Stoff oder Maschenwerk, die völlig einer Weiberhaube glich und den ganzen Kopf um das Gesicht her umschloss, so dass von den Haaren nichts sichtbar blieb; diese wurde mit einer schmalen Zugbinde festgehalten, die dem unteren Rand entlang herlief und über der Stirne sich verschleifte. In dieser weibischen Kopftracht finden wir nicht selten gerade die Männer des greulichsten Geschäftes abgebildet, die Henker. (Weiteres unter ständischen und amtlichen Trachten.)

Von der Sendelbinde machte man den ausgiebigsten Gebrauch und umwand Hüte und Müzen auf die mannigfachste Weise damit; meistens wickelte man sie als Bund untenher um die Kopfbedeckung (Taf. 9. 15) und liess dann ihr untersteckstes Ende seitlich über den Bund herabfallen (83. 11). Auch schlang man sie spiralisch um den dicken Wulst, der unten den Müzenkopf umgab. Die leichte seidene Binde verlor sich erst im folgenden Jahrhundert, als das flache Barett alle übrigen Kopfbedeckungen verdrängte.

Man stellte die Hüte und Müzen von Filz, von Sammet und Seide in mannigfachen und bunten Farben her, ja selbst von Pelz; die aus Pelz beliess man in einfachster Form ohne weiteren Schmuck, als vielleicht den einer Feder, und hielt sie gelegentlich durch ein Band unter dem Kinne fest. Sonst aber zierte man die Kopfbedeckungen mit goldenen oder farbigen Bindeschnüren, goldenen oder gestickten Besäzen, drilliertem Püschel- und Quastenwerk (90. 1. Taf. 9. 7. 11), namentlich gegen den Schluss des Jahrhunderts mit einem seitwärts gesteckten Reiherstuz oder einem Busch aus farbigen Federn. Ritterbürtige Leute brachten auf ihren Kopfbedeckungen Goldschnüre, Agraffen, Perlen und Edelsteine an,

fürstliche Personen einen Kronenreif. Unter jungen Leuten von Stand blieb der goldene oder buntumwickelte Kopfreif in Mode, den sie mit Federn besteckten (Taf. 8. 13) und mit mancherlei Schmuck behängten. Auch die Zaddeln herrschten noch eine Zeitlang in der Kopftracht (94. 4).

Als Schuzkleid mochte man indes die Gugel noch immer nicht ganz entbehren (Taf. 9. 12); den Kragen, der Hals und Schultern umschloss, stellte man im Hinblick auf den Zweck der Gugel vielfach aus Pelzwerk her, teilte ihn jedoch der Mode entsprechend nicht selten in Laschen (Taf. 8. 2). Es geschah wol, dass man die Kapuze allein und ohne Kragen über den Kopf sezte, so dass sie eine Art von Haube bildete, die man unter dem Kinn, nach Belieben auch über das ganze Gesicht her, mit Knöpfen oder Nesteln schliessen konnte, ein Brauch, der schon im vorigen Jahrhundert geläufig war. Im allgemeinen aber hatte die Gugel ihre Zeit hinter sich; sie war von den vornehmsten Klassen zu den Kaufleuten und dem wandernden Volke zurückgekehrt; als Haube mit ellenlangem Zipfel verblieb sie bis tief ins 16. Jahrhundert bei den weiblichen Bewohnern der friesischen Küste; als Narrentracht mit Eselsohren und Schellen hat sie bis heute noch keine Ruhe gefunden.

Je mehr man sich an Hals und Schultern entblösste, desto länger liess man das Haar wachsen, auch wenn es von Alter grau war. Die Jugend und das Stuzertum überschritt hierin bald jedes gebührliche Mass und trug das Haar in geschweiften Locken oder in dichtem Gekräusel tief über Schultern und Nacken fallend. Wem die Natur einen starken Haarwuchs versagt hatte, der nahm zu falschem Haare seine Zuflucht[1]. Im Jahre 1481 schickten einige deutsche Fürsten auf Eingebung ihrer Beichtväter sich einander Scheren zu mit der brieflichen Aufforderung, sich gegenseitig den Haarwald zu lichten. Dies verhinderte aber keineswegs den jungen Maximilian, den Sohn des Kaisers Friedrich, der ein so schönes goldenes Haar besass, wie man es nur sehen konnte, solches in seiner ganzen Fülle beizubehalten; er blieb seinem geliebten Haarwuchse auch treu, so lange er lebte, und dies war für seine Leute eine Ermutigung, die widerborstige deutsche Mähne beizubehalten, »die, wie Rabelais sagt, niemals einen andern Kamm kennen lernte, als die vier Finger und den Daumen.« Diese Bemerkung war übrigens eine Bosheit von dem Franzosen; Brenneisen, Pomaden, Oele, Rosenwasser und Balsam: alle Mittel wurden damals von den jungen deutschen Herren angewendet, um das Haar zu pflegen; namentlich suchten sie, wenn ihr Haar dunkel war, es in blondes zu verwandeln; Gelb war damals die Modefarbe des Haares und nicht bloss in Deutschland. »Und schmyeren sich mit affen schmaltz, sagt Sebastian Brant in seinem ‚Narrenschiff‘, das 1494 erschien, und duont entbloessen iren halsz — Mit schwefel, harz büffen (puffen) das haar. — Dar in schlecht man dan eyer klar, — Das es im schusselkorb werd kruss. — Der henkt den kopff zuom fenster usz, — Der bleicht es an der sunn und für; —

[1] Die Römer und Lombarden nahmen zu Perücken von Wolle ihre Zuflucht, die Franzosen, die damals in Vielem die Italiener nachahmten, benüzten statt der Wolle Rosshaare.

Dar under werden lüse nit dür[1].« Nicht selten gingen vornehme Leute in ihren weibischen Neigungen so weit, dass sie zu dem langen Haare Frauenkleider anlegten und sich in Stimme und Bewegungen ganz wie Frauen gebärdeten. Gesezte Leute begnügten sich damit, das Haar zwar frei, doch gestuzt zu tragen, gewöhnlich vorn über der Stirn mit einem geraden Schnitte verkürzt.

Das Gesicht pflegte man völlig glatt zu rasieren; doch ist es bemerkenswert, dass in dem Buche des Kaisers Max der alte Weisskunig, nämlich Kaiser Friedrich III., immer mit einem langen Barte dargestellt ist; und ebenso mit einem langen Barte ausgestattet begegnet uns Friedrich in dem Freskobilde des Pinturicchio in der Domkirche zu Siena, das seine Vermählung mit Eleonore von Portugal vergegenwärtigt. Dagegen erscheint Friedrich auf seinen Siegeln immer ohne Bart. Sein Vorgänger, König Albrecht II., muss, nach seinen Siegeln zu urteilen, nur einen Schnurrbart getragen haben. Kaiser Max trug weder Kinn- noch Lippenbart. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam die Sitte, Vollbärte zu tragen, wieder auf. Wie sehr indes die Volksgewohnheit dem Barte entgegen war, erkennen wir aus einer Predigt des Geiler von Kaisersberg: »Hergegen aber werden gefunden, die ziehen gantz lange und zopffechte bärt, welches sie darumm thun, damit man sie desto ehe für alte männer und stattliche personen ansehen solle. Dann wann man fragt: »wer ist dieser mit dem stoltzen Bart, der sich under andern so stoltz herfür thut?« als dann wirdt geantwortet werden: »es ist der stoltz narr und barthans, welcher meint, es lige alle kunst in ihm verborgen von wegen des herrlichen barts, und er sey auch desto stercker und mannlicher.« Letzlich sein noch mehr bartnarren, die ziehen ire bärt auf Türckische manier, schier gantz abgeschoren, allein zwo spitzen neben heraus gehen oder sonst nur ein klein locklin haar.«

Die Schellenmode schüttelte ihr Geläute heftiger als je. Im ganzen genommen trug man die Schellen noch wie früher, nämlich am Gürtel oder an einem Bandeliere, das von einer Schulter zur entgegengesezten Hüfte ging, ferner an einem Riemen, der nach Art einer Brustkette den Oberkörper umgab (Taf. 7. 1), selbst auf dem Scheitel der Gugel, unter der Kniescheibe sowie an den Spizen der Schuhschnäbel. Auch hing man die Schellen beliebig verteilt an den Zaddeln auf und an den Schwänzchen der Hermelinverbrämungen. Die Schellen verschwanden indes etwa um 1470 gleichzeitig mit den Zaddeln aus der guten Gesellschaft; der Festtagspuz des höchsten Adels fand seine lezte Zuflucht in solchen Kreisen, die Scherz und Spiel sich zur Aufgabe gemacht hatten, wie etwa bei den Schönbartläufern in Nürnberg, und schliesslich nur noch

[1] Höchst ergözlich schildert der mehrgenannte Dichter des „buler" die Mühe, die sich ein Stuzer geben musste, um sein Haar zu kräuseln und gelb zu färben: „Und wil anheben an deim har, — Das leydt sulch marter uber jar; — Im winter muss ess krümp gefriren — Ein mal des tagss oder zwiren; — Ein weil so steckts im schweffel vas; Das vor von kelt gefroren was, Das muss im rauch nun gar ersticken. — Itz muss manss mit den henden zwicken — Dan stöst man ess auf mit eim hader, — Dass ess sich würbelt wie ein flader. — Ein weil, so schlecht man eyer drein — Und pechts, sam soltes streubelein sein (und bäckt's, als sollten's Küchlein sein). — Und wie man entlichs putze auss, — Ist es doch weder gel noch krauss."

bei der Zunft der Schalksnarren. Man brachte hier den Schellenschmuck längs der Schienbeine oder der Oberschenkel an, einfach und überkreuz, sowie auf den Spizen der Gugelohren. Die Schelle blieb bei den Narren, aber die Narrheit bei der Mode.

Unter französisch-burgundischem Einflusse wurden die Handschuhe zu einer Forderung des Anstandes und allgemein unter den besseren Klassen verwendet. Man stellte die Handschuhe von Leder oder von Seide her und stattete sie mit Perlenbesaz und Stickereien aus. Jünglinge von gutem Ton trugen ihre Handschuhe am Gürtel und zugleich ein Stöckchen in der Hand (88. 5).

Die Frauentracht machte von 1450 bis 1500 eben so grosse Wandlungen durch, wie die Männertracht. Die vornehmen Stände folgten zumteil den burgundischen Moden durchaus, zumteil überliessen sie sich ihren eigenen Launen, so dass auch hier eine Form rasch auf die andre folgte und es bei den hundertblätterigen Einzelheiten eines jeden Gewandstückes unmöglich erscheint, jeder ein Wort des Gedächtnisses zu weihen. Nur der Geschmack am Bunten war bei den Frauen nicht so hoch gesteigert, wie bei den Männern; von der Farbenteilung, dem mi-parti, sahen sie fast gänzlich ab; Frauen vom Adel schränkten sich auf ihre Wappenfarben ein und gaben auch hier nur eine spärliche Andeutung davon.

Die Unterschenkel schüzte man mit Strümpfen. Diese waren bei vornehmen Frauen vom feinsten Gewebe, meist schwarz gefärbt, und wurden durch besondere Bänder am Beine festgehalten; ein Paar Strumpfbänder, die wir abgebildet finden, sind himmelblau mit etwas Goldstickerei.

Das Hemd war allgemein, doch gab es kaum eine Frau, die mehr als zwei Hemden besass. Feine Hemden waren von holländischer Leinwand; sie bestanden im Leibe aus zwei Stücken, die an den Seiten zusammengenäht waren; in den Aermeln waren sie lang und endeten anschliessend am Handgelenke (85. 1); im Halsausschnitte folgten sie den darüber liegenden Röcken.

Das Unterkleid wurde von der Mode wenig berührt; es blieb, wie seither, am Oberkörper fest anliegend, nach untenhin weit und faltig, dabei so lang, dass es gerade nur den Boden berührte und die Fusspizen sichtbar blieben; nur wenn es ohne Oberkleid getragen wurde, erhielt es eine grössere Länge, wie sie dem Oberkleide zukam, und folgte auch sonst dessen Modewandlungen. Sein oberer Ausschnitt war so gross, dass die Schultern nur wenig bedeckt wurden; hinten wie vorn ging der Ausschnitt im Bogen von einer Schulter zur andern oder stieg in spizer Dreiecksform nach dem Gürtel hinab; mit einem Schlize sezte er sich bis zur Mitte des Unterleibes herab fort (85. 1. 4). Der Schliz wurde überschnürt (90. 14). Manchmal hatte auch der ganze

Fig. 90. 1. nach einer Handzeichnung um 1460. 2. nach einem Kupferstiche des Meisters mit der Weberschüze. 3. nach einer Zeichnung um 1475. 4. 5. 8. 9. 14.—17. nach Kupferstichen des Israel van Mecken. 6. 7. Maximilian und seine Braut Maria von Burgund, Handzeichnung. 10. 11. nach einem Kupferstich des Mair von Landshut 1499. 12. Veit Conrad Schwarz von Augsburg; Jacke hellgrün, Mäntelchen lederfarbig, Hosen weiss, das eine Bein schwarz gestreift, Schuhe schwarz, Kranz abwechselnd grün und golden, Schlizpuffen am Aermel weiss. 13. Anna von Pallant, Grabstein in der Kirche zu Lorch am Rhein, 1496.

Fig. 90.

Ausschnitt die Form einer Guitarre (91. 3. 5). Die Aermel waren in der Regel eng und gingen bis an die Hände, manchmal auch mit einer deutlichen Erweiterung bis zum Ansaze der Finger (85. 4. 90. 14). Doch verlangten die Aermel des Oberkleides manche Abänderungen in dieser Grundform, ja nicht selten wurden sie bis in den halben Oberarm verkürzt (85. 1). Trug man das Unterkleid ohne Oberkleid, so war es nötig, den tief herabsteigenden Ausschnitt mit einem langen Laze auszufüttern; dieser wurde durch den Schnürsenkel festgehalten, eine lange Lize von weisser oder farbiger Seide, welche man durch die den Rändern des Ausschnittes entlang sizenden Schnürlöcher zog. Doch finden wir selbst bei Damen königlichen Geblütes den Ausschnitt auch über dem blossen Hemde verschnürt (85. 4).

Dies Kleid kommt sowol gegürtet als ungegürtet vor; man benüzte als Gurt einen schmalen Untergürtel, den man tief an der linken Hüfte auflegte und auf der rechten Hüfte oder im Rücken verknüpfte (85. 1).

Da man das Oberkleid aufzunehmen pflegte, das Unterkleid also in jedem Falle sichtbar war, so stattete man lezteres namentlich untenher nach Vermögen aus, sei es durch einen breiten Besaz von Sammet, Hermelin (90. 7) oder sonst einen guten Stoff, sei es durch Stickereien.

Das Oberkleid kam in mehrfacher Gestalt vor; entweder lag es bis unter die Brust oder tiefer herab bis unter die Hüften an, oder nahm schon oben vom Ausschnitte an allmählich an Weite zu.

Im ersten Falle formte das Kleid den Körper nur bis zum untern Rande der Büste ab; der Gürtel wurde zwar tief aufgesezt, aber mit dem Kleide soweit in die Höhe gezogen, dass er dicht unter die Brust zu liegen kam und eine lockere Bauschung entstand, die ihn verdeckte (85. 2).

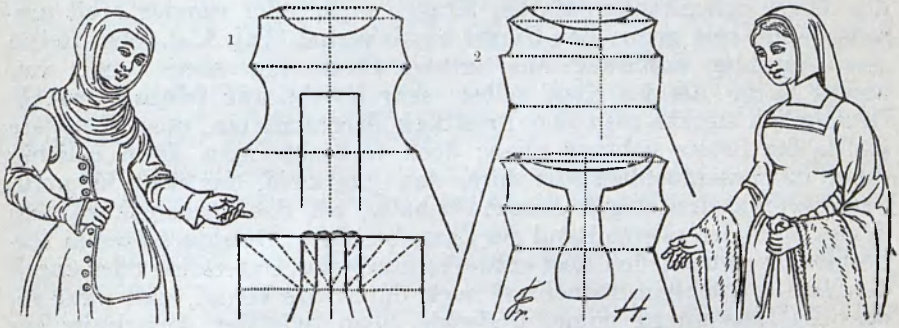
Der Rock, welcher den Körper bis unter die Hüften gespannt und faltenlos umschloss, war das eigentliche Modekleid im grössten Teile dieses Zeitraumes (85. 3). Er wurde häufig, doch nicht immer, vorn, in seiner Mitte, dann meist auch hinten und zwar von der Höhe des unteren Brustrandes an, in einige Längsfalten gelegt, die ihm ein artiges Aussehen gaben (Taf. 8. 12). Die Fältelung wurde auf folgende Weise hergestellt: man schnitt an der angegebenen Stelle einen Streifen heraus (91. 1), der so breit war, als man die Fältelung wünschte, und sezte einen andern dafür ein, der bedeutend breiter, als jener, aber auf die passende Breite des Ausschnittes in Längsfalten zusammengeschoben war (91. 4). Die Falten machte man sehr regelmässig, stopfte sie obenher wol auch etwas aus, legte sie in Taillenhöhe mit Stichen fest und liess sie von da an sich unbehindert öffnen; dann sezte man den so gefalteten Streifen an seinen Langseiten mit gewöhnlicher, an seinem oberen Rande her aber mit umgewendeter Naht in den Ausschnitt. Nach untenhin konnte man das Kleid durch eingesezte Zwickel beliebig erweitern; hinten verschnürte man es bis zum Kreuz oder Einsaze herab. War das Halsloch nicht besonders gross, so versah man das Kleid mit einem kurzen Brustschlize, den man mit einigen Agraffen

verschloss, und säumte den Ausschnitt mit feinem Pelzwerke. Dieses Kleid blieb ungegürtet. (Siehe auch die Titelvignette).

In dritter Form erweiterte sich das Kleid fast ganz von oben an durch Zwickel, die bis unter die Arme reichten, so dass es nur an den Achseln glatt auflag; es wurde dicht unter der Brust gegürtet (Taf. 8. 1), nach Bedarf heraufgezogen und eine Handbreit unter dem Gürtel bauschig unterbunden; dies geschah mit den Schnüren, an denen man Schlüssel und Täschchen mitzuführen pflegte.

In dem Ausschnitte selbst herrschte viel persönliches Belieben; er stieg von der Halsgrube an bis in die halbe Büste und sogar unter diese herab, so dass diese völlig frei und nur vom Leibchen unterstüzt darin ruhte. Meistens blieben die Achseln entblösst oder der Ausschnitt

Fig. 91.



1. 4. Schnitt zum Kleide Taf. 8. 12. 2. Schnitt zum Kleide Taf. 8. 8. 3. 5. Unterkleid nach französischem Muster vom Ende des 15. Jahrhunderts. 6. Oberkleid nach französ. Muster vom Ende des 15. Jahrhunderts.

war in gebrochenem Bogen so hergestellt, dass das Kleid zwar die Achseln bedeckte, die Brust obenher aber unverhüllt liess (85. 3). Oft ging der Ausschnitt vorn und hinten dreieckig bis zum Gürtel hinab (Taf. 8. 3). Auch viereckige Ausschnitte kamen vor, die bis zum Ansaze der Arme herabstiegen (90. 1). Die Ausschnitte waren gewöhnlich auf Brust und Rücken gleichmässig geformt.

In einem Augsburger Fastnachtsspiele dieser Zeit heisst es: »Unzucht ist worden also gross — Dass sy sich zieren alles bloss. — Man sicht in mitten auff den rüggen — Und kundentz maisterlichen schicken, — Die brust herfur recht, wie sy wellen, — Und kundentz auff ain schepftlin stellen. — Sie mochten sunst im tuch erstecken. — Ich muoss sy uber das halb endecken, — Do mit ich mach den narren zutz. — »La stan«, sprich ich, »du locker drutz!« — Wen er mein brust will greyffen an. — »Wie sindt ir als ein böser man. — Auf mein grellen redt ich das, — Das nie kain man so gemlich (ausgelassen) was.« — Sy wert sich vast des manss gewalt, — Als wen dem esel der Sack empfalt. — Sy greyffet haimlich mit irer handt — In aller were und widerstandt — Und druckt heymlich das hefftly auss, — So felt der milichmarkt gantz rauss. — »Uch zinsins der minnen trost! — Wie hapt ir mich so gantz emplost!«

Bei zunehmender Entblössung ward es jedoch immer mehr Brauch, die Oeffnung wenigstens untenher mit dem Unterkleide oder einem Vorstecktuche zu verdecken (Taf. 8. 3. 7); zu solchem benüzte man vielfach

sehr feine und durchscheinende Stoffe, die man derart fältelte, dass sie obenher eine Krause bildeten (90. 13). Ein Trachtenstück, das damals grosse Verbreitung fand, war ein häufig aus Goldstoff hergestellter und mit Stickereien geschmückter »Brustfleck«, den man glatt und faltenlos in den Ausschnitt vor die Büste einschob, hoch oder tief, je nach Geschmack und Laune, manchmal zugleich mit dem feinen Busentuche, das man darüber hervorsehen liess. Dieser Brauch war in einzelnen Städten so allgemein, dass seiner die Chronisten häufig gedenken, so der von Erfurt zum Jahre 1480: »Item dy frowen und dy meyde trugen kostliche brosttuchere, ouch forne mit breiten kostlichen listen, gesticket mit syden, mit perlin adder flittern, und ore (ihre) hemde hatten secke, do sy dy broste jn stackten, das alles vor nicht gewest was.« Namentlich an dem dreieckigen Ausschnitte, der bis an den hochgerückten Gürtel herabstieg, pflegte man einen Umschlag anzusezen, der dessen Seitenkanten wie ein Kragen mehr oder minder breit umsäumte und spiz gegen den Gürtel herab verlief (Taf. 8. 3). Man stellte den Umschlag durchweg aus anderm Stoffe her sowie auch von andrer Farbe, als das Kleid selbst; sehr beliebt war feines Pelzwerk. Gewöhnlich steckte man den Brustfleck dergestalt ein, dass die obere Hälfte der Brüste sichtbar blieb; doch verdeckte man diese beliebig durch das Busentüchlein oder durch das Unterkleid, das einen kleinern, aber ebenfalls dreieckigen Ausschnitt hatte, wie das Oberkleid, so dass dessen Spize den oberen Rand des Lazes berührte. Geseztere Frauen verdeckten auch noch den Rest entweder durch das Unterkleid oder durch das Vorstecktüchlein, manchmal auch durch das Hemd, und zwar so, dass die Halsöffnung immer dreieckig blieb, wie der Ausschnitt am Oberkleide. Bei diesem Kleide rückte man den Gürtel sehr hoch, nämlich bis dicht unter die Brüste, und zog ihn aufs schärfste an, wobei man ihn hinterwärts verschnallte; er hatte etwa die Breite einer Hand und war nur so lang, als gerade nötig.

Das Kleid mit dreieckigem Ausschnitte war französisch-burgundische Mode, das ungegürtete Kleid mit dem gefalteten Einsaze (Taf. 8. 12) aber deutsche Mode; es kam weder in Burgund, noch in Frankreich und England vor. Adelsstolze Matronen bedienten sich der ausgeschnittenen Oberkleider fast gar nicht, sondern legten völlig geschlossene Ueberkleider an, die bis zum Halse hinauf reichten, und zwar gegürtet wie ungegürtet, doch sonst nach der Mode behandelt. Jedenfalls aber verdeckten sie, falls das Kleid ausgeschnitten war, den Busen durchaus. Gegen 1500 kam ein tuchener Kragen in Mode, die Pelerine, ein Gewandstück, das im folgenden Jahrhundert ausserordentliche Verbreitung gewann (93. 4).

Den Oberkleidern oder Roben jeder Form gemeinsam war die Schleppe; je kürzer das Kleid oben wurde, desto länger wurde es unten. Wie viel man namentlich den adeligen Frauen darin nachsah, geht aus einer Kleiderordnung hervor, die Kurfürst Ernst von Sachsen im Jahre 1482 erliess; hierin beklagt er zuerst den übermässigen Luxus und fährt dann fort: »Darumb wollen, ordnen und setzen wir,

dass nun hinfüro unter der ritterschafft keine frawe noch jungfrawe kein kleid sol machen lassen und tragen, dass ihr uber zwo elen lang auff der erden nachgehet.« Waren nun demnach Schleppen von zwei Ellen geradezu gestattet, so zögerte die vornehme Frauenwelt nicht, die Schleppe um vier Ellen und mehr zu verlängern, also dass sie beim Gehen dieselbe aufnehmen oder sich nachtragen lassen musste. Kleider von mässiger Schleppe zog man an einer Seite hinauf und hielt den Bausch mit der Hand fest (91. 6), legte ihn auch über den Arm (Taf. 8. 8) oder steckte ihn unter den Gürtel (90. 13).

Die deutschen Gürtel waren schmäler, als die burgundischen; doch verschnallte man sie, wie diese, im Rücken; man trug sie auf das kostbarste ausgestattet und selbst mit Schellen behängt.

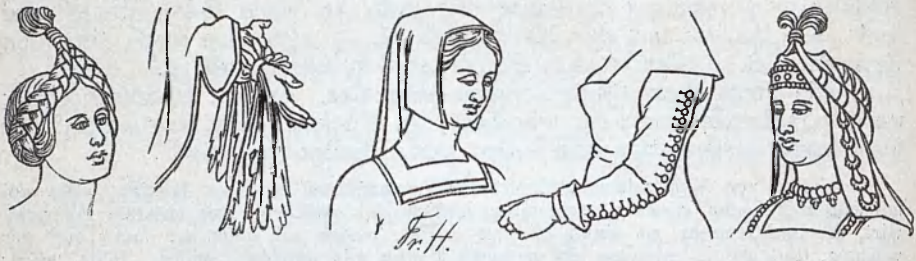
Geiler von Kaisersberg gedenkt der Frauengürtel in einer Predigt: »Was sol ich sagen von der grossen stinkenden hoffart der weiber? Das manche gefunden wirt, die henkt mehr an einen einigen gürtel, weder sie sonst an haab und gut vermag, und wendt manche ein grossern kosten mit sammet, seiden, goldt, silber und andern dingen mehr an solchen gürtel, das der goldtschmidt nachmals den gürtel nicht für den macherlon neme. Ein sack voller guts korns mag mit einem ptennigstrick zugeknüpft und umbbunden werden, aber den weibersack, so voller unkeuschheit und geylheit steckt, muss man mit seidenen, vergüldten und silbern stricken umbinden, der etwan viertzig oder fünffzig gulden wehrt ist.«

Die Aermel hatten eine so grosse Mannigfaltigkeit, dass eine Beschreibung für das Gedächtnis verloren wäre, wenn sie nicht durch Abbildungen unterstüzt werden könnte.

Troz aller Ausschreitungen der Mode blieben die langen, engen, oft hinterwärts verknöpfbaren Aermel im Gebrauch, namentlich jene, die sich über die Mittelhand mit einer Stulpe öffneten (92. 4); gegen Ende des Jahrhunderts verlängerte man die Stulpen sogar weit über die Hand hinaus, so dass man sie nötigenfalls zurückschieben musste. Besezte man das Oberkleid mit langen engen Aermeln, so beliess man dem Unterkleide nur kurze Aermel (85. 1). Manchmal versah man nur das obere oder das untere Kleid mit Aermeln, ein andermal beide Kleider, dann aber mit Aermeln von verschiedener Form. Gewöhnlich brachte man in lezterem Falle den engen Aermel am Unterkleide an, während man das obere mit weiten Hängeärmeln in allen üblichen Formen versah. Der lang herabhängende Sackärmel (89. 1) verschwand in den sechziger Jahren. Dagegen waren um diese Zeit jene Hängeärmel noch beliebt, die man nur unten oder vorn herab völlig geöffnet und häufig von einer Länge trug, dass sie auf dem Boden nachschleppten (Taf. 7. 10). Ihre Schlizränder löste man gern in Zaddeln auf (Taf. 7. 12) und schnitt selbst diese wieder in kleinere Zaddeln, so dass der Reichtum an Zaddeln der Schere und Nadel zu spotten und der ganze Aermel in Zaddeln verwandelt schien. So lange die Sackärmel blühten, fügte man ein reiches Behänge von Zaddeln in ihre Naht, so dass es den ganzen Sack umrahmte (Taf. 7. 9). Wer sich den Luxus gönnen konnte, ersezte die Zaddeln wol auch durch feine Pelzstücke (Taf. 8. 12). Manchmal liess man unter dem Aermel eine in mehrere gezaddelte Streifen zerteilte Linnenmanschette hervortreten (92. 2).

Nach den Abbildungen ist anzunehmen, dass diese Manschette der Vorderteil eines gefältelten Hemdärmels war, der durch ein Bändchen fest an das Handgelenk angeschlossen wurde. Vielleicht auch wurde sie besonders angezogen und zwar über den engen Aermel des Unterkleides.

Fig. 92.



1 2 3 4 5

1. 3. 5. Kopftrachten. 2. 4. Aermel. (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach A. v. Heyden, Blätter für Kostümkunde.)

Gegen Ende des Jahrhunderts erneuten sich die Trichterärmel, die bis über die Hand herabreichten, oben ziemlich eng waren, aber nach unten hin sich so beträchtlich öffneten, dass ihre Weite hier fast ihrer Länge gleichkam. Sezte man dergleichen weite Aermel an das untere Kleid, so beliess man das obere häufig gänzlich ärmellos, so dass es nur etwa handbreit die Achseln bedeckte, das Achselstück aber besezte man am unteren Saume mit einer gestickten Borte oder löste es hier in Zaddeln auf. Je nachdem die Aermel des Unterkleides beschaffen waren, versah man das Oberkleid mit Aermeln, die dazu passend schienen, mit weiteren oder engeren, die geschlossen blieben, mit längeren oder kürzeren, die auf der Vorderseite völlig aufgeschnitten waren.

Als die Mode der Zaddeln zur Neige ging, tauchte gleichsam als Ersaz eine andre Mode auf, die Mode der Schlize. Die Schlize waren im Anfang ein Notbehelf, um die gespannte Enge der Kleider auf ein erträgliches Mass zu mildern; aus dem Notbehelf wurde allmählich ein Puzmittel, denn man wandte die Schlize auch da an, wo die Weite der Kleider sie überflüssig gemacht hätte. Vorerst aber kamen sie in der weiblichen Tracht nur an den engen Aermeln zum Vorscheine. Schon im 14. Jahrhundert hatte man die engen Aermel hinterwärts aufgeschnitten und dann verknöpft (75. 4.). Jezt begann man, den Aermel am Ellbogen halb oder völlig zu trennen (85. 3. 90. 13. 93 2), hier, oder wo man den Aermel sonst schlizte, einen Unterärmel von feinem weissen Linnen hervortreten zu lassen und diesen mit Nesteln zu überspannen. Anderseits wurde es ganz wie bei den Männern auch unter

---

Tafel 8. 1—15 Trachten aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. 1. 6—9. 11. 15 nach einem Stammbuche der Herzoge von Sachsen im Staatsarchive zu Dresden. 2. 4. 5 nach Pergamentmalereien des Veit Conrad Schwarz, eines Bürgers von Augsburg, jezt im Kupferstichkabinett zu Berlin. 10 nach einer farbigen Federzeichnung des niederländischen Gedichtes „Margaretha von Limburg", die den Pfalzgrafen Philipp darstellt (um 1480). 12. 13 nach einer Buchmalerei auf der Hofbibliothek zu Darmstadt. 14 nach einem Gemälde der van Eyk'schen Schule im Städel'schen Museum zu Frankfurt. (Sämtliche Figuren aus dem Werke „Trachten des christlichen Mittelalters" von Hefner-Alteneck).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

den Frauen üblich, die Unterarme zumteile bloss zu lassen (90. 3.10.17). Die Aermel reichten in diesem Falle nur knapp über die Armbeuge und wurden unten mit einer Schnur zusammengefasst. Schnelle Verbreitung fanden solche Aermel, die über die Handwurzel reichend sich erweiterten, am Ellbogen einen Bauschen und am Oberarme zwei oder drei Reihen von Schlizen zeigten, die ihn kranzförmig umgaben (93. 2).

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kamen Obergewänder auf, die sich von den bisherigen merklich unterschieden; sie hatten mit jenen nur die schleppende Länge gemeinsam und die grosse untere Weite, die in gewohnter Weise durch Einsazzwickel erreicht wurde. Diese Röcke traten in zweierlei Gestalt auf, entweder völlig geschlossen oder vornherab durchaus geöffnet, so dass sie den Schauben der Männer ähnlich sahen. Das geschlossene Kleid (Taf. 8. 8) war nicht bloss unten, sondern auch über den Schultern her sehr weit (91. 2); man fasste es vornherab in zwei oder drei grosse Falten zusammen, zog diese nach oben und heftete sie am Rande des Ausschnittes fest und zwar mit einer grossen Agraffe. Der Ausschnitt hatte gewöhnlich einen ziemlich breiten Bortenbesaz. Da die Borte, soweit dies nach den Abbildungen zu beurteilen möglich ist, von starkem unfaltbarem Stoffe war, so musste wol das Stück des Ausschnittes, das für die Fältelung notwendig war, von ihr unbesezt bleiben. Die Kleidfalten wird man erst beim Anlegen des Rockes befestigt haben.

Der offene Schaubenrock (Taf. 8. 6) lag bis in die hohe Taille passend am Oberkörper fest. Der Anschluss erfolgte indes erst dann, wenn man das Kleid zusammenschloss; es geschah dies am Halse vielfach mit einer Agraffe, tiefer herab mit verdeckten Hafteln. Auch hier liebte man den Ausschnitt mit einer Borte umsäumt. Zuweilen erhielt die Schaube einen Umschlagekragen, der über Achseln und Nacken fiel. Die Aermel waren an den Röcken beiderlei Schnittes weit und dabei länger, als der Arm, so dass die Hände damit bedeckt werden konnten. Noch gab es eine Abart dieser Schaube, die keine Schleppe führte, sondern nur gerade den Boden berührte; ihr Ausschnitt war bogenförmig, so dass sie zwar über den Achseln auflag, die Büste aber freigab (Taf. 17. 2); sie wurde mit Nesteln über dem untergesteckten Brustflecke verschlossen. Ihre Aermel waren ziemlich passend und verlängerten sich mit einer Stulpe etwa bis an die Fingerspizen. Die Stulpe machte man häufig von anderm Stoffe; auch umsäumte man das Kleid unten mit einem breiten Hermelinbesaz und sämtliche Kanten mit einer schmalen Borte von abstechender Farbe. Schauben dieser Art gehörten bis in das folgende Jahrhundert hinein zur Festtracht der Patrizierinnen in den deutschen Reichsstädten. (Näheres in dem Abschnitte über die Tracht des 16. Jahrhunderts.)

Wenn nun auch, was die Färbung der Kleider anbelangt, die Frauen mehr Mässigung zeigten, als die Männer, und namentlich die farbige Zweiteilung (Taf. 7. 7) seltener anwendeten, so thaten sie es ihnen doch an Zaddeln, Schellen und sonstigen Modespielereien völlig gleich. Geiler von Kaisersberg hatte gewissen Frauen gegenüber recht,

wenn er sagte: »eintweders unsere frawen lernen von den metzen ir cleidung oder aber die metzen lernen von unsern frawen die cleidung.«

Mit der Neige des Jahrhunderts fand eine tiefgreifende Umänderung, die zugleich eine Verbesserung war, im Schnitte der Frauenkleidung statt; man trennte nämlich das Leibchen völlig von dem Rocke, schnitt jeden Teil im einzelnen zu und verband beide Teile dann wieder miteinander; dies geschah meist mit umgewendeter Naht. Erst diese Trennung erlaubte den Schneidern, dem Gewande jede beliebige Form zu geben, das Leibchen lang oder kurz, weit oder eng zu machen und den Rock mit so viel Falten, als sie für schön und gut hielten, an das Leibchen zu sezen. Vorerst jedoch wendete man die

Fig. 93.

1—4. Trachten aus der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Trennung nur vereinzelt an und blieb bis zum Schlusse dieses Zeitraumes vorwiegend dem herkömmlichen Schnitte getreu.

Man hat der Gemahlin Ludwigs XI., der Königin Anna, die Ehre dieses Kostüms zugewiesen, das streng und elegant zugleich war. Nach französischer Mode war das Leibchen flach und anliegend (91. 6), am Halse viereckig und weit ausgeschnitten, so dass es den oberen Streifen des Brustlazes und manchmal selbst die Schulterstücke des Unterkleides sehen liess. Es hatte Trichterärmel von ausserordentlich weiter Oeffnung, mit einem breiten Aufschlage von Pelzwerk. Der Rock war steif gestärkt und schleppte vorn wie hinten nach, so dass man ihn aufnahm und an der Hüfte durch eine Spange aus Bein oder Metall befestigte. Gegen 1500 kamen Roben auf, die vorn von der Taille an bis untenhin aufgeschnitten waren, die ersten derart, die im folgenden

Jahrhundert eine so grosse Rolle spielten; sie reichten nur gerade auf den Boden, so dass man sie nicht aufzunehmen brauchte.

Der schaubenförmige Ueberzieher (Taf. 8. 6) vertrat vielfach die Stelle des Mantels; dieser wurde fast nur noch bei schlechtem Wetter getragen und zwar in der hergebrachten Form eines Halbkreises oder Kreisausschnittes, ohne besonderen Schmuck, aber manchmal um den Nacken her mit einem niederen Stehkragen ausgestattet (Taf. 8. 9). Unter verheirateten Frauen fand ein Mantel Aufnahme, der ausschliesslich nur für den Gang zur Kirche bestimmt war; dieser Mantel bildete im Zuschnitt einen sehr grossen Kreisbogen und war in viele Längsfalten rundum dicht zusammengeschoben. Man trug ihn meist mit einem Ueberfallkragen von verschiedener Breite, der ebenso zugeschnitten, gefältelt und gesteift war, wie der Mantel selbst[1]. Nach dem Erfurter Chronisten wollte man den Jungfrauen dergleichen Mäntel nicht eher zu tragen erlauben, als bis sie Bräute geworden. Geiler erwähnt in seiner Predigt »vom Kaufmannsschaze« auch der Frauenmäntel: »Die mentel mit den langen schwentzen (Schleppen) etwann zweier elen lang, da treiben sie gross hoffart mit, heben sie uff und nemen sie under die arm und sein gross umb sich; und wenn sie den mantel herab lont fallen, so stond sie darin und gat der mantel unden umb sie nit anders, dann wann sie in eim storckennest stünden. Als wann man sich zieret nach dem, als landlöffig ist, und das man nicht sprech, was du sunders anfiengest, so ist es nicht sünd, wenn ein eerenfraw hie kem in eim kurtzen mantel gon, biss an die knye, so wurd yederman das maul mit ir weschen.« An den Höfen blieb der ungefaltete Mantel als Prunkkleid nach wie vor in Geltung und zwar meist in Form eines Kreisausschnittes. Man hing ihn vom Rücken her über beide Schultern und hielt ihn durch eine quer über die obere Brust laufende breite Borte fest (85. 4). Der Mantel schleppte stets auf dem Boden nach, doch war die Länge der Schleppe nach dem Range der Trägerin abgemessen.

Der Tappert blieb bis gegen die achtziger Jahre in Gebrauch, doch schliesslich nur noch als Schuzkleid und darum stets mit einer Kapuze versehen; in der beliebtesten Form war er auf beiden Seiten offen. Unter Matronen dauerte noch der grossmütterliche Sorket aus, der statt der Aermel lange Seitenöffnungen hatte (93. 1), im übrigen aber nach der Zeitmode behandelt war, mit tiefem bogenförmigem Halsausschnitt, auf der Brust gefältelt und unten lang auf dem Boden schleppend.

Ganz wie die Männer trugen die Frauen ihre Schuhe mit langen Schnäbeln und Trippen; ja, als die Mode wechselte und die stumpfen Schuhe aufkamen, beharrten sie noch längere Zeit bei den gespizten Schuhen, die sie für angemessener hielten. Und wie die Frauen denn, wenn sie sich zum Nachgeben entschliessen, dies nicht auf einmal thun, sondern nur nach und nach, so verkürzten sie ihre Schuhschnäbel nur von Fall zu Fall. Für das Haar war die Mode noch immer eine Stiefmutter; namentlich den verheirateten Frauen verbot sie, mehr da-

[1] Näheres darüber in der Tracht des 16. Jahrhunderts.

von sehen zu lassen, als die Wurzeln an der Stirne. Gegen die Mädchen war sie freundlicher; diesen gestattete sie, das Haar in zwei Zöpfe zu flechten, solche hinten herabhängen zu lassen und sich zugleich mit einem Blumenkranze, einem Stirnband oder einem Reife zu schmücken (90. 5). Der Reif war häufig von Goldschmiedearbeit, mit einem schmalen Bande von feinem Linnen in Abständen spiralisch umwunden und wol auch (Taf. 8. 12) über der Stirn mit einem Reiherstuze bepflanzt. In den Abbildungen bemerken wir manchmal eine Frisur, für die sich bis jezt kein schriftlicher Beleg gefunden hat; es scheint, dass nur verlobte Mädchen ein Recht darauf hatten (90. 3. 95. 17); die Zöpfe sind vom Nacken aus rechts und links um den Kopf nach oben genommen über der Stirne gekreuzt und verbunden. Quer über den Flechtenkranz ist eine gedrehte Schnur oder ein Reif gelegt, an welchem hinten eine kurze viereckige Lasche hängt, die nur knapp den Nacken deckt. Die Lasche sieht aus wie aus Fransen oder einem Stoffstücke hergestellt, das senkrecht in enge Fältchen zusammengeschoben ist (Taf. 9. 22).

Wie es durch das ganze Mittelalter üblich war, unterschieden sich auch jezt noch die Frauen von den Mädchen durch bedecktes Haar. Wol zu keiner Zeit hat es so viele Kopftrachten gegeben, als damals, und es wäre leichter, die Blätter an einer hundertjährigen Linde zu zählen, als der Fülle dieser Kopfpüze beschreibend zu folgen.

Ein Erbstück aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts war der Brauch, die Haarzöpfe schneckenförmig um die Ohren zu legen und über die Nester besondere Kapseln zu sezen, die sie einschlossen, oder ein Nez aus farbigen, häufig metallischen Fäden (Taf. 9. 22). Nach einem besonders in England herrschenden Vorgang brachte man dicht über den Ohrkapseln einen hörnerförmigen Aufsaz an und hängte darüber ein kurzes Schleiertuch, so dass dieses vornher nur gerade die Hörner bedeckte, rückwärts aber den Nacken. Noch gab es einen ähnlichen Aufsaz in Mondsichelform, der die Schläfennester unbedeckt liess; dieser war mit zwei Binden, die sich mehrfach kreuzten, umwickelt; die Binden gingen von einer Agraffe aus, die vorn über der Stirn sass, und fielen mit ihren Endstücken hinten herab (90. 5). Dieser Kopftrachten und des Schleiers gedenkt Geiler von Kaisersberg in seinen Predigten: »Die weiber ziehen mit ihren schleiern daher unnd haben sie aufgesprintzt neben mit zwo ecken oder spitzen gleich einem ochsenkopff mit den hörnern und lassen den schleier kaum zwen zwerchfinger von dem kien hangen, zwitzern also daher, gleich als wann ihn das kien in einem haffenring hienge. Dessgleichen tragen sie auch gäle schleier, so gleich den hellischen flammen sein; dieselben streichen und stercken sie zum offtermal, damit sie der hurenspiegel desto bass mögen zieren und herauss schmucken. Es ist ein gemein sprichwort, das man uber frisch fleisch kein gälen pfeffer machet, sondern uber das schmeckend (riechende) und stinckend: also ist es auch mit alten runtzelechten weibern, die da gäle schleier tragen, die sehen herauss als ein gereucht stuck fleisch auss einer gälen brüen.«

Eine grosse Anzahl von Kopftrachten wurde der burgundischen

Mode entnommen. Flandern lieferte seinen Anteil an Neuheiten dank der schönen Muster auf den Teppichen, die in den nördlichen Fabriken des Landes hergestellt wurden und damals den Schmuck aller reichen Häuser ausmachten. Auch aus der Genueser und Mailänder Toilette gingen manche Einzelnheiten in die deutsche über.

Unter den burgundischen Kopftrachten war es vor allem der »Hennin«, auch die »burgundische Haube« genannt, der in den Städten und Schlössern von Niederdeutschland die Gunst gewann. Wir haben schon oben bemerkt, dass der Hennin die Form eines völligen oder abgestumpften Kegels hatte (90. 7. 9. 95. 7. 9) und aus Karton oder einem Drahtgestelle mit einem Ueberzuge von feinem Stoffe bestand, zwei- bis viermal so lang war, als der Kopf hoch, und nach rückwärts geneigt auf den Scheitel gesezt wurde. Alles Haar beliebte man unter ein Häubchen von weissem durchsichtigen Stoffe gestrichen, das mit einem Schirm, die Stirne bis zu den Brauen überschattend, unter dem Hennin hervortrat. Ausserdem legte man untenher über den Hennin einen schmalen Streif von schwarzem Sammet, der gerade nur den Nacken bedeckte, oder brachte den Streif als festen Besaz auf dem Hennin selbst an; in diesem Falle blieb der Nacken frei. Verheiratete Frauen fügten noch ein breites weisses Kinntuch hinzu, welches, das untere Gesicht bis zum Munde verhüllend, rechts und links unten am Hennin festgesteckt wurde (95. 7). Der hauptsächlichste Schmuck aber bestand in einem grossen Schleier, den man in gar mannigfachem Wechsel über dem Hennin anzuordnen verstand. In einfachster Weise hing man den Schleier über die Spize des Hennin, so dass er häufig bei seiner grossen, Länge die Fersen berührt haben würde, wenn man ihn nicht über den Arm genommen hätte [1]. In andrer Anlage blähte man den Schleier über einem Drahtgestelle zu einem gewaltigen Gebäude auf und sezte ihn so über den Hennin, dass er hinten den Nacken bedeckte, sich oben der Mitte des Kegels entlang einsenkte, rechts und links flügelartig emporstieg und dann über die Schläfen herabfiel. Häufig legte man den Schleier doppelt zusammen, so dass das obere Stück etwa das hintere Drittel des unteren bedeckte, sonst aber dessen Faltung wiederholte (95. 9) [2]. Das Gewebe war so fein, dass der Kegel mit seinem goldgestickten Ueberzuge hindurchschimmerte; sonst aber liess man den Schleier unverziert.

Es lässt sich denken, dass dieses Ungeheuer von Kopfpuz der Geistlichkeit zuwider war; diese liess denn auch nicht allein die Geschosse ihres Mundes, sondern auch die Fäuste des Pöbels gegen ihn los. Ein Karmeliterprediger, Namens Thomas Couette, zog in vielen Städten gegen ihn zu Feld; auf den Marktpläzen liess er sich ein Gerüst bauen und richtete von dort aus seine Angriffe auf den verhassten Puz, hezte selbst die Kinder auf, dass sie hinter den Damen herliefen, und endlos das Geschrei wiederholten: »Auf den Hennin, auf den Hennin!« Die Diener nahmen sich dann ihrer Herrinnen an und so kam es überall zu Raufereien. Manche Damen schämten sich dann wol der Beleidigungen, die sie hatten anhören müssen, und legten den Hennin ab; aber

[1] Das ist ohne Zweifel der „couvre-chef à bannière", der in den französischen Schriften erwähnt wird. Mit diesem Schleier ausgestattet hat sich der Hennin bis auf den heutigen Tag unter den Judenfrauen in Algier erhalten. Vrgl. Aloph, Galerie royale de costumes Pl. 20.

[2] In ähnlicher Anordnung finden wir Hennin und Schleier noch heute in der Normandie. Vrgl. Racinet, costumes historiques.

sie handelten, wie der Chronist Enguerrand de Monstrellet sich ausdrückt, nach dem Beispiele der Schnecke, die, wenn man vorbeigeht, die Hörner einzieht, aber wenn sie nichts mehr hört, sie wieder hervorstreckt. Sobald der Hezapostel fort war, holten sie den geliebten Hennin wieder hervor und machten ihn noch grösser, als sie ihn früher getragen hatten.

Das ausgehende 15. Jahrhundert sah neben dem Hennin noch eine weitere französische Kopftracht, die »Atours«. Es bestand diese Tracht aus einem gepolsterten Wulste, der über einer den Kopf umschliessenden Haube angebracht war, und zwar so, dass er über den Schläfenseiten emporstieg, über Stirn und Nacken aber herunter (95. 2). Vorn über der Stirn war mittelst einer Agraffe ein Schleiertuch am Wulste befestigt, das hinten frei herabfiel oder rechts und links wieder nach vorn genommen und hinter den Ohren unter die Nezhaube gesteckt, auch sonst in verschiedener Weise um den Hals geschlungen wurde. Man bediente sich der Haube ohne Wulst und des Wulstes ohne Haube. So gab es eine Haube, die wie eine Bischofsmüze emporstieg, und auch wie diese gespalten war, ebenso oft von einem Ohre zum andern, als von hinten nach vorn (Taf. 9. 17).

Den Wulst verwendete man ohne Nezhaube nur in Verbindung mit einer schmalen farbigen Sendelbinde und bekränzte den Kopf derart, dass der Wulst mit seinen beiden nach oben gebogenen Enden vorn mitten über der Stirne zusammenstiess (92. 1. 5), das Tuch aber straff gespannt unter dem Kinn einherlief und hinten mit seinen beiden Enden, die sich kreuzten, über den Nacken fiel (Taf. 9. 16). Derartige Kopfpüze waren unter Frauen und Jungfrauen sehr beliebt; man verwendete auch einen turbanförmigen Wulstring mit farbigem Sammetüberzug, der auf der Stirnseite mit einem Geschmeide besezt, sowie ringsum mit dem Kinntuch oder der Sondelbinde umwickelt war (93. 1. 95. 3).

Zwischen den hohen Atours und der aus der Gugel hervorgegangenen Haube entspann sich ein Kampf, der immer lebhafter wurde, je mehr die Frauen der behäbigen Bürgerschaft sich der Gugelhaube zuwendeten. Es war dies in einfachster Gestalt eine offene Haube, die mit ihrem vorderen Rande das Gesicht umrahmte, längs der Ohren flach herabstieg und hinten den Nacken bedeckte (92. 3). Man sezte diese Haube entweder unmittelbar auf das Haar, das dann gescheitelt und zurückgestrichen nur an der Stirne sichtbar war, oder über ein Unterhäubchen, wie dies auch bei dem Hennin geschah. Lezteres war ein kleines Müzchen oder Käppchen von weissem Stoffe, vielfach von Seide und mit Gold bestickt; man gab ihm vorn um das Gesicht her eine Fassung aus Stickereien oder Perlen und selbst aus Goldkettchen; über der Stirne liess man es wie einen Schirm hervortreten.

Die Gugelhaube war von Tuch, Atlas, Damast oder Sammet, schwarz für die Damen des Adels, scharlachrot für die des Bürgertums. Sie wurde auf dem Unterhäubchen mit Nadeln befestigt und häufig vorn zurückgeschlagen, um die Stirne frei zu machen und die Futtermüze sehen zu lassen,

Namentlich im Hinterkopfe machte die Haube verschiedene Wandlungen durch, die alle zu gleicher Zeit vorkamen. Einmal formte

man sie wie einen weiten Sack, der vom Hinterkopf in den Nacken fiel (92. 3); ein andermal gab man ihr statt des Sackes ein kleines Polster, das sich auf den Hinterkopf legte, oft derart, dass es, von der Seite gesehen, nach Art der »Raupe« an den baierischen Helmen über den Scheitel emporstieg.

Manchmal wurde der hinten überfallende Teil in gleiche Längsfalten gelegt (94. 11), manchmal angeschwellt und unten geschlossen, dass er die Gestalt eines Chignons zeigte. Die Lust zum Zaddeln

Fig. 94.

1—21. Kopftrachten aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. (3 Brautkranz.)

versuchte sich an diesem Teile der Haube; man schmückte ihn durchaus mit runden Läppchen, die dachziegelartig übereinander fielen (94. 7). Den aufgesezten Wulst stellte man beliebig aus zweifarbigen Stoffstücken streifig her, verlängerte jeden Schläfenflügel, der sonst nur wenig über den Kinnrand herabstieg, bis auf die Schultern, schnitt ihn unten zierlich aus, schlug ihn nach auswärts in die Höhe und steckte ihn an der Haube fest (86. 7). Statt des Haarsackes heftete man nach italienischem Brauch ein rechteckiges Tuch an den Wirbel der Haube, senkte es in den Nacken und schlug es dann über den Scheitel (94. 8).

Dieses Tuch ersezte man eben so oft durch eine längere etwa handbreite Binde aus schwerem Sammet- oder Seidenstoffe mit andersfarbigem Futter, die man in beliebiger Windung hinten über den Scheitel legte (94. 9. 10) und dann mit Nadeln feststeckte, da sie sonst bei ihrer Grösse und Schwere keinen Augenblick lang in ihrer Lage geblieben wäre. Ueberhaupt fand der abenteuerliche Zug im Zeitkostüme auch an dieser Haube so reichlichen Ausdruck, dass es unmöglich ist, allen Einzelnheiten beschreibend zu folgen.

Nur einiger Kopfpüze wollen wir hier noch gedenken, da sie ein gar artiges Aussehen machten. Da gab es einen Puz, bei welchem den Kopf zunächst ein nezartig ornamentiertes Käppchen deckte (94. 13), das gleich einem modernen Müzenschilde über die Stirne hervortrat und das Haar verbarg, während auf dem Hinterkopfe ein gebauschtes Müzchen von weissem Stoffe sass, das auf der Nackenseite unter seinem Bunde mit einer zierlichen Rüsche hervortrat. Ein anderes Käppchen (94. 15), das gleichfalls auf einem Häubchen von durchsichtigem Mulle sass, bedeckte knapp anliegend die Schläfe und schloss auf dem Oberkopfe mit einem flachen ovalen, von einem Krönlein umgürteten Deckel, war aber über dem Hinterkopfe weit genug ausgebaucht, um den Haarknoten aufnehmen zu können. Vom Scheitel auf den Nacken schräg herab umgab das Häubchen eine schmale farbige Sendelbinde; es selbst war von Goldbrokat.

Alle bis jezt beschriebenen Kopfpüze waren ausländischen Ursprunges und wurden in Deutschland nur da getragen, wo die fremde Mode ihre stärkste Wirkung übte. Zwischen deutscher und fremder Mode gab es vielfache Uebergänge; dazu gehörte eine hohe spize Haube (94. 17), die dem Hennin ähnlich sah und besonders in Norddeutschland sich grosser Gunst erfreute. Wir finden sie bei einer Lübecker Patrizierfrau auf einem Altarbilde in der Jakobikirche zu Lübeck (101. 6) wie auch bei einer Schifferfrau von der Insel Sylt, die uns ein alter Kupferstich überliefert hat (101. 2). Diese Spizhaube hat die Form einer Papierdüte; sie wurde dem Anscheine nach aus einem starkgesteiften viereckigen Leinenstücke zusammengedreht und an den unteren Flügeln mit Nadeln zusammengesteckt oder durch Schnürbänder verknüpft. Die Haube blähte sich über den Wangen soweit auf, dass die vom Hinterkopf über die Ohren nach dem Oberkopfe gelegten Zöpfe sich zeigen konnten. (Weiteres darüber unter »Volkstrachten«).

Zahlreich waren die Kopfbunde (94. 21); sie wurden durchweg aus weissen oder farbigen Tüchern von jedem dazu geeigneten Stoffe hergestellt; diese drehte man zusammen und schlang sie in beliebigen Windungen um den Kopf. Neben diesen zusammengedrehten Turbanen gab es solche von fester Form, die glatt und faltenlos den Kürbissen glichen; bald waren sie breit und gedrückt (95. 8), bald hoch gewölbt (90. 13), farbig oder weiss, und mit Gold in feinen Liniennähten bestickt. Man sezte alle diese Turban- und Kürbishauben meist so über den Kopf, dass die geflochtenen Haarnester an den Schläfenseiten sichtbar blieben, jedoch auch über eine einfache weisse Unterhaube, die schirmartig das Gesicht umrahmte (95. 10).

Die eigentliche Kopftracht der deutschen Frauen bestand aus Hauben mit Kinntüchern; beide Stücke waren eine Fortsezung der altmütterlichen Hulle mit der Rise; es wurden die verschiedenartigsten

Formen damit gebildet, so dass es kaum möglich ist, auf den Abbildungen zwei Hauben zu begegnen, die ganz die gleiche Form haben. Ja selbst das alte Gebende kam wieder häufiger vor, als sonst, jener schmale Zeugstreif, mit dem man im 13. Jahrhundert das Müzchen auf dem Kopfe festhielt, indem man ihn unter dem Kinne herumlegte. Da gab es Hauben aus Schleierstoff, die sich schlicht und schmucklos um

Fig. 95.

1—20. Kopftrachten aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

den Kopf über das aufgenommene Haar schlossen und im Nacken faltig zusammenzogen. Dies war die Haube in einfachster Form. In Verbindung mit dem Kinntuche tauchten namentlich unter den bürgerlichen Frauen der Reichsstädte grosse Hauben aus gesteiften Tüchern auf, die über Drahtgestelle gelegt waren (95. 12. 16). Sie überragten mit einem Schirme das Gesicht, umgaben die Schläfen in weitem Bogen

und wurden an den beiden unter das Kinn fallenden Ecken mit Schnüren gebunden. Andre Hauben, aus sieben-, ja zehnfach zusammengefaltetem Tuche gebildet, glichen rechts und links hornförmig ausgeweiteten Müzen (95. 5). Aehnliche Hauben wurden mit dem Kinntuche festgebunden, das man vom Kinn aus nach oben nahm, auf der Haube übereinander legte und befestigte (95. 15. 20).

Viele dieser Hauben waren wahre Ungeheuer von Kopfpüzen. In den neunziger Jahren aber kam eine Haube von sehr gefälliger Form auf; diese war über dem Hinterkopfe aufgebauscht, aber derart, dass sie, von hinten betrachtet, die Wölbung eines Hufeisens oder eines oben abgerundeten und quergesteckten Kammes zeigte (95. 13). Die Haube wurde hier dem Anscheine nach mit Draht oder Fischbein ausgesteift und wattiert. Der Ueberzug sammelte sich über die hintere Fläche herab in Falten, die nach dem Mittelpunkte der Basis strebten, oder die Fläche war auf diese Weise abgesteppt. Vorn trat die Haube mit einem Futterhäubchen über die Stirne hervor und dieses zog sich an den Schläfen herab mit feinen Fältchen zusammen. Befestigt wurde die Haube mit einem schmalen Zeugstreifen, der an der Basis der hinteren Fläche so festgenäht war, dass man ihn nach vorn um das Kinn nehmen oder auch hinauf über die Haube schieben konnte, wenn man das Kinn frei zu haben wünschte. Man fertigte so geformte Hauben aus Seidenzeug und bestickte sie nach Vermögen mit Gold- und Silberfäden. Namentlich das Stück des Gebendes, das hinten auf der Haube festgenäht war, gab ein beliebtes Feld für Stickereien ab (95. 19). Diese Haube verdrängte nach und nach alle übrigen Formen und erhielt sich bis in die dreissiger Jahre des folgenden Jahrhunderts.

Eine Kopfbedeckung, die einem hohen, gesteiften, nach obenhin ausgeweiteten Hute mit flachem Deckel glich, scheint niederländischen Ursprunges. Diese Haube (95. 11) besass ein Kopftuch als Krempe und stieg mit diesem dachgiebelartig über die Stirn empor, hinten aber so tief hinab, dass die Schulterblätter oben bedeckt wurden. Dicht über der Krempe beliebte man den Hutkopf mit einer Binde von dünnem Stoff umwickelt.

Auch die Gugel war noch unter niederen Frauen üblich, jedoch nur als Wetterschuz in einfacher Anlage; zur Müze umgeformt und reich gezaddelt (94.1.2.5), beschloss sie als Puzstück allgemach ihr wechselvolles Dasein. Als die Gugelmüze verschwand, tauchte das federgeschmückte Barett auf, eine malerische Tracht, die in der Folge fast ausschliesslich auf männlichen und weiblichen Köpfen erschien. Wir werden später darauf zurückkommen.

Unter den zahlreichen Nebenformen der Kopftrachten machte sich ein krempenloser Hut bemerklich, der die Gestalt eines nach obenhin erweiterten Blumenkörbchens hatte. Sein Ueberzug war ringsum aus weissen Federn oder Pelzstückchen hergestellt, die dachziegelartig nebeneinander sassen; der obere Rand war mit einem feinen Zackenkranze gesäumt, der aus freistehenden Goldfäden bestand. Dieser Kopfpuz scheint unter vornehmen Damen gerne getragen worden zu sein[1].

[1] Ein Kopfpuz von ganz gleicher Form kam unter jungen Mädchen in Griechenland, namentlich in Macedonien vor; er bestand aus einem leichten dünnen Holzgestelle mit einem Ueberzuge von goldgesticktem Linnen. In seiner hinteren Hälfte war der Hut senkrecht mit einem gestickten Schleiertuch

Handschuhe von Leder oder Seide, vielfach reich bestickt und benäht, auch am Stulpenrande mit Pelz besezt, waren ein stehender Teil der besseren Frauentracht. Am Gürtel trugen die Frauen nach alter Gewohnheit ein Täschchen, den »Wetzger« oder »Wetschger«, und wenigstens seit der Neige des 15. Jahrhunderts einen Rosenkranz, dessen Kugeln oft aus Perlen und edlen Steinen bestanden, ferner ein Nähbesteck und einen Schlüsselbund an einem Kettchen oder besonderen Riemen, der mit Silber beschlagen war.

Unter den Schmuckgegenständen waren es besonders Halsketten, mit welchen die Frauen gleich den Männern bei festlichen Anlässen zu prunken liebten. Sie legten eine Kette um den Hals und eine zweite, die feiner und geschmeidiger war, als jene, um den Nacken und steckten diese vorn zwischen den Brüsten unter den Brustfleck. Die Finger schmückten sie mit Ringen (Fingerlingen), zu denen auch ein Siegelring gehörte. Broschen oder »Fürspane« verwendeten sie, wo es sich schickte, silberne sowie goldene mit silbernen Kettchen, auch mit Perlen oder Edelsteinen besezte. Knöpfe und Besäze jeder Art verteilten sie fast über die ganze Kleidung.

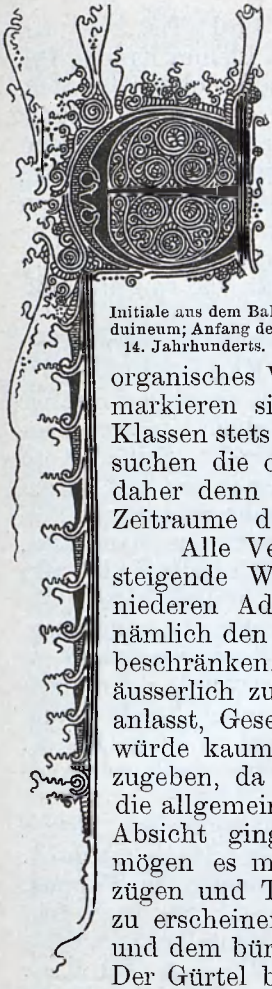
An einfachem Seidengewebe, farbigem Wollentuch und Taffete wollten sich jezt selbst die bürgerlichen Frauen kaum noch genügen lassen. Zahlreich sind die Verordnungen, welche der überhandnehmenden Kleiderpracht entgegenzutreten suchten. So bestimmte der Reichstag von Lindau im Jahre 1497, dass den Bürgern, die nicht von Adel waren oder nicht die Ritterwürde hatten, Gold, Perlen, Sammet, Scharlach und Seide sowie Futter von Zobel und Hermelin untersagt sei, dagegen gestattet, Sammet und Seide zum Wamse zu gebrauchen und Kamelot zur sonstigen Kleidung. Die Frauen durften ihre Kleider mit Sammet und Seide, jedoch nicht mit Gold und Silberstoff verbrämen. Was den Adel anbelangte, der die Ritterwürde nicht besass, so wurden ihm gleichfalls Gold und Perlen verboten; die Ritter aber durften Goldstoff zum Wamse benuzen. Den Handwerkern wurde zu Hosen oder Kappen Tuch für höchstens drei Gulden die Elle verstattet, zu Mänteln inländisches Tuch für einen halben Gulden die Elle; Gold, Silber, Sammet, Seide, Kamelot und gestückelte Kleider blieben ihnen untersagt. Reisigen Leuten wurden die mit Gold gestickten Brusttücher und Hauben verboten; keinem Menschen ausser den höchsten Ständen sollten gefältelte Hemden und Brusttücher von Brokat gestattet sein. Den Töchtern der Bürger wurde auf dem Reichstage zu Augsburg am Schlusse des Jahrhunderts ein Zugeständnis gemacht: »Es sollen ihren töchtern, jungfrawen perlinhauptbändlein zu tragen unverboten seyn, doch dass sie sich darin auch einer zimlichen mass befleissen und nicht ubermass treiben.«

überspannt, das mit seinem oberen goldbefransten Ende rückwärts herabfiel, unten aber, mit einem Goldreife festgehalten, an den Hut schloss und weiter herab die Achseln bedeckte. Vecellio: Habiti antichi et moderni di tutto il mondo Bl. 408 (Pariser Ausgabe). — Den lezten Ausläufern der gezaddelten Kopftrachten begegnen wir am Schlusse des folgenden Jahrhunderts im äussersten Norden von Skandinavien unter den Lappländerinnen; diese trugen eine Fellmüze, von welcher ringsum Streifen in Form von eingekerbten Zaddeln herabhingen. Vecellio Bl. 306 der Pariser Ausgabe.

Damals herrschte das goldene Zeitalter des Stuzertums. Die Modenarrheit war eine allgemeine Krankheit, eine Art von Sündenfall des deutschen Geistes, wie er nie zuvor geschehen war und wie er in solchem Umfange sich auch nicht mehr wiederholt hat. Im Bereiche der bildlichen Ueberlieferungen des Zeitkostüms nimmt der schon genannte Kupferstich des Israel van Mecken, welcher »das Fest des Herodes« betitelt wird, eine sehr bemerkenswerte Stellung ein; mehr als ein anderes Zeugnis giebt er uns einen zwar farblosen aber ausgiebigen Begriff von dem theatralischen Aufpuze der zeitgenössischen Welt. Wir sehen hier eine Gesellschaft, die sich zum Tanze anschickt; staunend irrt der Blick zwischen den Wundern der damaligen Schneiderkunst umher; die Kostüme sind voller Sonderbarkeiten und Gegensäze. Von den Männern schreiten die einen züchtig und sittig in weite faltige Röcke gehüllt einher; die andern sind so gespannt, eng und kurz bekleidet (89. 15), dass sie sicherlich nicht die Augen zu ihren Damen erheben würden, wenn diese nicht ebensoviel sündigten. Denn von den Frauen lassen die einen die Büste völlig, die andern zur Hälfte unbedeckt, und dem breit und tief bis auf den Unterleib ausgeschnittenen Kleide (89. 14) haben sie nur das Hemd als Unterlage gegeben, über dem es vernestelt ist; dabei schleifen sie unendliche Stoffmassen auf dem Boden nach. Das Haar halten sie unter den wunderlichsten Hauben versteckt, die bald wie ein Zuckerhut, bald wie ein Kürbis gestaltet sind, während die Herren das Haar in weibischer Länge über die nackten Schultern fliessen lassen. Bald sind die Aermel lang und schleppend, bald so kurz, dass die Vorderarme unbedeckt bleiben; hier sind die Schuhe spiz und langgeschnäbelt, dort abgestumpft, gerundet und ausgepolstert. Wir verstehen diese Menschen nicht mehr; es sind Menschen, die anders dachten, anders fühlten, anders handelten, als wir, aber wir begreifen das Wort des Geiler von Kaisersberg: »Es ist kein underscheid mer zwischen der frummen frawen und der huoren; da man uff hochzeiten kumpt, da haben die frummen frawen kein vorusshin, man thut den unfrummen frawen etwann me eeren an, dann den frumnen frawen.«

An diesen Kostümen ist deutlich zu erkennen, dass es ohne Mass keine Schönheit giebt, und dass auch die kleidsamste Tracht nicht der Phantasie verfallen darf, wenn sie geschmackvoll bleiben soll. Geschmack, nicht Phantasie soll die Mode, oder sagen wir, die Tracht der Allgemeinheit bestimmen. Die Welt um uns her, die Natur, ist voll vielfarbiger Besonderheiten, der allgemeine Gedanke aber schwebt über dieser bunten Welt der Phantasie; er ist gleichsam frei von der Natur, und darum soll sich auch der Träger dieses Gedankens nicht bunt und phantastisch kleiden. Ein Kind ist noch Natur, oder doch noch nicht von der Natur losgelöst; darum mag in den Kindertrachten die Phantasie ihr buntes Naturspiel treiben; wir finden solche Tracht gefällig und reizend, eben weil sie im Einklange mit der Kindesnatur steht. Sobald aber ein Kind älter und selbstbewusst wird, tritt es aus dem Kreise der Natur in den Kreis der Vernunft; es legt darum eine vernünftige Tracht an, eine allgemeine und keine besondere Tracht; es ist Bürger eines geistigen Staates geworden, in dem alle gleich sind. Wuchert dagegen die Phantasie in den Kleidern eines Erwachsenen fort, wie sie es in Kinderkleidern thut, so müssen wir, da ihr Träger kein Kind mehr ist, annehmen, dass er ein Narr sei. Und wenn diese Narrheit ein ganzes Volk ergreift, so ist das ganze Volk krank oder, um modern zu reden, so ist etwas im Staate faul. Man mag dem Glanze und Reichtume der damaligen Zeit Hosianna singen so viel man will, das allgemeine Stuzertum beweist, dass sie krank war. Ein Staat voll strenger Arbeit ist kein Boden für solche Pflanzen, denn die Wurzel dieser Pflanzen ist der Müssiggang. Und es ist kein Zufall, wenn in gesunden Zeiten so merkwürdige Geschöpfe nicht zu finden sind. Während des dreissigjährigen Krieges tauchte in dem »Monsieur à la mode« eine ähnliche Erscheinung auf; aber niemand wird sagen können, dass diese Zeit eine gesunde war. Ebenmässig verhält es sich mit dem »Incroyable«, der seine Blüte im Jahre 1797 erlebte, in der Epoche des Direktoriums. Auch unser heutiges »Gigerl« findet seinen besten Nährboden in dem »Capua der Geister«, in Wien, während es in Berlin, der Stadt voll scharfgespannter Thätigkeit, nicht gedeihen will.

2. Ständische Trachten.



Initiale aus dem Balduineum; Anfang des 14. Jahrhunderts.

Ein Naturforscher, welcher erst die Raupe, dann die Puppe, dann den Schmetterling beschreibt, behandelt nur ein einziges Wesen, das sich aber in verschiedenen Zuständen darbietet. So etwa geht es auch dem Kostümbeschreiber, der den Trachten der verschiedenen Stände nachspürt; diese Stände scheinen zwar äusserlich getrennt, sind aber innerlich verbunden und bilden ein organisches Wesen, ein untrennbares Ganze. Die Unterschiede markieren sich in den Trachten; während nun die niederen Klassen stets darauf ausgehen, diese Unterschiede zu verwischen, suchen die oberen sie desto hartnäckiger sichtbar zu erhalten, daher denn die vielen Kleiderordnungen, denen wir in dem Zeitraume des 14. wie des 15. und 16. Jahrhunderts begegnen.

Alle Verordnungen indes erwiesen sich als fruchtlos; der steigende Wohlstand der Bürgerschaft und der Verfall des niederen Adels mussten gerade das Gegenteil herbeiführen, nämlich den bürgerlichen Aufwand befördern, den adligen aber beschränken. Um die eingerissene Verarmung wenigstens äusserlich zu verbergen, sah sich die Ritterschaft selbst veranlasst, Geseze gegen ihren eigenen Aufwand aufzustellen. Es würde kaum von Nuzen sein, diese Bestimmungen hier wiederzugeben, da sie nur auf den Wert der Stoffe, aber weniger auf die allgemeine Modeform der Kleidung von Einfluss waren. Ihre Absicht ging dahin, auch dem Ritter von geringerem Vermögen es möglich zu machen, namentlich bei festlichen Aufzügen und Turnieren mit Weib und Kind in einer Kleidung zu erscheinen, deren er sich vor seinen begüterten Genossen und dem bürgerlichen Prozentume nicht zu schämen brauchte. Der Gürtel bildete wol noch immer einen wichtigen Teil der ritterlichen Kleidung, aber er büsste immer mehr an dem Wert einer ständeunterscheidenden Auszeichnung ein.

Der hochgestellte Adel, gleichviel, ob er herrschend war oder nicht, kennzeichnete sich besonders durch seine Kopfbedeckung, die in Hüten und Müzen bestand. Wir haben (S. 252) gesehen, dass der herzogliche Hut im 13. Jahrhundert einer phrygischen Müze glich, wie solche sich in dem Corno der Dogen von Venedig umgebildet hatte; sie war wol von Goldbrokat, da sie stets gelb gefärbt erscheint (62.11). Im 14. Jahrhundert ist diese Müze aus Deutschland verschwunden; wir finden als Herzogshut eine runde Kappe von Sammet, die unten her von einem weissen Pelzbräm oder goldenen Reif umschlossen und von der Stirne nach dem Nacken von einem breiten Goldbügel oder einer Borte aus Goldstoff überspannt ist und zwar so scharf, dass der Stoff zu

beiden Seiten des Bügels rundlich emporgetrieben wird (Taf. 5. 4. 7. 18). Mit der Zeit erscheint auf der Höhe des Bügels ein kleines Kreuz. Die Farbe der Müze ist bald hochrot oder purpurn, bald violett oder blau. Das Vorrecht, ihre Kopfbedeckung mit einem kronenförmigen Reife zu umgeben, stand zwar nicht den Fürsten allein zu, aber sie konnten durch die Anzahl der Vorsprünge an dem Reif ihren Rang markieren. Selbst Bischöfe umgürteten mit diesem Kranz ihre Mitra, sobald sie von gefürstetem Stande waren; das alamannische Lehensrecht nennt solche Bischöfe ausdrücklich »Pfaffenfürsten«[1]. Statt mit dem Kranze verdeutlichte man auch seinen Stand durch den Schnitt der ringsum aufgestellten Krempe (105. 1—3. S. amtliche Trachten).

Im 15. Jahrhundert änderte sich die Gestalt des herzoglichen Hutes; wir besizen noch ein Muster davon in dem Hute, den Karl der Kühne von Burgund im Jahre 1476 bei Granson einbüsste; es ist ein abgestumpfter Kegel mit schmaler gerader Krempe; er war mit gelbem Sammet überzogen und dieser senkrecht in dichten Rippen abgenäht. Seinen Kopf umgab ein Kronenreif von Saphiren und Rubinen, die je von drei Perlen begrenzt waren, darüber bis zum Deckel eine sechsfache Schnur von Perlen; diese war mitten über der Stirne mit einem Kleinode aus Diamanten, Rubinen und Perlen geschmückt, aus dem eine gekräuselte Feder von roter und weisser Farbe geschwungen emporstieg. Freilich hatte nicht jeder Herzog das Vermögen, seinen Hut so kostbar auszustatten, doch gehörte der Zinkenreif zum unerlässlichen Abzeichen; noch im 16. Jahrhundert wird ein »ertzherzoglich Hütlein« erwähnt, »umfangen mit einem gezinneten oder gespritzen Krantz«[2]; dieser Beschreibung entspricht eine Abbildung auf Friedrichs III. Grabmal zu Wien (104. 15).

Edelleute trugen als Zeichen ihres Standes eine drillierte Goldschnur um den Hut.[3]

Vorzugsweis waren es die Wappen und Wappenfarben, durch welche sich die adligen Geschlechter am meisten kenntlich machten. Die Farben übertrugen sie auf ihre Kleidung und ebenso die Wappen, die sie an passenden Stellen darin eingestickt führten. So lange man an den Tasselschnüren festhielt, ersezten sie die Mantelbeschläge an beiden Achseln durch kleine Schildchen mit den Wappen (Taf. 5. 18). Diese Schildchen nannte man »aisles« oder »aislettes«, welcher Name auf den französischen Ursprung dieses Brauches hindeutet.

Den Frauen des Adels standen die nämlichen Abzeichen zu, die Kronreife sowol, wie die Wappen und Farben. Im 15. Jahrhundert wurden diese Vorrechte genauer bestimmt. Demnach durfte nur eine Dame aus fürstlichem Blute sich noch des Kronenreifes oder des gekrönten Hutes bedienen; einer Gräfin und einer Freifrau wurde er verboten, ja selbst der einfachere Goldreif nebst dem Blumenwerke, sobald dessen Wert über ihren Stand hinausging. Ebensowenig durften diese kostbare Wappen führen, oder Kleidungsstücke von Goldstoff, Hermelin mit und ohne Purpurüberzug, oder feine schwarze Pelzarten.

---

[1] U. F. Kopp, Bilder und Schriften S. 63. [2] Lüning theatr. u. cerem. II. 937. [3] Zimmersche Chronik II. 343.

Ein Hauptkennzeichen, das den Ritter von nicht ritterbürtigen Leuten unterschied, waren goldene oder vergoldete Sporen; silberne Sporen standen dem Waffenträger zu[4].

Aber die Eitelkeit ist so erfinderisch, wie die Not; so sehr der bürgerliche Aufwand den adligen zu überwuchern und den Unterschied zwischen beiden Ständen auszulöschen drohte, das Rittertum erfand nebst Wappen und Sporen noch sonstige Kennzeichen des Vorranges, das dem Bürgertume versagt blieb. Diese Kennzeichen bestanden in Ordenszeichen. Der Ursprung unserer Ordenssterne fällt in das 14. Jahrhundert. Wenn der Landesfürst einen Ritter in seine Gesellschaft aufnahm, so verlieh er ihm das Abzeichen dieser Gesellschaft. Wer nun weit gereist war und viel an den Höfen verkehrt hatte, durfte mit der Zeit der Freude geniessen, eine grosse Anzahl von Dekorationen an seiner Halskette baumeln zu sehen. Diese Auszeichnung blieb einem Mann aus bürgerlichem Stande vorläufig unerreichbar.

Die Ritter schlossen sich damals in Bünde zusammen und führten als solche ihre eigenen Bundeszeichen; in den Chroniken werden viele solcher Bünde angeführt; zu den ältesten zählt die Gesellschaft vom Fisch und vom Falken; der Fisch ward auf der Fahne im roten Felde, der Falke im blauen geführt. Wurden die Abzeichen an entsprechend gefärbten Bändern getragen, so waren sie von Metall, versilbert oder vergoldet. Das Zeichen der Gesellschaft von der Krone war rot, ebenso das des Leitbracken, jenes des Kreuzlin und des Esels purpurn. Die Gesellschaft des Wolfes führte ihr Abzeichen in grünem Felde, die vom Wind ein Windspiel, die vom Steinbock einen gekrönten Bock, beide in Purpur. Die nach Baiern genannte Gesellschaft führte den blau und weiss geweckten Schild. Wir hatten schon oben (S. 319) Gelegenheit, von dem männlichen Zopfe zu sprechen; dieser wurde das Abzeichen einer ritterlichen Gesellschaft, die Herzog Albrecht III. von Oesterreich stiftete (108. 3); darüber berichtet Georg von Ehingen: »der hett ain ritterliche gesellschafft, das war ain zopff, hette uff aine zeit aine schöne fraw abgeschnitten und im den geben; also macht er der selbigen schönen frawen zuo eren ain ritterliche gesellschafft darausz.« Einzelne Gesellschaften schlossen sich zu politischen Zwecken zusammen und führten dann ein Gesamtwappen; so gab es eine Verbindung »Mit den roten Aermeln« bei Koblenz (1331), die der »Schlägeler«, deren Zeichen eine Keule oder ein Morgenstern war. Kaiser Sigismund begründete um 1418 den »Orden des umgekehrten Drachen«, Kaiser Albrecht II. um 1433 die »Gesellschaft zum Adler«, Kaiser Friedrich III. im Jahr 1470 den »Orden des heiligen Georg in Oesterreich« und um 1473 den »Temperanzorden«. Das Ordenskleid bestand gewöhnlich in einem bis auf die Füsse herabsteigenden faltenreichen Obergewande, das völlig geschlossen oder vorn herab offen und mit weiten Aermeln besezt war. Dazu kam für besondere Fälle ein langer Rückenmantel oder sonst ein Umhang von kostbarem Stoffe. Die Ordenszeichen mussten immer oder doch an bestimmten Tagen getragen werden (vgl. 86. 1).

Ueber die unterscheidenden Kennzeichen im Kostüme der bürgerlichen Klassen fehlt es, soweit das 14. Jahrhundert in Frage kommt, an ausgiebigen Zeugnissen. Wir besizen zwar mancherlei Abbildungen aus diesem Bereiche, namentlich in den sogenannten »Totentänzen«, die ja gerade auf den Grundgedanken hin gemalt wurden, dass alle Stände, geistliche wie weltliche, hohe wie niedere, mit dem Tod ihren Kehraus tanzen müssen. Das älteste Wandgemälde dieser Art, das sich, wenn auch nur in verblassten Spuren, bis heute erhalten

---

[1] Du Cange V calcar: Calcaria argentea scutiferum erant. — Rogesta homaiorum Nobil. Aquitan. an. 1273: „Et is aliquis eorum non esset Miles, debet servire domino regi cum caligis albis de scarlato et calcaribus argentatis.

hat, scheint der Kleinbaseler oder Klingenthaler Totentanz zu sein; derselbe wurde nachweisbar im Jahre 1312 gemalt, aber im 15. durchaus erneuert. Trozdem sich nun der Maler angelegen sein liess, jede Person nach Rang und Stand aufs deutlichste zu kennzeichnen, so musste er seinem Pinsel doch mit erklärenden Reimsprüchen zu Hilfe kommen, denn dieser konnte für alle Stände eben nur die zeitliche Modetracht wiedergeben, die im täglichen Verkehre gäng und gäbe war. Und wie er nun die geistlichen und fürstlichen Stände durch ihre Würdezeichen näher kenntlich machte, durch Kronen, Scepter und Hirtenstäbe, so verfuhr er auch bei den unteren Ständen, den Kaufleuten, Aerzten und Handwerkern, denen er die Werkzeuge und sonstigen Geräte ihres Geschäftes in die Hände gab. Dieselbe Art zu charakterisieren begegnet uns auch in den übrigen Bildwerken aus dieser Zeit (96. 1—10); wo das Handwerksgeräte fehlt, ist es nur selten möglich, den Stand der Person zu erraten (96. 10). Wir haben schon oben

Fig. 96.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10

1—3. Kaufleute. 4. 5. Jäger. 6. Maurer. 7. Bäcker. 8. Schmied. 9. Mezger. 10. Unbestimmt. (14. Jahrhundert.)

(S. 224) davon gesprochen, dass die Handwerker sich in Zünfte zusammenschlossen und jede Zunft ihr eigenes Wappen führte, das sie in der Innungsstube oder vor der Thüre derselben aufhing, eine Sitte, aus der sich der Brauch der Firmenschilder entwickelte. Aus den Zünften sezten sich die städtischen Heere zusammen; hatte nun irgend eine Zunft dem Kaiser oder ihrem sonstigen Herrn einen Dienst erwiesen, so vergalt ihr dieser mit einem Erinnerungszeichen, das sie in ihr Wappen sezen durfte; so gestattete Kaiser Karl IV. im Jahre 1348 den Weissbäckern von Prag, ihre goldene Brezel, die sie im Wappen führten, zu krönen und von zwei schreitenden Löwen halten zu lassen[1].

Das Münster zu Freiburg im Breisgau bewahrt einige gemalte Glasfenster, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden sind. Die Fenster wurden von

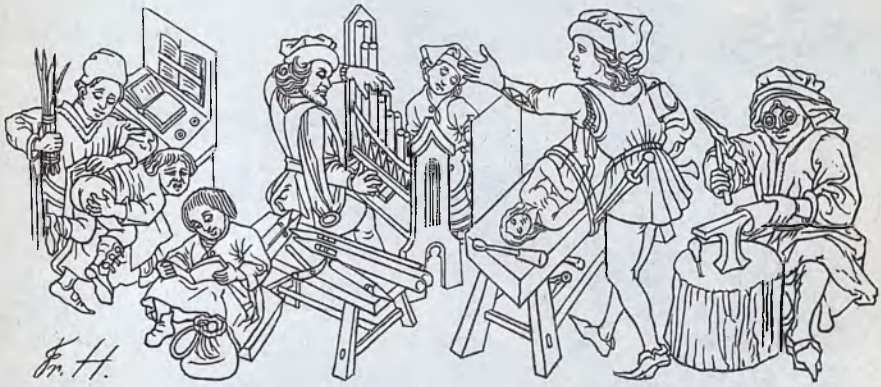
[1] A. Schrader, Allgemeine Chronik der Handwerker, Zünfte und Innungen nebst ihren Wappen und Insignien, 1860. — H. A. Berlepsch, Chronik der Gewerke (ohne Jahreszahl).

Fig. 97.

1—3. Bettler. 4—6. Wandermusikanten (Kirbepfeifer). 7—9. Schalksnarren. 10. Tabulettkrämer. 11. 12. Kaufleute. 13. 14. Aerzte. 15. Apotheker. (15. Jahrhundert; 1. 4. 7. 9. aus dem „Mittelalterlichen Hausbuch"; 2. 5. 8. 10. 11. 13. aus dem Grossbasler Totentanz; 6. nach einem Kupferstiche des Israel van Mecken. 3. 5. 14. 15. nach Holzschnitten in einer Heidelberger Papierhandschrift.)

tagen ihre einfachen grauen und bequemen Röcke, wie sie unter ihren Vätern gebräuchlich waren; für die Festtagskleider aber ahmten sie immer mehr den Schnitt der modischen Trachten nach[1], der sich dann gegen Ende des Jahrhunderts auch in die werktägliche Gewandung einschlich. In dem Codex picturatus des Sachsenspiegels von 1334 finden wir die Bauern noch ganz so dargestellt, wie sie uns in der Heidelberger Handschrift des 13. Jahrhunderts begegnen. Aber in der Weltchronik des Rudolf von Ems treffen wir einen Bauern mit Hacke vom Jahre 1381 (99. 1), dessen Rock nach der Mode obenher anliegt, mit den engen Aermeln über die Handwurzel geht, mit dem unteren faltigen Teil aber aufgesteckt ist, so dass die Kniee frei bleiben, ferner mit niederen langgespizten Schuhen, die über dem Spanne her ausgeschnitten und vernestelt sind, sowie mit anschliessenden Hosen. Der Hut ist noch der Spizhut des 13. Jahrhunderts, wie ihn schon König

Fig 98.



1 2 3 4

1. Schulmeister. 2. Orgelbauer. 3. Bildschnizer. 4. Kupferschmied.
(15. Jahrhundert. Nach dem „Mittelalterlichen Hausbuch".)

Rudolf I. getragen: ein rückwärtsstehender abgestumpfter Kegel mit einer breiten Krempe, die an den Seiten und hintenwärts aufgeklappt ist, vorn aber in eine gerade Spize ausläuft. Dass es sich mit dem Feiertagsgewande der Bäuerinnen ähnlich verhalten habe, ersehen wir aus einer Ordnung von Neukirch (Schaffhausen) aus dem Jahre 1330; in dieser ist die Rede von dem »besten gewandt, als sy zu kirchen gat, on kürsynen (Pelzrock), on beltz, on syden (seidenem Rock)«. Und das Benker Heidenrecht[2] spricht von einem »eiggen schorteldock und twe mauen (Aermeln)«.

Ein Kalender aus der lezten Hälfte des 14. Jahrhunderts liefert uns den Beweis, dass die Zeitmode sich damals schon der bäuerischen Werktagstracht fast ganz bemächtigt hatte. Es sind Monatsbilder, in

[1] Dass dies zum Teil schon im 13. Jahrhundert geschah, haben wir oben (S. 233 ff.) nach den Gedichten des Ritters Nithard von Reuenthal aus Oberösterreich eingehend nachgewiesen.
[2] III. 40.

welchen uns die Bauern bei den verschiedenen Arbeiten vorgeführt werden, wie sie jeder Monat verlangt. Für die sommerlichen Monate ist die Kleidung völlig modisch (99. 7. 9); Hosen und Rock umschliessen mit faltenloser Knappheit die Glieder; den Kopf schüzt vor nassem Wetter die Kapuze, vor dem Sonnenbrand ein Strohhut mit flachem Kopf und breitem Schirme. Der Gürtel fehlt nicht und sizt nach der Mode tief auf den Hüften. Aber der winterliche Anzug ist noch altväterlich (99. 6. 8); ein weiter kittelförmiger Rock mit bequemen Aermeln steigt ohne Gürtung bis unter die Kniescheibe oder gegen die Füsse herab; darüber liegt die ringsum geschlossene Glocke aus dickem Loden; eine Filzmüze mit runder Kappe und ringsum aufgestülpter Krempe bedeckt den Kopf, falls dieser nicht von der Kapuze dicht umschlossen wird. Die Hosen sind unten an den Knöcheln geschlizt, über die hohen Schuhe gezogen und hier mit Riemen umwickelt.

Fig. 99.

1. 3. 7. 9. Bauern. 2. Dienstmagd. 4. Steinmez. 5. Bergmann. 6. Holzfäller. 8. Schweinhirt. (14. Jahrhundert.)

Noch entschiedener, als im 14., griff während des 15. Jahrhunderts die Zeitmode in die Bauerntracht ein; selbst in den Stücken seiner Werktagstracht verleugnete der Bauer die Mode nicht mehr, wann er auch, durch seine Beschäftigung genötigt, nicht allen Wandlungen derselben folgte. Zahlreich sind die Abbildungen von Bauern aus jener Zeit. Als häufigsten Rock treffen wir hier den kurzen, aber weiten Kittel in Tunikaform (100. 10), gegürtet wie ungegürtet, sowie die Schecke in allen ihren Abarten, besonders jene mit den weiten

Armlöchern (100. 5). Der Aermel, wenn auch sonst eng, ist oben sehr breit und bildet hier eine ringsum abstehende flache Platte, die gross genug ist, das Armloch beim Einsezen vollständig auszufüllen (87. 1). Oft ist die Schecke hinten und vorn in zwei oder drei Falten zusammengezogen, die in der Taille festgeheftet sind (Taf. 9. 2. 7). Selbst die enggespannte glatte Schecke mit dem grossen Ausschnitt auf Brust und Rücken, der

Fig. 100.

1—13. Bauern und Bäuerinnen (15. Jahrhundert).

bis gegen den Gürtel herabsteigt, fehlt nicht (100. 11), ebensowenig das feingefältelte Hemd mit allerlei eingesticktem Zierate, das den Ausschnitt ausfüllt und in Bauschen zwischen den Schlizen am Aermel hervordringt, nicht das Mäntelchen, das so klein und kurz ist, dass es nur wenig über das Kreuz hinabreicht (100. 2. 11), während es oben über die Brust her durch eine seilartige Doppelschnur festgehalten wird, nicht

der Schuh mit dem Umschlage von feinem weissen Leder. Die Kopfbedeckungen sind gleichfalls mannigfach; hier sehen wir eine Müze von Filz oder Fell in halbhoher stumpfer Kegelform (100. 5. Taf. 9. 8), ohne Schirm, aber unten ringsum oder nur hinten aufgeschlagen, dort eine niedere, breite Müze mit rundum aufgestellter Krempe (100. 3), sodann eine Zipfelmüze mit Quaste sowie eine Sackmüze mit langem Ueberfalle (100. 1), endlich auch die Kragenkapuze, die den Kopf eng und schüzend umschliesst (Taf. 9. 12). Die Stiefel, die von Bauern, Jägern, Fuhrleuten und Boten, überhaupt von Leuten getragen werden, die viel im Freien verkehren, reichen gewöhnlich bis über die Kniescheibe, entweder bis in die halben Oberschenkel oder bis obenhin, das ganze Bein bedeckend; die lezteren werden am Gürtel oder an den Hosen festgebunden, doch lässt man sie auch, wie die kürzeren Stiefel, unbefestigt, so dass sie mit einem Umschlage schlotterig um die Beine herabhängen (101. 1). Will man nur die Unterschenkel schüzen, so legt man Gamaschen von derbem Leder an, die aussen oder innen am Bein herab einigemal verschnallt werden (100. 13. Taf. 9. 8. 12).

Die Weiber blieben hinter den Männern nicht zurück; wir begegnen auf den Abbildungen sowol dem im Ganzen zugeschnittenen Rocke mit dem hübschen faltigen Einsaze vorn wie hinten, als auch dem in Rock und Mieder gesonderten Kleide (100. 12). Der zum Mieder gehörige Rock ist als Ring zugeschnitten und in Falten zusammengeschoben, die rings um den Körper gleichmässig verteilt herabsteigen. Die Aermel sind durchgängig eng; sie reichen entweder mit einer sich öffnenden Stulpe über die Handwurzel (100. 7) oder sind bis in den halben Unterarm verkürzt, hinterwärts völlig aufgeschlizt und dann verschnürt (100. 6). Allgemein sind Hauben aus Tüchern und häufig auch die um das Kinn herumlaufenden Gebende (100. 9). Ein Gewandstück, das wir erst seit dem Ausgange des 15. Jahrhunderts bemerken, besteht in einer eigenartigen Doppelschürze (100. 7); diese macht in ihrem Zuschnitte den Eindruck, als ob sie aus dem alten Sorket hervorgegangen sei, denn sie hat die Form dieses ärmellosen Rockes, der aber hier nur bis unter die Arme reicht und an beiden Seiten von oben bis in die Mitte der Oberschenkel aufgeschnitten ist, so dass er hier in zwei getrennte Teile zerfällt. Jeder Teil ist in dichte gleichmässige Längsfalten zusammengeschoben und diese sind obenher an einen Bandstreifen oder ein höheres viereckiges Zeugstück angesezt, meist auch eine Handbreit weiter unten nochmals gefasst. Zwei Bänder sizen an den oberen Ecken, die, über die Schultern weglaufend, Vorder- und Rückenteil miteinander verbinden.

Neben den Abbildungen geben uns namentlich die Fastnachtsspiele erwünschte Auskunft über die Bauerntracht am Ende des 15. Jahrhunderts: »Hie vor in kurzen jarn Was kain paur so reich, Sie muosten allgleich Grabe mäntl an tragen. Wie das was will ich euch sagen: Mit leinbat warn sie undermacht; Sie truogen auch — ich habs nit erdacht — Das nu lützl kainen thuot, Ain grabe kappen und ein pösen huot Und ain kittl hänfein Und ein joppen leinein. Der was gar ain reicher man, Der ir paide mocht gehan. Sein schuoch warn mit paste (Bast) gepunden. Sie pflagen auch zu denselben stunden, dass ihr har nach windischen (wendischen) sitten Ob den oren

abgeschnitten. Wen si in ain krieg giengen, Ir mantl si auf die achsl hiengen. Auch zu derselben Zeiten, Wan sie zu margt sollten reiten, Ir pfärd was nit stoltz, Der sattl was ein ploesses Holz, Der afterraif was hänfein Und der Gurt pastein. Die stegraif warn aus widen gewunden, Mit strangen an den sattl gepunden. Nun aber sich die paurheit Den rittern geleich hat geklait Mit gewant und mit gepärden, Nun mag es numer guot werden, Seid die pauren und ire kind Scheitelpär (gescheitelt) worden sind. Ir kappenzipfl ist lang und zersnitten, Er wischet ars wol da mitte. Ir röck die sein enge, Anderhalb eln an der lenge, Wen er in hat angetan, Dass er nicht schreiten kan. Die mantl sein in lang, Dar inn leiden sie grossen gedrang, Dass sie sich nit kunnen umb keren, Ob sie sich nöttlich solten weren; Ee sie die Hand gewinnen, So seind die veind all von hinnen. Ir schuoch sind aus gesnitten Durch stoltz mit höflichen sitten, Das die hosen leuchten erforn; Darüber spannen sie ir sporn.«

Damit stimmen die Bemerkungen überein, die Sebastian Brant in seinem »Narrenschiff« macht: »In schmeckt der zwilch nit wol als ee, Die buren went keyn gyppen me, Es muoss lündsch und mecheln klaid Und ganz zerhacket und gespreit Mit aller varb wild über wild Und uff dem ermel eyn gouchs byld. Die buren tragen syden kleid Und golden ketten an dem leib.« Der Reichstag von Lindau im Jahre 1497 sah sich veranlasst, gegen den bäurischen Luxus einzuschreiten: »Die Bauern sollten die Elle Tuch nicht teurer, als um einen halben Gulden kaufen; weder sie, noch Weib und Kind sollten Sammet, Seide, noch sonst aus farbigen Stoffen zusammengesezte Kleider tragen, auch nicht Gold und Perlen.«

Ohne Waffen konnte niemand ausgehen; kein Mensch war auf freiem Felde seines Lebens sicher, denn durch das ganze Reich herrschte die Plage der fahrenden Leute und Räuber. Die Mainzer Chronik erzählt uns vom Jahre 1367: »Um diese Zeit wurden die Leiden der Menschen auf der Erde vermehrt, so dass jeder den andern, den er auf dem Felde oder auf den Fusswegen traf, anfiel, und wer der Stärkere war, der blieb Sieger. Die ganze Gegend durchstreiften Räuber und schonten keines; es flohen alle von den umwohnenden Bauern, weil sowol Geistliche wie Weltliche ohne Unterschied plünderten, sogar Nonnen und Mönche aller möglichen Orden.«

Im 15. Jahrhundert war es noch nicht besser; wie die Chronik von Speier zu den Jahren 1459 und 1460 überliefert, »dorfte nyemant eine halbe myle wegss gan; man forchte, er wurde berauept, und daz waz in Beiern, in Swaben, in Francken, off dem Rin, in Elsass, in Hessen.« Und so gehörten denn, wie das Weistum von Villmar in der Wetterau 1442 berichtet, »geschliffne waffen, axen, ein spitzmässer und ein nepper (Bohrer oder Rebmesser)« zum nötigen Bestand des bäuerlichen Anzuges. Die Unsicherheit vererbte sich in das 16. Jahrhundert. Johannes Boëmus bemerkt in seinem Buche »omnium gentium mores«: »Ohne Waffen geht kein Mann aus: sie sind für alle Fälle mit dem Schwert umgürtet.«

Zur gewerbsmässigen Landplage zählte selbst ein grosser Teil der Pilger, nämlich jener, der sein Seelenheil zum Vorwande seiner Faulheit machte, um sich auf diesem Wege bequem auf anderer Leute Unkosten den Magen füllen zu können. Zu den Zeichen, womit die Pilger ihren Stand kenntlich zu machen suchten, gehörten ausser einem Stabe namentlich Seemuscheln, die sie am Hute oder sonst am Gewande festgenäht trugen, auch zwei kreuzweis gelegte Wanderstäbe, die auf ihren Kleidern eingestickt waren[1]. In der Hedwigslegende begegnen wir mehrfach dergleichen Landfahrern (Taf. 5. 19. 20); sie tragen über der Glocke von braunem Loden ein kurzes Mäntelchen, das nur spärlich die Schultern und den oberen Rücken bedeckt. Nach der schwarzen Farbe und der augenfälligen Steifheit dieser Umhänge dürften solche, wenn nicht gleichfalls aus Loden oder Filz, aus Wachs-

[1] Tristan 2627: Die selben wallenden man, die truogen und heten an lin kappen unde sölhe wat (Gewand), diu wallaeren rehte stat, unde uzen an ir waete mer muschelen genaete und fremder zeichene genuok, ir etwederre truock einen walle stab an siner hant.

tuch bestanden haben. Der Hut ist niedrig, rotgefärbt, untenher mit dem weissen Futter nach aussen umgeschlagen und vorn mit einer Muschel geschmückt. Die Unterschenkel sind über den Schuhen ganz wie bei den Bauern mit schwarzen Riemen umwickelt. Solche Riemen kommen auch ohne Schuhe vor, woraus wir erkennen, dass es keine Schuhriemen, sondern Schenkelbinden sind.

Das Mäntelchen wuchs sich zu einem völligen Kragen aus, der den Oberkörper ringsum bis zu den Ellbogen bedeckte; daran wurden die Muscheln geheftet. Der Kragen ging selbst in die bürgerliche Tracht über und wurde hier geradezu Pilgerkragen oder Pelerine genannt. Die Pilger trugen den Kragen meist über einem dunkelfarbigen Gewande, das der Mönchskutte ähnlich sah und mit einem verknoteten Stricke gegürtet war; ihren Wanderstab formten sie durch ein kleines Querholz zu einem Kreuze um; und so schritten sie dahin, eine Tasche an der Seite und am Kreuzstabe eine Kürbisflasche tragend.

Eine breite Schicht in der Gesellschaft nahmen jene Geschöpfe ein, die verachtet und doch zu beklagen waren, da ihnen fast kein anderes Mittel zum Lebensunterhalte blieb, als den Männern zu gefallen; man nannte sie spottweise »geschuhte Wachteln«, weil sie in der Dunkelheit umherzustreichen pflegten [1]. Den ersten Versuch, diese Dirnen durch kostümliche Zeichen von der übrigen Gesellschaft abzusondern, überliefert uns eine Verordnung vom Schlusse des 14. Jahrhunderts; in Altenburg mussten jene Mädchen »rode velen up iren heufde drogen, up dat man sie kente vor andern vrawen«.

Im 15. Jahrhundert vermehrten sich diese Vorschriften; besonders wurde der Schleier als Kennzeichen verwertet. Eine Verordnung der genannten Stadt vom Jahre 1450 bestimmte: »Item die genanten frouwichin und die czuchtigeryn (die Frauen des Henkers und seiner Knechte), die solen alle tage tegelichen, wann sie usgehen, gehele (gelbe) leppichen uf dem sleyer tragen.« Das nämliche Zeichen wurde auch in Leipzig vorgeschrieben; im Jahre 1463 erliess der dortige Rat die Verordnung, »das die hure unde wilde frawe uff dem fryhen husse nicht sollen tragen korallen, snüre noch side unter den menteln, silber noch gold uff der gassen; sie sollen auch einen grossen gelen lappen tragen, der eins groschen breit ist. Item die heimlichen huren sollen mentele uff den heubten tragen, wo sie uff den gassen gehen, also in eczlichen andern grossen steten gewöhnlich ist. Sie sollen auch nicht lange Kleider tragen, die uff die Erde gehen.« Aehnlich lautet eine Strassburger Vorschrift vom Jahre 1471: »Was mentel dieselben frowen tragent, die söllent kein bass haben und darzuo drijer finger breit ob der erde sin; sie söllent ouch under iren mentele weder vehe noch sidin fuoter tragen; sie söllent ouch keinen rock noch schuhe tragen mit vehe noch sidin gefütert, ouch dehein veheproge tragen an iren kleidern oben oder unden, ouch kein guldin spangen daran tragen. Es soll ir dhein dheinen (gar keinen) güldin gürtel, dhein corallen

[1] Fastnachtsspiele II. 858. 19: De geschuht wachteln, die pei der nacht umb streichen.

noch katzidonien (Chalcedon) fünftzig güldin noch auch dhein fingerling über eins güldin wert tragen. Es sol ouch ir dehein kein volle tragen oder keinen langen sturtz (Schleier); aber sie mögent wol tragen gezwangete umbwindelinge und kurtz stürtze.« Eine Stadtordnung zu Berlin um 1486 befahl den Dirnen, die Mäntel auf den Köpfen oder ganz kurze Mäntel zu tragen. In manchen Städten überschickte der Rat gefallenen Mädchen einen Schleier als Zeichen, dass sie nicht mehr gleich andern Jungfrauen mit unbedecktem Haupte einhergehen dürften.

Noch weniger verschonte der fanatische Zeitgeist die Juden. Es liegt der Verdacht nahe, dass es die Kreuzfahrer waren, welche die jüdischen Schandzeichen in Europa einführten, denn die Chronik erzählt, dass damals im Oriente manche Kalifen die Juden zwangen, gelbe Zeugstreifen zu tragen; auch tauchten solche Zeichen erst um die Wende des 12. zum 13. Jahrhunderts in Europa auf. Das älteste Dokument dieser Art ist das Statut von Alais aus dem Jahre 1200. Die Kirche führte solche Zeichen unter dem Vorwand ein, den geschlechtlichen Verkehr zwischen Juden und Christen zu erschweren. Selbst der freigesinnte Kaiser Friedrich II. schrieb im Jahre 1221 den Juden in Neapel eine unterscheidende Tracht vor. Papst Gregor IX. gebot im Jahre 1233 für alle Juden ein Rad aus Filz oder Tuch. Ludwig der Heilige befahl ihnen zwei Räder zu tragen, je eins auf Brust und Rücken. Das Konzil von Arras, 1234, bestimmte für Knaben das 13., für Mädchen das 12. Jahr. Die Grösse des Rades wechselte von einer Fingerbreite bis zu neun Zoll. Clemens VII. führte den spizen gelben Hut ein für die Männer, für die Frauen ein weisses Rad. Im sächsischen Landrechte steht zwar nichts von dieser Auszeichnung, aber das schwäbische nennt sie ausdrücklich und auch das schlesische schrieb den Juden bei der Eidesablage den »spitczen hut uff dem houpte« vor. So blieben Räder und Hüte auch das 14. Jahrhundert hindurch ein Merkmal der Judentracht. Der Judenhut hatte damals die Gestalt eines umgekehrten Trichters, dessen Ausguss mit einem kugeligen Knopfe schloss (74. 5); zuvor war er hornförmig[1] gewesen oder kegelig mit rundum abstehendem, etwas gesenktem Schirme (49. 6. 55. 6). Gelb scheint die früheste und häufigste Farbe gewesen zu sein, dann kamen zweifarbige Räder in Rot und Weiss vor[2]. Geistliche wie weltliche Behörden machten das Judenzeichen zu einer Geldquelle, indem sie es bald geboten, bald für einzelne Juden, die sich durch klingenden Dank erkenntlich zeigen konnten, aufhoben.

Im 15. Jahrhundert behielten die jüdischen Kostümvorschriften ihre Geltung. Zu Augsburg nötigte man 1434 den Judenfrauen spize

---

[1] Im chronico Mellicensi wird der Hut pileus cornutus genannt, „quem deferant judaie. ut dignoscantur: deponentes illum pecuniaria poena puniantur".

[2] In Avignon mussten die Hüte von Orangefarbe sein, in Venedig rot, in Polen grün. In Ungarn schrieb man den Juden ein rotes, den Muhamedanern ein gelbes Rad vor; ebenso mussten die Muhamedaner auf Sizilien einen gelben Streifen auf der Brust tragen. In England galt ein weisser und gelber Streif als Judenzeichen. Und nicht bloss auf die Kleider, selbst auf die Häuser der Juden erstreckten sich hie und da solche Vorschriften; in Venedig mussten die jüdischen Handelshäuser, vor allem die Fleischerläden, durch ein gelbes Rad kenntlich gemacht werden. Kaiser Karl V. hob für Italien alle Judenzeichen auf, aber einzelne Regierungen kehrten sich nicht daran, so dass sie stellenweise noch bis in das 17. Jahrhundert hinein andauerten.

Hauben auf; über deren Farbe wird nichts gesagt, vermutlich aber war sie gelb. Das Konzil von Köln vermehrte im Jahre 1442 die Judenzeichen mit zwei blauen Streifen am Mantel sowie am Schleier. Die Zeitmode liess selbst diese gehässigen Merkmale nicht unberührt und übertrug auf sie das Mi-parti in Rot und Gelb.

So wenig, wie die Juden, wurden die Kezer mit Schandzeichen verschont. Die Kezer mussten sich durch gelbe Kreuze bezeichnen, entweder vorn und hinten oder auf beiden Schultern, später auch am Halskragen. Einem Priester, der aus der Kirche verbannt und zum Tode verurteilt worden, sezte man auf dem Gange zur Richtstätte eine Papiermüze mit der Abbildung von Teufeln, die einen armen Sünder zerren, auf das Haupt. Die Müze, welche Huss trug, erweiterte sich nach oben hin wie ein Tschako und hatte über den Teufelsbildern die Inschrift »Haeresiarcha« (Erzkezer).

Die Schalksnarren spielten damals eine grosse Rolle im öffentlichen Leben; das goldne Lachen kam den Leuten von Herzen und sie hatten an den groben Spässen um so grössere Freude, je mehr solche die Grenze der Bosheit überschritten. Erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts nahm die Tracht der Schalksnarren eine feste Form an; Abbildungen davon sind nicht selten (97. 7-9); selbst in den Totentänzen fehlen sie nicht. Das Gewand ist möglichst buntscheckig; niemals fehlt die Kapuze; sie ist gewöhnlich mit Hahnenkamm und Eselsohren besezt, auf der Spize der Ohren mit kugeligen Schellen. Die Aermel sind weit und lang, entweder sackförmig oder offen und führen gleichfalls eine Schelle an der unteren Spize. Meist trägt der Narr einen weiten und einen engen Aermel. Als Waffe dient ihm ein Kolben, dessen Schlägel nicht selten als Maske ausgeschnitten ist (97. 8).

Initiale aus der Hedwigslegende, einer Handschrift vom Jahre 1353.

3. Die Volkstrachten.

Auch das Kostüm ist ein Ausdruck des menschlichen Geistes und redet seine Sprache; und so sind Volkstracht und Volksgeist so wenig wie zwei Herzkammern von einander zu scheiden; auch hier herrscht eine sittliche Uebereinstimmung. Unter Volkstracht versteht man jene Art sich zu kleiden, die das Gewand durch individuellen Zuschnitt zu einer selbständigen Tracht erhöht, die für beschränkte Kreise gültig ist. Der Volkscharakter ist konservativ oder doch schwer beweglich, solid; und ebenso, wie man in soliden Häusern das Alte mehr als das Neue liebt, so geht es auch im Volke mit dem Kostümlichen;

man nimmt das Neue an, giebt aber das Alte nicht ohne weiteres auf, sondern passt es den neuen Moden an, so lange es geht; so entsteht eine Volkstracht, oder genauer gesagt, so entstanden sie. Leider aber wissen wir noch wenig von den Volkstrachten des Mittelalters; in

man nimmt das Neue an, giebt aber das Alte nicht ohne weiteres auf, sondern passt es den neuen Moden an, so lange es geht; so entsteht eine Volkstracht, oder genauer gesagt, so entstanden sie. Leider aber wissen wir noch wenig von den Volkstrachten des Mittelalters; in

Bauer oder eine Bäuerin neben den Fürsten und Prinzessinnen, den Rittern und Damen abgebildet wurde. Ja, man hat sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, dass es nach der Zeit, da die Reste der alten Germanentracht auch aus den bäuerlichen Kreisen verschwunden waren, einige Jahrhunderte lang gar keine eigentlichen Volkstrachten gegeben habe. Indes hat sich doch schon einzelnes gefunden, was uns bezeugt, dass es selbst vom 13. bis 15. Jahrhundert stille Winkel gegeben, wo eine Volkstracht sich eingenistet hatte; aber nach diesen

Fig. 101.

1. 2. Trachten von der Insel Sylt. 3. Brustschmuck. 4. 6. Vornehme Frauen aus Lübeck. 5. Aermel. Ende des 15. Jahrhunderts. (Nach A. von Heyden, Blätter für Kostümkunde.)

Spuren können die Trachten in den Nachbarbezirken so wenig beurteilt werden, wie eine ganze Gegend nach dem genannten Frühlingsboten. Und es wird noch lange dauern, bis wir den vollen Blumensegen der alten Volkstrachten in unsern kostümlichen Herbarien beisammen sehen.

Die schriftlichen Notizen können uns wenig fruchten, wenn sie nicht von bildlichen unterstüzt werden; ja diese können eher ohne jene verwertet werden, als umgekehrt. Die frühmittelalterliche Malkunst hatte kein Auge für das Einzelne und bei allem Reichtume der Figuren behandelte sie alles nur im Grossen und so schablonenmässig, dass vieles verloren ging, was für den heutigen Trachtenforscher von Interesse wäre. Wir sehen dies an dem Freskogemälde im Dome zu Münster (56. 1—18); obgleich dort die Figuren von Stedinger Bauern überlebensgross sind, bieten sie doch keine Einzelheiten weder an

Stickereien noch Schmuck. Und doch waren die friesischen Stämme solchen Sachen mehr zugethan, als sonst ein deutscher Stamm. So wird im 14. Jahrhundert von zwei Schwestern erzählt, die ihren Bruder Ockos suchten: »do hebben se sick mit ohren Freeschen klederen (ihren friesischen Kleidern) und geschmuck upp de reyse nah dat Coninkryck Neapolis gegeven. Als nu de Koniginne heft gehoeret, dat den genanten Ocken twe Susteren (Schwestern) uth de Freeslanden umme ohne tho halen weren angekamen, so heft de Koniginne een sunderlich verlangen na de sulvige personen und de fremde gesmucke der klederen gehadt«[1].

Der Gang der Volkstrachten im Mittelalter scheint folgender gewesen zu sein: In die alte Germanentracht drängten sich Elemente der fremden Moden ein, hier früher, dort später; aus dieser ungleichen Mischung entsprangen örtliche Unterschiede in der Tracht; das waren die Volkstrachten des frühen Mittelalters. Die Spuren, die uns davon zurückgeblieben, sind gering. Sie bestehen fast nur in schriftlichen Notizen, die nicht genügen können, um die vermoderten Kostüme wieder aus den Gräbern zurückzuholen. Etwa um den Schluss des 13. Jahrhunderts waren die urheimischen Reste nahezu aufgebraucht; die grosse Zeitmode beherrschte das ganze Land; gleichwol steht es fest, dass es schon in dieser Epoche Kostüme gegeben hat, die aus Resten der jüngeren Moden entstanden und nur einzelnen Landstrichen eigen waren (S. 229 ff.), wenigstens für andere Gegenden nicht nachgewiesen werden können und deshalb als »Volkstrachten« im modernen Sinne angesehen werden müssen. So wird es denn auch im 14. und 15. Jahrhundert gewesen sein, wenngleich aus Mangel an Material der Beweis hierfür nicht vollgültig zu erbringen ist; dass dieser Stoffmangel nicht mit dem Mangel an Volkstrachten verwechselt werden darf, lassen uns die geringen Spuren von solchen aus dem Ende des 15. Jahrhunderts vermuten, deren ganze Erscheinung auf ein hohes Alter schliessen lässt; sie gleichen jenen schwimmenden Beeren und den von Westen geflogenen Vögeln, die etwa in derselben Epoche auf ein fernes Festland schliessen liessen. Die grosse Mode veränderte sich mit der Zeit, während sie heimatlos durch die Lande ging, und liess wol schon von Anfang an mancherlei Reste in den Bezirken voll enger Abgeschlossenheit zurück; dort regte sich ein hausindustrieller Betrieb, der die Leute in den Stand sezte, diese Ueberreste nach eigenem Gutdünken zu verwerten und so ihrem Anzuge den Stempel der Oertlichkeit aufzudrücken, also heimatliche Trachten zu schaffen. Indes bemerken wir schon in der Frühzeit des 14. Jahrhunderts die Vorboten von slavischen Volkstrachten im Osten Deutschlands.

Jeder Teil eines Kostüms, der sich nicht in der allgemeinen Mode wiederholt, sondern örtlich ist, muss zu den Volkstrachten gerechnet werden; solcher Teile sind im nördlichen Deutschland manche gefunden worden, die alle dem Niedergange des 15. Jahrhunderts angehören.

Die Brömserkapelle in der Jakobikirche zu Lübeck beherbergt ein Altarbild mit der Familie seines Stifters. An der Tracht der Frauen gewahren wir manche Einzelheiten, die sich nur noch bei den damaligen Bewohnern der friesischen Küsten und Inseln wiederholten, sonst aber nirgends im deutschen Kostüme. Zu diesen Besonderheiten gehört die Kopfbedeckung, die Garnitur des Mantels und der Schmuck.

Die Kopfbedeckung ist eine hohe spize Haube (101. 6), dem Anscheine nach von Leinwand und wol aus einem gesteiften rechteckigen Stücke hergestellt, das wie eine Papierdüte zusammengedreht und an

[1] In den Annalen von E. F. Wicht wird zum Jahre 1375 der Ausdruck „habitu et ornatu Frisico“ gebraucht.

den hinteren Flügeln mit Nadeln festgesteckt wurde; die Endstärke, die unter dem Kinne hergenommen sind, wurden sicherlich ebenso miteinander verbunden oder mit Schnürbändchen verknüpft. Um die Wangen her bauscht sich die Müze genügend auf, um die doppelten, aus drei Strähnen geflochtenen und über den Oberkopf gelegten Zöpfe ein wenig vortreten zu lassen. Die Frauenkleider zeigen vorn den Einsaz von Längsfalten, wie er damals in Mode war (Taf. 8. 12). Das Leibchen ist bis auf die Hüften von weissem Stoffe, das übrige Kleid entweder von weinrotem oder blauem. Die Aermel reichen kaum bis an das Handgelenk; sie sind sehr eng, hinterwärts in der ganzen Länge aufgeschnitten und über einem feinen weissen Unterärmel verschnürt (101. 4). Die Schnürlöcher an beiden Schnitträndern sizen stets paarweise sich gegenüber und sind mit kleinen Rosetten ausgeschlagen; je ein Rosettenpaar wird durch ein verdoppeltes Goldschnürchen verbunden (101. 5), so dass keine durchgehende lange Nestel verwendet ist. Oben auf den Achseln des Leibchens, über dem Ansaze der Aermel, ist ein schmaler Flügelbesaz zu sehen, der so gefärbt ist, wie das Kleid selbst, aber mit Perlen gerändert und mit goldenen Ranken bestickt. Es ist nicht zu erkennen, in welcher Form dieses Schulterstück sich hinterwärts fortsezt; vielleicht ist es das Endstück eines den Nacken umsäumenden Kragens.

Der Mantel (101. 6) ist mit vielen Falten an ein besonderes Nackenstück angenäht, durchweg mit Hermelin gefüttert und an den Kanten mit einem breiten Umschlage verbrämt, das Stück selbst aber mit einem Neze von Goldfäden bedeckt, das mit Perlen und Goldflittern verziert. Eine Kette oder Schnur, die den Mantel festhielte, ist nicht zu bemerken.

Um die Hüften schlingt sich ein mit mächtigem Schlosse zusammengehaltener Gürtel, der gotisch ornamentiert ist, und über die Brust herab bis unter den Gürtel hängt eine Art von Rosenkranz aus roten und goldenen Kugeln, ein allverbreiteter Schmuck unter den Friesinnen aller Stände[1]. Ueber dem Halsausschnitte tritt der goldgestickte Streif eines feinen Hemdes hervor und der Brustschliz des Hemdes ist hier mit Schnürbändern in kleinen Goldrosetten zugeschlossen. Das Hauptkleinod aber ist der Brustschmuck (101. 3), eine etwa rechteckige Platte mit gotischem Laubwerk und einem Behänge von neun langen Goldquästchen[2].

Die hohe Kegelmüze führt uns nach Sylt hinüber; es hat sich ein Kupferstich erhalten, der uns über die Tracht der Inselbewohner im 15. Jahrhundert Zeugnis giebt. Auch hier begegnen uns die Frauen (101. 2) mit der hohen zuckerhutförmigen Müze, die aber unten gerade abgeschnitten und hier mit einem Kranze von Kugelknöpfen umgürtet ist. Das Gewand führt enge lange und glatte Aermel; der Rock aber ist

[1] Man nannte solche Rosenkranzketten „Vyftigen", Fünfziger, weil sie aus 50 Korallen bestanden. En hadden ook zware vergulde zilveren Gordels om den middel, daar groote lange vyftigen, zommige met zwarte, zommige met rote zilveren steenen vermengt. Waaragtige Beschryvinge van Friesland door Ockam Scharlensem.

[2] Zy hadden regt voor de borst een vierkante plaat van verguld zilver, daar enige Beelden of andere frayigheid opgesteken was. Derselbe.

von oben bis unten in gleichmässige Längsfalten gelegt. Es war eine durch ganz Friesland verbreitete Sitte, den gewöhnlich roten Rockstoff in viele zweifingerbreite Streifen zu zerschneiden und diese mit umgewendeter Naht wieder zusammen zu heften [1]. Der Rock ist gegürtet; unter dem Gürtel hervor steigen zwei schräg gestreifte spize Zipfel über den Unterleib herab [2].

Die Sylter Schiffer (101. 1) zogen über das Hemd noch Wams und Hosen an. Auf unserm Bilde sind die Hosen weit, unten offen und so kurz, dass sie nur gerade die Waden bedecken, dabei auf jeder Seite oben mit einem Schliz oder einer Tasche ausgestattet. Es sind ohne Zweifel noch die nämlichen Hosen, welche die Normannen auf dem Teppiche von Bajeux tragen (33. 1. 6. 19); hier scheinen sie manchmal am unteren Rande wie an den Seiten herauf bordiert. Auch solche Hosenborten waren im 15. Jahrhundert noch in Friesland üblich [3]. Das Wams ist so kurz, dass zwischen ihm und den Hosen das Hemd etwa handbreit hervortritt, dabei knapp und faltenlos in Leib und Aermeln. Vorn ist es offen und zugehakt [4]; der Schliz sezt sich mit dreieckigem Ausschnitt in das Kopfloch fort. Alle Säume sind schwarz bordiert. Der Hut ist halbhoch, cylindrisch, mit ringsum laufender, etwas gesenkter Krempe besezt und das Haar bis zur Kinnhöhe verschnitten. Die Schuhe decken den Rist, sind aber an der Ferse niedriger und vorn den Zehen gemäss abgerundet.

Ein Häuptling Unico Manninga, der im 16. Jahrhundert zu Lützelburg und Bergum lebte, hat sich um die Kostümgeschichte hochverdient gemacht, indem er seiner Hauschronik farbige Abbildungen hinzufügte, die uns die friesische Volkstracht zu seiner Väter Zeit, also um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert mit blühender Lebendigkeit vor Augen stellen [5]. Ueberdies vergass er nicht, jedem Bilde eine schriftliche Notiz hinzuzufügen, die uns Aufschlüsse giebt, wie sie aus den Abbildungen selbst nicht geschöpft werden könnten.

Die Hosen bedeckten die Beine samt den Füssen; nach Belieben waren einige gehäkelte Borten über den Knieen und die Schenkelmitte herauf aufgenäht [6]; dazu kam ein kurzes Wams, das mit grossen Haken vorn zusammen geschlossen wurde [7]. Als Unterfutter für beide Gewandstücke diente das Hemd. Der Rock, der über das Wams oder statt des Wamses angelegt wurde, hiess »Paltrok« [8]; er stieg bis unter die Kniescheibe oder bis in die halben Unterschenkel herab und war vorn von oben bis unten geöffnet (102. 1). Im allgemeinen glich er noch den im

[1] Dat laken was roet leydis (von Leyden), alle 2 vinger breeth van een gescneden und wedder thosamen myth graue (groben) naede geneit. Unnico Manninga.

[2] Für diese Zipfel scheint sich keine Erklärung zu finden, es müsste denn eine Stelle in des Neocorus Chronik des Landes Ditmarschen, 1550, darauf zu beziehen sein: Ehrmalss hedden se einen roden breden Wandes Eggen ummet Liff, balt einen schmalen Egge, volgendes ein wullinen Gordel mit ein weinig Golt, velles up den Enden beneiet, herna ein siden Posement, groen, geel edder rodt.

[3] s. Note 6. [4] s. Note 7.

[5] Herausgegeben 1893 vom Grafen Edzard zu Innhausen und Knyphausen unter dem Titel: Ostfriesische Volks- und Rittertrachten um 1500.

[6] Zy droegen veel slegte Hozen, daar eenige gehakkelte boorden boven de Knien op genaaid waren, die heel hoog inde middel opgingen. Ocka Scharlensis.

[7] Daar ze een kort lyvig Wambis aan droegen, t'welk ze met grote haken aan malkander haakten. Derselbe.

[8] Verwandt mit dem französischen Paletot.

frühen Mittelalter üblich gewesenen Männerröcken, denn er hatte keine Taille, sondern erweiterte sich allmählich von den Schultern an, wie dies selbst noch bei dem sogenannten Kittel im 16. Jahrhundert geschah, und war samt den Schössen im Ganzen geschnitten. Vorder- und Rückenteil waren ziemlich gleich; nur bestand das Vorderstück aus zwei Teilen, und an das Rückenstück war ein Kragen angeschnitten. Auch zeigte das Rückenstück einen faltigen Einsaz längs seiner Mitte[1], der dicht unter dem Kragen begann (102. 5); dieser war sicherlich dem Einsaze an den weiblichen Röcken der grossen Mode nachgeahmt (Taf. 8. 12) und wurde wol auch so, wie dieser, hergestellt (S. 370). Dort schnitt man nämlich einen Streifen aus dem Rocke heraus und füllte die Lücke mit einem andern Streifen vom nämlichen Stoffe aus, der breiter, aber auf die Lücke passend in einige Falten zusammengeschoben war; diese Falten wattierte man oben ein wenig aus und sezte sie obenher mit umgewendeter, an den Seiten herab aber mit glatter Naht in den Rock ein. An unserm Rocke sassen die Aermel in den auf die Seite fallenden Verbindungsnähten, die ein wenig ausgeschnitten waren und ziemlich lange Armlöcher übrig liessen. Die Aermel waren nicht zu weit und reichten bis zur Handwurzel. Für die rauhe Jahreszeit trug man den Rock von dickem grauem Tuche, mit Pelz gefüttert und an allen Rändern, selbst über dem Kragen her verbrämt; überhaupt war er durchaus auf Zweckmässigkeit und Bequemlichkeit berechnet. Sein Verschluss geschah mit einem Gürtel und zwar etwas über der Taille, so dass der Rock im Oberleibe ziemlich kurz erschien.

Von diesem Alltagsrocke unterschied sich der Festrock (102. 3. 4) nur durch seine Ausstattung; an beiden Kanten des Schlizes vornherab zeigte er einen Besaz von vergoldeten Silberknöpfen, von welchen jedes sich gegenübersizende Paar mit einer Spange zusammengehalten wurde. Ein gleicher Schmuck folgte den zwei seitlichen Schlizen unten, die den Rock über den Oberschenkeln öffneten; drei solcher Spangen sassen dann wol auch vorn an den Aermeln[2]. Zu diesem Rocke gehörte ein kurzes, nur den Oberleib deckendes kragenartiges und längsgefaltetes Mäntelchen, das auf der rechten Schulter mit einer Spange verschlossen wurde[3]. Der ganze Anzug war von Leder.

Der Gürtel, den man »Gordel«, in Nordfriesland auch »Bjalt« oder »Bealt« nannte, war ein wesentliches Stück der Friesentracht unter beiden Geschlechtern. Er bestand aus Leder oder Tuch und war mit Goldstickereien oder Metallplatten besezt, nach der Zeitmode auch mit Schellen behängt. Gürtel andrer Art hatten keine Unterlage, sondern waren durchweg aus vergoldeten Silberplatten zusammengesezt, die mit Scharnieren aneinander hingen. Es gab Gürtel von

---

[1] Kempius: 4 plicas scutulatas in dorso, similiter ab anteriore parte bene complicatas. Die Schilderung des Kempius leidet an verworrenem Ausdrucke, der nur durch die Abbildungen richtig gestellt werden kann.

[2] Insgeliks waren de Mouven ook zeer groot en wyd en met twe ofte drie regels gelyke zilveren vergulde spangen bezet. O. Scharlensis.

[3] Zy hebbende regt vor de borst in maniere van een vierkante Borstlap een cleyn vierkant wollen doeksken, dat digt en vol met kleine voudekens getrokken ende met vergulde zilveren spangen bezet was en dat ook om den hals en het neerlyf en voor en agter van gelyken op't overlyf neergande. Ocka Scharlensis.

6 Fuss Länge mit Schnallen aus gegossenem Silber, die 9 Daumenbreiten massen.

Die Schuhe hatten gekrümmte Schnäbel; sie bedeckten Rist und Ferse und waren an den Knöcheln ausgeschnitten oder auch um die Ferse her etwas niedriger, als vorn. Edelleute trugen so geformte Schuhe von Holz, die mit silbervergoldeten Platten überzogen und mit Edelsteinen und Perlen besezt waren (102. 19)[1]. Schuhe, die über dem Rist ausgeschnitten, wurden mit seidenen Riemen festgebunden[2] oder verschnallt.

Ueber Bart und Haar liegen verschiedene Zeugnisse vor; Kempius berichtet, dass die Friesen das Haar ungeschoren über Rücken und Schultern fliessend trugen, sowie über der Stirn gescheitelt, den Bart aber wegrasiert, ausser über der Oberlippe[3]. In den Abbildungen von Manninga (102. 1. 3-5) erscheint das Haar teils lang, teils verkürzt, der Bart entweder gespizt oder untenher mit einem geraden Schnitte gestuzt, so wie er während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts allgemein in Mode kam.

Eine alltägliche Kopfbedeckung war die Gugel oder »Kapkagel«, auch »Kapkavel«, jene Kragenkapuze, die man in ganz Deutschland trug, von derbem Tuch oder weichem Leder, die Stirn bis zu den Augenbrauen, das Kinn bis zur Unterlippe umschliessend, bald bis an die Achseln, bald bis zum unteren Brustrande reichend, seitwärts am Halse geschlizt und mit Knöpfen verschliessbar. Wie anderwärts trug man Rock und Gugel häufig verbunden, aber meist die Gugel von grauem Tuche, den Rock selbst von rotem. Auch in geteilten Farben kam die Gugel vor[4]. In Friesland erhielt sich die Kapuze noch zu einer Zeit, da sie anderwärts bereits verschwunden war, so dass sie als charakteristisch für die friesische Kleidung galt.

Nach allgemein verbreiteter Mode schlang man die Gugel wol auch zusammen und sezte sie als Müze auf, so dass der zusammengeschobene Kragen seitwärts über eine Schulter herabfiel[5]. Ihr Schmuck bestand gewöhnlich in Fransen am Kragenrand, unter reichen Leuten in einem Behänge von metallenen Zierstücken (102. 21).

Man bedeckte sich ausserdem mit einem rauhhaarigen Hute von Pelz, Filz oder dicker fester Wolle; dieser Hut war im Kopfe cylindrisch, hoch, oben flach, und führte entweder eine ringsumlaufende Krempe, die über dem Gesicht am weitesten hervortrat (102. 5), oder einen über der Stirne wagrecht vorspringenden Schirm, der vorn gerade abgeschnitten und eckig war (102. 1)[6]. Jäger und reisige Leute pflegten über ihre

[1] Disse schoen weren van holt. Dar leede men ringes umme wath up, dat was van suluer voerguln mit steenen ingelecht. Unico Manninga.

[2] Zy droegen een part lege uitgesnedene schoenen met zyden banden op de voet te zamen gebonden. O. Scharlensis.

[3] Crines erant intonsi et prolixi ad humeros usque, ut a tergo iis defluerent, qui utrimque a fronte discriminati pendebant; barbam quidem rasitabant praeterquam superiore labro et nonnulli etiam eandem nutriebant.

[4] 1 nyen gronen leideschen Kagel; Urkunde von 1475. Hieme capitium ex panno viridi; Ortelius. Ex panno colore rubeo aut viridi; Kempius. Kagelen gedelet van Varwen, de luchter Sidt rodess, de rechter schwartess Wandes; Neocorus.

[5] Caputium caudatum; Kempius. Velamen ex tela lanea per cervicem dependens. Emmius, Rerum Frisicarum Historia.

[6] Pilea rostrata; Kempius.

Kapuze noch eine niedere, gleichfalls aus rauhem Stoffe gefertigte Müze aufzusezen, deren Rand hinten aufgekrempelt war, so dass er am Kopfe anlag, über dem Gesicht aber wie ein Schirm hervorstand[1].

Zum weiblichen Anzuge gehörten Strümpfe oder »Hasen«, welche das Bein von der Kniescheibe abwärts entweder bis zum Knöchel oder über den ganzen Fuss bedeckten. Die Strümpfe gewöhnlicher Form waren fusslos und geknüpft, weshalb man sie »geknuddete Strunken« nannte; sie wurden mit Riemen unter dem Fusse her in Spannung gehalten[2]. Junge reiche Mädchen, welche kurze Kleider trugen (102.7), die nur bis in die halben Waden herabstiegen, verwendeten grosse Sorgfalt auf ihre Strümpfe; sie beliebten sie vorzugsweise von rotem Gewebe[3], mit Perlen und Edelsteinen verziert und mit Binden spiralisch umwickelt. Die Binden bestanden in sehr schmalen, aber neun bis zehn Ellen langen Zeugstreifen, die an den Rändern mit Goldfransen gekraust waren. Ueberdies befestigten sie die Strümpfe mit einem verschnallbaren Strumpfbande[4], womit sie, wie es scheint, zugleich die Wickelbinden unterfassten.

Zunächst auf den Körper legten die Frauen ein schlichtes Unterkleid an, das man nach frühmittelalterlichem Brauche noch mit Hemd bezeichnete, obschon es bis auf die Knöchel herabsteigend ein völliger Unterrock war; es sah gewöhnlich an den Füssen eine Hand breit unter dem Oberkleide hervor.

Das Oberkleid hatte wie das Unterkleid keine Taille, sondern wurde durch den Gürtel über den Hüften zusammengefasst. Durchgängig war es Brauch, den Stoff mit Ausnahme der Aermel in zweifingerbreite Streifen voneinander zu schneiden und diese mit umgewendeter Naht wieder zusammen zu heften, so dass das Kleid ringsum von Längsfurchen ganz durchriefelt war. Auf die sorgsame Behandlung der Falten wurde sehr geachtet und selbst die Zahl der Falten von der Sitte zuweilen vorgeschrieben[5]. Das Kopfloch war mässig weit und liess stets vorn über seinem Rande die Scheibenfibel hervorsehen, mit der man den Brustschliz des Hemdes verschloss. Es sezte sich in einen Schliz fort, durch den das Kleid an- und ausgezogen wurde; dieser lag bei den Friesinnen auf der linken Seite, in Ditmarschen aber vorn[6]. Die Aermel waren an der Achsel bequem und ziemlich weit, schlossen aber passend am Handgelenke und blieben durchweg glatt[7]. Selbst arme Frauen schmückten ihre Aermel vorn mit einem ringförmigen,

---

[1] Pilea non altiora, quam ut summa pars ad formam capitis verticem premeret super frontem quasi in mucronem prominens. Emmius. Andreas Cornelius spricht von „tinkede“ (?) hoeden, die hoog (?) en schoon waren met haken boven te zamen gehaakt, ofte met zyden snoeren te zamen gereven. Es ist schwer zu sagen, was für eine Kopfbedeckung er damit meint.

[2] De hasen weren voriger Tidt geknuttede Strunken ahne Voetlinge, da na dem Remlin under dem vote upgetagen worden, wo noch bi dem Denst-Volke im Gebrucke. Neocorus.

[3] Manninga nennt die Strümpfe „gesoeckede oder gescackede hasen“. Vielleicht ist hier an gescheckte oder bunte Strümpfe zu denken, vielleicht auch an geschuhte Strümpfe, d. h. an solche mit Fusslingen, da ja die Strümpfe vielfach ohne solche waren, oder gar an Strümpfe mit untergelegter Sohle.

[4] Hoesring, Strumpfbandschnalle, kommt in einer Urkunde von 1475 vor.

[5] An dem uthlandischen Wande hebben se upp den Rugge twelve, veerteine, in Ider Siden twe und vorne tein Volden. Neocorus.

[6] Kempius: fissura tunicarum a sinistro latere. Neocorus: Desse Rock schleit vor up und wert in der Midden mit einem Remlin, up dat it so vorne nicht van einander schlae, thosamen geneiet.

[7] Es gab zweierlei Aermel oder „Mouven“, solche, die am Rocke festsassen, „hele mouven“, und Sonderärmel, die nach Bedürfnis angesteckt wurden, „steekmouven“.

meist am oberen oder unteren Rande ausgezackten Geschmeide, das man »Wylster« nannte. Zu diesem Oberrocke wurde vorzugsweise rotes Tuch aus Leiden verwendet, daneben aber auch grünes. Für die rote Farbe hatten die Friesen eine grosse Vorliebe, so dass man dieselbe geradezu als friesische Nationalfarbe betrachten muss.

Der Gürtel glich dem männlichen Gürtel; seitwärts am Gürtel hing tief herunter eine Tasche (Budel), ein Besteck (Schede) mit Messer oder Dolch [1], auch Schlüsselbund, Spindel und Schere.

Im Alltagsverkehre banden die Frauen eine Schnur von geschwärztem Leder, von Leinen oder roter Seide um das Haar, damit es ihnen nicht in die Augen hinge; hinterwärts flochten sie das Haar um ein wollenes Band in einen Zopf oder, wie in Ditmarschen, in zwei Zöpfe zusammen; doch nur Jungfrauen liessen beide Flechten getrennt über den Rücken herabhängen, während die Frauen sie mit den eingeflochtenen Bändern zusammenknüpften. Bei der Feldarbeit diente ein flacher Strohhut mit sehr breitem, wagrecht abstehendem Schirme zum Schuz vor der Sonne (102. 2).

Sehr artig war der Schmuck, mit dem man selbst an gewöhnlichen Tagen die Haarflechten ausstattete. An der eingeflochtenen Schnur waren von Stelle zu Stelle silbervergoldete Behänge in Eichel- und Eichenlaubform angebracht, die, je paarweise sich gegenüber stehend, aus der Flechte hervortraten, und unten teilte sich die Schnur in drei Fäden, wovon jeder mit einem Schmucke in Knospenform behängt war (102. 12). An Festtagen fügte man zu diesem Zierat ein zweites Behäng, das man hinten an den Kopfreif ansteckte. Dieser Schmuck (102. 16) bestand aus vier roten Fäden, die oben zusammengeknüpft waren und sich etwa in der Mitte ihrer Länge teilten; jeder der acht Fäden endigte mit einer Quaste aus roter Wolle. Dies Schnurwerk war bis auf die Quasten in feine silbervergoldete Röhrchen eingeschlossen und von Stelle zu Stelle mit Kugelknöpfchen und sonstigen Zierstücken in Blatt- oder Rosettenform ausgestattet, dergestalt, dass die Knöpfe nebeneinander stehend eine wagrechte Reihe bildeten und ebenso die Blätter samt den Sternen. Auseinandergehalten wurden die acht Schnüre dadurch, dass man sie ebenso wie die Flechte im Gürtel untersteckte. Den Haarschmuck in beiden Formen nannte man »Stukelbant«.

In der Sommerzeit bedeckte man den Kopf mit einer Nezhaube aus roter Seide mit Silberflittern, im Winter mit besonderen Hüllen von grünem Tuche oder mit der Kapuze. Das Haarnez zählt zu den ältesten Stücken der nordischen Frauentracht, die wir kennen; wir haben es, sogar zweifach übereinander gelegt, auf dem Kopf einer weiblichen Leiche gefunden, die in der Nähe von Aarhus zu Tage gefördert wurde und der Bronzezeit angehört (3. 8. 12 u. S. 14). Das Kopftuch nannte man »Hatte« (102. 17. 18); es war drei bis vier Ellen lang und etwa anderthalb Spannen breit; man schlug es von oben und hintenher um den Kopf,

[1] Schon in den Frauengräbern der sogenannten Bronzezeit, die an der friesischen Küste liegen, wurden Dolche gefunden, so neuerdings in einem Helgoländer Frauengrabe, dessen Alter an tausend Jahre vor unsere Zeitrechnung hinaufreicht.

Fig. 102.

1—11. Männer und Frauen aus Ostfriesland. 12. 16. Stukelbant. 13. 15. 22. Pael. 14. Brustschild von einem Esschart. 17. 18. Frauen mit Hatte. 19. Holzschuh. 20. 23. Schuhschnallen. 21. Besaz eines Kapkavels.

wand es um den Hals und warf es über dem Kinne rechts und links über die Schultern zurück, so dass zugleich die obere Brust damit bedeckt wurde[1]. Auch die Hatte war uralt, denn sie findet sich schon auf dem Gemälde im Dome zu Münster, das dem 13. Jahrhundert angehört (56. 7. 9 ff.). Die Hindeloperinnen legten dies Kopftuch auch im Sommer um, »als ze bij ruw weder in't veld gingen, om de koeien te melken«.

Die Gugel oder »Kapkagel« deckte wie eine Haube nur Ober- und Hinterkopf oder zugleich auch das Kinn, so dass sie das Gesicht mit einem viereckigen Ausschnitte von der halben Stirn an bis unter die Nasenspize umrahmte (102. 6. 9)[2]. Hauben ohne Kinnbedeckung sezten sich hinterwärts in einen langen Zipfel fort, der mit der Flechte zugleich in den Gürtel untergesteckt wurde. Auf den vorhandenen Bildern führen die Kapkageln niemals einen Schulterkragen; doch ist nicht anzunehmen, dass es keine Kragenkapuzen für die Frauen gegeben habe. Auch wird die Gugel in den Schriften als aus rotem, grünem oder schwarzem Stoffe bestehend geschildert, während die abgebildeten Gugeln eine gelbliche Farbe zeigen, als ob sie aus naturfarbigem Leder, Filz oder Loden gemacht seien.

Der Mantel, welcher die ganze friesische Küste entlang bis Holland, sowie den Rhein herauf bis Köln getragen wurde, hiess »Hoike«. Namentlich bei Kirchgängen und im Totengefolge war die Hoike den Frauen ein unentbehrliches Gewandstück; sie legten dieselbe über den Kopf, liessen sie hinten bis zu den Füssen herabfallen und nahmen sie vorn mit beiden Händen zusammen. Die Hoike zeigte nicht überall den nämlichen Zuschnitt[3]. Ueber die friesische Hoike berichtet der Chronist Mercator: »Das eusserste Gewand, als nemlich der Mantel, welcher sich von dem Haupt biss auff die Knoden der Füsse hinab erstreckt, ist nach solcher seiner gantzen Länge klein gefalten[4] und mit soviel vergüldeten und übersilberten Träten versehen, dass er, nachdem ihn die Weiber ablegen, auch also auffrecht stehen kan, und diese Mäntel werden auss rohtem oder auch etwan auss grünem Thuch gemacht.« Und Neocorus schildert uns die Hoiken der Frauen in Ditmarschen folgendermassen: »De Hoiken, so de Fruwen vormalss getragen, war buten Leidisch schwart und binnen Bardewiker groen Wandt. De Hoiken averst, so Fruwen unde Jungfruwen itz dragen, sin einerley, ungefodert unde voldet von brunen, dusterbrunen edder violen brunen englischen Wande; de setten se upt Hovet. De Fruwen averst, im Kerkgange edder Dodenvolge, hengen ehn umme den Halss unde schlippen ehn umme dat Hövet. Itt hebben ock vor Olders vornehme Fruwen Spanhoiken edder Spangen-Hoiken gedragen, so ehrmalss grön, nun averst brun Leidisch, unnd gelik den kruseden Rocken in Krusen

---

[1] Dit groene heeth eyne hatte, was wol 3 oder 4 ellen lang, anderthalf span bret, dath wunden se ummen hoeveth. Manninga. Dies Tuch wurde auch „hoofdoek" genannt. Andr. Cornelius.

[2] Kapkagelen, welche dat gantze Höved unde Angesichte bedecket, dat se allein dardorch Atem halen und sehen kann. Neocorus.

[3] Der Mantel scheint entweder dem Querschnitt eines ziemlich gestreckten Ovals geglichen zu haben oder einem gleichschenkeligen oben abgestumpften Dreiecke.

[4] d. h. der Länge nach in viele gleichmässige schmale Längsfalten gepresst, wie es auch die Hoiken der Holländerinnen im 16. Jahrhundert waren.

getragen. Vor herdaell hebben up beiden Siden brede sulverne Platen, ock wol verguldene Spangen herdaell gestanden.«

Die Schuhe glichen im allgemeinen den männlichen Schuhen; sie waren entweder nur an den Knöcheln etwas ausgeschnitten und wurden dann ohne Spannband angelegt, oder sie standen über dem Rist offen und verlangten dann ein Spannband, das rechts und links mit einem Knopfe oder einer Schnalle befestigt wurde (102. 20. 23). Es scheint, dass man die ledernen Schuhe über den Zehen auspolsterte.

Auch Schürzen gehörten zum weiblichen Festanzuge; man stellte sie aus weissem gemusterten Wolldamaste her, ziemlich schmal, dabei nur so lang, dass sie den unteren Saum des Rockes nicht erreichten, und befestigte sie am Gürtel (102. 10).

Wol bei keinem deutschen Stamme spielte der Schmuck eine so grosse Rolle, als bei den Friesen; selbst unter armen Frauen war eine Festkleidung ohne Schmuck nicht denkbar; bei den reichen und adligen Frauen aber schien sie ganz in Gold getaucht; sie war in der That mit Schmuckplatten dermassen gepanzert, dass sie, ohne angezogen zu sein, von selbst aufrecht stehen blieb. Es gab zwei Arten von Gewandschmuck, die man »Scherssoen« und »Esschart« nannte und vielfach zu gleicher Zeit verwendete. Das Scherssoen bestand aus senkrechten Reihen von runden oder viereckigen Platten von vergoldetem Silber, mit denen das Gewand über die Schultern her hinten und vorn bis zu den Füssen verziert wurde. Da gab es Kleider mit vier und sechs, ja solche mit acht und zehn Reihen solcher Schmuckplatten, Kleider, die ringsum und selbst über die Arme herab damit benäht waren, so dass oft weniger Gewandstoff als Schmuck zu sehen war. Zu diesem Geschmeide wählte man als Unterlage roten, seltener grünen Leidener Scharlach. Selbst Frauen gewöhnlichen Standes legten mindestens zwei Streifen aus solchen Platten nach Art unsrer heutigen Hosenträger über die Schultern und überfassten sie vorn und hinten mit dem Gürtel (102. 6). Zu jedem Riemen gehörten zwei dicke Kugelknöpfe, die oben auf den Schultern emporragten. Zum Scherssoen gesellte sich ein reiches Brustgeschmeide aus Rundscheiben und Ketten, das »Esschart«. Das Mittelschild (102. 14) war hohl und gewölbt, dabei oft von einem Umfange, dass es mehr als eine Kanne Wasser fassen konnte; selbst bei solcher Grösse kam es aus purem Golde vor und reich mit Edelsteinen besezt. Es führte den Sondernamen »Span«. Dazu ordneten sich kleinere Rundscheiben, die den Mittelschild planetarisch umringten, sowie schwere Behänge aus Ketten, die über die Brust fallend zumteil bis unter den Gürtel herabhingen. Eine der Ketten bestand regelmässig aus fünfzig Kugeln, weshalb man sie kurzweg »Vyftigen« nannte[1].

Ueber den Gürtel haben wir schon gesprochen; so schmal er war, so gab ihm sein Metallbesaz doch nicht selten ein Gewicht von zwei Pfund. Man stattete den Gürtel überdies mit Schellen aus, die man an langen Schnüren daran hängte, dergestalt, dass je eine Schelle

[1]) S. Note 1 Seite 403.

zwischen zwei Schmuckstreifen des Scherssoen zu liegen kam. Schellen brachte man ebenso an den Armringen an, den »Wylstern«, falls man mit solchen, statt mit den Streifen des Scherssoen, den Aermel benähte; an jedem Ringe sass dann eine Schelle aussen am Arme (102. 10).

Ebenso blieben die Hände nicht ohne Schmuck; an jeden Finger kam ein Ring zu sizen oder doch an einen Finger über den andern[1].

Das Geschmeid für das Haupt hatte die Form eines Diadems oder einer Mondsichel (102. 13. 15. 22); es bestand gleichfalls aus beweglichen Metallplatten, so dass es sich bequem über die Stirne herab den Wangen anschmiegen konnte. Sein Name war »Pael«; man befestigte es durch Binden an Haar oder Nez. In Ditmarschen, wo man das Pael auch »Zeppel« (Schapel) nannte, bestand es aus einem etwa anderthalbfingerbreiten Reife aus Pergament, der mit Gold, Edelsteinen oder vergoldeten Münzen verziert war; es kam über die gewöhnliche Haarschnur zu liegen[2]. Die Ohrringe waren schwer und gross, dabei oft noch mit einer Perle behängt; sie wurden mit einem besonderen Häkchen am Ohre befestigt (102. 12).

Selbst die Bildwerke, die wir in Fülle aus dem lezten Mittelalter besizen, haben für die Bauern- oder Volkstrachten immer noch wenig Raum; sie geben ebenmässig wie die damaligen Mönchsschriftzeichen weniger den persönlichen oder individuellen, als den allgemeinen Charakter der Zeit wieder. In den Illustrationen zur Hedwigslegende finden wir einige Sonderspuren von nordöstlichen Volkstrachten; die Bilder gehören teils dem 14., teils dem 15. Jahrhundert an. Zu den älteren zählt eine Darstellung von der Vermählung des schlesischen Herzogs Heinrich des Bärtigen mit der hl. Hedwig. Unter dem Hochzeitsgefolge bemerken wir einen Bauern mit einer Keule in der Hand, die mehr dem Oberschenkelknochen eines grossen Tieres, als einem Baumaste gleicht (Taf. 5. 1). Der Rock, den dieser Mann trägt, ist nicht von deutschem Zuschnitte; er begegnet uns noch einmal in der Manessischen Handschrift bei den oberösterreichischen Bauern, die den Ritter Nithard von Reuenthal bedrängen (55. 12), also in den östlichen Landstrichen, die überwiegend von slavischen Stämmen bewohnt waren. Der Rock ist dem deutschen Brauche zuwider auf der rechten Seite mit Knöpfen geschlossen und zwar von oben herab bis zum Gürtel, sodann über beiden Hüften heraufgezogen, so dass er gerade noch die Kniescheiben bedeckt. Die Beine sind über den Schuhen mit schwarzen Riemen ringförmig umwunden, ein Brauch, der sich unter den gemeinen Leuten auch in Deutschland damals noch wiederholte (51. 1. 2). An einer benachbarten Figur bemerken wir einen geflochtenen Schuh (Taf. 5. 3), der, wie die Riemen, sicherlich von altem Ursprunge ist und an die

---

[1] Viele Ringe waren aus einer Lage von dünnen Drähten gewunden, sozusagen aus Drahtsträngen, weshalb man sie „gestrengede Ringe“ (annuli tornatiles) nannte.

[2] Das (oder der) Pael findet sich noch heute an der ganzen deutschen Nordküste. In Jamund bei Köslin führt die Brautkrone den Namen „Pail“; sie ist ein silberner handbreiter Reif, auf dem sich ein mit Glas und Flitterwerk bedecktes 1 Fuss hohes Drahtgestell erhebt. Ein Hindeloper Reif, der aus steifem Segeltuch mit einem Belag von rotem Tuche innen und aussen besteht, heisst „Foarflechter“. Fast ebenso kommt der Reif auf Schokland und Marken vor, ferner auf Sylt, Föhr, Amrum und den Halligen, wo er „Haube“ genannt wird. Ostfriesische Volks- und Rittertrachten S. 69.

Worte erinnert, die in einem böhmischen Volksliede der Bauer Pschemysl an die Edelleute der Königin Libussa richtet, als diese ihm die Fürstenschuhe anlegen wollen: »Lasst mir meine Schuh von Lindenborke Und mit Bast von meiner Hand geflochten« [1]. Das Haar ist über die Stirne gestrichen und in gerader Linie rundum verkürzt, so dass der Nacken blossliegt, ein Zeichen, dass es sich um einen unfreien Mann handelt, bei dem das Haar oft die einzige Kopfbedeckung bildete. Das Kinn ist glatt, während unter dem vornehmen Gefolge nach hochaltertümlichen Slavenbrauche der Bart vorherrscht.

Nicht übersehen wollen wir unter den Gästen auf seiten der Braut den jungen Mann mit blauer Gugel (Taf. 5. 11), der ein Schwert mit riemenumwickelter Scheide aufrecht in der Hand hält. Er ist sicherlich kein Schwertträger des Herzogs, sondern durch eine Sitte hier eingemischt, die auch unter den Friesen bekannt war. Hier ging ein Verwandter des Bräutigams bei der Trauung dem Zuge mit einem Schwerte voran und verwehrte mit der blanken Klinge der Braut den Eintritt über die Hausschwelle, um ihr solchen zulezt doch zu verstatten, aber nicht ohne die Drohung, dass sie im Falle eines Treubruchs demselben Schwerte verfallen werde, vor dessen Schneide sie jezt das Haus betrete [2].

In den jüngeren Illustrationen, zu denen wir noch das Bild eines Breslauer Ratsherrn fügen (103. 6), sind noch weniger Sonderspuren anzutreffen. Wir haben nur einige Figuren daraus hierhergesezt, um zu

Fig. 103.

1—6. Schlesische Trachten (aus der Mitte des 15. Jahrhunderts).

beweisen, wie sehr die grosse Allerweltsmode die kostümlichen Unterschiede bei den meisten europäischen Völkern ausgelöscht hatte. Gleichwol bricht auch hier noch ein slavischer Zug hindurch; einmal

[1] Ein Geflecht von Bast und Borke wurde bis ins 17. Jahrhundert hinein zu vielfachen Zwecken in den nordöstlichen Grenzländern verwendet, namentlich zu Sätteln und Zäumen.

[2] Marito jus erat, de adultera ipso gladio, sub quo mariti domum intrarat, quemcunque „aeftswird" id est gladium nuptialem vocabant, supplicium sumere. Anders Siccama ad leg. fris. tit. 9.

ist es das Gesicht mit den vortretenden Backenknochen und dem starken Schnauzbarte (103. 1), dann die lange Schaube, die vornherab gleich einem morgenländischen Kaftan mit silbernen Hafteln zugeschlossen ist; sie führte den Namen »Hussecke«. (Ueber die Halsbinde [103. 3. 4, Taf. 5. 1—4. 16. 17] s. das Nähere unter »Amtlichen Trachten«.)

4. Die amtlichen Trachten.

Initiale aus der Breslauer Handschrift des Froissart, geschrieben um 1468.

Nicht allen Insignien, die man »Kronen« zu nennen pflegt, kommt dieser Name zu; es gab im Mittelalter nur zwei Arten von wirklichen Kronen: die Kaiser- und die Königskrone; was sonst noch Krone genannt wird, wie die Herzogs- und Fürstenkrone, bestand in einem Hute oder einer Müze mit kronenartigem Reife; und die Kronen, welche die regierenden Grafen im Wappen oder auf dem Helme führten, waren nur heraldische Kronen, die sie in Wirklichkeit niemals trugen[1]. Kaiser- und Königskrone waren nicht gleich geformt; auf allen Bildwerken zeigt die Kaiserkrone Bügel, die sich über dem Kopfe wölben, während die Königskrone ein offener mit Laubzacken besezter Reif ist; und weiter zeigt die Kaiserkrone eine hohe weisse gespaltene Futtermüze, die einer bischöflichen Mitra ähnlich sieht, während die Königskrone mit einer flachen roten Müze gefüttert ist.

Die hohe Kronenmüze bemerken wir zum erstenmal an der Grabfigur Ludwigs von Baiern in der Frauenkirche zu München (104. 1); aber die Müze ist hier noch ungespalten und gleicht eher einer päpstlichen Tiare. Auffallend ist, dass wir auch der Stola zuerst bei diesem Kaiser begegnen, jenem langen Bande, das sonst nur den kirchlichen Beamten zukam, dass wir also die höchsten kirchlichen Ornatstücke zuerst bei einem Kaiser finden, der doch von der Kirche gebannt war. Bei Karl IV., dem Nachfolger Ludwigs, ist die Müze bereits gespalten (104. 4) und zwar von einer Schläfenseite zur andern, während der von der Stirn nach dem Nacken gehende Kronenbügel die Breitseiten der Müze überwölbt. In dieser Form wiederholt sich die Krone gleichmässig sowol in der Prachthandschrift der »Goldenen Bulle« auf der Hofbibliothek zu Wien, als auch auf der goldenen Siegelkapsel dieser Handschrift im städtischen Archive zu Frankfurt. Völlig der päpstlichen Tiare gleicht wiederum die Krone, die Friedrich III. auf dem Freskobilde des Pinturicchio in der Domkirche zu Siena trägt; sie ist hoch,

[1] So sind auch die Kronen, welche seit den lezten Jahrhunderten von allen adligen Personen geführt werden, nur heraldische Symbole; ja die Kronen mit Perlen sind nicht einmal deutschen Ursprunges; selbst nichtadlige Personen legen sich in unserer Zeit heraldische Kronen bei, dem Spruche folgend, dass, wo kein Kläger, auch kein Richter sei.

oben abgerundet und mit einem Knopfe besezt (104. 5), untenher aber sowie in der halben Höhe mit einem belaubten Kronenreif umgürtet. Einer Mitra jedoch ähnelt die Kronenmüze, die Friedrich auf seinem Grabmale in der Stefanskirche zu Wien trägt (104. 13); hier ist die Müze so gestellt, dass der Spalt von vorn nach hinten geht und der ebenso gestellte Bügel den Spalt durchschneidet. Die beiden Hörner der auseinander klaffenden Mitra, sowie der zwischen ihnen emporsteigende

Fig. 104.

1 Krone Ludwigs des Baiern (Frauenkirche zu München). 2 Krone Albrechts II. (Siegel). 3 Kurfürstenhut des Albrecht Achilles von Brandenburg (Altarbild in der Stiftskirche zu Ansbach). 4, 8 Krone Karls IV. und Truchsessmüze (Goldene Bulle zu Wien). 5, 13 Kronen Friedrichs III. (Fresko im Dom zu Siena u. Grabmal in der Stefanskirche zu Wien). 6 Herzogshut (Hedwigslegende). 7, 12 Kronen Sigismunds (Marmorboden im Dom zu Siena und Erzthüre zu St. Peter in Rom). 9 Kronenmüze Karls IV. (Handschrift im Arsenal zu Paris). 10, 14 Marschall- und Kämmerermüze (Chronik des Ulrich von Richenthal). 11 Hauskäppchen Friedrichs III. (Portraitmedaillon). 15 Erzherzogshut (Grabmal Friedrichs III. zu Wien).

Bügel mit einem Kreuze auf dem Scheitel überragen mächtig die an sich schon mit sehr hohen Laubkreuzen besezte Krone. Diese Krone hat offenbar das Muster zu der sogenannten »österreichischen Hauskrone« abgegeben, die heute noch als österreichische Kaiserkrone dient.

Die nach Karl dem Grossen benannte Krone (Taf. 13. 1), welche wir als die eigentliche deutsche Kaiserkrone betrachten, gehört dem 12. Jahrhundert an; es lässt sich jedoch nicht mehr bestimmen, inwieweit sie bei den Krönungen der spätmittelalterlichen Kaiser benüzt wurde. Erst bei der Krönung Karls V. im Jahre 1519 wird ihrer wie auch des sonstigen aus ganz bestimmten Stücken bestehenden Ornates zum erstenmal gedacht, was freilich nicht ausschliesst, dass sie schon früher verwendet wurde (s. viertes Buch).

Das vorzüglichste Denkmal, das uns Aufschluss über den Ornat der deutschen Kaiser und Könige am Anfange des 14. Jahrhunderts giebt, ist das Grabmal des im Jahre 1320 verstorbenen Erzbischofs Peter von Aspelt im Dome zu Mainz, das diesen Prälaten mit den drei

Königen, die er gekrönt hat, mit Heinrich VII., Ludwig dem Baiern und Johann von Böhmen, in vollem Krönungsschmucke darstellt. Alle Könige tragen das gleiche Kostüm, und dieses ist im wesentlichen das Zeitkostüm der vornehmen Welt. Es besteht nächst Schuhen und Strümpfen aus einem mässig weiten, bis unter die Waden herabsteigenden Rocke mit langen engen Aermeln (105. 8), einem weiten, an der rechten Seite geöffneten, aber auf der Schulter geschlossenen Mantel, aus einem runden Kragen von Pelzstücken, der auf der Brust mit jenem Wappen besezt ist, das jedem der Könige zukam, und aus einer Kapuze, die oben über dem Kragen liegt. Die Kapuze gehört wol zu dem Rocke (vrgl. Taf. 4. 14) und ist nur über den Kragen hinweggezogen. Das Grabmal ist farblos, doch werden wir kaum fehlgreifen, wenn wir nach dem Muster des benachbarten Denkmals Sifrids von Epstein mit den Königen Raspe und Wilhelm von Holland Blau und Karmin für Rock und Mantel annehmen, für den Kragen aber Hermelin. Desgleichen wird das Futter der Kapuze Hermelin gewesen sein. Fraglich bleibt, ob die Wappen auf den Pelzkragen in der That so, wie angegeben, getragen wurden; wir haben keinen weiteren Beleg dafür und sie könnten von dem Bildhauer nur deshalb angebracht worden sein, um die einzelnen Könige von einander zu unterscheiden [1], denn wie die Kleidung, so sind auch die Insignien einander völlig gleich; nur Johanns Krone hat keine Bügel.

In einer zeitgenössischen Buchmalerei, der biblia pauperum, begegnen uns König wie Königin ebenfalls mit einem Pelzkragen, doch ist dieser bei dem Könige über die rechte Schulter her mit Knöpfen, bei der Königin vorn auf der Brust mit einer Agraffe in Vierpassform geschlossen (105. 4. 5).

In den Abbildungen der folgenden Zeit bewegt sich die kaiserliche Gewandung nicht mehr in den bürgerlichen Modeformen, sondern bildet einen selbständigen Ornat, welcher der zeitgenössischen Tracht in nichts mehr gleicht. Der Ornat besteht aus einem langen geschlossenen bis auf die Füsse fallenden Unterkleide mit langen engen Aermeln (105. 10), einem kürzeren Ueberkleide mit weiten Aermeln, einem langen auf der Brust gekreuzten und mit dem Gürtel unterfassten Bande, der Stola, und einem auf der Brust mit einer Spange oder breiten Borte gefassten Mantel von schleppender Länge, der mit edlem Pelzwerke oder sonst einem guten Stoffe gefüttert ist. Der Pelzkragen war aus dem Kaiserornate verschwunden, behauptete sich aber in der königlichen und kurfürstlichen Tracht (105. 9. 11); an seine Stelle trat ein weisses faltiges Schultertuch. Solch ein Ornat war nicht die Tracht einer Persönlichkeit, sondern einer Würde. Da herrschte ein voller, gleichmässig dahinwogender Fluss von langen farbenprächtigen Falten, und die einzelnen Insignien fügten sich mit einer Harmonie in dieses Kostüm, dass man sah, sie gehörten dazu. Eine geheime Grösse und Schönheit überglänzte das

[1] Die mittelalterliche Kunst griff gern zu diesem einfachen Mittel, um Könige von ihrer Umgebung zu sondern; sie legte sie sogar mit der Krone auf dem Haupte in das Bett oder sezte ihnen bei voller Rüstung die Krone auf den Helm; und doch war eine derartige Krone weder Helmkrone noch Helmkleinod, sondern weiter nichts, als ein unterscheidendes Merkmal. So bemerken wir in der Hedwigslegende den Sohn der h. Hedwig, den Herzog Heinrich, in der Schlacht einmal als Kämpfer mit seiner heraldischen Helmkrone, und dann als Leiche mit dem Herzogshute.

ganze Kostüm mit goldenem Schimmer und verlieh ihm den Ausdruck der höchsten Macht; es war kaiserlich und päpstlich zugleich.

Auf den Reichstagen erschienen die Kaiser nicht im Krönungsornate, sondern in einer einfacheren Tracht, die jenem Ornate ähnlich sah, aber der Stola entbehrte.

Anders beschaffen war der Ornat der deutschen Könige; zu diesem gehörten lange Gewänder mit über den Rücken fallender Kapuze und einem Hermelinkragen. In der Manessischen Handschrift finden wir bei dem böhmischen Könige während der Wende des 13. zum 14. Jahrhundert den Kragen aus Goldbrokat hergestellt (Taf. 3. 15), in einem Holzschnitte aus dem 15. Jahrhundert aber gleichfalls aus Hermelin (105. 11).

Die Kur- oder Wahlfürsten hatten königlichen Rang und darum auch das Recht auf die königliche Tracht, jedoch nicht auf die Insignien, auf Scepter, Reichsapfel und Krone. Zum erstenmal finden wir die Kurfürsten mit ihren amtlichen Gewändern angethan auf einem Marmorrelief im Dome zu Monza, das etwas später, als der Manessische Codex entstanden ist; hier treten die weltlichen Kurfürsten (59. 2) in Röcken und Mänteln auf, die etwas kürzer sind, als bei ihren geistlichen Amtsbrüdern (59. 6); allen gemeinsam aber ist der Pelzkragen und die Kapuze; die weltlichen Herren haben sie über den Kopf gezogen, die geistlichen lassen sie über dem Kragen liegen und benüzen statt ihrer ein kleines Rundkäppchen. Das nächste Zeugnis ist in dem Balduineum enthalten, einer Handschrift, welche der Erzbischof Balduin von Trier zur Erinnerung an seinen Bruder, den Kaiser Heinrich VII., anfertigen liess. Hier steigt bei geistlichen wie weltlichen Herren der Rock bis auf die Füsse herab (105. 6. 7); darüber liegt ein etwas kürzerer, an beiden Seiten geöffneter und mit Buntwerk gefütterter Tappert und über diesem der Pelzkragen samt der Kapuze des Tappert (vergl. Taf. 10. 3). Die weltlichen Herren sind unbedeckten Hauptes; die geistlichen aber tragen das gleiche Rundkäppchen, wie ihre Amtsbrüder auf dem Monzaner Denkmale. Das Käppchen ist ab und zu rot gefärbt, ebenso der Tappert.

Aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts besizen wir eine Abbildung des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg (Taf. 10. 3). Der Mantel, über welchem gleichfalls Hermelinkragen und Kapuze liegen, ist hier noch der an beiden Seiten geschlizte Tappert, den wir schon im Balduineum, ja schon im Mannessischen Codex als Pirschgewand bemerken (51. 12); nur ist er länger und faltiger, als dort, und nicht bloss mit Hermelin gefüttert, sondern auch damit umrandet; seine Farbe ist hochrot. Das Käppchen ist verschwunden; an seiner Stelle erscheint eine hohe cylindrische Müze (104. 3), die oben etwas gewölbt und im Scheitel mit einem Hermelinschwänzchen besezt, an der Wandung aber völlig mit Hermelin überzogen ist. Der Kurhut wird dem Fürsten von seinem Kämmerer nachgetragen. In der lezten Hälfte dieser Epoche verschwand der von den Achseln an bis untenhin aufgeschlizte Tappert vor dem langen Tappert, der nur Armschlize hatte, durch welche die ziemlich weiten Aermel des Unterkleides hervortraten; auch die Kapuze fehlte. Die Müze war niedriger als früher. So blieb die kurfürstliche Tracht

bis in das 16. Jahrhundert hinein; denn wir finden sie noch von solchem Zuschnitt auf dem Grabmale Friedrichs des Weisen in der Schlosskirche zu Wittenberg, das 1527 entstand.

Wir haben bereits oben (S. 387 ff.) bemerkt, dass die kostümlichen Abzeichen der Herzoge, Markgrafen und Grafen vorzugsweise in Müzen

Fig. 105.

1—3 Hohe Reichsbeamte. 4 König. 5 Königin (1—5 biblia pauperum). 6, 7 Kurfürsten (Balduineum). 8 Ludwig von Baiern (Grabmal des Erzbischofs Aspelt im Dome zu Mainz). 9—11 Kurfürst, Kaiser und König von Böhmen (Schedels Chronik).

bestanden, die mit einem Zinkenreife umgeben und von einem Bügel überspannt waren (Taf. 5. 4. 7. 18). Inwiefern sich diese Kopfbedeckungen voneinander unterschieden, ist für das 14. Jahrhundert zurzeit nicht mit Sicherheit zu bestimmen, da das Material noch mangelhaft ist.

Die biblia pauperum stellt uns drei Würdenträger von hohem Adel vor Augen (105. 1—3), deren Kopfbedeckung bei allen gleichmässig eine Rundmüze mit ringsum etwas schräg nach aussenhin aufgestellter Krempe ist. Aber die Ausstattung der Müzen ist verschieden. Bei jener Person, die sich durch Schwert und Pelzkragen als höchstgestellte kennzeichnet (105. 1), ist die Krempe mehrfach durch einen senkrechten Schliz getrennt und der Müzenkopf mit einem von vorn nach hinten gehenden Bügel, der auf seinem Scheitel mit einem Knopfe bekrönt ist, überwölbt. Bei der nächsten Figur (105. 2) steigt die obenher ausgeschweifte Krempe mit zwei perlenbesezten Spizen empor, und auf dem Müzenscheitel prangt ein Kreuz. Das nämliche Kreuz erscheint auf der dritten Müze (105. 3), deren Kopf untenher mit einer Borte umschlossen wird, während die Krempe völlig schlicht ist. Noch im 15. Jahrhundert zeigte der Herzogshut dieselbe Grundgestalt; wir finden ihn auf dem Grabmale Friedrichs III. in der Stefanskirche; hier ist die Krempe in viele spize Laschen zerlegt, so dass sie einer Zinkenkrone gleicht, und die Müze wird von einem laubgeschmückten Bügel überwölbt, auf dessen Scheitel sich ein Kreuz erhebt (104. 15).

In der Hewigslegende trägt der Herzog Heinrich sein Schwert gleich einem Stab in der Hand (Taf. 5. 18), und an dessen Griff hängend den kleinen dreieckigen Ecü mit dem schlesischen Adler. Diese Art, den Schild zu tragen, ist wol nicht als ein herzogliches Vorrecht, sondern als ein Hilfsmittel des Künstlers zu betrachten, um die Person des Herzogs kenntlich zu machen, obgleich es Sitte war, den Schild so zu tragen, wenn man zu Felde zog.

Als Abzeichen der Fürsten niederen Ranges galt der Stab; dieser war für sie das, was das Scepter für Könige und Kaiser war, und verhielt sich zu jenem ebenmässig, wie der Fürstenhut zur Krone.

Noch schwerer lässt sich nachweisen, worin die kostümlichen Abzeichen der vier Reichserzämter, des Marschalls oder Seneschalls, des Kämmerers, des Truchsessen und des Schenken bestanden. In dem Codex Balduineum sehen wir diese Beamten in dem gewöhnlichen Kostüme, das damals unter den vornehmen Ständen gültig war, ihres Amtes walten (106. 1—4), aber sonst ohne jedes weitere Abzeichen. Doch wissen wir, dass schon im 13. Jahrhundert solche vorkamen, nämlich für den Truchsessen eine Schüssel, für den Schenken ein Becher u. s. w., und dass diese Sinnbilder des Amtes in ihre Kleider eingestickt waren. In den Malereien der Goldenen Bulle zeichnet den Truchsessen ein mit Straussfedern überwalltes Barett aus (104. 8). Bemerkt mag noch werden, dass diese Beamten ihre Dienste hoch zu Ross vollführten. Der Erzmarschall trug in einem silbernen Gefässe Hafer vor den Tisch für die kaiserlichen Rosse; der Erzkämmerer brachte eine goldene Schüssel mit Waschwasser und Handtücher, der Truchsess die Speisen in goldenen Schüsseln.

Dass dergleichen Amtsattribute sich auf alle Reichsbeamten erstreckten, erkennen wir aus einer Bemerkung in dem Weistume des Büdinger Reichswaldes von 1380, die den Reichsforstmeister betrifft: »Auch sal he habin eyn armbrost myt eynem ybenbogen und sin sule (Säule, Schaft) arnsboumen (von Adlerholz, aquilaria) und dye senwen syden und dye nüss helffenbeynen und dye strale (Bolzen) silbrin und

die zeinen (Pfeilschäfte) strussin und mit phaenfeddern gefydert.« Die silbernen Pfeile mit dem Gefieder von Pfauenfedern waren hier also

Fig. 106.

1 2 3 4

Die Erzämter bedienen den Kaiser Heinrich VII. beim Festmahle (Aus dem Balduineum).

amtliche Zeichen[1]. Wenn der Kaiser jagte, so hatte der Forstmeister ihm auf einem weissen Rosse seine Dienste zu leisten.

In den Illustrationen zur Hedwigslegende fällt eine weisse Halsbinde auf, welche die Leute am Hofe des schlesischen Herzogs tragen (Taf 5. 1—4. 16. 17.); die Binde ist mit einer grossen Schleife stets auf der rechten Seite geknüpft. Der Ursprung dieses Kostümstückes lässt sich geschichtlich wie folgend nachweisen. In Polen waren nach der Flucht der Königin Rixa und des jungen Prinzen Kasimir im Jahre 1306 anarchische Zustände eingerissen, so dass die polnischen Grossen, des Haders müde, den Prinzen wieder zurückriefen. Dieser aber war bereits zu Clugny in den geistlichen Stand getreten und Diakon geworden. Papst Benedikt IX. löste nun zwar das bindende Klostergelübde, forderte aber, dass Kasimir sein Ordenskleid weiter tragen, ferner, dass der polnische Adel sich das Haar nach Mönchssitte scheren lassen und bei kirchlichen Festen mit einer weissen Binde um den Hals erscheinen solle; die Binde sollte an die Stola erinnern, die der König vordem als Diakon getragen.

Eine grosse Anzahl von Beamten in den verschiedenen Verwaltungszweigen behielt die langen weiten Gewänder, die das 13. Jahrhundert zurückgelassen hatte, auch dann noch bei, als die Mode wechselte und kurze Röcke gebräuchlich wurden, denn jene Röcke hatten vor diesen immer eine gewisse Stattlichkeit voraus, die sie zur

[1] Weitere Nachrichten über solche Attribute liefert uns das Weistum von Irnich bei Zülpich 1491: Wer ouch dyser hoiwguider (Hofgüter) ench acker intfenckt man myt einem silveren ploch (Pflug), ein wingart einen silveren karst, beeden oiff bomgarten ein silveren sentz.

Amtstracht sehr geeignet machte. Und so wurden allmählich lange bis auf die Füsse gehende Röcke zu einer Art von Uniform für die Männer des Gesezes und der Feder bis zum Throne hinauf.

Indes fehlt es allzusehr an Beweisen, um Schritt für Schritt sagen zu können, in welcher Art sich Rang und Amt in den verschiedenen Gewändern markierten; überdies hatte jedes Amt auch noch seine eigenen Symbole, die den Gewändern hinzugefügt wurden. Für das 13. Jahrhundert liefert uns der Sachsenspiegel einige Urkunden (S. 253 ff.); dann versiegen die Quellen und erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts bemerken wir wieder einige Spuren davon. Die Limburger Chronik beschreibt den Aufpuz des Grafen Gerlach, wann er zu Gericht ging: »so dass he uss der burg gienge, das gericht zu besitzen, da trug man eme einen zepter stab vor dorch einen edelknecht, der vorgink und der her darnach, und hatte einen mantel ane was fiolenfarbe, der dan gefudert was mit kleinspalde glich sime gortel und kustlichem gepräget, als könige pflegen zu gen. Und gingen eme sine manneschaft nach ie ein par und par.«

Der Stab war ein Hauptsymbol der richterlichen Gewalt, ebenso das Schwert, doch kam das Schwert nur dem peinlichen Richter zu. Der Stab wird häufig der »weisse Stab« genannt; er war nämlich aus natürlichem Holze, dessen Rinde abgeschält worden. Mit dem Stabe gebot der Richter Stille, indem er damit klopfte; an den Stab wurde ihm durch Handanlegung gelobt; mit ihm stabte er den Eid; er hiess darum auch der »Stabhalter«. Sobald er den Stab niederlegte, war das Gericht geschlossen. In den Bildwerken ist der Stab bald völlig

Fig. 107.

1 2 3 4 5

1. 2. 4. Juristen. 3. Richter. 5. Ratsherr. (1. 3 aus dem Mittelalterlichen Hausbuch; 2. 5 aus dem Grossbasler Totentanz; 4 nach einem Holzschnitte. 15. Jahrhundert.)

gerade (107. 3), bald oben mit einer Krümme dargestellt (Taf. 5. 14); an diesem Haken wurde der Stab in der Gerichtsstube aufgehängt, falls das Gericht nicht vormittags zu Ende kam und die Richter zur

Mahlzeit gingen; so lang er da hing, war das Gericht nicht geschlossen. Der peinliche Richter, der über Leben und Tod zu entscheiden hatte, legte das Zeichen seiner Gewalt, das Schwert, quer über den Schoss (62. 1). Wie im Sachsenspiegel, so finden wir noch in Bildern des 15. Jahrhunderts in der Hand des Richters einen Kranz von Kugeln (107. 3); in dem älteren Bilde sind die Kugeln abwechselnd rot und gelb gefärbt. Man vermutet, dass dieser Rosenkranz ein Symbol der Wochen- und Feiertage gewesen sei. Es ist auffallend, dass die Richter stets mit bedecktem Haupte abgebildet sind, indem das Gesez doch vom Richter verlangte, mit unbedecktem Haupte seines Amtes zu walten. Auch waffenlos mussten Richter wie Schöffen sein, was bemerkenswert ist, da unsre Stammeltern niemals ohne Waffen zu Gericht gingen. Ferner musste der Richter sizend die Füsse übereinanderschlagen zum Zeichen seiner unparteiischen Seelenruhe. Im Sachsenspiegel ist sowol Rock wie Müze des Richters gelb gefärbt (62. 1. 8); in der Hedwigslegende trägt der Richter blauen Rock, rote Kapuze und roten Hut (Taf. 5. 14). Auf einem Bilde im Saale des Rathauses zu Graz vom Jahre 1478 sizt der Stadtrichter in rotem Mantel, der mit weissem Pelze verbrämt, und in weisser Pelzmüze zu Gericht, in der Hand den Stab. Im allgemeinen war während des 15. Jahrhunderts das Gewand der Richter von roter Farbe.

Violett war die Farbe der Juristen; so begegnet uns in dem Grossbasler Totentanze der Jurist in violetter Robe mit grauem Bräme sowie in roter Müze und ebenso gefärbten Schuhen, eine rosenfarbene Sendelbinde über der Schulter (107. 2). Vielfach erschienen die Rechtsgelehrten mit kahlgeschorenem Kopfe (107. 1), ein Brauch, der aus Frankreich gekommen zu sein scheint.

Für die Ratsherren muss wenigstens in den grossen Städten schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eine bestimmte Amtskleidung üblich gewesen sein. So wird uns überliefert, dass bereits um 1368 der Rat von Augsburg in schwarze Ueberröcke mit dunklem Pelzwerk und schwarze Müzen gekleidet war. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zeichneten sich die Ratsherren von Köln durch rot und schwarz halbierte Röcke aus[1]. Eine Abbildung von zwei Breslauer Ratsherren aus dem Jahre 1488 zeigt den einen in schwarzer, den andern in karminroter Husseke und einer hohen cylindrischen Pelzmüze von dunkler Farbe (103. 6). In dem genannten Totentanze begegnet uns der Schultheiss in der gewöhnlichen Zeittracht, in kurzem rosenfarbigen Rocke mit weissem Bräm, in schwarzer Schaube mit graubraunem Pelze, in roten Hosen, weissen Gamaschen und blauen Schuhen (107. 5).

Die niederen Beamten, wie Boten, Büttel und Profose, gingen von jeher in der gewöhnlichen Zeittracht einher, die häufig nach den Farben ihrer Stadt oder ihrer sonstigen Herren buntfarbig geteilt war. Statt der Wappenfarben führten sie indes auch das Wappen selbst

[1] Sagittarius, corpus herald. 206: Consules Colonienses ex uno latere rubentem, ex altero nigram togam portant. Derselbe Zeuge bestätigt, dass er solche geteiltfarbigen Anzüge auch in Lübeck, Braunschweig, Nürnberg, Augsburg, Strassburg und anderen Städten wahrgenommen habe.

an ihrer Kleidung, einen kleinen Schild, der vor der Brust oder auf der linken Schulter, wol auch seitwärts am Gürtel festgeheftet war (88. 2. Taf. 9. 11). Vorzugsweise die geteilten Farben waren in der lezten Hälfte des Mittelalters ein Hauptunterscheidungszeichen der Beamten jeden Ranges [1].

Die Schulbeamten erkannten gleichfalls in der langen Robe das würdigste Gewand ihres Standes. Bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaus trugen sie die Robe bis zum Halse geschlossen und nur vor der Brust kurz geschlizt, in den Aermeln lang und mässig weit, dazu eine hohe mörserähnliche Müze ohne jede Krempe (98. 1). Später gingen sie in vornherab völlig geöffneten Oberröcken einher, die am Rande schmal verbrämt und oben mit einem Pelzkragen ausgestattet, dabei gegürtet oder ungegürtet waren, aber statt mit der einfachen Müze im »Biret«. Lezteres war eine niedere doch ziemlich weite Kappe mit einem breiten aufgeschlagenen Rande, der jedoch nur die Müze hinten und an den Seiten umfasste, über der Stirn aber sich auf Fingersbreite verschmälerte. Es gab noch ein anderes Gelehrtenbiret, das man »Doctorhut« nannte; dieses glich dem beschriebenen bis auf den Rand, der nur halb so breit und abwärts über den Hinterkopf geklappt war. Die Gelehrtenrobe war im allgemeinen schwarz oder violett, das Biret der Magister artium dunkelbraun. Das Haar trug man kurz verschnitten.

Indes war die Mode mächtig genug, um sich ab und zu auch einmal die gelehrten Herren zu Dienern zu machen. Durch eine Leipziger Verordnung vom Jahre 1463 [2] wurde den Magistern befohlen, namentlich bei festlichen Anlässen in langen Kleidern, ungegürtet und mit einer Müze sowie mit einer auf die Schultern niedergelegten Kapuze zu erscheinen. Untersagt wurden ihnen Tapperte oder Skapuliere, jene zu beiden Seiten offenstehende Gewänder [3], Röcke, die nicht über die Kniee reichten, Aermel, die bis zum Ellbogen geschlizt, Schauben, die nicht mit Haken oder Schleifen geschlossen waren, und Schnabelschuhe. »Ueber das gebrauchen sich unsere doctores, magistri und supposita (Studenten) mancher tracht und cleidung, yrenn stande nit gemessigk, nemlich birreith mit vier orenn, hasugkenn (Husseken), haubenn und geteilit hossenn; der habit hat sere ubirhant genommen, alsso das mhan keynenn abyr wenigk underschyt under aynem doctore unnd kouffman, schnyderknecht unnd studentenn gehabenn magk.« Keinem Magister wurde gestattet, anders, als in seiner Amtstracht zu lesen. Der lange Tappert wurde namentlich bei Disputationen für unerlässlich erklärt.

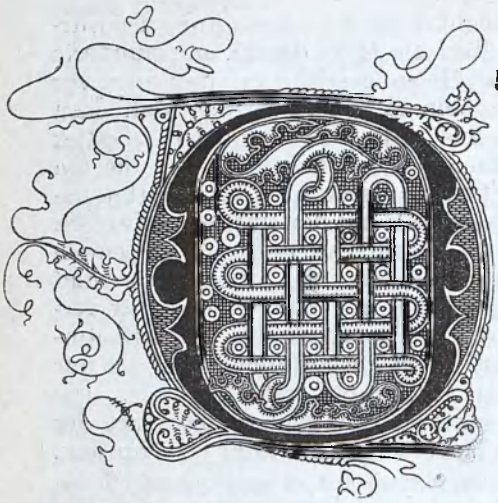
Da wir uns hier mit den Herren von der hohen Schule beschäftigen, so wollen wir auch einiges über die Kleidung der Studenten einschalten, obgleich solche nicht in den Bereich der amtlichen Trachten gehört. Die studentische Kleidung machte den Universitätsbehörden viel zu schaffen. Den Leipziger Studenten wurde 1422 der Laienhut verboten, 1440 der Mantel, dagegen anbefohlen, den Rock zu gürten, namentlich dann, »wenn sie keine Hosen anhatten«; in diesem Falle blieb ihnen auch der Mantel erlaubt. Bei Festlichkeiten sollten sie grosse Kapuzen tragen. Im Jahre 1458 wurde verordnet, dass kein Unterthan der Universität mit Schnabelschuhen einhergehen dürfe, noch mit auffallend kurzem Rocke, mit an der Seite geöffnetem Mantel oder mit seidenen Aermeln, die bis zur Schulter oder bis zum Ellbogen offen standen, noch

[1] Da die geteilte Farbe den Herren wie den Vasallen und sonstigen Dienstleuten gemeinsam war, so müssen wir sie auch als die erste Soldatenfarbe betrachten. Im Jahre 1459 kam der Fürst von Hessen seinem Schwager, dem Pfalzgrafen am Rhein, mit 1300 Reisigen zu Hilfe, alle gekleidet in Blau und Weiss (Thüring. Chron. v. Senkenberg III. 429). Der Markgraf von Anspach schickte dem Landgrafen von Hessen „die Bundröcke zu hülffe, waren schwarz und weiss gekleidet". Wir ersehen aus diesem Berichte, woher unser Ausdruck „bunter Rock" für Soldatenrock stammt; er findet sich in den Annalen von Kuchenberg. I. 26.

[2] Dr. Zarnke, Statutenbücher der Universität Leipzig. 1861.

[3] In habitibus magistralibus, scilicet birreta aut mitras in capitibus et scapularia aut capucia in collo deferendo.

mit gegittertem Kragen. All die Auswüchse der Mode, wie nackter Hals, Zaddeln, geschnürtes Koller, grosse Ausschnitte, gefältelte Brusthemden oder zerschnittene Läze und zweifarbige Schuhe wurden vielfach untersagt, aber gleichwol weitergetragen.



Initiale aus dem 14. Jahrhundert.

5. Die kriegerische Tracht.

Vierzehntes Jahrhundert.

Ohne Zweifel gehen bürgerliches und kriegerisches Kostüm Hand in Hand; es sind Zwillingsbrüder, die sich unwillkürlich auf die gleiche Art gebärden.

Die Umwandlung der Rüstung begann ebenfalls erst gegen das vierte Jahrzehnt dieser Epoche; bis dahin behielt sie noch den Charakter, den sie im 13. Jahrhundert angenommen hatte. Das Panzerhemd reichte fast bis zu den Knieen und führte enge, seltener weite Aermel, die mitunter sich über die Hände erstreckend in Fausthandschuhe übergingen, ferner eine Kapuze, die den Kopf samt Kinn und Genick beschirmte. Zuerst bedeckte man den Scheitel mit einer dicken gesteppten Müze, zog dann die Kapuze, das »Härsenier«, darüber, nahm den Zipfel, der vorn am Ausschnitte der Kapuze hing, die »Fintaille«, über das Gesicht herauf und stülpte schliesslich den Helm über den Kopf. Wie die Kapuze über der Müze, so lag das Ringelhemd am Oberkörper auf einem mit Baumwolle oder Werg ausgepolsterten Futterwamse, dem »Gambeson«; ferner sass auf der Brust zwischen Wams und Brünne eine eiserne Platte. Ebenmässig waren auch die Beine mit Ringelhosen, den »Streichhosen«, die man oben an einen Gurt unter der Brünne festband, verwahrt. Ueber die Rüstung kam der Waffenrock zu liegen, jenes ärmellose Kleid, das unten auf beiden Seiten und wol auch vorn und hinten bis zur Hüfthöhe aufgeschnitten war, um beim Reiten nicht zu hindern. Zugleich hatte man angefangen, die Rüstung an einzelnen Körperteilen, wie an Knieen, Schienbeinen, Achseln und Ellbogen, durch Schienen aus Leder, das in Oel gesotten und mit eisernen Knöpfchen oder Blechen verstärkt war, besonders zu schüzen. Der Hang zum Verengen wie zum Verstärken der Rüstung durch besondere Platten war die Ursache im physiognomischen Wechsel der ritterlichen Tracht.

Das Ringelhemd wurde kürzer und zog sich von den Knieen in die halben Schenkel hinauf (Taf. 6. 8. 9. 11). Sonst fuhr man fort, die Büste nach dem alten Systeme mit Koller und Brustplatte zu bewehren; aber Hemd wie Koller wurden so scharf auf den Körper gepasst, wie man es zuvor niemals gesehen hatte (109. 1). Auch der Waffenrock folgte

Fig. 108.

1. 2. 4—10. Wehrgehenke. 3. Herzog Albrecht III. von Oesterreich mit dem Zopf (Glasgemälde in St. Eberhard in der Breitenau, Steiermark). 11. Lendner mit Topf- oder Stechhelm. 12. Lanzenklinge. 13. Topfhelm. 14. Topfhelm mit Scharniervisier. 15. Helm mit niedergeschlagenem Visier. 16. Visierhelm mit Kinnstück. 17. Gewöhnlicher Steigbügel. 18. Steigbügel für geschnäbelte Eisenschuhe. 19. 20. Sporen.

dem engen Rocke der Bürger; er wurde kürzer und enger und endlich zu einem faltenlos anschliessenden Kleide (108. 11. Taf. 6. 6-11); in dieser Form nannte man ihn »Lendner« oder »Lendenier«. Der Lendner deckte obenher die Achseln und unten den Unterleib; seine Ränder waren häufig nach der Mode in kurze Laschen ausgeschnitten. Im

allgemeinen beliess man den Lendner völlig schmucklos und einfarbig, blau, rot, schwarz, oder wie sonst das Wappen seines Herrn tingiert war, aber man stellte ihn immer mehr aus festerem Stoffe her und verstärkte ihn mit Nagelköpfen, sezte auch die Brustplatte, die sonst unter dem Ringelhemde lag, aussen auf den Lendner, da bei der scharfen Einschnürung desselben ihr Druck auf die Brust nicht auszuhalten gewesen wäre. Doch kam man allgemach dazu, den Lendner ebenso, wie sonst den Waffenrock, mit Wappenbildern zu schmücken und förmlich damit zu übersäen. Nicht lange und man stellte den Lendner aus hartem Leder her; seine Starrheit wurde dadurch so gross, dass man sich genötigt sah, ihn in Taillenhöhe auseinander zu schneiden und in Koller und Schoss zu trennen, beide Teile aber auf einem untergelegten Reife wieder zusammen zu nieten (Taf. 6. 7). Die Arme waren in die Aermel des Ringelhemdes eingeschlossen, ebenso die Beine in die Ringelhosen. Jezt fügte man über Ober- und Unterarme völlige Röhren, die je aus zwei in Scharnieren gehenden Halbröhren bestanden und seitwärts oder hinten verschnallt wurden. Jedoch schüzte man Arme und Beine vielfach nur an der Aussen- und Vorderseite. Die Ellbogen versah man mit besonders angepassten Schienen oder Kacheln, den »Mäuseln«, welche die Dienste von kleinen Schilden in der Lücke zwischen Ober- und Unterarmröhren besorgten. Ebenso verfuhr man an den Beinen und Knieen. Zum Schuze der Hände besezte man die ledernen Handschuhe aussenher auf dem Rücken mit Blechen, die über den Fingergelenken gegliedert waren, und versah sie überdies mit kurzen Stulpen, um keine Lücke zwischen ihnen und den Armröhren zu lassen. Nach demselben Systeme panzerte man auch die Füsse; man legte einzelne Streifen quer über den Fussrücken und zwar dergestalt mit den Rändern übereinander, dass sie sich während des Gehens ineinander schieben konnten. Den Schuhschnabel aber liess man vorläufig noch ungepanzert. Ebenso brachte man vor den Achselhöhlen kleine Rundscheiben an. Immer mehr kam man dazu, statt der Lederschienen mit Eisenverstärkung ganz aus Eisen geschmiedete Stücke zu verwenden. Diese Platten sahen freilich anfangs noch roh und ungeschickt aus; die Kacheln hatten die Form von Topfdeckeln; doch lernte man nach und nach, das Eisen durch Hämmern auszutreiben und ihm eine passende Form zu geben.

Auch der Kopfschuz verfiel der Umwandlung. Sonst hatte man den Helm auf die Ringelkapuze gesezt; jezt liess man von der Kapuze nur jenen Teil übrig, der den Hals samt der oberen Brust einhüllte, und schnürte ihn an das Bassinet über dessen unterem Rande fest. Die Verbindung geschah dadurch, dass man oben an dem Ringelschuze Oesen anbrachte, diese durch entsprechende Löcher im Helme steckte und dann aussen einen dicken Draht hindurchzog (Taf. 6. 5-10). Die Beckenhaube, anfangs unten gerade abgeschnitten (Taf. 6. 8), liess man mit einem senkrechten Fortsaze über Ohren und Genick herabsteigen; das Gesicht konnte unbedeckt bleiben, da man im Kampfe den Topfhelm über den Kopf stülpte. Dieser doppelte Kopfschuz aber hatte seine Unbequemlichkeit;

man liess den Topfhelm weg und ermöglichte den Gesichtsschuz durch ein Visier, das man an der Kesselhaube anbrachte (Taf. 6. 9). Dies Visier hatte anfangs die Form einer Eisenmaske, in deren Mitte sich ein kegeliger Buckel erhob, um die Nase zu beherbergen. Vor dem Munde und jedem Auge war ein wagrechter Spalt angebracht und das Visier auch sonst noch mit kleinen Löchern durchbohrt, um der Luft den Durchzug zu verstatten; man öffnete es aufwärts. Später machte man es rüsselförmig und seitwärts in Scharnieren drehbar, oder schlug es wie sonst nach der Glocke hinauf, indem man es um Zapfen an beiden Schläfen drehte. Dem Kämpfer, der dieses Visier vor dem Antliz hatte, gab es das Aussehen eines Tieres mit spizer Schnauze. Man kam dahin, dem Visiere gelegentlich eine phantastische Gestalt zu geben und es bald wie einen Vogelkopf, bald wie einen Löwenkopf, Schweinsrüssel (108. 15) oder eine menschliche Fraze zu bilden.

Den Gürtel stattete man reicher, als jemals aus; man liebte ihn mit dicken Metallplatten durchaus beschlagen, ausserdem noch mit Edelsteinen und einer mächtigen Schnalle in Rundscheiben- oder sonstiger Form besezt (Taf. 6. 9). Die Mode verlangte ihn tief unter der Taille um die Hüften geschlungen. Rechts hängte man den Dolch, links das Schwert an den Gürtel. Die beiden viereckigen oder in Schildform ausgeschnittenen Ailetten, die man seit 1260 an den Schultern festhakte, um den Hals auf beiden Seiten zu schüzen, verschwanden gegen 1330, als der Topfhelm um den Hals herabzusteigen begann. Um dieselbe Zeit hörten auch die lederstreifigen Brünnen auf.

Es ist begreiflich, dass diese Umwandlungen sich nicht überall gleichmässig vollzogen, und deshalb wol kaum zwei Ritter von ganz gleicher Ausstattung zu finden waren. Wir fügen aus der Limburger Chronik einige Berichte hinzu, die von dem Aussehen der Rüstung um die Mitte des 14. Jahrhunderts Zeugnis geben; der erste gehört in das Jahr 1350. »Item in der selben Zit, da vurgingen die platen in diesen landen, unde di reisige lude, herren, ritter unde knechte furten alle schopen (Joppen, Lendner), panzer unde huben. Item die manirunge unde gestalt von den schupen hatten bescheiden lengde unde di arme wanten (hörten auf) ein spanne vor der asseln oder zwo spanne, unde endeiles hatten nit me dan da man di armeussstiss. Unde hatten siden questen hinden nider hangen, daz was freidicheit (Freudigkeit, Lust am Puze). Item di underwamse hatten enge armen, unde in dem gewerbe (Gelenke) waren si benehet und behaft mit stucken von panzern, daz nante man musisen (miusenier, Armschuz, davon »Mäuseln«).« Und zum Jahre 1351 schildert die Chronik die ritterlichen Herren mit folgenden Worten: »Ein iglich gut man, fursten, greben, herren, ritter und knechte, die warent gewapent in platen unde auch die burger, mit iren wapenrocken darober, zu stormen unde czu striden, mit schoissen unde lipisen, daz zu den platen horet, mit iren gekroneten helmen, darunder hatten si ire kleine ponthuben. Unde furte man ire schilde unde ire tartschen na unde gleven, unde di gekroneten helme furte man uf eine kloben. Unde furten si an iren beinen strichhosen unde darober wide lersen. Auch furten si beingewant, das waren roren von leder gemachet, als armeleder von sarocken gestippet unde isern bockele vur den knien.« Unter »Schoissen« ist wol eine Deckung des Unterleibes zu verstehen, unter »Lipisen« ein Schuzblech zu gleichem Zwecke, und unter »Ponthube« die Bundhaube, jene Polsterhaube, die unter dem Helme getragen wurde und nur das Gesicht freiliess. Der Helm wurde erst zur Zeit der Gefahr aufgesezt und unterweilen von Dienern auf einem Stocke, dem »Kloben«, nachgetragen. Die »Strichhosen« waren die aus Eisenringen hergestellten Hosen und die »Lersen« Lederstrümpfe, die man darüber anzog. Die »Roren«, mit denen man die Beine schüzte, bestanden aus Leder, die für die Arme bestimmten

mitunter auch aus grobem festen Zeuge von Wolle und Linnen, das man »Sarocken« nannte; sie hatten ein Futter von Werg, das durch Steppung festgehalten wurde. Ausschlaggebend für die Rüstung war namentlich ihr hoher Preis. Mancher Ritter legte, um zu sparen, einen alten Harnisch an, den er geerbt hatte, entweder ganz oder teilweise, und griff nur im Notfalle zu neuen Stücken, wie denn die Ritterschaft damals in ihren Glücksgütern zurückzugehen anfing.

Ein grosser Fortschritt war es, als man die einzelnen Rüststücke durch schmälere Zwischenglieder, die sich leicht verschieben liessen oder doch beweglich waren, zusammenschloss und dadurch gleichsam die Härte des Eisens mit der Geschmeidigkeit des Leders verband. So befestigte man unten an dem Lederkoller einen kurzen Rock von Ringelmaschen und bedeckte diesen der Quere nach mit eisernen Schienen oder mit Schuppenblechen, die sich wie Dachziegeln übereinander legten (109. 1). Ebenso ersezte man den Rest der Ringelkapuze, die an dem Helm angeschnürt war, durch einen geschienten Halsschuz, je eine Schiene für Kinn und Kehle, oder trug diesen Rüstteil im Ganzen zugeschmiedet (110. 3. 4). Und so fügte man überall, wo sich Lücken zeigten, Zwischenglieder aus schmalen Schienen ein, die verschiebbar waren und also schüzten ohne zu hindern. Das Lederkoller ersezte man gegen 1400 durch einen Kürass; der erste Versuch dazu war jene Platte aus Eisen, welche die Mitte der Brust unter oder über dem Lendner bedeckte; diese Platte dehnte man zu einem völligen Brustschilde aus und fügte endlich zu diesem Brustschilde noch einen Rückenschild, die beide bis zur Taille herabstiegen und seitwärts zusammengehakt wurden (Taf. 10. 1. 4. 5). Alle Teile fügten sich ineinander und wurden derart verbunden, dass sie ein zusammenhängendes Gehäuse bildeten, welches den Mann von Kopf bis zu Fuss einschloss (109. 1). Da fand weder Schwert noch Spiess die Möglichkeit einzudringen; darum veränderte man die Schwertklingen und erfand eigene Panzerstecher, nämlich ganz schmale dreikantige Klingen, oder versah die Hellebarden mit einem Haken, um damit die feindliche Rüstung aufzubrechen.

Von der alten Schuzrüstung, oder, wenn man so sagen will, von den ritterlichen Windeln war nichts mehr übrig, als der kleine Haubert ohne Aermel oder mit Halbärmeln und der untere Schoss der Kapuze. Auch der lange Lendner verschwand nach und nach und machte dem Koller Plaz, jenem Wamse aus Sohlleder, das bis zur Taille reichte, weite Armlöcher hatte, im Rücken verschnürt und untenher mit einem hinten verschnallbaren Gurte zusammengefasst wurde.

Schwer zu sagen ist, welche Art von Lendenier der Limburger Chronist meint, indem er schreibt: »1371. Item in derselben zit, da giengen an di Westfelischen lendeniere. Di warenn also, daz ritter, knechte unde reisige lude furten lendeniere unde gingen an der brost ane, hinden uf dem rucke hart zugespannet unde wanten also verre, als die schufe (?) in[1] lang was, unde was hart gesteppet, binah eines fingers dick. Unde quam daz uss Westfalenlande.«

Den Topfhelm hatte das 13. Jahrhundert als ein oben abgeflachtes Gefäss überliefert; jezt stieg dessen oberer Teil, die Kappe, in die Höhe, dass er den Schädel fast um Kopfeslänge überragte, und wölbte sich

[1] Oder sollte es Schuffeny heissen, wie in andern Ausgaben steht.

wie ein halbes Ei (108. 13. 14), indem er der Form der kleinen Beckenhaube folgte, über die er aufgesezt wurde; mit seinem Kübel aber stieg er immer weiter herab, so dass er nach der Mitte des Jahrhunderts auf den Achseln sass und am Harnische vorn und hinten befestigt werden konnte. Vor den Augen hatte er zwei wagerechte Einschnitte, oder zwischen Kappe und Kübel einen durchgehenden Spalt, der von einer senkrecht auf den Helm genieteten Spange in der Mitte überkreuzt wurde. Der Sehschnitt war oft mit Messing eingefasst und der ganze Helm bald blank poliert, bald vergoldet, bald heraldisch bemalt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts versah man den Topfhelm, ähnlich wie die Kesselhaube, mit einem beweglichen Visiere oder »Helmfenster«; dies bedeckte entweder unter dem Sehspalte Mund und Kinn (108. 14), oder nahm auch noch den Sehspalt auf.

Immer mehr in Schwang kamen die sogenannten Zimierden, jene Aufsäze, die man oben auf dem Topfhelm anschraubte (Taf. 10. 1. 6. 11). Man konnte nichts Wunderlicheres erfinden; da gab es Ungeheuer aller Art, die auf ihren Hinterpranken aufgerichtet waren, Köpfe von Hirschen und Elefanten, menschliche Figuren, die mit halbem Leibe aus einem Wulst über der Kappe emporstiegen, ja einzelne Arme und Beine, die in die Luft ragten, und deren Höhe noch durch darüber angebrachte Gegenstände vergrössert wurde; da gab es sogar Windmühlen auf ihren Hügeln; und das alles noch in Gesellschaft von sonstigen Gegenständen, namentlich von einem Paar Flügel oder Hörner, die zur Seite aufgepflanzt waren. Der Ritter mass dadurch zwei Fuss und mehr über seinen Kopf hinaus. Es muste dieser Aufpuz keine leichte Last gewesen sein, obgleich er nur aus gesottenem Leder oder bemaltem Kartone hergestellt war. Aber das war noch nicht alles; man bereicherte den Aufsaz noch mit sogenannten »Helmdecken«, die man dergestalt um Helm und Zimierde legte, dass die Fuge zwischen beiden, sowie die Schrauben und Schnüre verdeckt wurden. Diese Decken, anfangs nur klein, später grösser, glichen Schleppen von ausgezacktem Stoffe, und stiegen bis an den unteren Rand des Rückens herab. Es muss ein seltsamer und furchterregender Anblick gewesen sein, solch ein Ritter, wann er so mit maskiertem Gesichte, dem mächtigen Kopfpuze und der flatternden Helmdecke auf seinem schweren Streithengste, die Lanze zum Angriffe eingelegt, daherspreng te. Dagegen begnügte man sich, auf den Visierhelm, falls man überhaupt etwas darauf anbrachte, einen Busch von aufrechten Federn, namentlich von Pfauenfedern, oder nur einen Schmuckknopf zu sezen.

Wir bemerken in den Abbildungen des 14. Jahrhunderts nicht selten Helme, die mit einer Krone geschmückt sind und auch in den Chroniken werden gekrönte Helme erwähnt. Die Krone muss anfangs eine besondere Würde bezeichnet haben, denn wir bemerken sie um diese Zeit nur bei dem hohen Adel; erst in der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts steigt sie auch auf die Helme des niederen Adels herab. Urkundlich ist darüber bis jezt nichts nachgewiesen, doch scheint es, dass ein gekrönter Helm nur solchen Herren zustand, die eine bestimmte Anzahl von Pferden stellen konnten, dass also der Ausdruck »gekrönter Helm« etwas ähnliches bedeutete, wie »Rittergläfe«.

Neben dem Visier- und Topfhelme gab es noch einen dritten Helm, den man »Eisenhut« nannte. Er bestand aus der kleinen Kesselhaube, die untenher mit einem stark vorspringenden, etwas abwärts geneigten Rande umgeben war (39. 11, 71. 11, 110. 8. 22).

Je mehr die Rüstung sich entwickelte, desto überflüssiger wurde der Schild, der denn auch fast ganz aus dem kriegerischen Arsenale verschwand, doch stets noch bei Turnieren verwendet wurde[1]. Er war ziemlich klein und in seiner Grundgestalt meist dreieckig, obenher gerade, seltener auf- oder abwärts geschweift (69. 12. 13), an den Seiten aber gebogen; dabei kam er sowol als ebene Platte wie als Halbcylinder vor, und nicht selten unten nach der Truzseite hin vorgebogen (111. 3). Dann führte man noch Schilde, die von der dreieckigen Hauptform abwichen und sich einer viereckigen näherten; solche Schilde nannte man »Tartschen«, ein Name, der früher jedem Schilde zukam, da er von allem Anfange an nichts weiter bedeutete, als Schuzwehr. Die Tartsche hatte gewöhnlich oben an der rechten Seite einen Ausschnitt (111. 12), in welchen man das hinter der Brechscheibe liegende Stück der Lanze einsezte. Meist waren die Schilde innen gepolstert und am oberen Rande mit einem verschnallbaren Riemen besezt, aussen aber mit Leder, Pergament oder Leinwand überzogen und hier bemalt, sowie mit dem Wappen des Eigners farbig oder plastisch ausgeschmückt.

Als die Panzer sich umgestalteten, veränderten sich auch die Schwertklingen; man machte sie jezt vorn spizig, was früher für unritterlich galt, und versah sie auf beiden Seiten längs ihrer Mitte mit einer Gräte; ja man machte sie drei- oder vierkantig und so besser geeignet, die Platten der gegnerischen Rüstung auseinander zu sprengen. Die kantigen Schwerter nannte man »Pörschwerter«, d. i. Bohrschwerter. Anderseits bedurfte man auch Schwerter, die zu einem gewichtigeren Hiebe taugten, und formte an solchen die eine von beiden Schneiden zu einem breiten Rücken um. Die Parierstange, die man schon im 13. Jahrhundert zumteile abwärts gebogen, wurde im 14. wieder gerade gemacht, gegen Schluss dieser Epoche aber wieder vorwiegend gekrümmt. Die Hülse verjüngte man mit der Zeit immer mehr gegen den Knauf hin, umflocht sie mit Lederschnüren oder umwickelte sie mit Draht (108. 2. 4—7). Der Knauf war bald kugelig, bald oben oder seitlich abgeplattet, zulezt pilzhutförmig (108. 5). Des Dolches bediente man sich im 14. Jahrhundert vergleichsweise selten; man stellte, als die Plattenrüstung aufkam, seine Klinge ebenfalls dreikantig her, um damit die schwachen Stellen der Rüstung leichter durchbrechen zu können, und nannte ihn in dieser Form »Panzerbrecher«.

Die Art, das Schwert zu befestigen und zu tragen, wechselte mit dem Wechsel der Rüstung. Bis jezt hatte man Gürtel und Wehrgehenk dergestalt zusammengesezt, dass man sich des einen ohne des andern nicht entledigen konnte. Um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert benuzte man zur Befestigung der Scheide ein breites,

---

[1] Wie wenig der Schild damals gebraucht wurde, geht aus einer Bemerkung der Limburger Chronik zum Jahre 1380 hervor, die dahin lautet, dass Ritter, Knechte, Bürger und reisige Leute weder Tartschen noch Schilde trugen und sich unter hundert sonst wohlbewaffneten Leuten nicht eine Tartsche noch ein Schild befand.

starkes Lederband, das man oben mit einer Schlinge um den Waffengurt schloss und vernietete (108. 6), unten aber in zwei Zungen aufschnitt, an jeder Zunge wiederum in kleinere, dann mit der ersten Partie die Scheide oben, mit der lezten weiter unten umwickelte, derart, dass die Scheide in einer sehr schrägen Lage festgehalten wurde und ihr unteres Ende von der Ferse fern blieb. Allgemach begann man, beide Teile getrennt herzustellen und den eigentlichen Schwertgurt mit Haken an den Leibgurt einzuhängen, so dass man ihn nach Belieben abnehmen konnte. Seine beiden Enden wurden mit einem freistehenden Ringe versehen; beide Ringe kamen an die Scheide zu stehen, der eine oben auf die vordere, der andre weiter unten auf die hintere Schmalkante (108. 2), an die sie mit einem Zwischenringe festgeschlossen wurden. Diese Anordnung sicherte dem Schwerte bei jeder Körperstellung eine seinem Gewicht entsprechende Neigung. Koppel wie Gurt führten eine eigene Schnalle. Zu keiner Zeit trug man so reich ausgestattete Wehrgehenke, wie damals; sie waren mit Metallplättchen belegt oder reich bemalt und vergoldet, auch mit Seide überzogen und gefüttert. Man darf sie nicht mit dem ebenso ausgestatteten Gürtel verwechseln, der als Standesabzeichen auch ohne Waffen und Rüstung über dem bürgerlichen Rocke getragen wurde (76. 1).

Zu gleicher Zeit gab es noch eine zweite Art, die Scheide zu befestigen; man umfasste sie nur mit einem Teile der Koppel, während man an das Ende des andern Teiles die Schnalle sezte (108. 7. 8). Den ersten Teil schlizte man in mehrere Zungen, legte die untere davon zu einer Schlinge um die Scheide zusammen und schloss die Nachbarzunge an die Schnalle; neben ihr, durch ein Beschläg mit ihr vereinigt, sass eine dritte Zunge, eine Sonderzunge, die ihrerseits wieder in zwei schmale, lange Zungen gespalten war; mit diesen umwickelte man nun die Scheide in entgegengesezter Richtung oberhalb der ersten Umwindung, steckte sie durch kleine Schlize im Körper des ersten Koppelstückes und verknotete sie auf dessen Innenseite miteinander.

Auf solche Weise befestigte man die Scheide, solange der alte bequeme Waffenrock in Mode blieb, gab sie aber auf, als der hartanschliessende Lendner aufkam und schloss nun die Scheide mit Kettchen an die Koppel. Auch legte man die Koppel nicht mehr schräg von der Taille rechts nach der linken Hüfte herab an, sondern wagrecht. Die Scheide hatte zwei untereinander sizende Beschläge (108. 5); das obere Beschläge führte an jeder Schmalkante, vorn wie hinten, zwei Ringe, das untere Beschläge nur hinten. Die unteren hinterwärts gekehrten Ringe schlossen sich mit einigen Gliedern an einen kurzen Riemen und dieser ging nach einem Bügel am Waffengurte hinauf, an den er angeschnallt wurde. Von den beiden oberen Ringen der Hinterkante aus schlossen sich zwei kurze Kettchen gleichfalls an diesen Riemen an. Aehnlich mit Gliedern und Riemen waren die zwei vorderen Ringe mit dem Waffengurte verbunden. Die Riemen waren von verschiedener Länge; dadurch wurde das Schwert gezwungen, sich nach vorn zu neigen, ohne sich werfen zu können. Man musste beide Riemen abschnallen, wenn man das Schwert weglegen wollte.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts nahm man das Schwert vornhin vor die Mitte des Leibes. Durch seine Länge machte es sich hier indes lästig; man schnallte deshalb, wenn man zu Pferde stieg, das ganze Wehrgehenke ab und hing es an den Sattelbogen; wenn man Sturmleitern zu erklettern hatte, verschob man es dergestalt am Körper, dass das Schwert auf den Rücken zu liegen kam.

Als gegen den Schluss dieser Epoche der aus Schienen gebildete Schurz üblich wurde, legte man die Schwertkoppel wieder schräg von der rechten zur linken Hüfte herab und befestigte sie auch wie sonst an dem Riemen, der um die Taille lag (108. 4). Die Koppel war nun selbst von Metall geworden; sie bestand aus einzelnen Metallplatten, die mit Scharnieren aneinander hingen und keine lederne Unterlage hatten; auch wurde sie nicht mehr mit einer Schnalle geschlossen, sondern mit einem Haken und einem Knebel. Das Schwert selbst wurde im grossen und ganzen noch nach der zulezt beschriebenen Weise befestigt, aber mit völligen Kettchen, die mittels federnder Haken in zwei Ringe an der Koppel eingriffen. Den Dolch hängte man mit seinem Federhaken einfach an einen ähnlichen Ring.

Schon um den Schluss des 13. Jahrhunderts wurde es Brauch, das Schwert, damit es im Kampfgetümmel nicht in Verlust geraten könne, mit einem Kettchen an einen Haken zu fesseln, der oben auf

der rechten Seite in der Gegend der Warze aus der Brustplatte oder dem Koller hervorragte. Man heftete das Kettchen unten am Knauf oder Gefässe sowie oben am Haken mit einem verschleiften Lederbügel oder federnden Ringe an. So verkettete man auch den Dolch, diesen aber gewöhnlich an einem Haken über der linken Warze, so dass beide Fesseln sich kreuzten (Taf. 6. 11). In ähnlicher Weise sicherte man den Streitkolben.

Die Sitte, ein Kleidungsstück über den Harnisch zu legen, blieb allgemein; das Kleid war entweder der Tappert, der an beiden Seiten offen stand, wie eine Dalmatika, oder ein Rock mit grossen Aermeln, die nicht selten von den Schultern bis auf den Boden herabfielen. Um 1400 pflegte man nach der herrschenden Mode alle Säume daran in Zacken auszuschneiden. Ueber diesen Rock schlang man den weiten auf die Hüften herabfallenden Gürtel, der mit Schellen behängt war.

Man sieht auf den Grabmälern des 13. und 14. Jahrhunderts zuweilen ritterliche Figuren dargestellt, deren Beine gekreuzt sind; es soll damit angedeutet werden, dass solche Ritter Kreuzfahrer gewesen.

Eine Beschreibung der zahlreichen Angriffswaffen ist im folgenden Abschnitte eingeschaltet, einmal um das Material nicht zu zerstreuen und ein geschlossenes Bild liefern zu können, dann auch, um nichts wiederholen zu müssen. Nur des gemeinen Kriegsvolkes sei hier noch gedacht.

Ein Nürnberger Chronist, Ulman Stromer, liefert uns um 1370 eine Beschreibung von den dortigen Stadtsoldaten: »und hetten dick jopen an und spiss und armbrust«. Bessere Krieger trugen den Ringelhaubert mit Kapuze und ein Koller von Leder oder Büffelhaut darüber, sowie lederne Röhren an den Armen, die am Ellbogen durch Riemen oder Schnüre zusammengehalten wurden. Statt der Lederhülsen verwendeten sie auch eiserne Stäbe, die senkrecht oder gitterförmig den Oberarm umschlossen. Dazu kam noch eine Beckenhaube von Leder oder ein Eisenhut. Ein Wams ohne Aermel, aber mit Hosen und Strümpfen im Ganzen hergestellt, ähnlich wie unsre heutigen Knabenanzüge, musste den Dienst eines Panzers versehen; es war aus Leinwand, leicht gepolstert, oben an der Brust, sowie vor dem Unterleibe und ebenso in der Kniekehle mit eisernem Maschengewebe verstärkt[1]. So gab es auch gesteppte Jacken, die in den Armgelenken mit Stückchen von Ringelmaschen gesichert waren. Der Schild des Fussvolkes, falls dieses überhaupt mit einem solchen versehen war, bestand in der kleinen Kreistartsche, die es am Gürtel festgehakt mit sich führte.

[1] Das baierische Nationalmuseum zu München besitzt einen solchen Anzug, der fast noch unversehrt ist.

Taf. 10. 1. Johann von Linden 1394. 2. Herzog von Baiern unbekannten Namens 1430—1470. 3. Albrecht III. Achilles von Brandenburg 1475. 4. Ludwig von Hutten 1414. 5. Martin von Seinsheim 1434. 6. Herzog Ludwig von Baiern 1449. 7. Ritter von Arnstadt (mit Bunthaube, die unter dem Bassinet getragen wurde). 8. Ritter in Halbrüstung. 9. Ritter in gewöhnlicher Kriegstracht (8. 9. Ende des 15. Jahrhunderts). 10. 11. Turnier mit stumpfen Schwertern.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Initiale aus dem 15. Jahrhundert. In den Arabesken der Initialen machte sich damals dieselbe Auflösung bemerklich, die in dem Kostüme stattfand. Ohne inneren Zusammenhang wurden alle erdenklichen Wesen: Menschen, Vier- und Zweifüssler, Drachen, Schnecken, Masken und Pflanzen nur gerade so verwendet, wie es nach dem Raume bequem war. Dazwischen tauchten die schwarzen Gitter- und Rankenverschlingungen auf, die sich später der Initialen durchaus bemächtigten und in der sogen. Schwabacher Schrift ihre höchste Entfaltung erreichten.

Fünfzehntes Jahrhundert.

angsam und schwankend entwickelte sich aus den einzelnen Stücken, durch welche Panzerhemd und Koller ersezt wurden, die völlige Rüstung, die den Mann, wie den Krebs sein Panzer, von oben bis unten lückenlos umschloss.

Der Kürass bestand nun zum öftesten aus vier oder mehr Hauptstücken, nämlich aus Sonderschilden für Brust und Bauch, für Rücken und Lenden. Der Brustschild war entweder im Ganzen geschmiedet (109. 2. 4), oder bestand aus zwei, manchmal auch aus drei gewölbten Platten; die unteren waren an ihrem oberen Rande links und rechts im Bogen eingeschnitten, so dass ihr Mittelstück, spiz oder abgestumpft, sich hinauf über die Magengrube legte (109. 8). Diese Stücke nannte man das »Geschiebe«, da sie gewöhnlich nach obenhin sich untereinanderschoben, wenn man sich bückte. So war auch der Rücken bedeckt (109. 9); doch schoben sich hier die Platten nach untenhin übereinander. Die oberen Platten auf Rücken und Brust wurden auf den Schultern oder der Halsberge, alle aber an den Seiten zusammengeschnallt. Der Brustschirm zeigte manchmal über seiner senkrechten Mitte einen schwachen Grat (109. 4) und auf der rechten Seite einen starken Haken, in den man die Lanze einlegte. Unten an den Panzer schloss sich als Schirm für den Unterleib ein kurzer Schurz aus mehreren Querschienen, die häufig an der oberen Kante gleichfalls geschweift waren und sich hier übereinander schoben. Dieser Schurz war nicht durchweg üblich; oft musste hier der Schoss des Ringelhemdes genügen (Taf. 10. 1. 4. 5). An die Leibeisen oder den Ringelschurz wurde rechts und links ein Geschiebe von mehreren kleinen Schienen angeschnallt, welches Hüftgelenke und Lenden bedeckte (109. 17). Diese Lendenschirme nannte man wegen ihrer Gliederung in der Art eines Krebsschwanzes »Krebse«. Aehnlich wie der Unterleib erhielt der Hals seine besonderen Reifen (109. 3), und auf jede Achsel kam ein passend gegliederter Schirm zu liegen. An das Achselstück schloss sich die Armrüstung an, eine Hülse aus Halbcylindern für Ober- und Unterarm und dazwischen die Ellenbogenkachel oder »Mäusel«. Die Armschienen bedeckten den Arm wenigstens aussenher und waren dann gewöhnlich

innen am Arme verschnallbar; sonst aber wurden beide Halbcylinder, die mit Scharnieren aneinanderhingen, mit Haken oder Schnüren geschlossen (109. 1. 2). Die Kachel erhielt am oberen wie unteren Rand einen kurzen halbcylindrischen Ansaz (109. 2), der den Arm aussenher, sowie die Fuge zwischen ihr und den Armschienen verdeckte. Nun aber befand sich in der Armbeuge sowol wie an der Achselgrube noch eine Lücke, die nur durch das Panzerhemd oder das gesteppte Unterwams ausgefüllt wurde. Zuerst sezte man aussen an die Armbeuge, sowie vor die Achselhöhle eine kleine Rundscheibe oder »Rose« (109. 2. 4), gab jedoch die Armrose bald auf und trieb die Kachel selbst an der entsprechenden Stelle zu einer Art von Ohrmuschel aus, die den Dienst der Rose versah. Auch machte man die Armschienen dadurch geschmeidiger, dass man sie gliederte; dies geschah zuerst in der Nähe der Achselstücke. Ganz ähnlich verfuhr man an den Beinen. Auch die Kniekachel erhielt oben wie unten einen geschienten Fortsaz und aussen eine Muschel zum Schuze der Kniekehle (109. 7. 12. 13). Der Unterschenkel wurde völlig von der Blechhülse umschlossen, deren beide in Scharnieren gehende Hälften, Schienbein und Waden beckend, zusammengehakt wurden; der Oberschenkel aber wurde nur vorn geschüzt, weil das starre Eisen hinterwärts den Siz zu Pferde erschwert haben würde, ein Nachteil, der sich nicht bemerklich machte, solange der Schenkelschuz aus Lederhülsen bestand. Diese Oberschenkelschiene nannte man »Dieling«; über sie herab legte sich der am Schosse hängende geschiente Lendenschurz, der »Krebs«. Die vordere Schiene am Unterschenkel wurde mit einem gegliederten Schirm über den Fuss fortgesezt, und dieser Schirm, der anfangs nur das Fussblatt bedeckte, allmählich in einen völligen Schuh mit geschientem Blatt und ganzer Sohle verwandelt, der nach der Mode lang geschnäbelt war. Den Schnabel pflegte man vielfach ganz wie bei dem bürgerlichen Schuh durch ein Kettchen festzuhalten; das Kettchen wurde in Ringe eingehakt, von welchen einer auf der Spize des Schnabels, der andre an der Kachel gerade vor der Kniescheibe sass. Später richtete man den Eisenschnabel so ein, dass er beliebig angesteckt und abgenommen werden konnte (113. 6. 7).

Die Rüstung, die für den Krieg bestimmt war, wurde anfangs aus blankem oder poliertem Eisen geschlagen, weshalb man sie auch »lichten Harnisch« nannte; bei Lanzenbrechen und Turnieren bediente man sich der Harnische aus brüniertem Eisen oder solcher, die farbig lackiert und stellenweise vergoldet waren. Die Industrie gedieh erst allmählig so weit, um so schöne ciselierte und damascinierte Rüstungen herzustellen, wie man sie jezt beinahe in allen Altertümersammlungen sehen kann. Die Rüstung empfing ihren Schmuck zuerst allein vom Hammer; Einlagen von Email, Perlen und edlen Steinen waren der äusserste Grad von Luxus, den man anzubringen wusste. Es würde schwer sein, allen Wandlungen zu folgen, die jeder Teil der Rüstung für sich durchmachte. Deutsche, Franzosen, Schotten, Spanier und Italiener, alle trugen den Harnisch nach der Mode ihres Landes, entliehen aber den fremden Moden solche Stücke, die ihnen besser zusagten. Diese Mischung liess keine einschneidenden

Fig. 109. 1—10 Rüstungen aus dem 15. Jahrhundert. 1. Kunz Haberkorn 1421. 2. Peter von Stettenberg 1428. 3. Gottfried von Eppstein 1437. 4. Georg von Seckendorf 1444. 5. 6. Barthaube von vorn und von der Seite. 7. Beinrüstung. 8. Brustharnisch. 9. Rückenharnisch. 10. Armrüstung. 11. Hut zu Fig. 4. 12. 13. Kniekacheln. 14. Riegel am Halsschirme von Fig. 15. 15. Hans von Ingelheim 1480. 16. Wilhelm von Ellrichhausen. 17. Volle Plattenrüstung (Krebs) mit Schnabelschuhen. 18. 19. Konrad von Schaumberg.

Fig. 109.

Unterschiede aufkommen, aber sie macht es schwierig, ihr beschreibend zu folgen; ebenso schnell wie eine Verbesserung von einigem Werte in einem Staate aufgetaucht war, wurde sie auch in den andern angenommen. Zuerst waren es die italienischen Fabriken, namentlich die von Mailand, die, im Besiz eines europäischen Rufes, die Modelle zu den Rüstungen aller Länder lieferten. Dann gewannen die deutschen Waffenschmiede den Vorrang. Von den gegliederten oder sogenannten Schienenrüstungen kamen die besten und schönsten, die es giebt, aus den Waffenschmieden diesseits des Rheines. Für den Charakter der deutschen Rüstungen wurde der gotische Stil entscheidend; den Spizbogen wusste man sehr gut an den einzelnen Platten zu verwenden, ebenso die reiche Blattornamentik, die durchbrochenen Rosen, die nach einem Punkte zusammenlaufenden Rippen. Alle Teile wurden mit Kannelüren gerippt und überall, wo es anging, mit einem feinen Ranken- und Linienmuster aus Messing verziert, was auf dem blanken Stahle sich prächtig ausnahm. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts gab es der Rüstungen mancherlei; aber alle waren Ableger des nämlichen Systems und alle den verschiedenen Forderungen des grausamen Krieges wie des festlichen Turnieres angepasst.

Nachdem man gelernt hatte, den Stahl mit dem Hammer dergestalt auszutreiben, dass er federte, ohne von seiner Härte einzubüssen, seitdem gelang es, Rüstungen herzustellen, die zugleich leicht und völlig deckend waren. Brust- und Rückenplatten passten jezt besser auf den Körper; statt der gegliederten Schulterstücke gab es nun auch im Ganzen getriebene Schalen (109. 15—19), die soweit herabstiegen, dass die Achselhöhlen vorn und hinten zugedeckt wurden; den gegliederten Krebs über den Oberschenkeln ersezte vielfach eine grössere Platte; die Stulpen an den Handschuhen wurden länger; die Ohrmuscheln an den Kacheln verschwanden zumteile. Ueberall, wo es notthat, folgten die Schienen durch eine gefällige Gliederung den Bewegungen des Körpers.

Je vollkommener die Schienenrüstung wurde, desto mehr konnte man des Ringelpanzers als Unterfutter entbehren; man verwendete denn auch nur noch einzelne Teile davon. Die Gelenke, wo eine Bedeckung durch Eisenplatten nicht herzustellen war, wurden durch ein Stück eingesezten Ringgeflechtes geschüzt; unterhalb des Schurzes, zwischen die Krebse, kam eine aus Ringen geflochtene Schamkapsel (109. 15) zu sizen, ebenso in die Hosen ein Boden aus gleichem Maschenwerke, so dass der Ritter im Notfalle nicht die mit Schrauben und Nieten befestigte Rüstung abzulegen brauchte, was ohne fremde Hilfe nicht möglich war. Auch die Halsberge fertigte man wieder häufiger aus Ringelmaschen und zwar in zweierlei Form, einmal als Pilgerkragen, den man »Bischofsmantel« nannte, und dann als Kragen mit Aermelansäzen. In beiden Formen hatte die Halsberge vor dem Hals einen kurzen Schliz, der mit Schlingen und kleinen Knöpfchen geschlossen werden konnte. Der Bischofsmantel kam aus Italien nach Deutschland; er gehörte ursprünglich zur Kriegstracht der Dogen.

Die gotischen Rüstungen aus den ersten Jahrzehnten dieser Epoche waren mit gefingerten »Handtazen« versehen. Für längere Zeit kamen dann auch Fausthandschuhe in Gebrauch, an welchen nur der Daumen beweglich war, bis schliesslich wieder der Handschuh mit getrennten Fingern vorherrschte. Die Finger wurden auf dem Rücken mit sehr kleinen, auf den Futterhandschuh genieteten Blechstücken gepanzert

und nicht selten jene Stücke, die auf den Gelenken sassen, mit kegeligen abgekanteten Buckeln von Messing verstärkt. Die Stulpe war sehr lang und in zwei Halbröhren zerlegbar, um die Hand hindurchbringen zu können; sie wurde durch einen Druckknopf geöffnet und geschlossen. Manche Handschuhe waren mit einer Zapfenschraube versehen, um damit die Hand geschlossen an den Schwertgriff oder

Fig. 110.

1. Bassinet mit Scharniervisier. 2. Bassinet mit Zapfenvisier. 3. Bassinet mit Zapfenvisier, fester Barthaube und Halsberge. 4. Helm mit Scharniervisier und angesezter Halsberge. 5. 10. 13. 18. Schalen mit Visier. 6. Helmlin. 7. 9. 11. 12. Helmlin mit geschienter und beweglicher Halsberge. 8. 22. Eisenhüte. 14. 15. Schalen mit Barthaube. 16. Kriegstopfhelm mit Scharniervisier und unbeweglicher Halsberge. 17. Bicoque oder Kriegstopfhelm mit flachem Visiere. 19. 21. Topf- oder Stechhelme. 20. Kolbenturnierhelm.

den Schaft des Kriegshammers anschrauben zu können. Nach der Mitte des Jahrhunderts brachte man an dem Handschuhe der linken Hand noch ein Schuzblech an, das den Unterarm bedeckte. Diese »Turniertaze« war so geformt, dass sie sich dem Arme aussenher bis zu den Fingerspizen genau anschloss, sonst aber einem flachen Schilde glich; vorn sezte sie sich in einen Stachel fort (113. 8. 9).

In den achtziger Jahren verschwanden die langen Schnäbel an den Eisenschuhen, ebenso die kurzen Spizbogenschnäbel, die etwa seit 1440 neben jenen üblich waren; es kam nun der »Halbholzschuh« oder »Halbbärenfuss« auf, der den damaligen stumpfen Modeschuhen nachgebildet wurde (113. 5); dieser war der eigentliche Schuh der gerippten Rüstungen (113. 14).

Ebenso fand unter den Helmen manche Wandlung statt. An dem Eisenhute, jener Kappe mit breitem ringsum laufenden Schirme (110. 8. 22.), brachte man Sehschlize an, so dass man im Augenblicke der Gefahr den Hut tief in das Gesicht herabziehen konnte (110. 15). Bald darauf verlängerte man den Schirm rückwärts über den Nacken herab und machte ihn spiz. Es waren an sechshundert Jahre her, dass man die Idee, die Hinterseite des Halses durch den Helm zu schüzen, verloren hatte, denn wir bemerken sie zulezt an den Helmen, welche in der Bibel Karls des Kahlen die kaiserliche Leibwache trägt (Taf. 1. 10. 11). Vorn passte man an den Helm ein Visier (110. 5. 10. 13. 14), zuerst fest, dann beweglich; es war ein Schirm, welcher nur dazu diente, die Augen zu bedecken. Den Helmteil, der zuvor Kinnschuz gewesen, machte man zu einem Sonderstücke; man formte ihn zu einer Art von Muschel um, die sich oben bis über die Nasenflügel erhob, unten aber dem Hals anschmiegte (109. 5. 6. 15), sich dann kragenartig über die obere Brust erweiterte, und befestigte ihn mit einer Schraube oder einem Federzapfen auf der Brustplatte (109. 14. 15). Den Helm nannte man »Schaller« oder »Schale«, wol auch »Salade«, die Kinnmuschel aber »Barthaube«. Zwischen Barthaube und Schale blieb nur ein schmaler Spalt übrig, welcher es möglich machte, bequem zu atmen. Indes verstattete der Spalt nebst der Luft auch der Klinge des Gegners den Eintritt; aus diesem Grunde überliess der Ritter in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Schale dem Fusskrieger, für den sie ein besserer Schuz war, da die Hiebe des Reiters ihn meist doch nur von obenher trafen.

Dagegen bildete man nun die Kesselhaube zu einem völlig geschlossenen Visierhelme um. Die Glocke war mehr oder minder kugelig, so dass sie das Haupt bis auf das Gesicht von den Brauen an umschloss; zuweilen zeigte sie über dem Scheitel von der Stirn nach dem Nacken einen niederen Kamm. An die Glocke schloss sich ein Visier, das aus zwei oder drei beweglichen Teilen bestand, aus dem Kinnstücke oder »Kinnreff«, der »Nasenberge« und dem »Fenster«. Das Kinnreff umschloss die untere Hälfte des Gesichtes und wurde seitwärts aufgeschlagen, wenn man den Helm auf- oder absezen wollte (110. 6). Die Nasenberge glich der unteren Hälfte eines Visieres (110. 7); sie hatte Luftlöcher und war um zwei Schläfenzapfen drehbar, so dass

sie auf- und abgeschlagen werden konnte. Drehbar um die gleichen Zapfen war auch das Fenster (110. 7), das der oberen Hälfte eines Visieres glich und zwei Sehschnitte hatte (113. 14). Das ganze Visier nannte man »Mezail«, den Helm selbst aber »Helmlin« oder »kleinen Helm«. Das Helmlin wurde auf ein Kehlstück gesezt, welches die Verbindung zwischen Helm und Panzer herstellte; dasselbe bestand aus mehreren geschobenen Ringen und einem ausgeweiteten Kragen (110. 7) und wurde gleich der Barthaube am Brustpanzer angeschnallt. Die Halsringe waren drehbar, so dass der eingeschlossene Kopf sich wenigstens nach rechts und links bewegen konnte. Das Helmlin galt seit der Mitte des 15. Jahrhunderts als eigentlicher Feldhelm der Ritterschaft.

Bei Turnieren bediente man sich des Topf- oder Kübelhelmes und des Kolbenhelmes. Der Topfhelm stieg nicht mehr wie sonst mit senkrechter Wandung um den Kopf herab auf die Schultern, sondern bog sich in der Augengegend schnabelförmig vor und legte sich mit flacher Wölbung über den Schädel (108. 11. 110. 19). Der Sehspalt lag über dem Schnabel. Bei dem flach zurücktretenden Hirnstücke und dem starken Vorsprunge vor den Augen sah der Helm wie ein Krötenkopf aus, an welchem der Augenschliz das breite Maul vorstellte, weshalb man diesen Helm denn auch kurzweg »Krötenkopf« benannte. Vor allen Helmen kommt diesem der Name eines Stechhelmes zu, da er ausschliesslich nur beim Lanzenstechen aufgesezt wurde; seine Schwere machte ihn zum Felddienst untauglich.

Jener zweite Helm, der gleichfalls nur beim Turniere erschien, aber erst, wenn man mit stumpfen Schwertern oder hölzernen Kolben focht (Taf. 10. 10. 11), war der Kolben- oder Spangenhelm. Er glich so ziemlich dem rundköpfigen Helmlin, dem man statt des Visieres ein starkgebauchtes Gitter aus rechtwinkelig gekreuzten Spangen vorgesezt hatte (110. 20). Beide Turnierhelme wurden auf der Rückenplatte mit einem Haken befestigt, auf der Brustplatte aber mit Schnalle und Riemen.

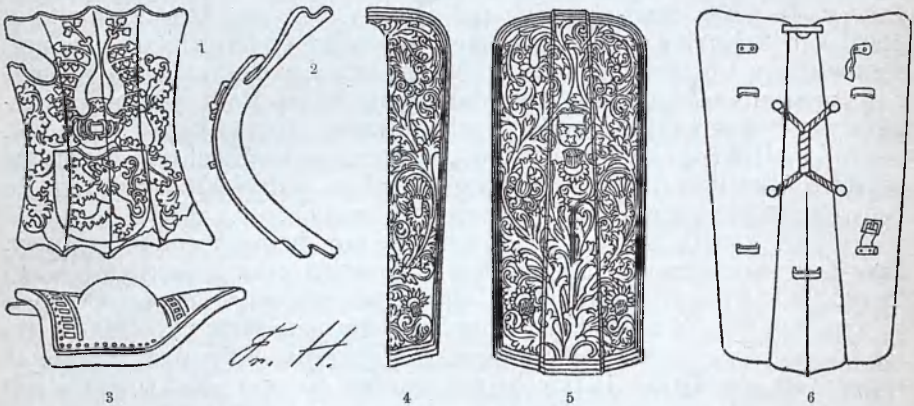
Die Turnierhelme, namentlich den Stechhelm, stattete man noch immer mit den hohen Ziemierden sowie mit der Helmdecke aus; die leztere war nach der Mode gezaddelt oder in mehrfache Bänder zerschlizt, die im Winde sich lustig durcheinander trieben, wann der Ritter zum Kampfe daher sprengte. Die Schlachthelme aber beliess man vielfach ohne jeden Schmuck, höchstens dass man den Schaller seitwärts mit einem Reiherstuz (109. 16), oder den Visierhelm oben auf der Glocke mit einem Busche von aufrechten Pfauen- oder wallenden Straussfedern bepflanzte. Eine Zeitlang blieben noch die Ueberröcke gebräuchlich und nicht selten liess man sogar aus den Fugen der Rüstung die Zaddeln hervordringen, die an dem Unterwamse hingen. Aber die neue Gestalt des völlig geschlossenen Panzers wollte sich mit dieser flatternden Kleiderpracht nicht länger vereinigen lassen; so verschwand denn alles aus der Rüstung, was nicht von Eisen war, und schliesslich war bei einem völlig gepanzerten Ritter nirgends mehr ein Stückchen der bürgerlichen Tracht zu bemerken (113. 2. 14).

Auf manchen Denkmalen, so am Grabsteine Georgs von Seckendorf in der Ritterkapelle zu Heilsbronn (109. 4. 11), finden wir an Stelle des Eisenhelmes einen seltsamen

Hut mit mächtiger Halbkrempe, die entweder vorn oder hinten aufgeklappt ist. Der Hut bestand durchweg aus Pelz oder vielfach zusammengelegtem und durchnähtem Wollstoffe; er muss nicht selten gewesen sein, trozdem er sich selten in den Bildwerken blicken lässt. Noch bis auf die neuere Zeit wurden namentlich am Rhein und in Oesterreich solche Hüte getragen; man nannte sie »Wolfskappen«.

Seitdem die Plattenrüstung für das Feld so brauchbar geworden, sank der Schild in seinem Werte; er wurde meist nur noch bei Turnieren oder als Prunkstück verwendet. Die Tartsche (111. 1. 2) war auf der Truzseite stark eingebaucht, mit Pergament oder Leder bezogen und bemalt. Daneben führte man einen kleinen Rundschild, den »Rundell«, wie er sich schon seit dem 13. Jahrhundert in der Hand der Dienstmannen gefunden hatte; als ritterliche Waffe war er auf der Schauseite meist dekoriert; man hing ihn mit einem kurzen Riemen um den Hals über den Rücken. Dass der kleine Rundschild zumteil auch in der Schlacht

Fig. 111.



1. 2. Turniertartsche mit dem thüringischen Wappen. 3. Reiterschild. 4—6. Seztartschen (Pavesen). 15. Jahrhundert.

gehandhabt wurde, lässt sich aus seiner Ausstattung schliessen; manchmal findet er sich mit einem angeschraubten Kampfhandschuh versehen sowie mit einer Laterne, woran zu erkennen ist, dass er bei nächtlichen Kämpfen diente. Andere Schilde dieser Art strecken aus dem durchbrochenen Nabel ein Luntenfeuerrohr hervor, das mit einer beweglichen Büchse ladbar ist. In der Schlacht bei Gornis, die im Jahre 1478 geschlagen wurde, erbeuteten die Schweizer über zwanzig Stück italienischer Rundschilde, die alle einen Schmuck von mehrfarbigen Malereien zeigten.

Das Schwert (112. 2. 3. 9), die ritterliche Hauptwaffe, behielt im Ganzen die Form, wie sie die abgelaufene Epoche überliefert hatte; sein Griff war schlank, mit Draht umwickelt, sein Knauf meist kugelig, dann auch birn-, lilien- oder pilzhutförmig, die Parierstange gerade und dabei zuweilen aus zwei Stangen zusammengedreht, vielfach abwärts geneigt oder S förmig gekrümmt. Man fing an, die Parierstange mit ringförmigen Bügeln zu versehen (112. 9), und zwar in ihrer Mitte, nur

einerseits oder auf beiden Seiten; der Bügel war einfach oder doppelt und stand wagrecht von der Parierstange ab. Auch brachte man mitunter oberhalb der Parierstange am Griff einen Ring an, in den man den Daumen legte. Man verwendete grosse Sorgfalt auf die Dekoration des Gefässes, sobald es sich um Prachtschwerter handelte (112.5), und bedeckte namentlich Knauf und Parierstange mit ausgemeisselten Ornamenten, legte sie mit Gold- und Silberfäden oder farbigem Emaile aus, vergoldete sie und besezte sie mit Steinen. Die Scheide fertigte man noch aus hartgesottenem Leder, färbte sie aber nicht mehr ausschliesslich schwarz, sondern beschlug sie auch mit farbigen Stoffen sowie mit getriebenen Schmuckblechen.

Dagegen wurden die Wehrgehenke einfacher (112.6.7). Während des ganzen 15. Jahrhunderts bestand der Waffengurt aus schmalen Riemen, die auf eine einfache, aber zweckmässige Weise angelegt wurden, im Ganzen aber noch nach dem alten Systeme; er hatte einen Riemen für die Taille und einen zweiten, der locker in schräger Richtung über die linke Hüfte fiel; dieser Riemen war entweder mit dem ersten zusammengenäht oder wurde in Hüfthöhe mit ihm verschnallt, so dass jeder Teil für sich abgenommen werden konnte. Das Schwert selbst hängte man mit drei Riemen auf; diese griffen mit federnden Haken in sechs Bügelringe ein, von denen je drei an der Scheide wie an der Koppel sassen; zwei Riemen kamen rückwärts, einer vornhin zu liegen; durch ihre verschiedene Länge hielten sie das Schwert in schräger Lage.

Ein von 1420 bis 1430 wenigstens unter der niederrheinischen Ritterschaft getragenes Wehrgehenk bestand in einem einfachen Riemen, der rechts von der Taille sich schräg über die entgegengesezte Hüfte legte; hier hatte es einen Halter von Leder, durch den das Schwert eingesteckt wurde (112.8). Aussen auf dem Halter sass eine kleine Schnalle; durch diese lief ein Riemen, der um die Scheide gewickelt war. Die Koppel lief auf der rechten Hüfte durch einen Bügel an der obersten Schiene des Schurzes, so dass sie über das glatte Eisen nicht herabgleiten konnte.

Die Ketten, mit denen man im 14. Jahrhundert Schwert und Dolch am Brustharnische befestigt hatte, verschwanden bald nach Ablauf dieser Epoche, dagegen ward es etwa seit 1470 auf kurze Zeit wieder gebräuchlich, das Schwert vor der Mitte des Leibes zu tragen.

Ausser dem eigentlichen Schwerte, das zum Einhauen diente, gab es lange schmale, mehr zum Stosse geeignete Klingen; diese waren oft drei- oder vierkantig und ausgekehlt, so dass jede Ecke eine Schneide bildete, dabei sehr spiz. Man nannte sie »Panzerbrecher« oder »Schürzer«, auch »Pörschwerter«, weil man sie durch die Fugen der gegnerischen Rüstung zu bohren pflegte.

Der Dolch (112.10) machte an Griff und Klinge die gleichen Wandlungen durch; der Griff wurde, wenn nicht einfach belassen, mit Daumring und Bügel versehen, und die Klinge vielfach zum Panzerbrechen verschmälert, doch fast nur dreieckig abgekantet (112.11.21); in dieser Form nannte man den Dolch »Misericordia«, denn man pflegte damit dem niedergeworfenen Gegner, falls er nicht um Gnade bat, den Gnadenstoss zu versezen. Ein anderer Dolch dagegen zeichnete sich durch eine Klinge aus, die oben sehr breit war, aber sich rasch zuspizte,

so dass sie einer Zunge ähnlich sah; aus diesem Grunde nannte man den Dolch »Ochsenzunge«.

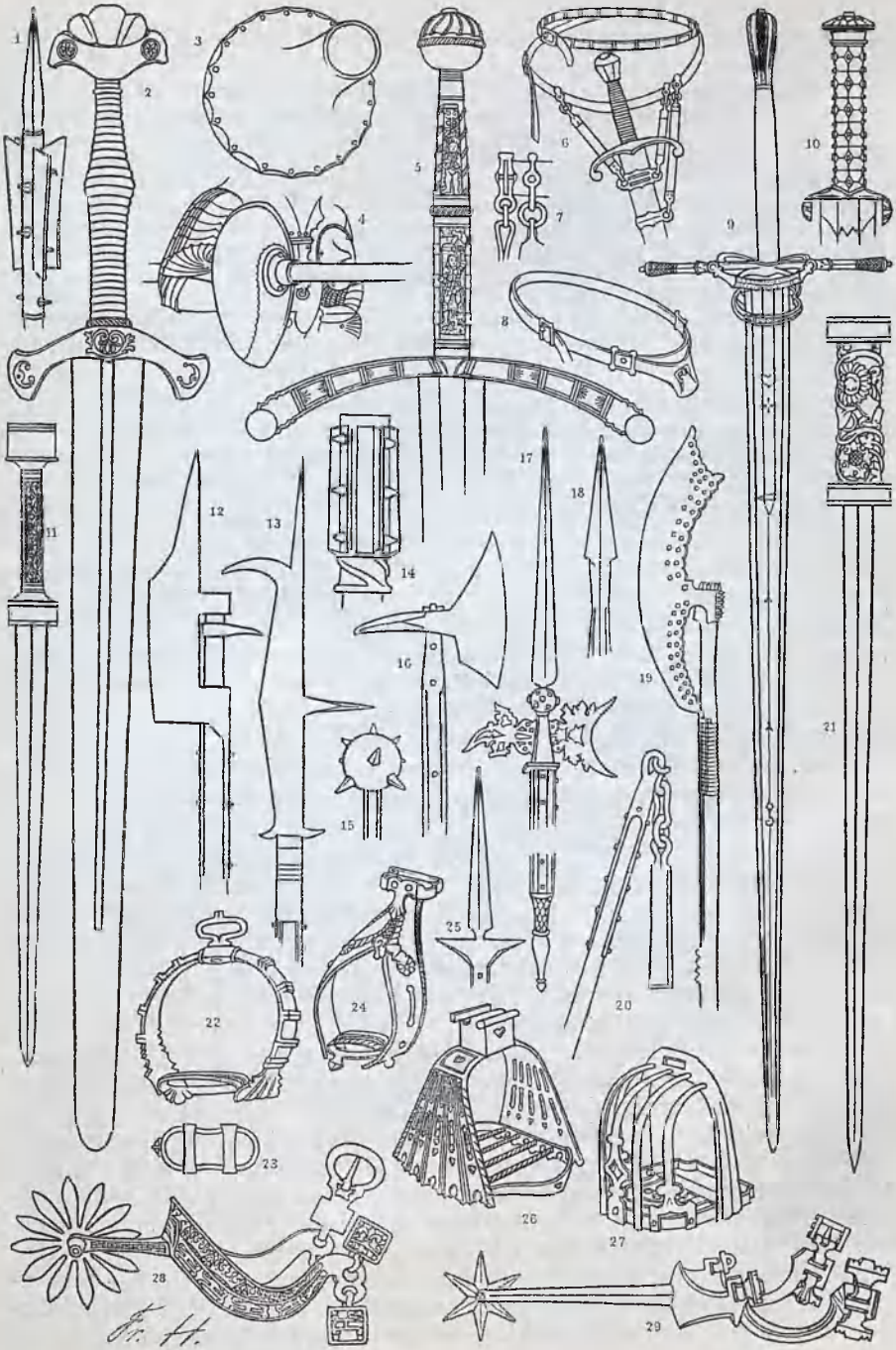
Wie das Schwert war auch die Lanze oder »Gläfe« eine rittermässige Hauptwaffe. Man benuzte im Kriege meist denselben Speer, dessen man sich beim Turniere bediente, doch war die Klinge nicht immer die gleiche. Der Speer mass von der Spize bis zum Schuh an vier Meter; oben und unten war er schlank, nach der Stelle hin, wo die Brechscheibe sass, meist stärker, dabei häufig bemalt oder vergoldet. Es war eine gewaltige Stange, die auch der stärkste Mann keine Minute lang eingelegt unter dem Arme hätte festhalten können, wenn sie nicht am Rüsthaken eine Stüze gefunden, der am Harnische angeschraubt sass; in diesen wurde sie dergestalt eingelegt, dass die Hand samt der Brechscheibe vor ihn zu liegen kamen (112. 4). Die Brechscheibe, von starkem Eisen und anfangs flach, wurde, um den Gegenstoss leichter zum Abgleiten zu bringen, wie ein Trichter mit eingezogener Wandung geformt (112. 3); dies geschah, als die Plattenharnische sich vervollkommneten. Zu gleicher Zeit verkürzte man den Schaft bedeutend und beschlug ihn mit Eisen, verlängerte ihn schliesslich aber wieder auf das alte Mass. Für die Faust war hinter der Brechscheibe eine passende Ausbucht hergestellt, in die sie hineingriff; so konnte ihr die Lanze im Augenblicke des Anpralles um so weniger entgleiten. Solch eine Lanze bezeichnete man mit »Kürasslanze«. Für Turniere waren die Klingen sehr verschieden, bald stumpf oder sichelähnlich gekrümmt, bald dreikantig und schlank gespizt (112. 18) wie ein Bolzen, wenn es ein ernstes »Scharfrennen« galt. Die stumpfe Klinge war vierkantig, vorn abgeflacht und häufig auf der Stirnfläche mit zwei gekreuzten Rinnen so tief ausgefeilt, dass nur vier Dollen stehen blieben, nach welchen man die Klinge »Krönlein« benannte. Derartige Krönlein sind schon in der Manessischen Bilderhandschrift zu bemerken (72). Ein beliebter Schmuck bestand in einem Fähnchen unterhalb der Klinge, das bald als langgezogenes spizes Dreieck, bald rechteckig oder quadratisch zugeschnitten und mit den Wappenfarben oder mit dem Wappen seines Eigners verziert war. So trefflich sich die langen schweren Lanzen beim Turniere bewährten, so unbequem waren sie im Feld oder zu Fuss; sah der Ritter sich zum Fusskampfe genötigt, so verkürzte er seine Gläfe oft bis zur Hälfte, oder bediente sich einer passenden Lanze ohne Brechscheibe; diese nannte man »Raisspiess«, was so viel als Spiess der Reisigen bedeutet, oder auch »Kurzlanze«.

Alle diese Lanzen waren Stosslanzen; es gab aber auch Wurflanzen verschiedener Art, die man im Felde wie auf der Jagd verwendete. Dazu gehörte der »Atiger« oder »Atzger«, häufiger noch »Schäfflin« (von javelot) genannte Spiess; dieser wurde bald aus Eichenholz mit langem Lederriemen, bald ganz aus Eisen hergestellt und seine Spize nicht selten auf eine Kugel aufgepflanzt, auch der Schaft

---

Fig. 112. 1. 14. 15. Morgensterne. 2. 5. 9. Schwerter. 3. 4. Brechscheiben. 6—8. Wehrgehenke. 10. Dolch. 11. 21. Panzerbrecher. 12. Hippe. 13. Schwertgläfe. 16. Streitaxt. 17. 19. Hellebarden. 18. Lanzenklinge zum Scharfrennen. 20. Kriegsflegel. 22. 24. 26. 27. Steigbügel. 25. Partisane. 28. 29. Sporen.

Fig. 112.



am hinteren Ende befiedert wie ein Pfeil; solche befiederten Spiesse nannte man »Heftpfeile«.

Mit der Eisenrüstung erschien der alte Streitkolben wieder auf dem Plan, denn er eignete sich trefflich dazu, die Kürasse zu zertrümmern, weshalb man ihn jezt auch »Kürassbengel« nannte. Anfangs war der Streitkolben durchaus von Holz und mit Metall beschlagen, dann ganz von Metall. Der Schaft war nur kurz, entweder rund oder kantig, ebenso der Knauf oder Schlagkopf; wenn abgekantet, waren die Flächen nicht selten mit scharfen Kanten ausgeschmiedet. Im 15. Jahrhundert wurde der Schaft obenher mit Eisenplatten fächerartig umstellt, so dass die Platten wie die Zähne an einem Zahnrade den Schaft umgaben; dieser Quirl vertrat dann die Stelle des Schlagkopfes. Die Eisenplatten waren etwa fingerdick, oft an den Schmalkanten eckig oder sonstwie ausgeschnitten und an den Breitseiten durchbrochen. Es gab kostbare Waffen dieser Art, mit eingelegter oder erhabener Arbeit geschmückt, an passenden Stellen vergoldet und am Schafte mit Sammet überzogen. Man führte den quirlförmigen Streitkolben am Sattelknopfe mit sich.

Auch Streitäxte, Beile und Streithämmer galten als ritterliche Waffen. Dem Streithammer erging es wie dem Streitkolben; auch er war uralt, denn er hatte schon dem fränkischen Hausmaier Karl den Beinamen »Martel« verschafft; aber er war auf dem Wege missachtet zu werden, bis die Plattenrüstung ihn wieder schäzen lehrte. Die Ritterschaft selbst hätte ihn gern für unritterlich erklärt, da seiner mächtigen Wucht keine Rüstung widerstehen konnte. Die Klinge war ein Doppelhammer, an einem Ende stumpf und breit, am andern spiz, gerade oder schnabelförmig. Für den Reiter hatte der Streithammer einen kurzen Stiel, für den Fusskrieger einen langen; lezteren pflegte man »Luzerner Hammer« zu nennen, weil die Luzerner sich durch ihn gefürchtet gemacht hatten. Mit dem Namen »Falkenschnabel« bezeichnete man den krummgeschnäbelten Hammer auf langem Stiele, mit »Papageischnabel« den auf kurzem Stiele. Es gab Hämmer, die am breiten Ende zu einer kurzen Gabel ausgeschmiedet waren; die Gabelzinken nannte man »Diamantspizen«. Andre Hämmer sezten sich im Schaft oben mit einem Dolche fort, so dass die Waffe zum Schlagen wie zum Stechen benuzt werden konnte.

Ebenso kam die Streitaxt mit und ohne Stossklinge vor (109. 15, 112. 16); nur war jener Teil, der am Hammer das stumpfe Ende bildete, zu einer breiten Beilklinge ausgetrieben. Auch die Streitaxt hatte als Reiterwaffe einen kurzen, als Fusswaffe einen langen Stiel.

Mit dem Niedergange des 13. Jahrhunderts verbreitete sich der Gebrauch des Radspornes; der Hals war noch kurz und der Bügel rund. Als die eisernen Beinschienen aufkamen, wurde der Bügel im spizen Winkel geformt, weil der die Ferse deckende Teil der Schiene spiz ausgetrieben war (108. 19). Im 15. Jahrhundert gewann der Sporn an Hals und Stachelspizen eine mächtige Ausdehnung (108. 20. 112. 29), und wuchs bis zu einem Fuss Länge, denn wegen des unten weit abstehenden Rosspanzers wären die Weichen des Pferdes sonst nicht zu erreichen gewesen.

Der Sattel behielt im 14. und 15. Jahrhundert die hohe gewölbte Hinterpausche, die einer Sessellehne glich; die Vorderpausche verlängerte sich nach abwärts zu Futteralen, welche die Oberschenkel völlig bedeckten (113. 12. 17), während sie aufwärts die Hüften und selbst einen Teil der Brust des Reiters schüzte. Zur Zeit der gerippten Rüstungen fügte man zu diesem Schenkelschirme noch einen der Brechscheibe ähnlichen Rundschild, mit welchem man den Unterschenkel seitwärts bedeckte (113. 10). Der Sattel bestand aus dem harten zähen Holze der Hagenbuche und war mit Leder oder edlen Stoffen überzogen, an der Hinterpausche manchmal mit figurenreichen Bildern bemalt, dabei nach Bedarf gepolstert. Schwanz- und Brustriemen des Pferdes verhinderten den

Sattel am Vor- und Rückwärtsrutschen, der Bauchriemen hielt ihn auf dem Rücken fest; lezterer bestand aus zwei Riemen, von welchen der untere »Darmgürtel«, der obere »Surzengel« (von surcingulum) genannt wurde. Vom Size des Sattels hingen zu beiden Seiten Lederklappen herab, die »Gaginleder«. Der Steigbügel oder »Stegreif« war sehr geräumig und hatte nicht selten statt der Stange, auf welcher der Fuss ruhte, einen breiten Rost (112. 26). Für die geschnäbelten Eisenschuhe war die Stange nach der Sohle des Fusses ausgetrieben (108. 18). Steigbügel für Bärenklauen zeigten sich manchmal vorn mit einem Stangengitter wie ein Korb geschlossen (112. 27). Auch behing man den Bügel mit Schellen.

Das Zaumzeug bestand bei festlichen Aufzügen vielfach aus sehr breiten Borten, die mit Rosetten und Platten von Metall beschlagen waren, und so gleichzeitig als Schuz für den Hals des Rosses dienen konnten. Neben der altüblichen Kandare kam im 15. Jahrhundert die »Trense« auf, ein gebrochenes Stangengebiss mit Anzügen und Kinnkette. Häufiger, als heutzutage, legte man den Rossen einen Beiss- oder Maulkorb an, der oft von kunstreicher Arbeit war.

Zu so wohlbedeckten Rittern gehörten notwendigerweise auch Reittiere, die, wie ihre Herren gegen Hiebe gesichert waren. Man führte in die Pferderüstung Harnische oder »Kuvertiuren« aus Platten von hartgesottenem Leder ein, Decken von Filz, Bug- und Krupppanzer von Maschengeflecht, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts auch Stirnbleche. Bei Turnieren bekleidete man die Rosse mit einer Decke ähnlich wie dies in unsern Tagen bei den Pferden vor den Leichenwagen geschieht. Die Decke oder das »Dach« bestand aus zwei Teilen, aus dem »Fürbug« für Kopf, Hals und Brust, und aus dem »Gelieger« für den hinteren Teil (70. 13). Beide Decken wurden am Sattel angeschnallt; sie reichten bis auf die Fesseln herab; der Fürbug war vor den Vorderfüssen ausgeschnitten, um diese nicht am Ausgreifen zu behindern. Man liebte Decken von der kostbarsten Art, mit Pelz und buntem Sammet bordiert, mit Gold und Edelsteinen besezt, und namentlich mit dem zahlreich wiederholten Wappen des Herrn oder mit allerlei Bildwerk von Vögeln und Vierfüsslern bestickt. In der Manessischen Handschrift gewahren wir auf der Decke des Herzogs von Breslau abwechselnd mit dem Wappenadler einzelne Buchstaben, die zusammengesezt das Wort »Amor« ergeben (72). So beschaffen war die Pferderüstung im 14. Jahrhundert.

Zuerst gab man die Schuzdecken aus Leder auf und besezte die aus Ringeln gemachte Kuvertiure an geeigneten Stellen mit Blechstreifen. Je mehr sich diese Platten zum Harnische zusammenschlossen, desto mehr verschwand der Ringelpanzer; um die Mitte des 15. Jahrhunderts bestand der Pferdeharnisch durchweg aus getriebenen Blechen; er machte somit genau die Wandlungen des Reiterharnisches durch und verlor ebenmässig seine Decke, als der Reiter seinen Waffenrock verlor. Nur die kleinere Decke, mit welcher man den Sattel unterlegte, behielt man bei und liess sie ein wenig tiefer steigen, als den Bügel.

Zu dem Pferdeharnische gehörte das Stirnblech, das Kopfstück,

der Mähnenpanzer, das Halsstück, der Brustpanzer, der Krupp- oder Lendenpanzer und der Flankenpanzer.

Die Rossstirne war eine aus dem Ganzen geschmiedete Platte, die der Vorderseite des Kopfes genau angepasst und mit Augenlöchern versehen oder auch blind war, um das Pferd am Scheuen zu hindern. Zuweilen lag über den Augenlöchern ein gewölbtes Gitter oder eine durchlöcherte halbkugelige Kapsel und ebenso war das Blech vor der Stirn mit einem Stachel oder längs seiner Mitte mit einem Kamme bewehrt (113. 1. 2). Ueber der Stirne, zwischen den Ohren, sass eine Büchse mit wallendem Federbusche, welchen Schmuck man »Gügerel« nannte. Das Kopfstück umhüllte den ganzen Kopf; ursprünglich wurde es aus Leder, später aber aus Stahl verfertigt und mit dem Stirnbleche durch Scharniere verbunden (113. 1). Der Mähnenpanzer, den man auch »Kanze« oder »Kammkappe« nannte, war krebsartig gegliedert (113. 2): er wurde mit Oesen und einem durch die Oesen gesteckten Metallstabe am Kopfstücke befestigt. Das Halsstück wurde am längsten aus Ringelmaschen hergestellt (113. 2), dann aber, wie der Mähnenpanzer, geschient oder durch metallbeschlagene Gurte ersezt. Der Brustpanzer oder das »Vordergebüge« ward aus breiten Schienen zusammengesezt, schliesslich aber aus einer einzigen Platte geformt (113. 2. 11), die mit dem Hammer passend ausgetrieben war, so dass sie bis an die Oberschenkel des Pferdes reichte; in dieser Gestalt hiess der Panzer »Rock« oder »Tonne«; seine Befestigung geschah mit Scharnieren und Stiften am Halsstücke. Der Krupp- oder Lendenpanzer, gewöhnlich das »Hintergebüge« genannt, wurde ebenso aus Schienen wie auch im Ganzen hergestellt und sehr weit ausgewölbt (113. 2), um den Hinterbeinen genügende Freiheit zu lassen; unter dem Schwanze war er meist geteilt. Damit sich das Pferd nicht daran aufreibe, unterlegte man ihn mit einem gepolsterten Geflechte von Weiden oder Fischbein. Zuweilen schirmte man auch den Schwanz an seiner Wurzel mit einem geschienten oder im Ganzen getriebenen Stücke, oder legte eine Lederhülse darum, die man mit einer langen Quastenschnur vernestelte (113. 13). Der Flankenpanzer, welcher Vorder- und Hintergebüge verband, kam verhältnismässig selten vor und bestand aus Schienen.

Es erübrigt noch von der Tracht und Ausrüstung der Dienstmannen zu sprechen.

Schon auf der Grenzscheide des 13. und 14. Jahrhunderts begannen einige Städte, namentlich in Flandern, ihre Mietstruppen in gleiche Farben zu kleiden und nach den Farben zu benennen. Im 15. Jahrhundert tauchten die gleichgekleideten Rotten zahlreich auf. Die Genter in Karls des Kühnen Heer waren gleichmässig schwarz und weiss kostümiert. Im Friesenkriege liess ein Graf Wilbolt von Schaumburg seine Mannen, die ziemlich abgerissen aussahen, von Kaufleuten aus Antwerpen, »die mit seinem herrn den handl hetten, weiss und schwarz uber ein kleiden«. Die Stadt Augsburg schickte 1451 zur Kaiserkrönung Friedrichs III. ihren Bürgermeister Lienhard von Raudaw nach Rom mit einem zweiten Herrn und vierzehn Trabanten, die alle blau gekleidet waren. Im Jahre 1475 erschienen die Augsburgischen Krieger in die Dreifarben der Stadt gekleidet, nämlich in Weiss und Rot, nach der Länge mit Grün geteilt. Es mag sich stets um eine ähnliche Farbenteilung handeln, sobald drei Farben zugleich angeführt

---

Fig. 113. 1. Rosspanzer (Rossstirne, Kopfstück, Halsstück aus Schienen und Maschenwerk samt Vordergebüge). 2. Deutsche (gotische) Rüstung für Ross und Mann (Nürnberger Arbeit von 1450). 3. 4. Pferdegebiss (Kandare) mit langen gestachelten Querstangen. 5. Eisenschuh (Bärenfuss oder Holzschuh, zu einer gerippten oder Maximilianischen Rüstung gehörend). 6. Eisenschuh mit ansteckbarem Schnabel. 8. 9. Armschienenhandschuh von aussen und innen. 10. Turnierrüstung mit Unterschenkelschirm. 11. Rossharnisch (Stirnblech, Mähnenpanzer aus Maschen und Schienen, Halsstück aus Maschen, Vordergebüge, Sattel und Steigbügel. 12. 17. Turniersattel mit Oberschenkelfutteralen. 13. Schweifpanzer. 14. Plattenrüstung (Krebs, um 1500). 15. 16. Hufeisen.

Fig. 113.

werden, wie bei der kaiserlichen Trabantenkleidung, die als goldgelb, schwarz und weiss beschrieben wird.

Doch war solche Ausstattung nicht feststehender Brauch und blieb eine zufällige, solange das Söldnertum herrschte. Die Hauptleute der Compagnien hatten ihren Söldnern keine Kleidung zu geben; vorausgesezt, dass diese die nötigen Stücke der Ausrüstung mitbrachten, überliessen sie das übrige deren Laune; sie achteten nur darauf, die Leute, welche gleiche Waffen hatten, zusammenzustellen.

Die Hauptwaffen des gemeinen Kriegers bestanden in Schwert und Spiess. Das Soldatenschwert war bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts ziemlich kurz; dann aber wuchs es zu einer gewaltigen Waffe heran, die mit zwei Händen geführt werden musste; man nannte sie deshalb auch »Bidenhänder« oder »Zweihänder«. Die Hülse war so lang, dass sie für zwei Hände Plaz hatte; dementsprechend lang war auch die Parierstange, die Klinge aber bald glatt, bald gezahnt oder auch gewellt. Schwerter mit gewellter Klinge nannte man »Flamberge«. Unter der Parierstange war die Klinge gewöhnlich ohne Schneide, stumpfkantig und rechts und links, wo die Schneiden anfingen, zu einem Dorne ausgetrieben; diese Dorne nannte man »Parierhaken«, weil sie die Faust beschüzten, mit der man an dieser Stelle das Schwert packte, wenn man diese Art von Griff so bequem fand; deshalb wurde auch die Klinge hier gewöhnlich mit Leder oder Sammet überzogen. Gleich dem eigentlichen Reiterschwert erhielt auch das Söldnerschwert mit der Zeit seine Nebenbügel an der Parierstange (vgl. 112. 9). Man trug den Bidenhänder ohne Scheide nackt auf der Schulter wie eine Lanze und gebrauchte ihn vorzugsweise zur Verteidigung von Mauern belagerter Städte.

Dies gewaltige Schwert wurde zu einer bevorzugten Waffe der Eidgenossen; doch führten diese neben ihm noch einen breiten Einhänder mit korbförmigem Handgriffe. Der Korb war aus zwei- und selbst dreifachen Parierstangen zusammengesezt, aus einer Hinterparierstange, die den unteren Teil der Faust schüzte, dem »Eselshuf«, einem auf die Klinge herab vorspringenden Bügel, und aus der alten geraden Querparierstange, die mit Klinge und Angel ein Kreuz bildete.

Nächst dem Zweihänder galt der Spiess, den man auch »Pike« oder »Ahle« nannte, als Hauptwaffe des Fussvolkes. Die Klinge des Spiesses war nur klein; aber ihre Tülle sezte sich häufig mit zwei langen Zweigen über den Schaft herab fort, an den sie mit Schrauben befestigt waren. Der Schaft selbst hatte eine erstaunliche Länge, so dass die Waffe im Ganzen bis zu 7 Meter lang war. Die Lanzen des schweizerischen Fussvolkes waren nur 5 Meter lang, denn die Schweizer pflegten in enggeschlossenen Reihen zu kämpfen.

Es gab noch eine Anzahl von Waffen, die man sowol in der Hand der Reiter als der Fussgänger fand, Aexte, Hämmer und Beile, Stangenwaffen aller Art, Kolben und Flegel.

Wir haben oben bemerkt, dass sich Hämmer und Aexte häufig mit langer Dolchspize fortsezten; derartige Waffen kamen schon im 14. Jahrhundert vor.

Im 15. Jahrhundert entwickelte sich daraus eine neue Waffe; war dieselbe mehr zum Schlage eingerichtet, so bestand sie aus Stossklinge mit Beil und Spizhammer, wenn mehr zum Stosse tauglich, aus Stossklinge und Spizhammer allein. Zu den

Schlagwaffen gehörte vor allem die »Hellebarde« oder »Helmbarte«; der lezte Namen kommt vermutlich daher, dass man den Stiel, wie dies auch heute noch üblich ist, Helm benannte; das Beil aber hiess von altersher »Barte«. Die Hellebarden traten im Laufe der Zeit in sehr verschiedenen Formen auf, so dass es kaum möglich ist, sie streng voneinander zu sondern. Das Beil daran kam sowol auswärts, als wie eine Mondsichel einwärts geschweift vor (112. 17), und der Schnabel als dreizinkige Gabel.

Eine andre zum Schlage geeignete Stangenwaffe, die im 15. Jahrhundert stark verbreitet, war die »Hippe«; ihre Beilklinge hatte ein sehr langes Blatt (112. 12), dessen Schneide sich nach oben dergestalt zurückbog, dass es in eine Spize auslief; unten war das Blatt meist gerade abgeschnitten, zuweilen auch in einen vorwärts gerichteten Stachel ausgetrieben. Am Rücken der Klinge befanden sich zwei Oesen, durch welche die Stange eingesteckt war. Manchmal sass zwischen beiden Oesen noch ein rückwärts gekehrter Stachel, jedoch nicht an der Klinge, sondern an der Stange.

Diese Waffen waren Schlagwaffen; andre dienten ausschliesslich zum Stosse; zwischen beiden gab es eine Anzahl von solchen, die zum Schlage wie zum Stosse gebraucht werden konnten. Zu diesen Zwitterwaffen zählte der flamländische »Godendag«; es war dies eine schwere Eisenstange, aus deren Kopf eine scharfe Spize hervorragte (73. 3). Der Chronist Guillaume Guiart beschreibt sie folgendermassen: »Diese Stangen, welche die Flamländer im Kriege tragen, führen den Namen Godendag im Lande, was soviel heisst wie bon jour im Französischen. Sie sind zum Schlage mit zwei Händen gemacht, und wenn beim Niederfall der Schlag nicht sizt, so holt der, welcher sich ihrer bedient, von neuem aus und stösst die Spize dem Gegner in den Leib.«

Auf zweierlei Weise verwendbar waren »Partisane« und »Korseke«. Die Partisane (112. 15) hatte ein langes zweischneidiges Stosseisen, das bald wie ein Dolch, bald wie ein Weidenblatt gestaltet war. Unten an der Klinge sass rechts und links eine Flügelspize oder ein »Ohr«, wie man dergleiche Zacken nannte. Da diese Waffe mit Vorliebe von den böhmischen Husiten geführt wurde, so taufte man sie nach diesen Ohren auf den Namen »böhmischer Ohrlöffel«. Aehnlich war die Korseke, die nach ihrem Stammlande Korsika so genannt wurde; sie hatte eine dolchförmige Stossklinge mit seitlich hervorstehenden geschwungenen Ohren, die manchmal zum Zusammenklappen eingerichtet waren. Jene Korseke, deren Ohren einwärts gebogen waren, so dass ihre Wölbung sich der Stossklinge zuwendete, pflegte man »Runke« zu nennen, jene Korseke aber mit auswärts gebogenen und schneidenden Ohren »Wolfseisen«, auch »Spetum« oder »Sponton«; unter lezterem Namen wurde sie indes erst im 18. Jahrhundert von den Infanterieoffizieren getragen. Es darf nicht verschwiegen werden, dass diese Unterscheidungen schwankend sind und es wol schon von Haus aus waren.

Zu den eigentlichen Stosswaffen zählte die Gläfe, die Sichel und die Sense. Man nennt die Gläfe zum Unterschiede von dem Ritterspeere auch »Schwertgläfe«, denn sie glich einer Stange mit aufgestecktem Schwerte. Die Klinge ähnelte dem alten Skramasax oder einem Messer, weshalb die Waffe auch mit »Couse« (von couteau) bezeichnet wird. Die Klinge war zweischneidig und einerseits oben und unten, anderseits in der Mitte mit einem geraden oder gebogenen Stachel versehen (112. 13). Diese Stacheln wurden von den Fussknechten als Sicheln benüzt, um damit die Sprunggelenke der feindlichen Rosse zu durchschneiden, eine Verwendung, die der Gläfe den Namen »Rossschinder« einbrachte. Die »Sense« glich einer senkrecht auf eine Stange gesteckten Ackersense, die mit der Spize leicht gegen die Schneide hin vorgebogen war. Bei der »Sichel« oder dem »Brechmesser« wich die Spize umgekehrt nach dem Rücken der Klinge zurück. Zuweilen hatte diese Waffe auf dem Rücken einen Haken, und an dem Teile über dem Haken eine doppelte Schneide. Dergleichen Sichelklingen kamen auch an den Hellebarden vor; es scheint, dass mit dem Namen »Falcastrum« derartige Waffen gemeint wurden.

Zu den Waffen des gemeinen Kriegsmannes gehörten der Flegel und der Morgenstern. Die Form des Flegels wird durch seinen Namen angedeutet. Der Flegel bestand aus Schaft und Schläger; der Schläger war entweder kugelig und mit einer kurzen Kette an den Schaft gehängt oder langgestreckt und abgekantet. Beide Arten kamen mit und ohne Eisenspizen vor. Eine dritte Art von Flegel nannte man »Skorpion« oder »Weihewedel«; sie führte als Schläger drei oder vier Ketten. Die Faust der Husiten machte den Skorpion zu einer gefürchteten Waffe.

Der Morgenstern war ein Kolben mit festem stachelgespickten Schläger, ob dieser nun die Kugel- oder Quirlgestalt hatte (112. 1. 14. 15); seinen Namen verdankte er der gestachelten Kugel, die ein blutrünstiger Humor mit jenem freundlichen Sterne verglich.

Von den altüberlieferten Schusswaffen kam der Bogen niemals wieder zu rechtem Ansehen, auch nicht unter dem niederen Kriegsvolke, während er anderwärts, namentlich in England und den Niederlanden, selbst noch zur Zeit der Plattenrüstung bevorzugt wurde; der Pfeilschuss galt hier freilich mehr dem Rosse als dem Reiter. Der Bogen hatte den Engländern so grosse Siege über die Franzosen verschafft, dass sein Ruhm selbst die Einführung der Feuergeschüze in England verzögerte. In Deutschland gebrauchte man den Bogen vorzugsweise zur Jagd; neben den blattförmigen Pfeilklingen gab es eckige Bolzen mit zwei, drei und selbst mit vier Spizen, auch solche, die statt der Spize einen stumpfen Kolben hatten, um damit das Wildbret nur zu betäuben, aber nicht zu töten. Der Köcher war ein Ledersack; beim Schiessen entnahm man dem Sacke mehrere Pfeile zugleich, die man unter den Gürtel steckte.

Dagegen war die Armbrust eine Lieblingswaffe der Deutschen und wurde von diesen vielfach verbessert. Wir haben schon davon gesprochen, dass man beim Spannen den Fuss in den Bügel sezte und die Sehne mit einem S förmigen Haken, dem »Krappen«, oder einem besonderen Spanngriffe, dem »Geissfuss« (114. 5), anzog und in die Kerbe der sogenannten »Nuss« einlegte. Indes wird schon im Nibelungenliede einer Vorrichtung zum Spannen, das »Antwerk«, erwähnt, unter dem man eine Winde vermutet; wenigstens war die Winde schon im 14. Jahrhundert bekannt. Sie bestand aus einem Kammrade mit Drehkurbel, ferner aus einer gekerbten Eisenstange mit einem Haken am vorderen Ende, der die Sehne fasste (114. 6). Beim Drehen griffen die Zähne des Rades in die Eisenstange ein und zogen diese samt der Sehne so weit zurück, bis die Sehne einschnappte. Die Winde wurde am Gürtel mitgetragen und nach Bedarf an die Armbrust gesezt, indem man sie in zwei Zapfen einhängte, die rechts und links hinter der Nuss aus dem Schafte hervorragten. Bei einer andren Einrichtung kam das Zahnrad in einen Einschnitt des Schaftes zu sizen; statt der Eisenstange fasste eine mit Doppelhaken versehene Gliederkette die Sehne und zog sie an, indem sie sich um die Welle des Rades zusammenrollte. Die Sehne wurde hier wie dort mit einem Schnepper abgedrückt.

Seit dem ersten Viertel des 15. Jahrhunderts benuzte man zum Spannen einen Flaschenzug von ziemlich verwickeltem Mechanismus, der ohne Abbildung schwer verständlich zu machen ist. Am hinteren Ende des Schaftes, der länger als sonst war, sassen zwei Wellen dicht hintereinander, von welchen die eine rechts, die andre links mit einer Kurbel gedreht wurde. Vorn an der Rüstung aber sassen zwei Doppelräder gleichfalls dicht hintereinander; zwischen ihnen war ein Haken für die Sehne angebracht, dergestalt, dass er je zwei Räder rechts und zwei links hatte. Wellen und Räder waren durch eine aus Flechsen gedrehte Schnur verbunden, die sich vielfach hin und wieder schlang und, sobald man die Kurbeln drehte, um die Wellen wickelte, wodurch die Räder samt dem Haken, der die Sehne gefasst hielt, herangezogen wurden. Die Sehne hatte in ihrer Mitte eine Tasche, in die man das Geschoss einlegte. Auch dieser Flaschenzug wurde erst angesezt, wenn man die Armbrust gebrauchen wollte. Man stemmte beim Spannen die Waffe gegen Brust und Boden, sezte den Fuss in den Bügel und drehte mit beiden Händen die Kurbeln rechts und links (114. 1).

Es gab gewaltige Armbrüste, die an 20 bis 30 Fuss massen und schwere Steine oder Bleikugeln schleuderten, kräftig genug, um Mauern damit zu zertrümmern; dies waren die »Turmarmbrüste«; doch liegt die Beschreibung solcher Maschinen nicht im Bereich unsrer Aufgabe.

Schon diese Schusswaffen bewiesen, dass die Eisenpanzer gegen scharfe Pfeile und Bolzen keineswegs undurchdringlich waren. Nun begann auch das Pulver seine Schlachtenrolle zu spielen; Kanonen und Handfeuerrohre tauchten auf und wurden im Laufe der Zeit immer mehr verbessert, bis ihnen die entscheidende Macht zufiel; damit wurde das ganze Kriegswesen umgestaltet.

Die ersten Feuergeschüze waren Mörser aus geschmiedeten Eisen-

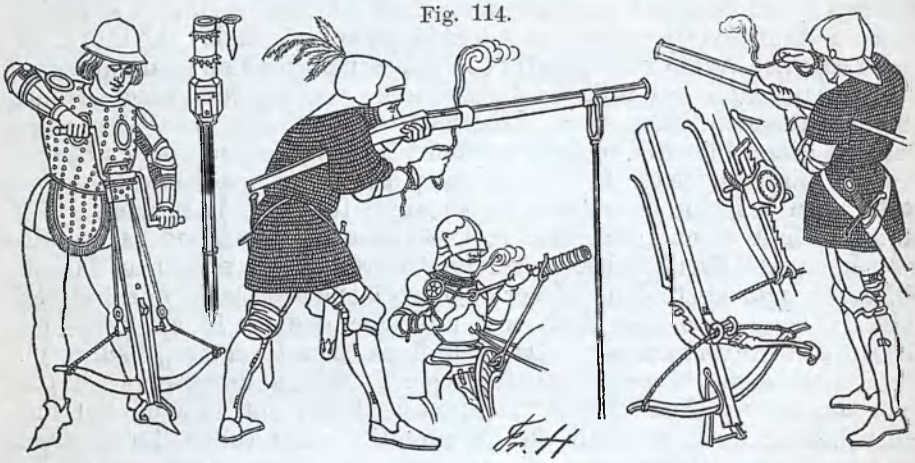
sparren, die wie Fassdauben mit Reifen zusammengehalten wurden. Später goss man die Mörser und versah sie rechts und links mit einem Zapfen, den man in Widerlager einfügte, um die Geschüze am Zurückprallen zu verhindern. Anderseits verkleinerte man die Waffe für den Handgebrauch; dies geschah etwa in der Mitte des 14. Jahrhunderts und zwar, wie es scheint, zuerst in Flandern. Die Handrohre bestanden anfangs gleichfalls aus geschmiedeten und mit Ringen umlegten Eisensparren, dann aus Gusseisen; es waren kurze enge Cylinder, die hinten in einen eisernen Stab übergingen (114. 2. 4); diesen Stab schob man unter den linken Arm, hob das Rohr und entzündete von der Mündung aus mit einem glühenden Eisen, dem „Loseisen", die Ladung. Der Ritter aber, der sich dieser Büchse ebenfalls bediente, befestigte sie mit einem Ringe, der am hinteren Ende des Stabes sass, am Brustpanzer, und legte das Rohr vorn auf eine bewegliche Gabel am Sattel (114. 4); er nannte das Rohr deshalb auch „Petrinal" d. i. Brustbüchse, während es im allgemeinen mit „Knallbüchse" bezeichnet wurde. Bald verfiel man darauf, ein Loch zum Anzünden auf der oberen Fläche des Stabes anzubringen (114. 7); denn auch der Stab war auf eine gewisse Länge hohl und diente als Pulverkammer. Das Zündloch nannte man „Waidloch". Oben war es mit einer pfannenförmigen Vertiefung ausgeweitet, in die man das Pulver oder „Kraut" schüttete; dieses entzündete man mit einer Lunte; doch geschah die Entzündung nicht selten durch einen zweiten Mann. Gelegentlich fasste man die Handkanone am Stiele und benuzte sie als Prügel, weswegen man sie auch „Schiessprügel" nannte.

Die nächste Verbesserung brachte eine bewegliche Ladekammer, nämlich eine Büchse aus Kupfer oder Schmiedeisen, die mit Pulver gefüllt und mit einem Stöpsel verschlossen war; diese schob man in das Rohr und hielt sie mit einem eingeschlagenen Keile fest. Weiter verbesserte man die Waffe dadurch, dass man ihren Stiel auf ein Stück rohen Holzes und zwar in einer False befestigte. Während man sonst den Stiel unter den linken Arm genommen hatte, musste man jezt den Holzschaft, der sehr plump war, auf die linke Schulter legen. Am Ende des 15. Jahrhunderts bettete man das Rohr samt dem Stiele auf einen Holzschaft, der am hintern Ende abwärts gebogen war und eine Art von Kolben bildete. Seitdem schob man den handlicher gewordenen Schaft unter den rechten Arm und stüzte ihn vorn auf eine Gabel (114. 3); erst jezt war man im stande, mit Sicherheit zu zielen. An der Mündung brachte man später einen Haken an, um damit den Rückprall aufzufangen; nach diesem Haken benannte man die ganze Waffe »Hakenbüchse« (Hakbuchse) oder auch kurzweg »Haken«.

Unterdessen hatte auch das Rohr selbst manche Veränderungen durchgemacht. Das Zündloch war von oben auf die rechte Seite gewandert und dicht darunter eine Pfanne, in die man das Pulver schüttete, angebracht worden, endlich auch über der Pfanne zum Schuze des Pulvers ein Deckel. Das Pulver entzündete man aus freier Hand mit einer Lunte. Um dies Verfahren zu vereinfachen, brachte man vor oder hinter der Pfanne ein gekrümmtes, um einen Stift bewegbares Eisenstäbchen an, das oben mit einem Spalte die Lunte festhielt; dies geschah auf der Grenzscheide des 14. und 15. Jahrhunderts oder schon früher. Das Stäbchen nannte man »Hahn«, auch »Drache«, »Schlangenhahn« oder »Luntenträger«. Den Hahn drückte man zuerst mit der Hand auf die Pfanne; dann brachte man unter dem Hahn eine federnde Stahlklinge an, die ihn beständig auf die Pfanne drückte. Um ihn nun auch von der Pfanne zurückhalten zu können, befestigte man weiter rückwärts eine zweite drehbare Feder an der Seite des Schaftes, die sich mit ihrem oberen Ende dem Hahn entgegen stemmte oder ihn spannte. Drückte man nun unten auf diese Feder, so trat deren oberes

Ende vom Hahne zurück und die erste Feder schleuderte diesen sofort auf die Pfanne. Den Hahn samt seinem Zubehöre nannte man »Schwammengeläss«. Um den Mechanismus besser zu sichern, brachte man unterhalb der Pfanne eine eiserne Platte am Schafte an; auf diese sezte man aussen den Hahn, die andern Teile aber, die man noch wesentlich verbesserte, auf die Innenseite; den Abzug verlegte man in den Schaft selbst und gab der Pfanne einen grösseren Abstand vom Rohre. Dieses Luntenschloss dauerte etwa bis 1515 und wurde dann von dem »Radschlosse« verdrängt.

Fig. 114.



1 2 3 4 5 6 7

1. Schüze, eine Armbrust mit dem Flaschenzuge spannend. 2. Handfeuerrohr. 3. 7. Fussschüzen mit Handkanone. 4. Ritter mit Poitrinal. 5. 6. Armbrüste mit Geissfuss und Kammrad.

Die verbesserten Schusswaffen machten verbesserte Schuzwaffen nötig. Das Fussvolk nahm seine Zuflucht zu einem Hochschilde, der wo möglich den ganzen Mann decken konnte; diesen Schild nannte man „Tartsche“ oder auch zum Unterschiede von der „Renntartsche“ der Ritter nach dem französischen Namen pavois „Pavese“. Es gab leichte und schwere Pavesen. Die leichten Pavesen wurden etwa 1 m hoch und halb so breit aus Brettern hergestellt, entweder als Halbcylinder oder flach, dann aber in ihrer Längsmitte mit einer Rinne versehen, die sich auf der Aussenseite des Schildes als Rippe markierte (111. 5. 6). Innen wurde der Schild mit Pergament, Pferdehaut oder Damwildleder überzogen, aussen aber bemalt und gefirnisst. Die schweren Pavesen kamen fast nur viereckig vor, halbcylinderisch gebogen, aussen dick mit Werg gepolstert und unten mit einem oder zwei Stacheln versehen, womit man sie fest in den Boden rammte; man nannte sie deshalb auch „Seztartschen“, sonst aber „Sturmwände“. In dem Schilde befand sich ein vergittertes Loch, durch das man den Gegner beobachten konnte, und in dessen Nähe ein dreieckiger Ausschnitt für die Schusswaffe. Im 15. Jahrhundert gebrauchte man Sturmwände, die unsern Bettschirmen glichen; sie bestanden aus zwei mit Scharnieren verbundenen flachen Schilden, die während des Kampfes durch eine Kette derart zusammengehalten wurden, dass sie einen stumpfen Winkel miteinander bildeten.

IERTES BUCH.

Der kaiserliche Ornat und sonstige Kleinodien.

Aehnlich, wie in der Architektur, lockerte sich auch in der Buchmalerei der strenge Organismus des gotischen Stiles in ein freies Spiel mit dekorativen Formen auf. Der Künstler behandelt das Ornament nicht mehr als Flächenmuster, sondern gab ihm durch Licht und Schatten körperliche Rundung, so die einstigen Symbole auf feierlichem Goldgrunde in natürliche Gegenstände verwandelnd, die keiner Unterlage bedurften. Er brachte einen überquellenden Reichtum von ornamentalen Formen zum Vorschein. Menschen, Tiere und Pflanzen wurden ihm zu Arabesken; das Rankenwerk bewegte er mit freiem Schwung, als ob ein Windstoss hineingefahren wäre. Nicht ängstlich um den organischen Zusammenhang besorgt, liess er mit dem Ornamente Personen der heiligen Geschichte, Ritter, Gestalten aus dem Volke und Tiere jeder Art in ihrer natürlichen Erscheinung abwechseln, auch humoristische Darstellungen oder Karikaturen, die nicht immer in Beziehung zum Hauptbilde standen. Alles ist weltlich, nichts ist kirchlich, nicht einmal die Heiligen. Mit Vorliebe bemächtigte er sich der Wappen; sie wurden eine Hauptzierde in den Büchern dieser Zeit, fürstliche, städtische, gewerbliche oder familiäre Wappen mit Schildhaltern, Herolden oder allegorischer Umgebung.

Der kaiserliche Ornat.

Allgemeines.

s ist, als ob die Kleinodien des alten deutschen Reiches die Schuld mitzubüssen gehabt hätten, die ihre Träger so vielfach auf sich geladen, denn an ihnen erfüllte sich der biblische Fluch: »Unstet und flüchtig sollst du auf der Erde sein!« Jahrhunderte hindurch mussten sie von einem Orte zum andern wandern, um nicht eher Ruhe zu finden, als bis das alte Reich selber zur Ruhe gegangen war, dessen Symbole sie gewesen.

Die sächsischen Kaiser beherbergten die Schäze, die ihnen der lezte Salier ausgeliefert hatte, die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone, an verschiedenen Orten, zu Merla oder Tilleda und zu Kyffhausen, auf dem Reichsschlosse zu Nürnberg und auf der kaiserlichen Pfalz Hagenau im Elsass. Die Tage der Hohenstaufen waren für die Kleinode ebenso verhängnisvoll

wie für ihre Besizer. Als Kaiser Friedrich II. sich im Jahre 1248 auf einer Falkenjagd vergnügte, fielen Scepter, Reichssiegel und Krone den Einwohnern von Parma in die Hände, die das kaiserliche Lager bei Vittoria in Brand gesteckt hatten. Ein Bürger, der wegen seiner körperlichen Beschaffenheit Kurtipassus genannt wurde, trug die Krone als gute Beute nach Hause; sie wurde in der Sakristei neben dem bischöflichen Palaste aufbewahrt und erst im Beginne des 14. Jahrhunderts an den luxemburgischen Kaiser Heinrich VII. wieder zurückgegeben. Man weiss nicht, wohin sie sodann gekommen ist; man will sie in einer Krone wiedererkennen, welche die Silberbüste Karls des Grossen im Münsterschaze zu Aachen schmückt. Kaiser Friedrich II. ersezte indes den Verlust aus den märchenhaften Schäzen der sizilianisch-normannischen Könige, die früher in die Hand seines Vaters Heinrich VI. gefallen waren; dieser hatte hundertundfünfzig Saumtiere damit belastet, und sie nach Deutschland auf die Reichspfalz, das feste Trifels, in Sicherheit gebracht. Und so erklärt sich der befremdliche Umstand, dass die meisten Insignien und Ornate des deutschen Reiches, die noch vorhanden, nicht aus deutschen Werkstätten hervorgegangen sind, sondern mit ihren kufischen Inschriften und morgenländischen Ornamenten auf sarazenische Künstler deuten.

Ein Teil der Kleinode, die zur Krönung der Könige benuzt wurden, ging im Jahre 1252 zu Grunde, als bei der Hochzeit des eben gekrönten Königs Wilhelm von Holland mit einer Welfentochter zu Braunschweig der Palast samt allem, was darin war, in Flammen aufging. Richard von Kornwallis glich den Verlust aus eigenen Mitteln wieder aus, als er im Jahre 1257 zu Aachen gekrönt wurde. Bei der Krönung Rudolfs von Habsburg war kein Scepter vorhanden und Rudolf benuzte ein Kruzifix als Scepter; sämtliche Kleinode liess er auf seinem festen Stammschlosse Kyburg in der Schweiz verwahren. Sein Sohn Albrecht aber musste sie seinem Gegner, dem König Adolf, ausliefern, an »das Gräflein, das die Pfaffen gewählt hatten«. Nachdem Adolf in der Schlacht am Hasenbühel unter den Hufen seiner Gegner verblutet war, wurde Kyburg wieder der feste Hort der kaiserlichen Insignien; sie lagen dort wohlverwahrt in einer Kapelle, die Albrechts Tochter, die Ungarnkönigin Agnes, eigens für sie erbaut hatte. Aber nicht lange sollten sie dort schlummern; sie mussten ihre Behausung wechseln, wie die Häuser wechselten, aus welchen die folgenden Kaiser hervorgingen. Heinrich VII., der Luxemburger, liess sie nach Aachen bringen, und Ludwig von Baiern, dem sie Ludolf, der Sohn seines Gegenkönigs Friedrich von Oesterreich, auslieferte, nach München. Dann kamen sie in die Hände Karls IV., der sie auf dem Hradschin zu Prag einschloss; vielleicht hatten die Kronschäze niemals einen Hüter, der so viel Verständnis für ihren künstlerischen Wert besass, wie dieser vielgewandte Monarch. Unter seinem Sohne, dem heissblütigen Wenzel, wurden sie auf das feste Schloss Karlstein bei Prag gebracht. Aber der Sturm der Husitenkriege fegte sie im Beginne des 15. Jahrhunderts auch von dort hinweg; König Sigismund liess sie ohne Vorwissen der

Kurfürsten auf die ungarische Veste Visegrad an der Donau in Sicherheit bringen. Diese Entführung der deutschen Kleinode über die deutsche Grenze erregte den Unwillen der Fürsten und Sigismund sah sich genötigt, sie wieder herauszugeben. Nun kamen sie 1424 auf einem gewöhnlichen Fischerwagen nach Nürnberg. Diese Stadt hatte sich das Ehrenrecht verschafft, die deutschen Kleinode für alle Zeiten beherbergen zu dürfen. Hier ruhten sie, wenn auch nicht unangefochten, über drei Jahrhunderte lang in einem Gewölbe über der Sakristei der Heiligengeistkirche, alljährlich ein Gegenstand der Verehrung für das Volk, das sich stets am Freitage nach Ostern an ihrem Anblicke weiden durfte. Als aber Nürnberg zur lutherischen Lehre übertrat, wollte ihm Aachen das Recht bestreiten, die Kleinode noch ferner behalten zu dürfen; beide Städte bekriegten sich mit Streitschriften; doch wurde die Frage zu Gunsten von Nürnberg entschieden, das beweisen konnte, dass Aachen nur das Recht habe, diejenigen Kronschäze zu bewahren, die ihm König Richard von Kornwallis überlassen hatte.

Im Jahre 1796 bemächtigten sich die Franzosen unter General Jourdan der wehrlosen Stadt Nürnberg; in der Nacht vor dem Einbruche aber begab sich der Losungsrat von Haller mit einigen Ratsherren heimlich in das Schazgewölbe, liess sämtliche Kleinode in zwei grossen Tragkörben fortschaffen und in seiner Wohnung verbergen. In aller Frühe des andern Tages wurden sie sorgfältig in Kisten gepackt, diese auf einen Karren geladen, mit Pferdedünger überschüttet und aus der Stadt geschafft. Auf dem nahen anspachischen Gebiet übernahm ein kaiserlicher Oberst die köstliche Fracht und schaffte sie nach Prag. Als später Napoleon die österreichischen Erblande mit Krieg überzog, nahm sich ein Frei- und Panierherr von Hügel der verwaisten Kleinode an und brachte sie in einem unscheinbaren, schwarzen Koffer nach Regensburg, wo er sie in einem Erkerturme seiner Wohnung verbarg und die Thüre zu den Schäzen mit einem Haufen Hafer zuschüttete. Nach dem Abschlusse des Friedens von Pressburg im Jahre 1805 wollte von Hügel den Schaz an den lezten Träger der deutschen Kaiserwürde wieder zurückgeben; dieser aber, dessen grösste Tugend, die Vorsicht, auch sein grösster Fehler war, hatte nicht den Mut, die Erbstücke des zerfallenen Reiches an sich zu nehmen. Erst der Monarchenkongress in Aachen sprach sie im Jahre 1818 dem österreichischen Kaiser zu und seitdem haben die deutschen Reichskleinode in der Hofburg zu Wien eine lange Rast nach so vielhundertjähriger Wanderung gefunden.

1. Strümpfe und Sandalen.

Diese Initiale sowie die folgenden von gleichem Charakter sind einer italienischen Handschrift des 12. Jahrhunderts entnommen. Der Verfasser glaubt auf diese Schrift zurückgreifen zu können, weil fast alle Stücke des Ornates wie der Insignien, von denen hier die Rede ist, zu derselben Zeit und in demselben Lande entstanden sind.

Am Ausgange des Mittelalters gehörten folgende Stücke zum Ornate des Kaisers; Strümpfe und Sandalen, Tunicella und Alba, Stola und Gürtel, Mantel und Handschuhe, Scepter, Reichsapfel, Krone und Schwert. Von Gürteln sind zwei Stück vorhanden, ebenso von Sceptern, von Schwertern drei Stück. Wir wollen diese Stücke in derselben Ordnung beschreiben, in der sie bei der Krönung angelegt wurden.[1]

Die Strümpfe (tibialia, femoralia. 115.7) sind nicht gewebt, sondern zugeschnitten und zwar in gleicher Weise, wie man sie im 11. und 12. Jahrhundert für die Geistlichkeit herzustellen pflegte. Jeder Strumpf besteht aus einem Schuh für den Fuss, einem Schafte für den Schenkel mit einer Borte am oberen Saume und einem Schnürbande. Fuss- und Schenkelstück sind von karminfarbiger Seide. Das erste ist glatt und deckt nur den vorderen Teil des Fusses; es schliesst sich an eine viereckige Oeffnung, die unten auf der Vorderseite des Schaftes eingeschnitten ist. Die Naht läuft in der Fussbeuge her, dicht vor den Knöcheln rechts und links herab und mitten unter der Fusssohle durch. Die Naht des Schaftes liegt hinten und zwar mitten auf und unter der Ferse. Sämtliche Nähte sind so dick, dass man das Bein dicht mit Streifen von feinem Linnen umwickeln musste, um es gegen ihren Druck zu sichern. Der Schaft ist ornamentiert und zwar mit Vierpassrosen aus Halbkreisen; die Rosen greifen mit ihren Halbkreisen dergestalt ineinander, dass Reihen von abwechselnd mandelförmigen und geschweift viereckigen Ornamenten entstehen, die sich senkrecht und wagrecht kreuzen. Im Mittelpunkt jeder Rose sizt ein kleines kreuzförmiges Ornament. Die Rosen sind aus Golddraht hergestellt, der mit ungebleichtem Seidenfaden umfangen und befestigt ist. Der Schaft steigt über die Kniescheibe herauf und ist oben mit einer etwas mehr als 6 Centimeter breiten Borte wie mit einer Stulpe besezt (115.11). Die Borte ist von meergrüner Seide, mit goldenen Musterungen durchwirkt und an beiden Säumen mit Kordeln aus roter und weisser Seide eingefasst. Die Musterung besteht aus ineinander geschlungenen Ornamenten und Inschriften arabischen Charakters, die uns erkennen lassen, dass die Strümpfe gleich den meisten Stücken des Ornates in sizilianisch-maurischen Werkstätten hergestellt wurden. Die Saumborten beider Strümpfe bildeten ursprünglich ein einziges Stück, das man, unbekümmert um die Inschrift, an der erforderlichen Stelle durchschnitt. Die Inschrift selbst lautet: »bestimmt für den hochgeehrten geheiligten

[1] Dem ganzen Abschnitt über die Reichskleinode ist das grosse Prachtwerk von Dr. Franz Bock zu Grunde gelegt.

König Wilhelm, der durch Gott hochgeehrt sei und durch seine Allmacht unterstüzt werde.« Dieser Wunsch bezieht sich, wie es scheint, auf den lezten der sizilianischen Normannenkönige, Wilhelm II. Hinten, dicht unterhalb der Borte, sizt an jedem Strumpf ein breites glattes Band von karminroter Seide, mit dem man den Strumpf unter dem Knie festschnürte; dieses Schnürband scheint erst in einem der jüngsten Jahrhunderte angenäht worden zu sein.

Die Sandalen (calceamenta, socculi, sandalia. Taf. 12.1.2) sind keine wirklichen Sandalen, wie sie an den Füssen der Mönche zu sehen, sondern sandalenartige Schuhe, wie solche seit den Tagen der Karolinger bis in das 13. Jahrhundert hinein von der hohen Geistlichkeit getragen wurden; sie umschliessen den Fuss bis zur Fussbeuge und sind auf der Vorderseite oben am Einschlupfloche durch fünf tiefe Einschnitte in Laschen zerteilt. Die Laschen sind oben durch Umnähung in Oesen umgewandelt und durch diese Oesen schiebt sich eine starke rotseidene Bindeschnur mit goldenen Quästchen an den Enden. Der Oberteil der Schuhe ist aus hochrotem Seidenzendel hergestellt, der glatt, schwer und glanzlos ist, die Sohle aber aus dickem Leder und mit starken Stichen am Oberteile befestigt. Innen ist jeder Schuh mit roter Seide gefüttert und aussen über dem Spanne sowie beiderseits unter den Knöcheln und hinten über die Ferse herab mit einer breiten Goldborte besezt. Die Zeichnungen in der Borte sind nicht eingestickt, sondern eingewirkt; sie bestehen mitten über die Borte her, dreiviertel ihrer Breite einnehmend, aus Kreisen mit geflügelten Vierfüsslern in der Mitte abwechselnd mit Kreisen aus zwei Perlenreihen, die sich um einen grossen Edelstein, einen Saphir oder Amethyst, herumlegen; in den Dreipässen zwischen den Kreisen steht ein unerklärbares Ornament, das einem geflügelten Insekte gleicht; den beiden Kanten entlang wechseln entenartige Vögel mit lilienförmigen Zeichen. Die Musterung auf der Knöchelborte zeigt, von einem Kreis umfasst, eine Sirene, ein Geschöpf, halb Weib, halb Fisch, wie es die Sage in der sizilianischen Meerenge vorkommen liess. Die Flächen zwischen den Goldborten sind belebt mit romanisiertem Blattornament aus Perlenschnüren in ziemlich unbeholfener Zeichnung. Der Textur des Stoffes nach stammen die Sandalen aus der lezten Hälfte des 12. Jahrhunderts; sie gehörten vermutlich zu jenen Schäzen, die Kaiser Heinrich VI. aus Palermo auf den festen Trifels bringen liess.

In alten Urkunden wird uns überliefert, dass es drei Paar kaiserlicher Schuhe gegeben habe; gegen Ende des abgelaufenen Jahrhunderts jedoch waren zwei Paar verschwunden, und wir haben bis jezt nicht ergründen können, wo sie geblieben sind. Doch besizen wir noch einige gute Abbildungen davon; diese bezeugen mit Sicherheit, dass eines der Paare für weibliche Füsse bestimmt und, gleich dem eben beschriebenen, ebenfalls sandalenförmig zugeschnitten war; hinten stieg jeder Schuh mit einer Lasche über die Ferse empor und vorn auf dem Rande der Einschlupföffnung sassen fünf schmale bandartige Laschen, ebenso hoch wie das Fersenstück und oben zu Oesen umgebogen, durch welche die

Bindeschnur herlief. In der Sohle war der Schuh von dickem Leder, im Oberblatte von schwerem Purpurstoffe und dicht gemustert mit schwungvollen Ornamenten in sizilianisch-maurischem Stile. Das dritte Schuhpaar war das kleinste unter allen und nur auf jugendliche Füsse passend; vorn war es mehr zugespizt, an den Knöcheln ausgeschnitten; an der Basis des Ausschnittes sass auf beiden Seiten je eine schmale zur Oese umgeschlagene Lasche, die über den Spann gelegt und mit der andern zusammengeschnürt wurde. Die Sohle bestand aus Schichten von dünnem Schafleder mit einem Belage von gelber Futterseide, das Oberblatt aus starkem karminrotem Seidenköper. Mitten über den Spann sowie über das Fersenstück herab liefen zwei schmale Streifen in Gold und Perlen; diese schlossen einen breiten Streifen ein, der mit romanisierendem Laubwerke gefüllt war. Zu beiden Seiten dieser dreistreifigenMittelborte zeigte der Schuh einen grossen einköpfigen Reichsadler in Goldstickerei, der von ähnlichem Laubwerk umgeben.

2. Tunicella und Alba.

Unter Tunicella verstehen wir den Leibrock des Kaisers, der sonst wol auch tunica talaris, toga oder dalmatica genannt wird. Die Tunicella ist ein hemdförmiges Gewand, 1,80 m lang und in den ausgespannten Aermeln 1,70 m breit (115. 5); sie reicht bis unter die Fussknöchel, doch konnte sie mit dem Gürtel beliebig hoch aufgeschürzt werden. Der Rock ist ringsum geschlossen und legt sich um den Oberkörper her ziemlich fest an, erweitert sich aber bedeutend nach untenhin durch eingesezte Seitenzwickel, so dass er seinem Träger beim Gehen nicht hinderlich wird. Die Aermel sind an den Achseln sehr weit, verjüngen sich nach untenhin und schliessen sich fest um das Handgelenk. Das Kopfloch ist viereckig und kaum breiter, als der Hals; doch sezt es sich auf der linken Seite in einen Einschnitt fort, der über die Brust herabläuft und es möglich macht, das Kleid über den Kopf herab anzuziehen. Das Halsloch und der obere Teil des Einschnittes sind mit einer schmalen Goldborte gesäumt, die mit Quadraten mäandrisch gemustert, und an dieser Borte ist eine goldene Schnur befestigt, mit der man den Rock auf die einfachste Weise am Halse zusammenband. Der Stoff besteht aus schwerem Sergegewebe von dunkelstem Violett, das sich einem schwärzlichen Blaue nähert. Dies ist der alte kaiserliche Purpur, die purpura imperialis, der in den alten Schriften auch byzantinischer Purpur genannt wird. Das Kleid ist untenher sowie vorn an den Aermeln mit sehr breiten Borten eingefasst; diese bestehen aus rötlichem Purpurstoffe, der mit kleinen Pflanzenornamenten gemustert; die Musterung aber ist nicht aus helleren und dunkleren Tönen hergestellt, sondern durch eine eigentümliche Unterbindung der Fäden, die sich im Gewebe gleich vertieften Umrisslinien bemerklich macht. In diesem Stoff, soweit er den unteren Saum bildet, erscheint eine schwungvolle Verzierung aus Goldfäden;

diese gleicht einem herzförmigen Ornamente (115. 2), das eine stilisierte Thuja oder arabische Palme einschliesst, die ihrerseits mit ihrem Wipfel wieder eine Lilie umgiebt. Ohne die geringste Veränderung wiederholt sich dieses Muster den ganzen Saum entlang, einfach nebeneinander gestellt, nur eine schlichte Lilie mit hohem Stiele zwischen sich. Oben und unten wird die Borte mit drei Perlenschnüren eingefasst. Verschieden von dieser Borte ist jene an den Aermeln ornamentiert; zwar der Grundstoff besteht aus demselben Purpurgewebe, wie dort, aber das eingestickte Goldmuster lässt aus zwei Wurzelblättern sich einen strengstilisierten breitwipfeligen Baum erheben, dessen Umrisse von Perlenrändern gebildet werden; doch sind die Umrisse nicht, wie sonst üblich, mit Goldfäden ausgefüllt, sondern mit kurzgeschnittenen Goldröhrchen, die eine körnige Fläche bilden. Dieses Muster wiederholt sich stets mit einem zweiten ebenso hergestellten Muster, das einer stilisierten Palme ähnelt. Die Borte wird nach obenhin von einer Perlenschnur gerändert, ebenso nach untenhin; dieser aber folgt noch eine Doppelschnur aus Perlen und ganz am Rand eine einfache Schnur. In dem Raume zwischen beiden Schnüren ist eine grosse Zahl von Goldornamenten angebracht; jedes Ornament wird aus zwei Ringen gebildet, die senkrecht übereinander sizen; in jeden Ring ist ein Rundscheibchen aus dünnem Goldblech eingesezt und jedes Blech mit vielfarbigem Zellenemaille besonders verziert; die fadenförmigen Umrisse der Zellen bilden vielfache Verbindungen von Kreisen mit Vier- und Sechspässen. Derselbe Zellenschmelz sowol wie der gemusterte Purpur begegnen uns auch an dem kaiserlichen Mantel, und da dieser laut Inschrift von sarazenischen Künstlern auf Sizilien im Jahre 1133 verfertigt wurde, so gehen wir wol nicht fehl, wenn wir annehmen, dass am gleichen Ort und etwa um dieselbe Zeit auch dieser Leibrock hergestellt worden sei.

Die Alba (alba, camisia) wurde über die Tunicella angezogen und durch einen Gürtel soweit in die Höhe geschürzt, dass der Purpursaum des Unterkleides unbedeckt blieb. Das Kleid (115. 10) ist ein weisses Chorhemd, wie es heute noch die Bischöfe zu tragen pflegen; in der Länge misst es 1,42 m, in der Breite bei ausgespannten Aermeln 1,26 m; nach untenhin nimmt es gleichmässig an Weite zu, so dass es hier am Saume 1,14 m misst. Die Aermel sind weit, enden aber vorn mit bequemer Anlage; doch bleiben sie am Handgelenke noch so weit geöffnet, dass man die Handborte der Tunicella erkennt. Das Halsloch ist rundlich und ziemlich eng; doch sezt es sich, wie bei dem Unterkleid, in einen langen seitlichen Brustschliz fort. Die Alba besteht aus weisser ungemusterter Taffetseide; doch ist der Stoff so schadhaft geworden, dass man sich im 16. Jahrhundert genötigt sah, ihn mit einem andern Stoff aus schwerer weisser Seide zu überziehen. Auf der Brust, das Halsloch umschliessend, sodann rings um den Oberam herum, vorn am Handgelenk und am unteren Saume hat die Alba einen reichgestickten Besaz. Die untere Verbrämung (Taf. 12. 9) ist fast 30 cm breit; ihr Grund besteht aus veilchenblauer Seide; dieses Stück wird durch geperlte

Doppelschnürchen in fünf Längsstreifen eingeteilt; der mittelste dieser Streifen ist am breitesten und nimmt etwa Dreiviertel der ganzen Borte ein; in reicher Goldstickerei bedeckt ihn ein Ornament aus Pflanzen und Tieren, deren Motive immer wiederkehrend sich mit gefälliger Wirkung aneinander reihen. Zwei Saumstreifen, von denen der eine sich unten an die breite Mittelborte schliesst, der andre obenher die ganze Verbrämung begrenzt, sind nur wenig mehr als 1 cm breit und mit einer lateinischen Inschrift in goldenen romanischen Versalbuchstaben gefüllt, die achtmal jeden Saum entlang wiederkehrt; diese Inschrift lautet in der Uebersezung: »Angefertigt in der glücklichen Stadt Palermo im fünfzehnten Jahre der Regierung Wilhelms II., von Gottes Gnaden Königs von Sizilien, Herzogs von Apulien und Fürsten von Capua, des Sohnes von König Wilhelm I. In der vierzehnten Indiction.« Etwa doppelt so breit, als diese Streifen, sind die beiden lezten, von denen der eine oben die Mittelborte, der andre die völlige Borte untenher begrenzt. Sie sind mit einer Goldschrift in arabischen Zeichen bedeckt, die ebenfalls achtmal auf jedem Streifen sich wiederholt; dieselbe lautet übersezt folgendermassen: »(Das Kleid) gehört zu denjenigen Gewändern, die anzufertigen befohlen hat der hochgeehrte König Wilhelm II., der Gott um seine Kräftigung bittet, der durch seine Allmacht unterstüzt wird, und der sich von seiner Allgewalt den Sieg erfleht, der Herr Italiens, der Lombardei, Kalabriens und Siziliens, der Kräftiger des römischen Papstes, der Verteidiger der christlichen Religion — in der stets wohlbestellten königlichen Werkstätte.« Den Halsausschnitt umschliessend sowie breit und tief über die Brust herabsteigend bedeckt den Rock oben ein viereckiger Besaz aus hellrotem Purpur, der an das Ephod der alttestamentlichen Hohenpriester erinnert. Den Mittelpunkt dieser Verbrämung umschliesst im Rechtecke eine schmale quadratisch gemusterte Goldborte, die, etwas verschmälert, auch noch das Halsloch umsäumt; sonst ist das Brustschild in seiner ganzen Fläche mit einem dichten Neze von Vierpässen aus geperlten Doppelschnürchen bedeckt, das durch gleichartige Schnüre in vier senkrechte Reihen abgeteilt und in allen seinen Maschen mit kleinen eingestickten Goldornamenten gefüllt ist. An den Oberarmen, wo sonst die alten Könige die Armspangen trugen, sind, diese vertretend, breite Bandstreifen aus veilchenblauer Seide angebracht; auch diese zeigen Säume und Ornamente aus geperlten Doppelschnürchen; die Ornamente bestehen aus Vierpässen, die sich mit kleinen Ringen aneinander schliessen; jeder dieser Ringe wird seinerseits in Mandelform von zwei Bögen umschlossen, die jeden Vierpass oben und unten durchschneiden (Taf. 12. 10). Die Vierpässe sind in der Mitte mit zwei sich zugekehrten Leoparden, die übrigen Räume mit Lilienornamenten aus Goldfäden bestickt. Die Handborten bestehen in ihrer unteren Hälfte aus veilchenfarbenem, in der oberen aus hellrotem Seidenstoffe; der rote ist mit Gold quadratisch gemustert und in den Zwischenräumen mit Pflanzenornamenten gefüllt; der violette zeigt das Muster der Achselstreifen.

Taf. 11. 1—3. Kaiserliche Mäntel samt Futterstoff.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart

Die Alba muss allen Merkmalen nach zugleich mit der Tunicella aus Palermo auf den Trifels gekommen sein.

3. Gürtel und Stola (zona und stola oder orarium).

Es befinden sich vier Gürtel unter den Reichskleinodien; darunter ist einer von hellblauem Seidenzendel, der dem Anscheine nach zur Gürtung der Alba wie auch der Stola benuzt wurde. Dieser Gürtel ist anderthalb Meter lang und etwa 4 cm breit; er hat keine Schnalle, sondern statt ihrer lange Doppelschnüre, mit denen er nach Art der liturgischen Gürtel gebunden wurde. Die Schnüre sind auf seiner Innenseite am Futter befestigt, und zwar so weit im Rückenteile des Gürtels, dass, wenn der Gürtel gebunden war, die beiden Endstücke frei herabfielen und noch zur Unterbindung der Stola benüzt werden konnten. Der Stoff ist doppelt genommen und an beiden Rändern mit einer Kordel eingefasst, die aus Goldfäden gedreht und mit rotem Seidenfaden umwickelt ist. Der mittlere Teil des Gürtels, der den Körper umschloss, ist glatt, aber die beiden Endstücke sind verziert; an jedem sind in gemessenen Abständen drei Goldplättchen mit Oesen angeheftet, von denen das mittlere quadratisch, jedes der seitlichen aber schmal und rechteckig ist; alle haben eine Fassung von Perlen. Die schmalen Plättchen sind mit einem äusserst feinen geringelten Filigranneze bedeckt; auf diesem sizt, besonders eingefasst, in der Mitte ein Rubin, und auf jeder Seite desselben eine durchschnittene Perle. Die mittlere Platte ist mit einem achtzackigen Sterne gemustert, der aus zwei übers Eck ineinander geschobenen Quadraten besteht und auf allen Zwischenräumen mit schwungvollem Pflanzenornament in Filigran übersponnen ist. Zwischen diesen Zierstücken, der Saumkordel entlang, sizen, 1 cm von einander entfernt, kurze Schnürchen, jedes aus drei Perlen und schräg gegen die Mittellinie des Gürtels gerichtet; auf dieser selbst sind mehrfache Kreuze befestigt, wovon jedes aus vier Perlen und einem goldenen Mittelknöpfchen zusammengesezt. Die Bindeschnüre sind etwa einen halben Meter lang, aus roter, stellenweis auch aus blauer Seide geknöppelt, durchweg doppelt genommen, gegen das Ende zu in vier Kordeln aufgedreht, dann zusammengebunden und an jeder Kordel wieder in Einzelfäden aufgelöst, die eine Quaste bilden.

Die Stola ist ein langes Band (Titelbild), das ursprünglich wie auch heute noch von der Geistlichkeit allein getragen wurde. Das Ehrenrecht, sie anlegen zu dürfen, ging auf die byzantinischen Kaiser über, dann auf einzelne abendländische Könige; so wurde sie unter den Ornatstücken des englischen Königs Eduard I. gefunden (38. 3). Wann die Stola auf die deutschen Kaiser überging, ist bis jezt noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen worden; doch ist es Ludwig der Baier, bei dem sie uns abbildlich zum erstenmal begegnet (116. 7). Die kaiserliche Stola, die wir noch besizen, ist bei weitem länger und

breiter, als es die kirchlichen Stolen im 12. und 13. Jahrhundert zu sein pflegten; sie misst in der Länge 5,69 m, in der Breite 22 cm. Bei der Anlage wurde sie mit ihrer Mitte vom Nacken her umgenommen, so dass sie mit einer langen Schleppe tief über den Rücken fiel, dann vorn auf der Brust gekreuzt und mit den beiden Endstücken des Albgürtels unterbunden, so dass sie in ihrer gekreuzten Lage verharren musste; so angelegt berührte sie mit den Quasten an ihren Endstücken die Füsse; doch konnte sie nach Belieben unter dem Gürtel heraufgezogen werden, so dass die gekreuzten Stücke locker über den Gürtel fielen und ihn bedeckten [1].

Die Stola besteht aus einem gelben Seidengewebe, das über seine ganze Fläche hin mit kleinen Mustern aus zarten Goldfäden belebt ist; das Muster ist ein Blumenwerk mit tief eingeschnittenen Blättern, das sich gleichmässig wiederholend verästelt. In der Stola, auf goldenem platten Tiefgrunde mit schwarzer Seide eingewebt, erscheint der einköpfige Reichsadler (Taf. 12. 5), der sich in gleichen Abständen wiederholt und stets von einem Kreis aus doppelten Perlenreihen eingeschlossen wird. Dieser Adler in seiner strengen Stilisierung verbunden mit dem Blumenmuster des Untergrundes macht es wahrscheinlich, dass der Stoff gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Nachahmung sizilisch-sarazenischer Muster hergestellt wurde, und zwar von Webern einer oberitalienischen Stadt, die mit dem deutschen Reich in politischer Verbindung stand. Mit den Adlermedaillons wechseln andere Schildchen, die in Sternform aus vergoldetem Silberbleche geschlagen und gleichfalls mit einer doppelten Perlenreihe umrändert sind (Taf. 12. 7). In einer Reihe sizt der Adler in der Mitte zwischen zwei Sternen, in der folgenden ein Stern mitten zwischen zwei Adlern; und so geht es fort die ganze Stola entlang. Die Sterne in der Mitte sind etwas grösser, als die an den Rändern, und meist mit Vierpässen im Kreuze gemustert, so dass ihre Bogenlinien sich auf verschiedene Weise durchschneiden. Man erkennt dreizehn verschiedene Motive in der Musterung der Sternscheiben, die durch Zirkelschläge gebildet sind. Auch sind einzelne Muster mit blauen und grünen Schmelzfarben bedeckt, die ihrerseits durch kleinere Muster in Weiss, Rot und Gold belebt werden. Ausserdem finden sich hie und da kleine Edelsteine angebracht und die Motive mit filigranartigen Rändern umgeben. An jedem Schmalrande des Stolenbandes hängen drei schmale, lange Quasten, die abwechselnd von grüner und violetter Seide hergestellt. Jeder Seidenstrang ist dicht mit feinem Goldfaden umwickelt und von Perlenringen eingesäumt, die sich wie Glieder einer Kette aneinander reihen, und jeder teilt

[1] Ein mit der Feder gezeichnetes Bild des Baiernkaisers Ludwig, das auf einer Urkunde für den Deutschen Orden als Initial vorkommt (116. 7.), zeigt die Stole mit einem Endstücke über den rechten Arm gelegt. In ähnlicher Weise gleich einem Manipel über den rechten Arm, mit dem andern Ende aber nach hinten genommen und vermutlich im Gürtel untergesteckt, begegnet uns das Band mehrfach in den Medaillonsbildern einer kaiserlichen Dalmatika aus dem 14. Jahrhundert (116. 14), die jezt in der Schatzkammer zu Wien aufbewahrt wird. (Näheres darüber weiter unten.)

Taf. 12. 1. 2. Sandalen. 3. 4. Handschuhe. 5. 7. Scheiben- und Sternschmuck auf der Stola. 6. Mantelschliesse. 8. Verzierung auf dem kaiserlichen Mantel. 9. 10. Verzierungen auf der Alba.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart

sich im oberen Drittel in zwei Stränge, dann weiter unten in drei, die sich schliesslich in ihre einzelnen Fäden auflösen und schmale Quästchen bilden. An den Knotenpunkten, wo ein Strang sich teilt, ist die Seide nicht mit Goldfaden umwickelt, sondern tritt als kleiner Bausch in ihrer eigenen Farbe hervor.

4. Der Mantel (pallium imperiale, paludamentum, pluviale oder tegumen).

Purpurzendel von hochroter Farbe und schwerem Köper bildet den Stoff zum kaiserlichen Mantel. Der Zuschnitt des Mantels nähert sich einem Halbkreise, dessen Halbmesser etwas mehr, als anderthalb Meter beträgt (Taf. 11. 1). In der Mite seiner geraden Kante befindet sich ein flacher, bogenförmiger Ausschnitt für den Hals. Der Mantel wurde vom Rücken her umgelegt und mitten vor der oberen Brust mit einer Spange geschlossen, so dass er mit jeder Hälfte seiner geraden Kante vorn bis auf die Füsse herabfiel. Betrachtet man den Stoff genauer, so bemerkt man, dass er durchaus gemustert ist; aber die Musterung ist nicht durch Farben, sondern durch Unterbindungen in dem Gewebe selbst erzielt worden, so dass die Umrisse nur in sehr feinen Rinnen bestehen, ganz so, wie dies bei dem unteren Besaze der Tunicella der Fall ist.

Ausserordentlich wirkungsvoll ist das Ornament, das den Mantel aussenher bedeckt; es besteht in einer Dattelpalme und zwei Tierbildern. Genau in der Mittellinie des Mantels steigt aus einem Wurzelstocke der Palmstamm senkrecht empor und verzweigt sich oben in schön geschwungene Blätter, von denen drei auf jeder Seite stehen; unter den Blättern, rechts und links am Stamme herabhängend, kommen zwei grosse Datteln zum Vorscheine. Das Ornament ist mit grosser Strenge stilisiert; die Umrisse werden durch Doppelschnüre von winzigen Perlen gebildet; die Flächen dazwischen sind mit Gold bestickt, doch so, dass der purpurne Grund im Stamm als geschupptes Muster, in den Zweigen als Laubornament in graziös gewellter Verschlingung hervortritt. Ebenso verziert ist das Herzblatt des Baumes, das als siebentes Blatt in der Mitte zwischen den Seitenblättern steht. Den roten Grund der mandelförmigen Frucht belebt ein abwärts gekehrtes Pflanzenornament mit gleichfalls siebenfach verästeltem Blattwerke. Auf den beiden Flügeln des Mantels, rechts und links der Palme, gewahren wir ein Tierbild von überaus kühner Stilisierung; es stellt einen Löwen dar, welcher auf den Rücken eines zusammenbrechenden Kameles springt. Auch hier sind die Umrisse aus doppelten Perlenschnüren hergestellt und die breiten eingeschlossenen Flächen mit Gold bestickt. In den Vorder- und Hinterschenkeln des Löwen sowie

am Bug und Bauche des Kameles tritt der hochrote Grund gleichfalls als prachtvoll geschwungenes Pflanzenornament hervor, an Bug und Bauch des Löwen aber sowie an den Schenkeln des Kameles als geschweifte Rippen. Mähne und Rückenhaar des Löwen sind als Flocken stilisiert, mit Perlenschnüren gerändert, innenher, den Rändern entlang, mit Rot gesäumt und im Mittelgrunde mit Gold bestickt. Das Kopfgestell des Kameles wird durch den roten Grundstoff markiert.

Der geraden Kante des Mantels und dem Bogen des Halsausschnittes folgt eine schmale Borte, die mit doppelten Perlenschnüren gerändert und mit geperlten Vierpässen ausgefüllt ist, die gleichmässig mit kleinen Quadraten wechseln. Oben und unten gehen die aufs Eck gestellten Quadrate in ein Lilienornament über (Taf. 12. 8). Die Vierpässe sind mit goldgestickten Lilien ausgefüllt, die Quadrate mit farbig emaillierten Goldplättchen. Dem halbkreisförmigen Mantelsaum entlang bemerken wir eine von Perlenschnüren und einem schmalen gemusterten Goldstreifen eingefasste Borte, die mit einer kufischen Inschrift gefüllt ist; man glaubt diese Schrift in folgender Weise lesen zu dürfen: »(Dieser Mantel gehört) zu dem, was gearbeitet worden ist in der königlichen Werkstätte, in der das Glück und die Ehre, der Wohlstand und die Vollendung, das Verdienst und die Vortrefflichkeit ihren Wohnsiz haben, die sich einer guten Aufnahme und eines herrlichen Gedeihens, grosser Freigebigkeit und hohen Glanzes, Ruhmes und prächtiger Ausstattung, sowie der Erfüllung der Wünsche und Hoffnungen erfreuen mag und wo die Tage und Nächte in Vergnügen verfliessen mögen ohne Aufhören und ohne Veränderung, mit Ehre, Anhänglichkeit und fördernder Teilnahme, in Glück und Erhaltung der Wohlfahrt, Unterstüzung und gehöriger Betriebsamkeit. In der Hauptstadt Siziliens im Jahre 528 [1].« Auf beiden Seiten, da, wo der Mantel auf der Brust liegt, unmittelbar am Kopfe des Löwen, ist eine Goldscheibe in Vierpassform angebracht, dessen Fläche von einem geometrischen Muster bedeckt wird. Das Muster besteht aus zwei zu einem Stern ineinander geschobenen Vierecken, die von einem Kreis umschlossen und von einem Kreise mit radial gestellten Speichen in Kammradform ausgefüllt werden. Die einzelnen Felder sind mit farbigem Schmelze belebt und in den vier Halbbögen, die das Ganze umgeben, mit je drei filigranartig gefassten Edelsteinen besezt.

Rechts und links am Halsausschnitte ist eine halbe Schliesskrampe befestigt (Taf. 12. 6). Auf der geraden Vorderkante des kleineren Stückes sizen vier Schlingen, zwischen die drei ähnliche Ringe an der Kante des Gegenstückes passen; durch diese zwischen einander geschobenen Schlingen wurde ein starker Goldstift gesteckt und so der Mantel befestigt. Die Aussenfläche der Krampen ist mit geringeltem Filigrane bedeckt, die des kleinern Stückes ausserdem mit einem Edelsteine, die des grösseren aber mit zwei Steinen geschmückt. Die Schliesse wurde in den beiden lezten Jahrhunderten nicht mehr gebraucht, vermutlich weil sie zu hart auf die Brust drückte; man ersezte sie durch zwei

[1] Dieses Jahr der Hegira trifft mit dem Jahre 1133 der christlichen Zeitrechnung zusammen.

Borten von schwarzer mit Gold gemusterter Seide; mit diesen wurde vermutlich der Mantel auf der Brust festgebunden. Möglich auch, dass beide Teile ständig zusammengenäht waren und der Mantel deshalb über den Kopf gestürzt werden musste.

Auf der Innenseite ist der Mantel vorn herab an beiden Kanten, soweit er sich etwa bei einer Bewegung seines Trägers nach aussen umschlagen mochte, mit Goldstoff gefüttert, im Rücken aber mit seegrüner Seide. Alte Buchmalereien lassen erkennen, dass schon im 8. Jahrhundert die Mäntel der angelsächsischen Könige den Vorderkanten wie auch dem unteren Saum entlang etwa zwei Handbreit mit Goldstoff gefüttert waren, während sie im Rücken ohne Futter blieben (Taf. 2. 2). Unser Goldstoff ist von einem merkwürdigen Muster durchwebt, das sich regelmässig wiederholt. Mitten auf einer Fläche, die von einem staffelförmig gebrochenen getupften Band umschlossen wird, erhebt sich in streng orientalischer Stilisierung ein dem siebenarmigen Leuchter der Juden ähnlicher Baum, der Baum der Erkenntnis, mit wagrecht ausgestreckten Aesten und abwärts gewendeten Zweigen, die in Aepfeln endigen, während vielfach, gleichsam als Schlussstücke der Aeste, ein Schlangenkopf emportaucht. Rechts und links am Baume stehen die ersten Menschen in der byzantinischen Tracht des 12. Jahrhunderts (Taf. 2. 16), und hinter jedem ist, den übrigen Raum füllend, ein Vogel angebracht. Die kleineren Flächen zeigen nur den Baum und die beiden Vögel. Das Rückenfutter des Mantels ist ein Seidengewebe von schwarzem Grunde mit seegrünen Blättern und goldenen Blumen in Form von Palmetten (Taf. 11. 3). Die eigentümlich wellige Bewegung in dem Blattwerke sowie die Wellenlinien, welche das ganze Muster in vielfache Streifen zerlegen, sprechen dafür, dass mit den Blättern Wasserpflanzen und mit den Blumen schwimmende Seerosen gemeint sind.

5. Die Handschuhe (chirotecae).

chwerer Seidenzendel von hochrotem sogenannten tarentinischen Purpur ist als Stoff für die Handschuhe verwendet. Dieselben sind von ziemlich plumpem Zuschnitte, an den Rändern zusammengenäht und reichen mit ihrer Stulpe nicht über die Handwurzel hinaus. Zwei Perlenränder schliessen jeden Handschuh unten wie mit einer Borte ab.

Betrachten wir zunächst die Rückenfläche (Taf. 12. 4). Hier ist die Borte mit drei Goldblechen und zwei dazwischen sizenden Edelsteinen verziert; Bleche wie Steine sind mit Perlen umrändert. Die Bleche haben Vierpassform; doch sind die seitlichen obenher abgestuzt, alle Bleche aber mit farbigem Emaile vierteilig verziert; jeder Teil zeigt weisses lilienförmiges Blumenwerk auf blauem, grünem und rotem Grunde. Zwischen den Schmuckstücken tritt der gemusterte Purpurgrund mit einigen goldgestickten Ranken zu Tage. Ueber der Borte

spreiten zwei langgeschweifte Vögel ihre Flügel aus, und über den Vögeln erhebt sich romanisierendes Rankenwerk, das, mit Laub in Kleeblatt- und Lilienform besezt, sich über die ganze Fläche bis in die Fingerspizen verästelt. Mitten über den Vögeln, auf dem unteren Teile des Handrückens, ist ein in Lilienform ausgeschnittenes Goldblech mit Zellenschmelz angebracht (Taf. 12. 4 a), über diesem ein gegiebeltes fünfeckiges Blech mit dem Brustbild eines Engels in Niello, rechts und links davon ein kleineres Blech in Gestalt eines Vogelkopfes, über jedem Kopfe, das untere Glied des Zeige- und Ringfingers bedeckend, ein kreisrundes Goldblech, das auf blauem Grund ein musizierendes Meerweibchen in vielfarbigem Schmelze zeigt. Auf dem Rücken des mittleren Fingers sind drei ungeschliffene Edelsteine, Saphire und Rubinen, aufgesezt, auf dem der übrigen Finger samt dem Daumen deren zwei; mit solchen ist auch sonst der Handrücken zwischen den Goldranken geschmückt. Sämtliche Steine und Goldbleche sind mit Perlen eingefasst und die leeren Zwischenräume reichlich mit Lotperlen übersäet.

Einfacher ist das Ornament auf der hohlen Handfläche (Taf. 12. 3). Unten auf der Borte sizen drei emaillierte Goldbleche, das mittlere davon in halber, die seitlichen in geviertelter Vierpassform, dazwischen zwei Saphire; Bleche wie Steine sind mit Perlen gefasst. Sonst ist die Fläche frei von solchen Schmuckstücken, da sie das Schliessen der Hand und damit das Anfassen der Insignien erschwert haben würden. Die Fläche der Mittelhand füllt ein kraftvolles Rankenwerk mit sparsamem Laube und der einköpfige Reichsadler mit ausgebreiteten Flügeln aus, der noch in die drei mittleren Finger hineinragt. Das Rankenwerk sezt sich nur über dem Däumling fort; die übrigen Fingerlinge schmückt ein geometrisches Zickzack- und Mäandermuster mit eingesprengten Lilien und Vierblättern. Der Adler macht es sicher, dass die Handschuhe von Haus aus für kaiserliche Hände bestimmt waren, also keine Beutestücke wie die übrigen Gewänder sind; doch weist die Arbeit auf dieselbe Werkstätte; sie mögen zu einer Zeit angefertigt worden sein, als die Hohenstaufen bereits Herrn von Sizilien waren, etwa im Beginne des 13. Jahrhunderts.

Den Urkunden zufolge hat es noch ein zweites Paar Handschuhe gegeben, das aber jezt nicht mehr vorhanden ist. Es waren kleine Handschuhe, die nur auf jugendliche Hände passten, und bestanden aus Hundsleder, das zugeschnitten und mit englischer Naht aus roter Seide geheftet war. Sonst glatt zeigten die Handschuhe nur eine Stulpenborte von violettem Seidenstoffe, in die mit Wasserperlen ein einfach verschlungenes Rankenwerk in Brezelform mit dreiteiligen Schlussblättern eingestickt war.

6. Die Scepter (sceptra oder virgae).

bgleich wir zwei Scepter besizen, so ist doch das alte romanische Reichsscepter, das zu Krone und Apfel gehört, nicht darunter; wir wissen nicht, bei welcher Gelegenheit es verloren ging; doch fehlte es bereits bei der Krönung Rudolfs von Habsburg, der es durch ein Kruzifix ersezte. In einer Urkunde aus der Mitte

des 14. Jahrhunderts werden zwei Scepter erwähnt, ein silbernes und ein silbervergoldetes; es scheinen damit die beiden Scepter gemeint zu sein, die jezt noch vorhanden sind. Der silberne Stab (Taf. 14. 3) ist 58 cm lang und in jenem spätromanischen Stile gearbeitet, wie er in Italien üblich war. Seinen Kern bildet ein runder Holzstab; diesen umgiebt ein dünnes Silberblech, das seiner Fuge entlang mit kleinen Nieten befestigt ist. Die Bekrönung hat die Form eines Pinienapfels und ruht auf einem einfachen Blätterkelche mit vertieften Blattnerven; den Kelch umschliesst unten ein platter, mit einem Ringe oben und unten besezter Knauf. Ein ähnlicher Ring umgiebt den Schaft in seiner halben Länge; am unteren Ende aber sizt ein kleiner apfelförmiger Knauf mit sechs Rippen. Der Kelch und die beiden oberen Knäufe mit ihren Ringen sind vergoldet, an dem unteren Knaufe nur die Rippen. Dieses Scepter war sicherlich von Anfang an ein Weihesprengel; es lässt sich dies an seiner Bekrönung erkennen, die aus zwei halbrunden Schalen besteht, von welchen die obere wie ein Sieb durchlöchert ist. Jezt sind beide Schalen zusammengelötet, doch geben noch einige Spuren Zeugnis davon, dass die Schalen ursprünglich zusammengeschraubt wurden.

Das zweite Scepter aus vergoldetem Silber (Taf. 14. 2) zeigt den gotischen Stil, wie ihn die deutschen Goldschmiede in der lezten Hälfte des 14. Jahrhunderts anwendeten. Das Scepter hat einen achteckigen hohlen Schaft; seine Bekrönung wird aus sechs Eichenblättern mit starken Rippen gebildet, die schön geschwungen abwechselnd auf und ab gerichtet sind; die aufwärtsstehenden Blätter umfassen mit ihren etwas zurückgebogenen Spizen eine kräftig vortretende Eichel, und zwar unten um deren gekörntes Näpfchen herum; die andern Blätter aber steigen über einen zierlich mit Leisten und Perlreihen profilierten Knauf herab, den sie mit ihren Spizen in Zwischenräumen bedecken. Ein ähnlicher Knauf sizt unten am Schafte, dessen Abschluss bildend, und ein dritter in so weitem Abstande über ihm, dass eine kräftige Hand zwischen beiden den Schaft erfassen kann. In der Mitte zwischen den beiden oberen Knäufen umgiebt den Schaft überdies noch ein schmaler profilierter Ring. Die Ornamentmotive sind wol im Hinblick auf die deutsche Hand, die das Scepter führen sollte, der deutschen Eiche entlehnt; dadurch unterscheidet es sich von den verwandten Stäben, die mit Lilien oder Akanthusblättern gekrönt sind. Der Münsterschaz zu Aachen bewahrt ein Scepter (Taf. 14. 6), das völlig den Taubensceptern (virga regalis habens columbam in summitate) gleicht, die in der Hand der deutschen Könige auf den ältesten Siegeln zu sehen sind. Es ist 55 cm lang und von vergoldetem Silber; sein Schaft besteht ebenfalls aus einem Hohlstabe, der rund und oben wie unten von einem flachgedrückten polsterartigen Knaufe mit Ansazringen begrenzt wird; ein dritter Knauf umgiebt den Stab in seinem unteren Teile, so dass zwischen den beiden Nachbarknäufen ein für die Hand passender Raum übrig bleibt. Der obere Knauf ist der kleinste; auf ihm sizt die heraldische Taube. Der Stab scheint dem Schlusse des

12. oder der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts anzugehören, denn die Ansazringe sind ganz so, wie die an den Steinsäulen aus dieser Zeit. Vielleicht ist es dasselbe Scepter, das nach den Chronisten Richard von Kornwallis im Jahre 1262 nebst anderen Kleinodien dem Münster zu Aachen schenkte. Wenn dies der Fall, so bleibt es fraglich, ob das Scepter jemals in der Hand eines deutschen Kaisers erschienen ist, denn auf den Siegeln der Kaiser, die nach dem Interregnum herrschten, kommt das Vogelscepter nicht mehr vor.

7. Der Reichsapfel (pomum oder globus).

Gleich den meisten Stücken des Ornates scheint der Reichsapfel etwa zu Ende des 12. Jahrhunderts in den königlichen Werkstätten zu Palermo angefertigt worden zu sein. Es ist eine Kugel von glattem Goldbleche, die von zwei Reifen umschlossen und von einem Kreuze überragt wird (Taf. 14. 4). Die Kugel hält etwas mehr als 9 cm im Durchmesser, so dass sie bequem in eine kräftige Manneshand passt, und ist im Innern mit einer harzigen Masse ausgefüllt. Um den Apfel läuft der Quere nach ein Band aus drei Filigranfäden, das in beiden Zwischenräumen zu Rinnen vertieft und in gleichen Abständen mit ringförmigen Oesen verziert ist. Die beiden Reife stehen senkrecht zu diesem Bande und kreuzen sich oben und unten; auf jedem Schneidepunkte liegt ein rundes Deckplättchen. Senkrecht auf dem oberen Plättchen erhebt sich das Kreuz aus doppeltem Goldbleche; dasselbe ist 12 cm hoch und hat nach Art der lateinischen Kreuze einen etwas längeren Fussbalken; seine Arme gehen in lilienförmige Schlussstücke über, wie dies seit dem Jahrhundert der Kreuzzüge häufig geschah. Kreuz, Deckplättchen und Kugelringe sind mit Filigrandraht gerändert und dicht mit äusserst feinem Ranken-, Laub- und Blütenwerk in Filigran bedeckt, das sich gleichmässig nach allen Seiten hin verzweigt und selbst die Rückseite des Kreuzes überspinnt. Ausserdem ist ein reicher Schmuck von Halbperlen und Edelsteinen in symmetrischer Ordnung darauf angebracht. Nur die untere Hälfte der beiden Reife zeigt weder Perlen noch Steine. In seiner Vierung ist das Kreuz kreisförmig ausgeweitet; hier sizt auf der Rückseite ein gelber Saphir von hellem Wasser, mit seiner Grundfläche nach aussen gekehrt und mit einem stark vertieften Monogramme beschrieben. Dieses Zeichen hat zu vielfachen Deutungen Anlass gegeben; wahrscheinlich ist es das Siegeszeichen der Erlösung in griechischer Form.

Unter den Reichskleinodien befanden sich früher noch zwei weitere von Kreuzen überragte Aepfel aus vergoldetem Silberbleche. Man weiss nicht, wohin sie gekommen sind; doch lässt sich aus alten Abbildungen ersehen, dass die Kreuze auf trichterförmigem Sockel standen und eines davon mit lilienförmigen, das andere mit kreisrunden Schlussstücken endigte. Der Apfel, zu dem das lezte Kreuz gehörte,

wurde der Quere nach durch einen profilierten Ring mit Filigranrändern umschlossen[1]; sonst aber waren beide Kleinodien völlig glatt. Es ist dieser Schmucklosigkeit wegen schwer zu bestimmen, welchem Jahrhundert sie angehörten; die Lilienform weist etwa auf das 13. Auch ihre Verwendung lässt sich nur vermuten; vielleicht dienten sie als Hoheitssymbole, die bei Krönungen und Leichenfeierlichkeiten einhergetragen oder sonstwie verwendet wurden.

8. Die Kaiserkrone (corona aurea imperialis) und die Königskrone (c. regia, c. aperta oder c. argentea).

Im frühen Mittelalter gab es neben den runden auch mehreckige Kronen; wir bemerken solche schon in den Buchmalereien der fränkischen Zeit und auch die Kronen der byzantinischen Kaiser bestanden aus mehreren flachen Platten, von welchen wir sogar noch einige besizen. Der Reif der deutschen Kaiserkrone (Taf. 13. 1) ist aus acht Schildchen von Goldblech zusammengesezt, die viereckig und obenher im Halbkreise abgerundet sind. Die Schildchen sind ungleich an Grösse; die beiden grössten stehen sich gegenüber auf der Stirn- und Nackenseite und zeigen oben einen mehr hufeisenförmigen Abschluss; zwei andere sind von mittlerer Grösse und stehen auf beiden Schläfenseiten; die kleinsten Plättchen sind von gleicher Höhe und abwechselnd zwischen die grösseren eingeschoben. Alle Schildchen hängen durch Scharniere aneinander, die um einen langen Goldstift bewegbar sind, und werden überdies noch auf der Innenseite durch einen dünnen Eisenring zusammengehalten. Ueber dem Stirnschild erhebt sich ein lateinisches Kreuz und zwischen Stirn- und Nackenschild, die Krone überspannend, ein gewölbter Bügel. Gefüttert ist die Krone mit einem rotpurpurnen Sammetkäppchen von runder Form, das jedoch einem der jüngsten Jahrhunderte anzugehören scheint. Die leeren Ecken zwischen der Krone und dem runden Käppchen wurden je nach Bedarf durch Seidenpolster ausgefüllt.

Sämtliche Schildchen haben einen Rand von Filigrandraht; die vier kleinsten zeigen überdies auf der Aussenseite eine mit Filigran angedeutete Borte, die ein Mittelfeld umschliesst. Die Borte ist abwechselnd mit Perlen und Edelsteinen besezt, die ihrerseits wieder mit mehrfachen Filigranringen gefasst. Die Perlen sind durchbohrt und werden von einem hindurchgesteckten Golddrahte festgehalten, die Edelsteine aber durch kleine goldene Krallen. Zwischen jedem Stein und der folgenden Perle ist rechts und links ein Goldknöpfchen angebracht, das mit drei Goldperlen bekrönt ist, während die Reste des glatten Grundes mit kleinen Filigranranken verziert sind. Auf jedem Schildchen ist das

[1] Diesen Apfel trägt Kaiser Karl der Grosse auf einem Bilde, das Dürer im Jahre 1510 getreu nach den Ornatstücken und Insignien malte, die bei den Krönungen der späteren Kaiser gebraucht wurden.

von der Borte eingeschlossene Mittelfeld mit einer feinen Goldlegierung überzogen und mit einem Bild in farbigem Zellenschmelze belebt. Die Zellen sind vertieft, so dass die Schmelzmasse mit der Goldplatte eine glatte Fläche bildet. Das erste Feld rechts von dem Stirnschilde lässt uns Gott den Vater auf seinem Trone sizend erblicken, in der Linken das Evangelienbuch, die Rechte segnend erhoben, auf jeder Seite einen Cherubim mit sechs Flügeln, von welchen zwei aufwärts über den Kopf und vier abwärts um den Leib geschlagen sind, die Füsse auf Rädern stehend, über dem Bilde die Inschrift: per me reges regnant. Das nächste Plättchen, rechts von dem beschriebenen, stellt den Propheten Jesaias und den kranken König Ezechias dar, der auf dem Tronstuhle sizt. Der Prophet hält in der Hand ein Spruchband mit der Inschrift: ecce adjiciam super dies tuos XV annos; über beiden Figuren stehen die Worte: Isaias propheta und Ezechias rex. Das erste der folgenden Schildchen zeigt den König Salomon, das zweite den König David, beide stehend und ein Spruchband quer vor sich hinhaltend; auf dem ersten Bande ist: time Dominum et recede a malo, auf dem zweiten: honor regis judicium diligit, und über den Figuren: rex Salomon und rex David zu lesen. Sämtliche Ueberschriften sind in rotem Email, sämtliche Bandschriften in Gold und die Bänder selbst in dunkelblauem Email ausgeführt.

Die vier grösseren Schildchen sind aus doppelten Goldblechen zusammengesezt; sie haben keinen Bilderschmuck, sondern zeigen sich auf der Aussenfläche durchaus mit Perlen und Edelsteinen dicht besezt. Die Fassung der grösseren Edelsteine ist hier eine andere, als auf den kleinen Schildchen. Die Bleche sind nämlich hinter den Steinen ausgeschnitten; über den Löchern sizen die Steine in einem Gestell aus dreifachen Filigranringen wie schwebend von dreiteiligen Vogelkrallen festgehalten. Der lichte Hintergrund erhellt die sonst ungeschliffenen Steine mit einem deutlichen Glanze. Die übrigen Flächen sind ebenso, wie auf den beschriebenen Schildchen, mit Filigranranken und Goldknöpfchen ausgefüllt.

Das Kreuz, das sich mitten über dem Stirnschilde erhebt, wird gleichfalls aus doppelten Blechen gebildet, die beide mit Filigran gerändert sind; das Blech auf der Vorderseite ist mit fünf geschliffenen grossen Edelsteinen sowie mit Perlen besezt, die mit kleineren Steinen abwechselnd jeden Stein im Quadrat umgeben. Die Fläche hinter den Steinen hat keine Oeffnungen. Das innere Goldblech ist glatt und zeigt in kräftiger Gravierung den Erlöser am Kreuz und zwar mit bartlosem Antlize.

Auf der Innenseite eines jeden der grösseren Schilde, die sich im Quadrate gegenüber stehen, ist oben eine trichterförmige Büchse aus Goldblech angelötet oder aufgenietet, die aus drei Röhrchen besteht. Diese Büchsen waren ursprünglich bestimmt, zwei Bügel festzuhalten, welche die Krone kreuzweis überspannten. Aber diese Bügel sind nicht mehr vorhanden; die Krone führt jezt nur einen Bügel, der die beiden grössten Schilde über Stirn und Nacken verbindet. Dieser Bügel besteht aus doppeltem Goldbleche und bildet gleichsam eine Brücke, die

mit acht Schildchen besezt ist; ihre Ränder sind filigraniert und ihre Flächen abwechselnd mit Perlen und Edelsteinen besezt; leztere haben eine glatte viereckige Fassung. Die Schildchen des Bügels sind, wie die der Krone selbst, oben im Halbkreis abgerundet und alle durchbrochen, derart, dass sie einen Einschlussbogen bilden, der oben in seiner Rundung mit einem Dreiblatt in Lilienform, unter demselben aber mit zwei oder drei römischen Buchstaben ausgefüllt ist. Die Ränder sind durchweg mit Filigran und die Buchstaben sowie die Bogen dicht mit Perlen besezt. Auch jedes Lilienornament trug ursprünglich eine Perle, doch sind einige davon verloren gegangen. Beide Bleche sind in verschiedenen Buchstaben ausgeschnitten; die auf der einen Seite lauten: CH. VON. RAD. VS. DEI. GR. AT. IA, die auf der andern: RO. MA. NOR. VI. MPE. RA. TOR. AVG.

Noch lassen sich zu beiden Seiten der Krone, über den unteren Rand vorspringend, zwei goldene Röhrchen oder Oesen bemerken, an denen vermutlich ehemals besondere Schläfenbehänge angebracht waren. Wir finden noch heut an der ungarischen Krone einen Schmuck dieser Art; er besteht aus Goldkettchen, die unten ein Quästchen von goldgefassten Rubinen tragen (Taf. 16. 1).

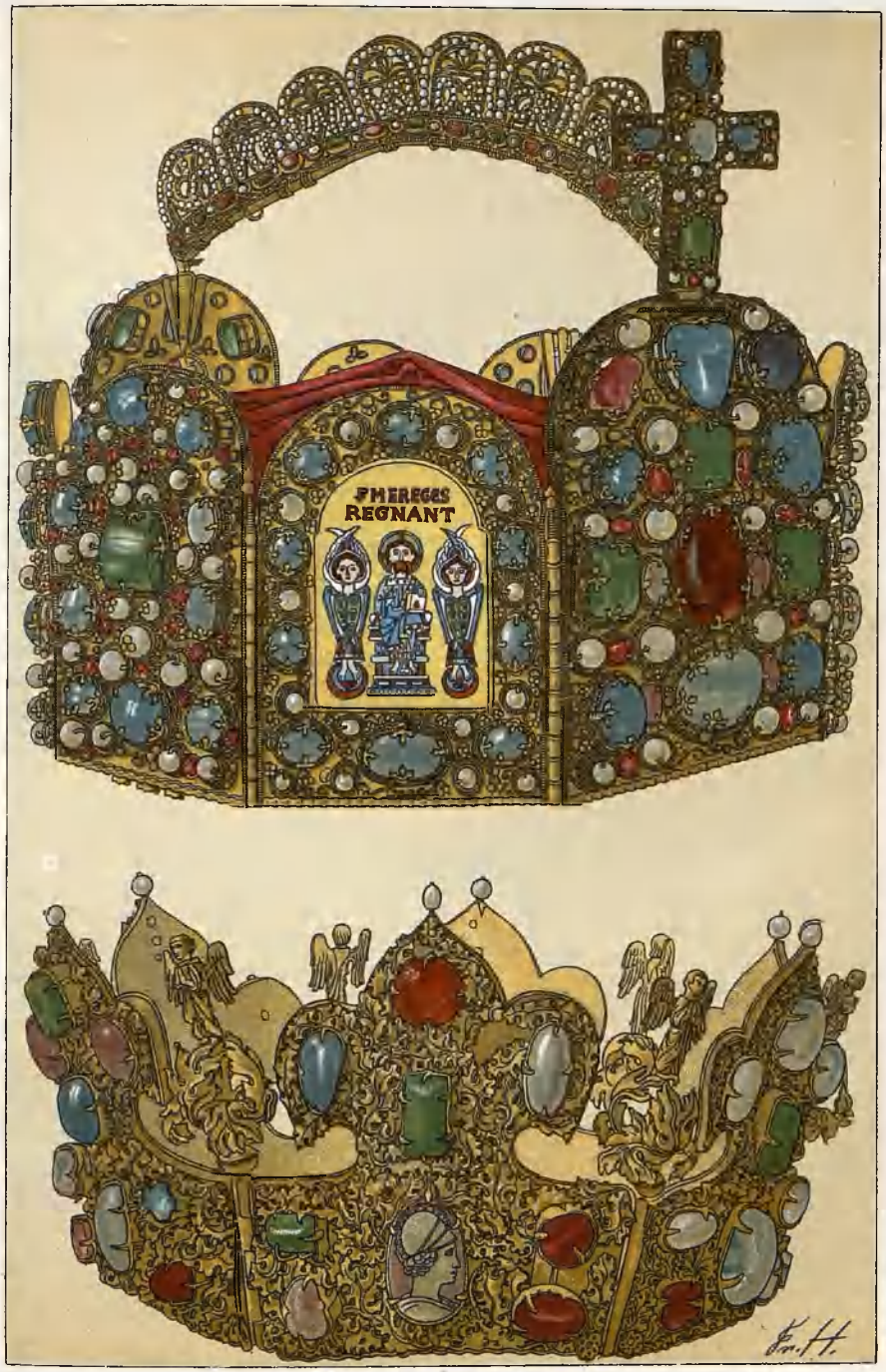
Man ist davon zurückgekommen, die Krone, die man mit dem Namen Karls des Grossen in Verbindung bringt, diesem grossen Stifter des abendländischen Kaisertums zuzuschreiben; ebenso hat man die Meinung aufgegeben, dass die Krone byzantinische Arbeit sei. Heute gilt es für sicher, dass die ganze Krone aus den Händen der nämlichen sarazenisch-sizilianischen Künstler hervorgegangen ist, welche die meisten Stücke des kaiserlichen Ornates verfertigt haben. Die technische Ausführung des Bügels und des Kreuzes verrät zwar andre Hände aus spätromanischer Zeit, aber immerhin solche, denen das arabische Goldschmiedegewerbe geläufig war.

Die Chronisten berichten, dass das Oberhaupt des deutschen Reiches dreimal gekrönt wurde, einmal zu Aachen mit der Königskrone, dann zu Monza oder Mailand mit der Lombardenkrone, der sogenannten »eisernen Krone«, und endlich zu Rom mit der Kaiserkrone. Von diesen drei Kronen schien die Königskrone verloren gegangen zu sein, und die Archäologen spürten unter den mittelalterlichen Kronen, die noch vorhanden sind, lange umsonst nach ihr. Da im Münster zu Aachen siebenunddreissig Könige gekrönt worden waren, so lag es nahe, die Krone im dortigen Münsterschaze zu suchen. Nun befindet sich dort mit andren Kleinodien eine überlebensgrosse Büste Karls des Grossen in Silber; der Kopf ist hohl und mit einem Deckel oben auf der Scheitelfläche verschlossen; in der Höhlung wird ein Stück von dem Schädel des alten Kaisers aufbewahrt. Diese Büste ist mit einer Krone geschmückt, die lilienförmige Aufsäze samt einem sehr hohen Bügel hat und vergoldet ist (Taf. 15. 4). Da nun in den Geschichtsbüchern die Krone silbern und offen, also bügellos genannt wird, so dachte man lange Zeit nicht daran, dass jener Kopfschmuck die verlorene deutsche Königskrone sein könne. Doch

wurde schon im Beginne des 17. Jahrhunderts von einem Kanonikus Petrus a Beeck die Vermutung ausgesprochen, es möge die vermisste Krone sein; denn es war im Mittelalter nicht so unerhört, Kronen als Schädelschmuck von Heiligen zu verwenden. Noch bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts sah man die Schädel Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde mit Kronen geschmückt, die jezt noch vorhanden sind; die weibliche Krone scheint der Kaiserin schon bei Lebzeiten angehört zu haben; die andre aber ist jünger (Taf. 13. 2). Ebenso wurde auf ausdrückliches Verlangen Karls IV. das Haupt des heiligen Wenzel mit der böhmischen Königskrone geschmückt und die Krone nur dann auf kurze Zeit hinweggenommen, wenn ein König zu krönen war. Diese Umstände bestimmten in unseren Tagen den geistlichen Archäologen Bock, die Aachener Krone genauer zu untersuchen, und er fand, was er suchte. Die Krone erwies sich aus doppelten Silberplatten hergestellt und nur stark im Feuer vergoldet, der Bügel aber als fremde Zuthat und um ein Jahrhundert jünger, als die Krone selbst.

Die Krone (Taf. 15. 4) ist obenher mit vier grossen Lilien und zwischen je zwei Lilien mit einem niedrigen Blatte besezt, das herzförmig und mit seiner Spize nach oben gekehrt ist. Am unteren Rande schliesst die Krone mit einem kräftigen Ringe ab und an der Kante obenher mit einem stark vorspringenden Simse, das auch den Rändern der lilienförmigen Aufsäze folgt. Sonst ist das Geschmeide glatt und ohne Ornament, doch reich mit Edelsteinen und antiken Gemmen besezt. Im Herzen jeder Lilie und darunter auf dem Reif ist eine Gemme angebracht. Steine und Gemmen sind mit Röhren gefasst, die stark aus der Fläche hervortreten, sich nach obenhin erweitern, die Steine je nach deren Form in ein viereckiges oder rundes Bett aufnehmen und sie mit vier krallenförmigen Haken festhalten. Diese Art von Fassung war in romanischer Zeit nicht selten; sie verleiht dem Kleinod einen ungemein kräftigen Charakter. In der Hohlkehle des Ringes unten an der Kante befinden sich sieben Oesen, die vermutlich zur Befestigung eines Silberdrahtes dienten, auf welchen kleine Lotperlen aufgereiht waren, welche die Hohlkehle füllten. Auf der Innenseite wird jede Lilie im Hals mit einem flachaufliegenden Sechsblatte bedeckt, das, wie es scheint, zur Verstärkung dieser schwachen Stelle dienen soll. Unten am Rande sind einige Doppellöcher bemerkbar, durch welche die Kappe festgenäht worden, mit der die Krone früher gefüttert war. Der Bügel schwingt sich in einer mächtigen Halbellipse empor, und zwar vorn etwas steiler, als hinten, so dass sein Scheitelpunkt nicht in der Mitte liegt, sondern etwas nach vorn. Obenher wird der Bügel völlig mit kleeblattförmigen Blättern bedeckt, die in ihrer starken Modellierung mit aufgerichteten Spizen, halbkugeligem Körper und starken Nerven an das Blattwerk erinnern, das im 14. Jahrhundert bei den deutschen Goldschmieden üblich war. Zwischen der Stirnlilie und dem Bügel erhebt sich auf dünnem hohem Stiel

Taf. 13. 1. Die Kaiserkrone. 2. Die Krone der heiligen Kunigunde.



Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

ein glattes lateinisches Kreuz, dessen vier Balken sich gegen ihr Ende hin verbreitern. Kreuz und Bügel sind zu gleicher Zeit an die Krone gesezt worden.

9. Die Schwerter (gladii) und der Schwertgurt (cingulum).

Mit den Insignien wurden bei der kaiserlichen Krönung zugleich drei Schwerter verwendet. Die älteste unter diesen Waffen ist ein orientalischer Säbel von 94 cm Länge und mässiger Krümmung (116. 3); dieser soll einer alten Ueberlieferung nach zu den Geschenken gehört haben, welche der Kalife Harun-al-Raschid an Kaiser Karl den Grossen geschickt hatte. Die Scheide ist in ihrer unteren Hälfte mit Goldblech, in ihrer oberen aber mit einer lederartigen schwärzlichen Haut überzogen, und auf dem Rücken an den entsprechenden Stellen der Haut mit gelblichen dünnen Hornblättchen belegt. Das Gefäss hat einen Ueberzug von getüpfelter Fischotterhaut; da diese im Laufe der Zeit brüchig geworden war, liess Karl IV. den Griff an den schadhaften Stellen mit schmalen Goldbändern, auf welchen kleine Edelsteine sizen, umgürten. Das Mundstück sowie das mittlere Scheidenbeschläg sind zu Scheiben ausgetrieben und samt dem Ortbande, der goldenen Bekleidung des Gefässes über der Otterhaut und der Parierstange dicht mit jenem krausverschlungenen Pflanzenornamente bedeckt, wie es die arabische Kunst so gerne verwendete. Auch die Klinge zeigt, ihre Schneide ausgenommen, vertieftes Ornament.

Das zweite Schwert (Taf. 15. 1) wird nach Karl dem Grossen benannt, aber es hat die einfache Kreuzform mit gerader Parierstange und breiter Klinge, wie die Schwerter im hortus deliciarum aus dem 12. Jahrhundert. Die Technik weist auf dieselben sizilianisch-arabischen Goldschmiede hin, denen wir die meisten Krönungsstücke zu verdanken haben. Die Klinge ist zweischneidig und beiderseits mit einer flachen Blutrinne ausgekehlt. Ihr scharfer Schliff und ihre glänzende Politur geben heute noch ein erstaunliches Zeugnis von dem Geschick der arabischen Waffenschmiede.

In der Ausstattung hat das Schwert manche Veränderung durchgemacht. Der Knauf gleicht einer kreisrunden Scheibe, die auf die Kante gestellt ist; dergleichen Scheibenknäufe kamen namentlich im 12. Jahrhundert vor, waren aber auch im 13. noch üblich; wir finden einen solchen Knauf an dem Schwerte des Ritters Konrad von Winterstetten, der von 1209 bis 1240 lebte (70. 7). Der Knauf des Kaiserschwertes ist auf beiden Flächen mit einem dreieckigen Wappen in Email verziert; das eine zeigt in altromanischer Stilisierung den einköpfigen Reichsadler in goldenem Felde, das andere das heraldische Abzeichen Böhmens, den aufrechten Löwen mit Krone und doppeltem Schweife in rotem Felde. Das böhmische Wappen ist jünger und offenbar in den Tagen Karls IV. angebracht worden. Die Hülse hatte

der Schräge nach einen Besaz von schmalen Bändern in Goldblech, die abwechselnd mit Zellenschmelz und geringeltem Filigrane bedeckt waren. Die emaillierten Plättchen aber sind jezt abgefallen und verschwunden; doch lässt sich annehmen, dass ihre Musterung dem der Emailplättchen geglichen habe, die jezt noch die beiden Seiten der geraden Parierstange bedecken; diese besteht hälftig aus Kreisen und übers Eck gestellten Quadraten, die samt den dreieckigen Zwischenräumen in Rot, Grün, Blau, Weiss und Gelb emailliert sind. Die Hochkanten der Stange sind mit gekörntem Filigrane verziert.

Das Mundstück besteht auf beiden Seiten aus einem Goldbleche, das mit zwei perlenumsäumten Vierpassrosen gemustert ist. Das Herz jeder Rose hat als Füllung einen kleineren Vierpass, der aufs feinste filigraniert und in der Mitte mit einem Edelsteine besezt ist. Der äussere Perlensaum wird auf dem Scheitel eines jeden Halbkreises mit einem Goldknöpfchen bekrönt. Die sechs Flächen zwischen den Vierpässen sind mit Zellenschmelz verziert. Vom Mundstücke bis zum Ortbande ist die ganze Scheide auf jeder Seite mit zwölf quadratischen überecks gestellten Goldblechen belegt, die der Verschmälerung der Scheide folgend nach untenhin kleiner werden. Sie alle sind wie auch das Mundstück von einer doppelten Perlenreihe umschlossen. Das oberste Quadrat füllt der einköpfige Reichsadler, der prächtig und ganz so stilisiert ist, wie wir ihn auf den Siegeln der lezten Hohenstaufen erblicken. Auf den übrigen Blechen wiederholt sich mit geringen Veränderungen ein geometrisches Muster aus Zellenschmelz (Taf. 15. 1a); dies besteht in der Hauptsache aus einem äusseren quadratischen Rande, einem eingeschlossenen Quadrate und einem centralen Kreise; vom Kreise gehen vier Kreuzbalken aus, und die beiden Quadrate werden von halben und Viertelskreisen vielfach durchschnitten. Die Dreiecke zwischen den Quadratblechen sind ebenfalls mit Goldblechen belegt und streifig mit feingeringeltem Filigran, aber in jeder Ecke sowie in der Mitte der Basis mit einem Goldknöpfchen verziert. Das Ortband besteht auf beiden Seiten der Scheide aus einem Goldbleche, das obenher mit einer doppelten Perlenreihe gesäumt und auf seiner Fläche mit kleineren übers Eck gestellten ganzen und halben Quadraten gemustert ist. Die Quadrate sind abwechselnd mit Vierpässen und schön geschweiften Lilien, die Dreiecke mit einem kleineren Lilienmuster emailliert. Die ganze Scheide war wol ursprünglich auf beiden Seiten mit einer Doppelschnur aus Perlen eingefasst; heute wird sie mit einer schmalen Goldborte aus dem 16. Jahrhundert umsäumt, die mit grünem Seidenfaden festgenäht ist.

Das dritte Schwert (Taf. 15. 3) führt den Namen des heiligen Mauritius; es ist, wie der Vergleich lehrt, mit dem vorigen aus der nämlichen Werkstätte hervorgegangen und zwar zu einer Zeit, da die Hohenstaufenkaiser bereits Herren von Sizilien waren, denn die arabischen Ornamente zeigen sich vielfach mit romanischen Figuren und Buchstaben durchsezt. Auch weisen die lateinischen Inschriften manche Fehler auf, wie sie nur ein der Lateinschrift unkundiger Sarazene verschulden konnte.

Das Schwert gleicht im allgemeinen der vorigen Waffe, nur ist es gestreckter, als diese, und hat einen Knauf, der wie ein Pilzhut geformt. Die Klinge ist ebenfalls zweischneidig und ausgekehlt; oben in der Blutrinne bemerkt man in gravierten Linien einen Kreis, der ein sogenanntes Jerusalemerkreuz einschliesst, nämlich ein gleichschenkeliges Kreuz, dessen Balken nochmals gekreuzt sind. Auch der Knauf ist mit gravierten Ornamenten belebt; seinem unteren Rand entlang bemerkt man in lateinischen Versalbuchstaben die Inschrift: »benedictus Dominus Deus, qui docet manus«, und über der Inschrift auf jeder Seite des Knaufes ein herzförmiges Wappenschild. Das eine der Schilde ist senkrecht halbiert und zeigt auf der rechten Seite die Hälfte des einköpfigen Reichsadlers, auf der linken drei übereinander ausschreitende Löwen, das Abzeichen des alten Herzogtums Schwaben[1]; das zweite Schild wird von dem einköpfigen Adler gefüllt. Die Hülse ist einfach mit Silberdraht umwickelt, so wie es um jene Zeit gewöhnlich war. Auch die Parierstange ist schlicht, jede Langseite glatt und nur mit einer vertieften Inschrift versehen; die der einen Seite lautet: »Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat«, die der andern: »Christus vincit, Christus regnat«. Die Scheide besteht aus Cypressen- oder Olivenholz; sie wird durch Ringe von Goldblech in sieben längliche Felder auf jeder Seite eingeteilt, die gleichfalls mit Goldblechen belegt sind. Die Ringe haben filigranierte Ränder und emaillierte Flächen in jenem feinen abgetreppten Quadratmuster (Taf. 15. 3a), das uns so häufig unter den byzantinischen Ornamenten begegnet und von den Sarazenen nachgeahmt wurde. Das ganze Muster wird durch zwei Goldstreifen in drei Bänder zerlegt. Die Reihen der so geteilten Quadrate sind mit grünem, die Reihen der ganzen Quadrate mit blauem Emaille gefüllt und jedes Quadrat ist mit einem hellroten Punkt in der Mitte belebt. Getrennt wird ein Quadrat vom andern durch Zickzackstreifen von weissem Emaille. Nur einer der Ringe, und zwar derjenige, der dem Mundstücke zunächst sizt, ist anders verziert; er zeigt drei von roten Kreisen eingeschlossene goldene Kreise, die ihrerseits einen grünen, innenher rotgeränderten Kreis umschliessen, der auf blauem, grünem oder weissem Grund ein zierliches Doppellilienmuster in mannigfacher Abwechslung umgürtet. Das Ortband ist gleichfalls auf jeder Seite mit zwei Kreisen verziert, die ein kreuzförmiges Muster umschliessen, und auch sonst noch mit Edelsteinen besezt.

Die grösseren Goldbleche haben keinen farbigen Schmuck, aber auf jedem erscheint halberhaben das Bild eines stehenden Königs in vollem Ornate mit querumwickelten Beinen, geschnürten Schuhen, kurzer gegürteter Tunika, die am unteren Rande, über beide Hüften herab, um die Oberarme und um die Handgelenke her mit einer Borte geschmückt, mit einem Mantel, der um den Hals herum verbrämt und auf der rechten Schulter geheftet, mit einer Krone, die von zwei gekreuzten Bügeln überspannt und mit einem Scepter, das bald mit einer Lilie,

[1] So bei Dr. Bock. Das Wappen könnte auch welfischen Ursprungs sein, denn erst Kaiser Otto IV., der durch seine Mutter mit dem englischen Könige Heinrich II. verwandt war, nahm die drei leopardierten Löwen aus dem englischen Wappen herüber; das älteste Schwabenwappen war ein einfacher Löwe.

bald mit einem Kreuze bekrönt ist, und endlich mit einem bekreuzten Reichsapfel. Einige Könige tragen statt des Scepters in der Rechten einen langen Stab in der Linken.[1] Die Bein- und Schuhschnüre sind an ihren Enden mit einem kugeligen Schmucke behängt, die vermutlich als Quästchen zu deuten sind. An den Fersen sizen Sporen. Die Kanten der Scheide haben einen Belag von schmalen Goldblechstreifen, die mit Filigran gerändert und mit zahlreichen Nieten, deren Köpfe gleichmässig filigraniert, befestigt sind.

Dieses Schwert wurde samt der Scheide mit der Spize nach oben gewendet im Krönungszuge vor dem Kaiser hergetragen; man erkennt dies an dem Umstande, dass die Figuren, Inschriften und Wappen verkehrt auf der Waffe angebracht sind, so dass sie ihre aufrechte Stellung erst dann erhalten, wenn die Waffe mit dem Griffe nach unten gekehrt wird.

Von diesen drei Waffen scheint es der gebogene Säbel allein gewesen zu sein, der dem Kaiser bei seiner Krönung um die Hüften gegürtet wurde. Unter den verschiedenen Gürteln ist noch eine Koppel vorhanden, die zu diesem Zweck am tauglichsten erscheint. Es ist eine lange und ziemlich breite Goldborte (115. 7), die auf eine Weise gewebt wurde, wie man sie in unseren Tagen kaum noch kennt. Ihre Kette besteht aus grünlicher Seide und der Einschlag aus dünnen Goldschnürchen, die mit grünlicher oder roter Seide dicht gebunden sind. Die Borte wird an der oberen und unteren Kante mit einem roten Streifen gerändert; zwei weitere Streifen, den Randstreifen parallel, teilen die Borte in drei Streifen, von denen der mittelste viermal so breit ist, als einer seiner Nachbarstreifen, von welchen er eingefasst wird. Diese Bandfläche ist in grossen Zwischenräumen mit einem lilienförmigen Ornamente und in der Mitte zwischen diesen Zierraten mit phantastischen Tierbildern und einem baumartigen Ornamente gemustert, das an die Dattelpalme auf dem kaiserlichen Mantel erinnert (Taf. 11. 1). Die beiden schmalen Streifen sind mit romanischen Versalbuchstaben aus grünlicher Seide besezt; die Buchstaben stehen weit von einander ab; zusammengerückt ergeben sie die fehlerhaft geschriebene Devise: »Cristus riehgnat, Cristus inqparat, Deus«; das Schlusswort vincit fehlt. Jedes Ende des Gürtels ist in eine flache Metallhülse eingeschoben, die, kleeblattförmig ausgeschnitten, die Endstücke auf beiden Seiten bedeckt. An einem dieser Beschläge sizt eine starke einfache Schnalle mit beweglichem Dorne. Die Löcher, in welche der Dorn beim Umschnallen der Koppel eingreifen musste, sind mit Spangen belegt, um sie am Ausreissen zu hindern. Jede Spange umschliesst eines der Löcher mit einem Ringe und legt sich rechts und links mit schmaler Zunge über die ganze Breite des Gürtels. Soviel nun auch der durchlöcherten Spangen auf der Borte angebracht sind, so sah doch mancher unter den jeweiligen Trägern des Gürtels sich

[1] Ueber Stäbe und Scepter S. 243.

Taf. 14. 1. Bügel der deutschen Kaiserkrone. 2. 3. 6. Scepter. 4. Reichsapfel mit Einzelnheiten. 5. Ungarisches Scepter mit Einzelnheiten. 7. Böhmische Königskrone.

genötigt, den Dorn in die nackte Borte selbst einzustecken, denn man kann neben den Spangen vielfache Spuren davon bemerken. Alles Beschläg besteht aus vergoldetem Silber.

Von zwei weiteren Gürteln sind nur noch Abbildungen vorhanden; einer davon (116. 6) scheint zur Aufschürzung der Alba oder Tunicella, vielleicht auch zur Befestigung der Stola gedient zu haben; es war eine schmale Borte von hochroter Seide mit eingeschlagenen Goldfäden und einer Inschrift, die sich auf einen der drei Ottone bezog. In der Mitte seiner unteren Längskante waren freischwebend an dunkelvioletten Seidenschnüren fünf goldene Bullen aufgehängt, an beiden Enden des Gürtels aber ornamentierte Goldbleche angesezt. Der vierte Gürtel war ein Waffengürtel, wie es scheint, ein Erzeugnis sizilianischer Goldschmiede des 13. Jahrhunderts. Sein Riemen bestand aus einem geringelten Gewebe von vergoldetem Silberdraht, das keinen weiteren Schmuck hatte, als ein kleeblattförmiges Beschläg aus vergoldetem Silberdraht an jedem Ende, wovon eines mit einer filigranierten Schnalle besezt war.

10. Sonstige Ornatstücke.

Röcke, Mäntel und Kleinodien von verschiedener Art, die ausser den genannten sicherlich ebenfalls bei der Krönung von deutschen Kaisern und Königen verwendet wurden, sind noch hie und da in den Museen oder Schazkammern deutscher und italienischer Dome zu finden. Das älteste Stück darunter ist ohne Frage die Tunika aus weissem Seidendamast mit breitem verblassten, ursprünglich aber wol violetten Besaz und kurzen Aermeln (115. 1. 3), die für die Tunika Heinrichs II. gilt. Wir haben weiter oben (S. 240) davon gesprochen.

Ein Prachtgewand von höchstem Range ist die Kaiserdalmatika im Schaze von St. Peter zu Rom. Dieses Gewand scheint im 12. Jahrhundert angefertigt worden zu sein und war für den griechischen Ritus bestimmt. Es lässt sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln, wie es nach Rom gekommen ist, und ebensowenig, bei welchem Kaiser es zuerst gebraucht oder bei welcher Gelegenheit es von diesem getragen wurde; man vermutet aber, es sei dies während der Krönungsmesse geschehen.

Die Dalmatika (115. 6) hat die Form eines Hemdes und gleicht der Dalmatika, die heute noch von den Diakonen während des Levitenamtes getragen wird. Die Aermel sind jezt stark verkürzt und das ganze Kleid ist an beiden Seiten herab völlig aufgeschnitten; ursprünglich war es ringsum geschlossen und langärmelig. Im Vorderblatt ist es etwas länger, als im Rückenblatte; dort misst es 1,47 m, hier 1,39 m, in den ausgespannten Aermeln 1,35 m, unter den Achseln 1,5 m, am unteren Rande 1,43 m. Die Aermel sind am Armloche 50 cm weit. Der Rand des Halsloches bildet eine Ellipse, die in

Vierpassform gebrochen ist, so dass sie vor und hinter dem Halse einen flachen Bogen, zu beiden Seiten des Halses aber einen Halbkreis beschreibt; die untere Kante ist gleichfalls gewölbt.

Der Oberstoff besteht aus schwerem dunkelblauem Atlas, das Futter aus schwerem glatten Seidenköper von dunkelroter Farbe. Das Kleid hat überdies noch ein Zwischenfutter von blauer Seide, das an den schadhaften Stellen zutage tritt. Vorder- und Hinterfläche des Ornates werden durch eine von schmalen Goldstreifen markierte horizontale Borte in zwei ungleiche Teile geschieden, davon der untere etwa ein Viertel von der Höhe des oberen misst. Die Borte sezt sich dem Rande entlang fort, den unteren Teil völlig umschliessend. Der obere Teil ist mit figuralen Darstellungen reich und prächtig belebt, der ganze untere Teil aber und die Fläche zwischen den Figuren oben mit pflanzlichen und geometrischen Ornamenten ausgefüllt. Das Pflanzenwerk steigt von unten herauf, die vordere Querborte nur mässig, die hintere hoch überschreitend. Es besteht aus dünnen Ranken, die kreisförmig geschwungen und sparsam mit kleinen Blättern und Blütchen besezt sind. Vorn verästelt es sich über die Querborte mit ganzen Büscheln von Stielen und Blütchen; auf der Rückseite aber drängt es sich, ohne ein bestimmtes Muster zu verfolgen, zwischen den Figuren empor und bricht, windet und verschlingt sich zu einem Neze von Geäst, ganz so, wie der Raum es verlangt. Die Blüten haben die Form von Knospen, Lilien, Rosetten, Vierpässen und Sternen. Die Ranken sind völlig von Gold, die Blätter zumteil auch von Silber; in den Blüten aber wechseln goldene und silberne Blätter mit roten und grünen ab. Das Pflanzenornament, das die schmale Borte füllt, hat ähnlichen Charakter; doch ist es geregelter und wiederholt sich in bestimmten Mustern. Die Flächen oben zwischen den Figuren werden von einem Muster aus Kreisen bedeckt, die ein byzantinisches Kreuz einschliessen; wenn der Kreis golden, so ist das Kreuz silbern und umgekehrt. Zwischen den Ranken, die den unteren Teil füllen, sind ebenfalls Kreuze angebracht, doch ohne einschliessenden Kreis, aber mit tropfenförmigen Strahlen in den vier Winkeln. Die umkreisten Kreuze bedecken auch die Schulterstücke obenher. Da aber, wo das Kleid in die Aermel übergeht, ist es mit einem Muster von kleinen vierstrahligen Sternen und Vierpässen bedeckt. Auf jedem Oberarm umgürtet eine schmale Goldborte die Vierpässe im Rechteck, und in jedem Rechtecke schimmern zwei grosse Goldkreuze zwischen den Vierpässen.

Die figurenreichen Kompositionen, die den Hauptschmuck der Dalmatika ausmachen, stehen unter sich in sinnreicher Beziehung. Der Gedanke, der sie verbindet, lässt sich in die Worte zusammenfassen: »Wer das Fleisch und Blut des Herrn geniesst, wird seiner Herrlichkeit teilhaftig auf Erden wie im Himmel.« Auf beiden Schulterstücken ist die heilige Kommunion verbildlicht, auf der einen die Austeilung des Brotes, auf der andern die des Weines. Auf jedem Bilde steht Christus als Oberpriester hinter dem Altartische und verteilt seine Gaben an je sechs Apostel, die, in zwei Gruppen zu drei Figuren ge-

teilt, sich von rechts und links her mit demütig gebückter Stellung nähern. Die Obergewänder der Figuren sind völlig in Gold gestickt, die Untergewänder, von denen nur wenig zu sehen, in Silber oder roter Seide, Fleisch und Haar in den natürlichen Farben. Der Altar ist mit der Palla bekleidet und mit der Abendmahlschüssel besezt.

Auf der Brustseite des Gewandes ist, von einem schmalen Goldstreifen umschlossen, eine Kreisfläche von 93 cm Durchmesser ausgespart; mitten in diesem Kreise befindet sich eine zweite Kreisfläche von 51 cm Durchmesser; diese ist völlig golden; der sie umgebende Ring, also der Raum zwischen beiden Kreisen, zeigt die dunkelblaue Farbe des Gewandes. In dem Goldkreise sizt wie in einem Nimbus der Herr auf dem Himmelsbogen, bartlos, in der Linken das geöffnete Buch des Lebens, die Rechte wie redend erhoben, die Füsse auf zwei geflügelte feuerrote Räder gestellt. Oben und unten, auf die Peripherie des Goldgrundes gesezt und teilweis in diese hineinragend, sind die geflügelten Symbole der Evangelisten angebracht. Der blaue Ring aber ist folgendermassen ausgefüllt: gerade über dem Herrn erhebt sich das Kreuz mit der Dornenkrone in seiner Vierung, rechts davon die Lanze, links die Stange mit dem Schwamm und beiderseits das Symbol der verfinsterten Mond- und Sonnenscheibe; daran schliesst sich rechts und links eine Gruppe von fünf Engeln und an diese die heilige Jungfrau und Johannes der Täufer, derart, dass sie dem Herrn zur Rechten und Linken stehen. Den unteren Halbkreis füllt eine Schar von Seligen. Sämtliche Gewänder der Heiligen sind hier in weissschimmerndem Silber gestickt; nur das Kreuz, der Nimbus der Engel und Heiligen sowie die Borten an den Kleidern der Engel und Seligen sind von Gold; überdies ist der blaue Hintergrund reich mit vierstrahligen Sternen übersäet.

Belebt sind auch die beiden Winkel, die der Kreis mit der Querborte bildet; in dem einen bemerkt man den Patriarchen Abraham mit einem Kinde im Schosse und einigen Kindern vor sich; mit den Kindergestalten sollen die Seelen der Gerechten symbolisiert werden. Den Winkel gegenüber füllt eine nur mit einem Schurze bekleidete Figur, die ein Kreuz trägt; man könnte sie für den in die Vorhölle niedersteigenden Erlöser halten, wenn nicht der Nimbus fehlte; dass es der Täufer Johannes sei, ist auch nicht anzunehmen, da er sonst zweimal wiederkehrte; vielleicht ist es der Schächer, der zur Rechten des Herrn den Kreuztod erlitt, indem er die Worte vernahm: »Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein.«

Die Nadelmalerei auf der Rückseite des Gewandes stellt den Herrn dar, wie er sich in irdischer Verklärung den Seinigen zeigt. Es ist eine freie, nicht von einem Kreis umschlossene Komposition, die uns die Verklärung Christi auf dem Tabor vergegenwärtigt. Christus steht mit goldenem weissgekreuztem Nimbus in einer viereckigen, aus Gold- und Silberfäden gewebten Gloriole, aus welcher sechs rote Doppelstrahlen hervorbrechen. Das Gewand Christi ist silberweiss und goldbortiert, sein Haar golden, um den Glanz anzudeuten, der von seinem

Angesichte ausgeht. Zur Rechten schwebt Moses mit den Gesezestafeln, zur Linken Elias mit erhobenen Händen. Unterhalb, nahe der Querborte, erblickt man die drei Apostel, rechts Petrus, links Jakobus, in der Mitte Johannes. Petrus liegt auf den Knieen, dem Herrn zugewendet und die Hand wie zum Rufe erhoben: »wenn du willst, wollen wir hier drei Hütten bauen!« Jakobus stüzt sich, halb sizend, mit der Linken auf den Boden und hält, um die Augen zu beschatten, einen Zipfel seines Gewandes vor das Gesicht. Johannes befindet sich gerade unter den Füssen Christi; er hat sich wie von der Fülle des Lichtes geblendet abgewendet und tief zur Erde gebeugt. Der Raum zwischen Johannes und Christus wird durch ein höchst feingegliedertes grünes Pflanzenornament mit silbernen oder feuerroten Knospen und Blüten ausgefüllt und mit drei Vögeln in Grün und Rot anmutig belebt. Hinter den Aposteln, zu beiden Seiten dieses Ornamentes, sind zwei Scenen in Halbfiguren dargestellt: einerseits Christus, wie er mit seinen Jüngern den Tabor hinaufsteigt, anderseits, wie er mit ihnen vom Berge wieder zurückkehrt. Die Gewänder der Propheten und Apostel sind ganz von Gold, nur die wenig hervortretenden Untergewänder von Silber.

Diese figurenreichen Kompositionen sind mit kühner und sicherer Hand entworfen, die Gesichter ausdrucksvoll, die Kleider von freiem Faltenwurf und ganz ohne den geregelten Orgelpfeifenstil, der sonst den byzantinischen Kunstwerken eine so trockene Starrheit verleiht. Es muss ein Meister von der Begabung eines Giotto gewesen sein, der diesen Entwurf geliefert hat; nirgends eine Spur von jenem mumienhaften Charakter der abgelebten byzantinischen Kunst, überall ein energischer Durchbruch jener jugendlichen Kraft, die damals in der italienischen Kunst zu gären begann. Man hat den Eindruck, als sei der Bilderschmuck von italienischen Künstlern mit freier Benuzung byzantinischer Muster geschaffen worden.

In der Sakristei des Domes von St. Stephan zu Metz wird ein Mantel aufbewahrt, der in Schnitt und Verzierung den Mänteln ähnlich ist, wie sie von den byzantinischen und deutschen Kaisern getragen wurden (Taf. 11. 2). Er bildet im Schnitt nahezu einen Halbkreis mit einem Durchmesser von 3,5 m. Doch ist dieses Ornatstück verstümmelt; die Borte wurde zur Zeit der französischen Revolution abgeschnitten, und dann sah man sich auch später veranlasst, den Mantel ringsher um 8—10 cm zu verkleinern, um ihn für einen bestimmten Kasten passend zu machen. So ist denn auch das bogenförmig ausgeschnittene Halsloch verschwunden, das der Mantel ohne Zweifel früher in der Mitte seiner geraden Kante aufgewiesen hat. Auf unsrer Abbildung ist das fehlende Stück an dem gebogenen Rande samt seiner Dekoration im Sinne des vorhandenen Musters ergänzt.

Der Stoff ist ein kernhaftes Gewebe von hellroter Seide und jenem Stoffe ähnlich, den man Levantine nennt. Die Muster sind in der Hauptsache mit Goldfäden gestickt und nur in untergeordneten Einzelheiten mit farbiger Seide ausgenäht. Sie bestehen in vier Adlern, von

welchen die beiden grössten die Flügel des Mantels, die zwei kleineren, senkrecht übereinander sizend, das Mittelstück einnehmen, ferner in Pflanzenwerk, kleinen Tierbildern und Halbmonden, welche die Flächen zwischen den Adlern ausfüllen. Die Adler sind so dargestellt, als ob sie im Begriffe wären, empor zu fliegen; sie haben die Köpfe ein wenig in die Höhe gerichtet und die Flügel ausgebreitet. Jeder Kopf ist von einem Kreise wie von einem Nimbus umgeben; die Klauen sind dreifingerig und mit scharfen Krallen bewehrt. Die beiden Seitenadler halten in jeder Klaue eine kurze dickköpfige und bärtige Schlange, die ihrerseits den Adler in das Schienbein beisst und um den Hals mit einem farbigen Bande gegürtet ist. Die Adlerschwänze haben eine Gestalt, als wären sie aus zwei dreieckigen Fischflossen zusammengesezt. Die Federn zeigen sich in Flügel und Schwanz wie Dachziegeln geformt und an den Umrissen mit farbiger Seide abgenäht, denen innen eine zweite Linie aus Silberfaden folgt. Die Flügel sind an der Kante mit vier oder fünf Krallen gleich Fledermausflügeln besezt und in der Mitte sowie oben in der stärksten Krümmung kreisrund ausgeschnitten, so dass der rote Grundstoff sichtbar wird. Der Grund ist hier mit einem kleinen Fabeltiere in Gold bestickt. Die Schenkel erscheinen mit starken Konturen aus vielfarbiger Seide in den Körper eingezeichnet; zwischen Schenkel und Schienbein sizt ein ebenso konturiertes viereckiges Plättchen. Der Hals ist mit zwei breiten Bändern aus farbiger Seide geschmückt. Oberhalb der Bänder bemerkt man ein Ornament, das einem Vogelohre gleicht und unterhalb ein ähnliches mit einem lilienförmigen Ansaze. Beide Schenkel werden oben im Körper durch einen farbigen Kreis verbunden; in und unter dem Kreise schwebt ein Halbmond. Aehnlich sind die kleineren Adler gebildet, doch fehlt ihnen der Mittelschild in den Flügeln und die Schlange in den Krallen. Die Flügelkreise des oberen Adlers sind mit einer grossen Rosette ausgefüllt, die des unteren Adlers mit einem geflochtenen Ornament in Gestalt eines lateinischen W, das von zwei einander zugekehrten Bogenlinien senkrecht durchschnitten wird. Ein Ornament in Lilienform mit kreisrund geschwungenen Seitenranken überragt die Flügelschultern des oberen Adlers. Auf dem Körper sind drei Lilienmuster sichtbar, eins über den Schenkeln auf der Brust, eins zwischen den Schenkeln und eins unten in der Spize des Körpers.

Das Ornament, das seitlich der grossen Adler jeden Endzipfel des Mantels füllt, gleicht einem Merkuriusstabe. Es ist ein gerader Stiel, aus dem unten zwei schlangen- oder S-förmige Zweige auf jeder Seite abwärts gerichtet hervorspriessen, nebst zwei im Winkel abwärts gestellten, geradgestreckten Zweigen, die oben auf die gebogenen stossen. Leztere Zweige werden senkrecht gekreuzt von einer aufwärts gerichteten Schlange auf jeder Seite. Vier gerade Zweige, zwei davon im Winkel aufwärts, zwei abwärts gerichtet und sich gegenseitig durchschneidend, bilden das obere Muster des Stabes, der, sich weiter fortsezend, mit einem Lilienornamente schliesst. Sämtliche Zweige endigen mit einer rosettförmigen siebenblätterigen Blume; eine ähnliche Rosette

bildet die Mitte der Schlangenleiber. Ausserdem teilt sich der Stab an mehreren Stellen, um Ringe, Quadrate und sonstige Figuren zu bilden. Aehnlich beschaffen und wie aus Teilen dieses Ornamentes zusammengesezt ist das Ornament, das die Mittelfläche des Mantels verziert; es zeigt ein kleineres Flechtwerk, das mehrfach mit halben Monden wechselt. Auf der Fläche über jedem Kopfe der seitlichen Adler sind drei kleine Fabeltiere eingestickt: ein Löwe mit kurzer Mähne, darüber eine Schlange, die sich in den Schwanz beisst, darunter ein Raubvogel mit langem Hals und gespaltenem Schweife.

Das Gewebe sowol, als die Verzierung des Mantels erinnert lebhaft an den Kaisermantel (Taf. 11.1), der aus den sizilianischen Werkstätten zur Zeit, als die Hohenstaufen herrschten, hervorgegangen ist, und nichts widerspricht der Annahme, dass beide Mäntel denselben Ursprung mit einander teilen.

Im Braunschweiger Museum wird der Mantel Kaiser Ottos IV. aufbewahrt, der seit Jahr und Tag vergessen war. Er bildet mit seiner regelmässigen Bogenkante einen halben Kreisabschnitt und hat in der Mitte seiner geraden Kante eine flache Ausbuchtung für den Hals. Sein Stoff ist ein schwerer geköperter glatter Seidenzendel von jenem tiefweinroten Purpur, den man tarentinisch nennt. Dem Bogensaume folgt eine ziemlich breite Goldborte, die quadratisch mit schräg sich kreuzenden Linien dicht gemustert ist. Die Quadrate sind von einer kleinen Mittellinie durchschnitten, die abwechselnd bald der einen, bald der andern Hauptlinie parallel läuft. Von Stelle zu Stelle sind vier Reihen solcher kleinen Quadrate zu einem grösseren übereck stehenden Quadrate vereinigt, und bilden, mit vielfarbiger Seide ausgenäht, ein eigenes Muster. Die Fläche des Mantels wird von heraldischen Löwen bedeckt, die so angeordnet, als ob sie auf quadratisch sich kreuzenden Linien ständen. Die Löwen sind in schreitender Bewegung aus Gold gestickt, nur an Tazen und Augen aus weisser Haarseide. Zwischen je zwei Löwen, auf der Quadratlinie stehend, ist ein Halbmond, in der Mitte jeden Quadrates ein sechsstrahliger Stern in Goldstickerei angebracht. Aber der Mittellinie des Mantels entlang sind die Schneidepunkte der Quadrate nicht mit Löwen, sondern mit einköpfigen Reichsadlern bestickt.

Auf jeder Seite des Halsausschnittes befindet sich ein Goldkreis, der eine sizende Figur umschliesst, einerseits die Himmelskönigin, die Krone und Lilie trägt, anderseits den Heiland mit gekreuztem Nimbus, das Buch des Lebens in der Linken. An diese Medaillons ordnet sich zu beiden Seiten längs der geraden Mantelkante je eine Reihe von vier knieenden Engeln, die das Rauchfass schwingen. Das Fleisch an allen Figuren ist mit weisser Seide gestickt, die aber im Laufe der Zeit schwärzlich geworden ist. Die Figuren sind der geraden Kante parallel gestellt, so dass sie erst, wenn der Mantel angelegt ist, ihre natürliche aufrechte Stellung erhalten. Zwischen den Engeln erhebt sich noch ein baumartiges Ornament, das auf einem Stiele sich mit kreisförmigen Ranken rechts und links entfaltet, darüber in verkehrter Herzform auf-

steigt und mit einer Lilie abschliesst. Es liegt die ziemlich begründete Vermutung nahe, dass dieser Mantel dem Kaiser Otto IV. von den sizilianischen Grossen mit andern Geschenken überreicht wurde, als er Apulien durchziehend das ganze Erbe Friedrichs II. in Besiz nahm.

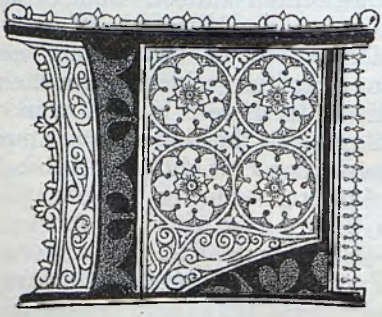
Ein Mantel, der sich jezt im Bamberger Domschaze befindet, gleicht in seiner Halbkreisform zwar den alten Kaisermänteln, scheint aber ursprünglich für den Altardienst bestimmt und eine Casel gewesen zu sein; man schliesst dies aus der Form seiner Dekoration. Der Stoff ist von dunklem, fast schwarzem Violett, aber mit einem Reichtume von Goldornamenten bedeckt, dass seine Grundfarbe nur wenig durchschlägt.

Ringsum, der Kante des Mantels folgend, ist, eine Borte markierend, ein wellig bewegtes Pflanzenornament eingestickt, dessen Seitenranken sich spiralisch ineinander krümmen und mit lilienförmigen Blüten in mannigfacher Zusammenstellung endigen. Die Mitte des Mantels wird von einem grossen Vierpass eingenommen, der so abgeteilt ist, dass sein Mittelstück eine grosse Mandel bildet und acht kleine Kreise sich um die Mandel anschliessen; die Kreise schieben sich abwechselnd zwischen die Vierpassblätter und in dieselben hinein. Jede Abteilung wird mit einer Doppelborte gerändert, von welcher die äussere mit denselben Ornamenten geschmückt ist, wie die grosse Randborte, die innere aber mit einer Inschrift. In der Mandel sizt der Heiland; in den Kreisen ringsumher erscheinen die Brustbilder von alttestamentlichen Personen, welche die Sehnsucht nach dem Erlöser ausdrücken. Nur im unteren Kreise ist das Haus oder der Stall von Bethlehem angedeutet. Die bogenförmigen Ausschnitte in den Vierpässen werden von Halbfiguren belebt, welche die Freude über die Ankunft des Erlösers verbildlichen. Die ganze übrige Mantelfläche wird von kreisrunden Medaillons bedeckt; diese gleichen mit ihren Ranken und Schriftbändern am Rande und den Figuren auf dem Grunde dem Mittelstücke; die Figuren markieren die Geschichte des Erlösers sowie die Apostel Petrus und Paulus. Auf den Flächen zwischen den Kreisen breitet sich das Nez eines Pflanzenmusters aus, das, geometrisch geregelt, stets ein Kreuz bildet, doch vielfach wechselt, indem es sich in Ranken und lilienförmige Blüten auflöst. Dem Ornamente nach zu schliessen könnte der Mantel in der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein; aber unmöglich ist es zu bestimmen, an welchem Orte; man vermutet irgend ein Benediktinerkloster nördlich der Alpen und rät zunächst auf St. Gallen. In diesem Kloster wurde die Kunst der Stickerei mit grossem Geschicke betrieben und nur Leute, die den Wert der Zeit nicht zu berechnen brauchten und dabei von unzerstörbarem Eifer beseelt waren, konnten es fertig bringen, ein Gewandstück mit solcher unermesslichen Dekoration zu überschütten.

Ein zweiter Mantel in dem nämlichen Schaze gleicht in Form und Schnitt einer Casel; er war jedoch, wie seine Dekoration beweist, ursprünglich ein weltliches Kleid. Vom Grundstoffe sind nur noch wenige Reste von schwärzlichem Violette vorhanden. Das Gewand

war nämlich mit der Zeit so schadhaft und morsch geworden, dass man in der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Goldornamente herausschnitt und auf ein schwarzblaues Damastgewebe übertrug; vielleicht geschah es damals auch, dass man es in eine Casel verwandelte. Die Dekoration besteht aus Kreisen mit Figuren und Pflanzenwerk, das die Kreise einschliesst und die Flächen zwischen ihnen ausfüllt. Die grössten Kreise haben 43 cm im Durchmesser und sind mit den Nachbarkreisen durch kleine Ringe verbunden. Auf der Kreisfläche ist in Goldfäden das Bild eines königlichen Reiters eingestickt, der in der rechten Hand ein Lilienscepter mit weitverzweigter Bekrönung hält und auf der linken Faust einen Falken mit gehobenen Flügeln. Vorn zwischen dem Buge des Pferdes und der Kreislinie bemerkt man die kümmerliche Figur eines kleinen Löwen und zwischen den Hufen des Pferdes am Boden drei Figuren, von welchen schwer zu sagen ist, ob sie niedergeritten oder auf der Flucht begriffen sind. Der Reiter trägt eine Krone mit lilienförmigen Aufsäzen und einem Behäng an beiden Schläfenseiten, wie es an den Kronen des 11. und 12. Jahrhunderts niemals fehlte (vergl. Taf. 15. 12. 16. 9). Am Pferde sind Brust- und Schwanzriemen mit kugeligen Schellen behängt. Das Pflanzenornament besteht aus welligen Haupt- und kreisrunden Seitenranken, die mit herzförmigen Ranken schliessen; die lezten sind in dem Herzen, das sie bilden, mit einer Palmette ausgefüllt und oben mit einer Palmette bekrönt; auf jeder Seitenranke sizt ein Fabeltier, ein Löwe oder eine Taube. Dies Ornament ist auf den viereckigen Flächen zwischen den grossen Kreisen so angeordnet, dass es mit seinem herzförmigen und palmettierten Rankenwerke die vier Winkel ausfüllt. Die kleinen Kreise umgeben ein baumartiges Muster, das zwei geschwungene Wurzelranken und einen herzförmigen Wipfel zeigt: die Gipfelzweige enden mit Granaten und auch die Wurzelzweige sind damit behangen; eine Taube nimmt auf jeder Seite des Stammes den Raum zwischen den oberen und unteren Ranken ein.

11. Dalmatika und Kapuze aus dem 14. Jahrhundert.



Initiale aus dem 14. Jahrhundert.

ehren uns die bis jezt aufgezählten Ornate die Kunststickerei bewundern, wie sie im früheren Mittelalter geübt wurde, so giebt uns eine Dalmatika in der Wiener Schazkammer ein rühmliches Zeugnis für die Stickkunst des 14. Jahrhunderts. In diesem Kleide hat der Nürnberger Meister Dürer den grossen Kaiser Karl gemalt; doch ist es fraglich, ob jemals ein Kaiser es auf dem Leibe getragen hat. Dürer benuzte für sein Bild eben die Ge-

wänder und Insignien, welche damals in der Sakristei der Heiligengeistkirche seiner Vaterstadt aufbewahrt wurden.

Die Dalmatika ist in Hemdform zugeschnitten (115. 4) und zwar mit mässig weiten Aermeln, dabei im Halsloche, sowie am unteren Saume flach gewölbt. In der Länge misst sie 1,50 m, in der Breite ihrer ausgespannten Aermel 1,35 m und ebensoviel untenher dem Bogen des Saumes nach. Der Stoff ist rotbraun und durch Einschlag und Binden der Kette gemustert. Das Grundmuster bildet ein feingemaschtes Nez von übereck gestellten Quadraten mit einem Punkt in der Mitte. Darüber laufen als zweites Muster schmale lebhaft geschlängelte Bandstreifen, die in gleichen Abständen von kleinen Blüten in der Form von romanischem Blattwerk unterbrochen werden, so dass jeder Teil gleichsam den Stiel zu einer Blume abgiebt. Die Fläche des Kleides ist in gleichgemessenen Abständen mit kreisrunden Scheiben besezt, die auf goldnem Grunde das Bild des schwarzen Reichsadlers zeigen und mit einem schmalen Streifchen von grüner, blauer und violetter Seide umschlossen werden. Die Augen der Adler bestehen aus kleinen Edelsteinen. Diese Medaillons sizen nicht unmittelbar auf dem Kleide, sondern haben ein Unterfutter von fester Leinwand und sind mit schwarzer Seide an das Kleid geheftet. Eine goldgestickte Borte von ungleicher Breite, deren Mittel etwa 13 cm beträgt, umschliesst das Halsloch, die Armlöcher oben sowie die Aermel unten am Handgelenk und folgt dem unteren Saume samt den kurzen Einschnitten daran. Auf der Borte wechseln, in vielfarbiger Seide ausgeführt, zierliche Pflanzenmuster mit Vierpassmedaillons (115. 9); diese Medaillons nähern sich der Kreisform und nur auf den schmäleren Borten an den Armlöchern der Eiform; jeder ihrer Bogen ist an der inneren Seite zweimal in gotischen Nasen gebrochen. Das Ornament selbst verästelt sich von einem Wurzelstamme aus in verschieden geschwungene Ranken und diese teilen sich wieder in kleinere Seitenzweige, die mit tief eingeschnittenen Blättern schliessen, wie sie die Frühgotik beliebte. In jedem Vierpasse befindet sich auf Goldgrund das Kniebild eines Mannes oder einer Frau im königlichen oder kaiserlichen Ornate (116. 14). Unter den Kronen lässt sich die oben offene bügellose Königskrone deutlich von der Kaiserkrone mit ihrem hohen Bügel unterscheiden; Schläfenbehänge, wie an den früheren Kronen, sind nicht bemerkbar. Die Scepter erscheinen entweder mit Lilien oder dreifachem Eichenlaube bekrönt. Die Stola ist unten auf der Brust gekreuzt und mit dem einen Ende über den rechten Arm, mit dem andern aber nach hinten genommen, wo man sie sich als im Gürtel untergesteckt zu denken hat. Es ist dieselbe Anlage wie an dem Bilde des Baiernkaisers Ludwig, das sich als Initialverzierung auf einer Urkunde für den Deutschen Orden befindet (116. 7).

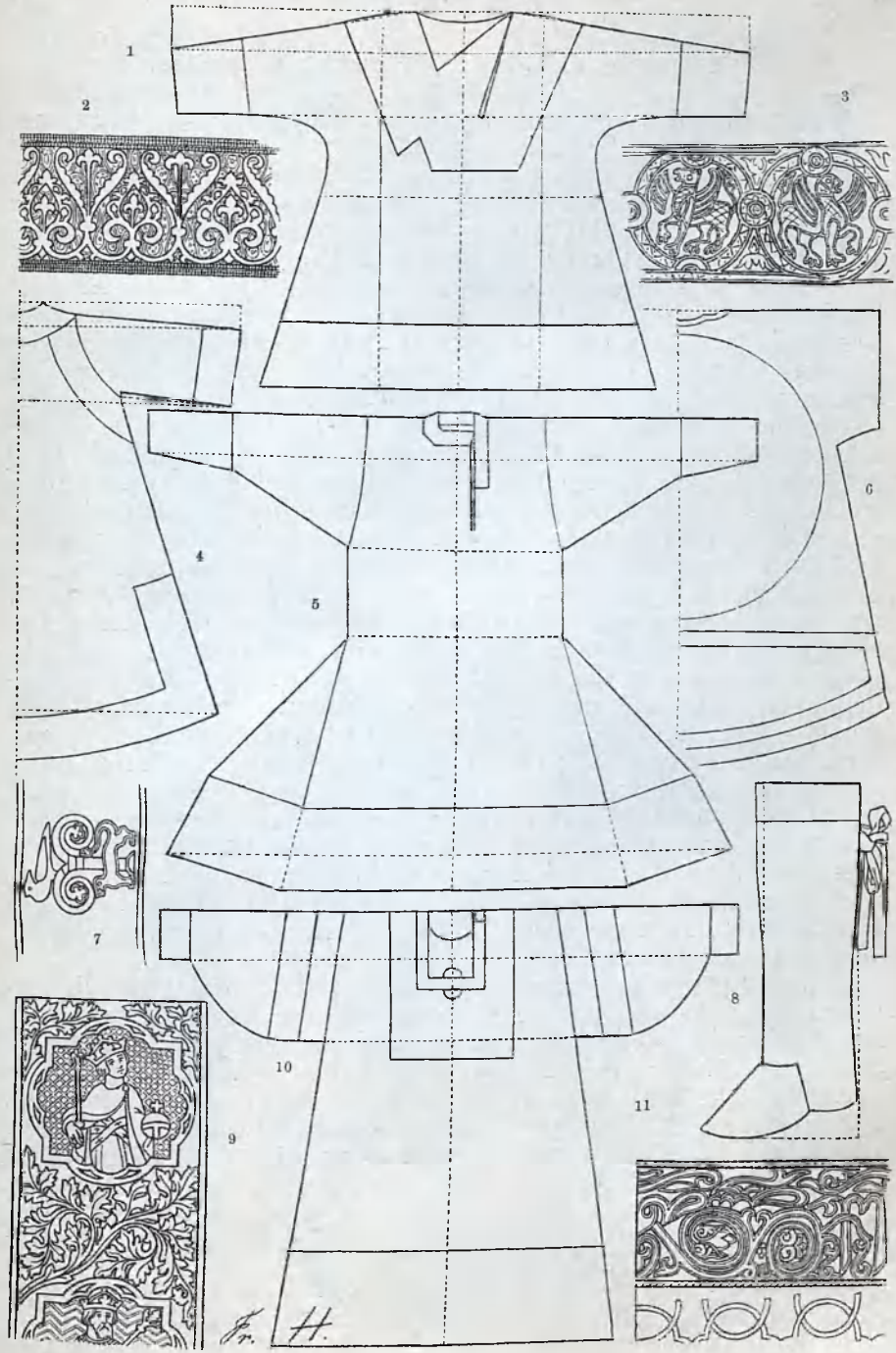
Zu dieser Dalmatika gehörte eine Kapuze von demselben braunroten Stoffe mit den gleichen Kreisschildchen und Borten; sie ist jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts verloren gegangen und wir besizen nichts mehr von ihr, als eine Abbildung (116. 5), aus welcher

wir erkennen, dass sie im Schnitte völlig den Profankapuzen glich, die im 14. Jahrhundert allgemein von Hoch und Niedrig getragen wurden. Sie war mässig gespizt und hatte an der vordern Kante, da, wo der Gesichtsausschnitt in den Halsausschnitt überging, einerseits eine golddurchwirkte Schnur, andererseits ein goldenes Knöpfchen. Vermutlich wurde die Kapuze dem Könige aufgesezt, wenn er den Weg zur Krönungskirche antrat oder aus derselben zurückkehrte.

Zu den verlorenen Ornatstücken zählt auch ein Schultertuch, von welchem wir gleichfalls nichts mehr, als eine Abbildung besizen. Das Schultertuch gehörte wie die Stola ursprünglich nur zu den kirchlichen Gewändern; die Priester legten es an, wenn sie die Messe lasen. Es war im allgemeinen ein rechteckiges Zeugstück von feinem Linnen mit einem viereckigen Besaz auf der vorderen Längskante und einer Schnur an jeder Ecke der hintern Längskante. Zuerst wurde es so über den Kopf genommen, dass der Besaz vorn über die Stirne zu liegen kam und das Tuch rechts und links über die Schultern fiel; dann wurden die hinteren Ecken nach vorn über die Alba gezogen, auf der Brust gekreuzt und mit den Schnüren wieder nach hinten gelegt, die Schnüre im Rücken gekreuzt, nochmals nach vorn genommen und hier verknotet. Nachdem die übrigen Gewänder mit Ausnahme des Mantels angelegt waren, wurde das Kopftuch zurückgestrichen, so dass es rings um den Hals her die Kleider bedeckte, der Kopf aber frei blieb. Der Kaiser mag sich des Schultertuches vielleicht aus dem Grunde bedient haben, um die Profangewänder zu verbergen, die oben am Halse ein wenig unter dem Ornate sichtbar blieben. Das kaiserliche Schultertuch (116. 10) bestand aus karminrotem Seidenzendel und war bis auf die vordere Längskante mit weissen und roten Fransen umsäumt. In der Mitte des oberen Teiles sah man das Haupt des Erlösers eingestickt, das Fleisch mit blassrötlicher Seide, Haar und Bart mit brauner. Als Nimbus umgab das Haupt ein geperlter Ring, der einen Goldgrund umschloss; diesen und den Ring durchschnitten drei Strahlen in Lilienform, die oben und zu beiden Seiten aus dem Haupte hervorgingen; diese Lilien waren aus hohlen Halbkügelchen von Silber zusammengesezt. Unterhalb des Hauptes, rechts und links, dehnte sich in gebrochener Zickzackform ein Zweig aus Lotperlen aus, der mit zierlichen Blättern an jeder Ecke belaubt war. Ueber jedem Aste stand eine in Perlen gestickte Taube mit gehobenen Flügeln. Das Tuch scheint der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört zu haben.

Fig. 115. 1. 3. Schnitt der Tunika Heinrichs II. samt Verzierung. 2. 5. Schnitt der kaiserl. Tunicella samt Verzierung. 4. 9. Schnitt einer kaiserl. Dalmatika samt Verzierung. 6. Römische Kaiserdalmatika. 7. Verzierung am kaiserl. Schwertgürtel. 8. 11. Kaiserl. Strumpf samt Verzierung. 10. Kaiserl. Alba.

Fig. 115.



12. Sonstige nicht mehr vorhandene Kleinodien.

Längst verloren sind auch die Armspangen, Sporen und Ringe. Wir haben schon weiter oben (S. 236) erzählt, dass sich unter den Kleinodien, die Konrad I. im Sterben an den Sachsenherzog Heinrich auszuliefern bat, auch Armspangen befanden. Die kaiserlichen Armspangen, von denen wir noch Abbildungen besizen (116. 1. 2), scheinen, nach ihrer Dekoration zu urteilen, in der lezten Hälfte des 12. Jahrhunderts und zwar in deutschen Werkstätten entstanden zu sein. Jedes Armband war 19 cm lang, 13 breit und nur mässig gebogen, so dass es, den Oberarm aussenher bedeckend, sich unten nur wenig zusammenschloss. In jeder der vier Ecken hatte es eine kleine Oeffnung, ausserdem an jeder unteren Ecke eine Oese; durch diese Oesen und Löcher wurden goldene Riemchen gelegt und das Armband damit festgeschnürt. Die untere Kante war geperlt und dem unteren Rand entlang eine dreistreifige Borte markiert, die in ihrem mittleren Streifen mit kleinen Vierpässen besezt war. Ein reiches Bildwerk, das der biblischen Geschichte entnommen, bedeckte über dieser Borte die Aussenfläche und wurde oben mit einer Schriftborte eingefasst. Die eine Spange zeigte die Geburt des Erlösers (116. 1) mit der Ueberschrift: »quem lex tota sonat, datur orbi gratia donat.« Auf der zweiten Spange war die Darstellung des Herrn im Tempel verbildlicht (116. 2) und mit der Randschrift gesäumt: »tradita jura thoris, servat regina pundoris.« Die Figuren hatten kräftige Umrisse und waren im Feuer vergoldet; der Hintergrund bestand aus dunkelblauem Emaile mit kleineren Stücken von grünem und weissem Schmelze. Die Hintergrundfläche war vertieft ausgehoben, so dass der aufgetragene Schmelz mit den Figuren eine ebene Fläche bildete. Es scheint, dass diese Armspangen nicht zum kirchlichen, sondern zum kriegerischen Ornate der Kaiser gehörten und schon frühzeitig auf der Alba in dem oberen Teile der Aermel durch perlengestickte Borten markiert wurden (vergl. Taf. 3. 3. 5. 6).

Zwei Sporen aus vergoldetem Silber (116. 9) sind ebenfalls verschwunden. Es waren Stachelsporen aus der älteren Epoche des Mittelalters; ihr Verlust ist um so mehr zu beklagen, als Sporen aus dieser dunklen Zeit zu den Seltenheiten gehören. Den Abbildungen zufolge hatte jeder Bügel die Form einer halben Ellipse und war aussenher mit einem quadratischen Muster bedeckt; dieses scheint vertieft und mit Niello ausgefüllt gewesen zu sein. Die Seitenspangen des Bügels verschmälerten sich ein wenig gegen das Ende hin und

---

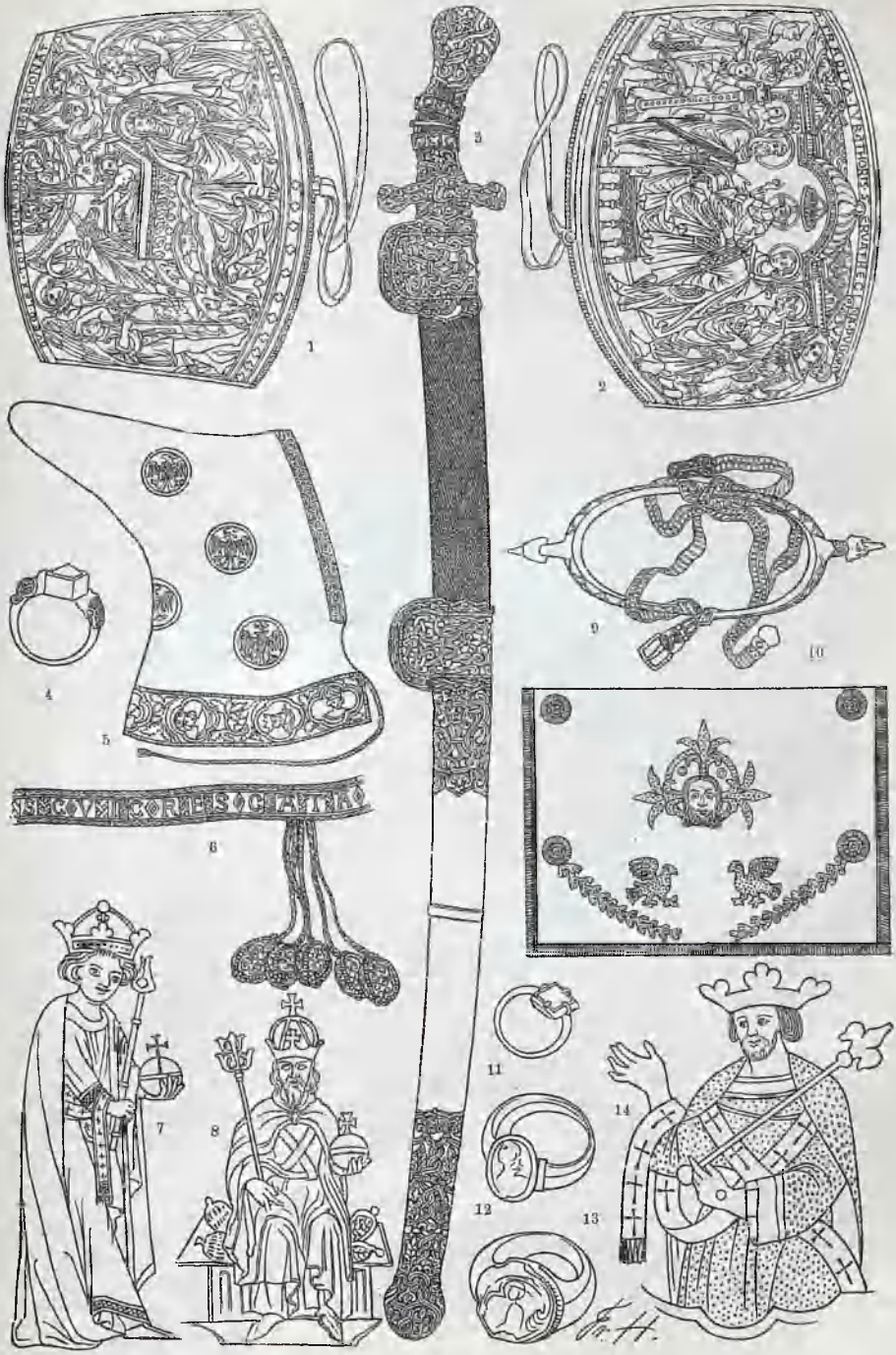
Taf. 15. 1. Ceremonienschwert, gen. Schwert Karls des Grossen, mit Einzelnheit. 2. Krone der Kaiserin Constanze, der Gemahlin Friedrichs II., samt Einzelnheiten. 3. Schwert des heiligen Mauritius mit Einzelnheit. 4. Königskrone.

Fig. 116. 1. 2. Armbänder. 3. Säbel, angeblich ein Geschenk des Kalifen Harun-al-Raschid an Karl den Grossen. 4. 11—13. Ringe aus den kaiserlichen Gräbern im Dome zu Palermo. 5. Kapuze. 6. Schwertgurt. 7. Ludwig der Baier (nach einer Initiale). 8. Karl IV. (nach einem Siegel). 14. Brustbild eines Königs (nach der Stickerei auf einer Dalmatika des 14. Jahrhunderts).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Fig. 116.



schlossen mit einem breiteren rechteckigen Plättchen ab. Der Stachel sass auf ziemlich gestrecktem Halse und war so ornamentiert, dass seine Spize aus einem Löwenrachen hervorzukommen schien. An jedem Schlussplättchen eines Bügels war ein ziemlich langer goldener Riemen befestigt, von welchen der eine mit einer Schnalle, der andre mit einem abgerundeten Goldbleche am freien Ende beschlagen war. Es scheint, dass man, um den Sporn zu befestigen, die Riemen vielfach über Fuss und Bein kreuzte, ehe man sie verschnürte, so wie wir es an den Kaiserbildern auf dem Schwerte des heiligen Mauritius bemerken (57. 5). Dem Anscheine nach waren die Sporen von italienischer Arbeit. Der deutsche Sporn jener Zeit hatte gewöhnlich einen schräg ansteigenden Stachel.

Alte Urkunden erzählen von zwei Ringen, die zu den kaiserlichen Kleinodien gehörten. Diese Ringe wurden schon seit Beginn des 15. Jahrhunderts vermisst und scheinen während der Husitenkriege verloren gegangen zu sein, als die Kleinodien aus dem Schlosse Karlstein bei Prag nach der ungarischen Feste Ofen geflüchtet wurden. Es mögen einfache Ringe gewesen sein, wie es in der Regel alle Ringe sind, die wir jezt noch aus der romanischen und frühgotischen Epoche besizen (116. 4. 11—13) und die zumteil in den Kaisergrüften zu Palermo gefunden wurden. Der Beschreibung nach war einer der Ringe mit einem Rubine verziert, der andre mit einem gleichen Steine, der aber von vier Saphiren und vier Perlen kreuzförmig umschlossen wurde.

13. Ausserdeutsche Insignien.

Thronend in der erhabensten Majestät, wie sie kein zweiter europäischer Fürst besass, vereinten die deutschen Kaiser aus den Häusern Luxemburg und Habsburg auch die Kronen von Ungarn und Böhmen auf ihrem Haupte.

Die ungarische Krone, auch Stephanskrone genannt (Taf. 16. 1), stammt aus dem 11. Jahrhundert und ist im eigentlichen Kronreife byzantinische, in den Bügeln und dem Kreuze aber lateinische Arbeit. Die Bügel scheinen einige Jahrzehnte älter zu sein, als der Reif, und einer andern Krone angehört zu haben, die gegen Schluss des 10. Jahrhunderts in einer italienischen Werkstätte angefertigt wurde. Der Kronreif ist von Goldblech und misst in der Höhe etwas über 5 cm, im grössten Durchmesser ungefähr 21 cm. An der oberen und unteren Kante wird er von einem Ring eingefasst, der an seinen beiden Rändern kräftig filigraniert und in der vertieften Mittelfläche mit einer auf Golddraht gereihten Perlenschnur ausgefüllt ist. Am unteren Ringe sind auf jeder Schläfenseite drei Goldkettchen angebracht und unten an jedem Kettchen drei rote im Dreiblatt angeordnete Edelsteine, die ein Quästchen bilden. Auf der Nackenseite hängt ein einzelnes Kettchen, das gleichmässig bequastet ist. Der Reif selbst ist in 16 längliche Vierecke eingeteilt und jedes

Feld mit einer Filigranschnur umschlossen. Die Felder sind abwechselnd mit einem grossen ungeschliffenen Edelstein und mit einem Brustbild in farbigem Zellenschmelze ausgefüllt. In dem Feld über der Stirn- und Nackenmitte des Reifes sizt ein grosser Saphir; die andern Steine sind Rubine und Smaragde. Die Schmelzbilder werden im Vierecke von einem Streifen dünnen Goldbleches hoch umwandet. Die Brustbilder auf beiden Seiten des mittleren Steines stellen geflügelte Erzengel dar. An diese Engel schliessen sich, zwei auf jeder Seite, die Bilder von Heiligen, die in der griechischen Kirche grosse Verehrung geniessen; dieselben sind von griechischen Inschriften begleitet, die sie als Kosmas, Domianus, Demetrius und Georg kennzeichnen. Von den beiden Brustbildern, die dem Nackensteine zur Seite angebracht sind, stellt das eine den Kaiser Konstantin mit dem Labarium und einem Nimbus um das Haupt dar, das andere einen Patrizier mit dem byzantinischen Ehrenstabe; diese Figur ist mit Geobitz bezeichnet, einem Namen, der sich schwer erklären lässt[1].

Der Kronenreif ist oben auf der Vorderseite mit acht Giebeln aus Goldblech besezt, die abwechselnd dreieckig und rundbogig sind, auf der Hinterseite aber mit Rubinen und Saphiren, die birnförmige Gestalt haben und ebenfalls miteinander abwechseln. Jeder Giebel zeigt einen Schmuck von goldenen Zellenkapseln, die wie Fischschuppen geformt und angeordnet sind; innerhalb jeder Zelle ist eine zweite Zelle eingesezt und sämtliche Zellen sind mit einem dunkelwassergrünen Schmelz ausgefüllt. Oben auf jedem Giebel, über einen Goldstift geschoben, sizt ein Edelstein von Birnform, ein Rubin und Saphir, die beide miteinander wechseln. Die Giebel sind, je zu vier, in zwei Gruppen geschieden, ebenso die Edelsteine auf der hinteren Kante. Die Lücken befinden sich einander gegenüber, mitten über Stirn und Nacken. Jede Lücke wird mit einem viereckigen Goldschilde ausgefüllt, das ein wenig höher ist, als die Giebel selbst. Die Ränder sind hier mit Filigran gesäumt und die Flächen mit einem aus Filigran markierten Rundbogen geteilt. Unter dem Rundbogen des vorderen Schildchens zeigt sich in farbigem Schmelze das Bild des Heilandes als Weltrichter mit einem baumartigen Ornamente auf jeder Seite, dessen Stamm schräg gestreift und dessen Wipfel birnförmig und gebogen ist. Im Nackenschildchen erscheint das Bild des Kaisers Michael Ducas, der das Labarium in der Hand und einen Nimbus um den Kopf trägt. Der Raum über dem Bogen ist auf beiden Platten mit Edelsteinen und feinfiligraniertem Ornament ausgefüllt. Auf der Hochkante beider Platten sezt sich, ebenso breit, wie diese, der Bügel an, der die Krone von vorn nach hinten überwölbt. Dieser Bügel

[1] Man könnte das Wort in Geo und Bitz (slavisch: witsch) zerlegen; die lezte Silbe bedeutet soviel wie Sohn (filius); die erste liesse sich vielleicht auf „Geisa" deuten. Es ist geschichtlich überliefert, dass um 1075 der griechische Kaiser Michael Ducas eine Gesandtschaft nach Ungarn schickte, um Frieden und Freundschaft mit dem ungarischen Herzoge Geisa zu schliessen; dieser hatte nach einem grossen Sieg über die Byzantiner die Gefangenen gut behandelt und den feindlichen Anführer Nicotes bedingungslos freigegeben. Das Bild Michaels befindet sich gleichfalls in einem Giebel des Kronreifes. Es liegt nun der Gedanke nahe, dass wir in beiden Bildern Geber und Empfänger der Krone zu sehen hätten, und in dieser selbst ein freundschaftliches Geschenk. Wie es aber kam, dass man die Krone aus so fremdartigen Stücken zusammenfügte, dürfte für immer im Dunkel bleiben.

wird von einem zweiten gekreuzt, der auf dem Kronringe selbst angesezt ist. Die Vierung weitet sich zu einem viereckigen filigranumränderten Plättchen aus, das ähnlich, wie das Stirnschild mit dem thronenden Bilde des Weltheilandes, in Schmelzfarben geschmückt ist. An dieses Feld schliesst sich, den Stirnbügel bedeckend, hinten und vorn ein Feld an, auf welchem zwei Heilige im farbigen Brustbilde dargestellt sind. Der Schläfenbügel ist jederseits in zwei Felder abgeteilt, jedes Feld mit Filigran umschlossen und der Länge nach wiederum in zwei schmale Felder zerlegt. Alle Felder sind farbig mit den stehenden Figuren von acht Aposteln ausgefüllt und am Rande ringsum mit Edelsteinen besezt, die ihrerseits mit Filigran gefasst sind. Sämtliche Inschriften auf den Bügeln bestehen aus lateinischen Versalbuchstaben. Die Platte in der Vierung ist mitten im Bilde des Erlösers, dasselbe fast ganz zerstörend, mit einem runden Loche durchbrochen und in diesem ein glattes lateinisches Kreuz mit kugelig abgeschlossenen Balken eingefügt. Die Befestigung war jedoch so ungenügend, dass das Kreuz sich im Laufe der Zeit lockerte und schräg stellte. Man hat es bis jezt in dieser schiefen Lage belassen und wird sich wol auch später nicht entschliessen, es zu befestigen, denn der politische Aberglaube hat sich des Kreuzes bemächtigt, um aus der zufälligen Richtung, die es bei einer jeweiligen Krönung annimmt, seine Schlüsse für die Zukunft zu machen. Die Haube, welche die Krone ausfüllt, ist von schwerem violetten Purpursammet und scheint im 16. Jahrhundert eingefügt worden zu sein, vermutlich um eine ältere zu ersezen, die schadhaft geworden war.

Das ungarische Scepter (Taf. 14. 5) hat keine Aehnlichkeit mit den Sceptern, die uns das abendländische Mittelalter überliefert hat; es gleicht vielmehr einem Kriegsflegel, namentlich jener Art, die man »Weihewedel« zu nennen pflegt, denn es besteht, wie dieser, aus Schaft und Schläger mit Ketten. Der Schaft wird von einer hohlen Röhre aus Goldblech gebildet; er misst etwa 29 cm in der Länge und schliesst unten mit einem platten Aepfelchen, auf dem ein Knöpfchen sizt. Vier Filigranschnüre teilen ihn der Länge nach ab und in den Zwischenräumen bedeckt ihn ein filigraniertes Ornament, das sich gleichmässig wiederholt; dasselbe besteht in einer Kreislinie, die sich von unten herauf in sich selber zurückschlingt und hier eine Art von Lilie bildet. Der obere Knauf besteht aus einer etwas abgeplatteten Kugel von durchscheinendem Bergkristalle, die in ihrem längsten Durchmesser etwa 7 cm misst. Diese Kugel zeigt auf drei Seiten das vertieft ausgestochene Bild eines symbolischen Tieres, das ebensowol als Hund wie als Löwe gedeutet werden kann. Jedes Bild ist von einem schmalen filigranierten Streifen aus Goldblech nahezu kreisförmig eingefasst und der Streif ähnlich verziert, wie der Schaft. Die obere und untere Fläche des Knaufes wird von einem Goldbleche bedeckt, das in Form einer zwölfblätterigen Rosette ausgeschnitten. Jedes Blatt ist mit breiter Filigranschnur gerändert und mit Laubornamenten aus feinstem Filigrandrahte übersponnen. Das Ornament des Schaftes bildet sich hier mit

zahlreichen Verschlingungen zu einem ganzen Strausse von Ranken und Blättern um. In jedem Winkel zwischen zwei Blättern war früher ein Goldkettchen angebracht, an dem eine kleine Kugel hing; diese Kugeln schlugen klingend aneinander, sobald man das Scepter bewegte; einige Kettchen aber sind verloren gegangen. Das Scepter trägt den Charakter morgenländischer Arbeit und ist sicherlich nicht jünger, wie eines der deutschen Scepter, die dem 12. oder 13. Jahrhundert angehören. Seine Form ist zweifellos aus dem Streitkolben entstanden, der unter den ungarischen und slavischen Völkern als Waffe wie als kriegerisches Würdezeichen von altersher in hohem Ansehen stand.

Der ungarische Reichsapfel besteht aus einer Hohlkugel von Goldblech, die 9 cm im Durchmesser hält, und einem darauf sich erhebenden Patriarchalkreuze von 8 cm Höhe, mit doppeltem Balken, von denen der obere kürzer ist, als der untere. Kreuz und Kugel sind völlig glatt. Früher war die Kugel auf der Scheidelinie ihrer Halbkugeln mit zwei Wappen besezt; diese sind abgefallen, doch ist noch eins von ihnen vorhanden. Dieses Wappen hat die Form des kleinen Ecü und ist gevierteilt; auf zwei Feldern führt es die roten Balken Ungarns auf weissem Grunde, auf den beiden andern die goldene Lilie des Hauses Anjou auf blauem Grunde. Da zwei Könige aus dem neapolitanischen Hause Anjou den ungarischen Thron innehatten, so dürfen wir annehmen, dass der Apfel während ihrer Regierung angefertigt worden sei; diese aber währte vom Jahre 1342 bis 1382.

Die böhmische Königskrone (Taf. 14. 7) stammt aus der Zeit Kaiser Karls IV. und kann in ihrer kraftvollen Form als Muster für die Kronen des 14. Jahrhunderts gelten. Der Reif besteht aus vier Teilen von doppeltem Goldbleche, die mit Scharnieren aneinander gehängt und um einen Goldstift bewegbar sind; lezterer ist mit einem Rubine bekrönt. Die einzelnen Stücke sind so gebogen, dass sie, zusammengesezt, einen Kreis bilden, der etwa 17 cm im Durchmesser hält. Jedes Stück wird von einer grossen Lilie überragt, dergestalt, dass seine obere Kante bogenförmig und ohne Unterbrechung in die Lilie übergeht. Die Krone hat zwei sich kreuzende Bügel; diese sind ziemlich schmal und die Höhe ihrer Wölbung bleibt hinter der Höhe der Lilien beträchtlich zurück. Auf der Vierung erhebt sich ein goldenes Kreuz in der Form eines Malteserkreuzes; dieses beherbergt in seinem Innern einen Dorn, der laut beigesezter lateinischer Inschrift von der Dornenkrone des Heilandes herrühren soll. In die Vierung des Kreuzes ist ein wasserheller Saphir eingelassen, der sich auf der Vorderseite des Kreuzes als kleineres Kreuz markiert und das eingeschnittene Bild des Gekreuzigten zeigt. Auf jeder Hirnkante des Querbalkens sizt ein Rubin, auf der Hirnkante des Stammes ein Saphir.

Unter den Edelsteinen, mit welchen die Krone geschmückt ist, giebt es mächtige Stücke, wie man sie nicht leicht an einer andern Krone wieder findet. Alle Steine sind so gefasst, dass sie stark hervortreten und der Krone eine auf die Ferne berechnete Wirkung geben. Die Fassung besteht aus einer Hülse von Goldblech, die in der Basis

viereckig ist, sich aufsteigend verjüngt und trichterförmig öffnet, aber stets in der Form, wie sie der Edelstein, den sie mit vier Krallen festhält, verlangt. Der grösste unter den Steinen, ein Saphir, nimmt die Mitte des Stirnbleches ein und wird auf jeder Seite von fünf Rubinen begleitet, die in Kreuzform aufgesezt sind. Jede Lilie ist ebenso mit einem Kreuz aus fünf Steinen geschmückt, mit Saphiren oder Rubinen. Ueber ihrer Spize thront eine grosse Perle; diese ist durchbohrt und mit einem Stift in einem gerippten Näpfchen aus dünnem Goldbleche befestigt. Das Näpfchen sizt auf der Vorderseite eines schmalen Plättchens, das auf der Rückseite der Lilie befestigt ist, dergestalt, dass es mit dem perlgefüllten Näpfchen die Spize der Lilie wie schwebend überragt. Die drei andern Teile des Kronreifes haben unterhalb ihrer Lilie einen Besaz von drei Edelsteinen. Auch die Bügel tragen einen Schmuck von Edelsteinen und Perlen; doch tritt deren Fassung nicht so stark hervor. Die Futterhaube der Krone besteht aus tiefweinrotem Sammet.

Die übrigen Stücke des böhmischen Krönungsornates sind jünger, als diese Krone; sie stammen aus den Tagen Kaiser Rudolfs II. und zeigen in einer Schönheit sondergleichen den blühenden Stil der Hochrenaissance. Ueber die eiserne Krone (Taf. 16. 2), sowie über die Kronen der Kaiserin Kunigunde (Taf. 13. 2), der Gemahlin Heinrichs II., und der Kaiserin Konstanze, der Gemahlin Friedrichs II. (Taf. 15. 2), haben wir oben (S. 79, 242 und 248) das Wissenswerte mitgeteilt.

Taf. 16. 1. Die ungarische Königskrone (Krone des h. Stephan). 2. Die eiserne Krone.

ÜNFTES BUCH.

Die deutsche Tracht im Zeitalter der Reformation und ihre Umwandlung nach spanischem Muster in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Die Volks- und Kriegstrachten.

Initiale aus dem 16. Jahrhundert. Im Mittelalter bildeten Text und Initiale ein Ganzes und selbst die eingestreuten Nebensachen, wie geflügelte und kriechende Tiere, Menschen und Masken, gaben Zeugnis von dem, was in der Seele des Schreibers vorging. Die Erfindung Gutenbergs löste den Zusammenhang von Text und Initiale auf. Zwar anfangs schrieb man die Initialen noch in den gedruckten Text hinein; dann schnitt man sie in Holz und kolorierte sie, endlich liess man die Farbe weg. Der Künstler fertigte die Initialen nach seinem Geschmacke und der Verleger verwendete sie für jeden beliebigen Text ohne Rücksicht auf den Inhalt.

Allgemeines.

Jedes Jahrhundert trägt einen Schandflecken auf seinem Purpurmantel, aber an dem Mantel des lezten mittelalterlichen Jahrhunderts waren mehr Flecken, als Purpur zu sehen; sie bedeckten ihn von von oben bis unten. Die kaiserliche Macht war geschwächt, der Landfrieden aller Orten gefährdet, der Handel durch schlechte Strassen, Räuber und Zöllner aufs äusserste belästigt, die Kirche durch Sittenlosigkeit, Inquisitionen und Hexenprozesse entweiht, die Gerichtsstätte durch verkehrtes Recht und Unbarmherzigkeit geschändet und die Schule voller Aberglauben. Die Kirche war die heissatmende Seele aller Zustände. Aber während ihr Stifter für die Armen und Elenden eingetreten war, hörte sie selbst nicht mehr auf den Jammer der Zeit, auf das Seufzen nach Glück, das aus den dumpfen Gassen der Städte, aus den Kerkermauern, aus den Höhlen des Lasters, aus den Hütten des Bauern heraufklang zu denen, die auf des Lebens Höhe standen. Und eben, weil die Kirche alle Zustände beherrschte, so entstand der Glaube, dass durch eine Reform der Kirche alles Elend beseitigt werden könnte; namentlich glaubte dies der Bauer, der damals harte und grausame Tage sah. Das Evangelium, das reine, mit keiner priesterlichen Fälschung verfilzte Evangelium, sollte die alte goldene Zeit wieder zurückbringen. Alles drehte sich um das Evangelium, und wer das Evangelium am rücksichtslosesten zu deuten verstand, der war der

Mann des Volkes. Das verstand nun unter allen Reformatoren keiner so gut, wie Luther; seine kraftvolle dreinschlagende Sprache, die von körnigem Mutterwiz und herzhaftem Behagen gewürzt war, regte wie Sturmgeläute die Gemüter des Volkes auf. Kein Mann war damals so volkstümlich, wie Luther; gleichwol konnte er die Führung des Volkes nicht erringen; er war eben Priester und sein Programm war kirchlich; das Programm des Volkes aber, so kirchlich es aussah, war sozialistisch; es war eine kirchlich gefärbte Magenfrage. Luther predigte die geistige Freiheit, das Volk aber verstand die leibliche. Und als die Bauern zu den Waffen griffen, um sich von ihren Herren ein menschenwürdigeres Dasein zu erzwingen, kam Luther in Harnisch und er riet den Herren, sie sollten die Bauern totschlagen wie tolle Hunde.

Selbst der sanfte Stifter des Christentums sah voraus, dass er nicht den Frieden, sondern das Schwert und die Zwietracht brächte, und dennoch folgte er seinem innern Berufe. Dem Feuereifer Luthers fehlte die Sanftmut; um so eher mischte sich die Zwietracht in sein Werk. Wie die Bauern gegen ihre Herren, so kamen die Herren zum Kampfe gegen ihren Kaiser; ganz Deutschland teilte sich in zwei Heerlager und das eine suchte das andre zu überwältigen. Troz der Niederlage bei Mühlberg endeten die Glaubenskämpfe vorläufig zu Gunsten der Protestanten; der Religionsfriede zu Augsburg (1555) brachte dem Lande eine mehr als sechzigjährige Ruhe. Der Aufregung folgte die Abspannung; was nun kam, war die Reaktion; sie kam über die neue Lehre, die flügellahm versteifte, über die Gelehrsamkeit, die pedantisch wurde, über die Kunst, die in Manier verfiel, über die Politik, die dem Absolutismus zutrieb, über das öffentliche Leben, das in behäbigem Spiessbürgertum eindickte.

Während in dem sonnigen und farbenreichen Italien der Frühlingszug der Wiedergeburt (Renaissance) vorwiegend die schönen Künste befruchtete, die Baukunst, die Bildhauerei, die Malerei und die Musik samt den Wissenschaften, ergriff er in deutschen Landen die Menschen in ihren religiösen Tiefen und wandelte ihre Seele um. Die Deutschen wurden mit der Reformation zum erstenmal wieder seit langer Zeit deutsch. Und mit der inneren Wiedergeburt vollzog sich die äussere; ja im Kostüm erfolgte die Reformation geradezu buchstäblich an Haupt und Gliedern. Die Reformation war zwar den künstlerischen Formen nicht günstig und dachte am wenigsten an eine Läuterung derselben, aber sie verbannte doch die Frivolität aus dem Kostüm und führte es zur Einheit und Würde zurück; sie trieb die Menschen an, wieder ehrbar zu sein, innerlich wie äusserlich. In weniger als zwei Jahrzehnten war diese staunenswerte Umwandlung vollendet; bei dem Fürsten wie bei dem Bürger, bei der Dame des Hofes wie bei der Frau im Bürger- und Bauernhause war das Kostüm würdevoll geworden, ohne steif zu sein, farbig ohne bunt zu sein; es lag etwas darüber wie der Abglanz einer aufgehenden Sonne.

Die Kostümwandlung in Deutschland wirkte selbst auf solche

Länder zurück, die sich sonst der religiösen Wandlung verschlossen hielten, auf Italien und Frankreich; ja gerade hier entfaltete die deutsche Tracht ihre reinste Blüte. Der natürliche Schönheitssinn dieser Völker bewahrte sie vor jener Verirrung, der sie in ihrer eigenen Heimat verfiel. Die Landsleute Rafaels, Lionardos und Titians liessen den Geschmack reden, die Landsleute Dürers und Martin Schöns aber ihre Phantasie und ihre Grillen. Es gab hier eine ganz absonderliche Klasse von Menschen, die vielberufenen Landsknechte, Leute, die sich selbst als Knechte des niederen Landes im Gegensaze zu den Schweizern bezeichneten, Abenteurer, die auf allen Schlachtfeldern in Europa und Afrika, ja selbst in dem neu entdeckten Amerika zu finden waren. Durch diese Landsknechte kam die Phantastik in das Kostüm; so abenteuerlich, wie ihr Leben, so abenteuerlich gestalteten sie ihre Tracht; und von dieser landsknechtischen Art ging vieles in die bürgerliche Tracht hinüber. Indes war selbst diese Verirrung noch immer eine folgerichtige Weiterentwickelung des deutschen Kostüms.

Ein tödlicher Rückschlag aber kam aus Spanien. Nachdem Karl V. in der schicksalsschweren Schlacht bei Villalar (1522) die reformatorische Bewegung in seinem Erblande niedergeworfen hatte, wurde auch der Gang der spanischen Tracht, die mit ihren Schlizen und Puffen der deutschen gefolgt war, aufgehalten und in andre Bahnen gedrängt. Der Spanier war damals der erste Mann der Welt; er hatte die lezte Burg der Mauren im eigenen Lande genommen und Granada erobert; er hatte Amerika entdeckt und dessen Goldströme nach seiner Heimat gelenkt; er herrschte in Italien und in den Niederlanden, in Burgund und auf dem Meere. Sonst ritterlich, stolz, mannhaft und gediegen, wurde er durch seinen Erfolg hochfahrend und aufgeblasen; und da nun die Tracht von dem Charakter nicht unabhängig ist, so kamen diese Eigenschaften allmählich auch in seinem Kostüme zum Vorscheine; dasselbe wurde durch Ausstopfung abgerundet, durch Wattierung versteift, durch Enge starr, an Farbe düster; die ganze Tracht erfüllte sich wie ihr Träger mit jener falschen Würde, die man »Grandezza« nennt; sie verhüllte alles mit asketischer Strenge, was sie sonst nur allzu offen den Blicken preisgegeben hatte. Wie der Spanier nun einmal in der Politik den Ton angab, so geschah es auch in der Tracht. Unaufhaltsam gleich steigendem Gewässer überschwemmte die spanische Mode das deutsche Land; sie drang selbst in die Hütten der Bauern ein und gab die Grundlage für die kommenden Volkstrachten ab. So geriet ganz Deutschland in den Bann der spanischen Mode. Noch einmal, um die Zeit des dreissigjährigen Krieges, regte sich das deutsche Nationalgefühl, um dann bis auf den heutigen Tag der französischen Mode zu verfallen.

Initiale aus dem 16. Jahrhundert. Der Initialenzeichner war nun nicht mehr an den Text gebunden und konnte ungehemmt seiner Eingebung folgen, die nur noch von dem jeweils herrschenden Stile abhängig war. Neben den architektonisch gegliederten römischen Zeichen stellte er nun vorwiegend solche in einfachen Schreiberzügen her, die er in eine Wildnis von Ranken aufzulösen und doch wieder dergestalt zu binden verstand, dass sie rein und gebietend ins Auge fielen. Menschliche und tierische Gestalten aus dem alltäglichen Leben wie aus der antiken Mythologie liess er die Zwischenräume ausfüllen und sich geschmeidig durch die Buchstaben winden. Mit Vorliebe löste er die Buchstabenstämme an ihren dicksten Stellen in ein rechtwinkelig gekreuztes Gitter auf; ja den ganzen Buchstaben liess er den prächtigen Gittern aus Schmiedeeisen folgen, mit denen man damals die Patrizierhäuser ausstattete. Den Buchstaben in römischer Form sezte er häufig mitten auf eine Unterlage von schönstilisiertem Blatt- und Rankenwerk, so dass er an keiner Stelle von demselben durchschnitten oder bedeckt ward (s. die Initiale F auf dem Titelblatte des fünften Buches).

Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Eine durchgreifende Eigenheit der damaligen Tracht bestand in Schlizen und Puffen; sie hatte zwar schon in der abgelaufenen Zeit begonnen, wurde aber jezt allgemeiner. Anfangs befreite man sich von der lästigen Spannung seiner Kleidung nicht etwa dadurch, dass man diese überhaupt weiter machte, sondern dadurch, dass man sie schlizte; man schlizte sie zuerst da, wo man sich am meisten beengt fühlte, auf der Brust und an den Gelenken der Gliedmassen. Nun verhinderte wol obenher das Hemd, das in weissen Puffen aus den Schlizen hervortrat, dass der nackte Körper durch die Schlize blickte. An den übrigen Stellen aber musste man das geschlizte Kleid mit einem andern Stoffe besonders unterfüttern. So wurde es möglich, alle Teile der Kleidung, selbst Schuhe und Müzen, mit dem Schmucke von Schlizen und Puffen zu übersäen. Es war Regel, zum Futter einen leichteren Stoff zu verwenden, als zum Kleide selbst; man wählte dazu vorwiegend Seidenzeug, das sich in dünne glänzende Fältchen brach, während man das Gewand selbst von Tuch, Leder oder Sammet herstellte, also von Stoffen, die im Gegensatze zu den Puffen eine glatte knitterlose Oberfläche behaupteten. Soweit das Hemd den Körper zu decken pflegte, benüzte man auch feine weisse Leinwand für die Puffen.

Die Schlize und Puffen wurden nicht durchweg nach einem und demselben Muster hergestellt; wie überall so zeigte sich auch hier die Eitelkeit erfinderisch und gelangte bald zu einem grossen Wechsel. Die früheste und einfachste Schlizung bestand darin, dass man das Kleid an der gewünschten Stelle mit geraden Schnitten in Streifen zerlegte und dem hier unterlegten Futterstoffe eine grössere Weite gab, als dem Kleide selbst, wodurch er gezwungen wurde, sich in Bauschen durch die Schlize hervorzudrängen und Puffen zu bilden. Das geschah vorwiegend an der Achsel oder im Oberteile des Aermels, sowie an den Ellbogen und dann auch an den Ueberziehhosen (117. 1). Diese Gewandteile schnitt man ihrerseits etwas länger zu, als sonst nötig war, und schob sie dann auf die passende Länge zusammen; dadurch öffneten sich die Schlize und die Puffen gewannen einen grösseren Raum.

Mit der Zeit wurde man kühner und zerschlizte Aermel und Ueberhosen nicht

mehr an einer besonderen Stelle, sondern von oben bis untenhin in viele Streifen von gleicher Breite und fasste solche von Stelle zu Stelle mit quer darüber oder darunter festgenähten Streifen zusammen (117. 2). Auch in diesem Falle gab man den Gewandteilen eine grössere Länge, als der Körper forderte, um sie zusammenschieben zu können. Je länger der Stoff, desto stärker war die Aufbauschung seiner einzelnen Streifen; schliesslich sah der ganze Gewandteil wie aus übereinandergesezten Kränzen von Streifen gebildet aus, und die Bauschen verdeckten völlig die queren Unterbindungen. Um nun die so zusammengeschobenen Gewandstücke in der bestimmten Länge festzuhalten, benuzte man ein zweites Futter, das von stärkerer Beschaffenheit war, als das Schlizfutter (117 3). Dieses Futter schnitt man kürzer und enger zu, als das Oberzeug und nähte beide Stücke mit ihren oberen und unteren Rändern zusammen, wodurch dann das Oberzeug sich aufbauschen und in dieser Bauschung verharren musste. Die untergelegten Querbänder nähte man gleichfalls an das Futter fest.

Fig. 117.

1 2 3 4 5 6 7 8

1—5. Schlizmuster. 6—8. Puffenmuster.

Bald wagte man sich auf malerische Nebenwege und erfand eine Art von Schlizung, die der eben beschriebenen ziemlich ähnlich sah, jedoch anders entstand. Man schnitt nämlich die Aermel oder Hosen, nach Belieben auch die ganze Jacke, länger zu, als die entsprechenden Körperteile nötig machten, und versah sie mit vielen kleinen Schlizen, die man reihenweis anordnete (117. 4), entweder in queren Reihen oder in schrägen. Diese so zerschnittenen Gewandstücke nähte man mit einem Futter zusammen, das auf den Körper passend gemacht war, und schob zwischen Unter- und Oberzeug ausgestopfte Wulste mit farbigem Ueberzuge ein, je einen Wulst unter einer Schlizreihe her, und nähte sie fest (117. 5). Durch die Schlize, die sich öffneten, erhielt dann das Oberzeug diejenige Weite, die man für gut hielt.

Statt der Schlize brachte man endlich völlige Löcher in den Kleidern an, indem man ganze Stücke nach einem sich gleichmässig wiederholenden Muster herausschnitt und die Oeffnungen mit andersfarbigem Stoffe, den man glatt oder faltig einsezte, verschloss. Einen weiteren Wechsel bewirkte man dadurch, dass man das ganze Kleid mit grossen Schlizen der Länge wie der Schräge und selbst der Quere nach zerschnitt und ohne weiteres Futter einfach über eine besondere Untergewandung zog, die gleichfalls eine überschüssige Weite hatte oder auch den Körperformen angemessen war; ja man legte derartig zerschlizte Wämser nicht selten über den blanken Harnisch. Noch weiter gehend zerschnitt man sogar die einzelnen Streifen wiederum mit kleineren Schlizen, schräg oder quer, und unterlegte diese mit einem Stoffe, der von andrer Farbe war, als das Untergewand.

Dergleichen Schlize waren so recht die Freude der Stuzer und Landsknechte; diese überzogen sich damit von Kopf bis zu Fuss, vom Barette bis zum Schuhe; ihre Laune war schier unerschöpflich in der Erfindung solcher luftigen Zierden. So lösten sie die Oberhosen in eine Anzahl von Wülsten auf, die in schräger Richtung das Bein umgaben. Man machte die Oberhosen ziemlich weit und brachte mehrere sehr lange und schräg laufende Schlize darin an, die etwa zwei Hände breit voneinander entfernt waren; nun bog man jeden Streifen an seinen beiden Rändern nach hinten und nähte diese zusammen, so dass jeder Streif zu einem Schlauche wurde; diese Schläuche stopfte man entweder aus oder steckte Wülste hinein, die sich gegen ihre beiden Enden hin allmählich abflachten. Sollten die Wülste dicker werden, als die Zeugstreifen

erlaubten, so sezte man so viel Stoff an den Rändern zu, als nötig war. Man liebte diese Zeugstreifen oder Schläuche wiederum geschlizt und überzog deshalb die eingesteckten Wülste mit farbigem Stoffe. Selbstverständlich konnten solche Hosen nur über besonderen Unterhosen getragen werden, da sonst das nackte Bein zum Vorscheine gekommen wäre; als Futterhosen benuzte man genähte Trikots, die das ganze Bein umschlossen.

Oft stellte man die Puffen zu bestimmten Figuren zusammen, indem man durch kleinere Einschnitte breite zusammengeschobene Zeugstreifen zog, so dass sich eine Menge von kleinen Puffen auf dem Gewande selbst bildete (117. 6); auf diese Weise war es leicht, die Puffen in Form von Kreuzen, Sternen, Sonnen, Blumen, Arabesken und Rosetten anzuordnen und die Mannigfaltigkeit durch verschiedenfarbige Zeugstreifen zu erhöhen, die man regelmässig miteinander abwechseln liess, etwa rote Streifen mit grünen, oder senkrechte blaue Streifen mit wagerechten weissen (117. 7). Gekreuzte Muster wurden häufig auf den Oberschenkeln der Beinkleider angebracht, in Reihen gesezte Puffen aber an den Rockschössen, Achselwülsten und Baretten.

Doch nicht immer schlizte man das Kleid mit kleinen Schnitten, um den Zeugstreifen hindurchzuziehen; man fasste den Streifen seiner Breite nach zusammen, so dass er gleichsam einen Strang bildete, und heftete ihn mit Borten, Ringen oder Knöpfen auf das Kleid, so dass er sich zwischen den Haftmitteln zu kleinen Bauschen aufblähte (117. 8). Jedoch nicht mit Schlizen und Puffen allein, man wirkte auch durch den Farbengegensaz und hielt das Gewand auf der einen Seite des Körpers schlicht und einfarbig, etwa rot und schwarz, zerschnitt und benähte es aber auf der andern Seite in jeder nur erdenklichen Weise; oder man wechselte diese Ausstattung übers Kreuz, indem man die Kleidung oberhalb der Hüften in umgekehrter Folge färbte und verzierte, wie unterhalb derselben. So machte man es auch mit den Beinkleidern allein, indem man die Oberhosen unterhalb der Kniescheibe unterband und die so gewonnenen vier Felder wechselnd ausstattete, die oberen mit Schlizen und Puffen, die unteren mit farbigen Streifen, falls man sie nicht schlicht beliess (118. 2).

Das knapp anschliessende Kostüm, mit welchem das Mittelalter schloss, verlangte alle Vorzüge einer wohlgebauten Gestalt, die dabei elastisch und jung sein musste, ein fliessendes Gliederspiel, das nie in ungraziöse Stellung verfiel, auch wenn es sich unbewusst gehen liess. Es passte vortrefflich für die südländischen Rassen, von welchen es ausgegangen war (S. 306), namentlich für die Italiener, die mit dem Adel schöner Formen begnadet sind; dort sind die Weiber noch schön, wenn sie schlampig, die Männer, wenn sie schmuzig sind. Die Deutschen aber, auch wenn sie weder schlampig noch schmuzig, sind immer noch nicht schön; sie sind nun einmal keine Lieblinge der Grazien, und neben den körperlichen hätten auch die klimatischen Gegensäze sie von diesem knappen Anzuge abhalten sollen, von den sittlichen Bedenken zu schweigen. Selbst die grelle Farbe, die so gut zu dem Licht und der Luft des südlichen Himmels passt, stand nicht im Einklange mit der atmosphärischen Eigenart des Nordens. Aber die Deutschen können nun einmal das Nachahmen nicht lassen, und wenn sie das Nachgeahmte verändern, geschieht es meist auf Kosten der Schönheit; leicht vermindern sie durch Uebertreibung die Wirkung und verkehren sie in das Gegenteil der Absicht; ihr Mann ist Dürer, nicht Rafael. Und so brachten sie denn ein Kostüm zuweg, gegen welches die Moralprediger mit Recht ihre Stimme erhoben; denn es ist eine Art von Pflicht, niemals so weit in der Nachgiebigkeit gegen die Zeitmode zu gehen, dass sie aus dem Ebenbilde Gottes eine Fraze macht. Indes wäre es nicht notwendig gewesen, so, wie sie es gethan, mit plumper Faust auch die weiblichen Geheimnisse zu entblättern. Zudem lässt sich der Begriff der Sittlichkeit nicht immer mit einer festen Grenze umschliessen. Selbst dieses übelberufene Kostüm enthielt in Wahrheit eine Fülle von keimkräftigen Formen, die zumteile heute noch gültig sind; es erzeugte die Schaube, den Urahn unseres Ueberrockes, das in Rock und Mieder zerlegte Frauenkleid, das gefällige Schaumgekräusel der Rüschen, den Bund an den Aermeln, die Absäze an den Schuhen, die Gamaschen, ja selbst für die Stege an unseren Hosen lieferte es das erste Muster (97. 4). Was nicht missbraucht werden kann, ist auch nicht brauchbar. Sogar die Schlize hatten ihre Berechtigung; der Körper empfand das Bedürfnis zu atmen; er gehorchte demselben Instinkte, der von allen Seiten her die Geister antrieb, sich von den Fesseln der Vergangenheit zu befreien.

Die männliche Tracht. Man gewöhnte sich zur Bekleidung des Unterkörpers drei Stücke zu verwenden, die eigentlichen Hosen, die Oberhosen und die Strümpfe.

Die Hosen waren noch immer genäht und anschliessend (118. 1. 4. 6),

Fig. 118.

1—10. Männliche Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (4. Hosen und Wams rot, lezteres geschlizt und weiss unterlegt, Brustfleck weiss, Barett rot mit goldenen Perlen, Mantel lederbraun, Schuhe schwarz. 5. Unterkleidung rot, Brustfleck weiss mit Goldstickerei, Schaube schwarz mit braunem Pelz, Calotte schwarz mit Gold, Fussbekleidung grau mit schwarzem schuhförmigen Besaz. 8. Unterkleider rot, Schaube grau mit braunem Pelz und schwarzen Borten, Käppchen rot, Schuhe schwarz).

beliebig vor der Kniescheibe ausgeschnitten und gepufft. Falls man keine Oberhosen darüber anzog, lockerte man ihre Spannung durch vielfache Schlize unter den Hüften wie längs der Oberschenkel und unterlegte die Schlize mit andersfarbigem Stoffe oder besezte die Hosen mit nez- und sternförmigen Mustern aus farbigen Zeugstreifen, die man durch kleine Einschnitte zog. Das gesezte Bürgertum aber trug seine Hosen unverändert in schlichter Weise fort.

Doch fanden die Oberschenkelhosen grosse Verbreitung; bis zum Jahre 1515 trug man sie meist sehr kurz (Taf. 17. 14), und von einem andern Stoffe, als die Unterhosen, oder, wenn aus dem nämlichen Stoffe geschnitten, mit Besäzen von Sammet oder Posamenten geschmückt. Leute, welche mit diesem Teile der Kleidung zu prunken liebten, fütterten die Hosen, wenn sie geschlizt waren, mit feinem Stoffe, der durch die Schlize schimmerte, und liessen zwischen Oberhosen und Wams das Hemd heraustreten. In den folgenden Jahren aber liess man die Oberhosen allmählich bis zur Kniescheibe herabwachsen, zerschnitt sie auf mannigfache Weise längs, quer, schräg und spiralisch. Den Laz brachte man seit 1520 an den Oberhosen an; gewöhnlich erhielt er die Form eines Beutels, der mit Watte oft bis zur Kugel ausgepolstert erschien (118. 2. 7), später aber die einer Kapsel, die in ein dreieckiges Zeugstück, den eigentlichen Laz, eingefügt wurde; mit der Spize nach abwärts gewendet sass der Triangellaz im Schlize der Hosen fest; an den beiden oberen Ecken aber wurde er mit Knöpfen oder Nesteln an die Hosen geschlossen.

Von den Landsknechten ging die Sitte aus, auch die Unterschenkel noch besonders zu verwahren und Strümpfe über die Hosen zu ziehen, die bei kaltem oder nassem Wetter gute Dienste leisteten. Die Strümpfe gingen bis über das Knie herauf und wurden unter demselben gebunden, manchmal auch noch über demselben. Sie waren aus Leder oder Tuch geschnitten, oft von verschiedener Farbe, wie es dem Geschmacke der jungen Leute behagte; manchmal war der eine Strumpf glatt, der andre aus Stücken von zwei oder drei abstechenden Farben zusammengenäht, so dass er senkrecht, wagrecht oder schräg gestreift erschien. Willige Aufnahme fand der Brauch, den Strumpf über dem Knie mit senkrechten Schlizen zu teilen (118. 9), so dass die Streifen oben noch zusammenhingen, dann nach aussenhin umzuschlagen und mit dem oberen Rande unter den Schlizen festzubinden; so entstand eine Art von gegittertem Kranze, der das Knie umgab; doch band man das geschlizte Stück auch ebenso oft in die Höhe.

Die Verbindung von Strümpfen und Oberhosen führte wol auf den Gedanken, die eigentlichen Hosen unten bis über die Waden herauf eng zu machen, von den Knieen an aber weiter und etwas länger, als nötig, den oberen weiten Teil mit Schlizen und Puffen zu zieren und unter dem Knie mit breiten Bändern zu befestigen, damit die Hosen unten stramm anliegend blieben, nach oben hin aber sich bauschten (118. 2. Taf. 17. 4. 7). So erhielten die Hosen das Ansehen, als ob sie aus Strümpfen und Oberhosen zusammengesezt seien. Wir werden,

sobald wir auf die Landsknechte zu sprechen kommen, Gelegenheit haben, noch manches über die Hosen mitzuteilen.

Das Wams schloss anfangs scharf gespannt um den Körper, reichte knapp bis an die Hüften (118. 4. 6) und wurde mit den Hosen zusammengenestelt (100. 11); auf Brust und Rücken hatte es einen so tiefen und breiten nach unten spiz verlaufenden Ausschnitt, dass kaum noch so viel übrig blieb, um die Aermel zusammenzuhalten. Etwa seit 1520 änderte es sich; man machte den Ausschnitt viereckig und liess dessen untere Kante wagerecht über die mittlere Brust laufen, so dass er aussah wie der Ausschnitt am Frauenmieder, wobei man denn noch eine Zeitlang die Form des alten tiefen Ausschnittes durch Schnurbesaz markierte. Falls man nicht den Hals nackt trug, was in abnehmendem Masse bis in die dreissiger Jahre geschah, füllte man den Ausschnitt mit einem Kragentuch aus feinem Leinen (Taf. 17. 3) oder mit dem Hemde; der Einsaz überragte nur mässig den Ausschnitt und zeigte obenher einen schmalen gefältelten Besaz, von dem mit der Zeit die Idee der Halskrause ausging, die später eine so grosse Rolle spielte. Ebenmässig, wie der obere Saum des Wamsausschnittes emporstieg, trieb er die Krause vor sich her bis unter das Kinn (Taf. 17. 7), wo sie sich dann, da sie nicht mehr höher steigen konnte, auseinanderlegte und verbreiterte. Etwas Aehnliches wiederholte sich vorn an den Hemdärmeln, die gleichfalls mit einer schmalen Krause schlossen. Die eigentlichen Hals- und Handkrausen hielten ihren Einzug im Männerkostüm etwa um 1540.

Bis dahin pflegte man das Wams vielfach vorn übereinander zu schlagen und seitwärts mit Knöpfen oder Hafteln zu verschliessen (118. 1. 3. 7). Man schnitt das Bruststück aus zwei Teilen (119. 1), das unterzuschlagende Blatt schmäler, als das obere, und zwar so, dass seine Vorderkante schräg von der Seite des Halsloches nach der Mittellinie des Körpers lief. Das obere Blatt deckte das untere etwa zur Hälfte. Als das Wams bis zum Halse stieg, erhielt es einen ziemlich breiten Stehkragen. Auch nach unten verlängerte man das Wams mit einem kurzen Schosse. Um die Zeit, als die Hemdkrause unterm Kinn anlangte, richtete man das Wams durchgängig so ein, dass es mitten über die Brust herab geöffnet werden konnte; sein Rückenblatt schnitt man im Ganzen zu oder aus zwei Teilen, so dass deren Verbindungsnaht mitten auf den Rücken fiel.

Auch die Aermel änderten ihren Schnitt; anfangs waren sie durchweg eng; so blieben sie auch später am Handgelenke, während sie sonst an Weite zunahmen (119. 2); bald schnitt man sie oben breit und verjüngte sie zu einem Bund im Unterarme; bald schnitt man sie mehr oder minder im Rechtecke zu und verminderte die Breite oben und unten auf das passende Mass entweder dadurch, dass man sie hier fältelte oder Zwickel aus ihnen herausschnitt. Wollte man den Aermel bauschig machen, so schnitt man ihn länger zu, als der Arm erforderte, schob ihn auf die passende Länge zusammen und hielt ihn in dieser Form durch dünne Wattierung oder derbes Futterzeug fest. Doch

dauerten die überweiten Wamsärmel nur bis 1530; dann nahm ihre Weite allmählich ab, wenigstens in der bürgerlichen Tracht.

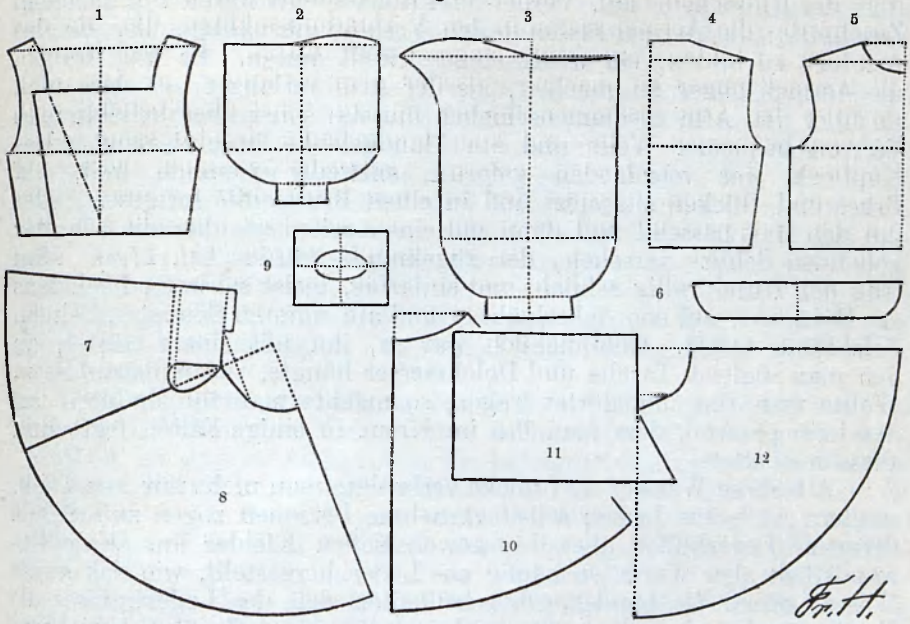
Es ist schwer, durch Worte ein deutliches Bild von der Arbeit zu geben, die Schere und Nadel an diesem Wamse vollführten, obgleich der ganze Schmuck nur in Schlizen, Puffen und Besäzen bestand. Anfangs, als das Wams noch den grossen dreieckigen Ausschnitt hatte, bot es wenig Raum für die Schlize, die man auch nur mässig anwandte; man suchte mehr durch die Farbe zu wirken, durch Halbteilung oder einen Wechsel von kleineren Abteilungen (Taf. 17. 4). Als aber Brust- und Rückenfläche sich vergrösserten, zerlegte man das Wams vorn und hinten mit senkrechten, wagrechten oder schrägen Schnitten in breite oder schmale Streifen, oder übersäete es mit kleinen Kreuzschnitten. Die schrägen Schlize legte man gewöhnlich so, dass sie von beiden Seiten her nach der Mitte des Körpers hinabstiegen (120. 3). Bei den Kreuzschnitten vereinigte man die vier in den Schneidepunkt fallenden Zipfel mit einem kleinen Knöpfchen. An den engeren Aermeln sezte man kurze Schlizreihen kranzförmig um den Arm (118. 3) und unterlegte jede Reihe mit einem farbig überzogenen Wulste. Auch den Kragen schlizte man und steifte ihn mit einem Futter aus, das etwas schmäler war, so dass er sich ein wenig bauschen musste und die Streifen als freie lockere Bügel über das Futter zu liegen kamen (Taf. 17. 11). An manchen Bildnissen von sehr vornehmen Leuten bemerkt man Wämser, die wie ein Nez aus Goldschnüren geflochten scheinen; es war dies die lezte Folgerung der Schlizmethode, die nun nicht mehr weiter konnte und umkehren musste. Als das Wams bis zum Hals emporgestiegen war, pflegten Leute von Stand es nur noch mit wenigen Längsschnitten durchfurcht zu tragen. Um die Mitte des Jahrhunderts wandte der feinere Geschmack die Schlize überhaupt nicht mehr an, sondern nahm schmale Streifen oder auch grössere Stücke aus dem Gewand heraus und füllte die Lücken mit glatten Einsäzen von anderer Farbe; auch wattierte und steppte er das Wams.

Es gab neben dem kurzen Wamse ein längeres mit angeseztem Schosse, das man »Schosswams« nannte (120. 2); dies war im Leibe ganz so beschaffen, wie das eigentliche Wams; es wurde hier übereinander geschlagen und seitwärts verhakt, gegen Ende der dreissiger Jahre aber mitten über die Brust herab geschlossen, und zwar oben und unten mit einem Haken. Der Schoss reichte, so lang man das Wams übereinander schlug, bis zu den Knieen herab (Taf. 19. 6); so war es schon aus dem 15. Jahrhundert herübergekommen; gegen 1540 aber hörte der Schoss in den halben Oberschenkeln auf (Taf. 19. 9). Er wurde als Ring zugeschnitten, ringsum in ziemlich dichte gleichbreite Längsfalten geschoben und an der inneren Seite des Wamses mit überwendlicher Naht festgeheftet (120. 2). Die Aermel waren anfangs kurz und erweiterten sich nach untenhin. Als man das Wams mitten über die Brust herab öffnete und im Schosse verkürzte, machte man die Aermel so lang wie den Arm, vom Ellbogen bis an die Achsel häufig weit und bauschig, im Unterarme aber anschliessend (Taf. 19. 4). Falls man das kurze Wams darunter trug, hatte das Schosswams keine Aermel, und das Armloch, das sonst mitten auf das Schultergelenk fiel, rückte in die halbe Achsel herab, so dass die Schulterstücke auffallend breit erschienen. Das über die Achseln fallende Stück wurde besonders angesezt und so geschlizt und aufgebauscht, wie man es am Kragen des kurzen Wamses machte (Taf. 19. 9). Die Vorliebe für farbige Halbteilung übertrug man auch auf das Schosswams, und zwar dergestalt, dass einer der Aermel stets so gefärbt war, wie der Schoss auf der

Taf. 17. Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

entgegengesezten Seite, oder dass die Falten des Schosses in der Farbe regelmässig miteinander abwechselten (Taf. 19. 6). Der gute Ton verlangte eine Zeitlang wenigstens einen der Aermel von abstechender Farbe, wenn nicht, doch mit einem ziemlich breiten, mehrfarbigen Zeugstreifen benäht oder mit einer Devise bestickt (Taf. 19. 4). Sonst

Fig. 119.



6—12. Schnittmuster. 1. 2. Wams und Aermel. 3—6. Bauernrock (3. Aermel, 4. Rückenteil, 5. Brustteil, 6. Kragen). 7. 8. Schaube (7. ein Vorderteil, 8. halbes Rückenteil). 9. 10. Gelehrtenschaube (9. Koller, 10. ein Vorderteil). 11. 12. Aermel und halbes Rückenblatt einer Schaube. (Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts).

beschränkte man den Schmuck auf breite Borten an Säumen und Nähten. Den Stehkragen ersezte man durch einen breiten Umschlagekragen in Form eines »Bischofmantels« (120. 4) oder eine kleine Kapuze.

Man trug das Schosswams sowol als Hauskleid wie auch als Kriegskleid und zwar über wie unter dem Harnische; in lezterem Falle hatte es keine Aermel, und der Schoss fing mit seinen Falten da an, wo der Kürass aufhörte (Taf. 19. 6). Ueberdies war der Schoss vornherab und meist auch hinten aufgeschnitten, um dessen Spannung zu beseitigen, wenn man zu Pferde sass. Aus dem Schlize liess man in diesem Falle die Schamkapsel hervortreten.

Das Schosswams pflegte man mit einem Gürtel anzulegen und an den Gürtel einen Dolch zu hängen, auch wenn man das Kleid als schlichtes Hauskleid trug; so fand der Dolch seinen Plaz in der männlichen Toilette. Dann fügte man noch das Schwert zum Dolche; dieser Brauch sezte sich fest und aus dem Schwerte wurde der Galanterie-

degen, dessen Spuren, wenn auch in der bürgerlichen Tracht verlöscht, sich doch in der amtlichen und höfischen Kleidung bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Ein Hauskleid, das man damals fast in allen Ständen antraf, war der »Kittel«. Dieser Rock hatte keine Taille, sondern erweiterte sich von den Schultern an allmählich nach unten hin und hörte unter oder über der Kniescheibe auf. Vorder- und Rückenblatt waren von gleichem Zuschnitte; die Aermel sassen in den Verbindungsnähten, die, um das Armloch zu bilden, ein wenig eingeschweift waren. Es war Brauch, die Aermel länger zu machen, als der Arm verlangte, so dass man sie über den Arm zusammenschieben musste; sonst aber beliebte man sie von bequemer Weite und am Handgelenke anschliessend. Das Kopfloch war verschieden geformt, entweder ziemlich weit, auf Brust und Rücken zugespizt und in einen Brustschliz fortgesezt, oder um den Hals passend und dann mit einem seitwärts über die Schulter gehenden Schlize versehen, der zugeknöpft wurde (Taf. 17. 9). Man trug den Kittel völlig schlicht und einfarbig, meist schwarz, höchstens am Halsloche, auf den Achselnähten und am unteren Saume mit einem Pelzbräme besezt. Gebräuchlich war es, ihn mit einem Gürtel, an den man zugleich Tasche und Dolchmesser hängte, zusammenzufassen. Wollte man ihn ungegürtet tragen, so machte man ihn dadurch um den Leib passend, dass man ihn im Kreuz in einige Falten legte und diese festheftete.

Alle diese Wämser und Röcke verfertigte man nicht nur aus Tuch, sondern auch aus Leder; selbst vornehme Personen zogen zum Schuz derartige Lederhüllen über ihre gewöhnlichen Kleider an. Kein Gewandstück aber wurde so häufig aus Leder hergestellt, wie das kurze Wams; zumal die Landsknechte bedienten sich des Lederwamses als Harnisch oder als Koller; wir werden weiter unten darüber berichten.

Der charakteristische Ueberrock im Zeitalter der Reformation war die Schaube. Die Schaube entstand aus dem Tappert, dessen Brustschliz allmählich in einen durchgehenden Schliz verwandelt wurde, so dass das Kleid nun vom Rücken her angezogen werden konnte. Anfangs ein weiter langer Ueberrock, der wie ein heutiger Schlafrock aussah und auf dem Boden schleifte, kam die Schaube bis gegen die Knöchel verkürzt in das 16. Jahrhundert hinüber (Taf. 17. 1). Ihre Aermel waren ziemlich weit und hatten nicht selten oben einen Schliz, durch den man den Arm steckte (118. 5); namentlich in ehrsamen Bürgerhäusern trug man die Schaube auch ohne Aermel und nur mit Armlöchern versehen. Vorn war die Schaube an den Rändern umgeschlagen; der Umschlag war entweder gleichbreit oder lief unten spizig aus und verbreiterte sich nach obenhin zu einem Kragen, der die Schultern deckte und den Nacken umgab. Vereinzelt unter dem Adel und den reichsten Leuten kam die Schaube durchweg mit Pelz ausgeschlagen vor und ebenso im Umschlage von Pelz, dabei von gewässertem Stoffe und schwarz oder doch von dunkler Farbe.

Bald nach dem Eintritt in das 16. Jahrhundert begann man die

Schaube noch mehr zu kürzen und je nachdem die Unterkleider, besonders deren mächtige Aermel es verlangten, auch zu erweitern; um das Jahr 1520 war sie ein höchst stattlicher Ueberrock, der faltig und stoffreich den Körper bis zu den Knieen herab bedeckte, weite anziehbare oder hängende Aermel und einen breiten Kragen hatte. Das Stück des Kragens, das den Nacken bedeckte, war häufig viereckig geschnitten; um ihm einen freien Fall zu sichern, sonderte man es zumteil von dem übrigen Umschlage durch eine Einbucht ab (118. 8. 10), ähnlich wie solche heute noch an unseren Röcken angewendet wird.

Im Zuschnitte glich die Schaube, ob lang oder kurz, einem mit Aermeln versehenen Mantel. Die Grundgestalt ihres Körpers war kreisrund mit einem Ausschnitte. Das Rückenblatt bildete einen Halbkreis (119. 8), der in der Mitte seiner geraden Kante eine starke Einbucht für den Nacken, rechts und links derselben aber eine flachere für die Aermel hatte. Jedes der beiden Vorderblätter (119. 7) mass etwa das Viertel eines Halbkreises. Das Armloch war an den Vorderblättern etwas tiefer ausgehöhlt, als an dem Rückenblatte. Die Breite der Brustblätter hing von der Weite ab, die man dem Gewande und dem vorn herablaufenden Umschlage, hauptsächlich aber den Aermeln geben wollte.

In den zwanziger Jahren fing man an, den Umschlag beträchtlich zu erweitern, den Kragen aber noch breiter, als den Umschlag zu machen, so dass er nicht selten die halben Oberarme und den Rücken bis nahe zum Kreuze hinab bedeckte (120. 6); doch unterwarf man ihn in Breite wie in Form einem vielfachen Wechsel. Für den Sommer pflegte man Umschlag und Kragen mit farbigem Stoffe zu überziehen, den Kragen wol auch mehrfach zu schlizen (120. 5). In den Kreisen der Edelleute wie der Bürger und Handwerksmeister endigte die Schaube in der Höhe der Kniee; aber bei den Leuten von der langen Robe, den Beamten und Gelehrten, stieg sie unverändert bis an oder über die Knöchel herab (118. 8). (Siehe weiteres darüber unter ständischen und amtlichen Trachten.)

Gross war die Abwechslung in der Form der Aermel. Im allgemeinen sah es die Mode darauf ab, die Aermel noch weit und lang zu machen und sie in höherem Masse zu schlizen und zu bauschen, als seither; namentlich ging dieser Brauch auf die höheren Kreise und das Stuzertum über. Waren die Aermel überlang, dabei nicht selten unten zugebunden, so brachte man eine Oeffnung darin an, die gross genug war, um die Arme mit den weiten Unterärmeln hindurchstecken zu können. Kürzere Aermel, die etwa so lang, wie die Schaube selbst waren, öffnete man nicht selten völlig, befestigte sie aber, wenn nötig, mit Knöpfen auf dem Arme oder öffnete sie von Stelle zu Stelle mit übereinander sizenden Schlizen. Man trennte auch den unteren engeren Teil des Aermels von dem oberen, der oft in Streifen zerlegt oder mächtig aufgebauscht war, dergestalt, dass er gleichsam als eigener Aermel frei herabfiel (118. 8). Die Aermel schnitt man oben durchaus gerade zu und sezte sie gewöhnlich so ein, dass sie auf der Schulter keine Falten machten;

es mussten deshalb bei der Weite der Aermel die Einsazlöcher entsprechend ausgedehnt werden. Vielfach erhielt das Armloch im Rückenblatte einen eckigen Schnitt (119. 11. 12), während es im Brustblatte den geschweiften behielt; beide Halbausschnitte zeigten jedoch die gleiche

Fig. 120.

1—9. Männliche Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (1. Wams und Hosen grau, Aermel schwarz mit roten Streifen überbunden und in den Schlizen weiss unterlegt, Schaube schwarz mit roten Borten und schwarzem Pelz, Calotte golden, Schuhe schwarz.)

Länge. Um den eckigen Ausschnitt zu füllen, gab man dem Aermel oben auf seiner geraden Kante einen dreieckigen Fortsaz. Nebenbei verfiel man darauf, solche eckig zugeschnittenen Aermel in die üblichen geschweiften Armlöcher einzusezen; man nähte sie dann nur vorn und oben fest; den dreieckigen Fortsaz aber liess man hinten frei herabhängen (120. 5).

Die bürgerliche Schaube war gewöhnlich von brauner oder schwarzer Farbe und mit grauem oder braunem Pelze ausgeschlagen und verbrämt. Man legte sie ohne Gürtel an; nur in besonderen Fällen umschloss man sie mit der Schwertkoppel. Handwerker, so lange sie nicht Meister waren, und Bauern hatten kein Recht auf die Schaube; wenigstens suchte man sie ihnen zu verwehren; die Landsknechte aber mochten sie überhaupt nicht.

Leute im Jünglingsalter zogen der Schaube die kurzen mantelförmigen Umhänge vor, wie solche schon die Neige des abgelaufenen Jahrhunderts ausgeboren hatte, jene Mäntelchen in Form eines Kreisausschnittes, die häufig mit Armschlizen versehen (Taf. 17. 7). Manche dieser Mäntel waren so kurz und eng, dass sie wie Lappen auf einer Schulter hingen und durch eine Doppelschnur festgehalten werden mussten, die man auf der andern Schulter verknotete. Ein andermal gab man dem Mantel einen grösseren Umfang und stattete ihn mit einem Ueberfallkragen aus. Dieser Kragen konnte nun etwa halb so lange sein, wie der Mantel selbst (118. 1), oder diesem fast an Länge gleichkommen; meist aber war er ein wenig schmäler, als der Mantel.

Wir haben oben (S. 360 ff.) von dem Einflusse gesprochen, den die italienische Mode auf das Kostüm der jungen Patrizier in den süddeutschen Reichsstädten ausübte, und dabei der beiden Modehelden aus der Familie Schwarz gedacht. Auf einem Kostümblatte nun begegnet uns der jüngere Schwarz in einem Ueberwurfe, der nach italienischem Zuschnitte aus einer doppelten Stofflage besteht (Taf. 17. 10). Die untere Lage ist ein in Halbkreisform zugeschnittener Mantel mit Schlizen, durch welche die Arme gesteckt sind. Darüber liegt, die Armschlize verdeckend, der eigentliche Kragen; dieser ist etwa in Herzform zugeschnitten, mit einem Ausschnitte längs seiner Mittellinie, der von der Spize des Herzens ausgeht und etwa zwei Drittel der ganzen Mittellinie durchmisst. Der Ausschnitt scheidet hier den Umhang in zwei getrennte Spizen, die bei der Anlage nach vorn fallen, während das übrige Stück über den Rücken zu liegen kommt. Um den Hals her richtet sich der Umhang wie ein Stehkragen empor, was vermutlich durch eingeschnittene Löcher in Doppelzwickelform erreicht wurde, deren Ränder man zusammennähte. Der ganze Mantel ist von hellem dicken Stoffe und reich mit farbigem Bandbesaze geschmückt.

Das 15. Jahrhundert hatte dem 16. eine bunte Menge von Hüten und Hauben hinterlassen. Mit der neuen Zeit aber verschwanden diese Kopfhüllen samt und sonders oder fristeten verkümmert an Form und Stoff ihr Dasein nur in den untersten Schichten der Bevölkerung.

Auch der Filzhut stieg zu den Bauern herab, kehrte aber nach Verfluss von einem Jahrhundert zu den Soldaten zurück und von diesen wieder auf die höchsten Häupter der menschlichen Gesellschaft.

Die Kopfbedeckung, die alle übrigen aus dem Felde schlug, war das Barett. Anfänglich eine schirm- oder krempenlose Müze, scheint das Barett aus einer eingeschrumpften und zusammengezogenen Hutform entstanden zu sein, um sodann eine eigene urtümliche Form anzunehmen. In den zwanziger Jahren wurde das Barett fast allein herrschend; man traf es auf den Köpfen beider Geschlechter, denn seine Weichheit und Nachgiebigkeit machte es jeder Laune und jedem Kopfe gerecht. Bescheiden, schlicht und einfach sass es auf dem Kopfe des ehrsamen Bürgers, schief, leicht, luftig und herausfordernd auf dem Kopfe des Landsknechtes (118. 7). Nur den Bauern und sonst den niederen Handwerkern, denen die Schaube verwehrt war, blieb auch das Barett untersagt und hier der Hut das ganze Jahrhundert hindurch vorherrschend.

Anfangs war die Form des Barettes noch schwankend; doch gewann das Barett mit niedrigem Kopfe und breitem Rande allgemach den Vorrang, und um 1518 wurde dieses Barett fast ausschliesslich getragen. Kopf und Schirm des Barettes wurden nur selten im Ganzen zugeschnitten. Der Kopf erhielt eine nahezu oder völlig kreisrunde Form, der Schirm aber eine kreisrunde oder geradlinig gebrochene. Nähte man nun den geradlinig geschnittenen Schirm an den Müzenkopf, so nahm er eine mehr oder minder schräge Stellung an, während die ringförmige Krempe sich wagrecht stellte. Das kreisrunde Stück für den Kopf zog man, um es passend zu machen, an seinem Rande entweder in Falten zusammen oder verengte es durch kleine Ausschnitte. Den Schirm in beiden Formen stellte man aus doppeltgelegtem Stoffe her und verstärkte ihn nach Bedarf mit einer steifen Einlage. Vielfach sezte man den Schirm aus zwei Halbschirmen oder aus mehreren Stücken zusammen (121. 1. 5), und zwar so, dass die einzelnen Stücke mit ihren inneren Ecken übereinanderfallend sich deckten. Man liess diese Lappenschirme frei hervorstehen oder schloss sie durch ein farbiges Band aneinander, das man durch quere Einschnitte in den Lappen zog, so dass es sich auf jeder Lasche zu einer Puffe gestaltete (121. 7). In anderer Weise schlug man die Lappen aufrecht in die Höhe und schloss je zwei mit einer farbigen Nestel zusammen. Häufig machte man den Schirm fast doppelt so breit, als sonst, versah ihn mit einer beliebigen Zahl von radial gestellten Einschnitten und schlug ihn dann nach aussenhin um, so dass die Schlize sich aufblähten und der Schirm sich mit einem Kranze von Bügeln um den Müzenkopf legte (121. 6). Auf der Innenseite pflegte man die Bügel mit andersfarbigem Stoffe zu füttern. Liess man den Schirm unzerschlizt, so überspannte man ihn beliebig seiner Breite nach von Stelle zu Stelle mit einem Zeugstreifen von abstechender Farbe (118. 7). Barette mit zerschliztem Schirme wurden vorzugsweise in bürgerlichen Kreisen getragen, während unter Edelleuten Barette mit unzerschliztem,

breitem ausgesteiften Rande vorherrschten. Junge Leute und namentlich Landsknechte pflegten ihr Barett mit einer Schnur festzuhalten. Die Schnur wurde doppelt genommen, durch den Schirm gesteckt und dicht neben dem Barettkopfe verknotet oder über ihn hinweggezogen, aber niemals an dem Barette festgenäht. Diese Schnur machte es möglich, das Barett ganz nach Belieben über den Rücken herabhängen zu lassen (118. 9) oder so schief auf das Ohr zu sezen, dass es den Kopf, von der Seite gesehen, rund wie ein Nimbus umgab (121. 3).

Die Ausstattung der Barette war nach den Ständen verschieden; Bürger trugen Barette von schwarzem oder doch dunkelfarbigem Stoffe

Fig. 121.

1—10. Barette. 11. Sackmüze. 12. 14. Bauernmüzen. 13. Künstlerhut. 15. 16. Kapuze samt Kragenzwickel. (Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts.)

und mit buntem Schnurwerke besezt, höchstgestellte Leute von rotem oder karminfarbigem Sammet und geschmückt mit Kettchen oder Schnüren von Edelmetall, sowie mit Porträtmedaillons (121. 4). Ein sehr beliebter Schmuck bestand in einem leichten Flaume am Schirmrande her, auch in einer Adler- oder Hahnenfeder, vor allem aber in Straussfedern. Um 1520 bildeten die Straussfedern einen wahren Wald, der hoch über das Barett emporragte und tief über den Nacken herabwehte. Die Straussfedern waren allenthalben so üblich geworden, dass eine Reichsordnung vom Jahre 1530 sie den Handwerksgesellen und Bauern verbot. Es lässt sich daran erkennen, wie gewaltig der

Weltverkehr gewachsen war, denn noch im 14. Jahrhundert musste man die Straussfedern mit schwerem Golde bezahlen und konnte sie selbst dafür nicht immer haben. Indes verminderte sich um 1540 der Federnwald zu einem kleinen Stuz. Der Bauer steckte eine Hahnenfeder an seinen Hut.

Daneben gab es noch ein Barett, das anders geformt war und anfangs ausschliesslich nur vom Adel getragen wurde, weshalb es »Ritter oder Herrenhut« genannt wurde, jedoch in kurzer Zeit auch auf die bürgerlichen Köpfe herabstieg; es war ein äusserst flaches Ding mit sehr breitem Rande. Dies Barett wurde auf folgende Weise hergestellt. Man nahm zwei gleichgrosse kreisrunde Stücke von Filz oder von Sammet mit Seidenbezug, nähte sie mit ihren Rändern zusammen und zwar über einem eingelegten elastischen Stabe, der die beiden Stücke in Spannung hielt. Dann schnitt man in die Mitte das Kopfloch ein und sezte einen tellerförmigen, flachen und dünn auswattierten Kopf in die Oeffnung. Den Kopf besteckte man mit einer langen Straussfeder (121. 9) oder mit einem Kranze von solchen, so dass sie sich flach über den Schirm legten und seinen Rand ringsum überwallten (121. 8). Wegen seiner Flachheit konnte dieses Barett nicht leicht einen festen Siz auf dem Kopfe finden; man musste es darum tief über den Kopf ziehen, half sich aber meist dadurch, dass man in dem hinteren Teile seines Kopfloches ein handbreites gesteiftes Zeugstück festnähte, das den Hinterkopf passend umschloss, oder dass man das Barett an eine besondere Unterkappe befestigte, eine Art von Haube, die man sonst als Hauskäppchen trug. Dies war die »Calotte«.

Es war nicht das erstemal, dass die Calotte erschien; wir haben sie bereits im 13. Jahrhundert auf den Köpfen der ritterlichen Herren bemerkt (53. 10). Dann ging sie in die Frauentracht über, um zulezt, als das Barett aufkam, die Köpfe beider Geschlechter zu bedecken; ja sie stieg jezt selbst auf den Schädel der Landsknechte und Bauern herab; der Bauer, dem das Barett verboten war, stülpte seinen Filzhut über die Calotte. Man fertigte die Calotte aus Tuch oder Leder, meist schlicht oder glatt, höchstens mit ein paar Schlizen, die man bunt unterlegte, und hielt sie, doch nicht durchweg, mit Schnüren unter dem Kinne fest.

Statt mit dem einfachen Käppchen bedeckte man sein Haar mit einer weiten sackförmigen Haube, die gleichfalls mit Calotte bezeichnet wurde und vielfach aus kostbaren Stoffen und selbst aus einem Nezwerke von seidenen, silbernen oder goldenen Schnüren bestand (136. 1). Während man das Käppchen schlicht zu lassen pflegte, suchten sich Adel und Bürgertum in der Ausstattung der Haarhaube zu überbieten; selbst Edelsteine und Perlen wurden nicht gespart, so dass die Behörden zuweilen Anlass nahmen, diesem Luxus entgegenzutreten. Die Reichsordnung von 1530 gestattete lediglich solchen Bürgern, »so vom Rath, Geschlechtern oder sonst fürnehmen Herkommens sind und ihren Zins und Renten geleben« seidene Haarhauben, dem Adel aber silberne oder goldene, nur durfte »das Gebänd und Geschmück« darauf nicht über 40 Gulden wert sein.

Wer viel im Freien verkehren musste, auf der Jagd, im Feld oder auf der Reise, schüzte seinen Kopf mit der Kapuze oder einer zweckmässig geformten Müze, die er entweder unmittelbar auf das Haar sezte oder auf die Kapuze. Die Müze war im Kopf etwa 12 cm hoch, nach untenhin ein wenig eingezogen, und bestand im Rande gewöhnlich aus zwei ziemlich gerade zugeschnittenen Stücken, von welchen man das hintere am Müzenkopf emporstellte, das vordere aber etwas schräg nach abwärts über das Gesicht schlug (121.14). Manchmal war auch der Müzenkopf hinten so geschnitten, dass er ohne angesezten Rand den Hinterkopf bedeckte (121.12). Solche Müzen wurden vom Edelmanne bis zum Bauer herab im täglichen Verkehre getragen, nach Bedarf von dickem Zeug oder weichem Filz, von kurzhaarigem Pelz oder dunklem Sammet.

Im Notfalle, wenn Wind und Wetter am übelsten hausten, that indes immer noch die alte getreue Kapuze die besten Dienste. Man stellte sie ihrem Zwecke gemäss aus derbem Tuch oder weichem Leder her, machte sie aber nicht mehr spiz, wie früher, sondern rund und auf den Kopf passend (121.16), nach unten verschieden lang, so dass sie bald nur die Achseln bedeckte, bald auch die obere Brust. Die beiden Teile, aus denen man die Kapuze zusammensezte, gestaltete man gleich und erweiterte sie im unteren Teile, der den Körper deckte, durch Zwickel (121.15), die man in die Seitennähte einschob. Am Halse liess man eine der Seitennähte bis in die untere Wange hinauf offen und machte sie mit Knöpfen verschliessbar; den unteren Rand besezte man häufig mit bunten Fransen. So trugen Herr und Knecht die Kapuze und sezten den Hut oder die Müze darüber (121.14), ja selbst den Helm; in diesem Falle aber war die Kapuze auswattiert.

Ueber sonstige Kopfbedeckungen des Adels, der gelehrten Leute wie der Bauern findet sich das Nähere im Abschnitt über die ständischen Trachten (S. 561 ff.).

Auch in Haar- und Barttracht fand ein grosser Wandel statt. Auf der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts trug man das Haar wohlgepflegt, gelockt und lang auf die entblössten Schultern fallend, das Gesicht bartlos. Der Charakter des männlichen Kopfes war weibisch. Um 1520 kämmte man das Haar von allen Seiten schlicht herab, kürzte es über der Stirne mit einem geraden Schnitte von Schläfe zu Schläfe, und mit einem zweiten geraden Schnitte um den Nacken her von Ohr zu Ohr; da war kein Scheitel und keine Locke mehr (121.13). Solche Frisur nannte man »Kolbe«; sie war die allgemeine Tracht des Mannes. Die vornehme Jugend aber fuhr fort, das Haar zierlich zu kräuseln; der Landsknecht dagegen schor sein Haar rund um den Kopf völlig kurz; diese Schur ging dann gegen Ende der dreissiger Jahre auch auf die vornehmsten Häupter über[1].

---

[1] Ein Zufall verschaffte dem kurz verschnittenen Haar auch in Frankreich raschen Eingang. Durch die Schuld eines Höflings war nämlich König Franz I. mit einem Feuerbrand am Kopfe verlezt worden. Um die Wunde besorgen zu können, war es nötig, das Haar abzuschneiden. Allsofort liessen sich auch die Höflinge ihre Mähne stuzen und in kurzer Zeit trug alle Welt den Kopf durchaus geschoren, ohne dass von obenher ein Zwang geübt worden wäre. Das war etwa sechzig Jahre früher dem guten Herzog

Nicht so leicht wurde es dem Barte, sein Recht zurück zu gewinnen. Der Bart pflegt allemal aufzutauchen, wann das Haar kurz getragen wird, aber zu verschwinden, sobald langes wallendes Haar in Mode kommt. So blieb der Bart auch diesmal nicht aus, ja er wagte sich schon hervor, als das lange Haar noch nicht durchweg verschwunden war; so wurden eine zeitlang Bart und langes Haar zugleich getragen. Aber der Bart wurde mit Spott und Hohn begrüsst; er gab wie jede ungewöhnliche Neuerung eine Zielscheibe für die Sittenprediger ab, die ihn für »weibisch« oder für narrenhaft erklärten. So ganz unrecht hatten sie freilich nicht, denn man wusste für diesen Gesichtsschmuck anfangs nicht das rechte Mass zu finden und richtete ihn mitunter in gar wunderlicher Weise her; der gute Geschmack konnte dem schlagfertigen Prediger von Kaisersberg nur zustimmen, wenn er sagte: »Es sein darnach andere Narren, die tragen halbe Bärt als stette, sein uff einer Seiten geschoren, etliche tragen Knebelbärt, etliche hond ein klein Stücklein an den Backen ston, es will jeglicher etwas besunders tragen und ist alles Narrenwerk.« So sah man um 1500 den Bart lang und ganz kurz, als Knebelbart, Schnurrbart und Vollbart, zuweilen als »halben Bart«, der dadurch hergestellt wurde, dass man den Vollbart auf einer Seite dicht unter dem Kinne geradlinig bis zur Mitte wegschnitt, an der andern Seite aber so lang als möglich stehen liess. Auch kam es vor, dass man den längeren Teil zu einem Zopfe verflocht.

Der Kampf um den Bart sezte sich bis um 1520 fort; um diese Zeit ging daraus eine einzige Bartform siegreich hervor; dies war der Vollbart. Man trug den Bart jezt entweder in seiner natürlichen Fülle oder dicht unter dem Kinne mit einem geraden, nach Belieben auch etwas einwärts geschweiften Schnitte verkürzt, so dass die Physiognomie eine feste Basis erhielt (121. 1). Beide Muster behaupteten sich nebeneinander, der lange Bart hauptsächlich unter den Bürgern und Gelehrten, der gestuzte unter den Edelleuten. Namentlich der geradlinig gestuzte Bart passte vortrefflich zur Kolbe, und beide gaben dem Kopfe ein ungemein mannhaftes Aussehen. Diese Frisur war zwar vorherrschend, aber nicht alleingültig; es gab Leute genug, die sich völlig rasierten, dann solche, die nur den Kinnbart, und solche, die nur den Schnurrbart oder Backenbart (136. 1) stehen liessen; doch blieben die lezten vorläufig noch in der Minderheit[1].

Philipp von Burgund minder geglückt. Als dieser sich durch eine Krankheit um seinen schönen Haarwuchs gebracht sah, fürchtete er, man möchte sich über ihn lustig machen, und forderte durch ein Edikt alle Edelleute seines Staates auf, sich nach seinem Beispiele gleichfalls entmähnen zu lassen. Doch nur ein kleiner Teil derselben brachte diesem Befehle das Opfer seines Haares. Das wurmte den Herzog; er witterte in dem Ungehorsam eine kommende Revolution und liess die Widerspenstigen verhaften und gewaltsam scheren. Einer der Beamten, der sich bei dieser Kopfschur am rücksichtslosesten hervorthat, war jener schreckliche Peter von Hagenbach, dem später von den Schweizern der Kopf ebenfalls rasiert wurde, aber weiter unten am Hals.

[1] Dass das Mittelalter den Bart nicht begünstigte, lässt sich vielleicht aus dem grobsinnlichen Zuge erklären, der neben dem mystischen damals die Gemüter beherrschte. Der Bart ist ein Zeichen der Männlichkeit; als solches wurde er wol geschäzt, was wir daran erkennen, dass er nicht selten der Mode zuwider von den höchsten Häuptern getragen wurde. Aber er ist auch ein Zeichen des Geschlechtes und als Geschlechtsabzeichen betrachtet, das wie eine halbe Maske das Gesicht umrahmt, unanständig; man glaubte also, dem öffentlichen Anstande zu dienen, wenn man ihn verbot. Vielleicht ist der angegebene Grund auch die schweigende Ursache, warum den Weibern der Bart zu gefallen pflegt.

Mit spizen Schuhen hatte man sich dem 16. Jahrhundert genähert, aber mit stumpfen war man in dasselbe eingetreten. Die Abrundung war gleichfalls sehr ungleich vor sich gegangen; die Schuhe mit stumpfen Spizen, die »Entenschnäbel«, die etwa um 1480 den langen Schnäbeln gefolgt waren, fanden bis in die zwanziger Jahre hinein ihre Liebhaber (Taf. 17. 3). Der Schuh der Mode aber war der breite Schuh; dieser dehnte sich allmählich vor den Zehen mehr als handbreit aus; je nachdem er vorn gerade abgeschnitten (127. 2. Taf. 17. 4) oder mit einfacher oder doppelter Schweifung leicht eingebogen war (Taf. 17. 7. 11), nannte man ihn »Bärenklaue« oder »Kuhmaul«. Je mehr indes der Schuh an der Vorderkappe zunahm, desto mehr nahm er an Höhe ab; vorn bedeckte er nur die Zehen, ebenso den übrigen Fuss mit ganz niedrigen Seiten- und Fersenstücken, die sich auf das engste anschlossen (127. 5. 6); ja es kam vor, dass die Kappen nur Zehen und Ferse deckten, während in der Mitte der Fuss auf blosser Sohle stand. Dieser Schuh, breit, offen und bequem, passte ganz zu der übrigen Tracht, aber zum Marschieren war er wenig geeignet, weil er leicht vom Fusse herabglitt. Um ihm einen besseren Halt zu geben, versah man ihn rechts und links mit Band und Schnalle (127. 3) oder mit Bändern, die man quer über dem Spanne miteinander verknotete. Vorn wurde der Schuh, um ihn in seiner gespannten Breite festzuhalten, ausgepolstert. Die Polsterung schob man zwischen das Oberzeug und das auf den Fuss passend geschnittene Futter ein. So knapp der Schuh sonst war, bot er doch namentlich an der Vorderkappe noch Raum für farbig unterbauschte Schlize, so dass die männliche Tracht von Kopf bis zu Fuss, vom Barette bis zum Schuh mit der Zierde der Schlize bedeckt war. Nach Belieben trug man jeden Schuh von anderer Farbe. Man verwendete sowol derbes wie feines Leder, zumal weiches Korduanleder dazu, doch auch Wollstoff, Sammet und Seide. Im gewöhnlichen Verkehre verzichtete man nicht selten auf die Schuhe und ersezte sie durch Sohlen, die mit einem Randbesaz in Form von Schuhen an die Beinkleider festgenäht waren.

Der Stiefel erhielt im allgemeinen nicht die übermässig breite Vorderkappe des Schuhes, sondern wurde mehr spiz und nach der Form des Fusses zugeschnitten (Taf. 19. 7. 10), oft auch im Schaft aussen am Bein herauf bis über die Wade verschnürt, verknöpft (138. 4) oder verschnallt. Der Schaft war stets von weichem Leder und von verschiedener Höhe, so dass er bis in die Mitte der Oberschenkel oder bis gegen die Hüften hinaufreichte. Man schnürte ihn alsdann am Gürtel oder an den Beinkleidern fest, liess ihn aber auch unbefestigt um das Bein herabhängen. Das Leder behielt seine Naturfarbe und wurde selten geschwärzt; der einzige Schmuck des Stiefels bestand in Schlizen, die bald weiter, bald dichter im oberen Teile des Schaftes angebracht waren. Bei Fuhrleuten, Bauern, Jägern oder Boten gehörten dergleichen Stiefel zur gewöhnlichen Tracht; reiche Leute aber bedienten sich ihrer nur beim Reiten, auf der Jagd, auf der Reise und im Kriege. (Näheres unter »ständischen Trachten« S. 566.)

Die Handschuhe, wie man sie unter tagewerkenden Leuten gelegentlich trug, waren für den Sommer von Leder oder derbem Tuch, im Winter häufig von Pelz und dann als Fausthandschuhe mit besonderem Daumen oder mit zwei Futteralen für je zwei Finger und einem Futterale für den Daumen zugeschnitten.

Die Luxushandschuhe aber beliebte man von feinem Leder, gefingert und nur wenig über das Handgelenk hinausgehend, dabei zierlich gesteppt und bestickt, auf der Oberseite der Mittelhand wie der Fingerknöchel mit kleinen farbig unterlegten Längsschnitten verziert und am Rande mit kleinen zierlichen Knöpfchen zum Verschliessen besezt. Die Reit- und Jagdhandschuhe waren im ganzen ebenso beschaffen, nur von stärkerem Leder und nicht selten so lang, dass sie bis in den halben Unterarm hinaufreichten.

Im weiblichen Kostüm trat die Sonderung von der französischen Mode noch augenfälliger hervor, als im männlichen; das lezte wirkte auf die fremden Moden zurück und milderte so die Unterschiede; das war aber bei der weiblichen Tracht weniger der Fall. Der Grund lag sicherlich in der sozialen Stellung der Frau, die in Deutschland eine andere war, als auswärts, namentlich in Frankreich und Italien. Die Mönchstheologie des Mittelalters sah in dem Weibe das berufenste Werkzeug des Teufels; in den südlichen Ländern waren die Frauen seither zu einem zurückgezogenen Leben, ja in einzelnen Städten, wie in dem halbmorgenländischen Venedig, zu einem wahren Haremsleben gezwungen. Auf der Strasse durften sie sich vielfach nur in vermummter Gestalt zeigen, das Gesicht und die ganze Figur mit einem Schleier verhüllt. Auch sonst waren sie ohne Einfluss; selbst eine Dogaresse durfte es nicht wagen, ihrem Gatten eine Bitte vorzubringen. Das änderte sich, als der frischfröhliche Geist der Renaissance durch die Lande ging; er machte die Frau dem Manne ebenbürtig; ja nicht lang, und manche Frau gewann selbst politische Bedeutung und den Glanz eines grossen Namens. So bei unsern südlichen und westlichen Nachbarn; hier war der Geist der Wiedergeburt weltlich, in Deutschland aber kirchlich. Die deutschen Reformatoren waren von etwas hausbackener Art; die Frau wurde als Hausfrau von jeher geschäzt und dabei beliessen es auch die Reformatoren; bei ihnen galt nach wie vor der alte Spruch: »Mulier taceat in ecclesia.« Die Frau trat als solche nicht hervor, aber sie nahm doch Anteil an dem freien Geiste der Zeit, insofern es sich um das Kostüm handelte; und wie dieser Geist ein männlicher war, so kam auch ein männlicher Zug in das weibliche Kostüm; einzelne Teile davon wurden dem männlichen, so weit es nur anging, nachgebildet; das männliche Barett sezte sich fast ohne Veränderung auf den weiblichen Frisuren fest. So kam es, dass das weibliche Kostüm in Deutschland einen andern Charakter annahm, als in Frankreich und Italien; während in Frankreich das männliche Kostüm von Deutschland aus beeinflusst wurde, unterlag das weibliche der italienischen und spanischen Mode.

Freilich schloss auch jezt das Kostüm der nachbarlichen Länder nicht mit den politischen Grenzen ab; es spannen sich Fäden davon herüber und hinüber, so dass

stellenweise die Grenzen darunter verschwanden. Einmal aus diesem Grunde, und dann auch, um die Unterschiede deutlicher zu machen, wollen wir das französische Frauenkostüm nicht aus den Augen verlieren und einer kurzen Beschreibung davon hier Raum verstatten; wir müssen aber in die achtziger Jahre der abgelaufenen Epoche zurückgreifen.

Die Frauen wollten eine enge Taille haben; aus diesem Gesichtspunkte begann die neue Mode ihren Lauf. Zwar die Cotte, das Unterkleid, liess keine übertriebene Taille bemerken; sie hatte enge Aermel mit einer deutlichen Erweiterung über der Hand und öffnete sich mit einem starken Ausschnitte bis auf den Unterleib herab; dieser wurde mit Nesteln so über dem Hemde verschnürt, dass das Hemd sichtbar blieb (90. 14). Das Oberkleid, die Robe, aber war von entscheidender Wirkung. Die Robe hatte ein flaches anliegendes Leibchen mit ziemlich grossem viereckigen Halsausschnitte, der unten den oberen Saum eines eingesteckten Lazes und seitwärts einen Streifen des Unterkleides blicken liess (91. 6). Ihre Aermel öffneten sich trichterförmig mit ausserordentlicher Weite und waren vorn mit einem breiten Aufschlage von Pelz besezt. Die Robe schleppte auf dem Boden nach und musste aufgenommen werden. Den Kopf deckte ein Häubchen von weisser Seide mit goldgesticktem Umlauf um das Gesicht her und darüber eine Kapuzenhaube, schwarz oder scharlachrot, die sich flach auf den Oberkopf legte, an den Wangen bis unter das Kinn herabstieg und mit einem faltigen Sack über den Nacken fiel.

Um 1500 wurde die Taille länger und enger. Man legte über das Hemd ein Leibchen ohne Aermel, die »basquine«, das sich in Form eines Trichters nach der Taille herab verengte. Diesem Leibchen folgte obenher die Robe; sie bildete eine Kleidung von strenger Eleganz, an welcher die gesezteren Frauen auch dann noch längere Zeit festhielten, als die Mode den unteren Teil der Kleidung anschwellte und auseinandertrieb. Doch wurde die Robe allgemach verkürzt, so dass sie nur gerade noch den Boden berührte und nicht mehr aufgenommen zu werden brauchte. Man öffnete sie häufig vorn von der Taille an bis untenhin. Die vornehmste Festrobe war aus Goldstoff mit grossem Laub- und Rankenwerke, das sich von karminrotem Grunde abhob, der Aufschlag an den Aermeln von Hermelin.

Der Schliz vorn herab bildete den Anfang einer grossen Veränderung; das Unterkleid wurde sichtbar und man ging darauf aus, immer mehr davon sehen zu lassen. Um den Schliz der Robe zu verbreitern, musste man die Flügel auseinandertreiben; zu diesem Zwecke liess man das Unterkleid anschwellen, so dass es nach untenhin dieselbe Wirkung machte, wie das Leibchen nach obenhin, aber in umgekehrter Richtung, so dass es dem Anzuge vom Gürtel an die Form eines umgewendeten Trichters gab, während das Leibchen einem aufgerichteten glich. Diesem Rock gab man den Namen »Vertugale« oder »Vertugade«, d. i. Tugendwächter; er wurde vielfach aus Taffet hergestellt, weiss, rot, lohfarbig und grau; die Nadelarbeit, die ihren Schmuck bildete, bestand in wagrechten Bändern oder in senkrechten Streifen mit kunstvoller Verschlingung. Die Robe lag mit ihren beiden Flügeldecken faltenlos über der Vertugade; die vornehme Welt trug sie nun vorwiegend aus Silbertaffet mit Stickereien von feinem Golde, oder von Damast, Atlas und Sammet, orangefarbig, lohfarbig, grau, aschgrau, blau, hellgelb, karminrot und weiss.

Unter der Robe waren die Arme mit den weissen Hemdärmeln bedeckt, die am Handgelenke mit gefältelten Manschetten gebunden und der Länge nach mit zwei Streifen aus farbigem Stoffe benäht waren. Dann kamen Aermel auf, welche die Hemdärmel einschlossen; diese waren über den Arm herab etagenweise mit grossen Puffen aufgebläht, an den Puffen geschlizt und mit farbigem Unterfutter belegt. Zu solchen Aermeln fügte man einen Besaz von Hermelin, welcher den Besaz der nicht mehr üblichen weiten Trichterärmel auf sehr graziöse Weise nachahmte. Der Halsausschnitt war gross, viereckig und mit zierlichen Kanten gerändert, der Hals nackt oder durch ein feingefälteltes Kragentuch bedeckt, das sich mit einer hohen Krause nach Kinn und Wangen hinaufdrängte.

Das Haar beliebte man glatt gescheitelt oder um Stirn und Wangen locker gekraust. Im Winter bedeckte man den Kopf à la française, im Frühjahr à l'espagnole und im Sommer à la tusque. Der französische Kopfpuz bestand in dem weissen Unterhäubchen mit der Gugelhaube, die wir schon beschrieben haben. Nach spanischer Weise hing das Haar, mit Bändern umwunden, hinten tief, oft bis zu den

Fersen hinab und war oben mit einer Haube aus krausem goldenen Nezwerke und sonstigem Flitter bedeckt. Auf der Haube sass ein kleines Müzchen mit schmalem Rande oder ein höherer gesteifter Hut von karminrotem Sammet, seitwärts mit einer weissen Feder besteckt. Der Kopfpuz à la tusque war von den Florentinerinnen herübergewandert; er bestand in einem artigen kleinen Häubchen von Schleierstoff, das über der Stirn mit einem Goldpasse, an beiden Schläfen mit Goldbroschen von breiter Fläche befestigt und hinter dem Nacken wie ein runder Heiligenschein ausgebreitet war.

Dies mit wenigen Strichen ein Bild von der französischen Frauentracht im Zeitalter der Reformation; der Unterschied zwischen ihr und der deutschen fällt leicht in die Augen.

Um 1500 liess das deutsche Frauenkleid zwei Hauptformen erkennen. Einmal hatte es eine sehr kurze Taille, die dicht unter dem Busen gegürtet wurde (93. 3); es fiel mit natürlichem Faltenflusse herab, indem es ringsum gleichmässig den Boden berührte oder auch die Füsse blicken liess. Die Aermel waren von passender Enge, lang bis zum Handgelenke oder kurz bis in den halben Unterarm, am Ellbogen aufgeschnitten und gebauscht, auch sonst namentlich am Oberarme geschlizt und gepufft.

Das Kleid zweiter Form hatte eine gestrecktere Taille, die scharf geschnürt wurde, aber doch ohne Einschnitt den Körperformen folgte (93. 2). Es stieg mit schweren tiefen Falten auf den Boden herab, den es ringsum bedeckte, so dass man es durch Aufheben am Schleppen verhinderte. Die Aermel waren gleichfalls eng und ebenso mit Schlizen und Puffen ausgestattet, wie am vorigen Kleide; doch öffneten sie sich gewöhnlich mit einer Stulpe über der Hand und reichten bis in die halben Finger. Dazu fügte man häufig noch offene Flügelärmel, die hinterwärts mit in das Achselloch eingesezt wurden und so lang waren, dass man sie über den aufgehobenen Arm legen musste (122. 2). Der Ausschnitt war an beiden Röcken derselbe, gross, geschweift, meist bis an den oberen Busenrand mit einem untergesteckten Laze ausgefüllt, der Hals aber nackt.

Zwischen beiden Formen bewegten sich noch mancherlei Mischformen. Sehr verbreitet in den behäbigen Bürgerkreisen war ein kurzer Rock mit bequemer Taille (93. 4) und langen Aermeln mit Stulpen; man trug ihn zugleich mit einer Pelerine, die den Ausschnitt verdeckte, und einer Doppelschürze.

Wir schalten hier die allgemeine Charakteristik ein, die Geiler von Kaisersberg in seinem »Kauffmansschatz« von den deutschen Frauen auf der Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts giebt. Es ist freilich keine wohlwollende Hand, welche diese Blumen ausgesucht und zum Strausse gebunden hat. »Unnütz sind haar büffen, das har krauss machen, Armgezierd, als gestickte ermel, die sie tragen uff den achsslen und silbrin stefftzen an den menteln, die langen schwentz an den röcken und menteln, die umbschleg obnen am halss, das letz an den mussecken (Brüsten) muss heruss gon, es seind die bretlin, die sie an dem rucken tragen; die stumpfen schuoh, die man ietzt tregt und sehen eim ross gleicher mit den schuohen, denn einem menschen, und die spitzen schuoh, die man etwann truog; die silberin knoepff an den orten, da kein knopff sol sein noch not ist, als an den menteln oder an den kappen, da stehen zehen oder zwoelff knoepff an einer zeilen; die zoepff, die die frawen machen, da kein oder wenig har ist und nemen frembd har, und ist etwan todten har, die sie darzu binden und muoss dann herfür gon, das man es sehe und man

wen (wähne), sie haben hübsch har; die die in das büchsslin blossen, das sie ein ferblin empfahen (also die sich schminken); die seck, die sie umb sich gürten, wenn die frauen clein (mager) umb sich seind, so nemen sie ein sack oder sunst ein grob dick tuoch und ist etwan mit baumwollen gefüllt, das binden sie umb sich, daz sie dick scheinen und kummen eben als die brotbeckerknecht mit den schürtzen.«

Das Unterkleid wurde stets gekürzt und vielfach ohne Oberkleid getragen, während in Frankreich das doppelte Kleid die Regel war. Da man das schleppende Oberkleid aufnehmen musste, so blieb das Unterkleid in jedem Falle sichtbar. Man stattete es daher in seinem unteren Teile so hübsch als möglich aus, namentlich mit wagrechten Streifen von andersfarbigem Besaz oder von Nadelarbeit, auch mit einem breiten Bräme von edlem Rauchwerk. Als die Schleppe abkam und das Oberkleid nicht mehr aufgehoben zu werden brauchte, liess man diesen Besaz hinweg; dies geschah in den dreissiger Jahren; um die Mitte des Jahrhunderts aber kehrte man wieder zu ihm zurück, als man das Oberkleid nach spanischer Weise vornherab auseinander klaffen liess, so, wie wir es bei dem französischen Kleide beschrieben haben (S. 521).

Mit der Zeit näherten sich die beiden Hauptformen und ihre Unterschiede verminderten sich.

Schon um 1500 fing man an, das schleppende Kleid auf der vorderen Seite zu verkürzen; und innerhalb der nächsten Jahrzehnte kürzte man auch den hinteren Teil, so dass etwa um 1530 das Kleid rundum von gleicher Länge war und mit seinem Saume auf den Fussboden stiess; der feine Geschmack verbot den Fuss sehen zu lassen, doch behielt man die Schleppe den festlichen Stunden vor; der Taille gab man eine bequemere Weite.

Seit Anfang des Jahrhunderts wurde es mehr und mehr Brauch, das Kleid gesondert aus Rock und Leibchen herzustellen. Nur selten kam es noch vor, dass das Leibchen mit dem Vorderstücke des Rockes im Ganzen zugeschnitten, das hintere Rockstück aber reich gefaltet und mit überstochener Naht an das Leibchen angesezt wurde (124. 3). Da man die Rockfalten weiter nach vorn gehen lassen wollte, so musste man das Vorderstück des Rockes breiter schneiden, als das entsprechende Stück des Leibchens war, so dass es rechts und links über dasselbe hervorstand. Um nun den Rock hier auf die Breite des Leibchens zusammenfalten zu können, trennte man beide Stücke auf jeder Seite durch einen etwa 10 cm tiefen Einschnitt (123. 3); dadurch gewann man einen Raum, auf dem man die Falten unterbringen konnte; andernfalls hätte man sie rechts und links auf einen einzigen Punkt zusammenraffen müssen. Der nächste Schritt führte zu einer völligen Trennung von Rock und Leibchen, was denn auch um 1530 allgemein geschah.

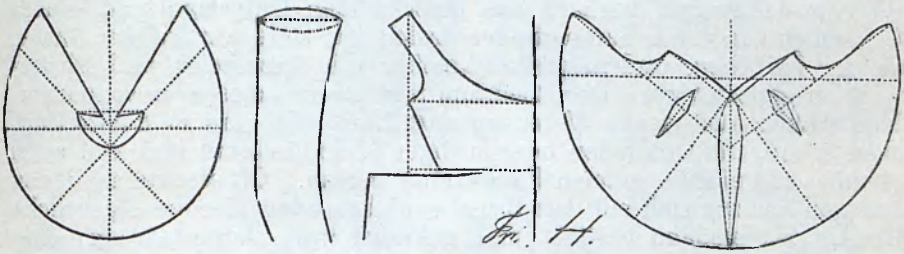
Da der angesezte Rock rundum von gleicher Länge war, konnte er als völliger Ring zugeschnitten werden. Namentlich im deutschen Süden und in der Schweiz ward es Mode, den Rock in viele Längsfalten zu ordnen (122. 5. 7); aus diesem Grunde musste man dem inneren Kreisrande des Ringes eine sehr bedeutende Weite geben. Die Falten

Fig. 122.

1—11. Frauentrachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 2. Kleid grün mit weissem Bräm und rosenfarbenem Ellbogenbausche, Brustspange golden, Kopfpuz gelblich. 5. Rock hellblau mit schwarzem Besaze, Leibchen golden und gleichfalls schwarz besezt, Puffen an Schultern und Ellbogen weiss, Barett schwarz mit Goldornamenten, Brustfleck weiss mit Gold, Schnürsenkel, Halskette und Haarhaube golden. 6. Kleid rosa mit orangefarbigem weissgepufften Besaze, Aermelaufschläge schwarz, Bausch am Ellbogen weiss, Leibchen schwarz mit Gold, Brustfleck weiss mit Gold, Halskette golden, Kopfpuz golden mit weissen Perlen und rosenroten Federn. 7. Leibchen golden mit schwarzem Besaze, Rock schwarz, Schürze weiss, Tasche schwarz, an Schloss und Quasten golden, Brustfleck weiss mit Gold, Halskette golden, Barett schwarz mit Goldornamenten und weissen Federn. 8. Rock blau mit rosenfarbigem Besaze, Bauschärmel am Oberarme blau mit rosenfarbigem Unterärmel, der zugleich die Vorderarme bedeckt und hier weiss gepufft ist, Schleifen am Oberärmel weiss, Mieder weiss mit blauer Umrahmung, Gürtel mit Behäng golden, Unterkleid weiss, Barett rosenfarbig mit Goldornamenten, Federn abwechselnd weiss und blau, Calotte golden.

verteilte man um den ganzen Körper herum gleichmässig, oder machte sie rückwärts zahlreicher und schmäler, als vorn; den Schliz verlegte man stets auf die Seite. Diese Mode war gänzlich neu; sie wurde, wo man sie in den Nachbarländern nachahmte, kurzweg als »deutsche Tracht« bezeichnet. Bis gegen das Jahr 1520 puzte man den Rock mit einem einfachen oder doppelten Besaze oder mit einer gestickten Kante aus. Daneben sezte man ihn häufig in seiner Länge aus zwei Stücken von verschiedener Farbe zusammen und markierte den Besaz durch entsprechende farbige Streifen, die in die Quere gingen. Zu etwas späterer Zeit versah man das Kleid oft bis zur Höhe der Kniee mit einer Garnitur von Schlizen und farbigen Puffen (122. 6). Die

Fig. 123.



1 2 3 4

1. Schnittmuster zum Frauenkoller von 124. 11. 2. 3. Aermel und halbes Vorderteil des Frauenrockes von 124. 3. 4. Schnittmuster zum Koller von 124. 12 (16. Jahrhundert, erste Hälfte).

Puffen bildete man meist dadurch, dass man einen ziemlich breiten Zeugstreif durch kleine Einschnitte zog, welche die Richtung des Streifens kreuzten. Auch ein breiter Hermelinbesaz war beliebt (122. 10).

Die Taille, die am Anfange des Jahrhunderts dicht unter der Büste sass (93. 3), stieg allmählich tiefer herab. Das Leibchen wuchs um so mehr nach untenhin, als die Schleppe sich verkürzte; und als diese verschwand, erreichte die Taille ihre natürliche Stelle wieder. Der grosse Ausschnitt aber wollte nicht verschwinden und der obere Saum desselben rückte nur zögernd in die Höhe. Um das Jahr 1530 senkte sich der Ausschnitt in der Mitte des Rückens noch mehr oder minder tief herab (124. 10), ebenso auch vorn in einfacher Schweifung oder mit geradem Schnitte unter die Brüste, nicht selten sogar bis an den Gürtel (122. 3—8. 124. 1. 8. 9), und nur die Schultern blieben mässig bedeckt (122. 5. 6). Vielfach liess man das Leibchen vorn am Schnitte, der es vom oberen Saume des Ausschnittes bis zum unteren Rande öffnete, auseinanderklaffen und hielt, den Spalt überspannend, dessen Ränder mit Lizen oder Schnürsenkeln zusammen (124. 1. 9. 12). Das Rückenblatt des Leibchens stellte man meist aus zwei auf der Mittellinie des Rückens zusammenstossenden Stücken her und verband solche mit den Brustblättern durch Achsel- und Seitennähte Je nachdem man den grössten Teil der Achselstücke an das Rücken- oder Brustblatt schnitt, kam die Achselnaht mehr nach vorn oder nach hinten

zu liegen, während sie zuvor stets auf die Mitte der Achsel gekommen war. Bestrebt, das Leibchen dem Körper faltenlos anzupassen, nähte man es namentlich an den Seiten und unter der Brust nach Bedürfnis ein. Jene Leibchen, welche nicht vorn über die Mitte der Brust herab geöffnet waren (124. 4. 7), verschloss man auf einer Seite der Brust und zwar mit Haken und Oesen.

Vorzugsweis unter der weiblichen Jugend blieb es bis in die Mitte der dreissiger Jahre Brauch, den Ausschnitt am Leibchen unausgefüllt zu lassen und die obere Brust samt dem Hals entblösst zu tragen (124. 3). Zumteil jedoch begann auch sie, wie das reifere Alter, die Blösse durch einen vorgesteckten Laz, der wenigstens die Brüste bedeckte (122.3—7. 124. 1. 2. 9), oder durch den steigenden Saum des Hemdes selbst zu vermindern. Der Laz war manchmal viereckig (124. 2), meist aber fast dreieckig gestaltet und bestand aus einer steifen Unterlage und einem Ueberzuge von Seide, Sammet oder Brokat, der stets von anderer Farbe, als das Leibchen, und möglichst kostbar mit Stickereien und Flitterwerk ausgestattet war. Der Reichtum prunkte mit diesem Busenpanzer. Man wählte auch feines Weisszeug zum Laze, das man in dichte Fältchen schob, mit Goldfaden oder farbiger Seide bestickte und wol auch obenher mit einer schmalen Randkrause versah. Oft steckte man den farbigen Laz zugleich mit dem Brusthemdchen oder über das eigentliche Hemd, das alsdann bestickt und gekraust war, dergestalt ein, dass die Krause mit dem gestickten Saume über ihn hervorblickte. Um 1530 räumte der farbige Einsaz dem Hemde das Feld; hierdurch kam das Hemd zur grösseren Bedeutung. Da zugleich auch die Neigung zum Verhüllen anhielt, so rückte der gestickte Saum immer mehr empor, so dass er in wenigen Jahren den Hals erreichte. Das Hemd umschloss den Hals mit einer gestickten Borte (124. 12) und einer Krause darüber (124. 4. 7). Dies geschah etwa seit 1540. Als die Krause an das Kinn stiess und nicht mehr weiter hinauf konnte, fing sie an sich zu verbreitern und auseinanderzulegen. Der Ausschnitt aber blieb noch immer ziemlich gross; das Leibchen bedeckte nur gerade die Brüste und war ebenso oft vorn wie seitwärts verschliessbar; auch zeigte es mitunter auf Brust und Rücken, doch immer nur mässig, einen Schmuck von kleinen Schlizen und Puffen (122. 8. 124. 7).

Aeltere und geseztere Frauen hatten schon von vornherein den Brustausschnitt beschränkt und stets mit verhüllenden Untertüchern

Fig. 124. 1—12. Frauentrachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. Kleid samt Leibchen zinnoberrot, Besaz am Leibchen sowie linker Aermel mit Silber gestickt, Stirnschleier weiss, Haarhaube weiss, mit Gold gestickt und mit Goldborten überspannt, Halskette golden, Brustfleck weiss mit Gold. 2. Kleid orangefarbig mit scharlachroten Lizen und Schnurbesäzen, Bauschen an Schultern und Ellbogen weiss, Brustfleck rosenfarbig mit Goldperlen, obere Borte orangefarbig mit grünen Buchstaben und goldenen Randschnüren, Ketten golden, Barett purpurrot mit weissen Bäuschchen und goldenen Lizen, Calotte golden. 7. Kleid scharlachrot mit weissen Puffen und goldenem Saum am Brustausschnitte, Gürtel schwarz mit Gold, Brusteinsaz weiss mit Gold, Barett scharlachrot mit weissen Federn, Calotte golden. 10. Kleid mit Leibchen weiss, Einsaz am Rücken ebenfalls weiss, Aermel gelb, Mantel (nur unten sichtbar) scharlachrot, Häubchen abwechselnd grün und golden gemustert, Saum des Häubchens golden und mit weissen Perlen gerändert, Stirnschleier weiss, Gürtel golden. 11. Kleid hellblau, Ausschnitte an der Brust weiss mit roten Verzierungen, Schürze violett, Koller blau mit schwarzem Besaze und violettem Futter, Barett rot, Federn weiss und grün, Halsschmuck golden. 12. Kleid hochrot, an den Aermeln mit goldenen Querborten umspannt, Puffen an Achsel und Vorderarm schwarz, an Handgelenk und Ellbogen weiss, Brustfleck unten weiss mit schwarzen Nesteln, oben gelb mit weissen Perlen; Hemdeinsaz darüber weiss mit Goldstickerei, Hals- und Brustschmuck golden, Koller schwarz mit braunem Pelz, Häubchen golden mit weissen Perlen.

ausgefüllt. So sah man verschiedene Moden und Weisen zu gleicher Zeit nebeneinander, je nachdem Gefallsucht oder Bescheidenheit, Alter, Rang und Stand sie ausgeboren hatten.

Fig. 124.

Da der Ellbogen mit eingeschnitten werden musste (123. 2), so sezte man den Aermel aus zwei Stücken mit doppelter Naht zusammen. So blieb der Aermel im Grunde genommen die ganze Zeit hindurch, so lang die Entblössung vorherrschte; sein Aussehen wurde nur durch die vielfachen Puffen verändert. Man pflegte ihn anfangs fast nur am Ellbogen gänzlich oder nur hinten, höchstens noch mit einem Kranze von kurzen Schlizen um den Oberarm her zu trennen und die Lücken mit Weisszeug oder farbigem Stoffe bauschig auszufüllen. Eine Schrulle war es, nur einen der Aermel mit Stickereien zu verzieren, den andern aber schmucklos zu belassen (124. 1). Zumteil verlängerte man den Aermel, wie dies früher so häufig geschehen war, über die Hand herab bis in die halben Finger. Den überfallenden Teil liess man vom Handgelenke an sich erweitern, so dass man ihn zurückschlagen konnte (122. 6); weil nun dadurch das Futter zum Vorschein kam, so nahm man dafür an dieser Stelle einen besonders guten Stoff. Zugleich mit diesem Brauche vermehrte man die buntunterlegten Schlize; man zierte zunächst die engen Teile der Aermel, die Ober- und Unterarm umspannten, mit Schlizen und Puffen, während man die bauschigen Einsäze an Ellbogen und Achsel beliebig mit bunten Schnüren überzog (124. 5. 12). Um die Zeit, da man den oberen Saum am Ausschnitte des Leibchens über die Brüste hinaufrückte, gab man die über die Hand fallende Aermelstulpe völlig auf und ersezte sie durch eine Krause (124. 8. 10); auch erweiterte man den Aermel und zwar zuerst im Oberarm; hier stattete man ihn vorzugweise mit reihenweis aufgesezten Puffen aus, den engen Unterärmel aber mit kleinen Schlizen (122. 10). Auch die bauschigen Einsäze vermehrte man und brachte sie über den ganzen Arm herab an, wechselte überdies mit den Bauschen und Krausen auf mannigfache Weise (122. 8—10). Ebenso schnitt man mitunter die Aermel aus einem Stoffe zu, der anders gefärbt war, als das Leibchen. Diese Ausstattung erreichte um das Jahr 1545 ihren Höhenpunkt; von da an vereinfachte sie sich wieder und die ganze Tracht ging der spanischen Versteifung entgegen.

Ein zierliches und charaktervolles Kleidungsstück, das um die Zeit der weiten Brustausschnitte aufkam, um die Blösse zu decken und warm zu halten, aber auch später noch Jahrzehnte lang getragen wurde, war das »Koller« (122. 9. 124. 11. 12). Dieses, eine Art von Kragen, deckte Hals, Schultern, Nacken und Achseln, die Brust aber nur soweit, als sie bloss war. Man richtete es in Länge und Weite nach Bedürfnis und Laune zu, denn es diente zum Schuze wie zum Puze. Zum Schuze bestimmt, liess man das Koller über die Schultern bis in die halben Oberarme hinabsteigen und hakte es vorn zusammen. Dies Gewandstück sezte sich gewissermassen aus zwei Kragen zusammen, aus einem flach aufliegenden Schulterkragen und einem aufwärts gestellten Halskragen. Beide Teile konnten im Ganzen wie auch im Einzelnen zugeschnitten werden; in jedem Falle überschritt das Koller die Hälfte eines Kreises. Einmal gab man ihm in der Mitte seiner winkelförmig geschnittenen inneren Kante einen vorspringenden Ansaz (123. 4), der so lang war,

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

dass er den Hals umschliessen konnte; da, wo dieser Vorsprung mit dem Körper des Kollers zusammenhing, schnitt man kleine Doppelzwickel heraus und nähte die Oeffnungen zusammen, oder sezte auch dergleichen Zwickel hinein; dadurch zwang man das Halsstück sich aufzurichten (124. 12). Wollte man diesem Koller im Rücken einen passenden Anschluss geben, so schnitt man an der Stelle, die auf die Mittellinie der Rückens fiel, einen oben und unten spiz zulaufenden Zwickel heraus, der so lang war, als das Koller hoch, und nähte die Ränder der Oeffnung wieder zusammen. Bei dem Koller zweiter Form (123. 1) schnitt man in die Mitte seiner Winkelkante eine für die hintere Hälfte des Halses passende Halbkreisöffnung, und zwar so, dass rechts und links davor das Koller mit einer Spize abschloss. Beide Spizen mussten so lang sein, als man den Halskragen hoch wünschte; man stellte sie aufrecht und schob ein rechteckiges Zeugstück, das zum Halskragen dienen sollte, zwischen ihnen ein (124. 11). Der Stoff war je nach dem Zwecke des Kollers verschieden, manchmal schweres Tuch oder Seidenzeug mit Sammetbesaz, manchmal Sammet mit einem Futter von Seide oder Pelz. Fürstliche Damen trugen ihr Koller von Goldstoff mit Hermelin. Auch ein Schmuck von Stickereien kam bisweilen am Koller vor. Man hängte es lose und ohne weitere Befestigung über die Schultern oder schloss es vor der Brust mit Knöpfchen oder Nesteln.

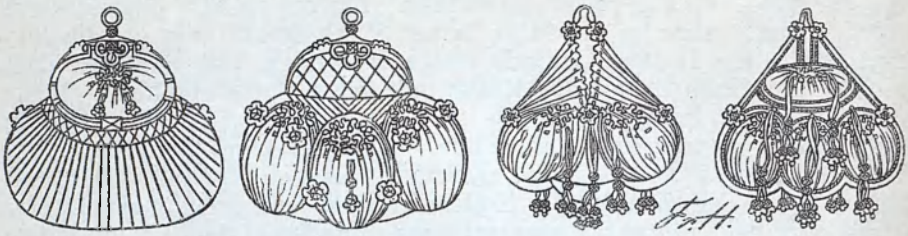
Als die Entblössung ausser Mode kam, blieb das Koller als Puzstück noch weiter in Gebrauch. In einzelnen Gegenden Deutschlands ging es sogar in die Volkstracht über; man begegnete ihm namentlich am Rheine noch im 17. Jahrhundert.

Der Gürtel wäre überflüssig gewesen; aber bei der grossen Freude am Schmucke, die sich damals regte, wollte man ihn am wenigsten entbehren. Man stellte den Gürtel aus einem mehr oder minder breiten Streifen von Leder her (122. 4), häufig mit Sammetbezug und in seiner ganzen Länge mit vergoldeten oder versilberten Knöpfchen besezt, überdies an der Schnalle sowie am Beschläge des untern Endes kunstvoll aus demselben Metalle geschmiedet (122. 9). Auch trug man völlig metallene Gürtel in Form von Ketten oder aus einzelnen Stücken, die mit Scharnieren zusammenhingen (124. 9). Der Gürtel war meist so lang, dass er, lose angelegt, mit einem seiner Enden bis zu den Knieen herabreichte. Häufig gebrauchte man statt des Gürtels ein schlichtes breites Band von verschiedener Länge, das man lose um die Hüften wand und mit bauschigen Schleifen vorn oder an einer Seite verknotete (122. 10. 124. 3. 5). Nach altüberliefertem Brauche hängte man auch jezt noch verschiedene Gegenstände am Gürtel auf, vor allem eine zierliche Tasche, die an besonderen Schnüren und Kettchen befestigt war (122. 4. 7), dann ein Ess- und Nähbesteck von Silber oder versilbert und das Zeichen der Hauswirtin, die Schlüssel.

Die Taschen bestanden gewöhnlich aus hellbraunem Hirschleder; sie hatten Beutelform und wurden oben durch eine Strupfe zusammengezogen; doch kamen auch solche mit stählernem Schloss und Beschläge vor (125. 1-4). Häufig waren sie auf der

Aussenseite mit mehreren kleinen Nebentäschchen besezt, die gleichfalls durch Strupfen zugezogen werden konnten. Die Strupfen endigten mit zierlichen Knöpfchen, die aus feinen Lederriemchen geflochten. Der Riemen, an dem die Tasche nebst Schlüsselbund und Besteck getragen wurde, reichte etwa bis auf das Knie herab. Die Wandlung der Zeit liess die Frauen statt der Schere, die sie früher am Gürtel getragen, den Dolch anhängen; der kriegslustige Zeitgeist war auch in die Weiber gefahren; darüber klagt Sebastian Franck: »yedoch hat Germania freisame, hefftige, den Männern ungehorsame Weiber, als yendert ein volk«.

Fig. 125.



1 2 3 4

Frauentäschchen (Vorder- und Rückseite; 16. Jahrhundert).

Ein beliebter Ueberzieher war die Schaube; sie spielte zu Anfang des Jahrhunderts namentlich im Festtagskostüme der Patrizierinnen in den grösseren Städten eine bevorzugte Rolle. Diese Schaube, sonst schleppend, verkürzte sich unter dem Zwange der neuen Geschmacksrichtung bis auf die Füsse (Taf. 17. 2) und nahm die Taille sowie den grossen bogenförmigen Ausschnitt an, der den mit Gold gestickten Brustfleck unverhüllt liess, ebenso die engen Aermel mit den über die Hände gehenden Stulpen. Man fertigte die Schaube aus dunklem gewässerten Stoffe und verzierte sie den Rändern entlang sowie auf den Stulpen mit schwarzem Sammetbesaz, untenher auch mit einem breiten Bräme von Hermelin. Ihr Verschluss geschah mit Nesteln über der unteren Brust.

Eine Schaube anderer Art, die namentlich in den Kreisen des höchsten Adels beliebt war, glich mehr der männlichen Schaube (Taf. 17. 15); sie stieg ohne Taille bis auf die Füsse herab und aus ihren langen Armschlizen traten bauschige Aermel hervor, die zum Leibchen oder Unterkleide gehörten. Ein Umschlag von Hermelin verlief an den vorderen Kanten spiz nach untenhin, verbreiterte sich aber über Schultern und Nacken zu einem eckigen Ueberfallkragen. Unter dem Umschlage kam ein breiter Besaz von Goldborten zum Vorscheine, der dem Saume auch untenher folgte; ein ähnlicher Besaz umränderte die Armschlize. Diese Schaube erlebte noch die Mitte des Jahrhunderts.

Ausserdem gab es Schaubenmäntel mit langen hängenden Aermeln, die an den Achseln gebauscht waren; diese Mäntel zog man beliebig an oder hing sie frei über die Schultern (126. 3).

Derartige Ueberziehröcke brachten in der vornehmen Welt den Mantel ausser Gebrauch; in der bürgerlichen Gesellschaft aber wurde der Mantel wieder zu einem unentbehrlichen Stück der Frauengarderobe;

man legte ihn namentlich beim Kirchgange an, wann rauhes Wetter herrschte, und machte ihn deshalb so gross, dass man seine ganze Gestalt damit verhüllen konnte. Doch schnitt man ihn nicht mehr ausschliesslich bogenförmig zu, sondern sezte ihn auch aus rechteckigen Stücken zusammen, die man vorn wie hinten bis weit über die Schultern hinaus in dichte Falten zusammenschob und auf den Achseln durch Nähte verband (126. 1). In hergebrachter Weise schnitt man ihn als Halb-

Fig. 126.

1 2 3 4 5 6

1—6. Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. Mantel rosa mit grünem Futter, Kopftuch und Brustfleck weiss, Kleid blau mit weissem Pelz, Schuhe lederfarbig. 2. Mantel violett mit goldner Kragenborte, Mieder und Aermel gelb, Kleid lederbraun mit blauen goldgesäumten Querstreifen, Hut lederfarbig, Hutschnur schwarz und golden, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weissem Aufschlage.

kreis zu, gab ihm aber einen sehr weiten Halsausschnitt und schob ihn dann, ähnlich wie den an das Mieder gesezten Faltenrock, in dichte Längsfalten zusammen, so dass er sich oben auf eine dem Hals entsprechende Weite verengte und die Falten auf allen Seiten gleichmässig herabfielen. Nach Bedarf versah man diesen Mantel mit einem gesteiften Ueberfallkragen oder einem Kragen aus Pelz, der sich aufrichten liess (126. 5). Im nördlichen und östlichen Deutschland kamen neben diesen faltenreichen Mänteln auch solche vor, die auf den Schultern glatt auflagen; sie waren gleichfalls im Halbkreise zugeschnitten, aber in der Ausstattung sehr verschieden. In schlichtester Weise zeigten sie einen halbhohen, bordierten Stehkragen, der vor dem Halse geschlossen werden konnte (126. 6). Sonst trug man in Nord- und Ostdeutschland die Mäntel kreisförmig und mit viereckigen Pelzstücken besezt, die verschiedenfarbig waren und ein schachbrettartiges Muster bildeten (126. 4), was ein gefälliges Aussehen machte. Ueber das Kopfloch ragte beliebig ein stehender Kragen von Pelz hervor.

Ueber die Doppelschürzen (138.5.6), die in Mitteldeutschland üblich waren, haben wir bereits oben (S. 396) ausführlich geredet. In ganz Deutschland aber wurden die einfachen Schürzen immer mehr ein stehendes Stück der weiblichen Tracht, sowol an Werktagen wie an Sonn- und Feiertagen. Diese Schürzen waren nicht ganz so lang wie der Rock, dabei glatt oder der Länge nach dicht gefaltet (122.7.11). Die gefalteten Schürzen mussten oben viel breiter zugeschnitten werden, als die glatten, denn sie zeigten zusammengeschoben noch das gebräuchliche Mass der glatten Schürzen, während sie unten meist noch breiter waren. Die glatten Schürzen wuchsen im oberen Viertel rechts und links in breite Laschen aus, die man frei herabhängen liess, während man sonst die Schürzen obenher an einen Bund nähte (144.3), so wie es heute noch in Süddeutschland vorkommt.

Die stärkste Wandlung machte die Kopfbedeckung durch; es verloren sich allgemach die hohen kürbisförmigen Hauben (124.1) und die seltsamen Hüte mit den dicken Wulstringen; die breiten Kinnbinden aber, die das Gesicht so leichenhaft verhüllten, währten noch einige Zeit lang in der Volkstracht fort. In den beiden ersten Jahrzehnten verkleinerten sich diese Kopftrachten und formten sich teilweise zu gefälligen Hauben um. So gab es schon vor Beginn dieses Zeitraumes eine Haube, welche sich über dem Hinterkopfe fast kugelförmig aufblähte oder dort mit einem flachen Boden in Hufeisenform oder in Gestalt eines quergesteckten Kammes mit halbrunder Griffplatte abschloss (124.5). Diese Haube wurde gewöhnlich aus Seidenzeug gefertigt, durch eingelegten Draht und leichte Wattierung ausgesteift, dabei auf der hinteren Fläche, nach der Mitte der unteren geraden Kante hin, flach gefältelt oder eingesteppt, untenher mit einem meist reich bestickten Bunde besezt, auch am vorderen Saume sowie um Oberkopf und Schläfe her beliebig mit Stickereien geschmückt. Man pflegte solche Hauben über ein Kopftuch von weissem leichten Gewebe aufzusezen, das wie ein Schirm über das Gesicht hervortrat (124.10). Es gab daneben noch Hauben von einfacherer Form, die hinten nur wenig weiter waren, als vorn (95.19). Bis zur Neige des Jahrhunderts wurden dergleichen Hauben vielfach mit einem Tuchstreifen oder »Gebende« festgebunden, der von der hinteren Fläche der Haube nach vorn lief und das Kinn umschloss (122.1.2). Nach 1530 war von all diesen Hauben nur die mit Gebende noch zu sehen. Die gewaltigen Gebäude aus gesteiften und über Draht gelegten Kopftüchern (95.12.16) wurden ebenfalls auf einen gefälligeren Umfang verkleinert.

Die Kopfhüllen in Kürbis und Turbanform waren schon um das Ende der zwanziger Jahre aus der allgemeinen Tracht verschwunden; von dieser Zeit an sah man auf allen weiblichen Köpfen, die der Mode folgten, nur noch die eng anschliessende Haarhaube und das Barett. Beide Stücke hatten schon kurz vor Beginn des Jahrhunderts ihren Siegeszug begonnen, wie es scheint, zuerst in Strassburg, denn Geiler von Kaisersberg sagt um 1498: »Es gon jezt Frauen wie die Man und hond Baretlin mit Hahnenfederlin uff«; und an einer

anderen Stelle: »Das ganz eine Schand ist, dass die Weiber jezt Barett tragen mit Ohren, die Man tragen jetzund huben wie die Frauen mit Seiden und mit Gold gestickt«. Das Frauenbarett war wie das Barett der Männer gestaltet; es wurde ebenso am Rande zerschlizt und mit farbigen Stoffen puffig durchzogen, auch mit Medaillons und metallischem Schmucke ausgestattet, sowie mit Gefieder, das den Rand umwallte und sich wehend herabsenkte (122. 4. 7. 8. 124. 2. 6-9. 11). Gefertigt wurde dieses Barett vorwiegend aus hellfarbigem Sammet oder Seidenstoffe und mit einem dunkleren Stoffe ausgepuzt. Man stimmte die Farbe des Barettes auf die Farbe des Haares; Blondinen jedoch zogen schwarze Barette vor, die mit rotem oder gelbem Stoffe durchzogen waren. Ganz nach Männerart sezten die Frauen ihr Barett schief auf den Kopf und meist über die Haarhaube, an der sie es befestigten (124. 2. 4. 7-9).

Die Haarhaube oder Calotte war ein Nez von Schnüren aus farbiger Seide oder Gold- und Silberfäden, das gewöhnlich über einer Kappe von glattem Stoffe ausgespannt lag. In den rautenförmigen Zwischenräumen des Nezes traten oft feine quastenförmige Bäuschchen von zarter farbiger Seide hervor, die durch farbige Seidenschnüre eingezogen worden waren. Gelb und Gold kamen an der Calotte am häufigsten vor; dann rote, blaue oder grüne Stoffe mit einem Neze von gleicher Farbe oder von Goldfäden, sodann Goldstoffe mit einem Neze von roten, blauen oder grünen Seidenfäden. Da, wo die Schnüre des Nezes sich kreuzten, waren nach Vermögen Perlen oder Edelsteine angehängt, auch flache geschlagene Goldplättchen in Tropfenform; durch die Bewegung, in die sie beim Tragen gerieten, brachten sie ein anmutiges Blizen und Schimmern hervor. Das Häubchen lag rund auf dem Hinterkopfe über dem Haarknoten an, stieg aber lose über die Schläfen herab. Um es hier anliegend zu machen, wurde es an seinem unteren Rande mit einer Zugschnur, die hier durch eine Reihe von Schlingen lief, kugelig zusammengezogen. Man stellte auch Calotten von grösserem Umfange her, die man in ihrem hinteren Teile gleichfalls einschnürte, so dass sie eine flache Halbkugel über dem Hinterkopfe bildeten (124. 12). Nicht immer sezte man die Calotte unmittelbar auf das Haar, sondern vielfach noch auf das alte Kopftuch von weissem Stoffe, das den Oberkopf und die Schläfe deckte (124. 10); nicht selten liess man das Futter der Calotte auch mit einem schmalen Streifen über die Stirne vortreten (124. 12).

Noch kurz vor Beginn des Jahrhunderts pflegten verheiratete Frauen den eigentlichen Schleier über dem Kopfe in zwei Spizen emporzuspreizen (85. 1), dass sie, wie Geiler sagt, »einem Ochsenkopf mit den Hörnern« glichen; dies war wenigstens in Strassburg und auch in Nürnberg der Fall. Doch vermochte sich der Schleier kaum noch zu halten und erschien nur noch gelegentlich an einzelnen Orten, so in Augsburg, wo sich die Damen in festtäglicher Tracht das Antliz völlig mit dem Schleier verdeckten.

Als die Kopfhüllen sich veränderten, musste auch die Haartracht

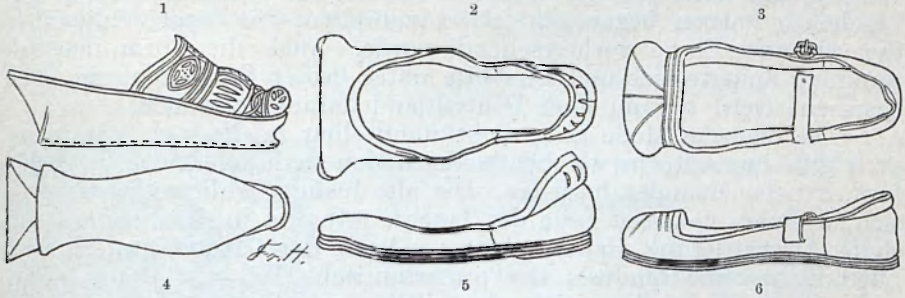
folgen. Im 15. Jahrhundert hielten die Frauen das Haar gänzlich versteckt, während es die Männer lang auf die Schultern fallen liessen. Nun aber kehrte man allmählich wieder zu einer vernünftigen Frisur zurück; die Männer kürzten das Haar und die Frauen gaben ihm seine Freiheit. Dies geschah hie und da schon auf der Grenzscheide des 15. und 16. Jahrhunderts; so in Strassburg; daher sagt der genannte Sittenrichter: »Die Weiber henken das Haar dahinten ab bis auf die Hüft mit aufgesezten Paretlein«. Diese Mode griff schnell um sich; man liess das Haar, aufgelöst oder in zwei Zöpfe geflochten, unverkürzt über den Rücken oder um Nacken und Schultern fallen und bedeckte den Kopf mit dem federgeschmückten Barette, das man schief aufs Ohr sezte, oder mit der Calotte, häufig mit Barett und Calotte zugleich. So blieb es bis gegen die zwanziger Jahre hin; der Geist der Reformation billigte keineswegs die ungemessene Freiheit bei den verheirateten Frauen; diese gaben zwar das Barett nicht auf, nahmen aber das Haar empor und befestigten es mit einem zierlichen Bande, das vorn um den Oberkopf lief, oder steckten es in die Calotte. Auch flochten sie das Haar und legten die Zöpfe vor den Ohren her auf den Oberkopf; in beiden Fällen liessen sie gewöhnlich das Vorderhaar mit freien Löckchen oder geflochten an den Wangen hervorblicken. Lang herabfallendes Haar verblieb gewissermassen als Zeichen der Jungfräulichkeit der bräutlichen Tracht, und auch hier nur an einzelnen Orten. Bräute vornehmen Geblütes liessen ihr Haar meist offen herabfallen; solche von geringerem Stand aber flochten es in Zöpfe, und demgemäss frisierten sich auch die Brautjungfern. Trug eine Braut das Haar nach der allgemeinen Mode in die Calotte gesteckt, so bezeichnete sie ihren Stand durch ein Kränzchen auf dem Kopfe.

Die weibliche Fussbekleidung glich der männlichen; auch sie verlor ihre Schnabelspize und wurde vor den Zehen breit (127. 2. 3. 5. 6). Aber gegen die Mitte des Jahrhunderts verschwanden wieder die breiten Vorderkappen an den Schuhen und diese spizten sich mehr dem Fusse gemäss zu oder endeten vorn mit einer knopfförmigen Anschwellung. Die Sohle war aus drei Lederschichten gemacht, hinten höher, als vorn, und oft mit einem Sonderstücke unterlegt. Das Leder behielt seine hellbraune Naturfarbe. Farbig ausgefütterte Schlize und eingepresste Verzierungen machten den Schmuck der Festtagsschuhe aus. Zu Hause begnügten sich die Frauen mit Pantoffeln oder Trippen, die keine Hinterkappe hatten, so dass die Ferse frei auf der mehr als fingerdicken Sohle stand (127. 1. 4). Im übrigen verbot der gute Ton, von den Schuhen mehr sehen zu lassen, als die Spizen.

Meist nur, um den Fuss gegen den Druck des Schuhes zu schüzen, bedienten sich die Frauen der Strümpfe; es waren kurze, aus Tuch zugeschnittene und genähte Socken. Die französische Mode beliebte längere Strümpfe; diese stiegen fingerbreit über das Knie hinauf und wurden über wie unter demselben mit einem Bande verschnürt, das man in der Kniekehle kreuzte, ganz so, wie dies vielfach auch bei den Mannsstrümpfen geschah.

Die Handschuhe leisteten, so lange man Löffel und Gabel nicht kannte, auch praktische Dienste bei den Mahlzeiten, da man mit der beschuhten Hand selbst heisse Speisen ohne Gefahr anfassen konnte. Sonst waren Puzhandschuhe nur unter vornehmen Frauen üblich; sie gingen wenig über das Handgelenk hinaus und wurden mit Schlupfen,

Fig. 127.



1. 4. Frauenpantoffeln. 2. 3. 5. 6. Schuhe (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts).

die am Rande sassen, angezogen und mit einigen Knöpfchen oder Schnüren verschlossen.

Die gesteigerte Lebensfreude und der erweiterte Weltverkehr, der einen wachsenden Reichtum zur Folge hatte, machte die Menschen damals für den Schmuck empfänglicher, als dies seit der halbbarbarischen Frankenzeit der Fall gewesen; sogar die Männer wurden wieder schmuckliebend und die Kunst der Renaissance that ihr Bestes, dieser Lust würdig zu dienen und den Wert des Metalls durch die edelsten Formen zu erhöhen. Selbst unter den niederen Klassen gab es Geschmeide oft von ausserordentlicher Grösse, bei welchem dann freilich das Gold durch vergoldetes Kupfer ersezt war. Kettchen feinster Art liessen die Damen um den Hals herab unter den Brustlaz herabsteigen (124. 2), schwerere Ketten aber über denselben. Die Finger besteckten sie mit Ringen und auch an den Ohren, im Haar und an den Baretten fanden sie genügenden Raum für Geschmeide jeder Art.

Wer auf der Höhe der Zeit stehen wollte, musste einen grossen Verbrauch von Wohlgerüchen machen. Die Arten, deren Erwähnung geschieht, waren Veilchenpulver, Zibet, Bisam und grauer Ambra, Essenzen von Orangeblüten, Rosmarin und Rosen. Man parfümierte Handschuhe und Krausen, dann auch die Taschentücher, die sich um die Mitte des Jahrhunderts einbürgerten. Zu den Toilettemitteln zählte vor allem Muskatseife und ein »Bohnenblüte« genannter Puder, der im Rufe stand, die Hautfarbe zu erfrischen. Es ist nicht unbemerkt geblieben, dass die Frauen den starken Wohlgerüchen mehr zugethan sind, als die Männer, und dass sie selbst dann noch nicht sich davon belästigt fühlen, wenn es den Männern schon übel wird, was sich wol daraus erklärt, dass die weiblichen Geruchsnerven nicht so fein sind, wie die männlichen.

Die deutsche Frau dieser Zeit war eine edle und anständige Erscheinung, die in ihrer Tracht Fröhlichkeit mit Würde vereinte; die wirksamsten Farben, wie Hochrot und Hochgelb, benuzte sie meist als

Untergrund, den sie mit dunkleren Farben teilte und dämpfte, mit Blau, Violett, Grün oder Braun, dann auch mit Schwarz. Sie fuhr fort, die Prachtstoffe, die im abgelaufenen Jahrhundert die vornehme Mode beherrschten, die Gold- und Silberbrokate sowie die grossblumigen Sammet- und Seidenstoffe reichlich zu verwenden. Dies währte bis über die vierziger Jahre hinaus; da fing der Sonnenschein, der über den Landen und Kleidern lag, an, sich zu trüben. Die ins Dunkle gebrochenen Farben begannen sich auszubreiten, bis dann schliesslich die schwarze Farbe vorherrschend wurde. Auch die Form der Gewandung änderte sich und versteifte unter beiden Geschlechtern. Der spanische Geist begann über Deutschland dahinzuschweben.

Die deutsche Mode ging nicht unmittelbar in die spanische über; es folgte eine Zeit, in welcher beide Moden in hundertfältigen Spielformen nebeneinander herliefen. Die alte lustige Schlizmode steigerte sich in einem gewissen Teile der Tracht, während in dem andern die steife Auswattierung Raum gewann. Auch der Glaubensunterschied blieb nicht ohne Einfluss; der protestantische Teil von Deutschland verharrte noch bei der weiten deutschen Gewandung, als der katholische bereits dem engen spanischen Kostüme seine Gunst zugewendet hatte. Es war die französische Mode, welche den Vermittler abgab; diese vermied sowol die ausschweifende Schlizung der deutschen Tracht, wie die Polsterung und Schwärze der spanischen. Der französischen Tracht folgten die kleineren deutschen Höfe, während der kaiserliche Hof sich durchaus in spanischer Weise kleidete. Die kaiserliche Gunst entschied; sie verschaffte der spanischen Tracht allmählich die Herrschaft auch an den fürstlichen Höfen, und von hier aus stieg dieselbe dann in die breiten Schichten des Volkes hinab.

Das Mannswams erhielt ein Futter von Watte, dass es sich wie ein Panzer um den Körper legte, und eine Höhe, dass es an das Kinn stiess, dazu häufig eine kleine Kapuze, die, niedergelegt, mit ihrem Kopfe auf den Rücken, mit ihrem geschlizten Halsstücke aber wie mit zwei Zipfeln über die obere Brust fiel (120. 6). Dazu kam eine Art von Ueberwams, das unserer heutigen Weste glich und keine Aermel, doch sehr breite Achselstücke hatte, die nicht selten den halben Oberarm bedeckten (120. 7); sonst aber war es mit geschliztem Kragensaume und gestickten Borten ausgestattet, wie das eigentliche Wams; man trug es gewöhnlich nur am Halse vernestelt. Dieses Wams scheint der letzte Rest von dem Rocke zu sein, welchen die Kriegsleute ehemals über der Rüstung getragen hatten. Das eigentliche Wams versteifte, die Aermel und Oberhosen aber wurden luftiger; leztere verkürzten sich zwar, liessen aber aus ihren Schlizen gewaltige Bauschen hervortreten, und selbst die Schamkapsel prangte mit einem Besaze von verschleiften Bauschen (120. 9). Das Kopfhaar erschien rundum wie eine Bürste kurz verschnitten, und darauf sass ein zu einem Müzchen eingeschrumpftes Barett ohne Calotte und wallenden Federschmuck. Die breiten Schuhe spizten sich allmählich wieder zu.

Bei den Frauen verkleinerte sich der Ausschnitt am Leibchen,

bis sein oberer Rand das Kinn berührte oder seine Seitenränder sich in einem stehenden Kragen um den Hals auseinander legten (128. 4); dicht um das Kinn schloss sich die kleine Krause. An den Achseln wuchs die Auspolsterung der Aermel; der an das Mieder gesezte Rock legte sich in straffe Orgelpfeifenfalten; das Haar zog sich durchaus unter die Calotte zurück und über diese sezte sich ein ganz flaches aber breites Müzchen, das mit einem kurzen Nackenstücke den halben Hinterkopf bedeckte; dies Müzchen blieb völlig schlicht und ohne Federschmuck.

Initiale aus dem 16. Jahrhundert. Der Künstler ging jezt nur darauf aus, einen abgemessenen Raum, der nicht leer bleiben sollte, mit entsprechendem Schmucke auszufüllen; hier hatte er niemand zu Rate zu ziehen, als seine Erfindungsgabe und seinen Geschmack; dies geschah nun im Anschluss an die jeweilige Stilart.

Zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

In keinem Teile der männlichen Tracht vollzog sich ein so grosser Wechsel, wie an den Ueberziehhosen und Aermeln.

Dagegen währten die eigentlichen Hosen, welche Beine und Unterleib knapp anschliessend umgaben, sowie die Kniehosen samt den Strümpfen fast unverändert fort (130. 1. 2). In der vornehmen Welt, an den fürstlichen Höfen, wo man der spanisch-französischen Mode folgte, trug man die Hosen in Verbindung mit gepufften Oberhosen, die etwa bis in die halben Oberschenkel herabstiegen; solche bestanden aus Streifen von verschiedenem Stoffe, welche der Länge nach über ein andersfarbiges stark gebauschtes Futter gelegt und samt diesem an die eigentlichen Hosen festgenäht waren (Taf. 18. 8). Die Streifen stellte man gewöhnlich aus Sammet oder Seide mit Goldstickerei oder einem Schmucke von kleinen Schlizen her. Mit der Zeit beliebte man das Futterzeug immer mehr ausgepolstert, so dass die Oberhosen zu beträchtlicher Dicke anschwollen (132. 10) und den Namen »spanische Heerpauken« oder »tonneaux«, den man ihnen beilegte, wol verdienten.

Wesentlich unterstüzt wurde das Bestreben, die Schönheit des Beines in voller Anatomie sichtbar zu machen, durch die Erfindung der Strumpfstrickerei, denn man konnte jezt gestrickte Tricots statt der bisher üblichen Hosen verwenden, die, wenn auch elastisch, doch immer aus mehreren Stücken zugeschnitten waren.

Wir haben die zugeschnittenen engen Beinkleider zuweilen Tricots genannt, obgleich man sich gewöhnt hat, unter Tricots gestrickte Beinkleider zu verstehen. Doch steht es keineswegs ausser Zweifel, dass dies Wort schon von Anfang an solche Bedeutung gehabt hatte. Die Chronisten sind geneigt zu glauben, dass man zuerst in Italien darauf verfiel, die Strickkunst auf die Herstellung von Strümpfen zu verwenden. Die Tricot indes, mit welchen man die Leiche des hohenstaufischen Kaisers Heinrich VI., die im Dome zu Palermo ruht, bekeidet fand, waren gewebt. Die einzige zu unserer

Kenntnis gelangte Thatsache, welche jene Meinung rechtfertigt, ist die, dass, bevor die gestrickten Strümpfe erschienen, die florentinische Industrie dem Mangel an Dehnbarkeit der zugeschnittenen Strümpfe abzuhelfen suchte und für die Frauentoilette Strümpfe aus seidenem Nezwerke lieferte. Auch hat die italienische Sprache keinen entsprechenden Ausdruck für den Namen Tricot; sie nimmt ihre Zuflucht zu der Umschreibung: »opera a maglia« oder »lavore di calze«. Das Wort Tricot ist französisch. Schon im 12. Jahrhundert machte man in Frankreich Handschuhe von Strick- oder Klöppelarbeit; auch ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, dass wir in den knappanschliessenden nezartig gemusterten Leibchen, die an den weiblichen Bildsäulen der Kathedrale von Chartres angedeutet sind, gestricktes Nezwerk zu sehen haben (35. 1. 2). Indes wendete man in Frankreich das Wort Tricot über ein Jahrhundert lang an, ohne damit die Natur der Arbeit zu erklären; man hält es für möglich, dass in dem Worte das Andenken an eine alte Fabrik bewahrt wird, die solche gestrickte Sachen erzeugte und in dem Dorfe Tricot bei Beauvais gelegen war, dass also der Name des Ortes allmählich auf die Ware übertragen wurde; auch sagte man ursprünglich nicht Tricot, sondern Strümpfe von Seide oder Strümpfe von Estame; mit Estame bezeichnete man die Art des verwendeten Wollfadens. Die Strickkunst scheint zuerst in Spanien auf die männliche Beinbekleidung angewendet worden zu sein und die aus einzelnen Teilen zusammengenähten Hosen ersezt zu haben. König Heinrich VIII. von England, der im Jahre 1540 starb, bezog ein Paar gestrickter Seidenhosen aus Spanien; sie galten als ein seltenes Prachtstück. Und noch sein Sohn Eduard, der bis 1553 regierte, begnügte sich mit nur einem Paare, das er gleichfalls von dort erhielt. In Frankreich soll es zuerst Heinrich II. gewesen sein, der 1559 auf der Hochzeit seiner Schwester mit seidenen Tricots erschien. Um 1589 erfand ein Magister William Lee zu Cambridge den Strumpfwirkerstuhl, der in einem Augenblicke mehrere Hundert Maschen strickte. Da er mit seiner Maschine die Handarbeiter im Brot verkürzte, liess ihn die Regierung nicht aufkommen; er folgte deshalb einer Einladung Heinrichs IV. von Frankreich und zog nach Rouen.

Die spanischen Hosen konnten vorerst in den breiten Volksschichten kein Feld gewinnen; hier behielt das Kostüm noch eine Zeitlang eine ausgesprochen deutsche Richtung, so dass es nahe daran war, zur Nationaltracht zu werden, denn es wurde überall in der Fremde als »deutsch« anerkannt; gleichwol verfiel es in kurzer Zeit einer Ausartung, die selbst scharfblickende Zeitgenossen überraschte.

Anfangs hatte man den Futterstoff nur in leichten Bauschen aus den Schlizen hervortreten lassen; die Schlize waren zwar zahlreich aber klein; allmählich brachte man weniger, doch grössere Schlize an und bauschte das Futter in immer grösseren Massen heraus, so dass es an Hosen und Aermeln wie flatternde Säcke hervortrat (120. 9). Durch die Schuld der Landsknechte schwollen diese Bauschen über alle Grenzen hinaus an. Die Landsknechte im Lager des Kurfürsten Moriz von Sachsen vor Magdeburg sollen die ersten gewesen sein, die im Jahre 1553 einen leichten, Kartek oder nach der Stadt Arras auch Rasch genannten, Seidenstoff durch die langen Schlize ihrer Hosen dergestalt herauszogen, dass er, trozdem die Hosen unter den Kniescheiben festgebunden waren, bis auf die Waden und selbst bis auf die Knöchel fiel (128. 3). Es rauschte, wann diese Hosenhelden in Masse daherschritten, wie der Elbstrom, wann er durch die Brücke und über das Wehr dahinschoss. Anfangs begnügte man sich mit 30 bis 40 Ellen Futterstoff, rückte aber schliesslich bis auf 100 vor. Man erzählt von einem Landsknechte, der nur 99 Ellen dazu nahm, »weil diese Zahl ein langes Wort und gut landsknechtisch, 100 aber ein kurzes Wort und nicht

Fig. 128.

1—9. Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 2. Calotte braun und golden gewürfelt, Müzchen gelb mit rotem Schiller, Halsbedeckung weiss mit Goldstickerei, Brustfleck grün, Oberkleid blau, an den Achseln gelb unterlegt, Unterkleid weiss mit einem schwarzen grau geränderten Besaz, Tasche rot mit grünen Bändern. 4. Haube weiss, Barett schwarz, Jacke braun mit grünem Futter im stehenden Kragen, Kleid zinnoberrot mit gelbem Besaz, Schürze weiss, Tasche mit Riemen hochrot, Knöpfe und Messerbesteck golden, Schuhe schwarz. 5. Kleid schwarzbraun, Brustlaz gelb mit Goldstickerei, Gürtel schwarz mit gelbem Beschläg, Kopfpuz silbern, im Zopf ein rotes Band. 6. (adlige Dame aus Köln) Oberkleid dunkelbraun, Unterkleid dunkelkarmin mit gelbem Besaz, Leibchen mit engen Aermeln hellgrün, Haube weiss, Calotte golden. 7. Müze und Mantel schwarz, Hosen blassrot. 8. Puffjacke schwarz mit weissen Schlössern, Hosen blau mit gelben Streifen, roten Puffen und gelben Kniebändern, Hut schwarz mit roten und gelben Federn, Schuhe schwarz mit weissen Schlizen. 9. Wams gelb, Mantel schwarz, Oberschenkelhosen samt Schamkapsel rosenrot mit orangefarbigen Borten, Strümpfe weiss mit schwarzen Kniebändern und Schleifen, Schuhe und Barett schwarz.

so prächtig zu reden sei". Ja es soll Leute gegeben haben, die bis zu 130 Ellen Zeug zum Hosenfutter verwendeten. Man nannte diese Hosen »Pluderhosen«.

So erstaunlich die Pluderhosen aussahen, so einfach war ihr Schnitt, denn sie unterschieden sich im Grunde genommen von den früheren Hosen nur durch ihre Grösse; man schnitt nur den Pluderstoff weit länger zu, als das Bein war, und legte ihn obenher um den Körper in dichte Falten. Die Hosen selbst liess man bis unter die Mitte der Waden herabsteigen, zerschnitt sie in Längsstreifen und sezte ein Futter hinein, das weit enger war und nur bis unter das Knie reichte. Zwischen Futter und Hosen brachte man den Pluderstoff unter und nähte diesen mit Hosen und Futter am oberen und unteren Rande zusammen. Das enge Futter zwang nun den Pluderstoff, aus den Schlizen herauszutreten. Ueberdies schlizte man auch noch die Borten der Oberhosen mit kleineren Schnitten und unterlegte sie mit einem Futter, das anders gefärbt war, als der Pluderstoff, oder stattete die Borten mit reihenweis eingeknüpften Schnürchen aus.

Die Pluderhosen waren der Abscheu aller Welt; die Prediger spieen Feuer und Flammen von allen Kanzeln auf sie herab. Berühmt ist die Predigt geworden, welche der Generalsuperintendent Andreas Musculus zu Frankfurt an der Oder unter dem Titel: »Vom zerluderten, Zucht- und Ehrverwegenen pludrigten Hosenteuffel« um 1555 im Drucke herausgab. Auch Fürsten und Obrigkeiten verboten und beschränkten sie. Der Kurfürst Joachim II. von Brandenburg liess einmal ein paar »Lumpenhösler« aufgreifen, in einen Käfig sperren und Musikanten vor dem Käfige aufspielen, ein andermal einigen Edelleuten, die solche Hosen trugen, den Hosengurt zerschneiden, so dass das »Zottelgelump« zu Boden fiel und die Herren mit nackten Beinen sich durch den johlenden Pöbel in Sicherheit bringen mussten. Doch halfen weder Predigten noch Verordnungen noch Strafen; die Pluderhosen gingen mehr oder minder grotesk vom Landsknecht auf alle Stände in deutschen Landen über, auf den Fürsten wie auf den Handwerksmann, und dies vorzugsweise im protestantischen Teile von Deutschland. Als man in Leipzig einen Studenten mit Pluderhosen vor den Richter brachte, erklärte der Student, er trage die Hosen nicht aus Uebermut, sondern als Schrank, um seine Habseligkeiten vor diebischen Händen darin zu verbergen, und holte aus seinen Hosen ein Deckbett, sechs Hemden, zwei Paar Strümpfe, ein Wams, einen engen Rock, einen Kamm, ein Paar alte Schuhe, ein Neues Testament, einen Cornelius Nepos und eine Gabel hervor.

Die Pluderhosen fanden schon frühe bei den Schweizern willkommene Aufnahme; sie wurden hier gegen Ende des 16. Jahrhunderts, lange nachdem sie in Deutschland ausgestorben waren, förmlich zur Nationaltracht erhoben. Das gesezte deutsche Bürgertum aber fand zwischen den Pluderhosen und spanischen Hosen einen Mittelweg; es trug die Pluderhosen so verkürzt, dass der Pluderstoff seine Bauschen noch gerade bis unter die Kniescheibe und selbst nur bis zur Mitte der Oberschenkel reichen liess und in Hüfthöhe um den Körper her einen Kranz von kleineren Bauschen bildete. Auch der Schamkapsel gab es einen Schmuck von verschleiften Bauschen (128. 9. Taf. 18. 6. 10. 13. 14). In anderer Weise liess es seine bis gegen die Kniescheibe herabreichende Oberhosen fest am Schenkel anliegen und nur die Hüften mit einer Anzahl von Bauschen (Taf. 18. 15) oder mit einem

kurzen dicken Polster umkränzen, das sich an den Hosengurt schloss (Taf. 18. 9). Auch kränzte es bei engen Oberhosen das Bein über dem Knie mit einigen Bauschen (128. 8). Es gab eine Unmasse von Hosenformen, die bald nach italienischer, neapolitanischer, flamländischer, spanischer Mode, bald Marine- oder Matrosenhosen benannt wurden. Darunter kamen dann zwei Arten zur besonderen Geltung, die aus den spanischen Hosen sich entwickelten. Diese Hosen mit ihren ausgestopften »Heerpauken« (132. 10) stiegen, wenn auch nur zögernd, von den Fürstenhöfen ins Volk hinab. Die übergespannten Borten verschwanden von den Oberhosen und diese waren jezt nur noch zwei Kissen von entsezlicher Dicke, mit einem Loch in der Mitte, durch das man sie anzog, worauf man sie mit Nesteln am Wamse befestigte. Damit hatte diese Mode ihre Grenzen erreicht und musste umkehren. Man liess die Polster abschwellen und legte den Ueberzug so locker darüber, dass er einige Falten machte. Je dünner das Polster wurde, desto mehr verlängerte sich der Ueberzug; und als dieser unter der Knieschiebe angelangt war, bestand sein Futter nur noch in einer mehr oder minder starken Wattierung. Die Oberhosen waren nun wieder zu Kniehosen geworden; man trug sie entweder oben und unten gleichweit oder von den Hüften nach untenhin stetig verjüngt, beide unter der Kniescheibe verschnürt (132. 4. Taf. 23. 5. 6. 9), gelegentlich aber auch offen. Die gleichweiten Hosen nannte man »Schlumperhosen«, die spizer werdenden aber »Pumphosen«. Die auf einem dreieckigen Laze sizende ausgepolsterte Schamkapsel behielt man noch eine Zeitlang bei; doch entfernte man schliesslich die Kapsel und versah den Laz mit einem verknöpfbaren Schlize. Den seitlichen Nähten des Lazes entlang verzierte man die Hosen mit zwei schmalen farbigen Streifen. Auch brachte man jezt Taschen in den Hosen an. Es gab einen Augenblick, da alle diese hier aufgezählten Hosenformen nebeneinander bestanden. Die Pumphosen waren namentlich unter den niederen Ständen und Soldaten beliebt (Taf. 19. 13. 15).

Die Strümpfe, die man über die Unterschenkel anzog, bestanden aus Tuch, Leder oder Seidenzeug. Man schnitt sie zu und nähte sie zusammen; den Schaft schloss man hintenherauf mit einer Naht; den Fuss sezte man entweder besonders an oder schnitt ihn mit dem Schaft im Ganzen zu; in lezterem Falle erzeugte man die für den Fuss nötige Weite durch einen Zwickel an jedem Knöchel, den man meist mit Stickereien verzierte. Es gab Lederstrümpfe, die von der Stelle an, wo sie unter dem Knie gebunden wurden, sich mit einer Stulpe erweiterten, welche über das Knie emporstieg (132. 5); dies war der Anfang der berühmten Kanonenstiefel oder »Kanonen«, die im Kostüm des 17. Jahrhunderts ihre Glanzrolle spielten. Als die Kunst des Strickens sich auszubreiten begann, verloren sich die genähten Strümpfe; doch behielt man auch an den gestrickten die Zwickel an den Knöcheln bei. In der vornehmen Welt trug man seidene Strümpfe, im Volke baumwollene; ihre Farbe richtete man nach dem Beinkleide und stellte beide Stücke häufig von gleicher Farbe her. Zu schwarzen

Hosen trug man stets schwarze Strümpfe; und so gefärbt bildeten für die Zukunft beide Stücke einen Teil der amtlichen und geistlichen Tracht.

Das Wams ging bis zum Halse hinauf (129. 1-3. 7), mit einem Vorstoss über den Gürtel hinab, und wurde mit kugeligen Knöpfen mitten über die Brust herab geschlossen; auf der Vorderseite beliebte man es von oben bis zum Gürtel ausgepolstert und gesteppt. Am Halsloche führte es häufig eine Kapuze (120. 9), welche niedergelegt mit zwei Spizen die obere Brust bedeckte. Die Aermel waren von beträchtlicher Weite, gewöhnlich leicht unterpolstert und am Handgelenke zusammengezogen oder hier etwas enger geschnitten, sonst von Schnitt gerade und einnähtig. Sehr gebräuchlich war an den Achselnähten ein ausgepolsterter Wulst oder ein Vorstoss, schmal oder breit, und mit Fischbein oder Messingdraht ausgesteift. Der Schoss war im Zuschnitte leicht gebogen und an der unteren Kante etwas länger, als an der oberen. Man trug das Wams im Leibe nicht selten völlig glatt und unzerschlizt, in den Aermeln aber, namentlich an Oberarm und Ellbogen, in Streifen zerschlizt und mit starken Bauschen in den Schlizen besezt. Die vier Zwickel, welche durch Kreuzschnitte erzeugt wurden, schloss man an ihren Spizen mit Knöpfchen zusammen (Taf. 18. 3). Wollte man das Wams mit den ungeheuren Pluderhosen in Einklang bringen, so zerlegte man es auf Brust und Rücken mit langen oder mit Reihen von kurzen Schlizen, ebenso auch die Aermel, oder löste diese von oben bis unten in lange Streifen auf (128. 3), die man von Stelle zu Stelle mit Knöpfchen, Quästchen oder verschleiften Nesteln wieder zusammenfasste. Den Schluss um Handgelenk und Hals formte man zu einem geschlizten Kranze um. Gegen 1570 liess man das Wams oben in einen hohen steifen Kragen übergehen, der den Hals fest umschloss; über ihm ragte die Hemdkröse empor, die sich dicht unter dem Kinn ausbreitete; dergleichen Krausen erschienen auch am Handgelenk (Taf. 18. 13. 14).

Das Wams in vornehmen Kreisen hatte gewöhnlich einen längeren Schoss (Taf. 18. 8) und war vorn dergestalt ausgepolstert, dass es gegen den Gürtel hin anschwoll; vom Gürtel abwärts behielt es seine natürliche Weite, aber in den Aermeln war es völlig eng und nur an den Achseln mit einem gesteiften Vorstosse besezt. Gewöhnlich trugen nur die Aermel einen Puz von kurzen Schlizen, die kranzförmig übereinander sassen, die Ränder über die Brust herab und untenher aber nur einen glatten Streifenbesaz. Man liebte dies Wams im Leibe von schwarzer, in den Aermeln von anderer Farbe. Aehnlich, aber mit langem Schosse ausgestattet war das »Rennröcklein«, das so genannt wurde, weil es die Edelleute über den Harnisch anlegten, wenn sie zu den Turnieren oder Rennen auszogen.

Die spanische Mode gab dem Wams eine Form, über die man weniger schelten, als lachen könnte; sie trieb nämlich das Polster auf der Brust zu einem starken Höcker aus, der am Halse beginnend seine Spize nach unten über den Gürtel bog, ganz so, wie er heute noch, vom Winde

geschwellt, über dem Magen unserer Hanswürste vorzukommen pflegt. Diesen Magenbuckel nannte man »Gansbauch«. Um das Polster aufnehmen zu können, erhielt das Wams einen angemessenen Schnitt, indem man an den Brustblättern die vordere Kante verlängerte (129.1). Der Bauch verlangte zwei dicke Lagen von Füllwerk, wovon die eine am Wamse selbst befestigt wurde, die andere auf einer Unterjacke. Da nun das Wams sich vorn herab öffnen liess, so musste wenigstens die obere Polsterlage aus zwei gleichen Hälften hergestellt werden; diese wurden an ihren auf die Mittellinie der Brust fallenden Kanten so scharf abgenäht, dass sie aussen auf dem Wamse einen augenfälligen Grat erzeugten. Der Gansbauch war das Gegenstück zu den Heerpauken an den spanischen Hosen. Sicherlich haben diese kostümlichen Auswüchse die Redensart: »Das kommt mir spanisch vor« veranlasst, die wir heute noch einer wunderlichen Sache gegenüber anzuwenden pflegen. Kriegsleute schnallten sich den Gansbauch als eine Art von Rüstung vor den Leib. Die Aermel schwollen vom Handgelenke nach den Schultern hinauf an und wurden am Oberarme gleichfalls mit Polstern unterlegt, dabei auch mit Schlizen verziert, oder sie waren lang und weit, »wie die Kommisssäcke und Wurstsammler der Landsknechte«. Das ganze Wams nannte man »welsches Wams«; wie sehr die Prediger dagegen eiferten, lässt sich denken.

Als die Halskrausen immer grösser wurden, so dass sie gleichsam einem Teller ähnlich sahen, auf dem der Kopf ruhte, trennte man sie vom Hemde und behandelte sie als selbständiges Puzstück. Nun wuchs sie so schnell heran, dass sie bereits am Schlusse des Jahrhunderts einem kleinen Mühlsteine glich, der wie aus einer grossen Zahl von Orgelpfeifen zusammengesezt erschien; man nannte sie denn auch »Mühlsteinkragen«. Sie stand entweder rings um das Kinn schräg in die Höhe oder hing umgekehrt auf die Schultern herab, einer Schüssel ähnlich, die man auf- oder abwärts kehrt. Die Geistlichen eiferten anfangs gegen die Krausen; das hinderte aber nicht, dass die Kröse auch in das geistliche Kostüm überging und dort noch weit länger verharrte, als in der bürgerlichen Tracht.

Schon am Anfange der achtziger Jahre erschien neben der Kröse ein Kragen anderer Art, den man »welschen« oder »spanischen« Kragen nannte, denn er war mit den spanischen Soldaten ins Land gekommen. Dieser Kragen sass gewöhnlich am Hemde fest und stieg aus dem Halsausschnitte des Wamses schräg gegen den Nacken empor, den er umgab. Nach seinem unteren oder inneren Rande hin, der am Hemde sass, war der Kragen in einige Falten gelegt, die beim Stärken zusammengeklebt und dann glattgebügelt wurden; am oberen Rande aber war er schmucklos oder mit einer Borte besezt, die glatt oder bestickt, an den vorderen Kanten aber mit langen Schnüren versehen, um ihn vor dem Halse zubinden zu können. Dieser Kragen machte es nötig, den Rock- oder Wamskragen, der darunter sass, in ähnlicher Weise umzubiegen.

Auch die alte ehrenhafte Schaube blieb von der spanischen Mode

nicht verschont. Dieses weite reichfaltige Oberkleid wurde zum Teile verkürzt und verengt, in den Aermeln oben gebauscht und der gebauschte Teil vom unteren, der enge verblieb, derart getrennt, dass er angezogen werden konnte, während der untere leer herabfiel (130. 1). Man schnitt den gebauschten Aermelteil aus vier Stücken zu (129. 14). Derjenige Teil, der oben oder aussen auf die Achsel zu liegen kam, war am höchsten, dabei schmal und nach unten keilig. Die Seitenstücke rechts und links waren minder hoch, aber breiter und ebenfalls keilig. Das vierte Stück, das unter die Achsel zu liegen kam, war am niedrigsten, aber auch am breitesten und fast als Doppelzwickel zugeschnitten. Die oben und aussen liegenden Teile wurden mit einigen tiefen Falten in das Armloch gesezt. Sonst zeigte die Schaube im Schnitt keine wesentlichen Veränderungen gegen früher (129. 12. 13).

Den Pelzbesaz, der Umschlag und Kragen bildete, machte man durchweg schmäler und richtete den Kragen steiler in die Höhe (130. 5). Neben Pelz verwendete man Sammet- oder Seidenstoffe für Umschlag und Kragen. In dieser verkürzten und verengten Gestalt nannte man die Schaube »Gestaltrock«; sie wurde vorwiegend von Edelleuten getragen, sowol angezogen, als auch gleich einem Mantel umgehängt; die längere Schaube aber, die bis an oder unter die Kniescheibe reichte, blieb daneben unter dem gesezten älteren Bürgertum dauernd in Gebrauch; sie führte jezt den Namen »Ehrrock« und wurde immer mehr zum Amtskleide von Bürgermeistern und Ratsherren (130. 1). Ihre Aermel waren ganz so beschaffen, wie bei dem Gestaltrocke, um die Achsel mehr oder minder kugelig und gepufft, nach unten hin aber von gleichmässiger Enge.

Aehnlich wie der Gestaltrock war die »Harzkappe«; enger und kürzer, unterschied sie sich von ihm nur durch den Mangel an Aermeln, oder doch des hängenden Teiles der Aermel, so dass nur die Oberarme mit Bauschärmeln bedeckt waren (Taf. 18. 8). Der Unterschied zwischen Harzkappe und Gestaltrock scheint mehr im Namen, als in der Sache gelegen zu haben.

Um die Zeit, als Harzkappen und Gestaltröcke seltener wurden, erschien die »Puffjacke« (Taf. 19. 10). Die Puffjacke war ein vorn geöffneter Rock von verschiedener Form. Einmal lag sie am Oberkörper ziemlich passend an (Taf. 19. 10), wurde aber nach unten ohne angesezten Schoss weit und faltig; man schloss sie mit einem Gürtel um die Hüften, über die Brust her aber mit Haken und Oesen. Unten reichte sie bis in die halben Oberschenkel, oben mit einem engen Kragen bis unter das Kinn; über dem Kragen trat die Krause hervor; Die Aermel waren anliegend und gerade, doch an den Achseln etwas ausgepolstert. Der einzige Schmuck bestand in einer Borte untenher. Dies Gewandstück hatte, wenn es für den Siz zu Pferde bestimmt war, in der halben Höhe des Schosses rechts und links einen Einschnitt mit Knöpfen, so dass man die abgetrennten Stücke, falls sie beim Reiten hinderten, zurückschlagen, später aber wieder anknöpfen konnte; deshalb wurde der Rock auch »Reitrock« genannt. Die Puffjacke

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

zweiter Form war kürzer und reichte nur knapp über die Hüften (128. 8); ihr Schoss, der angesezt, öffnete sich in der Mitte, während über der Brust die Jacke zum Uebereinanderschlagen eingerichtet und seitwärts verschliessbar war. Die Aermel waren ziemlich weit, aber vorn am Handgelenke wie ein Sack geschlossen, dabei mit steifem Zeuge gefüttert oder dünn wattiert. Zuweilen sass auf beiden Aermeln oder nur auf einem ein quer oder schräg verlaufender Schliz im Oberarme. Allen Rändern folgte ein schmaler geschlizter und rohrförmig zusammengelegter Besaz, der selbst unter der Kröse oben den Kragen umsäumte, ebenso die Aermel vorn am Handgelenk und den Schliz am Oberarme.

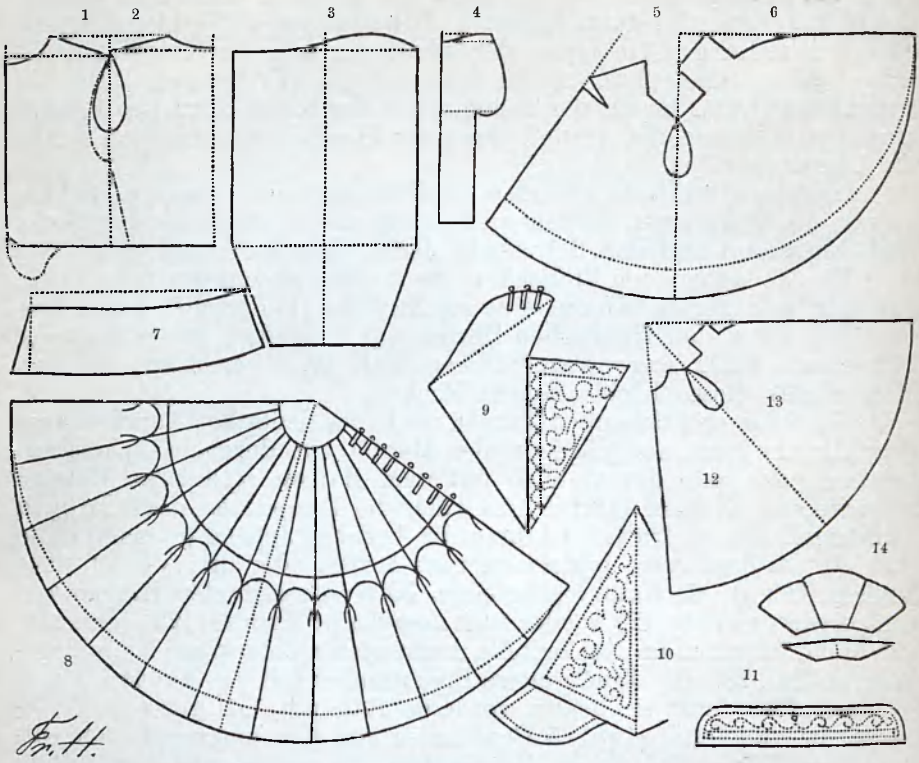
An diesen Puffjacken fanden die Prediger kaum etwas zu tadeln, als nur die übergrossen Haften und Haken, die sie mit »Geschirrinken« (Gefässhenkeln) und den Schnäbeln der Löffelgänse verglichen.

Es gab neben den Puffjacken einen völlig gleichgestalteten Rock, der aber bis unter die Kniescheibe reichte (154. 1); derselbe kam schon um 1550 unter den ritterlichen Herren vor, nachdem der Waffenrock mit seinem faltig angesezten Schosse (Taf. 19. 4) verschwunden war. Man nannte dieses Kleid »langen Rock«.

Kam bei den Schauben immer noch der deutsche Charakter zum Durchbruche, so war dagegen der Mantel ein durchaus spanisches Gewand, das man darum auch mit dem Namen »spanische Kappe« bezeichnete. Nur in ihrer Kürze glich die Kappe den mantelartigen Umhängen, die in früheren Jahren die deutsche Jugend getragen hatte (118. 1). Im Zuschnitte bildete sie zwei Drittel oder drei Viertel eines Kreises (129. 8); sie hatte häufig einen halb aufgerichteten Kragen von verschiedener Breite (128. 9) oder statt dessen eine Kapuze (128. 7), manchmal auch nur einen im Rückenteile markierten rechteckigen Umschlagekragen (Taf. 18. 10). Eine weitere Eigentümlichkeit der Kappe bestand in einem Einschnitt an beiden vorderen Rändern, der gegen 20 Centimeter tief war und etwa 25 Centimeter von den unteren Ecken entfernt sass (128. 9. Taf. 18. 10). Die Kapuze trug man so weit geschnitten, dass sie über den Kopf gezogen werden konnte, dabei meist dreieckig, seltener rund. Sie konnte auf zweierlei Weise hergestellt werden, entweder aus zwei dreieckigen, mit ihrer Basis dem Halsausschnitte des Mantels folgenden Blättern, die man an den Seiten zusammennähte, oder aus einem seiner Grundform nach dreieckigen Stücke mit dreifach gebrochener Basis (129. 9. 10), dessen Seitenflügel man nach aussen umschlug und an den zusammenfallenden Kanten vernähte oder verknöpfte; das Mittelstück kam dann mit seiner Basis auf den Halsausschnitt zu sizen. Beliebt war an der Naht ein Besaz von Schleifen oder Quästchen. Nicht selten schnitt man auch rechts und links an den Halsrand der Kapuze zwei vorspringende Zwickel an, welche an die vorderen Ränder des Mantels zu sizen kamen und hier nach aussen fallende Umschläge bildeten. Nach Belieben richtete man die Kapuze so ein, dass sie an- und abgenommen werden konnte; man schnürte sie alsdann mit einem kleinen am Mantel stehenden Kragen zusammen. Wenn

nur zum Staatskleide bestimmt, wurde die Kappe aus Sammet oder Seide verfertigt, meist schwarz, aber mit andersfarbigem Futter, und mit Streifen von schwarzen Stoffen oder mit Goldtressen besezt. Häufig

Fig. 129.



1—3. 7. Schnitt zum Wamse (1 Vorderblatt, 2 halbes Rückenblatt, 3 Aermel, 7 halber Schoss). 4—6. Schnitt zum Gestaltrocke (4 halber Aermel, 5 Vorderblatt, 6 halbes Rückenblatt). 8—11. Schnitt zur spanischen Kappe (8 halber Mantel, 9 Kapuze von der Seite, 10 Kapuze von vorn, 11 Kragen). 12—14. Schnitt zur Harzkappe (12 Vorderblatt, 13 halbes Rückenblatt, 14 vier Stücke zu den Achselbauschen).

liess man den Rändern einen zur Röhre umgebogenen zerschlizten Besaz mit kleinen Schlizen folgen (Taf. 18. 10).

Zum Schuz bestimmte Kappen stellte man aus Filz, Leder oder grober Wolle her und machte sie vorn oder seitwärts mit Knöpfen verschliessbar.

An andern Schuzmänteln wurden die Seitenflügel nur angeknöpft, so dass man sie völlig herausnehmen konnte, wenn man die Arme frei haben wollte; solche Mäntel bildeten dann nur einen Ueberhang auf Brust und Rücken. Die Schaube war dadurch, dass sie enger und kürzer geworden, dem Mantel gleichsam entgegen gekommen, so dass zumal die ärmellose Schaube mit dem hochaufstehenden Kragen der spanischen Kappe zum Verwechseln ähnlich sah.

Als Reisekleid benüzte man lange Mäntel von schwarzem Tuche, die bis auf die Füsse herabstiegen, und an vielen Orten bei Leichenzügen die gleichen Mäntel als Trauergewand.

Das Barett erhielt sich bis über 1580 hinaus, aber es schrumpfte zu einem äusserst flachen Käpplein zusammen, das eher einem Deckel ähnlich sah, als einer Müze; anderseits näherte es sich dem spanischen Hute, indem es den Rand fast bis zum Verschwinden einzog, im Kopf aber höher und faltig wurde (130. 1. Taf. 18. 13). Von diesem nach spanischer Mode hergerichteten Barette unterschied man allmählich zweierlei Formen, die eine mit weitem, flach auseinander gespannten Kopfe (130. 2. Taf. 18. 8), die andre mit hohem Kopfe, der durch eingelegten Draht ausgesteift war. In erster Form war es noch Barett, in lezter aber Hut, der Rand bei beiden äusserst schmal, der Kopf faltig, der Federbusch gestuzt und mitten über der Stirne aufgesteckt. In Frankreich ahmte man dies Gefieder als »deutsche Sitte« nach. Hut und Müze fertigte man aus Sammet, Seide oder weichem Filz. »Grosse, breite spanische Barett werden getragen, wie die Scheffelboden, die treibt man in die Höhe und macht Falten daran«, so lautete jezt das Urteil von der Kanzel herab. Hut oder Barett, diese Frage wurde unter den vornehmen Ständen zur Anstandsfrage. Beide Kopfbedeckungen erhielten sich ziemlich gleichmässig bis in die achtziger Jahre hinein; dann verschwand das Barett und der Hut behielt das Feld.

Der spanische Hut war jezt hoch, oben enger, als unten, abgerundet oder flach (132. 4. 10), in der Krempe sehr schmal, seltener etwas breiter, und am Kopfe anfangs senkrecht gefaltet, denn der Stoff wurde noch über ein Gestell von Draht gezogen. Gegen Ende des Jahrhunderts aber stellte man ganz ebenso geformte Hüte von glatter Oberfläche aus Filz her. Häufiger noch, als der spanische Hut, wurde jezt der französische getragen; dieser hatte einen runden Kopf und eine breite schirmartig abstehende Krempe. Man pflegte die Krempe seitwärts in einem schiefen Winkel gegen den Kopf hin aufzuschneiden, den so entstandenen Zipfel nach oben hin zu schlagen und durch die Hutschnur zu stecken, auf die andere Seite aber einen mässigen Busch aus Straussfedern zu pflanzen (Taf. 18. 9. 10). Statt solcher Federn verwendeten stuzerhafte Leute wol auch eine Garbe Haars von irgend einer Schönen, ein Brauch, der als »eine neue Hoffart aus dem Venusberge« gerügt wurde. Der seither übliche Auspuz mit kleinem Geschmeide, mit Schnüren und Besazstreifen änderte sich wenig. »Die Mannsleute, sagt Osiander, tragen Hüte mit vergoldeten und silbernen Spangen, von einem sammetnen Frauengürtel umgeben, um damit anzuzeigen, dass sie die Weiber über sich herrschen lassen.«

Der alte Bauernfilz, der niemals in den unteren Volksschichten ganz abgekommen war, erschien auf den Köpfen der Landsknechte, neben ihm ein hoher Hut ohne jegliche Krempe, von grobem zottigen Fries oder aus Fell, in der Regel untenher mit einer breiten grellfarbigen Binde oder Quastenschnur umgürtet und hinterwärts mit einem bunten Federstrausse besteckt (128. 3. Taf. 19. 12).

Zu gleicher Zeit gab es verschiedene Arten von Müzen, hohe und niedrige, zumteil mit Pelz verbrämt (130. 5). Auf greisen Köpfen war noch das runde anliegende Käppchen, die Calotte, zu bemerken (130. 1. 2). Von der Kapuze oder Kappe, die sich als Wetterschuz immer zweckmässig erwiesen hatte, machte man auf Jagd und Reisen ebenfalls noch Gebrauch.

Das Haar wurde gleichmässig um den ganzen Kopf kurz verschnitten; jüngere Leute trugen es etwas länger und kämmten es über der Stirn in die Höhe, »als ob sie der Satan rückwärts durch einen Zaun gezogen hätte«; diese Haartracht nannte man »kolbigtes Haar«.

Fig. 130.

1—5. Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. Schaube samt Oberarmpuffen schwarz mit hellbraunem Pelz, Aermel und Hosen violett, Wams, Hut und Schuhe schwarz. 3. Oberkleid samt Leibchen schwarzbraun, Unterkleid scharlachrot mit drei schmalen Goldborten, welche zwei weisse rot und blau gestreifte Borten einfassen, Barett schwarz mit roter Perlenschnur. 4. Schäublein schwarzbraun mit weissem Pelz, Kleid schwarzbraun, Streifenbesaz unten karmin, blau, gelb, weiss, karmin, weiss und blau, Schürze weiss, Stirnhäubchen schwarz.

Andere liessen es »hinten und zu beiden Seiten gar lang und zottig sein«. Dergleichen Stuzerfrisuren kamen seit den siebziger Jahren zum Vorscheine. Schnurr- und Kinnbart waren allgemein; den Kinnbart forderte die Mode mässig zugespizt. Alte Leute bewahrten sich den langen wallenden Vollbart (130. 1. 2. 5).

Der Schuh zeigte eine dem Fuss angemessene Form mit mässiger Spize und umschloss den ganzen Fuss bis an den Knöchel. Doch behielt man noch einige Zeit die feinen buntunterlegten Schlize bei. Als diese abkamen, pflegte man den Schuh »mit Sammt oder Seiden zu steppen, mit Silber zu stiften und zu beschlagen«. Die Schuhspizen liessen sich mit den vorelterlichen Schuhschnäbeln nicht vergleichen; aber sie hatten doch, wie diese, Unterschuhe im Gefolge,

die auch noch den alten Namen »Trippen« führten, jezt aber an Gestalt unseren Pantoffeln glichen, denn sie zeigten nur eine Vorderkappe, aber keine Hinterkappe, dabei eine sehr dicke Holzsohle. Vornehme Leute zogen, wenn sie auf die Reise gingen, hohe Stiefel von feinem Korduanleder mit dicker Sohle an, die mit fast tricotartiger Enge das Bein umspannten. Gleich den Strümpfen wiesen auch die Stiefel eingesezte Zwickel auf und manchmal an der äusseren Seite über dem Knöchel einen längeren Schliz, der mit kleinen Kugelknöpfen verschlossen werden konnte, oder statt dieses Schlizes im unteren Teile auch kleinere, nach einem bestimmten Muster geordnete Schlize, die sich öffneten, sobald man die Stiefel anzog, dann aber wieder schlossen. Stiefel, die man beim Reiten benuzte, waren sehr hoch und wurden am Gürtel befestigt; ja es gab Reitstiefel, die länger waren, als das Bein, so dass sie an den Gelenken sich falteten und keinerlei Spannung verursachten. Gewöhnliche Stiefel gingen nur bis an oder auf die Kniescheibe (Taf. 19. 14).

Die gefingerten Handschuhe reichten bis auf das Handgelenk und waren am Rande entweder in Lappen zerschnitten, die an den Kanten fein gesteppt, oder mit Schlupfen besezt. Man fertigte sie aus weichem Leder von weisser, mattgelber oder lohbrauner Farbe. Allmählich hörte man auf, sie auf der Oberseite und namentlich auf den Knöcheln zu schlizen, fuhr aber fort, sie mit eingesteppten Mustern zu verzieren. Handschuhe gehörten notwendig zur vornehmen Tracht, doch genügte es, wenn man den einen in der Hand trug, den andern um den Finger wickelte.

Die Fausthandschuhe sezten sich über dem Handgelenke mit einer kurzen Stulpe fort und diese war nicht selten mit einem Kranze von kleinen Bügeln gesäumt, wie sie damals im ganzen Kostüm der übliche Schmuck (Taf. 19. 10). Es gab auch Fäustlinge mit Stulpen, die bis zum Ellbogen reichten und weit genug waren, um den umfangreichen Aermel aufzunehmen; man nannte sie »Hentzsken«. »Was soll man sagen von den ungeheuer grossen Hentzsken, meinte der Magister Strauss, die etliche auch im Sommer tragen, so weit, dass einer ein ziemlich Paar gerade Aermel daraus könnte machen lassen.« Auf der inneren Seite des Fingerfutterals sass ein Querschliz, durch welchen man die Finger herausstecken konnte, ohne den Handschuh ausziehen zu müssen. Man trug ihn im Sommer mit Leinwand, im Winter mit Pelz gefüttert.

Noch müssen wir der Taschen gedenken, die in den Kleidern selbst angebracht wurden. Dergleichen Taschen waren zwar nicht neu; schon im 13. Jahrhundert wird ihrer in mehreren Schriften gedacht; aber sie waren früher nur persönliches Belieben, während sie jezt allgemeine Mode wurden. Die gepufften Hosen riefen gleichsam durch ihre Form die Taschen herbei, und man fand sie so bequem, dass man sie von jezt ab nicht mehr entbehren wollte. Trozdem konnten die Taschen nicht ohne Kampf ihr Dasein behaupten, denn man verdächtigte sie als mögliche Behälter von Dolch und Pistole. In Frankreich wurden sie sogar ausdrücklich verboten und man formte hier den oberen Teil der Schamkapsel zu einem Täschchen um; dann brachte man eine Tasche in den Wamsärmeln an und endlich, als die Obrigkeit aufhörte, ein Auge auf die Befolgung ihres Gesezes zu haben, wieder in den Hosen, von wo man sie denn auch bis jezt nicht mehr vertrieben hat.

Im 16. Jahrhundert fing man auch an, Uhren zu tragen. Die Uhr erschien im Anfang dieser Epoche unter dem Namen »Nürnberger Ei«, denn die ersten Uhren wurden in Nürnberg fabriziert und waren in eine Kapsel eingeschlossen, die wie ein Ei aussah. Man trug die Uhr vor der Brust an einer Halskette. Sie war damals noch ein Kleinod von grossem Werte, das nur die reichsten Leute sich anschaffen konnten, und niemand vermutete, dass eine Zeit kommen werde, da auch ein armer Mann dieses bequeme Instrument bei sich führen würde. In Frankreich stellte man zuerst unter Heinrich II. verhältnismässig flache Uhren her, die auch billiger waren, als die Nürnberger Eier, wodurch dann einer grösseren Menge von Personen es möglich wurde, sie als Schmuckstück zu tragen. Man gab der Uhrkapsel alle Formen, welche nur die Hängekleinode gestatteten, und stellte sie rund, vieleckig, oval, sowie in Muschel-, Kreuz- und Sternform her.

Die weibliche Tracht. Im allgemeinen verhüllte man sich bis zum Kinn hinauf oder doch bis zum Ansaze des Halses. War das Leibchen oder der »Brüstling«, wie man damals sagte, ausgeschnitten, so füllte man die Oeffnung mit einem Hemdeinsaze aus, der oben mit einer Borte schloss (128. 2), oder mit einer Krause, auf welcher das Kinn ruhte (128. 4). Je nachdem das Leibchen mehr der heimischen oder spanischen Mode folgte, bedeckte es entweder nur die Brust und hatte unten eine kurze Schneppe, oder stieg bis zum Hals empor und mit einer gestreckten Schneppe ziemlich tief über den Leib. Betrachten wir das hohe Leibchen zuerst. Man stellte es aus zwei Teilen her (131. 1. 2), welche durch Nähte über die Achseln her und mitten über den Rücken herab miteinander verbunden wurden. Um es auf dem Rücken anschliessend zu machen, versah man es auf jeder Seite mit einer Einnaht, die etwa von der Mitte des Armloches über das Schulterblatt nach dem Kreuze hin im Bogen herabstieg, suchte auch sonst durch Einschlagen und Abnähen einen guten Siz zu erzielen, ebenso durch Ausfütterung namentlich über der Brust. Folgte man durchaus der spanischen Mode, so liess man den Hals mit einem angeschnittenen Stehkragen umfassen. Das ausgeschnittene Leibchen folgte einem andern Schnitte; jedes Brustblatt wurde mit dem angrenzenden Rückenblatte im Ganzen zugeschnitten, d. h. so, dass beide durch einen über die Achsel laufenden schmalen Steg miteinander verbunden waren; es fehlten ihm also die Achselnähte (131. 4). Das Halsloch war viereckig, aber an der vorderen Kante hochgewölbt, so dass das Leibchen den Busen troz des Ausschnittes bedecken konnte (128. 5. 132. 3). Beide Leibchen wurden vornherab geschlossen, entweder mit Schnürsenkeln, Haken und Oesen oder mit Kugelknöpfchen.

Die spanische Mode, die gegen Ende des Jahrhunderts in den vornehmen Kreisen immer stärker sich geltend machte, verlangte eine sehr schlanke Taille, die mit schmaler Spize über den Unterleib hinabstieg (Taf. 21. 5). Um dem Leibchen Haltung zu geben, passte man ihm vorn herab einen Streifen ein, den man nach dem französischen Worte planchette »Blankscheit« benannte. Dieser Einsaz bestand aus Buchs, Elfenbein, Perlmutter, Stahl, Messing oder Silber; da er unbedeckt blieb, so hielt man darauf, ihn aufs prächtigste durch Schnizereien

---

Taf. 18. 1—15. Männer- und Frauentrachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1. 5 Dame und Dienstmädchen aus Frankfurt, 3 Dienstmädchen aus der Pfalz. 11. 12 Frauen aus Köln).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

oder Gravierungen auszustatten. Doch fand das Leibchen seinen Halt nicht allein an dem Blankscheite; es erhielt auch an beiden Seiten Schienen von Metall oder Holz. Der Druck dieses Beschläges war so gross, dass es nicht selten in das lebende Fleisch einschnitt. Manche Dame musste diesen Unsinn mit dem Leben bezahlen; man fand an ihren geöffneten Leichen die Rippen übereinandergequetscht. Dies Leibchen war mit Achselstücken oder Polstern versehen, sei's in, sei's auf den Aermeln (Taf. 21. 5), und der gewöhnliche Schmuck derselben ein Besaz von Knöpfen, welche nichts zu verknöpfen hatten. Die Aermel waren passend, häufig mit einer unbegrenzten Anzahl von kleinen, mit andersfarbigem Futter unterlegten Einschnitten geschmükt und von Halb- oder Flügelärmeln verschiedenen Schnittes begleitet, die hinten herabhingen.

Zumteil waren auch die deutschen Aermel so gestaltet, anliegend, zweinähtig, mit Achselpolstern oder gebauscht, in den Bauschen bald ausgepolstert, hoch, niedrig, rund oder scheibenförmig, bald mehr oder minder faltig. Die Bauschen konnten mit jeder Aermelhälfte im Ganzen zugeschnitten werden, bald, ähnlich wie an der männlichen Schaube, aus mehreren Stücken (129. 14). Die hoch über die Achseln steigenden glatten Puffen bestanden aus fünf Stücken (131. 3), die nebeneinander liegend etwa einem Halbmonde mit abgestumpften Hörnern gleich sahen, dem an beiden Rändern je vier Zwickel herausgeschnitten waren. Gewöhnlich versah man nur das Leibchen mit kurzen Bauschärmeln, aus denen man dann engere Aermel hervortreten liess. Es kamen auch weitere Aermel vor, die mit den Bauschen im Ganzen zugeschnitten, aber kurz vor dem Handgelenke passend verschmälert waren (131. 5). Als die Halskröse über die Achseln hinauswuchs, fand man die hohen Bauschen und Polster hinderlich und gab sie auf.

Die spanische Mode brachte das Unterkleid wieder zur Geltung, das man seit den dreissiger Jahren mit dem Oberkleide zu verdecken pflegte. Legte man zwei Röcke übereinander an, so sass das Leibchen am oberen Rocke, und wol nur der engere Teil der Aermel am unteren. Beide Kleider waren anfangs im Schnitte ganz gleich und bildeten gewöhnlich einen vollen Kreis, oder bestanden, je nachdem die Breite des Stoffes dazu zwang, aus zwei oder vier rechteckigen Stücken mit ebenso vielen eingeschobenen Zwickeln. Bei zunehmender Versteifung aber machte man die Kleider minder weit, als sonst, auch häufiger glatt (Taf. 18. 8) oder doch nur mit sehr wenigen Falten, die gegeneinander festgelegt wurden. Bei so verringerter Weite schnitt man die Röcke nicht mehr als ganzen Kreis, sondern als zwei Drittel oder drei Viertel eines Kreises zu, verengte sie auch am oberen Ausschnitt auf den Umfang der Taille, versah sie aber seitwärts mit einem kurzen Schlize, um sie anziehen zu können. Die Röcke waren ohne Schleppe, ringsum gleichmässig lang, und stiessen auf den Boden, so dass die Fussspizen durchaus verdeckt blieben. Häufig stellte man den Rock aus einem andersfarbigen Stoffe her, als das Leibchen.

Allmählich verbreitete sich der spanische Brauch, den oberen Rock

vorn herab völlig zu öffnen (Taf. 18. 7), während man das Leibchen geschlossen hielt, und dabei zugleich den unteren Rock auszusteifen; dies geschah mit Filz, erst unten her, dann immer weiter hinauf, bis das Kleid endlich wie eine Glocke aussah. Den Filz spannte man überdies noch mit Drahtreifen aus, später mit elastischen Stahlreifen, die man »Springer« nannte. Deutsche Zugabe war es, das obere Kleid etwas zu kürzen und es der Länge nach in sehr dichte gleichmässige Falten zu reihen, überdies auch zu beiden Seiten und nicht, wie sonst üblich, vorn vom Leibchen an auseinander zu spreizen (130. 3). Doch fand dieser Brauch keine grosse Nachahmung und verschwand darum wieder nach kurzer Zeit. Ebenmässig faltete man auch den unteren Rock, falls man ihn ohne Oberkleid trug, oder legte ihn in einige kräftige Falten, wenn das Oberkleid dicht gefältelt war. Dadurch, dass man das obere Kleid vorn öffnete, gewann das untere Kleid an Wert; man stattete es durchweg, oder doch soweit es sichtbar war, mit Besäzen von reichem Stoffe aus; mindestens aber fertigte man den sichtbaren Teil von feinerem Stoffe, als das übrige Kleid. Und so konnte es denn wol vorkommen, dass dieser Teil aus farbigem Damast oder Sammet und sein Besaz aus Atlas, Seide und köstlichen Borten bestand, der verdeckte Teil aber aus schlechtem Kamelot oder gar aus Sackleinwand. Dass sich die deutschen Frauen den gespreizten Röcken nicht durchweg geneigt zeigten, lag wol an dem Umstande, dass bei dem strengen Klima Röcke dieser Art Unterhosen nötig machten; selbst in dem milderen Frankreich mussten sich die Frauen zu diesem völlig männlichen Kostümstücke bequemen.

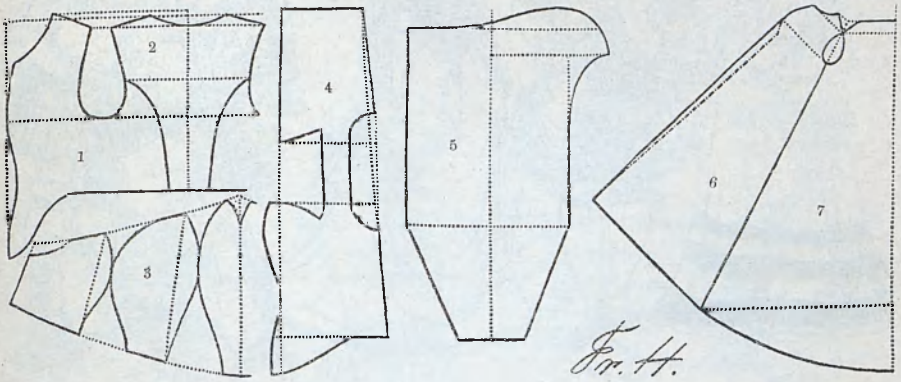
In manchen Städten wurden die Reife verboten; so 1583 in Magdeburg: »De Springer under den Röcken schöllen Frouwen und Jungfrouwen yn allen Stenden dorhut verbaden syn.« Aber die Mode ist eine wunderliche, oder vielmehr eine umgekehrte Heilige, denn während man die kirchlichen Heiligen verehrt ohne sie nachzuahmen, ahmt man die Mode nach ohne sie zu verehren, ja selbst dann, wenn man sie lächerlich findet oder gar verachtet.

Der Reifrock gehörte indes einmal zur Frauentoilette; aus seiner anfänglich noch massvollen Kuppelgestalt (Taf. 21. 2) ging er in eine ungefüge Walzenform über, so dass er, oben fast so breit wie unten, einer umgestülpten Tonne glich (Taf. 21 5); über beiden Hüften hatte er eine Anschwellung, die durch untergelegte Kissen erzielt wurde. Was nur zur Aussteifung des Rockes dienlich war, musste herhalten: Draht, Fischbein, Tonnenbänder und Eisenreifen. Ueber die Fläche um die Taille her legte man eine gefaltete Kröse, welche der Halskröse glich, aber mit dem Oberrock oder Leibchen aus gleichem Stoffe bestand (Taf. 21. 4. 5). Auch jezt noch liess man den Oberrock vorn herab auseinander klaffen; so geformt gingen beide Röcke in das folgende Jahrhundert hinüber.

An die Stelle der Schaube trat ein Ueberrock, der keine Taille hatte, sondern sich von oben nach unten hin glatt und faltenlos in gerader Linie wie ein Kegel erweiterte (131. 6. 7) und nur oben bis an die Achselhöhlen anlag. Diesen Ueberzieher nannte man »weiten Rock«, im Gegensaz zum »engen Rock«, der erst von der Spize des Leibchens an sich öffnete. Er kam mit Aermeln oder auch ohne solche

und nur mit Armschlizen vor, die gross genug waren, um die Achselbauschen des Leibchens hindurchlassen zu können. Seine Aermel beschränkten sich auf Bauschärmel am Oberarme (128. 6. 131. 3), oder auf hängende Aermel; leztere waren vielfach in Kahnform gebildet (Taf. 21. 1) und an beiden Schlizkanten von oben bis unten mit

Fig. 131.



1. 2. Schnitt zum geschlossenen Leibchen. 4. 5. Schnitt zum ausgeschnittenen Leibchen samt Aermel. 3. 6. 7. Schnitt zum „weiten Rock" (3 Aermelschnitt, 6 Vorderblatt, 7 Rückenblatt). Zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Knöpfen und Lizen besezt, so dass sie nach Belieben aus- und angezogen werden konnten. Es gab Hängeärmel in allen Längen, selbst solche, welche den Boden berührten und an passender Stelle mit einem Schliz für den Arm versehen waren. Man pflegte den weiten Rock nur am Halse zusammenzuhalten, machte ihn aber doch mit Knöpfchen oder Metallschliessen, die man »Schalen« nannte, bis unten hin verschliessbar. Für den Winter gab man ihm ein Pelzfutter. Er war nur in Verbindung mit dem glockenförmigen Rocke zu tragen, dessen Kegelgestalt er folgte, aber nicht über dem tonnenförmigen Rocke, der ihn unmöglich machte. Am längsten erhielt er sich am Rhein in der Garderobe vornehmer Damen. (128. 6 Dame aus Köln.)

Das Koller blieb andauernd in Gebrauch, einmal in hergebrachter Form als Schulterbehang, dann als Jäckchen und endlich als Leibchen. Die spanische Mode verlängerte und erweiterte das Koller zu einem Mäntelchen; es zeigte nun den gleichen hohen Stehkragen und stellte sich ebenso wie die spanische Kappe starr und steif von dem Körper ab (132. 8. 9); auf den Achseln hatte es nach Bedarf ein besonders eingesezstes Stück von halbkugeliger Wölbung, womit es über die Achselpuffen der Aermel zu liegen kam (132. 8). Unter Edelfrauen wurde dieser Umhang häufig durchaus so lang und mit demselben hohen Kragen beliebt, wie der spanische Mantel, überdies nach Bedarf mit Armschlizen versehen und selbst mit Aermeln (vergl. Taf. 18. 6). Man hängte ihn aber nicht auf eine Schulter, wie dies unter Männern üblich, sondern nahm ihn über beide Schultern (132. 9) und fasste ihn, wenn nötig, vorn mit

Fig. 132.

1—10. Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 6. Schäublein samt Oberarmpuffen schwarzbraun, enge Aermel weiss, Rock hell karminfarbig mit dunkelrotem Rankenmuster und grünem Besaz, Calotte golden, Barett schwarz mit goldnem Zierate. 7. Schäublein mit Oberarmpuffen violett mit gelbbraunem Pelz, enge Aermel weiss, Rock grün mit dunkelkarminrotem Besaz und weissen Perlenreihen, Leibchen schwarz, Calotte und Brustgeschmeide golden, Schürze weiss. 9. Rock violett, Besaz unten braun mit gelbem Rankenornament und weissen schwarzornamentierten Saumborten, Leibchen hellgrün mit dunkelkarminrotem Besaz, Mantille schwarz mit braunem Pelz, Haarhaube und Halskette golden, Barett schwarz mit mehrfarbigen Federn. 10. Wams hellblau mit goldnen Knöpfen, Mantel dunkelbraun mit hellbraunem Futter und Pelz, Oberschenkelhosen rosenrot mit schwarzen rotgeschlizten Streifen, Laz schwarz mit roten Puffen, Strümpfe grau mit schwarzen Kniebändern, Schuhe schwarz mit rotunterlegten Schlizen, Hut schwarz mit gelber Feder, Handschuhe braun.

der Hand zusammen. Mäntelchen dieser Art führten den Namen »Mantille«. Eine weitere Umwandlung machte das Koller zu einem ärmellosen oder mit Oberarmbauschen besezten Ueberziehjäckchen (132. 1. 6. 7), das sich der männlichen Harzkappe näherte und deshalb auch »Harzkäpplein« oder, da die Harzkappe aus der Schaube entstanden war, auch »Schäublein« genannt wurde; es war ein sehr kleidsames Kostümstück. In der Volkstracht ging das Koller andere Wege; es wurde zu einem kurzen Ueberleibchen, das nur knapp unter die Brüste

Fig. 133.

1 2 3 4

1—4. Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ueberziehleibchen grün mit rotviolettem Bortenbesaz, Unterleibchen karminrot mit gelben grün geränderten Borten und roten Nesteln, enge Aermel und Krause samt Unterlage weiss, Rock trübrosa, Calotte und Brustgeschmeid golden, Barett rotviolett mit blauer, grüner und roter Feder. 2. Rock samt Mieder und Aermeln gelbbraun, Koller schwarzbraun mit zwei schmalen schwarzen Streifen, Kopfpuz samt Kröse weiss, Gürtel tiefbraun mit Goldbeschläge. 3. Rock samt Leibchen und Aermeln dunkelkarminrot mit grünem Besaz; Füllung des Ausschnittes samt Kröse weiss, Calotte golden, Barett schwarz, Gürtel weisse Perlen mit hellroten Steinen. 4. Koller schwarzbraun mit schwarzen Borten und braunem Pelz, Unterleibchen gelbgrün mit violettem Besaz und gelben Nesteln, Aermel weiss, Rock gelbbraun, Schürze schwarzbraun, Gürtel samt Behäng schwarz mit silbernem Beschläg, Barett schwarz mit braunen Pelzstückchen.

reichte (133. 1. 2. 4); wir werden weiter unten noch davon reden. Bei solchen Umwandlungen verlor sich das kurze Kragenkoller (124. 11. 12).

Der alte Mantel fristete unter mehrfachen Abänderungen sein Dasein ebenfalls nur noch im Bereiche der Volkstracht weiter; als vornehmes Gewandstück war er gänzlich abgekommen.

Um die Ausstattung des Halses erhob sich eine wahre Hezjagd zwischen Kröse und stehendem Kragen. Die Halskrause wuchs dergestalt, dass man Löffel mit langem Stiele herstellen musste, damit es den Damen möglich wurde, die Suppe zum Munde zu führen ohne ihre Krause zu zerknittern. Auch musste man die Krause, um sie in ihrer Lage zu halten, durch einen besonderen Träger unterstüzen; es war dies ein breiter elastischer Kragen aus starkem Drahtgeflechte, der vom Halse aus ein wenig emporsteigend gleichsam einen Teller bildete, auf dem die Krause ruhte. Auch die Handkrausen wuchsen, doch in bescheidenerem Masse.

Ebenmässig vergrösserte sich der stehende Kragen (Taf. 21.5), welcher aus einem ziemlich tiefen runden oder spizen Halsausschnitte des Leibchens emporstieg, um einen Hintergrund für den Kopf zu bilden; er wurde gleichfalls durch Messingdraht unterstüzt, und so war es möglich, ihn mit drei oder vier und selbst fünf Schichten von Kanten zu besezen, von welchen die lezte über den Kopf hinausging.

Die Krause selbst wurde auf folgende Weise angefertigt: Man nahm zwei Streifen Leinwand; der eine musste so breit sein, als man die Krause hoch wünschte, also etwa drei Finger breit, und so lang, als die Halsweite der Krause forderte. Diesen Streif richtete man an seinen Enden zum Verknöpfen oder Binden ein. Der zweite Streif musste gleichfalls so breit sein, als man die Krause hoch haben wollte, und über drei Meter lang. Diesen Streif brach man von der Mitte seiner Länge aus nach rechts und links in viele ganz regelmässige Falten, stellte ihn dann auf die Kante und zwar auf den ersten Streif, also, dass seine Mitte auf die Mitte des kurzen Streifes kam; nun nähte man von der Mitte aus den in Falten zusammengeschobenen Streif an den oberen und unteren Rand des untergelegten kurzen Streifes fest, eine Falte nach der andern, wobei man sich dann schon im voraus überzeugen musste, wie eng oder weit man die Falten zu machen hatte, um mit den beiden Enden des gefalteten Streifes genau auf die beiden Enden des untergelegten Streifes zu treffen. Hier also war die Kröse offen, so dass man sie um den Hals legen und mit den Schnüren oder dem Knopf am inneren Futterstreife verschliessen konnte. Um den ellenlangen Stoff in geschlängelten Windungen auf den Umfang des Halses zu versammeln und den Falten Glätte und Rundung zu geben, griff man zu Brenneisen und Stärke. In ähnlicher Weise richtete man auch die Handkrausen her.

Die Schürze war vorwiegend Prunkstück; demgemäss fertigte man sie aus guten Stoffen an, aus Weisszeug, schwarzer schwerer Seide oder aus leichterem Taffet, und verzierte sie der Breite nach mit andersfarbigen Besazstreifen oder mit Streifen aus Stickereien, mitunter selbst mit Streifen in durchbrochener Arbeit. Sonst war die Schürze meist ganz glatt, in manchen Gegenden aber auch in dichte Längsfalten zusammengeschoben (132.7). Die gefaltete Schürze stellte man ohne die seitliche Verbreiterung her, welche häufig die glatte Schürze oben erhielt (144.3), schnitt sie aber durchweg breiter zu, als jene, da sie zusammengefaltet noch die Breite der glatten aufweisen sollte. Die Schürzen jeder Art waren meist ein wenig kürzer, als der Rock.

Die langen reichen Gürtel blieben fortwährend in Gebrauch; mit den vorn geöffneten Oberkleidern getragen, pflegte man sie vorn herabhängen zu lassen, ohne dieselben jedoch an der Seite. Auch hängte man noch ein Täschchen daran, sowie schmuckvolle Bestecke oder »Scheiden« und die Schlüssel. Statt des Dolches aber, den die Damen in der Reformationszeit beliebten, wählte man nun, da die Zeiten zahmer geworden, den Fächer. Der Fächer kam in verschiedener Form vor. Einmal bestand er aus einem Stiele von Elfenbein oder Edelmetall in kunstvoller Arbeit, der an seinem Knaufe rundum mit Federn, namentlich mit Strauss- oder Pfauenfedern besteckt war. Ein andermal hatte er die Gestalt eines Wetterfähnchens und war aus einem zierlichen Stäbchen und einem viereckigen Stücke von Pergament oder steifem Papiere zusammengesezt, dessen einfache Form durch Malerei und Vergoldung belebt war. In Vecellios Trachtenbuch findet man diesen Fahnenfächer meist in der Hand vornehmer Italienerinnen;

dies bezeugt, dass er von Italien aus nach Deutschland kam. Ziemlich gleichzeitig mit dem Federfächer erschien der in Amiens erfundene halbkreisförmige Faltfächer, den man zusammenklappen konnte. Man pflegte die Fächer jeder Art mit einer langen goldenen Schnur oder Kette seitwärts am Gürtel hängend mitzuführen. In derselben Zeit, gegen Ende der achtziger Jahre, pflegte man auch kleine runde oder ovale Handspiegel anzuhängen. Nicht selten waren Stielfächer und Handspiegel miteinander verbunden und der Spiegel rings mit Federn umstellt, das Glas überdies auf der Rückseite mit Pergament überzogen und mit Malereien geschmückt. Auch wurde es vornehmer Brauch, eine Uhr an den Gürtel zu hängen oder an die Halskette. Obgleich die Uhr in Deutschland erfunden worden, war doch die Art, sie zu tragen, spanisch-französische Mode. Aus Italien aber kamen die Schnupftücher, welche man nach ihrem heimatlichen Namen »fazzoletto«, »Fazilettlein«, im gewöhnlichen Leben auch »Schnüffeldecke« benannte. Man fertigte sie ähnlich wie die Schürzen aus guten Stoffen und verzierte sie mit Stickerei und Spizenbesaz, namentlich an den vier Ecken mit kleinen Quästchen, zu welchen man selbst Silber und Gold verwendete, so dass die Tücher immer mehr zu einem Gegenstande des Luxus wurden. Man trug sie gewöhnlich in der Hand. In einem Anstandskatechismus für Knaben findet sich über das Schnupftuch die Frage aufgestellt: »Ist's auch höflich, mit dem Barett oder Rock die Nasen schneuzen?« und die Antwort lautet: »Nein, denn solches gehört sich zu thun mit dem Fazilettlein.«

Der Strumpf ging aus der männlichen in die weibliche Garderobe über, anfangs noch genäht, seit Ende der siebenziger Jahre immer mehr gestrickt, stets mit Zwickeln an den Knöcheln, die mit zierlichen Mustern, unter welchen ein Lilienmuster das üblichste, bestickt waren, denn die Damen suchten vielfach Gelegenheit, den Strumpf zu zeigen und nicht bloss diesen. Es gab, als die Tonnenröcke herrschten, eine Kunst, den Anzug aufzunehmen, um die Vorübergehenden einen ersten verbrämten Rock, dann einen zweiten mit Borten besezten Rock, dann einen dritten gestickten Rock, dann den Auspuz des Strumpfes von roter Seide auf dem Fuss und endlich den in einen niedlichen Schuh eingeschlossenen Fuss selbst sehen zu lassen. Es ist sicherlich kein Zufall, dass zur Zeit, als man den Strumpf sehen liess, sich der Tanz zu einer wirklichen Kunst erhob und damals die ersten »Professoren der Tanzkunst« erschienen. Als schönster Strumpf galt der weisse; nächst diesem war der schwarze am gebräuchlichsten.

Der Schuh folgte den Wandlungen des männlichen Schuhes; er spizte sich vorn mässig zu und bedeckte den Fuss bis zu den Knöcheln hinauf; als Schmuck zeigte er einige feine farbig unterlegte Schlize, dann, als man diese aufgab, einen Besaz von Silberschnüren und im Ausschnitte eine leichte Krause. Was der Frauenschuh gegen Ende des Jahrhunderts gänzlich Neues bot, war ein Absaz oder Haken. Man hatte dergleichen Untersäze zulezt an den Trippen des 15. Jahrhunderts gefunden und sie schienen mit diesen verschwunden zu sein, da die

späteren Abbildungen nichts mehr davon bemerken lassen. Noch vorhandene Muster aus dem sechzehnten Jahrhundert aber beweisen, dass man die Idee der Absäze niemals wieder ganz hatte fallen lassen, denn gewöhnlich ist die Sohle unter der Ferse durch ein eigenes, wenn auch nur dünnes Lederstück verstärkt. Ueberdies sind die ersten Absäze, die uns abbildlich überliefert werden, bereits so hoch und stark, dass wir nicht annehmen können, sie seien auf einmal in dieser Form angewendet worden. Eine andre Eigentümlichkeit, die mit dem hohen Absaze zugleich erschien, bestand darin, dass man den Schuh aus einem Vorder- und einem Fersenteile zusammensezte und beide Teile durch eine Naht verband. An das Fersenstück wurde rechts und links eine Lasche angeschnitten, die man über dem Vorderblatte zusammenknöpfte. Man stellte feineres Schuhzeug ebensowol aus Sammet und Seide oder Korduanleder, wie auch aus weichem Ziegen- und Bockleder her, das man in verschiedenen Farben anzufertigen verstand. Als Hausschuhe benuzten die Frauen Pantoffeln (127. 1. 4).

Der Brauch, das Haar im Nacken hochzubinden und mit dem runden Häubchen völlig zu bedecken oder vor demselben an den Schläfen in krausen Löckchen oder glatten Bauschen hervortreten zu lassen, währte bis in die Mitte der sechziger Jahre fort (134. 2. 3). Es wurde dann in bürgerlichen Kreisen immer üblicher, das Haar zugleich mit einem farbigen Bande in zwei lange Zöpfe zu flechten und diese über den Rücken herabhängen zu lassen, oder vor den Ohren herauf über den Oberkopf zu legen und dort festzustecken. Die grosse Mode aber verlangte etwa seit 1585, dass man das Haar über Puffen und Reife von Eisen in die Höhe zog, um der Stirne mehr Breite zu geben; man nahm es rundum gleichmässig in einem hohen Bogen empor (134. 5) oder türmte es zu zwei Hörnern auf; wegen ihrer Mondsichelform benannte man die Haarhörner »Frisur der Luna«.

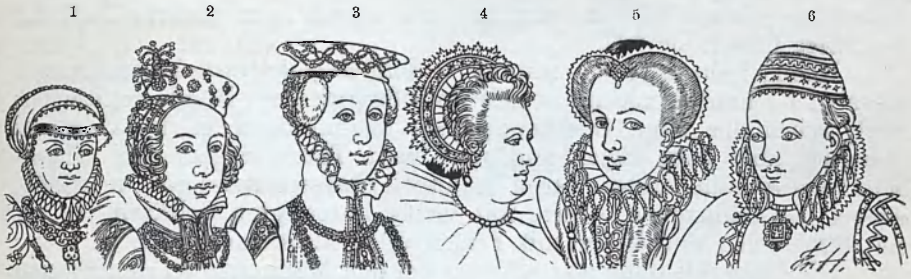
Gross war der Verbrauch von falschem Haar und von Perrücken aus allen Stoffen, selbst von Werg. Die Mode verlangte blondes oder rotblondes Haar, und wer von Natur des blonden Haares ermangelte, suchte es mit Salben und beizenden Wassern modefähig zu machen. Auch puderte man das Haar, streute aber den Puder nicht trocken auf, sondern machte ihn mit Hilfe eines Schleimes anklebend.

Bräute und Brautjungfern pflegten ihr Haar nicht mehr so durchgängig, wie früher, lose über den Rücken hängen zu lassen, sondern verbargen es unter der Brautkrone oder flochten es in zwei lose oder aufgesteckte Zöpfe, zwischen lezteren manchmal das Nackenhaar freigebend.

Calotte und Barett wurden anfangs noch so getragen, wie die abgelaufene Periode sie überliefert hatte (128. 2. 4), entweder beide Stücke zugleich oder jedes für sich allein. Aber das Barett schrumpfte immer mehr zusammen, so dass es seit dem Ende der sechziger Jahre nur noch ein knappes gesteiftes Müzchen mit schmalem, wenn nicht fehlendem Rande war (134. 2. 3), oder ein handgrosses Hütchen, das seitwärts an der Frisur mit Nadeln befestigt wurde. Vorzugsweise das Müzchen schmückte man mit goldenen oder silbernen Schnüren, auch mit Steinen und

Perlen, und besteckte es über der Stirne oder seitwärts mit einem kleinen Federstuz oder augenfälligen Geschmeide. Gegen die Neige des Jahrhunderts kamen grössere Hütchen in Mode mit hohem stumpfkegeligem Kopfe und passender, etwas nach abwärts gesenkter Krempe. Die Hüte, ob gross oder klein, wurden aus Filz hergestellt und mit irgend einem hellen, oft auch verschiedenfarbig gestreiften Sammet- oder Seidenzeuge bezogen und am unteren Kopfende mit Goldschnur umgürtet; auch dem Hute kam der Federstrauss zu. Eine sehr kleidsame

Fig. 134.



1—6. Frauenkopftrachten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Kopfbedeckung, ebenso ernst als artig, war die sogenannte »Stuarthaube«, die etwa um 1580 aus Frankreich nach Deutschland kam und nach der unglücklichen Königin von Schottland den Namen trug. Wie ein Hut niedrig und ausgesteift, bedeckte sie den Hinterkopf (134. 5); ihr Rand war über beiden Schläfen ungefähr 5 cm breit und stand hier fast in einem rechten Winkel vom Kopfe ab; in der Mitte aber nahm er bis zu 12 cm zu und senkte sich mit einer Schneppe über den Scheitel gegen die Stirn herab, so dass er von der Mitte aus nach den Schläfen zu das aufwärts gestrichene Haar in zwei weiten Bogen umspannte. Man fertigte die Haube aus schwarzem oder dunkelfarbigem Sammet, besezte sie vorn am Rande mit Perlen oder feinen Spizen (134. 4), und an der Stirnschneppe mit einem Juwele, das in die Stirne hing. Um 1600 war die Stuarthaube in der vornehmen Welt die üblichste Kopfbedeckung.

Der Schleier oder die »Stürze« kam nun wieder mehr in Mode; man befestigte ihn am Haar, so dass er hinten über den Rücken fiel. Er war, aber keineswegs immer, durchsichtig, gewöhnlich schwarz oder weiss, dann auch gelb, mit silbernen und goldenen Streifen sowie mit »hohlen Nähten« versehen, d. h. geriefelt. Der Schleier galt als Zeichen der Ehrbarkeit namentlich bei Frauen, deren Jugend abgeblüht.

Die Freude am Schmuck erlosch nicht mit den Farben; der Schminke bediente man sich selbst in bürgerlichen Kreisen. In den Grenzlanden, wo französischer Einfluss vorherrschte, griffen die Frauen aus dem Volke, welche das Geld für wohlriechenden Puder nicht erschwingen konnten, zu dem Mehl aus faulem Eichenholze, womit sie eine gleich-

mässig rote Gesichtsfarbe erzielten. Einige französische Dorfmädchen sollen es gewesen sein, die, ihrem Jahrhundert vorauseilend, sich mit weissem Getreidemehle bepuderten.

Von den Masken, die in der französischen Toilette sich eingebürgert hatten, wurde in Deutschland wenig Gebrauch gemacht; man trug sie bei Tag, um sich vor der Hize zu schüzen, bei Nacht, um die auf das Gesicht gelegte Mischung festzuhalten, welche der Haut ihre Frische bewahren oder vielmehr die Verheerungen der Schminke bekämpfen sollte, womit man sich das Gesicht begipste. Die Masken bestanden aus schwarzem Sammet oder Atlas mit zwei Löchern und bedeckten einen Teil der Stirn und die Augen; den unteren Teil des Gesichtes liessen sie frei.

Handschuhe waren ein nimmer fehlendes Toilettestück; sie reichten bis an das Handgelenk und wurden mit Strupfen am Rande angezogen; doch gebot der feine Geschmack, sie unangezogen in der Hand zu behalten, aber beim Essen und auch beim Tanze wegzulegen. Handschuhe gewöhnlicher Art waren bräunlich, bessere weiss oder mattgelb, solang die Schlizmode währte mit farbig unterlegten Schlizen, später mit Stickereien und selbst mit Perlen und Edelsteinen verziert.

Die Trauerkleidung war schwarz bei den Männern, bei den Frauen schwarz und weiss; die männliche sezte sich aus Gugelkappe und Mantel zusammen, die weibliche aus Mantel und Kopftuch. Die Gugel hatte einen Kragen und einen langen gleichbreiten Zipfel, der über den Rücken herabfiel (137. 7). Der zur Gugel gehörige Mantel reichte entweder bis an die Ferse oder die Kniekehle; im ersten Falle stieg die Gugel tief über das Gesicht herab, im lezten nur bis an die Augenbrauen. Indes veränderte sich die Trauerkleidung im Laufe des Jahrhunderts; zwar blieb der Mantel immer kreisförmig im Zuschnitte; doch erhielt er einen kleinen oder hochsizenden Genickkragen, und die Gugel wurde durch einen hohen glattköpfigen Hut mit schmaler Schirmkrempe ersezt, den man wol auch mit einer schwarzen Binde umwand. Der weibliche Trauermantel reichte auf den Boden herab, wurde jedoch, wenigstens im mittleren Deutschland, durch eine auf der Innenseite angebrachte Zugschnur um die Taille zusammgezogen (vergl. 126. 1) und dadurch etwas verkürzt; er war im Kreis oder Rechtecke zugeschnitten. Die Kopfhülle bestand in einem weissen Linnentuche, das man einfach über den Kopf legte, so dass es Stirn und Wangen bedeckte, oder in einem grösseren Schleiertuche, schwarz oder weiss, womit man sich obenher gänzlich vermummte, wie die Männer mit ihren Kappen. Später wurde der Trauermantel in dichte Längsfalten geriefelt, wie dies auch sonst mit den Profanmänteln geschah. Oertliches Belieben brachte manche Unterschiede in die Trauerkleidung; wir werden im Abschnitt über die Volkstrachten noch darüber sprechen.

Wollte man das deutsche Kostüm des 16. Jahrhunderts mit grossen Zügen charakterisieren, so könnte man sagen, in den zwei ersten Dritteln dieser Epoche war es deutsch, in dem lezten spanisch; man könnte als Titelbild für beide Epochen die Figur Huttens, des freiheitsdurstigsten Heisssspornes, und die Figur Philipps II., des konsequentesten Despoten verwenden, denn dort war es frei und farbenfroh, hier ein-

gepfercht und düster, immer aber ein sprechendes Bild des politischen Zustandes. Es ist unmöglich, den Anteil zu bestimmen, den Wille und Willenslosigkeit an solchen kostümlichen Wandlungen haben. Die Gewalt der Mode beruht zumteil in einer physischen Ansteckung, etwa wie die Macht des Gähnens; sie ist eine Art von Suggestion, bei welcher Phantasie und Gefühl der Vernunft gegenüber eine mächtige Rolle spielen; zumteil beruht sie auch auf dem bewussten Willen, auf dem Willen, Lust oder Aerger zu erregen, Armut zu verbergen oder Reichtum zur Schau zu tragen. Kostümliche Fragen werden ebensowenig, wie ästhetische oder sonst kulturelle Fragen, von einem einzelnen Volke entschieden; durch den gesteigerten Verkehr finden solche Fragen, einmal angeregt, überall ihren Widerhall, und dies namentlich bei den Deutschen. Intoleranz in irgend einer Sache entspricht nicht dem Charakter des deutschen Volkes; es hat sich, solange man es kennt, durch die Gabe ausgezeichnet, Fremdes aufzunehmen und in sein Eigentum zu verwandeln. Heimatliebe, auch in der Mode, besteht nicht darin, dass man Fremdes abweist, sondern dass man es für sich zweckmässig verwendet. Und das haben die Deutschen auch der spanischen Mode gegenüber gethan; sie brachten ihr eigenes Idiom in die spanische Mode, Sonderzüge, die mit ihrem politisch zerklüfteten Sonderleben zusammenhingen, und die am lebhaftesten in den kommenden Volkstrachten hervortraten; sie brachten nicht bloss einen freieren Pulsschlag in diese starren Formen, sondern auch ein natürlicheres Wesen und vereinten beides mit einer so grossen Ehrbarkeit, dass auch die strengsten Sittenrichter an diesem Kostüme nicht leicht etwas zu tadeln fanden.

---

2. Die ständischen Trachten.

Initiale aus dem 16. Jahrhundert.

Bei Edelleuten, Bürgern und Bauern pflegten sich die Standesunterschiede, wie noch in unsern Tagen, deutlich im Kostüme zu markieren; und heute noch wie früher suchen die oberen Stände diese Unterschiede aufrecht zu halten, die unteren aber sie zu verwischen. Indes, was heute mehr oder minder freier Wille ist, war damals Gesez. Von obenher schwieg man niemals dazu still, wenn die unteren Stände es durch Aufwand den oberen gleichzuthun suchten; solche kostümliche Angelegenheiten waren damals wichtig genug, um sich auf den Reichstagen damit zu beschäftigen. So geschah dies 1530 zu Augsburg, wo man in die »neue Kaiserliche Ordnung und Reformation guter Polizey im heiligen Römischen Reiche« auch eine Anzahl von Artikeln aufnahm, die sich mit dem Kostüme der einzelnen Stände befassten. Aber Ermahnungen dieser Art hatten auch diesmal so viel Wirkung, wie die Predigten, die der heilige Antonius den Fischen hielt, nämlich gar keine; darum wurden sie achtzehn Jahre später von einem zweiten Reichstage in derselben Stadt wiederholt und zwar mit der Drohung, alle Obrigkeiten, welche die Artikel nicht binnen Jahresfrist einführten, mit einer Strafe von zwei Mark lötigen Goldes zu belasten, »damit in jeglichem Stand unterschiedlich Erkenntnis sein möge«. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts übernahmen die Fürsten einzeln und zumteil auch die Reichsstädte dergleichen Verordnungen; namentlich leztere

handhabten sie mit ganzer Strenge, doch auch nur mit halbem Erfolge. Uebrigens wurde die Kleidung damals überhaupt bescheidener, was mit den veränderten geistigen und politischen Zuständen zusammenhing.

Ein ständeunterscheidendes Gewand war vor allem die Schaube; Handwerkern, falls sie nicht angesessene Meister waren, sowie Bauern und Soldaten blieb sie untersagt oder doch missgönnt; die Landsknechte konnten sie ohnehin nicht brauchen. Nur der Adel und die reichsten Leute trugen ihre Schaube völlig mit Pelz ausgeschlagen oder doch an Kragen und Umschlag von Pelz, in den Aermeln, namentlich am Oberarme, sehr umfangreich aufgebauscht und geschlizt (135. 1.3), die wohlgestellten Bürger aber mit glatten Aermeln oder nur mit Armschlizen versehen (135. 2).

Fig. 135.

1 2 3 4

1—4. Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1. Johann Friedrich von Sachsen; 2. Georg Spalatin. 3. Johann Ernst, Herzog von Sachsen).

Den Fürsten standen Schauben von rotem oder violettem Sammet und Atlas zu, reich durchwirkt oder bestickt, mit Zobel oder Hermelin, nicht selten auch mit Marder gefüttert. Der höhere Adel und die Ritterschaft hatten kein Recht auf die violette Farbe, sondern nur auf die rote, der vornehme Städter nur auf die schwarze oder braune in Verbindung mit dunklem Pelz oder grauem Marder. Der Augsburger Reichstag verordnete: »Ferner sollen die von Adel kein Sammet- oder Carmesin-Atlas antragen und ihnen zum höchsten Damasten oder dergleichen Seiden zugelassen sein, den sie mit sechs Ellen Sammet und nicht darüber verbrämen mögen.«

Augenfällig von den gewöhnlichen Schauben unterschieden sich jene, welche die Gelehrten zu tragen pflegten (137. 6). Diese Schauben hatten oben ein Koller, nämlich ein viereckiges Stück, das glatt über Brust, Schultern und Rücken auflag (119. 9); an dieses Koller waren

Rücken- und Vorderteil (119. 10) des Gewandes faltig angesezt. Das Koller erweiterte den Rock über die Schultern her dergestalt, dass er keiner besonderen Armlöcher bedurfte, sondern die Aermel in die einfachen Nähte eingesezt werden konnten, ohne dass sich troz ihres grossen Umfanges eine Ueberfülle von Falten gebildet hätte. Anfangs wurden die Aermel sehr lang zugeschnitten und glatt an das Koller genäht; als die Reformation um sich griff, erschienen die geistlichen Reformatoren in Schauben, deren Aermel sehr weit und so lang waren, wie der Rock, dabei faltig und nicht mehr glatt an das Koller gesezt. Schwarz und mit dunklem Pelz ausgeschlagen stieg die Gelehrtenschaube bis gegen die Knöchel hinab und legte sich nur oben und vorn am Koller mit einem schmalen Umschlage auseinander. Als ständisches Kleid wich die bürgerliche Schaube später anderen Formen, den Gestaltsröcken, Harzkappen und Puffjacken (128. 8. 130. 2. Taf. 18. 8. 15), und ihre braune Farbe erlosch vor der schwarzen.

Auch die Kopfbedeckung galt als Standesabzeichen. Die mancherlei Kappen, Hüte und Müzen des abgelaufenen Jahrhunderts waren durch das Barett verdrängt worden, das bald auf allen Köpfen erschien. Seit 1518 indes wurde das Barett den niederen Klassen wiederholt untersagt. Sonst aber erhielt jeder Stand sein eigenes Barett. Die höchsten Stände gaben dem flachen Barette mit schmalem, ringsum aufgewulsteten Rande den Vorzug; sie trugen es gewöhnlich rot oder karminfarbig, mit manchem Kleinode sowie mit Perlen und Stickereien geschmückt, nicht selten auch seitwärts mit einem kurzen Busche von

Fig. 136.

1 2 3 4 5 6

1. Calotte. 2—4. Fürstliche Barette (2 Karl V., 3 Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, 4 Ferdinand I. als römischer König). 5. Doctorhut, Erasmus von Rotterdam. 6. Bürgerliches Barett.

Straussfedern besteckt, der auf jeder Rippe mit einer Reihe von Perlen besezt war. Dergleichen Barette lassen uns die Abbildungen auf den Köpfen der sächsischen Fürsten bemerken (135. 1. 3). Kaiser Karl V. auf dem Kupferstichbildnisse Behams trägt ein breites, sehr flaches Käppchen mit schmalem Rande, der ringsum etwas gesenkt und nur vorn über dem Gesichte mässig aufgebogen ist (136. 2). Mit breiterer Krempe, die ringsum absteht und mit Besäzen und Kleinoden geschmückt ist, erscheint das Barett König Ferdinands auf einem Bildnisse Behams vom Jahre 1531 (136. 4). Das Barett Friedrichs des Weisen auf dem Kupferstiche Dürers ähnelt dagegen dem gewöhnlichen Gelehrtenbarette; es ist eine flache weite Kappe mit senkrechter Halbkrempe, welche den Hinterkopf bedeckt, und zwei besonders angenähten starken

Schläfenlaschen, die über dem Müzenkopfe mit einem Knopfe zusammengeschlossen sind (136. 3).

Als »Ritter- oder Herrenhut« galt ein flacher Deckel mit breitem abstehenden Rande (121. 5. 8. 9) und am Kopfe mit Straussfedern umsteckt, welche den Rand ringsum überwallten (S. 516). Das bürgerliche Barett (136. 6) war eine auf den Kopf passende, oben abgeflachte Müze, die nach untenhin sich etwas verengte, meist ein kreisrunder Deckel mit angeseztem Bunde, der hinten länger geschnitten war als vorn, hier aber eine eigene, nach oben geklappte Krempe führte. Man trug sie dunkel oder schwarz mit einigem Schmuck.

Aehnlich, doch immer schmucklos, war das Barett der Gelehrten; es bestand aus einer ziemlich weiten Kappe mit breitem gesenkten oder aufgeschlagenen Rande, der jedoch nur den hinteren Teil der Kappe umfasste, ungefähr zwei Drittel des ganzen Umfanges, den vorderen Teil aber nur als schmaler Streif besäumte (137. 6). Der sogenannte Doktorhut kam ihm ziemlich nahe (136. 5); nur hatte er eine schmälere Halbkrempe, die auf dem Hinterkopfe anlag, und keinen Stirnstreifen. (Ueber das Barett der Landsknechte s. unter kriegerischer Tracht.)

Die spanische Mode änderte das Barett und liess es einerseits zu einem breiten, aber flachen deckelförmigen Käpplein mit schmaler Krempe zusammenschrumpfen (130. 2), anderseits zu einem halbhohen faltigen Hute mit gleichfalls schmaler Krempe anwachsen (130. 1), und raubte ihm alle Schlize, Puffen und jeglichen Schmuck. In dieser Form erhielt sich das Barett bei dem Bürgerstande und auch auf den Köpfen der Beamten etwa bis 1590; an seine Stelle trat dann der spanische Hut; diesen trug am Ende des Jahrhunderts der Bürger wie der Handwerker, der Bauer wie der Kaiser (132. 4. 10. Taf. 21. 3).

Die Augsburger Ordnung untersagte den gewöhnlichen Handwerkern und Handwerksgesellen, den Krämern und reisigen Leuten die Schaube sowie die geschlizten Kleider, das Barett und die Straussfedern. Die Abbildungen überzeugen uns jedoch, dass diese Leute mehr den Forderungen ihres Handwerkes, als denen der Obrigkeit folgten. Fast alle Handwerker sehen wir in dem Wamse, wie es die Zeitmode verlangte, mit langen Schlizen, Achselstücken und gepufften Aermeln einhergehen (137. 1. 2); ihr Handwerk fügte eine Schürze hinzu, deren Ueberschlag auf die Brust hinaufgenommen werden konnte.

Der Dom zu Freiberg bewahrt zwei bemalte Steinfiguren von Bergleuten aus dem Jahre 1546. Einer der Bergleute (137. 4) trägt einen dunkelgrünen, um die Hüften geschnürten Kittel mit Aermeln, die am Oberarme gepufft, unten anliegend sind, über dem Kittel Riemen oder Borten von Goldfarbe, schlichte rote Hosen, die unten mit schwarzem Leder beschuht sind, eine Bergbarte, wie sie die Bergleute bei festlichen Aufzügen noch heute in Sachsen tragen, und schliesslich ein schwarzes Leder, das unter dem Rock über den Hintern gebunden ist. Bei der zweiten Figur (137. 5) bemerken wir ein rotes, vorn geöffnetes und gelb ausgeschlagenes Wams mit faltig angeseztem Schoss, Aermel, die im Oberarme gepufft, rote beschuhte Hosen mit Oberschenkelborten, die mit weissem Puffstoff unterlegt, einen weissen gefältelten Brustfleck mit Krause und eine rote, niedrige untenher umgestülpte Müze. Das Leder ist hier über den Rock gebunden. Bei beiden Figuren ist die Fahrkappe weiss und liegt auf der rechten Schulter. Von Jägern besizen wir vielfache Abbildungen; alle zeigen uns

die nämliche Jagdkleidung: einen Scheckenrock (Taf. 19. 5), der vorn oder hinten in einige feste Falten gelegt oder gegürtet ist, bequeme Aermel, eine Kragenkapuze und eine Kappe, deren Krempe wie ein Schild über das Gesicht ragt, hinten aber in die Höhe steht. Es ist charakteristisch, dass die Jagdkleidung im Mittelalter und noch im 16. Jahrhundert nicht die grüne Farbe des Waldes trug, sondern die rote des Blutes.

Fig. 137.

1—12. Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. 2. Handwerker. 3. Koch. 4. 5. Bergleute aus Freiberg in Sachsen. 6. Gelehrter (Melanchthon). 7. Mann im Trauerkleide. 8—11. Pilger. 12. Jude.

Nur Kapuze, Hut und Schuhe beliess man in der grauen oder braunen Naturfarbe, die dem Leder, Filz oder Wollstoffe eigen ist.

Der alltägliche Rock in den unteren Volksschichten war ein im Ganzen zugeschnittener Kittel oder ein Rock mit angeseztem Schosse. Der Kittel (139. 11. 12) hatte keine Taille, sondern wurde ziemlich tief mit einem Gurt faltig zusammengefasst oder hinten in einige feste Falten gelegt; seine Aermel waren bequem, doch vorn anschliessend. War

der Schoss angesezt, so zeigte er nur wenige Falten und solche fast immer hinten in der Mitte, während er im übrigen Teile völlig glatt blieb. Falls Kittel oder Rock auch nur einen Brustschliz hatten, so war der Schoss doch niemals rundum geschlossen (138. 1). Häufig waren die Armlöcher vorn rundlich geschnitten, hinten aber winkelig (138. 4). Der gewöhnliche Fuhrmanns- oder Bauernrock kam in beiden Formen vor, entweder taillenlos im Ganzen geschnitten (139. 7) und dann vielfach hinten in einige feste Falten gelegt (138. 2), oder mit angeseztem Schoss, aber stets vornherab durchaus geöffnet. Der Schoss war ringförmig geschnitten, rundum in Längsfalten geschoben und mit überschlagener Naht angesezt (142. 1. 3). Die Aermel waren bequem und einnähtig, manchmal mit einem Umschlage, manchmal mit einem Bunde schliessend. Mit der Zeit gab man dem Rock einen stehenden Kragen, der vorn gerade abgeschnitten war (142. 3) oder auch in einen schmalen Umschlag überging (142. 1).

Schon um 1530 gab es offene, mit dem Schoss im Ganzen geschnittene und gleichfalls mit Kittel bezeichnete Röcke, die unten breiter waren, als oben, so dass man sie übereinanderschlagen konnte (139. 6). Man stellte sie mit und ohne Taille her, entweder gleichmässig von oben nach unten hin gerade geschnitten oder oben eng und im Schosse bogenförmig erweitert, im Armloche vorn gerundet, hinten winkelig, in den Aermeln bequem, aber am Handgelenke passend. In beiden Formen wurde der Kittel gegürtet.

Die Beinkleider waren schlicht und nicht zu eng. Die Stiefel reichten wenigstens über das Knie hinauf und wurden oben umgeschlagen; oft bedeckten sie das ganze Bein und konnten oben mit langen Strupfen an den Gürtel oder die Hosen geschlossen werden; doch liess man sie ebensooft lose um das Bein hängen (142. 3). Gewöhnlich öffnete sich der Schaft über dem äusseren Knöchel mit einem Schlize; dieser wurde, nachdem die Stiefel angezogen waren, zugeknöpft (138. 4) oder verschnallt, falls man es nicht vorzog, den Schaft mit Riemen zu umwickeln (138. 3).

Zur gewöhnlichen Kopfbedeckung der Bauern gehörte die Kragenkapuze (121. 16, 138. 3); darüber sezte man den Hut (138. 1) oder die Müze (121. 14). Der Hut war ziemlich hoch, von stumpfkegeliger Form und ohne Krempe; man stülpte ihn untenher um, entweder rundum oder nur vorn oder hinten. Die Müze hatte einen niedrigen breiten Kopf und, falls sie nicht wie der Hut unten umgestülpt wurde (121. 12), eine angesezte Krempe (121. 14). Die Krempe bestand aus Stirn- und Nackenstück, die beide fast gerade geschnitten waren, so dass sie sich auf- und abschlagen liessen; gewöhnlich klappte man das vordere Stück auf und das hintere ab oder umgekehrt. Auch hängte der Bauer bei Regenwetter einen kurzen Mantel um, wie ihn die Landsknechte trugen. Niemals ging er aus, ohne ein Schwert oder ein breites Messer an der Seite zu haben.

In der lezten Hälfte des 16. Jahrhunderts pflegte der Bauer unter seinem Rocke einen zweiten Rock zu tragen, der vorn übereinander-

geschlagen und seitwärts zugehakt oder vernestelt wurde. Man nannte dieses Gewand »wollenes Hemd«, obschon es kein eigentliches Hemd war, denn es hatte einen faltig angesezten Schoss. Der Schoss war sowol vorn in der Mitte geöffnet, als auch hinten, der Rock aber nur oben im Leibe und hier übereinanderschlagbar (142. 1); die nach den Seiten fallende Verbreiterung reichte somit weit über die Vorderkanten des Schosses hinaus. Der Leib war so geschnitten, dass je ein halbes Vorder- und Rückenblatt ein Ganzes bildeten, dass also beide Stücke

Fig. 138.

1 2 3 4 5 6

1—6. Bauerntrachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

nur durch eine Rückennaht zusammenhingen. Man machte den Rock durch Einnähte auf den Leib passend und schlug die Aermel meist unten zurück, weshalb hier ihre Naht unverschlossen blieb.

Um das Jahr 1570 eigneten sich die Bauern wenigstens für die Festtage kurze Oberhosen an, die am unteren Rande bisweilen kurz geschlizt waren (142. 1), gegen Ende des Jahrhunderts je nach der Gegend auch die Schlumper- oder die Pumphosen (Taf. 23. 5. 6), die gestrickten Strümpfe und die Achselwülste (Taf. 23. 9).

In der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts trugen die Bäuerinnen einen kurzen weiten Rock, welcher glatt oder faltig an das Leibchen angesezt war (139. 1. 3). Rock und Leibchen waren verschiedenfarbig. Das Leibchen hatte einen viereckigen Ausschnitt oder, wenn höher, einen kleinen Aufschlag an den vorderen Kanten (139. 3). Der Ausschnitt wurde mit dem bekrausten Hemde oder einem besonderen Busentuche ausgefüllt, auch sonst noch mit dem einfachen Koller, das man vorn zusammenhakte, zugedeckt (139. 1). Das Leibchen folgte

im Zuschnitte dem bürgerlichen Leibchen (131. 1. 2. 4. 5) und kam mit und ohne Rückennaht vor, das Achselstück bald an das Vorder- bald an das Rückenblatt geschnitten. Die Aermel waren bequem, gleichweit, ohne Anschluss am Handgelenk und einnähtig. Häufig genügten die Hemdärmel, namentlich bei der Arbeit.

An Sonn- oder Festtagen aber zogen die Bäuerinnen eine vornherab geöffnete Jacke mit kurzen Schössen über das Leibchen, die »Schobber«.

Fig. 139.

1—12. Bauerntrachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Dieses Kleid (139. 4) hatte am Leibe einen mehr oder minder scharfen Anschluss, oben einen viereckigen Ausschnitt und unten zwei weite Schösse; man schloss es vorn an zwei oder drei Stellen zusammen. Die Aermel glichen denen des Leibchens und wurden von der spanischen

Mode mit Achselwulsten besezt (Taf. 23. 10); diese liess auch den Ausschnitt verschwinden; der Busen wurde nun verdeckt, jedoch nicht ganz bis zum Ansaze des Halses, so dass das Hemd mit seiner Krause noch immer augenfällig hervortreten konnte. Statt der Schobber legte man auch ein sehr kurzes ärmelloses Ueberziehleibchen an, den »Brüstling«. Dies Leibchen (133. 1. 2. 4) hatte sich aus dem einfachen Koller entwickelt; man hatte nämlich mit der Zeit das Koller so weit gemacht, dass es vornherab zugehakt werden konnte, und so lang, dass sein Brust- und Rückenstück sich unter den Armen zusammenhaken oder vernesteln liessen. Damit war man zu einem völligen Leibchen gelangt, das man nun auf den Körper passend machte und mit Armlöchern versah, später selbst mit bauschigen Halbärmeln, welche bis an die Ellbogen reichten (131. 3).

Auch den an das eigentliche Leibchen gesezten Rock veränderte man und schnitt ihn als ganzen Ring zu, während man ihn früher meist als Dreiviertelskreis beliebt hatte. Der kreisförmige Ausschnitt des Ringes betrug im Halbmesser etwa ein Viertel des Taillenumfanges. Vorn hatte der Rock einen Schliz. Auch das mit dem Rocke verbundene Leibchen erhielt einen andern Zuschnitt; es wurde jezt aus einem schmalen, völlig rechteckigen Rückenstücke und zwei sehr breiten Vorderstücken hergestellt, aber wie sonst ärmellos oder mit Aermeln. Auf den Rock dieser Form ging der alte Namen »Schaube« über.

Solche Tracht war Festtagstracht; für die Werktage behielten die Bäuerinnen ihre alte Kleidung bei; dann legten sie wol noch bei schlechtem Wetter Gamaschen über ihre kurzen Socken, die von den Knöcheln bis an die Waden reichten und an der Seite herab zugehakt werden konnten. Ueberdies zogen sie einen Kittel über, der dem männlichen Kittel ähnlich sah, und hingen einen kurzen glatten oder in Falten gelegten Mantel um (137. 9). Bei der Arbeit bevorzugten sie die Doppelschürze (138. 5. 6. S. 396), an Festtagen die einfache Schürze.

Das Haar erhielt nach den Gegenden eine verschiedene Frisur; es wurde in zwei Zöpfe geflochten, die man hängen liess oder um den Kopf legte, oder es wurde ungeflochten auf den Kopf genommen und mit einem Tuche überbunden. Ein niedriger Hut mit sehr breitem Rande (138. 6), aus Stroh oder Filz, war die wochentägliche Kopfbedeckung. Auch in den Sonntagshauben machte die Gegend einen Unterschied; die üblichste Haube war die sogenannte »Stirnhaube«, deren unteren besonders angesetzten Teil man nach Belieben über das Kinn heraufziehen konnte bis an oder über den Mund (139. 3. 4. 8. 144. 6).

Pilgernde Leute führten Muschelhut und Stab als stehende Abzeichen (137. 8—11). Der Hut zeigte einen halbhohen, oben abgeflachten Kopf und eine ziemlich breitausladende Krempe, die vorn und hinten oder nur vorn aufgestülpt, am Hutkopfe festgenestelt und über der Stirn mit einer Muschel oder, wenn es sich um eine Romfahrt handelte, mit dem Schlüsselzeichen Petri ausgestattet war. Der Stab pflegte durchaus gerade und ohne Knoten zu sein, jedoch oben und etwas weiter unten geknauft, derart, dass zwischen beiden Knäufen Raum

genug blieb für die Hand. Der Rock war lang und gegürtet; als Schuzkleid legte man den Mantel über, der vor dem Halse verknöpft wurde, oder einen Umhang, der an der rechten Seite geöffnet blieb. Die Pilgertasche trug man vielfach um die Schultern geschnallt (137.11). Mit Hut und Stab ausgerüstet begab man sich wol auch in seiner gewöhnlichen Tracht auf die Pilgerfahrt (137.8.9).

Oeffentliche Dirnen wurden nicht mehr gezwungen, sich durch die Kleidung von ihrem Geschlechte abzusondern, doch verbot ihnen die Augsburger Ordnung Pelzbräme und Schleier von Goldstoff. Die Juden mussten sich noch immer durch einen gelben Ring auf dem Kappenmantel oder Rocke kenntlich machen (137.12).

Initiale aus dem 16. Jahrhundert.

3. Die Volkstrachten.

Das Kostüm steht im engsten Zusammenhang mit dem gesamten geistigen Leben der Nationen wie der einzelnen Völker und selbst der einzelnen Menschen. In Deutschland regte sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts mehr, als zuvor, der Hang zu kleinen lokalen Bildungen und Sonderverbindungen. Da gab es Reichsstädte und Reichsdörfer, Reichsritterschaften, Reichsklöster und Hunderte von selbständigen Territorien; und wie jeder Kreis einen Fezen von dem kaiserlichen Purpurmantel der Nation abzureissen und für sich zu behalten suchte, so nahm er auch besondere Bräuche und mit den Bräuchen besondere Trachten an. Die Zerklüftung war schuld daran, dass keine Mode gleichmässig durchdringen konnte, und so beharrte jeder Ort auf seiner Art und Weise und trieb seine kostümlichen Eigenheiten auf das lezte. Dies der Grund, weshalb in der Volkstracht die Volksindividualität etwa in derselben Weise ihren Ausdruck fand, wie im Dialekte, und gleichsam eine Sprache mit eigener Klangfarbe und eigenem Idiome wurde. Und wie jeder Kreis seinen Dialekt zu lieben pflegt, so waren auch die Sondertrachten so recht ein Element, in welchem die Eigenbrödelei ihren Atem schöpfte.

Vergleicht man die deutschen Kostümblätter aus dieser Zeit mit aufmerksamem Blicke, so erkennt man bald, dass die Tracht in den Städten im grossen und ganzen der Allerweltsmode folgte und nur

wenige Sonderstücke hinzufügte, die abseits der Mode lagen; man erkennt, dass diese Eigenmoden sich vermehrten, je mehr die Entfernung von den Städten wuchs, die Dörfer abgelegener und die Höfe einsamer wurden, sowie, dass hier die Zuthaten aus Ueberbleibseln bestanden, die sich in den Familien von altersher fortgeerbt hatten. Die Friesentrachten (S. 404 ff.) geben uns ein Beispiel davon. Der Landbauer ist von Natur aus ernst und schwerfällig; sein Leben, das ihn nötigt, im Schweisse seines Angesichts sein Brot zu verdienen, erinnert ihn stets an die harte Bedingung seines Daseins und warnt ihn, sein Geld in unnüzer Weise hinauszugeben und sich etwas Neues anzuschaffen, solange ihm das Alte noch brauchbar erscheint. Auch ist er voll Misstrauen gegen das Neue, oder genauer gesagt, gegen das Unbekannte; er hält es für minder gediegen, als das, was die Probe der Jahre bestanden hat; wenn er es nicht von sich weist, so macht er es doch für seine Zwecke passend; er verfährt den fremden Modestücken gegenüber genau so, wie mit den fremdartigen Worten, die er seinem Sprachcharakter mundgerecht macht, auch wenn ihrem Sinne Gewalt geschieht.

Diejenigen Stücke, durch welche sich die Volkstrachten von der grossen Mode zuerst absonderten, bestanden vorwiegend in Mänteln und Kopfhüllen, dann auch in jenen kleinen Ueberziehleibchen, die sich aus dem Koller entwickelt hatten; es waren also lauter Stücke, die zum Bedecken und Erwärmen zugleich dienten.

Die Geschichte der Volkstrachten ist noch ungeschrieben; zwar im abbildlichen Teile hat sie manche Förderung erfahren; wir besizen eine Anzahl von künstlerisch ausgeführten Trachtenbüchern aus dem 16. Jahrhundert, deren Zeichner es sich zur Aufgabe machten, die Trachten aller Völker, soweit sie ihnen erreichbar waren, zusammenzustellen. Aber der schriftliche Teil ist noch im Rückstande geblieben; es fehlt uns noch an einer Sammlung von kostümlichen Notizen, die in den Chroniken, Städteordnungen, Aufwandgesezen, Predigten, satirischen Schriften, Reiseberichten und Denkwürdigkeiten eingesargt liegen. Dies ist freilich eine mühselige Arbeit; aber ihr wissenschaftlicher Nuzen würde überraschend sein. Das innere Wesen eines Volkes lässt sich an seinem äusseren Wesen erkennen, und vorzugsweise die Tracht giebt unsern ethnologischen Begriffen eine feste Gestalt.

Es war die weibliche Tracht, die zuerst und am entschiedensten ihre eigenen Wege suchte; und unter den weiblichen Kostümstücken war es der Mantel, der am augenfälligsten die Unterschiede von Gegend zu Gegend markierte; denn die grosse Mode hatte den alten Mantel ganz beiseite geschoben und durch einen dem spanischen Männermantel ähnlichen kurzen Umhang, sowie durch das Schäublein oder Harzkäpplein ersezt. Wir wollen, um uns nicht in der Wildnis des Materials zu verirren, den Mantel als Führer benuzen und dabei unterwegs allen Stücken, die sonst noch zur Volkstracht gehören, unser Augenmerk schenken. Beginnen wir die Wanderung im Nordosten und wenden uns dann dem Westen und Süden zu.

Der Mantel, wie er unter den nordöstlichen Stämmen vorkam, war durch die Slaven nach Deutschland gekommen, denn er fand sich in Böhmen wie in Polen und dem zu Polen gehörigen Herzogtume Schlesien in der nämlichen Ausstattung vor. Als Halbkreis zugeschnitten, stieg er von den Schultern, wo er glatt auflag, nicht ganz bis zu den

Fussknöcheln hinab. So trugen ihn selbst die Handwerkerfrauen in Schlesien (140. 1), schwarz oder sonst dunkelfarbig und mit rotbraunem Fuchspelze ausgeschlagen; dieser bildete vorn einen schmalen Umschlag und ging um die Schultern her in einen breiteren Kragen über. Der schlesische Frauenrock bestand aus weissem oder rotem Stoffe und war mit dichten Längsfalten an das Mieder gesezt, sowie untenher andersfarbig bordiert. Das Mieder, kurz, ärmellos und meist von

Fig. 140.

1 2 3 4 5 6 7

1—7. Volkstrachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1 schlesische Frau aus dem Mittelstande. 3 schlesische Braut. 4—6 Nürnbergerinnen. 7 Edelfrau aus Meissen in Trauer). 1 Aermel, Brusteinsaz, Schürze und faltiger Rock weiss, lezterer mit breitem grünen und schmalem karminroten Saume, Leibchen schwarz, Mantel und Müze schwarz mit rotbraunem Pelz. 2 Kleid samt Leibchen und Achselpuffen braunkarminrot, enge Aermel orangefarbig, Schürze weiss, Kopfschmuck golden. 3 Brautmantel weiss mit Schwarz, Kleid tiefkarminrot mit hellziegelrotem Besaz, Brusteinsaz weiss, Diadem und Haarband golden. (4. 5. unkoloriert.) 6. Ueberrock (Husseke) schwarz mit weissem Pelz, Leibchen (am Halse sichtbar) schwarz, Kleid tiefkarminrot mit weisser Borte, die gelb und blau gemustert, Barett schwarz mit roter Schnur. 7 Mantel schwarz, das übrige weiss.

schwarzem Stoffe, öffnete sich vor der Brust mit zwei grossen Klappen und liess den weissen Hemdeinsaz blicken, der unterm Kinn in einen schmalen zurückgelegten Kragen überging. Die Aermel passten auf den Arm und waren gefärbt wie der Rock; am Handgelenke sass eine Spange. Die Schürze, weiss und gleichfalls eng gefältelt, zeigte oben einen gestickten Einsaz. Die Müze, unter welcher alles Haar verborgen lag, folgte der Form des Kopfes und war mit Fuchs verbrämt.

In Schlesien gehörte der Mantel zur bräutlichen Tracht. Der Brautmantel jedoch war kreisrund gestaltet (140. 3), um den Hals sehr weit ausgeschnitten, innen mit Seide gefüttert, aussen aber auf der ganzen Fläche schachbrettartig mit viereckigen Pelzstücken besezt, unter welchen Hamsterfelle mit Iltis- und Marderfellen in gefälliger Weise abwechselten. Das bräutliche Haar floss aufgelöst über den

Rücken herab und war nur dicht am Hinterkopfe mit Schnüren aus farbigen und goldenen Fäden ein paarmal umwickelt und zusammengefasst, der Oberkopf aber mit einem Reife aus gediegenem Golde, der über Stirn und Hinterkopf diademartig emporstieg, umgürtet. Die Brautkronen waren im nördlichen Deutschland vielfach Dorfeigentum, welches der Prediger verwahrte und bei jeder Hochzeit für ein Handgeld verborgte. Sonst aber trugen junge Mädchen als Kopfschmuck einen handbreiten Reif von Seide oder besticktem Sammet, das Haar in zwei hängende Zöpfe geteilt und diese mit farbigem Seidenbande durchflochten, das unten mit einem Goldknöpfchen behängt war. Die Aermel beliebten sie oben bauschig, im Unterarme aber anliegend (vergl. 144. 2) und mit langem Sammetband umwickelt, dessen freiherabfallendes Ende von Stelle zu Stelle verknotet war.

Den Brautmantel holten die Frauen bei der Taufe ihrer Kinder immer wieder hervor; wenigstens begegnen wir ihm in den Bildwerken, die solche Handlungen darstellen; für den Winter führte er einen hochstehenden Pelzkragen, welcher den Hinterkopf beschirmte (126. 4).

In den sächsischen Landen, namentlich um Meissen und Bautzen, war der Mantel anders geformt, nämlich durchaus in dichte Längsfalten geordnet (Taf. 23. 4), wie dies auch in Mitteldeutschland geschah. Solch einen Mantel schnitt man nicht kreisförmig noch halbkreisförmig zu, sondern sezte ihn aus mehreren rechteckigen Stücken zusammen, die man über die Achseln her vernähte. Obenher legte man ein handbreites Band über den Mantel, das wie ein bischöfliches Pallium den Oberkörper umgab und vor dem Magen mit drei vergoldeten Hafteln verschliessbar war. Man fertigte den Mantel vorzugsweise aus rotem Zeuge, das Band von grünem, bei Trauerfeierlichkeiten aber den Mantel von schwarzem Stoffe, das Band von weissem (140. 7); auch machte man das Trauerband bedeutend länger und legte es anders an; man wickelte es nämlich dergestalt um den Kopf, dass nur für die Augen ein Sehspalt offen blieb, und liess die beiden Endstücke vorn dicht nebeneinander herabfallen, so dass sie fast den Boden berührten.

Während die übrigen Kostümstücke der Zeitmode folgten, gab es unter den Kopfhüllen der verheirateten Frauen eine von besonderer Form, die als Ahne der Stuarthaube betrachtet werden kann (141. 5); wir finden sie auf dem Kopfe der Katharina von Bora, deren Bild uns der Maler Cranach überliefert hat, und zwar über einer Unterhaube sizend, die einen schmalen Streifen des glattgescheitelten Haares über der Stirne blicken lässt, den Hinterkopf aber breit herniedersteigend bedeckt. Es war eine Haube von Weisszeug mit schmaler Stirnschneppe und aufgebauschten Schläfenteilen, die sich unten an die Wangen anlegten. Solche doppelt und selbst dreifach übereinandergesezten Kopfhüllen waren in Norddeutschland eine gewöhnliche Erscheinung; so sezten die Halligbewohnerinnen ihre Sammetmüze über eine Seidenmüze und eine Haube auf.

Eine ganz veränderte Anlage, nämlich über den Kopf, statt um die Schultern, fand der weibliche Mantel an den norddeutschen Küsten

durch Friesland und Holland bis nach Belgien hinab und den Rhein hinauf bis Köln. So weit diese Art von Anlage stattfand, so weit belegte man den Mantel mit dem Namen »Heuke« oder »Hoike«, der in früheren Zeiten dem kreisrunden, an der Seite aufgeschnittenen Mantel zukam[1]. Wir haben über den friesischen Frauenmantel bereits oben (410) das Wissenswerte mitgeteilt. Eine Abbildung der gewöhnlichen Friesenhoike aus dieser Zeit lässt sie als ein grosses Stück schwarzen Tuches erscheinen, das, wie bei Beguinen und Nonnen, über den Kopf geschlagen, vorn unter die Arme genommen und hier so zusammengefasst wurde, dass es etwa bis in die halben Waden hinabreichte. Man konnte sich ganz in die Hoike einwickeln, dass nichts als die Augen herausblickten; dies war aber nur eine Form der Hoike und wol die älteste, da sie am leichtesten herzustellen war. Die Chronisten sprechen von dichtgefalteten Hoiken; Mustern von solchen begegnen wir in den Abbildungen von Frauen aus den Hansestädten Bremen, Lübeck und Hamburg[2], sowie von solchen aus Holland. Aus der Mitte des Tuches, da, wo es den Kopf bedeckte, liess man einen ziemlich langen Schild über das Gesicht hervortreten (148. 5). Der Schild war mit schwarzem Tuch überzogen, mit Fischbein oder Leder ausgesteift, und je nach der Gegend verschieden geformt; in Bremen war er beinahe einen Fuss lang und wie ein Horn oder der Schnabel einer Löffelgans geformt; an den holländischen Hoiken glich er einer langen Schaufel oder einem Schiffchen. Die Hoike selbst, die zu diesem Schilde gehörte, war aus mehreren Stücken zusammengesezt, von welchen jedes einem abgestumpften gleichschenkeligen Dreiecke glich, oben in dichte Falten geriefelt und in die Schaufel des Schildes eingesezt. Den Schild nannte man »Tip« und die Hoike darnach »Tiphoike«.

Es wurden zu Zeiten auch Hoiken nach brabantischem Muster getragen; diese waren ebenso zugeschnitten, aber ihrer ganzen Länge nach in viele gleichmässige Falten gepresst; sie führten auch keinen Gesichtsschirm, sondern wurden mit einer tellerförmigen Müze bedeckt (149. 7. 9.), die auf den Wirbel des Kopfes zu sizen kam. Die Müze war schwarz, aus feinem Stroh geflochten und mit einer Art von Quaste bepflanzt, welche als Handhabe diente, Im allgemeinen reichten die Hoiken ziemlich tief herab; aber es gab auch kurze Hoiken, welche nur Kopf und Oberleib bedeckten (149. 10). Sonst waren die Hoiken immer einfach und nur in der vornehmen Welt mit Atlas, Taffet oder Seide gefüttert. Sie erhielten sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts,

---

[1] Vielleicht ist es nicht überflüssig, anzuführen, dass noch jezt die Maurinnen in Nordafrika ihren mantelartigen Ueberhang mit „haik“ bezeichnen; sie nehmen ihn so über den Kopf, dass er etwa bis an die Knöchel reicht, und fassen ihn vorn derart zusammen, dass er mit drei Falten das ganze Gesicht bedeckt und nur eine kleine dreieckige Lücke für das linke Auge offen lässt. Die Maurinnen in Spanien hüllten sich gleichfalls in solche Kopfmäntel ein, wie aus einigen, dem 15. Jahrhundert angehörigen Abbildungen ersichtlich ist. Wir wissen, wie gross im frühen Mittelalter der Einfluss der orientalischen Tracht auf die abendländische war, und dass damals auch die christlichen Frauen ihre Mäntel über den Kopf zu nehmen pflegten. Somit stände der Annahme, dass der Name Hoike mit Haik zusammenhinge, nichts im Wege, wenn man nicht wüsste, wie wenig ratsam es ist, aus Namensähnlichkeiten ethnologische Schlüsse zu ziehen. Die Hoike schrieb man auch „Henke“, was dann auf umhängen deutete, etwa so, wie toga auf tegere; die heutige im ganzen Nordwesten Deutschlands wie Holland übliche Schreibart „huik“ soll nach dem bremisch-niedersächsischen Wörterbuche von „hoeden“ (hüten, bedecken) abzuleiten sein.

[2] Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen. Zweite Abteilung: Episoden aus der Kultur- und Kunstgeschichte Bremens von J. G. Kohl.

stiegen zulezt aber auf die Dienstmägde herunter und büssten auch ihren Namen ein, welcher durch »Regenlaken« ersezt wurde.

Das Schnürleibchen oder »Snörlitken« war ziemlich tief und viereckig ausgeschnitten; es wurde über einem farbigen Brustflecke verschnürt und der Ausschnitt selbst mit dem Hemde ausgefüllt, auf dem

Fig. 141.

1. 2. Hauben aus Augsburg und Nürnberg. 3. 4. Brautkränze aus Marburg und Umgegend. 5. Haube aus der Wittenberger Gegend. 6. 9. Haube und Brautkrone aus den norddeutschen Hansestädten. 7 Brautkrone aus Nürnberg. 8. Haube aus dem Clevener Land. 10. Mädchenhaube aus Köln.

die Kröse, der »Kruuskragen« sass. Der Gürtel oder »Gordel« gehörte zur gewöhnlichen Tracht; man steckte auf der rechten Seite das Schnupftuch, die »Nesedoke«, darin unter. Als Schmuckstück war er ein langes Band, das mit goldenen Beschlägen, zuweilen auch mit Edelsteinen bedeckt und unten an jenem Endstücke, das vor dem Leibe tief herabfiel, mit einem rosettförmigen Goldbleche, dem »Rösekenborden« beschlagen war. An den Gürtel hängte man mit Seidenschnüren oder mit silbernen Ketten und Haken eine Scheide samt Messer, sowie eine Kapsel mit Essenzen, das »Budele«. Zur nordischen Frauentracht gehörig werden von den Chronisten[1] dann noch »Hemmede«, »Peltze mit Vormouven«, »Vorderhemde und Lasshemde« aufgezählt. Die »Peltze« waren kurze taillenlose Tuchröcke mit Pelzfutter und Aermeln (vergl. 146. 5), die man über den eigentlichen Rock anlegte; statt des Pelzes, oder über demselben trug man das »Lasshemd«, einen kurzen leinenen Oberrock.

Zu den Oberkleidern wählte man vorzugsweise roten Stoff mit weisser Verbrämung, sonst auch schwarzen mit grauem oder braunem Pelze.

---

[1] Neocorus (Johann Adolfi) Van Kleidunge unde Dracht der Dittmerschen 1598 (mit 3 Abbildungen der Männer-, Frauen- und Jungfrauentracht).

Sehr hübsch war der Kopfpuz in den Hansestädten; er bestand, wie jezt noch bei den Frauen in Westfriesland und Holland, aus einem Häubchen mit Goldblechen, den »Spannbändeken«, die Stirne und Schläfen flach anliegend bedeckten, so dass der Kopf gleichsam in Goldblech eingeschmiedet erschien (141. 6). Alles Haar lag unter dem Häubchen verborgen; darüber sass der Quere nach ein halbmondförmiges Diadem, das mit seinen starkgebogenen Sichelhörnern über die Ohren herabstieg und mit Perlen und Goldknöpfen so reichlich übersäet war, dass man es nach diesem Besaze »perleden Krantz« benannte, sonst wol auch »Pael« oder »Zeppel« (Schapel). In der gewöhnlichen Tracht bestand das Zeppel aus gesteifter Leinwand. Die Brautkrone wurde auf den oberen Teil des Perlenkranzes gestülpt; es war eine hohe Krone von Metallblech, die ganz wie ein Tschako aussah und mit geprägten Mustern und Knöpfchen bedeckt, obenher aber mit einem perlenbesezten Zackenkranze gerändert war (141. 9). Es scheint, dass Brautkränze dieser Art durch die slavische Einwanderung nach Deutschland kamen; wir treffen solche kolossalen Kopfpüze noch heute bei den lettischen Bauern in Livland und Kurland, allwo sie als Gemeingut von den Gutsherrn oder Predigern in Bereitschaft gehalten werden; und ebenso sind sie noch in vielen Flecken und Dörfern auf der Lüneburger Heide üblich. Sie bestehen aus dünngeschlagenem Bleche, wol auch aus zusammengestückten Goldflittern, und sind dann mit Perlenschnüren, Zitternadeln, Pfauenfedern und sonstigem Tande aufgepuzt. Die Brautjungfern und Brautschwestern, die »Bruutderen« und »Bruutsusters« schmückten sich ausser mit dem Hauptgürtel noch mit doppelten Bändern, die gleichfalls mit »Rösekenborden« endigten; sie steckten solche dergestalt im Gürtel unter, dass ihre Mitte sich bogenförmig um das Gesäss legte und die Endstücke rechts und links von den Hüften tief herabfielen. Zum festlichen Anzuge gehörte überdies ein einfaches kragenloses Koller mit Bräm und eine Schürze, ein schmaler Streif von »dubbelden Taft« (vergl. 142. 4).

Die Hoike führt uns nach Holland. Neben den bereits besprochenen Hoiken gab es namentlich in Brabant und Flandern noch eine Hoike anderer Art, die einem querdurchschnittenen ziemlich gestreckten Ovale ähnlich geformt und an ihrer geraden Kante etwa 1 Meter lang war. In diesen geraden Saum wurden zwei Drähte oder Fischbeinstäbe von zusammen 90 cm Länge eingenäht, welche in der Mitte der Kante zusammenstiessen. Mit dieser Mitte legte man den Mantel über den Kopf und fasste ihn dann vor der Taille zusammen; auf diese Weise bildeten die eingelegten Stäbe mit ihren zusammenstossenden Enden über der Stirn eine kleine Schneppe und hielten rechts und links den Mantel dergestalt im Bogen auseinander, als ob er vom Winde aufgebläht wäre (vergl. 149. 10). Hinten aber raffte man den Mantel, welcher tief herabstieg, mit einer grossen Falte empor und heftete diese in Schulterhöhe fest, so dass sie durch die vom Kopfe fallende Stoffmasse verdeckt wurde.

Die Frauen in Köln machten sich diese Hoike auf ihre eigene Weise zurecht; sie steiften den mittleren Teil der geraden Kante mit einer an beiden Enden gebogenen Einlage aus und sonderten diesen Teil rechts und links mit einem Einschnitte von der übrigen Kante ab, so dass, wenn der Mantel angelegt war, das ausgesteifte Stück wie ein flaches bogenförmiges Schirmdach über das Gesicht hervortrat (Taf. 18. 12).

Die Hoiken aller Arten wechselten in ihrer Länge; sie stiegen bis auf die Füsse oder gegen die Kniee herab und endigten ebenso oft in den halben Oberschenkeln, ja selbst knapp unter den Hüften (149. 10); doch waren sie durchgehends von schwarzer oder tiefgrauer Farbe, ausgenommen in Friesland, wo sie auch von dunkelbraunem oder violettbraunem Stoffe getragen wurden, wenn aber schwarz, dann mit grünem Futter ausgeschlagen (S. 410).

In Köln, wie in den unteren Rheingegenden überhaupt, fand sich das kurze ärmellose Ueberziehleibchen als stehendes Garderobestück in allen Ständen (Taf. 18. 11). Das eigentliche Leibchen hatte passende Aermel[1]; an Festtagen aber pflegte man Sonderärmel darüber anzuziehen, welche man aussen am dicksten Teile des Oberarmes mit einem Knopfe anschloss. Die Ueberärmel öffneten sich nach untenhin mit bedeutender Weite und konnten hier zurückgeschlagen werden, so dass das Futter von andersfarbigem Stoffe oder von Pelz ins Auge fiel. Zu diesen Aermeln gesellte man die von der Taille an geöffneten engen Röcke mit ähnlichen Umschlägen vorn herab; Röcke und Ueberärmel stimmten gewöhnlich in der Farbe überein.

Sehr verbreitet war am Niederrhein die Sitte, das Haar in einem Unterhäubchen, das die Stirne verdeckte, zu verbergen und eine Leinwandhaube darüber aufzusezen, welche über der Stirn eingesenkt und über den Schläfen aufgebauscht, am Hinterkopfe aber dergestalt ausgepolstert war, dass sie rechts und links mit einem stumpfen Horne hervortrat (126. 2). Die Kölnerinnen legten, wenn sie zur Hochzeit gingen, eine aufs Doppelte zusammengefaltete weisse Binde über den Sattel der Haube (Taf. 18. 11), sie links mit der Schlinge, rechts mit den Endstücken auf die Schultern fallen lassend. In Cleve aber ging die Haube mit ihren Nackenhörnern in zwei lange gemusterte Zipfel über, die nach vorn über die Brust genommen wurden, wo sie dann beinahe die Taille erreichten (141. 8).

Ein Häubchen anderer Art, ohne Stirnschneppe und Schläfenbauschen, dabei dicht anschliessend nicht über die Grenze der Stirne reichend, war über dem Oberkopfe her mit einem Streifen von Goldbleche beschlagen (141. 10). Dies Häubchen liess an jeder Seite eine Flechte blicken, die vor dem Ohr emporgenommen und, von der Unterhaube bedeckt, auf dem Scheitel festgesteckt war.

Solche Schläfenflechten gehörten auch zur bräutlichen Kopftracht; aber das Nackenhaar dazwischen floss aufgelöst über den Rücken herab. Der Brautkranz bestand in einem sehr schmalen kronenförmigen Goldreife, der ein Nachkomme des mittelalterlichen Schapel war.

Das früher gebräuchliche grosse Barett war aus der Tagesmode verschwunden; was sich davon in der Volkstracht erhalten hatte,

---

[1] Wir gebrauchen hier das Wort „Leibchen“ im heutigen Sinne; im 16. Jahrhundert aber und noch lange danach unterschied man die Leibchen verschiedener Form durch verschiedene Namen. Es gab, wie wir wissen, Leibchen mit Aermeln und ärmellose, in beiden Formen sowol hoch, als ausgeschnitten. Das Aermelleibchen, falls es bis an den Hals reichte, nannte man „Jacke“, wenn ausgeschnitten „Kamisol“, das ärmellose Leibchen aber, wenn ausgeschnitten, „Mieder“ und nur, wenn hoch, thatsächlich „Leibchen“. Als es Mode wurde, den oberen Teil des Kleides vom unteren zu trennen, legte man ihm den Namen „Brüstling“ bei, übertrug aber später diesen Namen auf das Uebermieder.

zeigte überdies nicht mehr die frühere Form; es war ein ganz flacher, aber breiter, rings um den Kopf hervortretender Deckel mit einer Art von kurzer Haube für den Hinterkopf und schmalen Randbesäzen von Pelz an Stelle der früheren Schlize (136. 4). Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts sah dieses Barett als die üblichste weibliche Kopfbedeckung in ganz Mitteldeutschland, in Frankfurt, in Nürnberg und Augsburg, doch auch anderorts im Norden und Süden, in Danzig wie in Basel (144. 6). Die Frankfurter Damen sezten, wenn sie ausgingen, dies Barett über die Stirnhaube, deren unteren Teil sie über das Kinn heraufschoben (Taf. 18. 1); über das Barett aber hängten sie einen langen dicht gerippten Mantel von schwarzer oder weisser Seide, den sie schlicht bis auf den Boden herabsteigen liessen oder vorn mit beiden Händen zusammenfassten. Das Leibchen beliebten sie sehr hoch, den Hals untenher umschliessend.

Unter den bürgerlichen Frauen dieser Stadt herrschte das ausgeschnittene ärmellose Mieder mit dem einfachen Koller vor; lezteres hatte vorn einen Umschlag von Pelz und wurde nur an den unteren Ecken zusammengeheftet (Taf. 18. 5).

Es scheint, dass die Sitte, den Mantel über den Kopf zu nehmen, die Grenzen der Maingegend weder östlich noch südlich überschritt; an die Stelle der Hoike trat hier der Schultermantel.

Von den Baiern sagt Sebastian Franck in seinem Weltbuche vom Jahre 1531: »Die Baier sind gemeiniglich in Blau gekleidet, sunderlich was auf dem Lande wohnet, tragen mehr Stiefel denn Hosen.«

Der süddeutsche Mantel hatte die Eigenheit, ringsum der Länge nach dicht und regelmässig gefaltet zu sein. Schon im Anfange des Jahrhunderts machte man ihn faltig, wie aus den Zeichnungen Dürers zu ersehen ist (125. 1); aber man trieb die Fältelung immer weiter, so dass der Mantel schliesslich bis zur Erstarrung gerippt erschien; auch schnitt man ihn nicht abgestumpft dreieckig oder halboval zu, wie die Hoiken genannten Mäntel, sondern sezte ihn aus mehreren rechteckigen Stücken zusammen, welche man auf den Achseln durch Nähte verband (140. 5). Bei der Anlage herrschte manches persönliche Belieben; einmal hüllte man sich bis zum Halse hinauf darin ein und liess ihn frei herabfallen; ein andermal nahm man ihn locker um die Schultern (140. 4), so dass er zwar die Achseln bedeckte, die obere Brust aber frei liess, verhakte ihn oben, zog ihn in Taillenhöhe mit einer inwendig angebrachten Zugschnur zusammen und nahm ihn zugleich vorn unter den Armen in die Höhe. Die grosse Zeitmode ersezte diesen Mantel vielfach durch den »weiten Rock« mit Pelzaufschlag (140. 6), den man in Mitteldeutschland »Husseke« nannte[1]. Zu den Mänteln in beider Anlage gesellte man die Stirnhaube mit der Kinnbinde. In dem Trachtenbuche von Weigel finden wir eine Nürnbergerin von rückwärts dargestellt (133. 2), deren Kopfpuz der nämliche zu sein scheint, den Konrad Celtes in seiner »descriptio urbis Norinbergae« erwähnt: »Mit einem Kopftuch,« sagt er, »das an der

[1] Weigel, Trachtenbuch, Blatt 19.

Stirn in wenige Falten gelegt ist, und das bei Kälte sieben-, ja zehnfach übereinander gefaltet wird, hüllen sie die Häupter ein.«

Das Haar hielt man gewöhnlich unter der Haube verborgen oder liess es nur über den Ohren locker oder geflochten, häufig mit einem Nestfutterale bedeckt, hervortreten. Die Haube lag meist über dem Oberkopfe glatt an, stieg aber über dem Hinterkopf in verschiedener Weise ausgepolstert empor (141. 1. 2); dem Stirnrande folgte ein Bortenbesaz von Perlen oder Stickereien. In Nürnberg umgab den hinteren Teil der Haube untenher eine Zeugbinde (141. 2); in Augsburg legte sich

Fig. 142.

1 2 3 4 5

1—5. Schwäbische Trachten (1. 2 vom Ende des 16. oder Anfange des 17. Jahrhunderts. 3. 4 Bürgersleute aus Hall. 5. Dienstmagd). 3. Schaube schwarz mit gelbbraunem Pelz, Wams, enge Aermel und Hosen violett, Barett und Schuhe schwarz. 4. Leibchen violett mit graubraunem Pelz und schwarzem Band, Hemdärmel und Schürze weiss, Rock blau mit zwei gelben Borten, Haube schwarz. 5. Leibchen braun, Aermel am Unterarm weiss, Rock karminrot mit schwarzem weiss eingefassten Band, Schürze weiss, Pelzmüze tiefbraun. (1—2 nach Kupferstichen auf der Stuttgarter Bibliothek; 3—5 nach Weigel.)

ein breites gesteiftes Zeugstück von hintenher nach den Schläfen, wo es an der Haube festgenestelt sass (141. 1). In den siebziger Jahren war an vielen Orten statt dieser Hauben die Stirnhaube üblich, welche Stirn und Schläfennester bedeckte (140. 4. 5)[1], nicht selten auch eine das mittelalterliche »Gebende« vertretende Nackenbinde führte, mit der man zugleich das Kinn bedecken konnte. Das Haar flocht man in zwei Zöpfe, welche die Frauen über die Ohren empornahmen und oben festhefteten, die Mädchen aber hinten herabfallen liessen (140. 6. 143. 5).

Völlig aufgelöstes Haar kam nur den Bräuten zu, darüber das Kränzlein, ein schmaler Kronenreif. Die Brautjungfern aber schmückten

[1] Die sogenannte „Stuarthaube" ist kein unvermittelt auftretendes Erzeugnis der Mode, sondern eine Umwandlung der deutschen Frauenhaube, deren ausgepolsterter Kopf durch den Kopf des spanischen Hütchens ersezt wurde; dazu kam noch mancherlei Schmuck, ein Spizenbesaz vorn herum und ein Juwel an der Stirnschneppe (134. 5 vrgl. 144. 4).

sich mit einem Reife von Goldblech (141. 7), der sich in der oberen Hälfte erweiterte, vorn etwas höher stieg als hinten, und oft die Höhe eines Tschakos oder Kübels erreichte[1], so dass er den Brautkronen in den norddeutschen Hansestädten ähnlich sah (141. 9). Nur bei dem festlichen Anlass einer Hochzeit kam auch die sonst von der Mode verpönte Schleppe, der »Flügelrock«, wieder zum Vorscheine, vielfach mit einem ebenso langen einfachen oder doppelten Pelzstreifen verziert, der hinten am Oberarm und in der Achselhöhle angesezt war und frei herabfiel, sowie von einem schmalen, aber sehr langen Gürtel aus Goldschmiedearbeit umschlungen, der an der Seite verhakt wurde.

Dies war städtischer Brautanzug; im bäuerlichen verblieb man bei dem gewohnten Schnitte und verflocht das Haar mit einer eingelegten roten Schnur in zwei freie Zöpfe (143. 2); die Schnur war an

Fig. 143.

1 2 3 4 5

1—5. Volkstrachten aus dem 16. Jahrhundert (1. 2 Brautleute aus der Gegend von Nürnberg, 3 Fuhrmann aus Mitteldeutschland, 4 u. 5 Dienstmägde aus Danzig und Nürnberg). 1. Wollhemd (Unterrock) nebst kurzen Hosen rotbraun, Ueberrock blau mit gelbem Futter, Hosen weiss mit roten Kniebändern, Hut und Schuhe schwarz, Krone golden, Federn rot. 2. Leibchen mit Aermeln braun, Oberkleid wie Unterkleid grün, ersteres rot besezt, Schürze und kurze Socken weiss, Band im Zopfe rot, Krone untenher schwarz, sonst golden. 3. Rock graubraun mit grünem Futter und Kragen, Wollhemd und Oberhosen samt Laz graublau, Brustschnur, Taillenzwickel im Hemd, Gürtel und Hosen ledergelb, Stiefel dunkelbraun mit hellgraubraunem Umschlag, Hut grau mit gelben Federn. 4. Rock samt Aermelleibchen violett, Koller rotbraun, Strümpfe gelb, Schuhe schwarz. 5. Leibchen schwarzbraun mit weissem Aermelumschlage, Rock gelb mit tiefkarminrotem Besaze, Schürze weiss. (Aus Hefner-Alteneck u. Weigel.)

manchen Orten so lang »wie ein Wagenseil«; mit ihrer Mitte legte man sie alsdann über der Stirn um den Kopf und steckte sie mit den beiden Endstücken hinterwärts im Schürzenbande unter (142. 2). Der Brautkranz hatte die Gestalt einer wirklichen Krone; doch bestand er manchmal im Reife, der ziemlich breit war, aus gesteifter schwarzer

[1] Daher wol der noch heute in Schwaben übliche Namen „Kübeleshäubchen" für Brautkrone.

Leinwand und nur in den Aufsäzen aus Goldblech (143. 2). Der Bräutigam bekrönte seinen Hutkopf damit (143. 1); Witwern oder Witwen wurde bei einer Neueinsegnung die Krone auf die Schulter gesezt.

Der Brautkranz war schon heidnische Sitte; deshalb wollten auch die ältesten Kirchenväter nichts von ihm wissen; gleichwol begann er bereits im 4. Jahrhundert sich bei christlichen Trauungen einzubürgern. Man wählte dafür lebendige Blütenzweige; da aber solche nicht immer zu haben waren, griff man zu künstlichen. Wir wissen, dass das hohe Mittelalter reichlich Gebrauch von natürlichen und künstlichen Kränzen machte. Die Metallreife waren glatt oder gewunden, vielfach aussenher mit blumenförmigen Rosetten oder obenher mit Zinken besezt, die ihnen das Aus-

Fig. 144.

1 2 3 4 5 6

1—6. Schweizertrachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. Wamsärmel hellgrün mit weissen Schlizen, linkes Hosenbein gelb, oben links mit weissem, rechts mit rotem Pluderstoff, rechtes Hosenbein unten weiss und rot gestreift, oben mit gelbem Pluderstoff und weissen und roten Bügeln, Kniebänder blaugrau, Mantel tiefviolett mit schwarzem hellkarminrot geändertem Besaz, Schuhe und Hut schwarz, Federn weiss und braunkarmin. 2. Oberkleid mit Leibchen und Aermeln violett, Unterkleid weiss mit blauen Querstreifen, Kopfschmuck golden. 3. Leibchen mit Oberarmpuffen schwarz, enge Aermel weiss, Rock braunkarmin mit olivengrünem Besaz, Schürze weiss, Schapel golden. 4. Der ganze Anzug braun mit weinrotem Kragenfutter, Hut schwarz, Haarhaube mennigrot. 5. Leibchen braun mit schwarzem weissgeändertem Aufschlag, Hemd (an Brust und Armen sichtbar) weiss, Rock weinrot mit blauem Besaz, Schürze und Haube weiss, Tasche hälftig grün und orangefarbig mit tiefroten Schnüren, Riemen weiss. 6. Ganzer Anzug braun, Barett schwarz, Stirnhaube weiss. (Aus Vecellio u. Weigel.)

sehen von Krönlein gaben. Diesen Kranzschmuck nannte man »Schapel«[1]; dass man diesen Namen auch auf die hohen Brautkränze übertrug, wird noch heute durch den in der deutschen Schweiz mancherorts üblichen Namen »Schäpeli« bewiesen, den man dem hohen Kopfpuze der Bräute zulegt. Neben dem schmalen deutschen Reife gewann der hohe tschakoförmige Reif aus Metallblech, den die Wenden ins Land brachten, grosse Verbreitung; in Weigels Trachtenbuch vom Jahre 1575 finden sich die Nürnberger Brautjungfern mit solchen hohen schwerfälligen Kronen abgebildet. Jedenfalls war es der Kostenpunkt, der solche hohe Kronen auch aus minderwertigen Stoffen zusammenstücken liess, aus einem Reife von Blech und einem hohen Aufsaze

[1] Von capellus, woher auch chapeau; vielleicht hängt damit der Name Peel oder Pael zusammen, der sich an der ganzen deutschen Nordküste für den weiblichen Kopfschmuck findet; doch hat das mittelalterliche Latein diesen Namen mit „padula“ wiedergegeben.

von Draht, welcher mit Perlenschnüren, Goldflittern, Glassteinen, Zitternadeln, Pfauenfedern und selbst mit bunten Papierblumen bedeckt wurde. Und je enger und ärmer die Wirklichkeit, desto lebhafter die Phantasie. Vielleicht war wenigstens für Süddeutschland der oberitalienische Brautkranz nicht ohne Einfluss; eine florentinische Zeichnung aus dem 15. Jahrhundert überliefert uns eine ähnliche hohe Brautkrone aus natürlichen Blüten und Blättern (94. 3); wie sehr die oberitalienische Tracht damals in Deutschland nachwirkte, erkennen wir an einigen Trachtenbildern des Augsburger Bürgers Veit Conrad Schwarz, welche durchaus italienisch sind (89. 1—10) und aus den schriftlichen Ueberlieferungen gar nicht vermutet werden könnten. Daneben behielten dann sowol die natürlichen Blumenzweige, als auch die einfacheren und kronenförmigen Reife ihr bräutliches Recht (141. 3. 4)[1].

Fig. 145.

1 2 3 4 5

1—4. Elsässische Trachten. 5. Tiroler Tracht (aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts). 1. 2 unkoloriert), 3. Leibchen stumpfblaugrün mit graubraunem Pelz, Rock braunkarmin mit grünem Besaz, Schürze, Brusteinsaz und Kopftuch weiss, Hut grün mit rotbrauner Krempe, Schuhe schwarz. 4. Der ganze Anzug mit Ausnahme der Krausen schwarz. 5. Rock braunkarmin mit olivengrünem Besaz, Leibchen und enge Aermel schwarz, Brustfleck rechts und links blau, in der Mitte ziegelrot, obenher gelb, das übrige weiss. (Nach Vecellio u. Weigel.)

Wir haben die damaligen Volkstrachten in ihren Hauptstücken wiederzugeben versucht; es sind viele Modestücke und einige Sonderstücke; die Trachtenunterschiede bestanden, genau besehen, nur in der Auswahl dieser Stücke, die von Ort zu Ort eine andere war; dies gilt auch von der deutschen Schweiz; erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts begannen die Kantone sich in der Kleidung schärfer von einander abzusondern. Allen diesen Unterschieden beschreibend zu folgen, würde den Verfasser weit über die Grenzen dieses Buches hinausführen; er lässt daher die Abbildungen ein Uebriges thun (142. 1—5. 144. 1—6); nur den Volkstrachten in den deutschen Grenzlanden ist er noch einige Bemerkungen schuldig, da sie mehr oder minder von den deutschen Trachten abwichen.

Im Elsass schlug vielfach der französische Einfluss durch und die Kleidung zeigte nach den verschiedenen Orten eine verschiedene Form. Man bemerkte noch die französische Gugelhaube (145. 2), welche den Nacken deckte und über der Stirn auf-

[1] In Deutschland stellt man die natürlichen Brautkränze vorzugsweise aus Myrtenzweigen her, im Schwarzwald auch aus Weissdornblüten, in Böhmen, Krain und Kärnten aus Rosmarin, in Litauen aus Rautenzweigen, in Frankreich und England aus Orangeblüten, in der französischen Schweiz aus weissen Rosen, in Spanien aus roten Rosen, auf den griechischen Inseln aus Weinlaub.

geklappt werden konnte. Der Rock war so kurz, wie bei den deutschen Bauernweibern (139. 1. 4) und stieg nur bis zum unteren Wadenrande hinab; vorn vom Gürtel an, der ziemlich hoch sass, war er aufgeschnitten und mit einigen grossen Hafteln wieder geschlossen; vom Gürtel tief herunter hing an schmalem Riemen ein Ledertäschchen und an breitem Stoffbande ein Schlüsselbund. Die männliche Tracht glich vielfach mehr der von Soldaten, als Bürgern; man sah hier die gleichweiten unten offenen Schlumperhosen (145. 1), das lederne geschlizte Wams der Landsknechte und den hohen Filzhut mit abstehender Krempe, der von den Köpfen der Bauern auf die der Soldaten gewandert war und sich nun anschickte, die vornehmsten Häupter zu besteigen.

In Böhmen waren es die vornehmen Stände, welche am frühesten ihre alte slavische Tracht gegen die deutsche vertauschten, während das Volk noch lange bei der altererbten Gewandung verblieb. Im 16. Jahrhundert indes war auch die Volkstracht nicht mehr so, wie in der Urväterzeit, aber immer noch eigentümlich genug, um nicht mit der deutschen verwechselt werden zu können. Die Manneskleidung konnte noch

Fig. 146.

1 2 3 4 5

1—5. Böhmische Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. Leibchen samt Aermeln tiefbraun, Rock braungelb, Schürze und Kopftuch weiss, Gürtel und Täschchen schwarz mit stahlgrauem Beschlag. 2. Rock gelb mit weinrotem blaugeränderten Besaz, Leibchen samt Aermeln fleischrot mit karminfarbigem Besaz, Koller weiss mit olivengrünem Besaz und Futter, Barett schwarz mit roten Federn, Schürze rosa mit grünem weissgeränderten Besaz. 3. Rock stumpfgraugrün mit gelbbraunem Pelz, Mantel blaugrau mit braunem Pelz, Hosen braunkarmin, Stiefel schwarzbraun mit lederbraunem Umschlag, Hut dunkelgrau mit schwarzer Krempe, Leibbinde weiss mit roten Streifen, Hemdkragen weiss. 4. Schaube schwarz mit gelbbraunem Pelz, Wams und Hosen violett, Barett schwarz. 5. Kleid tiefkarminfarbig mit gelbem Besaz, Oberrock weiss mit graubraunem Pelzbesaz, Mantel schwarzbraun mit grauem Pelzkragen, Kinntuch weiss, Müze schwarzbraun. (Nach Vecellio u. Weigel.)

immer für slavisch gelten. Der Leibrock stieg taillenlos nicht ganz bis an das Knie hinab (146. 3), mit den engen Aermeln bis zum Handgelenke; vorn herab war er geöffnet; man hielt ihn durch den Schwertgurt und eine darüber gelegte Binde zusammen; an den Säumen zeigte er einen schmalen Pelzbesaz, sonst aber weder Kragen noch Knöpfe. Der Mantel erreichte das Knie und hatte Aermel, so dass er nach Bedarf angezogen werden konnte; doch hängte man ihn gewöhnlich um die Schultern und schloss ihn nur vor dem Halse mit einem Knopfe. Beliebt waren Mantelröcke aus dunkelblauem oder rotem Stoffe mit Pelzfutter und liegendem Pelzkragen, der vor Kälte, Wind und Regen schüzen konnte. Die anliegenden Beinkleider folgten dem westlichen Schnitte; die weiten, absazlosen, gegen das Knie hinaufgehenden und oben umgekrempten Stiefel aber waren die allen slavischen Völkern eigentümlichen Reiter-

stiefel. Die Müze, hoch und stumpfkegelig, aus langhaarigem Stoffe mit Tuchfutter, war unten umgekrempt, an der Krempe hinten und vorn geschlizt und hier an den vier Ecken mit kleinen Quastknöpfchen verziert. Der Bart wurde kurz geschoren, oder, wenn lang belassen, verknotet (146. 4., vrgl. 159. 19).

Die Frauen legten über ihren langen, reich gefalteten Rock ein zweites, dem Männerrocke durchaus ähnliches Kleid, das man »Pelz« nannte, und sich ohne Taille von den Schultern an erweiterte (146. 5). Als Schuzkleid benuzten sie einen kürzeren kreisrund geschnittenen Mantel mit kleinem umgeklappten Pelzkragen und verhaftelten ihn vorn herab dergestalt, dass die Arme völlig unter ihm verborgen blieben. Das Gesicht umschlossen sie mit einem weissen Tuche und stülpten eine Müze von rauhhaarigem Wollstoffe tief über den Kopf bis zu den Augenbrauen herab; die Müze sah

Fig. 147.

1 2 3 4

1—3. Burgundische Edelleute. 4. Spanischer Statthalter der Niederlande (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts). 1 völlig schwarz oder schwarzbraun, nur Schleier weiss mit grünem Stirnrande. 2 völlig schwarz, nur Hutschnur silbern, Federn karmin und orange, Kröse weiss. 3 enge Aermel blau, Leibchen und Oberkleid braunkarmin, lezteres mit grünem Futter, Unterkleid gelb, Hut grün mit goldener Schnur und blauen, roten und gelben Federn, Haarnez golden, Nackenschleier weiss. 4. Rock samt Flügelärmeln violett mit braungelbem Besaz, Mantel und Hut tiefledерbraun, Federn braungelb. (Nach Weigel.)

einer Glocke ähnlich und hatte einen dicken kurzgestielten Knopf auf dem Wirbel. Auch die Frauen zogen lederne Stiefel über die Beine, die aber vor dem langen Rocke nicht zu sehen waren.

Vielfach machte man sich die heimische Tracht nach der Zeitmode zurecht. Die glatten Hosen, die überhaupt nicht slavisch, ersezte man durch die Hosen mit den grossen von Borten überspannten Oberschenkelbauschen und den Bandschleifen über dem Knie. Den Mantelrock näherte man dem spanischen Mantel, indem man ihm einen mehr oder minder breiten halb aufgerichteten Kragen gab und den Rand des Kragens sowie die Achselnähte mit den damals so beliebten schmalen Schlizstreifen verzierte (vrgl. Taf. 18. 13). Auch liess man den Kragen vorn in einen Aufschlag übergehen, Kragen und Aufschlag halbwegs durch einen Einschnitt von einander trennend, und stattete die Ränder des Umschlages einerseits mit Knöpfen, anderseits mit Lizen aus; diese Verschlussmittel aber waren orientalisch. Dazu fügte man dann noch Krösen an Hals und Hand.

Reich war die kostümliche Formwandlung in den Niederlanden während des 16. Jahrhunderts; anfangs französisch-burgundisch, dann spanisch, dann spanisch-

französisch, dabei stets durchsezt mit heimischen Stücken. Selbst die grosse Mode hatte dort ihre Eigenheiten; während der siebziger Jahre war es unter den Damen im ehemaligen Burgund üblich, auf dem Rücken der Robe eine Art von Hohlmuschel aus leichtem Gewebe anzubringen, die einen Hintergrund für den Nacken abgab (147. 3); sie ward mittels dünner Drähte ausgespannt und oben am Hinterkopfe sowie unten zwischen den Schulterblättern angeheftet. Nicht selten brachte man eine ähnliche Muschel unterhalb der Taille über dem Gesäss an, welche die ganze Hinterseite aufgebläht überdeckte; dieser Apparat schien mehr zum Fliegen als zum Gehen gemacht. Die ausgepolsterten Hosen, welche man Heerpauken oder Tonnelets nannte, nahmen nirgends, ausser etwa in England, einen so ungeheuren Umfang an, wie unter den burgundischen Herren (147. 2). Der widerwärtige Gänsebauch fand selbst unter den Soldaten zahlreiche Verehrer, die ihn als eine Art von Panzer vor den Magen schnallten (154. 7); die Rüstung, die sie darüber anlegten, muste der Form des Bauches folgen.

Fig. 148.

1 2 3 4 5 6

1—6. Holländische Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. Mann aus Middelburg auf Seeland: Wams hellviolett, Aermel weinrot, Schlumperhosen lederfarbig, Strümpfe bläulich, Schuhe, Hut und Mantel schwarz, lezterer mit olivengrünem Futter. 2. Schiffer: Wams hellviolett, Aermel und Müze rot, leztere mit gelber Binde, Schlumperhosen gelblich, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 3. Schiffer: Müze und Mantel lederfarbig, Schlumperhosen rot, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 4. Schiffer: Wams samt Aermeln gelb, Hosen rot, Müze rot mit gelber Binde, Strümpfe bläulich, Schuhe schwarz. 5. Bürgersfrau: Hoike, Uebermieder und Schuhe schwarz, Rock und Leibchen ziegelrot mit schwarzem Besaz, Aermel grün, Schürze hellblau. 6. Magd: Leibchen samt Aermeln tiefbraun, Oberrock braunkarmin mit olivengrünem Futter, Unterrock gelblich, Hut schwarz, Schürze weiss. (Nach Weigel u. de Bruyn.)

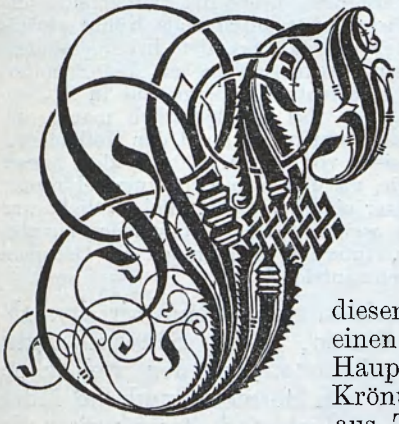
Obgleich nun der spanische Kleiderschnitt den Charakter der niederländischen Tracht bestimmte und selbst für die kommenden Volkstrachten die Grundlage abgab, so hatte er doch auf das Kostüm der Landbevölkerung, welche am Wasser wohnte, vorerst wenig Einfluss. Hier bestimmte das Handwerk die Tracht. Die weiten offenen Hosen, welche den Schlumperhosen glichen (148. 1—4), waren keineswegs Modetracht, sondern so uralten Herkommens, dass sie vermutlich noch über die Normannenzeit, in welcher sie abbildlich zum erstenmale nachweisbar (33. 1. 6. 19), zurückreichen. Von nicht minderem Alter muss die scharfanschliessende Schifferjacke sein, welche in ihrer Enge den Körper abformte, denn schon bei den Franken waren solche Röcke üblich; Tacitus berichtet von ähnlichen Gewändern bei den alten Germanen. Die hohe krempenlose Müze von zottigem Stoffe hat sich schon in den nordgermanischen Gräbern der Bronzezeit gefunden (3. 6). Was die Mode hinzufügte, beschränkte sich

Fig. 149.

1—10. Niederrheinische und holländische Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. Bauer aus dem Kölner Gebiet: Wams ziegelrot mit weissem Aufschlag, Oberhosen mit Laz gelblich grau, Hosen grau mit schwarzen Kniebändern, Hut schwarzgrau. 2. Bauer aus Cleve: Hosen ziegelrot, Wams gelblichgrau, Hut rot, oben mit gelbem Deckel, Schuhe schwarz. 3. Bauer aus Brabant: Hosen mit Laz ziegelrot, Schuhe schwarz, Schosswams bläulich, Hut gelblich. 4. Bauer aus Flandern: Hosen ziegelrot, hohe Lederstrümpfe naturfarbig, Unterwams mit Oberarmärmeln grau, Ueberwams gelb, Vorderarmstauchen und Hut schwarz. 5. Bauer aus Belgien: Hosen ziegelrot, Hut und Schuhe schwarz, Rock lederfarbig. 6. Frau aus Cleve: Hoike, Uebermieder und Schuhe schwarz, Rock samt Leibchen ziegelrot, Aermel grau, Schürze weiss. 7. Frau aus Antwerpen: Hoike und Hut schwarz, Kleid violett mit schwarzem Besaz. 8. Belgischer Edelmann: Pumphosen gelb mit schwarzem Besaz, Strümpfe, Schuhe, Wams mit Achselwulsten und Hut schwarz, lezterer mit gelber rotgestreifter Binde, Aermel fleischfarbig. 9. Frau aus Antwerpen: weiter Rock mit geschlizten Achselwulsten schwarz, Aermel lederbraun, Unterkleid weiss mit silbergrauem Rankenornament und schwarzem Bandbesaz, Hoike (überm Arm getragen) und Hut schwarz, Haube weiss. 10. Belgische Stadtfrau: Hoike, Uebermieder und Schürze schwarz, das übrige lederfarbig. (Nach de Bruyn.)

auf den geschlizten Besaz über der Achselnaht der Aermel, auf die Hals- und Handkrösen und sonstigen Auspuz.

Unter der Landbevölkerung, welche dem Boden ihren Unterhalt abgewann, übte die Mode eine grössere Wirkung aus; wir finden hier den faltigen mit überwendlicher Naht angesezten Schoss, der kurz oder lang bis zum Knie (149. 2. 3. 5), wie ihn erst das 16. Jahrhundert zuwege brachte, die an den Oberarmen aufgebauschten, aber an den Unterarmen fest anliegenden Aermel und die gleichfalls engen Langhosen. Die Bauern in Brabant trugen damals noch Hosen, die über dem Laze mit Schamkapsel eine Lücke zeigten (149.3), eine Mode, die im 15. Jahrhundert unter Franzosen und Italienern beliebt war. Die Lücke wurde ausschliesslich nur durch das Hemd ausgefüllt, denn selbst der Faltenschoss des engen Wamses liess den Unterleib unbedeckt. Die flandrischen Bauern zogen über ihr knappes Schosswams noch ein kürzeres ärmelloses und ebenso knappes Ueberwams (149. 4); die engen Aermel reichten nur bis zum Ellbogen, während die Vorderarme eigene Stauchen besassen; die Ellbogen blieben offen; nur einige Schnüre liefen darüber weg, mit welchen Stauchen und Aermel verbunden waren. Die Beine wurden durch besondere Lederstrümpfe geschüzt, die hinten über die Kniekehle, vorn aber bis zum Unterleibe hinaufstiegen und hier am Wamse angenestelt wurden. Es waren dies die nämlichen Stiefel, welche unter den Fuhrleuten in ganz Deutschland gebräuchlich waren (143. 3) und wie sie ähnlich noch heutigen Tags bei den Holzflössern im Schwarzwalde zu finden sind.



Initiale vom 16. Jahrhundert.

4. Die amtlichen Trachten.

Für die Krönungen der Kaiser blieb etwa seit Maximilian I. jener Ornat in Gebrauch, den wir im vierten Buche eingehend beschrieben haben (S. 559 ff.). Bei sonstigen staatsfeierlichen Anlässen aber, wie bei der Eröffnung von Reichstagen, legten die Kaiser diesen Ornat nicht aufs neue an, sondern einen, der einfacher war, jedoch in der Hauptsache die Stücke und Formen des Krönungsornates wiederholte; er bestand aus Tunika oder Hemd, Tunicella, Mantel, Strümpfen, Schuhen und Handschuhen nebst den Insignien (150. 1). Die Tunika, aus weisser Seide gefertigt, stieg bis auf die Füsse hinab und hatte weite Aermel, die am Handgelenke schlossen. Die Tunicella war violett und etwa zwei Hand breit kürzer, dabei ohne Taille und Aermel. Auch die Schuhe waren dunkelviolett und zeigten eine Goldstickerei auf dem Spann. Ueber die Tunicella kam die Ordenskette des Goldenen Vliesses zu liegen, zugleich um den Hals her das weisse faltige Schultertuch und die Mühlsteinkrause, die darüber hervorsah. Der Mantel bestand durchaus von Goldbrokat mit grossen Blumen- und Rankenmustern; er war mit Borten gesäumt, die ihrerseits mit geperlten Streifen gerändert sowie mit Edelsteinen besezt waren, und wurde vor der oberen Brust mit einer Schliesse aus vier grossen, in Scharnieren bewegbaren Goldplatten festgehalten.

Die Handschuhe waren lichtgelb, mit Purpur verbrämt und am Stulpenrande mit dem modischen geschlizten Röhrenwulste ausgestattet. Dieser Schmuck machte die Handkrausen unmöglich. Die Krone sezte sich zusammen aus einem mit grossem Blattwerke bepflanzten Reife, einem sehr hohen Stirnbügel und einer weissen Müze in Form einer bischöflichen Mitra, die so eingesezt war, dass der Bügel den Spalt durchschnitt[1].

Der königliche Ornat hatte mit dem kaiserlichen nur den Mantel und das Schultertuch gemeinsam; es fehlte ihm das Ueberkleid. Der eigentliche Rock, der nur die Fussspizen sehen liess, bestand wie der Mantel aus Goldstoff und führte enge, doch bequeme Aermel. Die Strümpfe waren dunkelviolett, die Schuhe schwarz. Die Krone, ein Blätterreif, zeigte entgegen den alten Königskronen zwei Bügel, welche den Reif überwölbend sich kreuzten und im Schneidepunkte einen kleinen mit dem Kreuze besezten Reichsapfel trugen. Das Kronenfutter bestand in einer roten Rundmüze[2].

Jedoch weder als Kaiser noch als König trat das deutsche Oberhaupt bei jedem Anlasse in vollem wallenden Ornate auf; es genügten die Insignien, zu denen höchstens noch der Mantel kam. So begegnet uns im »Weisskunig«, dessen Abbildungen sich durch grosse Treue vor allen Bildwerken dieser Art auszeichnen, die während des 16. Jahrhunderts entstanden[3], Max I. zum öfteren als König wie als Kaiser (150. 6); immer trägt er das Wams unter dem Kürass, den in Orgelpfeifenfalten gelegten Schoss aber über dem eisernen Glockenschurze, an den Schulterstücken den charakteristischen Stehkragen, die geschiente Halsberge, das in Kolbenform verschnittene Haar und als einziges Insignum, das ihn kenntlich macht, die Krone. Ein kolorierter Holzschnitt in dem Thesaurus picturarum auf der Hofbücherei in Darmstadt stellt uns Maximilian II. als Kaiser vor Augen (150. 8); aber ausser den Insignien erinnert nichts an die Kaiserwürde, als der lange Brokatmantel; sonst ist der Kaiser von oben bis unten in den Panzer eingeschlossen. Sehr beliebt war als höchstes Staatskleid die lange, faltige, mit weiten Aermeln versehene Schaube, die für diesen Zweck aus Goldbrokat, an Futter, Aufschlag und Kragen aus Hermelin verfertigt war (151. 1), oder der spanische Kappenmantel (151. 2).

In dem Ornate der Kurfürsten machten sich, wenn wir den abbildlichen Ueberlieferungen vertrauen dürfen, einige Schwankungen bemerklich. Bei allen Wählern, den geistlichen wie den weltlichen (150. 2. 4), blieben nur der Schulterkragen von Hermelin und die Müze sich gleich. Die Müze war halbhoch, oben flach und etwas weiter als unten, dabei fast in ihrer ganzen Höhe mit einem Bräme von Hermelin umfasst. Der Rock scheint im Anfang dieser Epoche durchweg

---

[1] So stellt den Kaiser das Weigelsche Trachtenbuch dar. In dem auf der Stuttgarter Bücherei befindlichen alten Exemplare des Trachtenbuches von Vecellio ist das Unterkleid violett und goldblumig, das Oberkleid samt den Aermeln weiss, der Mantel golden mit karminrotem Futter und edelsteingeschmückter Borte angegeben. Es mag wol selten einem Künstler geglückt sein, einen Kaiser im Ornate zu sehen. Die Farben bei Vecellio kommen indes denen des alten Kaiserornates näher, als die bei Weigel.

[2] Joh. Bocksperger von Salzburg: Triumph vnd aigentliche Contrefactur etc. Prag 1565. Diese Darstellung scheint richtig zu sein, denn wenn auch die deutschen Königskronen des Mittelalters offen und bügellos waren, so gab es doch auch geschlossene ausserdeutsche Kronen; so zeigt die böhmische Königskrone, welche Karl IV. anfertigen liess, zwei Kreuzbügel und eine rote Futterkappe (Taf. 14. 7).

[3] Die Renaissance führte die altrömischen Kostümformen in die Kunst ein; aus diesem Grunde verloren ihre Darstellungen, namentlich wenn es sich um Herrscher und Helden handelte, an Treue und Genauigkeit. Kaum eine einzige hervorragende Staatsaktion findet sich mit den untrüglichen Anzeichen der Zuverlässigkeit dargestellt. Etwa der Hogenbergsche Einzug Karls V. und Clemens VII. in Bologna ausgenommen, sind alle Ueberlieferungen dieser Art freie künstlerische Komposition. Erst viel später beginnt die Zeit der repräsentativen Bilder, bis endlich unter Ludwig XIV. die „Hofmalerei“ in die Geheimnisse des Ceremoniells eingeweiht erscheint.

derselbe gewesen zu sein, lang bis auf die Füsse, vorn geschlossen, ärmellos und nur mit weiten Armschlizen versehen; so finden wir ihn auf dem

Fig. 150.

1. Kaiser. 2. 4. Geistlicher und weltlicher Kurfürst. 3. Kaiserlicher Herold. 5. Kurfürst Friedrich der Weise (Grabmal in der Schlosskirche zu Wittenberg, 1527). 6. Max I. (mit der Königskrone). 7. Kurfürst von Baiern als oberster Gerichtsherr (Titelblatt zur baierischen Landesverordnung von 1553). 8. Kaiser Maximilian II. 9. 10. Ludwig VIII., Pfalzgraf bei Rhein, mit seinem Sohne.

Grabmale Friedrichs des Weisen in der Schlosskirche zu Wittenberg, welches dem Jahre 1527 angehört (150. 5), und ebenmässig in einem

Buche von 1532[1]; doch trägt in lezterem jeder der weltlichen Kurfürsten eine breite Goldkette über dem Kragen. In einem Buche von 1565 sind die aus den Schlizen hervortretenden weiten Aermel unten mit einem Umschlage von Hermelin ausgestattet und der Kurhut ist auf dem Wirbel mit einem Hermelinflecke besezt, aus welchem das schwarze Schwänzchen hervorsieht. Erst das Trachtenbuch von Weigel aus dem Jahre 1577 lässt einen augenfälligen Unterschied in dem Kurfürstentalare bemerken; der weltliche (150. 4) ist hier vornherab durchaus aufgeschlizt, dabei mit völligen Aermeln versehen, die weit, faltig und mit einem Hermelinumschlage verbrämt sind, der geistliche Rock (150. 2) aber ist wie sonst geschlossen und an den Armschlizen mit einem kurzen Vorstosse von Hermelin umrandet; auch zeigt die dazu gehörige Müze keinen Wirbelbräm. Die weltlichen Kurfürsten trugen Rock und Müze von dunkelkarminfarbigem Sammet, die geistlichen von dunkel-

Fig. 151.

1 2

Deutscher König und Kaiser (aus der ersten und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts).

scharlachfarbigem Tuche. Von den aus den Schlizen hervortretenden Aermeln bemerkt Vecellio ausdrücklich, dass sie von Goldstoff gewesen seien; auch von der geistlichen Müze behauptet er dasselbe[2]. Nur der König von Böhmen trug statt des Kurhutes in seiner Eigenschaft als König die Krone.

[1] Glaubliche Offenbarung, wie vil fürtreffenlicher Reich vnd Kayserthumb auff erdtrich gewesen, wa das Römisch Reich her komm u. s. w. zu eeren dem grossmächtigsten Carolo dem fünffen Röm. Kay. angezeigt. Oppenhaim 1532.

[2] Hanno in testa berretta di panno d'oro . . . una veste lunga fino in terra, di color di porpora, et è di velluto, foderata di pelli di armellini, con le maniche di panno d'oro. Trozdem hat der Maler der Stuttgarter Ausgabe die Müze rot gefärbt, während er sich sonst überall an die Angaben des Vecellio zu halten pflegte.

Die Erzherzöge, Herzöge, Pfalzgrafen, Landgrafen, Markgrafen und Burggrafen führten gleichfalls ihren besonderen Ornat, mit dem sie entweder bei ihrer Einsezung durch den Kaiser oder bei sonstigen Feierlichkeiten auftraten. Dieser Ornat sah dem der weltlichen Kurfürsten ziemlich gleich. Wir besizen mehrere Abbildungen der Pfalzgrafen bei Rhein, nämlich die von Friedrich III., Otto Heinrich und Ludwig VIII. (150. 10) aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; der Anzug ist durchaus der kurfürstliche. Das einzige Insignum, das sie mit dem Kaiser teilen, ist der Reichsapfel; statt des Scepters aber führen sie das Schwert. In dem Buche: Tertii Austriacae gentes imaginum findet sich ein erzherzoglicher Hut abgebildet (157. 4), der statt der gezackten Krempe des »gezinneten Hütleins« auf dem Grabmale Kaiser Friedrichs III. (104. 5) die kurfürstliche Bräme zeigt, aber wie jenes einen hohen Bügel, der auf dem Scheitel mit einem bekreuzten Apfel bepflanzt ist. Indes wurde es immer mehr Brauch, die Müzen und kronenartigen Abzeichen, womit man seither seinen herzoglichen oder gräflichen Rang markiert hatte, in das Wappen aufzunehmen, sich sonst aber an der Kleidung genügen zu lassen, welche die Mode brachte; ja selbst die weltlichen Kurfürsten treten schon in der Schweizerchronik von Joh. Stumpf aus dem Jahre 1548 in der bis unter die Knie verkürzten Schaube mit Umschlag und Kragen aus Hermelin auf und verraten durch nichts, als die Müze, ihren Rang.

Es wird nicht unwillkommen sein, ein Wort über das Kostüm zu hören, in welchem die Statthalter der spanischen Krone in den Niederlanden ihres Amtes walteten. Troz der langen bis auf die Füsse fallenden Robe war es im Zuschnitte keine amtliche Tracht, sondern eine kaufmännische, wie man sie alltäglich in den spanischen Städten erblicken konnte. Die Robe (147. 4) war mit Flügelärmeln von gleicher Länge ausgestattet und vorn herab durchaus mit Knöpfchen und Lizen verschliessbar. Dazu kam ein kurzer Mantel, welcher kaum die Hüften erreichte und eher einem Kragen ähnlich sah, aber so weit war, dass er mit einem Flügel über die linke Schulter zurückgeworfen werden konnte. Der Hut war der gewöhnliche spanische Faltenhut mit schmaler Krempe, umgeben von einem breiten Bande, das mit einer Perlenschnur umwunden, und seitwärts besteckt mit einem kleinen Stuz aus Straussfedern. Die Farbe war es, welche diesem Kostüm seinen amtlichen Charakter gab; der Rock trug die violette Farbe, die sonst nur den Personen fürstlichen Geblütes zukam; Schuhe, Mantel und Hut aber waren tieflederbraun.

Ein eigenartiges Amt fiel damals den Herolden zu; sie waren die Träger wichtiger Nachrichten, die Unterhändler in Kriegszeiten und die öffentlichen Ausrufer bei Turnieren und Krönungsfesten. Ihre Kleidung folgte zwar der Zeitmode, aber ein Ueberwurf von besonderem Schnitte kennzeichnete ihr Amt. Dieser Ueberwurf, der »Wappenrock«, glich einem Messgewande; er stand an beiden Seiten offen und reichte etwa bis zur Kniescheibe, häufig auch nur knapp auf den Unterleib. Brust- und Rückenblatt bildeten im Zuschnitte beinahe ein Rechteck und waren mit breiten Achselstücken, welche die Oberarme mitbedeckten, verbunden, sowie mit dem Wappen des Herrn bestickt, in dessen Amt der Herold stand. Der kaiserliche Herold, den uns eine Abbildung überliefert (150. 3), ist mit einem Wappenrocke von Goldstoff bekleidet, der auf dem Brustblatte den deutschen Reichsadler zeigt; dieser selbst ist wieder mit dem Wappen von Oesterreich und Arragon beschildet.

Die übrigen Kleidungsstücke sind karminrot und nur die Schuhe schwarz. Eine Chronik beschreibt uns den kaiserlichen Herold, der im Jahre 1566 dem Herzog Johann Friedrich in Gotha die Achtserklärung überbrachte; dieser trug einen Ueberwurf von schwarzem mit Goldstuck besezten Sammet, darauf vorn der Reichsadler und hinten der Reichsapfel in Gold und Perlen eingestickt waren. Sein übriges Gewand bestand in einer Harzkappe (vergl. Taf. 18. 8), die gleichfalls von schwarzem Sammet, und einer Sammetkalotte. In der einen Hand hielt er einen weissen Stab, in der andern den Absagebrief. Demselben Herzog übersandte der Kurfürst August durch einen Herold einen Brief mit der Meldung, dass er vom Kaiser den Auftrag habe, die Acht zu vollstrecken. Dieser Herold erschien in Rock und Hut von rotem Sammet mit Goldverzierung, in Pumphosen (vergl. 132. 4. Taf. 19. 13) von starkem gelbem Sammet und in Strümpfen von schwarzem Sammet mit Goldverbrämung. Sein Insignum bestand gleichfalls in einem weissen Stabe, doch war ein rotes Fähnlein daran befestigt und ausserdem das Schreiben mit der Kriegserklärung.

Die Herolde leiten uns zu den Hofbeamten hinüber. Die Tracht der Dienstmannschaften an den grossen wie kleinen Höfen folgte zwar immer der herrschenden Mode, aber sie machte sich durch eine Zuthat als Hoftracht kenntlich. Meist waren es die Aermel oder Achselklappen, an welchen die Auszeichnung angebracht wurde; entweder war einer der Aermel von andrer Farbe, als der Rock, und mit dem landesherrlichen Wappen oder mit Buchstaben und Devisen bestickt (Taf. 19. 4), oder das Kennzeichen bestand in einer Armbinde. Solche Zeichen erstreckten sich ebenmässig auf die Tracht des kleineren vom Hofe abhängigen Adels. Wir besizen aus dem Jahre 1526 eine kolorierte Federzeichnung, welche der Markgraf Kasimir von Brandenburg als Kostümmuster für seine Leute anfertigen liess. Der Rock hat den faltig angesezten Schoss, wie er damals allgemein bei den Waffenröcken üblich war (vergl. Taf. 19. 4), und ist hochrot, dabei mit Goldborten besezt, auf welchen sich kleine rote Ausschnitte befinden. Die Aermel sind halblang, unten weiter als oben, und gleichfalls hochrot; der rechte aber ist mit den Wappenzeichen in der Form von gestielten Herzen in senkrechten Reihen besezt; diese selbst sind gelb, braun, rot und weiss gefärbt. Die Stiefel zeigen noch die langen Schnabelspizen des vorigen Jahrhunderts. Eine weitere Abbildung stellt uns die kurpfälzische Hoftracht vom Jahre 1562 vor Augen (152. 4). Es ist das Zeitkostüm in grösster Einfachheit mit der kurzen Ueberweste, die nur am Halse geschlossen ist und mit breiten Klappen die Achseln bedeckt. Als Hofzeichen dienen diese Achselklappen; es sind rote Binden mit weissen Rosetten und goldener Fassung. Zur sächsischen Hoftracht gehörte um diese Zeit ein kleines kragenloses Mäntelchen, das vor dem Halse geschlossen wurde; die ganze Kleidung war schwarz, doch an Borten, Pluderstoff und Hutfedern gelb (Taf. 19. 11).

Wir treffen hier auf jene Kleidung, die man »Livree« zu nennen pflegt. Suchen wir nach dem Ursprung dieses Kostüms, so müssen wir mindestens bis in das 13. Jahr-

hundert zurückgehen. Damals gingen die Vasallen und Dienstleute in Röcken einher, welche die Farben desjenigen Herren zeigten (S. 249), in dessen Schuz und Dienst sie standen. Die Röcke waren oft gehälftet oder geviertelt, je nach den zwei oder vier Farben des Herrenwappens. Die Herren selbst legten solche Röcke an, wenn es zur Schlacht oder zum festlichen Lanzenbrechen ging; doch hielten sie es nicht für anständig, mit solchen Röcken jeden Augenblick vor einem, der höher stand, als sie, Parade zu machen. Da nun einmal die geteiltfarbige Kleidung Mode war, so erschienen die Edelleute, die grossen Häusern verpflichtet waren, als richtige Klienten der Feudalität nicht in den eigenen Farben, sondern »in der Robe«, d. h. in dem Rocke ihres Schuzherrn. Die Stoffe wurden auf Kosten desselben geliefert, und eben weil sie »geliefert« wurden, nannte man sie »Livree«. Die Lieferung geschah oft zwei-, drei- oder viermal im Jahre, denn nicht immer war das Wappen, häufig aber die Laune des Herren bestimmend für die Farbe.

Dies geschah in allen Zweigen der Dienstbarkeit und erstreckte sich selbst auf die Jagdkleidung; wir besizen die Abbildung einer solchen Tracht, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts am Hennebergischen Hofe gültig war; hier bemerkt man die heraldischen Farben am Saume der schallerähnlichen Kappe und des barthaubenähnlichen Kinnstückes wie auch an den Achseln und kurzen gepufften Oberhosen (Taf. 19. 7). Die Rotten, welche die Leibgarden der grossen Herren bildeten, waren auf deren Kosten Mann für Mann mit Kleidern von gleichmässiger Form und Farbe ausgestattet. Solche Tracht war ein Zeichen der Dienstbarkeit, aber keine Uniform; diese war noch nicht bekannt und wurde es auch noch lange nicht. Im allgemeinen kamen gegen die Neige des Jahrhunderts die Wappenfarben oder das Wappen selber, eingestickt oder aufgenäht, immer seltener an den Kleidern der Hofleute zum Vorschein.

Uebrigens ist die Gesellschaft, welche wir heutzutage den »Hof« nennen, genau betrachtet, erst ein Erzeugnis des 16. Jahrhunderts und zwar ein französisches Erzeugnis. König Franz I. liebte eine glänzende Toilette und nicht allein für sich; sein Vergnügen war, jederzeit eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft um seine Person versammelt zu sehen[1]). Allem Zwange abhold, wechselte er die alte Etikette, welche am Hofe Männer und Frauen dauernd auseinander hielt, und diese nur um die Königin, jene um den König duldete. In der Meinung, dass der grösste Schmuck eines Hofes schöne Frauen seien, führte er die täglichen Empfänge ein, bei welchen die Blume des Adels von beiden Geschlechtern sich vermischt zusammenfand Von da an datiert das Wort »Hof«; von da an war es der Ehrgeiz grosser Familien, in die fürstlichen Paläste zugelassen zu werden, die Aufmerksamkeit des Herrschers auf sich zu lenken und an allen seinen grossen und kleinen Gunstbezeugungen teilzunehmen. Mit dem nämlichen Eifer, mit dem man Pensionen und Stellen erstrebte, stritt man sich um die Ehre, für die Jagden, für die Reisen, für die Prunkessen und für die Livreen eingeschrieben zu werden; die Livreen waren die steten Begleiter solcher Vergnügungen.

Die Hofbeamten führen uns zum eigentlichen Beamtentum hinüber. Das 16. Jahrhundert, das mit so vielen mittelalterlichen Ueberlieferungen aufräumte, brach auch mit den alten typischen Formen der Amtsverfassung. Das Mittelalter kannte nur zwei Arten von Amt, das an den Grundbesiz gebundene Amt und das Wahlamt; das erste ging vom Vater auf den Sohn über, war also erblich; es war ein Grundherrenamt; von diesem ragen das Grafen- und Fürstenamt, sowie das erbliche Schulzenamt und das erbliche Grundherrenamt noch in unsere Zeit herein. In den Städten aber mochte die gedrängt beisammenwohnende Aristokratie die Gewalt nicht einer einzigen Familie vergönnen; hier kam darum das Wahlamt zur Geltung, das gewöhnlich nur auf ein Jahr bemessen wurde. Dies waren die beiden Formen des alten Beamtentums. Aber indem sich die Arbeitsteilung, die Klassenbildung und die Geldwirtschaft immer mehr entwickelten, wollte das alte Beamtentum nicht mehr genügen. Nicht ohne Kampf, Hader und missglückte Versuche gelangte man zu einem auf Lebenszeit gewählten Beamtentum aus sachverständigen Leuten, die besoldet wurden und eine geordnete Amtskarriere durchlaufen mussten. Die Anfänge dieser Umwandlung begannen um 1500, und solche war in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Hauptsache nach durchgeführt. Nun war es die Staatsgewalt, welche die Beamten

[1] Quicherat, Histoire du costume en France S. 352.

ernannte. Die Fürsten, die für sich selbst ihr Amt erblich zu machen gewusst hatten, wählten die Hauptbeamten aus ihrem Hofrate. Aus dem Hofrate zweigten sie die einzelnen Konsistorien, Hofgerichte, Rentenkammern und geheimen Räte ab und verwandelten so die Hof- und Kanzleibeamten, die Vögte, Pfleger und Landrichter, in absezbare Diener. Für den eigentlichen Dienst bei Hof behielten sie die Ritter, Ministerialen und Kleriker bei, nicht zu vergessen die Juden, denen sie die Beschaffung des Nerves aller Geschäfte anvertrauten.

Schon seit dem 13. Jahrhundert war es Brauch, dass die Männer vom Gesez und die Männer von der Feder, die in so grosser Zahl in den verschiedenen Verwaltungszweigen beschäftigt wurden, sich durch die grosse Länge und starken Falten ihrer Kleidung von aller Welt unterschieden. Und sie hatten recht, etwas darauf zu halten, denn wenn es auch die Kleidung nicht allein thut, so ist sie doch nicht so gleichgültig, als mancher denkt; sie steht in unmittelbarer Verbindung mit den Gesezen, Formalitäten und Systemen, welche die Autorität erhalten und die Rechte gewährleisten, die ein Beamter zu fordern hat; ja sie biegen eine Falte in den Charakter; sie machen den Charakter ihres Trägers sozusagen amtlich, dergestalt, dass die Spur davon auf Zeitlebens nicht mehr verlischt.

Die langen talarartigen Gewänder, welche im Mittelalter die Uniform der Beamten bildeten, verschwanden indes im 16. Jahrhundert fast ganz vor der Schaube, und diese blieb auch dann noch in Geltung, als die Zeitmode sie in Harzkappe und Gestaltrock verengt und verkürzt hatte. Ja man hatte um so weniger Lust, nach dem völligen Wechsel der Mode darauf zu verzichten, als die Hierarchie dieses stattlichen Gewandes damals selbst bis zum Throne hinaufstieg. Schon der Name »Ehrrock«, den man ihm beilegte, bezeugte seinen Wert. Es waren vorzugsweise die Bürgermeister und Ratsherren, die Senatoren und Syndiken, welche sich seiner bedienten. Diese Amtsschauben waren zumteil schwarz und mit braunem Pelz ausgeschlagen, zumteil aber auch noch nach mittelalterlicher Ueberlieferung geteiltfarbig. Auf der grossherzoglichen Bücherei zu Darmstadt befindet sich eine reichhaltige Sammlung von Kostümblättern des 16. Jahrhunderts, die allen Merkmalen nach von den Malern an Ort und Stelle aufgenommen wurden. Hier begegnet uns das Bild eines Bürgermeisters von Köln aus dem Jahre 1572 (152. 7). Die Schaube, welche dieser Beamte trägt, ist in der Farbe geteilt; die linke Seite samt dem Aermel ist hochrot, die rechte violett. Die Schaube hat einen breiten Besaz an den Vorderkanten; dieser ist rechts und links bis zu zwei Dritteln von obenherab schwarz und links unten violett; das gegenüberliegende Stück kann nicht gesehen werden, da die Schaube hier übereinander geschlagen ist; doch wird man es sich als hochrot zu denken haben. Das Unterkleid, das mit seinen engen Aermeln aus den Schlizärmeln der Schaube hervortritt, ist schwarz und auf der Brust mit Knöpfen und Lizen von Gold geschlossen. Auch Hosen, Müze und Schuhe sind schwarz, leztere am Einschlupfloche mit Silber gefasst. In der Rechten hält die Figur einen braunen Stab. Es ist nicht zu bezweifeln, dass wir in diesem Bilde das lezte Muster einer geteiltfarbigen Bürgermeisterkleidung vor uns haben. Die Porträts von Beamten dieser Zeit, die jezt noch von den Wänden unsrer Rathäuser herabblicken, zeigen eine schwarze, mit kastanienbraunem Pelze verbrämte Schaube; aber wir bemerken häufig eine goldene Kette über der Brust, eine dicke schwere Kette, oft zwei-

bis dreifach gelegt und mit einem goldenen Medaillon, dem »goldenen Pfennig« behängt. Zuweilen sind an dem Medaillon mittels feiner Kettchen noch dicke Perlen befestigt. Das ist die »Gnadenkette«, welche der Kaiser oder der Landesfürst solchen Beamten zukommen liess, die er auszeichnen wollte. In dem um 1575 kolorierten Trachten-

Fig. 152.

1. Richterkollegium (unter der Karolina 1550). 2. Gerichtssitzung. 3. Schulbeamter (Gelehrter). 4. Kurpfälzischer Hofbeamter. 5. Gerichtsbote der Stadt Basel. 6. 7. Stadtknecht und Bürgermeister aus Köln 1572. (Nach Hefner-Alteneck und G. Hirsch).

buche von Weigel erscheint ein Ratsherr von Köln in schwarzer schlichter Schaube mit engen Aermeln, dunkelviolettem Schosswamse und schwarzen Tricots, ein Ratsherr von Leipzig in dunkelviolettem

Schosswamse, violetten Tricots und schwarzer mit braunem Marder ausgeschlagenen Schaube[1].

Die niederen Beamten, wie die Stadtvögte, Büttel und Boten, wurden zumteile noch zu einer nach den städtischen Wappenfarben geteilten Kleidung angehalten. Auf dem Rathause zu Basel befindet sich das bemalte Standbild eines Gerichtsboten, der den übereinandergeschlagenen Bauernrock trägt (152. 5); Hosen und Rock sind geteilt; der Rock ist auf der linken Seite schwarz mit weissem Aufschlag an Brust und Aermeln, auf der rechten umgekehrt, das Beinkleid links schwarz und rechts weiss. Das ständige Kennzeichen dieser Leute aber war ein kleines Wappenschild an der linken Brust oder Schulter, teils in Buntstickerei, teils in Metall. Auf einem Bilde von 1572 in der genannten Darmstädter Sammlung trägt der Stadtknecht von Köln als Zeichen seines Amtes ein kleines Beil mit dünnem Stiele in der Hand (152. 4), auf der Achsel einen Streif, der oben weiss und unten rot.

Die Röcke der niederen Beamten blieben zumteil bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts herauf geteiltfarbig, je nach den Wappenfarben der Gemeinde; dieser Umstand veranlasste somit einen sehr grossen Wechsel in den Amtstrachten der einzelnen Städte. Doch schwand die farbige Nachwirkung des Mittelalters allmählich vor der spanischen Mode; diese machte die amtliche Gesamtausstattung grösstenteils schwarz; ebenso bestimmte sie die Form der Unterkleider, des Wamses, der Hosen und der Kopfbedeckung. Aber das eigentliche Amtskleid, die Schaube, konnte sie nicht verdrängen, wenn sie dieselbe auch in Einzelnheiten abänderte. Die amtliche Schaube (150. 7) besass damals kurze Aermel, die nur den Oberarm bedeckten, unten eng, an den Achseln aber rundlich aufgepufft, durchweg wol auch mit langen senkrechten Schlizen versehen und an jedem Schlize mit einigen Knöpfen wieder geschlossen waren. Oben zeigte sie einen halbhohen Kragen, der etwas in die Schräge emporstand. Doch kamen auch noch Schauben mit liegendem Pelzkragen vor. Unter der Schaube lag über dem Wamse die goldene Kette; bei fürstlichen Personen aber, als den obersten Beamten, lag die Kette oder das Goldene Vliess über der Schaube. So ging die höhere Beamtentracht in das nächste Jahrhundert hinüber, wobei sie die grosse Mühlsteinkröse niemals fehlen liess. Aehnlich verhielt es sich mit der Tracht der übrigen Beamten, die bis zum Stadtvogt, Scharwächter und Büttel hinabsteigend nur an Fülle und Wert des Stoffes verlor.

---

[1] Die Ratsherren pflegten, wenn sie zur Sizung erschienen, ein Buch mitzubringen, in welchem die Statuten und sonstigen Rechtsformeln enthalten waren. Das Buch steckte nach damaligem Brauch in einem Beutel, d. h. der Ueberzug seines Deckels sezte sich als Beutel fort und schloss oben mit einem aus Lederschnüren geflochtenen Knopf; in diesem Knopfe sass ein Messingring, mit dem das Buch an den Gürtel geheftet wurde. Seiner Beutelform wegen nannte man das Buch „Buchbeutel", im Niederdeutschen „Booksbüdel"; aus lezterem Worte machte der Volkshumor „Bocksbeutel", und übertrug das Wort auf die Statuten sowol, als wie auch auf die Ratsherren selbst. „Die alten Bocksbeutel" hiess es, wie man heute sagt „die alten Scharteken", wenn man sich über veraltete Rechtsgewohnheiten, amtlichen Schlendrian oder pedantische Beamten lustig machen wollte. Das alte Wahrzeichen von Hamburg war eine nach diesem Buche Bocksbeutel genannte weibliche Figur an der St. Petrikirche, die im Brande von 1842 zu Grunde ging. In dem angegebenen Sinne sind die Verse zu verstehen, welche der 1623 verstorbene Satiriker Laurenberg diesem Bilde widmete: „Dat golden Klenod disser Stad, de Booksbüdel ist to nicht: dahier is nu keen Minsch nich mehr, da sik nach sülken richt."

Die kaiserlichen Hofbeamten, die Reichsräte, trugen sich ziemlich den Gelehrten ähnlich; eine lange mit Pelz verbrämte Schaube oder statt deren einen faltenreichen, mit niedrigem, den Hals umschliessenden Stehkragen versehenen Oberrock, der ohne Gürtel bis auf die Füsse stieg (152. 3), darüber die goldene Kette mit dem Medaillon. Die grosse Vielherrschaft im Reiche liess eine ebenso grosse Mannigfaltigkeit in den amtlichen Hoftrachten gedeihen. Mancher kleine Wechsel in den Einzelnheiten brachte schliesslich einen augenfälligen Unterschied im Ganzen hervor und näherte das Kostüm der spanischen Mode. Es war der ganz dem spanischen Wesen verfallene Kaiserhof, der am Ende des Jahrhunderts das Muster für die übrigen Höfe abgab.

Die Juristen kennzeichneten sich durch eine lange geschlossene Robe mit niedrigem Stehkragen und weiten faltigen Aermeln, die vorn offen und verbrämt waren oder sich am Handgelenke passend anschlossen (152. 1), ferner durch eine niedrige fesähnliche Rundmüze oder das breite flache Barett mit der kurzen Halbkrempe, welche dicht am Hinterkopfe anlag, später durch eine Schaube und viereckige Müze. Bis in die Mitte des Jahrhunderts hinein behauptete sich auf der Schulter der Juristen die lange Sendelbinde. Die Robe war gewöhnlich violett, die Fesmüze rot, das Schulterband rot oder rosa.

Die Robe der Schulbeamten war ähnlich beschaffen (152. 3); auch die Sendelbinde war noch zu sehen; doch wurde die Robe vielfach durch die schwarze Schaube mit dem glatten Koller verdrängt, welche die Gelehrten zu tragen pflegten und von den Reformatoren als Amtstracht angenommen wurde (137. 6).

Initiale aus dem 16. Jahrhundert. Schon nach der Mitte dieser Epoche fing man an, mehr Gewicht auf den Buchstaben zu legen und das üppige Ornament zu beschränken. Die Kunst arbeitete auf wuchtige Masse hin, so z. B. die Architektur, die mit Vorliebe schwere Gesimse und derbe Ornamentik verwendete. Die starke Wirkung in den Initialen suchte man durch grosse Massen von Schwarz zu erzielen.

5. Die kriegerischen Trachten.

Wenn wir von den Soldaten des 16. Jahrhunderts sprechen, so denken wir zuerst an die Landsknechte, die unter der Regierung Maximilians I. schlachtenentscheidend hervortraten [1]. Es ist schwer, sich ein Bild von diesen todesmutigen, aber zuchtlosen Abenteurerbanden zu machen, die mehr wie Galgenstricke gekleidet waren, als wie ordentliche Menschen. Oft blieben sie wie Zigeuner an-

[1] Der Name „Landsknecht" ist schon für 1474 nachzuweisen; damals warb Peter von Hagenbach eine Schar von Landsknechten, die meist im Breisgau zu Hause waren. Schwaben ist die Urheimat der Landsknechte; das ganze rechte Rheinufer von Feldkirch bis Bregenz nannte man „Landsknechtslandel" (Bergmann, in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1860 S. 120). Indes kam der Name Landsknecht erst zu weltgeschichtlicher Bedeutung, als Maximilian I. sein erbländisches Fussvolk mit ihm ansprach.

dauernd zwei bis drei Monate in ihren Kleidern, in diesen buntscheckigen, zerschnittenen, verhauenen und zerfezten Hosen und Wämsern stecken, ohne sie zu wechseln. Die einen liessen ihre zottige völlig nackte Brust sehen, das Fleisch der Schenkel und selbst der Hinterbacken; die andern häuften so grosse Massen von Taffet und Rasch um die Beine, dass der Stoff für doppelte Hosen genügte, für geschlizte Hosen und gewaltige Pluderhosen. Aber sogar solche Leute, die nicht durch Armut gezwungen wurden, stellten die nackten Unterschenkel zur Schau, den rechten oder den linken, und trugen die Strümpfe am Gürtel oder streiften sie bis auf die Schuhe hinab; ja sie liessen wol gar von dem einen Beine, das sie bei gefälltem Spiesse vorzustemmen hatten, die Bekleidung ganz hinweg. Dieses Schauspiel veranlasste einstmals einige Hofleute, dem Kaiser ein Verbot dagegen anzuraten; dieser aber war nicht so engherzig; »man muss den Leuten, sagte er, für ihr unselig und kümmerlich Leben doch auch ein wenig Freud und Ergözlichkeit vergönnen.«

Wer geworben wurde, kam zur Fahne, wie er gerade gekleidet war; es war die Fahne, welche die einzelnen Rotten beisammenhielt, weshalb man denn auch solche Rotten »Fähnlein« benannte. Wol rückte hie und da ein Fähnlein aus, das in gleiche Farben gekleidet war; so führte Willibald Pirkheimer, der Nürnberger Feldhauptmann, dem Kaiser Max zu seinen Schweizerkriegen ein solches zu, das der Magistrat in Rot hatte kleiden lassen. Die Schweizerbanden trugen als Erkennungszeichen die Farben der Kantone, aus denen sie rekrutiert wurden. Auch die sogenannte »schwarze Bande«, die bei Marignano kämpfte, beweist, dass es Rotten von Landsknechten gab, welche gleiche Farben trugen. Aber das war immer eine Ausnahme[1].

Wir sind den Hosen durch alle Wandlungen gefolgt, die sie von den einfachen, höchstens nur vor der Kniescheibe geschlizten Hosen bis zu den Pluderhosen und den faltig eingesunkenen Pumphosen durchgemacht haben; ebenso haben wir bereits der Wämser gedacht, sowol jener mit angeseztem Schoss und grossen umfangeichen Aermeln, als auch der Wämser ohne Schoss und Aermel, jener ledernen Koller mit den breiten Achseldecken, welche von den Landsknechten vielfach statt des Harnisches getragen wurden (Taf. 19. 1. 2). Doch bleibt uns noch eine Art von Wams zu beschreiben übrig, das ausschliesslich nur unter den Landsknechten anzutreffen war, nämlich ein Wams mit Schenkeldecken (153. 13). An dem kurzen Lederkoller zeigten die beiden Brustblätter eine schräggeschnittene Kante, so dass sie in der Gegend des Magens übereinander fielen und sich kreuzten (153. 10—11). Diese

[1] Wir haben oben (S. 423) Beispiele dafür angeführt, dass schon im abgelaufenen Jahrhundert solche gleichmässig gekleidete Rotten nicht unbekannt waren. Wir fügen hinzu, dass in dem kaiserlichen Heere, welches Karl den Kühnen zwang, die Belagerung von Neuss aufzuheben und ihn dann im Treffen bei Grimmlingshausen besiegte, sich 2000 kölnische Söldner befanden, die gleichmässig in Rot und Weiss gekleidet waren.

Fig. 153. 1—5. 13. 15. 16. Landsknechte. 6. Wams samt Oberhosen. 7. Schnitt zum Wams der Landsknechte (a Rückenblatt, b ab Vorderblatt). 8. 9. Sporn mit Spornleder. 10. 11. Wams. 12. Waffenrock. 14. Vornehmer Bürger in Halbrüstung (geschliztes Lederwams überm Harnisch). 17. Ritter (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts).

Fig. 153.

Brustblätter nun wurden nicht selten dergestalt verlängert, dass sie die Oberschenkel bis an die Kniescheibe hinunter bedekten, das rechte

Fig. 154.

1. Edelmann im „langen Rock“ (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts). 2—4. Landsknechte. 5. Hakenschüz. 6. Schweizer (1584): Wams mit Achselstücken schwarz mit weissen Streifen, Aermel, Puffhosen, Strümpfe mit Kniebändern dunkelviolett, Schuhe schwarz mit weissen Schlizen, Hut schwarz mit gelber Schnur, Leibbinde gelb, Handschuhe braun. 7. Fahnenjunker mit Gansbauch. 8. Musketier (1581): Aermel und Pumphosen grün mit roten Streifen, Wams und Hängeärmel blau, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Hut schwarz mit gelber Borte und weisser Feder, Schwertkoppel und Quasten rot. 9. Pikenier. 10. Musketier (9. 10. Anfang des 17. Jahrhunderts).

den linken Schenkel, das linke den rechten (153. 7. 13); hinten aber blieb das Wams kurz. Man fasste es mit dem Schwertgurt oder einem Band um die Taille zusammen. Aehnlich verfuhr man mit dem Wamse, das an der Seite zusamengehakt wurde; hier brauchte man nur das übergeschlagene Stück genügend zu verlängern, das dann beide Schenkel wie eine Schürze bedeckte; man spaltete die Schürze von unten bis an den Leib, so dass jeder Schenkel seine eigene Decke erhielt. Nicht selten ersezte man derartige Wämser durch einen an beiden Seiten offenen Ueberhang, der dem Skapulier der Mönche glich, aber vor den Schenkeln gleichfalls gespalten war. Man zog ihn mit einem Loch in der Mitte über den Kopf herab an und fasste sein Vorderstück mit einem Gurt an den Leib, während man das Rückenblatt frei herabhängen liess (155. 1). Dieser Ueberhang hatte keine besonderen Achselschirme, doch einen Schmuck von Zaddeln an den Kanten.

So wenig nun die Landsknechte zögerten, den nackten Körper blicken zu lassen, so erfinderisch waren sie doch, wenn sie ihn bedecken wollten. Die Schaube mochten sie nicht, aber den Mantel beliebten sie in allen Formen. Ihr gewöhnlicher Mantel genügte in seiner Kürze nur gerade, den Oberkörper vor der Nässe zu schüzen; er war als Kreisausschnitt gebildet, also weit genug, den Körper ringsum zu

Fig. 155.

1—4. Landsknechte.

bedecken, und wurde an der rechten Schulter zusammengefasst. In zweiter Form war der Mantel umfangreicher und als Dreiviertelkreis zugeschnitten, so dass man ihn bequem mit einem Flügel über die Brust nehmen und auf der andern Schulter zurückwerfen konnte. Seine Ausstattung war verschieden; bald bestand sie in einem kurzen Kragenkoller, welches durchaus in Orgelpfeifenfalten zusammengeschoben war (155. 4), bald in einer Kapuze (155. 2), die gross genug war, um über die Kopfbedeckung gezogen werden zu können. Man liebte die Kapuze über die ganze Oberfläche, Mantel und Kragen aber an den Säumen mit streifigem Besaze verziert. Die Kapuze hing nicht immer fest mit dem Mantel zusammen, sondern konnte nach Bedarf an- und abgenestelt werden. An Stelle des Mantels benuzte man auch

ein Stoffstück mit Eckzipfeln, das man hinterwärts mit mehreren Nesteln an dem langen Schosswamse befestigte, so dass es nur gerade den Rücken bis in das halbe Gesäss bedeckte (155. 3). Als die mächtigen Pluderhosen aufkamen, verdrängte ein kurzer faltenloser Mantel mit stehendem Kragen die übrigen Umhänge (154. 4). Sämtliche Mäntel bestanden, weil nur zum Wetterschuze bestimmt, aus derben Stoffen, entweder aus dünnem Filz oder weichem Leder.

Das Haar trugen die Landsknechte als Kolbe oder wie eine Bürste verschnitten; darüber stülpten sie das Barett, zur Zeit der Pluderhosen einen mörserförmigen rauhhaarigen Hut (154. 3. 4). Das Barett, breit, an der Krempe geschlizt, mit einem Walde von Straussfedern bepflanzt, sezten sie schief aufs Ohr (121. 2. 3. 153. 3), so dass es den Kopf, von der Seite gesehen, mit einem runden Hintergrunde wie der Nimbus ein Heiligenhaupt umgab, und hielten es gewöhnlich mit einer Doppelschnur fest (154. 1), welche durch die Krempe gesteckt und seitwärts am Barettkopfe verknotet war, oder über denselben weglief. An dieser Schnur konnten sie das Barett beliebig über den Rücken hängen lassen. In andrer Weise befestigten sie es an einer Kalotte, die ihrerseits an einem Sturmbande ihren Halt fand (153. 15). Obschon sie sich einen Ruhm daraus machten, nichts von Eisen an sich zu haben, so gab es doch deren genug, welche der Härte ihres Schädels misstrauten und unter ihrem Barett eine gepolsterte Eisenkalotte verbargen. Das kurze Schwert mit der grossen Sförmig geschwungenen Parierstange trugen sie quer vor dem Bauche (153. 13).

Die Pluderhosen sahen das ungeheuere mit Federn beladene Barett nicht mehr; es war damals zu einer niedrigen, aber breiten Müze mit ganz schmalem oder auch breiterem Rande, und sein Federnwald zu einem kleinen seitwärts angesteckten Stuze aus höchstens zwei Federn eingeschrumpft (154. 6. 8). Zumeist aber hatten es die Landsknechte gegen einen hohen, durchaus krempenlosen Hut vertauscht, der aus grobem Filz, derbem zottigen Fries oder aus Pelz bestand, untenher mit einer breiten grellfarbigen Binde umwunden und seitwärts mit einem kleinen Strausse von bunten Federn geschmückt war (154. 3. 4). Das Schwert mit dem grossen Korbe wanderte an die linke Hüfte, wo es mit dem Gefäss nach unten, mit der Scheide nach oben in schräger Lage angehakt wurde (154. 2. 3. 5).

Um die Zeit der Pluderhosen fingen die Landsknechte an, Eisen auf ihrem Körper zu tragen; man sah es auf dem Kopfe, der Büste und den Schenkeln der Pikeniere wie der Hauptleute von allen Waffen (153. 16. 154. 2). Den Kopf deckte der Morian mit seinem dachgiebelartigen Schirme (154. 5. 157. 5. 9. 10) oder der Birnenhelm mit seinem flachen Schirme (Taf. 19. 15), beide hinterwärts mit einem Federstrausse besteckt. Dann folgten ein Schulterkragen von eisernem Ringgeflecht, ein Kürass aus zwei im Ganzen getriebenen Muscheln, Bauchreifen und Hüftklappen aus schmalen Querschienen (Beintaschen oder Diechlinge Taf. 19. 15) und wol auch ein vollständiges Armzeug mit Ellbogenkacheln und Handschuhen. Als Angriffswaffen dienten neben dem

Schwerte der Spiess (die Pike) und die Hellebarde (Taf. 19. 12) oder das Feuergewehr, die Arkebuse (154. 5. 8. Taf. 19. 13).

Der Gansbauch kam bei den deutschen Hauptleuten weniger vor, als bei den niederländischen (154. 7), französischen und spanischen. Man beherbergte ihn unter dem Wamse, in das man sich eingeschraubt hatte. Es war ein unglaublicher Höcker, der jedoch, so lächerlich er war, den Vorteil bot, seinen Träger einigermassen vor den Kugeln zu schüzen. Ueberdies gab es eigene Kürasse für den Gansbauch, die nach seiner Form ausgetrieben (157. 15) oder geschient waren.

Das Eisen auf der Soldatenkleidung währte fort, als die Puff- oder Pluderhosen sowie die dick auswattierten spanischen Hosen verschwanden. Es waren wiederum die Soldaten, welche vorangingen; statt der Polsterhosen führten sie die Pumphosen oder die faltigen Schlumperhosen ein, die beide dünn auswattiert und unter dem Knie mit einem seitlich verschleiften Bande gefasst wurden (Taf. 19. 13. 15), statt des mit Werg gepanzerten Wamses das offene Lederwams, statt der Kröse den schlichten zurückgeschlagenen Kragen, statt des Faltenbarettes oder zottigen Mörserhutes den weichen Filzhut mit hohem Kopf, breiter Krempe und wallender Feder (154. 10. 160. 4). In solchem Anzuge glich der Soldat vom Ende des 16. Jahrhunderts in Nichts mehr dem alten Landsknechte, dem prunksücktigen, buntgefärbten und federgeschmückten Soldaten; er sah nun in der That aus, als ob er bestimmt sei, in die Schlacht zu gehen und nicht auf die Kirchweihe.

Ein Regiment oder vielmehr ein Heer kenntlich zu machen bediente man sich zuerst der Armbinde (156. 3) und der Schärpe (154. 9), die man beide auch »Feldbinden« nannte. Die Armbinde war die Wiederholung des Speerwimpels, dieser aber ein Band von Taffet, das doppelt am Ende jener Lanze befestigt wurde, um welche sich die Eskorte des Obergenerals zu versammeln hatte. Und so bestand auch die Schärpe in einem langen, auf sich selbst zusammengelegten Zeugstücke, das man locker über Schulter und Brust hängte, so dass es mit den Enden vom Rücken oder der Flanke frei herabhing. Ihre erste Anwendung wird den Hugenotten zugeschrieben; doch erschien sie schon in der lezten Zeit Karls V. bei dessen Offizieren. Die Liga nahm sie gleichfalls an, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts machte sie sogar die Damenwelt sich zu eigen.

Die Eisenrüstung hatte beim Ausgang des 15. Jahrhunderts den höchsten Grad der Vollendung erreicht; so gross war der Schuz, den sie vor Einführung der Musketen gewährte, dass, wie dies in Italien geschah, zwei Heere sich stundenlang kämpfend gegenüberstehen konnten, ohne dass ein Mann getötet oder nur verwundet worden wäre. Als aber in der Schlacht bei Pavia die französischen Eisenreiter von den spanischen Musketieren niedergehagelt wurden, war das Los der Rüstung entschieden[1]. Sie schüzte nicht vor dem Tode, behinderte

[1] Um diese Zeit erfand in Frankfurt a. M. ein Tuchhändler Namens Ostermann eine Art von Filz- oder Ledertuch, von dem man glaubte, dass es besser, als der Stahl, vor den Kugeln schüzte. Ein ganzes Reiterregiment wurde mit Kollern aus diesem Tuche versehen, die ihm aber weiter nichts, als den Namen „Tuchträger“ einbrachten.

aber auf jede Weise den Eifer und das Geschick des Kämpfers. Doch die Menschen sind zwiespältige Naturen; obgleich jedermann über diesen gotischen Apparat abfällig urteilte, wollte doch keiner, dem er zukam, ihn verschwinden sehen, denn er war ein Zeichen seines Standes; man wehrte sich für ihn, solange es anging, und als er zum Kriege nichts mehr taugte, stattete man ihn für die Parade desto glänzender aus (156. 10).

Einesteils wurde die Rüstung plumper; sie nahm an Schwere zu, indem man sie fortgesezt verstärkte; andernteils wurde sie beweglicher, indem man den Mechanismus verbesserte. Niemals wurde der Körper so kunstvoll eingekerkert, wie damals. Man erkennt die Rüstungen aus der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts (156. 1—4. 13) an den vor den Zehen erstaunlich breiten und gerade abgeschnittenen Eisenschuhen, an der kugeligen, oft mit schwacher Schneide versehenen Brust, an dem Stehkragen, der sich am oberen Rande der Schulterstücke erhebt, um den Hals zu schüzen (150. 6), an den grossen Muscheln der Kacheln, an den Oberschenkeldecken oder geschienten Krebsen (156. 4), die hinterwärts offen stehen und hier durch eisernes Ringelgeflecht oder derbes Leder ersezt wurden, an dem Schurze, der entweder geschient oder glockenförmig aus einem einzigen Stücke getrieben ist und über der Schamkapsel eine Einbucht hat, schliesslich an der gewölbten Form aller Stücke, die früher mehr in gotischem Charakter spizig und langezogen waren. Die Rüstungen dieser Zeit weisen eine ausserordentliche Verschiedenheit in der Form auf, sind aber immer Varianten desselben Systems und den verschiedenen Anforderungen des Krieges, des Friedens und des Turnieres angepasst. Manche Harnische haben weder Schurz noch Oberschenkeldecken. Das Stück, das unten an den Kürass gepasst ist, zeigt alsdann die Form von Oberhosen mit Schamkapsel (153. 16). Solche Rüstungen sind leichter an Metall, als die andern, und wurden vorzugsweise von den Hauptleuten der Fusstruppen, ja überhaupt niemals anders, als zu Fuss getragen. Ebenso mannigfach ist die Verzierung. Bald sind die Stücke der Länge nach ganz und gar mit dicht aneinander gereihten Kannelüren, den »Pfeifen« oder »Riefeln«, bedeckt (156. 1), bald mit dem Hammer derart ausgetrieben, dass sie die Schlize und Puffen der bürgerlichen Tracht nachahmen (159. 3. 5. 6), bald durchaus glatt, aber mit Bändern gestreift, auf welchen Zeichnungen in feiner Gravüre ausgeführt sind (153. 17. 156. 3). Die kannelierten Rüstungen haben immer eine Kugelbrust, doch die Kannelierung unterscheidet sich von der des 15. Jahrhunderts, dass die Stege zwischen den Pfeifen von vertieften Fäden eingefasst sind. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts fertigte man die Stücke vorzugsweise aus blankem Stahl, weshalb man solche Rüstungen denn auch »blanke« oder »lichte Harnische« benannte. Daneben kamen schwarze Harnische mit lichten Streifen vor. Allmählich gab man die völligen Rüstungen auf und liess die Beinröhren und Eisenschuhe hinweg (157. 1. 159. 3).

Fig. 156. 1—4. 7. Feldrüstungen. 5. Turnierrüstung. 6. 12. Rossstirnen mit Augenlöchern. 8. Helmlin mit fehlendem „Fenster". 9. Rüsthaken mit Riegel. 11. Turnierlanze zum Scharfrennen. 13. Kaiser Maximilian I. auf geharnischtem Rosse. 14. 15. Turnierlanzen oder Krönlein (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts).

Fig. 156.

Oft bemerkt man an den Denkmälern aus der Zeit Maximilians und Karls V., dass der Bauch- und Schenkelschurz, falls er nicht fehlt, von dem Schosse des Waffenrockes bedeckt wird, der ringsum in gleiche Orgelpfeifenfalten geschoben ist, während umgekehrt der Rock oben mit dem Leibe unter dem Kürasse verborgen liegt (150. 6. 153. 17)[1]. Dieser Rock erschien zuerst in den Reihen der burgundischen Gensdarmen, die im Dienste des Kaisers standen.

Im dritten Viertel des 16. Jahrhunderts erhielt die unkannelierte Brustschale eine Schneide, deren Vorsprung sich tief herabsenkte, um die ausgestopfte Brust des spanischen Wamses, den Gansbauch, überfassen zu können (157. 15). Aber der Rüsthaken fiel nun weg, da keine Lanze mehr geführt wurde; aus diesem Grunde wurden die Vorderflüge der Schulterstücke gleich gross gemacht (156. 10) oder ganz hinweggelassen und an ihre Stelle Schwebescheiben vor den Achselhöhlen angebracht (156. 3). Der Schoss wurde vielfach geschoben. Die Harnische dieser Zeit sind alle von dickem Eisen und bedeutender Schwere, dabei durchweg schwarz, höchstens mit schräg ausgefeilten Bändern und Fäden, den »Fürfeilen«, geziert, oder gänzlich blau, aber alsdann nicht gefärbt, sondern angelaufen. Auch brünierte Harnische stellte man her, indem man den Stahl oxydierte, dann sorgfältig abschliff und polierte, wodurch eine gleichmässige mildbraune Färbung entstand, und führte die Ornamente darauf in Gold aus; das Braun stimmte bei weitem besser zum Golde, als Schwarz oder Blau. Die Zeitmode fügte nun dem Harnische auch die Mühlsteinkröse bei (157. 15) und schob dieselbe zwischen den eisernen Schulterstücken und der Dachtraufe des Morian unter dem Kinne des Ritters ein.

Im lezten Viertel des 16. Jahrhunderts nahmen die Panzer an Schwerfälligkeit und Plumpheit noch weiter zu; wegen der Dicke des Eisens war ihr Gewicht oft ein ungeheures, so dass es den Rittern, wann sie den Harnisch anlegten, zu Mute war, als ob sie einen ganzen Ambos auf sich lüden, und sie nicht zwei Stunden in diesem zentnerschweren Gefängnisse verharren konnten. Die Handschuhe reichten vielfach bis zu den Ellbogen, weshalb die Kacheln dort in Wegfall kamen. Die Verzierungen und Vergoldungen verschwanden. Das blanke Eisen schimmerte nur noch streifenweise in einzelnen Zwischenräumen hervor. Die Rüstungen waren jezt meist durchaus bedeckt mit einem schwarzen Firnisse oder blau angelaufen. Es war eine düstere und trübe Uniform; sie entband ihren Besizer von grossen Kosten, die ihm angesichts der unaufhörlichen Kriege, womit er heimgesucht war, fast zur Unmöglichkeit wurden. Die Rüstungen der Oberoffiziere allein zeichneten sich noch durch Bandornamente und kupferne Nagelköpfe aus. Ihr grösster Luxus bestand in dem Federbusche, der den Helm überragte; aber selbst ein General hatte nicht immer einen Federbusch auf seinem Helme aufzupflanzen.

[1] Das Nähere darüber S. 508.

Taf. 19. 1. 2. 15. Landsknechte mit Zweihändern. 3. 12. Landsknechte. 4. 11. Kurfürstlich sächsische Hofleute. 5. Jäger mit Schweinsspiess. 6. Kaiser Max I. 7. Gräflich Hennebergischer Hofmann. 8. Graf von Fürstenberg. 9. 10. Armbrust- und Pistolenschüze. 13. Musketier. 14. Kaiser Rudolf II.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Die Harnische wurden auf die Probe der Arkebuse fabriziert; da man einsah, dass auf die Dauer auch mit dem stärksten Eisen gegen die Durchschlagskraft der Kugeln nicht aufzukommen sei, gab man nicht allein den Wettkampf auf, sondern auch Stück für Stück die Rüstung selbst. Von diesem stolzen festgefügten Eisenkerker fiel ein Stück nach dem andern hinweg; merkwürdigerweise ging diese Verstümmelung von unten nach obenhin vor sich und heute erinnern nur noch die »Epauletten« an die alten Schulterstücke. Zuerst verschwand die eiserne Bekleidung der Füsse, dann die der Unterschenkel; an die Stelle beider Stücke traten grosse Lederstiefel. Nach längerer Frist folgte das Geschiebe der Oberschenkel, die Diechlinge oder Krebse, die sich von den Knieen an aufwärts immer mehr verkürzten. Gleichzeitig schälten sich die eisernen Hülsen von den Armen und Händen los und die Schulterstücke verschwanden mit den Hüftplatten. Der Harnisch bestand oft nur noch aus einem Kürass, nämlich aus Halsberge, Brust- und Rückenmuschel. Dergleichen verstümmelte Rüstungen nannte man »Halbrüstungen« (157. 1. 4. 15. 16.). Im 17. Jahrhundert fand man nur noch solche Halbrüstungen von geschwärztem Eisen; die fehlenden Stücke wurden durch solche aus Büffelleder oder Elenshaut ersezt.

Der bevorzugte Helm blieb das »Helmlin«, das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts entstanden (110. 6. 7), aber noch in der Mitte des 17. zu finden war. Seine Glocke war auf den Kopf gewölbt; das Visier bestand aus Nasenberge und Helmfenster, von welchen jeder Teil um dieselben Schläfenzapfen beweglich war und nach oben hin aufgeschlagen werden konnte; das Kinnstück liess sich mit einem Scharniere nach der Seite hin öffnen. Der ganze Helm sass drehbar in einer geschienten Halsberge und ward überragt von einem von hinten nach vorn gehenden Kamm, an dessen hinterem Ende sich eine kleine Hülse befand; in diese war ein Wald von buntgefärbten Federn gepflanzt (156. 4), aus deren Mitte nicht selten noch zwei oder drei hervorragten, die über den Rücken bis in das Kreuz des Eisenmannes fielen. Neben dem Helmlin hielt noch eine Zeit lang der »Burgunderhelm« stand (157. 6—8. 11), dessen Visier ungeteilt war und dessen Kinnkappe häufig, doch nicht durchweg, der Barthaube des Schallers glich.

In der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts war auch noch der Schaller zu finden (110. 5. 10. 13. 18), jener niedrige Helm, der aus dem Eisenhute hervorgegangen war und einen spizen weit zurücktretenden Nackenschirm sowie ein bewegliches, aber so kurzes Visier hatte, dass er damit nicht über die Nasenspize herabreichte. Man trug den Schaller in Verbindung mit der Barthaube, die auf den oberen Teil des Brustschildes geschraubt wurde und den Hals sowie den unteren Teil des Gesichtes bis zu den Nasenflügeln schüzte (109. 15. 110. 14).

Dann gab es noch Helme andrer Art, welche den Fusssoldaten und Kürassieren als Schuzwaffe dienten. Dazu gehörten vor allen der »Morian« und der »Birnenhelm«. Der Morian (auch Morion oder Murrion 157. 5. 9. 10) war, wie schon sein Name verrät, der »Maurenkappe« bedeutet, ein Helm aus dem maurischen Spanien, und trat

schon im ersten Jahrzehnt dieser Epoche in Deutschland auf. In der Glocke glich er meist einem halben Ei, später mehr einer halben Kugel; er hatte weder Visier noch Halsberge und Nackenschuz, aber eine ziemlich breite Krempe untenher, die in starker Schweifung über Gesicht und Nacken derart emporstieg, dass sie, von der Seite betrachtet, einem Halbmonde ähnlich sah. Die ältesten Exemplare hatten keinen Kamm, aber Backenklappen; seit 1570 etwa erschienen solche mit sehr hohem Kamm, doch ohne Backenklappen. Der Kamm glich ebenfalls einem Halbmonde; er hatte rückwärts eine Hülse für einen Federbusch. Der Birnenhelm (157. 5. Taf. 19. 15) erhielt von der Form seiner Glocke den Namen, denn er spizte sich nach oben wie eine Birne zu und das kurze Ende seines Helmschmuckes glich dem Stiele dieser Frucht. Er hatte niemals einen Kamm, aber zuweilen eine Hülse für den Federbusch, ab und zu auch Wangenlaschen. Sein Schirm war gleich dem des Morian geschweift, doch nicht immer so energisch; er kam sehr flach und sogar durchaus eben vor.

Ein weiterer Helm war die »Burgunderkappe« (157. 12); diese hatte eine halbkugelige Glocke und vorn am Rande einen stark vorspringenden Gesichtsschuz gleich unsern heutigen Müzen, ausserdem noch Wangenklappen, Nasenberge und Nackenschuz. Die Nasenberge glich dem Nasal an den alten Eisenhüten und bestand in einer senkrecht durch den Schirm gesteckten Stange, die unterwärts breit ausgetrieben war, oft dergestalt, dass sie das Antliz völlig bedeckte.

Mit der Burgunderkappe zugleich gingen der »Eisenhut« und die »Eisenkappe« in das 17. Jahrhundert hinüber. Der Eisenhut war sehr alt; er lässt sich schon für das 13. Jahrhundert nachweisen und sah trozdem noch die Zeit des Grossen Kurfürsten, der ihn in der Schlacht bei Fehrbellin trug. Im allgemeinen glich er einem Schäferhute, denn er hatte einen halbkugeligen Kopf und eine breite, etwas gesenkte Krempe (110. 15. 22). Indes gab es auch Eisenhüte mit wagerechtem Schirm und halbeiförmigem Kopfe sowie solche mit sehr flachgedrückt rundlichem Kopfe, der entweder unmittelbar auf dem Schirme sass oder auf einer cylindrischen Wandung (110. 8), ferner solche, deren Kopf eine Halbkugel unterwärts überschritt, über die Wangen mit scharnierten Laschen herabstieg und nur vorn und hinten einen schmalen Vorstoss statt der Krempe führte. Die Eisenkappe sah noch einen grossen Teil des 18. Jahrhunderts; sie bestand aus einem halbkugeligen oder flachcylindrischen Kopfe und einem über die Augen hervortretenden Schilde, der sie unsrer heutigen Kappe ähnlich machte. Die Eisenkappen dienten meist bei Belagerungen, weshalb man sie aus dickem und schwerem Eisen herstellte.

Der Schild hatte als Schuzwaffe nur noch geringen Wert; er war nicht besonders gross, vorwiegend kreisrund und mehr oder minder

---

Fig. 157. 1. Halbrüstung (Ende des 16. Jahrhunderts). 2. 3. Turnierrüstung (der schwere Stechzeug). 4. Halbrüstung mit geflochtenem Unterzeug. 5. Birnenhelm. 9. 10. Moriane (Maurenkappen). 6—8. 11. Burgunderhelme (Bourguignons). 12. Burgunderkappe (Bourguignotte). 13. Schwertgefäss mit Querparierstangen und Eselshuf. 14. Halsberge. 15. 16. Halbrüstungen (von 1580 u. 1576). 17. Degengefäss (Friedrich Heinrichs von Nassau). 18. Arquebusierer (oder Ferentario). 19. Kürassierer (oder Cataphractarius). 20. Sattelkolben eines Kürassiers (Kürissbengel).

Fig. 157.

gewölbt; manchmal kam er einer plattgedrückten Halbkugel nahe. Man stellte ihn ganz aus Metall oder hartem Leder her, auch von Holz mit einem Lederüberzuge, belegte ihn auf der Innenseite durchaus mit einem dicken Polsterfutter oder nur mit einem Armkissen und versah ihn hier zugleich mit den für Hand und Arm nötigen Quergurten; am Rande verstärkte man ihn mit Metall und besezte ihn wol auch ringsum mit einem Schmuck von Fransen. Die sogenannten »Handschilde« waren kleine Rundschilde dieser Art, hatten aber nur einen einzigen Handgriff, statt des zweiten einen Haken dicht am Rande, um sie damit am Waffengurt oder Schwertgriff anzuhängen.

Zumteil waren diese Rundschilde nicht für den Krieg bestimmt, sondern nur für die Parade (156. 10), wie denn die Grossen der damaligen Zeit, welche reich genug waren, um ihre Lust an schönen Waffen gewähren lassen zu können, in der Pracht und künstlerischen Vollendung ihrer Rüstungen miteinander wetteiferten. Der ganze Harnisch samt Helm und Schild wurde mit erhaben getriebenen Verzierungen bedeckt, mit reichen figuralen Darstellungen in Relief und mit Vergoldungen und Tauschierungen belebt. Was nur gestaltbar war, musste zur Verzierung herhalten; da sah man jede Art von Laub-, Stab- und Rahmenwerk, vielfach verschlungene Arabesken, naturgetreu oder phantastisch gebildete Tiere und Tierköpfe, Masken, Genien und Trophäen, ja ganze figurale Kompositionen aus der Götterwelt, aus dem Leben Christi, aus der alten und neuen Geschichte. Bei der Tauschierung wurde die Zeichnung in das Eisen gegraben und dann das Gold oder Silber in Plättchen dergestalt eingehämmert, dass es mit dem Eisengrunde eine glatte Fläche bildete. In anderer Weise wurde der Grund fein geriefelt und die Metallverzierung erhaben eingesezt. Die erste Gattung nannte man »eingeschlagene«, die zweite »aufgeschlagene« Tauschierung. Ausgezeichnete Künstler der Renaissance waren die Urheber der Entwürfe zu solchen Rüstungen, und Arbeiter, die würdig des Namens Künstler, die Ausführer derselben. Selbst ein Michelangelo verschmähte es nicht, seine Kunst an solchen Prachtwaffen zu erproben[1].

Eine eigene Klasse von Rüstungen bildeten die Turnierrüstungen (156. 5. 157. 2. 3); sie waren nicht bloss stärker, als die Kriegsharnische, sondern auch von besonderen Formen, wie sie zu den verschiedenen Arten des Turnieres am besten taugten. Man unterschied vier Hauptgattungen: Stechzeug, Rennzeug, Zeug zum Fusskampf und Zeug zum leichten Turniere.

Zum schweren Stechzeuge gehörten: ein Stechhelm (157. 2. 3) mit breitem wagerechten Sehschnitt, vor den Augen schnabelig ausgebogen, sonst um Kopf und Hals passend, dabei vorn und hinten an den Kürass verschnallbar; Schulterstücke, hinten mit Flügeln, vorn mit Schwebescheiben; Armzeug, das für beide Arme nicht gleich war, sondern für den rechten Unterarm, welcher die Lanze einlegte, eine grosse Muschel hatte, die ihn bis zum Ellbogen schüzte, aber keinen Handschuh, weil an dessen Stelle die grosse Brechscheibe der Lanze die Hand beschüzte. Ferner gehörten dazu: für die linke Hand ein steifer Fäustling (Turniertaze), ein Rüsthaken auf der rechten Seite des Kürasses, der hier etwas abgeflacht war, und eine nach rückwärts gehende eiserne

[1] In Deutschland waren als kunstreiche Plattner vorzugsweise geschäzt: Desiderius Colman oder Bolman, Franz Grossschedel, Martin Hofer, Andreas Junghaus, Kunz Lochner und Wilhelm Seusenhofer. In Italien glänzten besonders Mailand und Venedig durch Damascier- oder Tauschierkunst (tausia, damaschino, lavore all' azzimina, alla gemina). Diese Kunst kam sicherlich aus dem Oriente, wo sie anfangs auf Schwertklingen und Schilden, dann auf verschiedenen Gerätschaften, Kästchen, Tischen u. dergl. angewendet wurde, aber meist auf feine Laubzüge beschränkt blieb, da der Islam die Darstellung von Figuren verbot.

Stange mit einem Haken am Ende als Widerhalt für die eingelegte Lanze (158. 1. 2); eine schmale Schuzplatte für das Rückgrat und ein kurzer Schoss für den Unterleib; eine hölzerne Tartsche, oben eckig, unten abgerundet, für die Brust, auf die sie festgebunden wurde (157. 3); eine 14 bis 15 Fuss lange Lanze mit zwei- oder dreizähnig ausgefeilter Klinge (156. 14. 15), die man »Krönig« oder »Krönlein« nannte; schliesslich für das Pferd ein Stirnblech (156. 6. 12), das häufig ohne Augenlöcher, Strohpolster vor der Brust und eine Stechdecke, die das ganze Pferd bedeckte und fast bis an die Hufe reichte; ein Sattel mit hohen Pauschen oder ein Sattel ohne Rücklehne, so dass der von der gegnerischen Lanze allzustark getroffene Ritter hinterwärts hinabrutschen konnte und nicht in Gefahr kam, das Kreuz zu brechen.

Zum Rennzeug gehörten zumteil andre Stücke: ein Rennhut in der Form des Schallers mit querem Augenschliz und spizem Genickschirme

Fig. 158.

1 2

1. 2. Turnierrüstungen (Scharfrennen). Harnisch blanker Stahl, Federn schwarz und gelb, Band und Schleife auf dem Helm verschiedenfarbig, Rock schwarz, Lanzenstange schwarz und weiss, Pferdedecke schwarz mit Silber und den sächsischen Wappen, Schellen am Pferdehalsbande golden. (Die Farben sind bei beiden Rittern gleich.)

(158. 1. 2); ein Stahlbart, der Hals und Kinn beschüzte und an den Helm geschraubt wurde (158. 1); ein gleichfalls angeschraubter Holzbart grösseren Umfanges, der den Oberleib und die untere Hälfte des Gesichtes beschüzte (158. 2); Rüst- und Widerhaken; eine Lanze mit scharfem Eisen und einer auf der Seite ausgeschnittenen Brechscheibe, welche den rechten Oberarm beschirmte. Auch bei diesem Rennen wurde das Pferd ganz bedeckt und am Halse mit einem Schellengurte behängt, der Sattel überdies mit starken gebogenen Schenkelwehren gerüstet, um das Bein gegen den Anprall an die Schranken zu bewahren.

Beim leichten Rennen trug der Mann eine Feldrüstung mit Rennhut und stählernem Barte; doch war der Bart nicht im Ganzen ge-

schmiedet, sondern bestand aus eisernen Stäben und Rollen, so dass nur das Stück, welches gut getroffen wurde, absprang. Es gab derartige Bärte mit einem Mechanismus, der es möglich machte, dass Stücke davon in die Luft flogen, sobald die Lanze des Gegners auf die mit einem durchbrochenen Herzen bezeichnete Mitte traf.

Beim Fussturniere bediente man sich eines Feldharnisches mit Turnierhelm. Der rechte Handschuh führte eine Platte über die Finger hinaus, die, wenn die Hand das Schwert ergriffen hatte, an dem Knaufe festgeschraubt wurde, um auf diese Art eine Entwaffnung unmöglich zu machen. Sonst trug man weder Rüsthaken noch Sporen und statt der geschienten Eisenschuhe manchmal nur Schuhe von Leder. Bei diesem Turniere blieben die Kämpfer durch eine Planke getrennt; sie gingen mit Lanzen aufeinander los, und erst wenn diese ohne Erfolg gebrochen waren, mit Schwertern, Streithämmern, Aexten und Flegeln. Handelte es sich nicht um ein Spiel, sondern um das Leben, so legten die Kämpfer den völligen Panzer an, die Schulterstücke mit den grossen Flügeln, den Kübelhelm, die den Schenkel fast ganz umschliessenden Diechlinge, den glockenförmigen Schurz und den kleinen Rundschild.

Die Truz- oder Angriffswaffen behielten vielfach noch die Formen, die ihnen das 15. Jahrhundert gegeben hatte. Die ritterliche Hauptwaffe blieb das Schwert; dieses, das »Reutschwert«, zeigte einen einfachen Kreuzgriff »zu anderthalb Faust«, d. h. es konnte mit nur einer Hand geführt, jedoch, wenn man besonders kräftige Hiebe austeilen wollte, auch noch mit der andern gefasst werden. Der Beidenhänder war 5 bis 6 Fuss lang (Taf. 19. 2. 3. 15), für Turniere noch länger, und mit einem hakenförmigen Fortsaz unter der Parirstange rechts und links zum Schuze für die Hand versehen, an der Klinge häufig geflammt, d. h. an den Schneiden wellig ausgeschliffen; leztere Schwerter nannte man »Flammberge«. Da die Zweihänder auf der Schulter getragen wurden wie Lanzen, beliess man sie ohne Scheide und umwand höchstens nur den Teil zwischen Parirstange und Haken mit Leder. Häufig stellte man jezt die Griffe der gewöhnlichen Schwerter mit Faustbügeln und Handkörben her, die aus mehreren Stangen zusammengebogen wurden; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vergass man fast niemals den »Eselshuf«, jene ringförmige Stange, die unter dem Absaze wagerecht oder schräg nach beiden Seiten hervorsprang (Taf. 19. 8. 15).

Den zum Rapier umgewandelten Stossdegen nannte man »Stocher« oder »Wehr«, die lange, schmale, drei- oder vierschneidige Stossklinge aber »Panzerstecher«, auch »Pratspiess« oder »Schürzer", die kürzere und etwas flachere »Pörschwert« (Bohrschwert, Perschwert). Das Schwert, welches man mit »Kordelatsch« bezeichnete (Gardelaz, Cortelas, Coltelaccio), war eine kurze einschneidige, einem grossen Messer ähnliche Hiebwaffe, die »Dusägge« eine rasiermesserförmige Klinge mit breitem Rücken (70. 18); leztere war das Nationalschwert der Böhmen (146. 4), wie der »Säbel« das der Polen und Ungarn war.

Die spanische Mode führte das »Rapier« oder den »Stossdegen« ein, jedoch mehr in das bürgerliche Kostüm als ausserkriegerische Zier- und Verteidigungswaffe. Das Rapier hatte ein Stichblatt in Form eines massiven oder durchbrochenen Korbes, den man »Glocke« nannte

(Taf. 19. 12), lange gerade Querparierstangen und nicht selten einen Eselshuf. Die Klinge war schmal, dünn und sehr spiz, oft drei- oder vierkantig ausgekehlt und darum nur für den Stoss, aber nicht zum Hiebe tauglich. Das eigentliche Schwert näherte sich mit der Zeit dem Rapiere und wurde schmal und spiz in der Klinge, nahm aber nicht den Korb an, sondern blieb auf Parierstange und Eselshuf beschränkt (Taf. 19. 4. 13-15). Zur Befestigung dieser Waffen benuzte man einen schmalen Riemen, der an einem ähnlichen um die Taille laufenden Riemen sass. Immer mehr aber kam ein Wehrgehenk in Mode, welches aus zwei oder mehreren nebeneinander liegenden Lederschleifen, die durch Schlizung eines doppelten Lederstückes erzielt wurden, bestand und den Degen in nahezu wagrechter Lage in der Höhe der Schenkel festhielt (S. 627). Diese Bänderklammer befestigte man mit einem Haken am Taillenriemen (Taf. 19. 13).

Der Dolch wurde nicht mehr so häufig getragen wie früher; seine Klinge war manchmal durchbrochen oder mit Giftzügen versehen. Auch gab es Dolchklingen, welche durch den Druck einer Feder auseinander sprangen und sich in drei Klingen teilten; diese Waffe soll bei der Eidesleistung im Namen der Dreieinigkeit gedient haben.

Von den Stangenwaffen sowie auch von den Hämmern, Aexten, Kolben, Flegeln und Morgensternen haben wir oben (S. 442 ff.) das Nötigste mitgeteilt. Vor der Feuerwaffe war es der lange Spiess der Landsknechte, welcher die Entscheidung auf den Schlachtfeldern herbeiführte. Sonstige Spiesse, teilweise zur Jagd bestimmt, waren: der Schweinsspiess mit breitem blattförmigem Eisen, das zwei Rippen hatte und einen kurzen Querknebel (Taf. 19. 5); der Federspiess, also benannt nach seinen von der Klinge am Schaft herablaufenden eisernen Spangen, die man »Federn« hiess.

Seit Pavia fiel die schlachtenentscheidende Rolle immer mehr der Feuerwaffe zu; diese führte den Untergang der Plattenharnische herbei. Noch lange aber liessen sich die Fürsten und Feldherrn in Rüstungen porträtieren, die nicht mehr im Gebrauche waren; denn die Rüstung war ein Abzeichen der ritterlichen Wehrhaftigkeit und versah nun den Dienst als »historisches Kostüm«.

Die ältesten Handbüchsen, die wir oben schon besprochen (S. 451), wurden mit der Lunte abgefeuert; eine Verbesserung war die Pfanne mit dem seitwärts angebrachten Zündloche. Darauf folgte um 1370 das Luntenschloss oder »Schwamengeläss«; die Lunte, in einen Hahn geklemmt, fiel mittels eines Drückers auf die Pfanne. Doch war ein derartiges Schloss noch immer sehr unhandlich, und so wurde es im Anfang des 16. Jahrhunderts durch das »Radschloss« ersezt (159. 31. 32). Hier war ein gekerbtes Rad angebracht und daneben ein Hahn mit einem eingeschraubten Stücke festen Schwefelkieses. Ueber dem Rade aber sass eine bodenlose Pulverpfanne mit verschiebbarem Deckel. Sämtliche Teile standen durch Federn mit einander in Verbindung; der ganze Mechanismus wurde mit einem Schlüssel, welcher auf einen mitten im Rade befindlichen Zapfen passte, aufgezogen (159. 30) und das Rad in rückgängige Bewegung gesezt. Durch einen Druck auf einen Abzug, den sogenannten »Drücker«, schnellten zu gleicher Zeit das Rad wieder vorwärts, der Deckel von der Pfanne und der Hahn auf das Rad, das, den Stein reibend, ihm einen Sprühregen von Funken entlockte, wodurch dann das Pulver entzündet wurde. Es war ein sehr sicheres und nie versagendes Schloss. Um 1573 erhielt es eine Art von »Stecher«; dieser hatte

den Zweck, die durch das Losdrücken verursachte heftige Bewegung zu reduzieren, so dass sie kaum bemerklich war. Dem Radschlosse scheint ein Raspelschlosss vorangegangen zu sein; wir besizen Exemplare von ganz aus Eisen gefertigten Feuerrohren, die seitwärts eine Raspel statt eines Kammrades haben; sobald man die Raspel zurückzog, brachte sie durch ihre Reibung den Kies zum Funkensprühen. Man pflegte solche Rohre »Mönchsbüchsen« zu nennen, denn man hielt sie eine Zeitlang für die erste von dem Mönch Berthold Schwarz erfundene Feuerwaffe. Eine dritte Art von Schloss war das »spanische Schloss« oder der »Schnapphahn«; an diesem Schlosse befand sich dem mit Schwefelkies versehenen Hahn gegenüber eine scharnierte bewegliche kurze Stange mit einer Querstange oben, so dass sie aussah wie ein kleiner Hammer; obenher war die Hammerklinge gekerbt und der ganze Hammer so gestellt, dass er schräg über der Pfanne stand und in dieselbe hineinschlagen musste, wenn man den Drücker zog; geschah dies nun, so schnellte der Hahn gegen die gekerbte Hammerklinge und entlockte ihm die nötigen Funken.

Es gab noch Feuerrohre mit zwei gegeneinander gewendeten Schlangenhähnen oder Haken, die mittels zweier Drücker ausgelöst wurden; diese Waffen nannte man »Doppelhaken«; ihre Rohre massen an anderthalb bis zwei Meter. Sie wurden entweder auf einem mit Eisenspizen oder Rädern versehenen Fusse getragen oder auch auf die Brüstung der Mauern gelegt. Eine andere Art von absonderlicher Feuerwaffe waren die zwei-, drei- und mehrläufigen »Ladenbüchsen«; diese Handrohre hatten eine Schwere, dass sie sich nur mittelst einer nicht minder plumpen Stüzgabel handhaben liessen (159. 4).

Man unterschied zu Ende des 16. Jahrhunderts folgende Arten von Handfeuerwaffen: das »Rohr«; dies feuerte der Soldat ohne Auflage ab (159. 2); sein Träger hiess »Schüze«; die »Muskete«; diese war so lang und schwer, dass sie eine Stüzgabel nötig machte; ihr Träger hiess »Musketier« (154. 8. 10); die »Arkebuse«; diese unterschied sich von der Muskete nur durch ihr kleineres Kaliber; ihr Träger hiess »Arkebusier«; die »Pürschbüchse«; diese diente zur Jagd und war kurz, mit geradem Kolben und Radschloss versehen, an der »Schiftung« oft reich verziert und »verpaint« (eingelegt); die »Faustbüchse«, auch »Puffer«, später »Pistole« genannt; diese hatte einen kurzen, am hinteren Ende mit einer Kugel (Afterkugel) versehenen Schaft und konnte aus freier Hand losgeschossen werden. Das Pulver oder »Zündkraut« trugen die Schüzen immer bei sich und zwar in eigenen Behältern oder »Flaschen« aus Holz mit Leder- oder Sammetbezug oder ganz aus Metall, grobes Pulver in grösseren, feines in kleineren Flaschen. Mit der Zeit gab man dem Behälter für das grobe Pulver die Form eines Dreiecks mit abgestumpfter Spize und versah ihn oben mit einer metallenen Röhre zum Ausschütten (159. 25). Die Röhre diente zugleich als Pulvermass und ihr Raum konnte mittelst einer Feder vom übrigen Raume abgesondert werden. Um das Pulver immer und für jede Ladung auch im richtigen Masse zur Hand zu haben, kam man auf die Idee, es in Patronen zu füllen und diese in passende walzenförmige Futterale von Holz einzuschliessen, die Futterale selbst aber mit kleinen Schnüren an ein Bandelier aufzureihen, das man schräg über die Brust legen und bequem mit sich führen konnte (154. 8. 10. 159. 29). Auch die grosse dreieckige Flasche befestigte man an diesem Bandeliere oder statt ihrer einen Beutel mit Zugschnur (154. 10).

Das ausgehende Jahrhundert sah die Heere ganz anders gegliedert, als das beginnende. Der Berufssoldat war im Laufe dieser Epoche an die Stelle des Adels getreten und der Adelige selbst war Soldat von Beruf geworden; er hatte sich in Glied und Disziplin einfügen müssen, wenn er ferner noch am Kriege teilnehmen und durch ihn zu Ehren und Ruhm gelangen wollte. So wurden die »Ritter« zu »Reitern«, die besoldet und in Kompagnien eingeteilt waren, und so begann der Reiter mit der vollen Rüstung des Ritters; er war ein »schwerer Reiter«, der erst mit

---

Fig. 159. 1. 2. Hakenbüchsenschüzen (Arkebusiere). 3. Blanke Rüstung (1520). 4. Schüze mit dreiläufiger Ladenbüchse. 5. Gesässstück (Culette) mit Ringelschürze. 6. Halbgewölbter Kürass mit Vorderschurz (3. 5. 6 aus getriebenem Eisen). 7. Hellebarde mit Hammergabel. 8. Kriegsflegel. 9. 16. Gläfen (Cousen, Rossschinder). 10. Halbpike (Voulge, Spetum, Sponton). 11. Reiterhammer (Papagei). 12. Partisane (Ronsarde). 13. Morgenstern. 14. 15. Reiterlanzen. 17. Hellebarde. 18. Sattel. 19. Arkebusierreiter (1590). 20. Musketier (1600). 21. Kürassierpistole. 22. Reiterarkebuse. 23. 28. Drehling und Ladetrommel. 24. 33. Radschlossgewehre. 25. Pulverflasche und Spänner. 26. Kürassierpistole im Halfter. 27. Luntenhakbusse mit Schwamengeläss. 29. Schnapphahngewehr. 30 Schlüssel zum Radschlossgewehre. 31. 32. Radschloss (31 Feuerstellung, Ansicht von aussen, 32 Ruhestellung, Ansicht von innen).

Fig. 159.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33

der Zeit zum »leichten Reiter« wurde, indem er allmählich die einzelnen Stücke seiner Rüstung aufgab; doch dauerte dieser Häutungsprozess fast zwei Jahrhunderte lang; jeder Uebergang zeitigte eine andre Waffengattung.

Der erste Kavallerist von Beruf war also ein Ritter, der zwar jezt wie sonst samt seinem Pferde vollgeharnischt war und die lange Lanze führte, aber in Reih und Glied kämpfte, Pistolen im Halfter und den Stossdegen an der Seite hatte; in diesem Aufzuge machte er noch den Totentanz des dreissigjährigen Krieges mit. Aber neben ihm gab es schon zu Ende des 16. Jahrhunderts solche, welche die Beinbepanzerung aufgegeben und durch hohe Stiefel mit breitem Spornleder ersezt hatten; dies waren die »Kürassiere« (157. 19); sie führten keine Lanze mehr, aber Degen und Pistole, statt des Visierhelmes den Burgunderhelm mit wallendem Federbusche, und sassen auf ungepanzerten Pferden. Von den Kürassieren sonderten sich die »Arkebusiere« oder »Karabiner« und die »Dragoner« ab. Der Arkebusier (157. 18) nahm die Feuerwaffe mit auf das Pferd, aber den Panzer legte er ab, denn er wusste am besten, dass vor der Kugel kein Panzer fest genug sei; er war also schon ein leichter Reiter, troz der schweren Feuerwaffe. Der Bequemlichkeit wegen wurde diese zum »Karabiner« verkleinert und nun erhielt er selbst den Namen »Karabiner«.

Zwischen Reiter und Fusssoldat gab es noch einen Mischling, der bald zu Fuss, bald zu Pferde focht, je nachdem die Gelegenheit es verlangte; seinen Ursprung verdankte er dem Brauch, Fusstruppen hinter die leichten Reiter aufs Pferd zu sezen, um rascher vorwärts kommen zu können. Führte nun der Soldat die lange spize Pike, so war er »Pikenier«, »Musketier« oder »Dragoner« aber, wenn die schwere Büchse seine Waffe war, die man »Musketon« oder »Dragon« benannte; mit der Zeit wurde der Dragoner ausschliesslich zum Reitersmann.

ECHSTES BUCH.

Die Tracht in den Epochen des Lederkollers und der Staatsperücke.

Allgemeines.

Initiale aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Die ornamentale Ausstattung des Buchdruckes hatte sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu einer Meisterschaft erhoben, die nicht überboten werden konnte; sie war auf ihrem Höhepunkte angelangt. Nun machte sich ein gemässigtes Zurückgehen bemerklich; man suchte nichts weiter, als ein für gut gehaltenes Buch in würdiger Weise auszustatten. Die Buchstaben wurden kleiner, blieben aber noch immer geschmackvoll, denn man arbeitete noch mit denselben dekorativen Elementen, wie früher; man beharrte sowol noch bei den römischen Buchstaben wie bei den deutschen mit ihren geschwungenen Schreiberzügen. Kam es sonst vor, dass man die Buchstaben auf eine Fläche von Ornamenten legte, ohne irgendwelche Verbindung herzustellen, so leitete man jezt den Buchstaben mit seinen Ausläufern in das Ornament über, dergestalt, dass er an keiner Stelle durchschnitten oder verdeckt wurde.

Nur eine kurze Epoche war es, in welcher Deutschland wieder etwas wie eine deutsche Tracht besass. In spanischer Tracht hatte man die Schwelle des 17. Jahrhunderts überschritten, in französischer überschritt man die Mitte desselben; bis zu diesem Zeitpunkte machte sich ein heimisches Element in der deutschen Tracht bemerklich. Man muss sich in die politischen Zustände hineindenken, um über die verschiedenen Elemente klar zu werden, welche die Beschaffenheit des damaligen Kostüms veranlassten. Es gab vor allem zwei Hauptströmungen, die sich in das nämliche Bett ergossen, zum Teil nebeneinander herflossen, zum Teil sich auch vermischten; dazu kamen noch Nebeneinflüsse.

Der erste und älteste Hauptstrom war spanisch. An dem rein spanischen Kostüm hielt vor allem der deutsche Kaiserhof in Wien fest, selbst noch zur Zeit, als das Jahrhundert seine Mittagshöhe hinter sich hatte. Dann waren es die deutschen Reichs- und Handelsstädte mit ihrer patriarchalischen Abgeschlossenheit: Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Augsburg und ganz besonders »die Burg, die an der Strasse des falschen Frankreich liegt«, die mit germanischer Zähigkeit an dem Kostüm festhielten, das sie von ihren Vorfahren ererbt hatten. Dies nun bestand aus spanischen und deutschen Elementen und fing an, sich zu Volks- und Amtstrachten auszuwachsen. Zur Volkstracht wurde es namentlich in den ländlichen Kreisen, welche die grösseren Städte umgürteten, zur Amtstracht aber in den städtischen Kreisen. Selbst als der Sieg der neuen französischen Mode bereits im ganzen Lande entschieden war, behielten noch die magistratlichen Personen vom Bürgermeister an bis zum Stadt-

knechte herab ihr von der Patina der Zeit verräuchertes Kostüm in der Amtsstube bei, während sie im Privatleben sich nach der Mode trugen. So kann das Alter manches ehrwürdig machen, was in der Jugend lächerlich schien; und doch ist Altwerden kein Verdienst.

Der zweite Hauptstrom war französich; dieser machte sich bald nach Ablauf des ersten Jahrzehntes bemerklich. Es waren die kleinen Fürstenhöfe, namentlich die von Düsseldorf und der Pfalz, welche der französischen Mode zuerst huldigten; dann kamen die Kreise der Lebemänner und Stuzer. Indes wirft ein Volk seine Tracht nicht so ohne weiteres ab wie ein Krebs im Frühjahre seinen Panzer abwirft; bis in die Mitte der zwanziger Jahre fand die französische Mode verhältnismässig geringe Verbreitung; man schob französische Muster in das alte Kostüm hinein, aber in immer steigendem Masse, bis dann zulezt von dem altväterlichen Kostüme nichts mehr übrig war.

Dazwischen drängte sich eine dritte Strömung, die man als deutsch bezeichnen kann, denn sie gehörte Deutschland allein; sie kam weder aus Spanien noch aus Frankreich; sie entstand in Deutschland selbst, hatte aber Zufluss von Schweden aus.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts wiederholte sich im Bereiche des Kostüms etwas Aehnliches, wie im Anfange des 16.; es erhob sich eine frische Brise, welche die alten Formen und Formeln zu sprengen suchte; aber wie immer, wann die Welt schwärmerisch gestimmt ist, kam der Soldat hinterher und bemächtigte sich ihrer. Vormals wie jezt war es der Soldat, der voran ging und die steifen ausgestopften Kleiderformen in freie lockere Formen verwandelte. Hier wie dort war es der Soldat, der die natürlichen Formen mit der Zeit verwildern liess und die Verwilderung auf die bürgerliche Kleidung übertrug. Zuerst fiel die mächtige Mühlsteinkrause am Hals sowie die Krause an den Handgelenken und machte dem Leinwandkragen Plaz, der anfangs starr über die Schultern emporstieg, dann sich wagrecht stellte, sich endlich schlaff auf die Schultern senkte und zugleich mit Spizen umränderte. Zugleich fiel das Barett; der bäuerliche Filzhut erschien auf den Soldatenköpfen und stieg mit den Soldaten in den Salon hinauf. Zu diesem Hute gehörten die hohen Reiterstiefel mit Sporen. Die hohen Stiefel verlangten die Entfernung der Polster aus den Kniehosen und diese wurden faltig und bequem; die Veränderung des Beinkleides zog die des Wamses nach sich; auch hier verschwanden die Polster, die ausgestopfte Brust, der Gansbauch, und die Achselwulste. Das Kostüm sah nun wieder natürlich aus und widersprach auch sonst nicht dem guten Geschmack; es war nicht so frei und luftig wie das Kostüm der Reformationszeit, aber es war auch nicht so panzerstarr wie das spanische; es war ein schönes Kostüm, einfach und frei, aber es war mehr kriegerisch, als bürgerlich; die Zeit war kriegerisch und ihr Symbol das kriegerische Lederkoller.

Nicht lang und die Zeiten verwilderten und mit ihnen das Kostüm, genau so, wie dies zur Zeit der Landsknechte geschehen war. Wäre nur diese Zigeunertracht bei den Soldaten geblieben, so hätte man

sie immer noch für passend halten können, denn sie stand mit dem abenteuerlichen Leben der Soldaten in Uebereinstimmung. Aber sie drängte sich in die bürgerlichen Kreise ein und sezte sich namentlich auf solchen Leuten fest, die dem eisernen Handwerke am weitesten aus dem Wege gingen; dadurch wurde sie lächerlich. Der »Monsieur Alamode« war die Karikatur der Zeit; alles was neu und unerhört, war ihm gerade gut genug, und so griff er auch begierig nach dem, was die französische Mode brachte und bahnte hiermit der französischen Mode den Weg ins Volk; denn so lächerlich man ihn anfangs auch finden mochte, man gewöhnte sich an ihn und machte ihn schliesslich nach.

Durch den schauerlichen Krieg hatte unser Volk auf lange Zeit hinaus seine Widerstandskraft eingebüsst; sein Leben war viel ärmer geworden, viel beschränkter, viel engherziger und kleinlicher, als vorher. Dies kam naturgemäss auch in der Tracht zum Vorschein, die undeutsch und nüchtern wurde. Man sagt, der Krieg entfalte die edelsten Eigenschaften im Menschen; aber er entfaltet sicherlich auch die schlechtesten. Armut herrschte und Roheit; und wo die Roheit aristokratisch werden wollte, verband sie sich mit widerlichem Schwulste. Das zeigte sich selbst in der Sprache; in den Schriften dieser Zeit sind nur wenig Töne zu finden, wie sie naturgemäss aus dem Herzen der Menschen und Dinge herausklingen.

So ungünstig alle Verhältnisse für Deutschland lagen, so günstig lagen sie für Frankreich. Frankreich hatte zwar an dem grossen Kriege teilgenommen, ihn aber ausserhalb seiner Grenzen geführt und überdies Land und Ruhm dabei geerntet. Der Gang seiner Kultur wurde nicht unterbrochen; man redete und schrieb eine gebildete Sprache, man führte gewaltige Bauten aus, man steigerte durch das Verbot der fremden Luxusartikel die Blüte der heimischen Gewerbe.

Dies alles und die kriegerischen Ehren, für welche die Franzosen empfänglicher sind, als sonst ein Volk der Welt, brachten einen Schwung in das öffentliche Leben, der ebenso hoch ging, als er in Deutschland schwach pulsierte. Und so ergossen sich französische Sitten und Moden über Deutschland, wie sich ein höherstehendes Gewässer über ein tieferstehendes ergiesst. Alles, was man in Deutschland an innerer und äusserer Ausstattung bedurfte, holte man jezt aus Frankreich; oder man ging wol selbst hinein und lernte sein armes Vaterland völlig verachten. Paris war die Sehnsucht und das Ziel des deutschen Adels, selbst des protestantischen, und dieser brachte französische Sprache und Litteratur, französische Sitten, Formen und Trachten mit nach Deutschland zurück.

Nach Beendigung des grossen Krieges stand das französische Kostüm in der vollsaftigen Blüte seiner Schönheit; es war einfach, doch nicht nüchtern, frei und doch nicht flatterig, farbig und doch nicht bunt, mit einem Wort, es war edel und geschmackvoll. Dies änderte sich aber, als der »Sonnenkönig« Ludwig XIV. auf dem Thron erschien. Das französische Volk vergass, was der mit allen Gütern

gesättigten Civilisation so schwer ist, nicht zu vergessen, nämlich das Masshalten. Das schlechte Beispiel kam vom Hofe und verbreitete sich um so leichter im Volke, als die Franzosen durchweg Liebhaber vom äusseren Scheine sind, von Bühneneffekten, tönenden Worten und pathetischen Gebärden. Eitelkeit und Aufgeblasenheit erfüllten die Geister und so auch die Moden, die Kunst und die Litteratur. Das Symbol dieser falschen Grösse war die gewaltige »Staatsperücke«. Die Perücke erschien überall, körperlich und geistig; sie erschien auf den Häuptern und auf allem, was aus den Häuptern hervorging; sie erschien auf den Dächern der Paläste, auf den Wipfeln der Gartenbäume; sie erschien in den Versen der Dichter als Phrase; sie erschien selbst an den einzelnen Buchstaben der Verse als Schnörkel. Das ganze Kostüm mit seinen Locken, Federn, Puffen, Bändern, Schleifen und Spizen sah aus wie das Gefieder eines Vogels, das vom überholenden Winde aufgeblustert wird. So kommt selbt in Kleinigkeiten der Genius eines Volkes und einer Epoche zum Vorschein! Dies dauerte so lange, bis das Glück dem König seine Gunst entzog und ihm die goldenen Aepfel nicht mehr unverdient in den Schoss werfen wollte, bis die französischen Heere nur noch Niederlagen auf den Schlachtfeldern einheimsten. Da wurde der König fromm und mit ihm sein Hof und sein Adel. Und da eine Sache immer die andre bedingt, so verlor das Kostüm seine Aufgeblasenheit; die alte Fülle blieb nur in der Perücke und in den Rockärmeln zurück, wie um Zeugnis zu geben von den alten Verirrungen einer bekehrten Generation.

Initiale aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

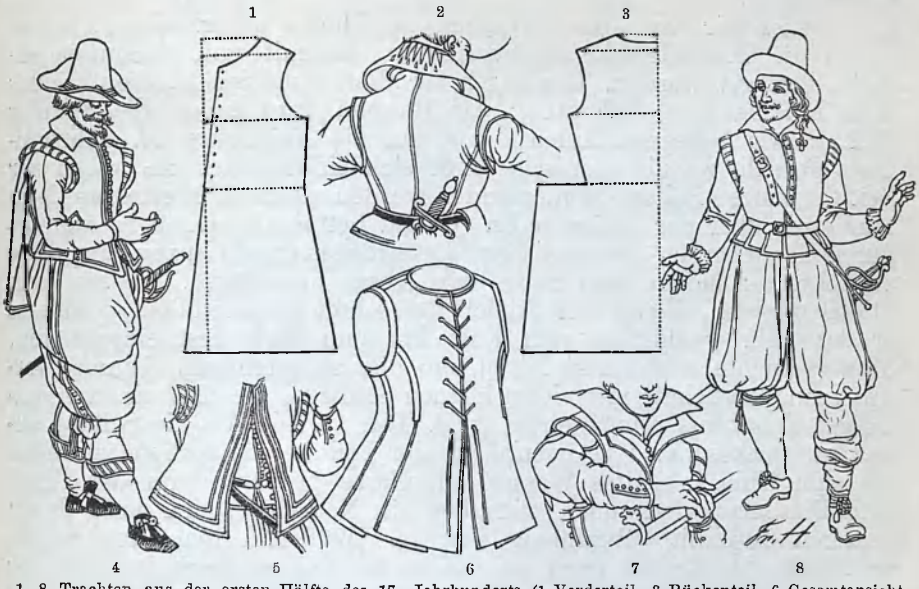
1. Die bürgerliche Tracht.

Erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Bei den Oberschenkel- oder Kniehosen kamen längere Zeit keine weiteren Wandlungen vor, ja die unten zugebundenen weiten Schlumperhosen überdauerten die Mitte des Jahrhunderts, wenngleich daneben seit den dreissiger Jahren auch Hosen nach dem neusten französischen Schnitte getragen wurden. Die abgelaufene Epoche hatte Hosen in mannigfacher Form auf die neue vererbt, einmal die kurzen, weiten, in senkrechte Riemen zerschlizten und mit wattiertem Futter unterlegten spanischen Hosen (161. 3), dann die Schlumperhosen, die oben und unten gleichweit (160. 8. 163. 1. 5), und die Pumphosen, die oben weiter waren, als unten (161. 4), Hosen, die in beiden Formen unter der Kniescheibe verschnürt wurden. Dazu kamen dann noch die

Hosen nach französischem Schnitte, die man »culotte béarnaise« nannte, Schlumperhosen, die von den deutschen nur insofern abwichen, als sie über dem Knie und nicht unter demselben gebunden wurden (161. 2); sie hatten ihre grösste Anschwellung in der Mitte. Die spanischen ausgenommen kam bei keinen dieser Hosen eine Auspolsterung vor, höchstens noch eine leichtere Wattierung (160. 4); sie alle waren

Fig. 160.



1—8. Trachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1 Vorderteil, 3 Rückenteil, 6 Gesamtansicht eines Lederkollers. Nach K. Köhler, Trachten der Völker in Bild und Schnitt).

weit und faltig und häuften manchmal an acht Ellen Stoffes um Taille und Schenkel. Laz und Schamkapsel waren verschwunden; ihre Stelle vertrat ein Schliz, und diesem folgte ein Passement mit Knöpfen und Lizen (161. 1). Auch der äusseren Naht entlang liefen gewöhnlich solche Besäze oder zwei einfache Streifen (160. 4. Taf. 20. 6). Gegen die zwanziger Jahre fing man an, die Naht unterwärts offen und hier einen Futterstoff daraus hervortreten zu lassen (161. 1).

Die faltigen Hosen vermochten wol das Ansehen der zu Ballons aufgeblähten spanischen Hosen zu erschüttern, aber nicht zu beseitigen; namentlich an den Höfen zog man die spanischen Hosen noch längere Zeit, am Wiener Kaiserhofe sogar über die Mitte des Jahrhunderts hinaus den Hosen von anderen Formen vor, so dass man eine Zeit lang nicht sagen konnte, welche Hosen künftig im Vorrange bleiben würden. Die Länge der spanischen Hosen war verschieden; doch liessen auch die längsten das Bein eine Handbreit über der Kniescheibe frei; ihre grösste Weite hatten sie unten (161. 3. Taf. 20. 3).

Mit Ausnahme der fremden wurden die Hosen aller Formen mit

Kniebinden unten geschlossen; diese waren bei vornehmen Leuten eine Elle lang, von Atlas oder Taffet und an den Enden mit Spizen oder Fransen besezt (161. 4). Man verschleifte sie aussen am Knie und liess ihre beiden Endstücke frei herabfallen. Zur Zeit, als die Mode der Bandrosetten um sich griff, ersezte man die Schleife durch eine grosse Rosette (161. 1). Den übrigen Teil der Beine bedeckte man mit den Tricots oder Strümpfen, die man unter die Kniehosen hinaufsteigen liess.

Bevor wir den Umwandlungen der Hosen weiter folgen, ist es nötig, die Gewandstücke zu betrachten, die mit dem genannten zugleich getragen wurden. Das waren vor allem hohe Stiefel, die über das Knie heraufstiegen (Taf. 20. 9); das Beispiel dazu gaben die Spanier (132. 5); wir begegnen ihnen schon um die Neige des 16. Jahrhunderts überall, wo die spanische Mode sich einbürgerte. Sie waren zur Zeit der kurzen Ballonhosen erfunden worden, denn sie stiessen auf kein Hindernis über der Kniescheibe. Genau betrachtet waren es anfangs nur Lederstrümpfe, die man über die Seidenstrümpfe anzog, um diese zu schonen; indem man Sohle und Absaz hinzufügte, machte man Stiefel daraus. Wenn der Stiefel für schön gelten sollte, so musste er das Bein wenigstens vom Fuss bis zum Knie fest einschnüren. Man versuchte mancherlei Mittel, um dies zu erreichen. Einmal versah man den Schaft mit vielen kleinen Schlizen, die ihm einen tricotartigen Anschluss ermöglichten (vrgl. Taf. 19. 14). Als die Schlize abkamen, steckte man im Augenblicke der Toilette die gestiefelten Beine bis zum Knie in kaltes Wasser; die Nässe brachte dann das Leder zum Einschrumpfen; doch war dies ein Notbehelf, den man durch besseren Zuschnitt überflüssig machte. Während man den Schaft unterhalb des Kniees nach der Form des Beines zuschnitt und nur hinten vernähte, stellte man bei dem oberen Teil, der sonst schwer zu einem glatten Anschluss ohne lästige Spannung zu bringen war, aus zwei Teilen her, die entweder dem Knie entsprechend oder in geöffneter Kelchform zugeschnitten waren, und vernähte diese vorn und hinten herauf (161. 3); eine Zeit lang zackte man sie am oberen Rande aus. Die unterm Knie gebundenen Pump- und Schlumperhosen machten eine weit geöffnete Stulpe notwendig; um diese am Herabgleiten zu hindern, heftete man sie mit Strippen an den Hosen oder am Gürtel fest. Den Fuss schnitt man so kurz als möglich zu, gab ihm aber vorn eine rundliche Form; den Absaz machte man breit und ziemlich hoch. Etwas gänzlich Neues waren die Spornleder, denn die Mode verlangte, dass ein Mann von Welt nicht bloss gestiefelt[1], sondern auch gespornt sein müsse. Das Leder bedeckte die Schnalle der Spornfesseln vor der Fussbeuge. Man fertigte die Stiefel aus weichem Leder, meist aus »russischem Leder«, d. h. aus solchem, das nach einem in den Donauländern gebräuchlichen Verfahren gegerbt war;

[1] Man erschien in Stiefeln sogar im Salon und auf dem Ball; selbst die Leute von der Robe trugen sie. Man erzählt sich von einem Spanier, der, um Neues aus Paris, woher er kam, befragt, zur Antwort gab: „Ich habe dort wol viele Leute gesehen, aber augenblicklich muss Niemand mehr dort sein, denn sie waren alle gestiefelt und reisefertig.“

dies Leder nahm man mit der verkehrten Seite nach aussen und beliess es in seiner gelblichen Naturfarbe.

Wer sich nicht stiefelte, konnte sich in der guten Gesellschaft nur mit seidenen Strümpfen zeigen; Wollstrümpfe hielt man nur für gewöhnliche Leute, dann auch für Geistliche und Spiessbürger gut genug; ein Mann von Welt durfte es nicht einmal wagen, solche Strümpfe unter seinen Seidentricots zu tragen. Da die feinen Strümpfe aber bei kaltem Wetter keinen genügenden Schuz boten, so zog man Socken oder tuchene Halbstiefel darüber an; aber nichts von allem wollte genügen; schliesslich zog man Seidenstrumpf über Seidenstrumpf und zwar so viel Paare an, als man bedurfte, gewöhnlich drei [1].

Die Schuhe erhielten auf der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts einen Zuschnitt, welcher mit geringen Abänderungen bis auf den heutigen Tag herrschend geblieben ist. Man sezte das Oberzeug aus Vorder- und Hinterblatt zusammen und vernähte beide Blätter an den Seiten herab; zugleich verstärkte man die Sohle unter der Ferse mit einem Absaz oder Haken. Der Absaz war zwar seither nicht unbekannt gewesen; schon das 15. Jahrhundert hatte die hölzernen Unterschuhe mit ähnlichen Klözen versehen. Aber was früher vereinzelnd geschah, wurde jezt allgemein. Von Anfang an bedeckten diese Schuhe gleichmässig hoch ringsum den Fuss, und hatten über dem Spann einen Schliz, der mit angenähten Schnürriemen geschlossen wurde (Taf. 20. 3. 6). Dann aber machte man die Schuhe an den Seiten sehr niedrig oder liess hier zwischen Vorder- und Fersenblatt eine ziemlich grosse Lücke offen, durch welche der Strumpf zu sehen war; das Vorderblatt liess man über die Fussbeuge emporsteigen, das Fersenblatt aber verlängerte man rechts und links zu einer Lasche und schnürte beide Laschen über dem Vorderblatte zusammen. Die Knüpfstelle besezte man später mit einer Bandrosette (160. 8. 161. 1. 4).

Nachdem der Magenhöcker oder Gansbauch abgeschafft worden war, kam das gewöhnliche ausgepolsterte Wams wieder zu Ehren, das noch den nämlichen Schnitt und dieselben Achselwulste zeigte wie früher, jedoch minder eng war, als seither, und von kürzerer Taille (161. 1. 2. Taf. 20. 6). Ueber die Brust herab wurde es verknöpft, ebenso hinterwärts an den Unterarmen, und um die Taille gegürtet. Die kurzen Schösse klafften vorn auseinander. Die Schösse ausgenommen war das Wams auf seiner ganzen Oberfläche klein geschlizt oder mit grossen Schlizen allein auf den Aermeln versehen. Die Aermel hatten selten einen geraden Schnitt, sondern wiesen am Ellbogen ihre grösste Weite auf. Soldaten pflegten über dem Wamse ein ledernes Oberwams oder Koller zu tragen (160. 4. 6); wir werden sofort davon reden.

Mit den Hosen wetteiferten die Kragen an Mannigfaltigkeit; es gab Krösen sowie Scheiben- und Umlegekragen. Die Kröse beschränkte

[1] Von dem Dichter Malherbe wird erzählt, er habe so viel Strümpfe getragen, dass er, um nicht auf einem Beine deren mehr, als auf dem andern zu haben, bei jedem Strumpfe, den er anzog, eine Marke in einen Napf gelegt habe, bis ihm einmal ein Freund geraten, er solle jedes Strumpfpaar mit einem Buchstaben markieren lassen und die Strümpfe in alphabetischer Ordnung anziehen. Das habe dem Dichter eingeleuchtet und am nächsten Tage habe er zu seinem Freunde bemerkt: ich trage sie heute bis zum L. Demnach hatte er elf Paar Strümpfe an. Quicherat, Histoire de costume en France, S. 460.

man auf ein vernünftiges Mass (Taf. 20. 3) und machte sie oft so niedrig, dass sie in mehreren Schichten übereinander angelegt werden konnte. Sie hatte einen gesteiften Leinwandkragen zum Untergestelle; diesen

Fig. 161.

1—9. Trachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Unterkragen machte man selbständig und trug ihn ohne Kröse (162. 2); man montierte ihn auf Karton, Draht oder Fischbein, schnitt ihn hinterwärts rund, vorn gerade und eckig, und besezte ihn beliebig dem

Rand entlang mit Spizen (161. 2), wie dies auch bei der Kröse der Fall war. Da es nun Leute gab, welche zugleich an Hemd und Wams solche Kragen trugen, so konnte man den Kragen dreifach übereinander stehend an einem und demselben Halse bemerken (160. 7). Daneben stellte man dergleichen Kragen in rundem Zuschnitt als Scheibe her, faltete sie zu leichten Wellen und ränderte sie mit Spizen. Auch solche Kragen schichtete man mehrfach aufeinander (161. 1), so dass sie nun gleichfalls eine Art von Kröse bildeten. Im Volk und unter den Soldaten war der umgelegte Kragen verbreitet; doch lag derselbe nicht platt auf den Schultern, sondern hatte eine leichte Höhlung unter sich (160. 4).

Der spanische Kappenmantel kehrte wieder zum einfachen Schnitte zurück; man stellte ihn mit einem mässigen viereckigen Kragen her, der nur auf den Rücken, aber nicht auf die Schultern zu liegen kam, manchmal aber nach vornhin in einen schmalen Umschlag überging. Daneben behielt man noch jenen Mantel bei, dessen Seitenstücke an- und abgeknöpft werden konnten (163. 2). Die vornehmsten Mäntel

Fig. 162.

1 2 3 4 5

1—5. Frisuren und Kragen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

zeigten weder Umschlag noch Kragen (Taf. 20. 3), oft nicht einmal ein Futter und als einzigen Schmuck nur einen Randbesaz von Goldtressen oder Sammetstreifen. In der Anlage des Mantels beobachtete man manchen Wechsel; einmal legte man ihn ohne weitere Befestigung von hinten gleichmässig über beide Schultern; ein andermal nahm man ihn mit nur einem Flügel über die Schulter und drapierte ihn mit dem anderen um die Büste; am einfachsten aber hängte man ihn links über Schulter und Arm (161. 1. 163. 3).

Um in seiner Bewegung so wenig als möglich gehindert zu werden, hängte man statt des Degens ein kurzes Schwert an die Seite, das am Griffe mit einem Adlerkopfe geschmückt war, oder einen Halbdegen, der nicht mehr als sechs Zoll aus dem Wehrgehenke hervortrat. Das Degengehenk (161. 3) bestand aus einem Stücke von Leder, das, zur Schlaufe zusammengelegt, ein gestrecktes Dreieck mit stumpfer Spize bildete. Oben war es mit einem Haken, unten an der Vorderkante mit einem schmalen Riemen besezt, dabei von der Spize nach der Basis hinab durch einige Schlize in Laschen geteilt, die, weil das Leder hier doppelt genommen war, ebenso viele Schlaufen bildeten.

Durch diese Schlaufen wurde der Degen gesteckt und das Leder dergestalt an den Gurt gehakt, dass der Degen fast wagrecht in Hüfthöhe festlag; zu dem Ende nahm man den angesezten Riemen über den Leib und hakte ihn gleichfalls an den Gurt. Wollte man den Degen ablegen, so brauchte man nur das Gehenk abzuhaken. Der Schmuck des Leders bestand in einem Ueberzuge von Sammet oder in Goldstickerei.

Indes zog man in bürgerlichen Kreisen diesen Ueberwürfen die kurze, steifabstehende, mit Aermeln oder Armschlizen versehene Schaube vor. Die längere Schaube, der »Ehrrock«, blieb unausgesezt das alltägliche Ueberkleid der hohen Beamten; dazu gesellten diese die gefältelte Mühlsteinkrause, auf welcher das Kinn so würdig sich aufdrücken konnte, und den hohen, ausgesteiften spanischen Hut, der mit dichtgefaltetem Stoffe straff überzogen war. Im Volke aber gewann der alte Bauernhut immer grössere Verbreitung (160. 4. 8); als der grosse Krieg ausbrach und die Regimenter sich aus den Bürgern und Bauern rekrutierten, trat der Bauernfilz mit dem spanischen Hute von Sammet und Seide in scharfe Konkurrenz. Er hatte einen ziemlich hohen stumpfkegeligen Kopf, der oben mit einer Kante abschloss, eine passende Krempe, ein Band und nicht selten auch einen kurzen Busch von Straussfedern. Der Stoff, aus dem er bestand, war meist sehr dick, aber ziemlich weich und von natürlicher grauer Farbe oder auch schwarz gefärbt.

Das Haar schnitt man kurz; bei den Mühlsteinkrösen und steifen Kragen wäre langes Haar nicht am Plaze gewesen; gleichwol wurde es Stuzermode, an einer Schläfe eine Locke stehen zu lassen, die man aber flocht und vor dem Ohre empornahm (161. 1). Die Bartmode verlangte den Schnurrbart und den gespizten Kinnbart.

Der lange Krieg, welcher im Jahre 1618 seine wilde Jagd begann, führte viel fremdes Volk ins Land und mit ihm manch fremdes Stück in die deutsche Tracht. Soldatische Abenteurer stiegen aus den untersten Schichten in die höchsten Kreise der Gesellschaft empor und brachten, was unten Mode war, im Salon und am Hofe zu Ehren. Deutschland schuf zwar keine neue Mode, aber es gab der bestehenden den Charakter und dieser Charakter war kriegerisch. Und wie der Krieg immer mehr in Verwilderung und Abenteuerlichkeit überging, so schlug auch das sonst nicht unschöne Kostüm vielfach in abenteuerliche Phantastik um. Es war wiederum der Soldat, der die Mode machte.

Man zählte namentlich drei Stücke, welche jezt der deutschen Tracht ihr augenfälliges Gepräge gaben: Hut, Koller und Stiefel. Der Schlapphut mit seinem Gefieder war von Haus aus deutsch, das Lederkoller aber und die schweren Reiterstiefel mit ihren grossräderigen Sporen brachten die Schweden herein.

Das Koller war ein Schosswams ohne Aermel (160. 6) und bestand aus sämisch gegerbter (fettgegerbter) Elen- oder Büffelhaut. Das Leder war sehr dick und steif, so dass ein solches Koller recht gut den

Harnisch ersezen konnte. Die Art der Gerbung aber gab ihm zugleich eine bedeutende Dehnbarkeit, so dass es sich leicht nach dem Körper zog; man konnte somit das Rückenblatt des Kollers im Ganzen zuschneiden. Das Brustblatt aber stellte man, da das Koller vorn herab offen war, aus zwei Teilen her. Das Koller bedeckte den oberen Teil der Schenkel und hatte, da es vielfach beim Reiten getragen wurde, im Schoss eine bedeutende Weite. Man liess an Vorder- und Rückenblättern (160. 1. 3) die Schosstheile nach unten hin sich stark verbreitern, nähte sie aber nicht zusammen, so dass sie sich übereinanderlegen mussten und nach Bedarf auseinanderschieben konnten. Man richtete es so ein, dass die vorderen Flügel über die hinteren zu liegen kamen. Diese doppelte Lage gewährleistete den Oberschenkeln einen trefflichen Schuz gegen Hieb und Stich. In dieser Form hatte das Koller vier Schösse, denn auch das Rückenblatt war in zwei Schösse geteilt. Indes stellte man auch Koller aus sechs Schössen her; man schnitt alsdann die ursprünglichen Schösse etwas schmäler zu, so dass eine Lücke zwischen ihnen entstand, eine auf jeder Seite, und sezte in jede Lücke eine besondere Lasche ein, dergestalt, dass sie unter die vordere und über die hintere zu liegen kam. Das eingeschobene Stück konnte nun beliebig bis an die Taille des Kollers oder auch bis zum Armloche hinaufsteigen. Gewöhnlich schnitt man die Schösse mit den Brust- und Rückenblättern im Ganzen zu; bisweilen aber sezte man auch die hinteren Schösse, ja sogar sämtliche Schösse besonders an. In der Länge wechselte man vielfach und liess Geschmack und Bedürfnis den Ausschlag geben, so dass das Koller sich bald mehr einem Rocke, bald mehr einem Ueberwamse näherte, das auch sonst im westlichen Europa zur soldatischen Tracht gehörte (160. 2. 4. 8). Sein Verschluss vorn herab geschah meist mit einer langen Nestel, seltener mit einzelnen Nesteln oder mit kugeligen Knöpfen und lizenartig ausgenähten Knopflöchern. Das Leder beliess man in seiner lichtbraunen Naturfarbe; wenn man es aber färbte, so ahmte man die Naturfarbe nach. Die Nähte pflegte man mit einem schmalen Lederstreifen eigens zu bedecken und ebenso die Ränder mit Ausnahme der unteren zu besäumen[1].

Nicht immer war das Koller ärmellos; auch waren die Aermel nicht immer angenäht, sondern häufig nur mit Nesteln angebunden, so dass man sie nach Bedarf an- und ausziehen konnte. Man verwendete nur geschmeidiges und dünnes Leder dazu, schnitt sie manchmal auch weiter und länger, als die gewöhnlichen Aermel, und liess sie vorn offen, besezte sie aber dem Schliz entlang mit Knöpfen. Auf diese Weise konnte man die Aermel an- und ablegen oder sie als geschlossene Aermel wie als Hängeärmel tragen.

Zum Koller gehörten hohe Stiefel (Taf. 20. 9); diese waren nicht wie die französischen nach dem Beine zugeschnitten, sondern erweiterten sich

[1] Das Koller des Schwedenkönigs Gustav Adolf, das jezt noch vorhanden, besteht aus schwerer Elenhaut und ist durchaus einmal mit starker Leinwand und darüber mit grünem Atlas gefüttert, an den Brustteilen ausserdem noch mit einer fünffachen abgesteppten Schicht von Zwilch verstärkt; da der König nicht daran dachte, dem Feinde den Rücken zu zeigen, so hatte er es versäumt, das Rückenblatt seines Kollers ebenso verstärken zu lassen; aber gerade hier drang die Kugel durch, die ihm den Tod brachte. Die Knöpfe fehlen jezt, doch erkennt man an den Haftspuren, dass sie dicht beisammen sassen.

allmählig von den Knöcheln an und reichten beinahe bis in die halben Oberschenkel. Anfangs zog man die Stiefel reitermässig an den Schenkeln hinauf; da ihnen aber der passende Anschluss mangelte, so kam man davon ab, stülpte sie dicht unter der Kniescheibe um und mit dem Rande wieder in die Höhe. Die Strupfen sezte man an die oberste Umschlagfalte (163. 1. 164. 2. 5). Die Absäze machte man höher und breiter, als seither, und gab dem Fersenstücke oder Afterleder eine sehr starke Ausbauchung, um dem Sporn damit eine feste Unterlage zu bieten. Den Fuss schnitt man vorn gerade, breit und eckig, verlängerte ihn überdies ein Stück weit über die Zehen hinaus. Das Spornleder, das über die Schnalle der Spornfessel in die Fussbeuge zu liegen kam, machte man so breit, dass es fast den ganzen Fuss bedeckte, und buchtete es an beiden Hochkanten ein. Man verwendete das Leder roh oder schwärzte es doch nur selten, aber die Ränder der Sohle wie des Absazes färbte man mit Vorliebe rot[1] (Taf. 20. 12).

Der Bauernhut drang nun völlig durch und schlug den spanischen Hut nicht bloss aus dem Felde, sondern auch aus dem Salon.

Fig. 163.

1 2 3 4 5

1—5. Trachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Messieurs Alamodes).

Er nahm immer ungeniertere Formen an, sich zu einem richtigen Schlapphute auswachsend, und liess die mächtige Feder »à la Fuchsschwanz« über den Rücken hinabwallen (163. 1. 2. 5).

[1] Rot war damals überhaupt eine bevorzugte Farbe. Die Strümpfe und die Verzierungen auf den Kleidern, die Rosetten und Schleifen trug man zumeist in Rot und ebenso das Gewand selbst. Die Jagdkostüme waren durchaus rot; für diese hatte das Mittelalter die Farbe überliefert (siehe darüber S. 565 und Taf. 19. 5). Zu Schuhen trug man gewöhnlich weisse Strümpfe (Taf. 19. 13. 20. 6), zu Stiefeln aber rote oder hellblaue.

Die Kröse behauptete sich noch immer in der bürgerlichen Mode, aber doch nur unter gewissen Veränderungen. Man pflegte sie nicht mehr durchweg in regelmässige Pfeifen zu falten, sondern suchte ihre Schönheit in einer unregelmässigen Fältelung (162. 1); so entstanden Krösen, welche die Franzosen sehr bezeichnend mit »fraises à confusions« bezeichneten. Endlich liess man die Kröse sich ähnlich dem Leinwandkragen auf die Schultern herabsenken (162. 3), um Raum für das Haar zu gewinnen, das die Mode immer länger verlangte; damit war sie am Ziel ihrer bürgerlichen Laufbahn angelangt. Dem Zuge nach unten musste auch der Leinwandkragen folgen; man gab seine Montierung auf und senkte ihn vom oberen Halsrande aus, wohin das Wams ihn emporgedrängt hatte, auf die Schultern herab, anfangs noch gestärkt (162. 4), zulezt ungestärkt und in natürlicher Schlaffheit.

In dieser Form erschien er nun als einfacher schlichter Kragen, ohne allen Schmuck oder nur mit Spizen gesäumt, bald aber auch ganz aus Reticellaspizen hergestellt, die mit regelmässigen Mustern durchbrochen waren. Allmählig gewann er an Breite, dergestalt, dass er etwa um 1640 bis über die Achseln herabstieg (162. 5). Vorn band man ihn mit Schnüren zusammen, die an ihren Enden mit kleinen Quästchen geschmückt waren; doch vergrösserte man Schnüre und Quasten mehr und mehr.

Die Manschetten machten die Wandlungen des Kragens durch; wie sie sonst den Krösen geglichen, so sahen sie jezt den Spizenkragen ähnlich; und wie diese sich vom Kinn über die Schultern herab, so legten sich die Manschetten vom Handgelenk über den Arm zurück.

Das Haar hatte man seither kurz getragen; zwar kam schon bei der Kröse langes Haar vor, aber es musste stark frisiert und straff gehalten werden, um eine Masse von kleinen Locken, mit denen es endigte, über dem Nacken gefangen halten zu können. Der liegende Kragen gab dem Haare wie dem Barte seine Freiheit zurück. Aber der Bart machte keinen Gebrauch davon und hielt sich auf Schnurrbart und Knebel oder geteilten Spizbart (Taf. 20. 6) beschränkt; der Knebel war der sogenannte »Wallensteiner«; zuerst von den obersten Kriegsleuten getragen, erschien er bald in allen männlichen Gesichtern. Das Haar aber nuzte seine Freiheit; bald bäumte man es über der Stirne zurück und trug es halblang (162. 4), bald liess man es gescheitelt oder ungescheitelt als völlige Mähne über Schultern und Rücken fallen. Man griff zu Teilen oder Zwickeln von Perücken, die man in das Haar heftete, um einen dichteren Fall zu erzeugen. Während die einen es in lange regellose Strähnen auflösten, kräuselten es die andern nach untenhin in schöne Locken und strichen es vorn in die Stirne (Taf. 20. 9); das war Stuzerfrisur, die man »à l'enfant« nannte, weil der damals noch minderjährige König Ludwig XIII. von Frankreich sein Haar in dieser Weise zu tragen pflegte. Nach einer zweiten Stuzerfrisur, »à la comète« genannt, beliess man dem Hinterkopfe seine Mähne, stuzte das Haar aber auf beiden Seiten, so dass es kaum auf die Schultern stiess. Zuweilen teilte man das lange Nackenhaar in

zwei Massen und umwickelte jede derselben mit Band zu regelrechten Zöpfen. Wir haben vorhin von der Locke gesprochen, die manche Leute auf der linken Schläfenseite stehen liessen (Taf. 20. 6); diese Locke flochten sie meist in einen Zopf, den sie an der Spize mit farbigem Bande fesselten und dann längs der Brust herabhängen liessen (Taf. 20. 9). Diese Zopffrisuren galten für das Schönste, was man sehen konnte; man nannte sie »cadenettes«. Die französischen Namen bezeugten die Herkunft dieser Stuzerfrisuren.

Wir haben hier einen der seltenen Augenblicke, da troz mancher Irrungen die deutsche Mode eine Verbindung mit dem guten Geschmacke einging. Das ist das malerische Kostüm, wie es unsrer Phantasie für die Zeit des dreissigjährigen Krieges geläufig ist (161. 4); Pumphosen, unter den Knieen gebunden, die mit Spizen gesäumten Bänder seitwärts mit grossen Schleifen verknotet; anliegende Strümpfe, Schuhe mit grossen Absäzen und einer farbigen Bandrosette auf dem Spann, vor den Zehen gerade abgeschnitten; oder statt der Schuhe hohe über das Knie steigende Stiefel mit breitem Spornleder; Koller mit leichteingezogener Taille, eckig über den Unterleib vorspringenden Schössen, Achselklappen, engen Aermeln und Hängeärmeln; grosser abwärts fallender Spizenkragen, grosse zurückgelegte Spizenmanschetten, Mantel über Achsel und Arm drapiert, Schnurrbart, breiter Knebelbart, zurückgestrichenes Haar, Schlapphut mit wallenden Federn, an der Seite der niemals fehlende Degen.

Der blutigen schluchzenden Tragödie des Krieges sollte das Satyrspiel nicht fehlen. Der Krieg führte eine Lockerung der Sitten herbei und die Lockerung steigerte sich zur Charakterlosigkeit; ein grosser Teil des deutschen Volkes verwilderte zu Abenteurern und Glücksrittern; ein Wunder, wenn es nicht geschehen wäre! Wie die Menschen, so die Trachten. Und wie es auf der einen Seite immer Menschen giebt, die sich von der Ueberlieferung nicht los machen können, so giebt es auf der andern solche, die sie nicht anerkennen wollen; beide Klassen treten sich feindlich gegenüber; die eine ist „altfränkisch“, die andre „à la Mode“. Beide Ausdrücke wurden damals neu geprägt; zu den Altfränkischen gehörten „Philister und Spiessbürger“, aber jeder rechte Kerl war à la mode. Nur das Neue und Unerhörte war à la mode. Der „Monsieur Alamode“ hatte viel von dem Spotte der Altfränkischen zu leiden: in Wort und Bild machten diese sich über ihn lustig; er war ein Liebling der Satiriker wie der Karikaturisten, und in den fliegenden Blättern jener Zeit eine stehende Figur. Stoff genug dazu bot seine seltsame Erscheinung. Monsieur Alamode (Fig. 163. 1—5) ahmte die Tracht der abenteuernden Soldateska nach und wurde so von selbst zur Karikatur, da der kriegerische Charakter seines Kostüms so gar nicht zu seinem friedlichen Bummelleben passte. Er, der nie ein Pferd bestieg, schleppte sich mit Reitstiefeln einher, an denen riesige Stulpen und mächtige Radsporen sassen. Die niedergekrempten Stulpen schlotterten unter seinen Kniescheiben herum und ihr fassartiger Trichter war mit feiner Leinwand oder gar mit Spizen gefüllt. Er, der nie in den Krieg zog, schleifte ein langes Rapier nach oder schwang doch einen wohlbearbeiteten Stock in seiner Hand. Die Schultern, die Säume des Wamses und namentlich die Kniebänder trug er mit einem Walde von Nesteln garniert, deren Metallstifte ein ewiges Geklingel verursachten. Auf dem langen verstrubbelten Haupthaare sass ein breiter Schlapphut mit „tollfliegender“ Feder. „Jezt ein Hut wie ein Ankerhafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Kardinalshut, dann wie ein Schlapphut, daran die Stulpe ellenbreit, dann von Geissenhaar, dann von Kamelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar, dann ein Hut wie ein Schwarzwälderkäse, dann wie ein Holländerkäse, dann wie ein Münsterkäse.“ Monsieur Alamode war ein Kavalier; er hatte zwar kein Ross, aber ein Steckenpferd; immer sass er im

Sattel der Galanterie; immer zog er aus zu erobern, zwar nicht Länder, aber doch Herzen. An seinem Schläfenzopfe baumelten die Geschenke seiner Damen, die „Faveurs“: Schmucksachen, Perlen, Schleifen und Rosetten. So schildert ihn ein langatmiges Gedicht mit bunt gemischter alamodischer Sprache, das damals entstand: „Ein langes Haar dem Haupt steht schön, — Davon ein Zopf herunter kühn, — Darein der Damen Herz Favor — Geflochten al' modo Mansor.“ Das Bärtchen war dünn und spiz zugeschnitten, „jezt wie ein Zickel-Bärtel, jezt wie ein Schnecken-Bärtel, bald wie ein Jungfrauen-Bärtel, ein Teller-Bärtel, ein Spiz-Bärtel, ein Maikäfer-Bärtel“, und das Schnurrbärtchen an den Spizen so lang als möglich aufwärts gezwirbelt. So schlenderte Monsieur Alamode „ejn Gassen vff, die ander hinab, dass er sich beschawen vnd begaffen lasse. Da weiss mancher nit, wie Närrisch er nur sich stellen soll, vnd gucket jhm der Allmodisch Fantast zu allen Gliedmaassen heraus, vnd sperret sich Herr Omnes wie ein Haspel oder Katz im Carniersack. Die linke wirfft man in die Seyte, die rechte spielet mit dem Allmodischen Bärtlein. Die Augen lauffen in alle Winkel, da speitzet, reuspert vnd hustet man jmmerdar, dass ja jederman an die Fenster falle vnd zuseht, wie vnser Junger Herr vnd jung Fraw daher schwenzte.“ Es ist der würdige Kaplan Johann Ellinger, der uns in seinem „Allmodischer Kleider Teuffel“ dieses anschauliche Bild überliefert hat.

Indes, so sehr man sich auch über dieses „fressende Uebel“ lustig machte oder erzürnte, man gewöhnte sich daran, denn an was gewöhnt man sich nicht? Der Krieg brachte alles dergestalt aus Rand und Band, dass schliesslich nur noch das Gute und Rechte auffallend war. Und wie ein Geck den andern zu überholen suchte, ergriff das Uebel alle Stände. Dies geschah nicht bloss in Deutschland; der Alamodeteufel war eine Zeitkrankheit, wie sie ähnlich schon einmal im 15. Jahrhundert ganz Westeuropa durchwandert hatte (S. 386). Obgleich Frankreich sich unter Richelieu einer ziemlichen Ruhe im Innern erfreute, blieb es doch nicht ohne Anteil an dem grossen Kriege, und so ging auch der Geist des Krieges, der die verwilderte Mode ausgeboren hatte, auf Frankreich hinüber. Ganz wie in Deutschland rief auch in Frankreich das Uebel zahlreiche Spottschriften hervor, unter welchen „le Banquet des Muses“, eine Sammlung von nicht übel gedrechselten Versen, die ein Sieur Auvray im Jahre 1628 herausgab, das beste ist. Die gediegenste Frucht aber, welche diese Krankheit zur Reife brachte, war sicherlich der „Don Quixote“ des spanischen Dichters Cervantes, in welchem die chevalereske Narrheit freilich zurückblickender und nicht vorwärtsblickender Art ist, denn sie wollte das alte Rittertum erneuern. Das Buch würde vielleicht nicht geschrieben worden sein, wenn nicht die Thorheit wirklich vorhanden gewesen wäre, die es zum Gegenstand seines Spottes hat.

Bevor das 17. Jahrhundert seine Mitte erreichte, durchlief das Kostüm noch manche Abänderung. Die Pumphosen verminderten den Stoff, ohne deshalb aufzuhören, Pumphosen zu sein; sie nahmen an Weite ab, so dass ihre Beine erraten liessen, was darin steckte; aber sie gewannen an Länge, was sie an Weite verloren, und stiegen bis zu den Waden hinab, wo sie mit den Umschlägen der Stiefel zusammenstiessen. Anfangs band man sie unten zusammen, liess auch, wie seither, den unteren Teil der Aussennaht offen und einen Bausch von Futterstoff, namentlich von Weisszeug, daraus hervortreten (161. 8). Seit 1634 aber liess man die Hosen unten offen (164.4, Taf. 20. 11. 12); auch bevorzugte man immer mehr die gleichweiten Schlumperhosen, die man jezt »Pantalons« nannte. Sie waren allerdings nicht ohne Aehnlichkeit mit den Hosen jener italienischen Possenreisser, die man damals »Pantalone« nannte, und es kann wol sein, dass diese das Muster oder doch den Namen dazu abgegeben haben.

Das niedere Volk im Gebiete der Republik Venedigs trug im 16. Jahrhundert Hosen mit langen und unten offenen Beinen; diese wurden von den Fremden als eins der wunderlichsten Dinge angesehen, die es auf der Welt gäbe. Nun haben die Venetianer zum Schuzpatron den heiligen Pantaleon und sie machten sich durch die

grosse Verehrung, die sie ihrem Patrone zollten, so bemerklich, dass man sie in ganz Oberitalien mit dem Spiznamen „Pantaloni“ belegte und diesen Namen auch auf die Hosen übergehen liess, die sie trugen. Damals wurde Frankreich viel von italienischen Komödiantentruppen besucht und der „Pantalon“ dort so bekannt, dass man seine Hosen in die Phantasiekostüme einführte, welche man für das Ballet zurechtmachen liess. Es war niemand unter dem Hofpersonale Ludwigs XIII., der nicht einmal im Pantalon getanzt hätte. Selbst Richelieu machte sich eines Tages das Vergnügen, in einem Pantalon von grünem Sammet sowie mit silbernen Schellen an den Kniebändern vor Anna von Oesterreich eine Sarabande aufzuführen. Einige Versuche, den Pantalon auf die Strasse hinab steigen zu lassen, hatten keinen Erfolg, denn man hätte auf die hohen Stiefel verzichten müssen; aber deren lezte Stunde war noch nicht gekommen. So erfand man einen Uebergang, indem man die gleichweiten Schlumperhosen verengte, verlängerte und unten offen liess; die Hosenbeine nannte man „Kanonen“ [1].

Damals war das goldene Zeitalter der Spizen; Schleifen, Rosetten und Nesteln mussten den Vorrang den Spizen lassen; von den Spizen verlangte man die Verzierung des Kostüms, wie man sie früher von den Farben verlangt hatte; von all den buntfarbigen Stoffen der vergangenen Zeit blieb nur noch eine kleine Anzahl von fein getüpfelten und leichtgestreiften Seidenzeugen übrig; man kleidete sich jezt vorwiegend in glatte Stoffe und neutrale oder dunkle Farben. Doch brachte man den fast weibischen Schmuck der Spizen überall an, wo sich ein passender Plaz dafür fand; man besezte die Hosen an den Aussennähten herab sowie über dem unteren Rande her mit Streifen von glatten Spizen (Taf. 20.12) oder liess eine Garnitur von Bandschleifen die Hosen untenher behängen. Ebenso oft besezte man die Hosen auch vorn, wo sonst die Schamkapsel ihren Plaz gefunden, mit wagerechten Reihen von Bandschleifen, die sich von der Taille nach untenhin stufenweis verkürzten (164. 3. 4).

Die Stiefel trug man oben ziemlich weit und meist bis zur Hälfte umgeschlagen. In der Folge erweiterte man die Stulpe beträchtlich und spizte sie vorn herunter mit scharfer Kante zu, zog sie aber wie sonst herab und kehrte sie wieder in die Höhe, so dass sie die Wade umgab, der Schaft aber aus ihr emporstieg und mit seiner Bruchfalte unter der Kniescheibe sass. Indem man die Stulpe vergrösserte, verlängerte man den Fuss um 10—12 cm über die Zehen hinaus, machte ihn aber noch eckig und stumpf; doch begnügte man sich um 1650 wieder mit schmäleren Spornlaschen. Die Stiefel nähte man sowol vorn wie hinten der ganzen Länge nach und zwar durchgehends auswendig mit der sogenannten Handschuhmachernaht, bei welcher man das Leder nicht ganz durchsticht, sondern nur in der halben Dicke fasst. Der Brauch, die Stiefel in ihrer Naturfarbe zu belassen, aber an der Sohle rot zu färben, währte fort, ebenso die seltenere Gewohnheit sie zu schwärzen. Immer häufiger aber benähte man den Stulpenrand mit gekräuseltem Weisszeug oder gestärkten Spizen.

Etwa seit 1630 wurde es, um die Strümpfe zu schonen, üblich,

[1] Quicherat, Histoire du costume en France S. 480.

Taf. 20. 1—15. Trachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1 Anna Katharina, Königin von Dänemark, gest. 1612. 3 Kaiser Ferdinand II. 5 Anna Maria, Herzogin von Sachsen-Altenburg, gest. 1643. 9 Christian IV., König von Dänemark, 1625. 12 August, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1635).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Gamaschen von Linnenbatist anzulegen und solche obenher mit aufrechtstehenden Spizen zu besezen, so dass diese das Bein unter dem Knie umkränzten. Bald machte man an den Gamaschen, was man an den Stiefeln that; man erweiterte sie oben und schlug sie um, so dass sie in Gestalt von Manschetten die Trichterstulpen der Stiefel bedeckten (164. 4). Gamaschen feinster Art zeigten einen Randbesaz von zwei oder drei Reihen Genueser Spizen, um so zu dem Busenstreife, dem »Jabot«, zu stimmen, der jezt immer mehr in Mode kam.

An den Schuhen vergrösserte man die Bandrosette auf dem Spann; sonst behandelte man sie wie den Fuss des Stiefels. Die gebräuchlichsten Schuhe waren aus schwarzem Leder, feinere aus Sammet oder Korduan, die feinsten aus weissem Atlas.

Das Wams, wie es die französische Mode beliebte, war sehr kleidsam; es hatte viel Aehnlichkeit mit dem Koller und senkte sich bei kurzer Taille mit mässigem Schoss über die Haftnesteln der Hosen herab (160.4. 161.7.8). Auch war sein Schoss in mehrere Laschen geteilt, die nach unten hin breiter wurden und sich hier übereinander legten. Die Aermel waren vorn entweder in ihrer ganzen Länge aufgeschnitten (163. 1) oder nur am Oberarme mehrfach geschlizt. Hängeärmel kamen bei dieser Art von Schosswams selten vor, meist ein kurzer Stehkragen. Häufig war das Wams mitten über den Rücken herab bis zum Kreuz aufgeschnitten und verknöpfbar gemacht (161. 8).

Schon nach wenigen Jahren verlor sich jede Andeutung einer Taille (161. 7); auf der Büste war das Wams anliegend und vom Hals bis zur Magengrube mit Knöpfen verschliessbar; von da an aber spreizten sich die Schösse auseinander und liessen durch die Oeffnung den gebauschten Hemdstoff sowie die Hosen mit ihrer Nestel sehen. Das Hemd erschien auch in dem Spalt der Aermel, den man nur zum Teil verknöpfte. Man markierte häufig die Wamstaille durch einen Kranz von Schleifenbündeln und liess es auch an Spizen nicht fehlen, mit denen man die Ränder zwei- und dreifach garnierte. Mit der Zeit aber sezte man lezteren Schmuck nicht mehr an das Wams, sondern an das Hemd, und hielt, damit er immer gesehen werden könnte, das Wams hier unverschlossen; diesen Busenstreif nannte man »Jabot«[1].

Ueber das Wams legte man den breiten Spizenkragen und vorn über die Aermel die breiten Spizenmanschetten; die Spizen machte man nach und nach schmäler, bis dann ums Jahr 1650 der Besaz gänzlich ausser Mode kam; auch der Kragen selbst büsste an Grösse ein (164.3—5).

Der Mantel blieb ein ständiger Teil der Tracht; in seiner Hauptform erlitt er keine Veränderung; er reichte meist bis in die Mitte der Schenkel und kam mit Aermeln oder ohne solche sowie mit und ohne Kragen vor, manchmal hinten bis an den Rücken aufgeschnitten (161. 8. 9). Die Aermel waren kurz oder wurden vorn zum grossen

[1] Woher der Name „Jabot" rührt, ist schwer zu sagen. Jabot bedeutet „Kropf", also jenen Sack am Halse der Vögel, wo die Nahrungsmittel verweilen, bevor sie in den Magen wandern. So lang der Kropf nicht mit Federn bedeckt ist, bildet er eine sehr ins Auge fallende Geschwulst, mit der man allerdings das vor der Brust heraustretenden Spizengekröse in Vergleich sezen konnte.

Teile zurückgeschlagen, der Kragen aber war rechteckig. Der Besatz bestand in Lizen und Knöpfen, so dass man den Mantel wie einen Rock anziehen und zuknöpfen konnte; doch pflegte man ihn nur bei winterlichem Wetter anzuziehen, sonst aber auf eine Schulter zu hängen oder über den Rücken zu binden, wenn nicht um den Leib zu drapieren. Nach französischem Vorgange nannte man die Mäntel bald »Kasaken«, bald »Kalabres« oder »Roupillers«.

Haar und Bart blieben im allgemeinen so, wie wir sie oben geschildert haben. Das Haar wurde gescheitelt und floss lang und lockig auf die Schultern herab; der Bart bestand in Knebel und Schnurrbart[1]; beide Stücke aber verkleinerten sich. Die Idee dieser Mode war dem Gehirn Ludwigs XIII. von Frankreich entsprungen; dieser Monarch war einer von denen, die sich öfters langweilen; von morgens bis abends gähnte er; bei seinem Müssiggange gab es keine Sache, mit welcher er nicht seine Hände beschäftigt hätte; er spielte Violine und

Fig. 164.

1 2 3 4 5

1—5. Trachten von 1630—1650.

fertigte Lederetuis und Jagdgarne; er verstand auch Früchte einzumachen und Braten zu spicken; zum Rasieren hatte er die leichte Hand. Eines schönen Tages fiel es ihm ein, allen seinen Hausoffizieren den Bart derart zu beschneiden, dass nur ein kleiner Büschel am Kinn übrig blieb, und bald trug jedermann seinen Bart »à la royale«. Den Schnurrbart beschränkte der König auf einen Strich auf der Oberlippe, den die Mode bald so fein verlangte wie die Augenbraue, aber aufwärts gebogen.

[1] Man pflegt den spizdreieckig zugeschnittenen Bart „Henri-quatre“ zu nennen, obgleich ihn der König dieses Namens niemals derart, sondern kurz, rund und vor den Ohren wegrasiert getragen hatte.

Der Hut behielt die alte Form des kegeligen Bauernhutes mit gesenkter Krempe (164. 5) oder die neuere Form mit mässig hohem Kopf, breiter geschwungener Krempe und wallenden Federn. Er war allen Köpfen gerecht und fügte sich jeder Laune seines Besizers; der Soldat konnte die breite Krempe über die Stirn emporschlagen und den ganzen Hut durch Formlosigkeit von Abenteuern und Schlachten erzählen lassen; der Pessimist, der an Gott und der Welt verzweifelte, konnte die Krempe ringsum heruntersenken, dass er wie unter einem Dache dahinwandelte.

Ohne Handschuhe ging nicht leicht ein Mann von Lebensart über die Strasse; die gewöhnlichen Handschuhe reichten nur wenig über das Handgelenk und waren weiss oder doch hellfarbig, lohbraun, grünlich oder violett, vielfach auch auf dem Rücken gesteppt. Daneben gab es Aermelhandschuhe, die bis zum Ellbogen gingen; für die schönsten galten solche aus grünem Atlas oder hochrotem Sammet mit langen Fransen am Stulpenrande.

Der Stossdegen war der stete Begleiter eines Mannes von Welt; die Art ihn anzukoppeln, hatte sich seit der Mitte der zwanziger Jahre verändert. Die an den Gurt gehakte Schlaufe war abgekommen oder vielmehr von der Koppel an ein Bandelier übergegangen (164. 5), das man über die rechte Schulter und die entgegengesezte Hüfte hängte. Das Bandelier war ein breites Wehrgehenk, mit dem man grossen Luxus trieb; man trug es mit Sammet- und Seideüberzügen, mit Ornamenten bestickt und mit Fransen besäumt.

Es darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass dies die feinste Modetracht war, wie man sie in den Häusern des Adels und der vornehmen Bürger, nicht aber im Kriegslager fand. Und ein grosser Teil Deutschlands war im Kriegslager! Die Tracht der Soldaten und selbst der Feldherrn war schlicht und ihrem Handwerke angemessen: weite Schlumperhosen, unter den Knieen gebunden (164. 5), Stiefel mit weiten Stulpen und Spornleder, sonst ohne allen Spizenschmuck, Wams oder Koller von Leder und darüber der taillenlose vornherab geöffnete Rock, wie ihn sonst nur die Bauern getragen hatten (139. 7), darüber ein mässig grosser glatter Leinwandkragen, halblanges Haar, Schnurrbart mit Knebel und der stumpfkegelige Bauernhut mit gesenkter Krempe oder der Schlapphut mit dem Schmuck von Federn. Vielfach wurden sämtliche Kleider mit Ausnahme der Linnenstücke von Leder getragen; der lederbraune Ton schlug damals stark hervor (Taf. 20. 11).

Die Männer machten einen grossen Verbrauch von Pudern und Essenzen; kurze Zeit hindurch puderten sie das Haar mit dem feinsten Weizenmehle; aber die Wämser und Mäntel fuhren so schlecht dabei, dass die Mode nicht lange standhielt. Die Herrschaft des Puders wurde verschoben. Aber man fuhr fort, sich zu parfümieren, und hatte dazu einen ganz besonderen Grund. Die der Tabakspfeife geschenkte Gunst machte solche Wohlgerüche nötig. Schon seit 1598 war es nach dem Zeugnisse des Chronisten Paul Heubzener Sitte, thönerne Pfeifen zu rauchen; aber man verhehlte sich nicht, dass der Tabak die Kleider wie auch den Atem verpeste, und bot deshalb alles auf, dass die Frauen nicht davon belästigt werden und merken sollten, man habe „Tabak getrunken“.

Das abgelaufene Jahrhundert hatte der weiblichen Tracht die Tonnenröcke mit dem Hüftpolster darunter (166. 1) und der Hüftkrause

darüber samt dem hohen Stehkragen überliefert (Taf. 20. 5). Der obere Rock, der »enge Rock« oder die »Robe«, war um die Hüften her ganz flach oder zeigte doch nur nach rechts und links eine geringe An-

Fig. 165.

1—10. Trachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

schwellung, klaffte vorn herab auseinander und konnte hier mit Lizen oder einigen Bandschleifen geschlossen werden. Auf der Fläche

oben, die Taille umgebend, lag die Krause, die entweder völlig rund war wie ein Mühlstein (165. 1) oder stumpfen Käferflügeln ähnelte. Das Leibchen lief noch immer vorn in eine Spize aus, war aber etwas kürzer, als zur Zeit, da der Rock über den Hüften anschwoll, und hatte einen grossen Ausschnitt, der ebenfalls spiz, manchmal aber auch rund war. Daraus stieg der mit Kanten gesäumte hohe Stehkragen empor; bei dem spizen Ausschnitte glich der Kragen einer senkrecht halbierten Düte, die an der Magengrube anfing, sich steil aufrichtete (165. 2) und fächerartig hinter dem Kopf ausbreitete. An den Achseln trug man noch die Polster und auch sonst hielt man noch neben den glatten einfachen Aermeln die gebauschten bei, namentlich solche, die von Stelle zu Stelle wagrecht umschnürt waren, so dass die Bauschen sich nach unten hin gleichmässig verjüngten (165. 1. 2); den Abschluss bildete die zurückgeschlagene breite Spizenmanschette. Das Haar wurde rings um den Kopf emporgestrichen, ein Teil desselben aber geflochten oder gedreht und als Nest um den Hinterkopf geordnet. Darüber sezte man die Stuarthaube mit ihrer Schneppe, die manchmal tief in die Stirne fast bis zur Nasenwurzel herabstieg (165. 1).

Der Anzug wies damals schon manche Ansäze zu Veränderungen auf; da sah man ziemlich weite Aermel ohne eine Spur von Achsel- und sonstigen Puffen (Taf. 20. 4), aber oben oder aussen fast der ganzen Länge nach aufgeschlizt, so dass der faltige Hemdärmel sichtbar war; ferner ein Leibchen, das die Brust unbedeckt liess und mit einer weiten dreieckigen Oeffnung bis auf die Taille herabstieg, endlich schmale Umschläge von abstechender Farbe, welche den Ausschnitt, spiz nach unten verlaufend, umsäumten, und ein Unterleibchen von Weisszeug mit Goldknöpfchen vorn herab, statt der Kröse oder dem Stehkragen einen fast wagerecht hinausstarrenden breiten Scheibenkragen von flacher Fältelung.

Gegen Schluss des zweiten Jahrzehntes verschwand die Hüftkrause; auch das Hüftkissen schwoll ab; doch blieb der Rock noch immer trommelförmig; seine übertriebene Breite um die Taille her wurde einigermassen bemäntelt durch den Brauch, das obere Kleid, das in diesem Falle vorn herab nicht geöffnet war, nahezu bis auf die Hälfte seiner Länge emporzuraffen und an der Taille festzustecken (165. 2). Nach Belieben schlug man es beim Aufnehmen nach Aussen hin um, so dass sein Futter zum Vorschein kam. Da nun zugleich auch das Unterkleid gesehen werden konnte, fand man sich genötigt, dieses ebenso gut, wie den Oberrock, aus gediegenen Stoffen herzustellen; man wählte vorwiegend Stoffe mit grossem Ranken- und Laubwerk, broschierten Atlas und gebildeten Sammet. Jedoch schnitt man das obere Kleid etwas länger zu, als das untere.

Der geschürzte Rock sah anfangs noch die über den ganzen Arm in Puffen abgeteilten Aermel sowie den spizen Halsausschnitt, dabei das Haar über eine untergelegte Perücke ringsum hinaufgestrichen, eine Frisur, die einer persischen Lammfellmüze nicht unähnlich war. Immer üblicher aber wurde der auf der Vorderseite eckig

geformte Ausschnitt, dessen Rand in die Höhe der Brustwarzen zu liegen kam, während der Kragen aus seiner steilen Lage in eine flachere überging und sich breit auseinander legte (165. 6. 166. 5). Vorn war das Leibchen etwa 10 cm länger, als hinten, und endete mit einer spizen Schneppe; ringsum war es mit Fischbeinstäben und vorn mit dem Blankscheite gepanzert, derart, dass jede Schweifung wegfiel, welche die Brüste hätte markieren können. Den Ausschnitt säumte ein schmaler Spizenbesaz. Der Schmuck wurde vervollständigt durch Büschel und Rosetten von Seidenbändern, die man am Leibchen wie an den Aermeln und dem Oberrocke, ja selbst an den Haaren anbrachte. Durch Umgestaltung im Einzelnen hatte sich das Aussehen im Ganzen bedeutend geändert. Die Kröse war verschwunden und ebenso die Stuarthaube, d. h. die grosse Mode war beider Stücke überdrüssig geworden, während die Volkstracht sie noch beibehielt. Die Frisur war wieder niedrig; man ordnete das Haar vorn zu Locken, sammelte es hinten zu einer Flechte, schlug diese in die Höhe oder befestigte sie in Nestform am Hinterkopfe. Auf diese Frisur sezte man ein ziemlich hohes Hütchen mit schmaler Krempe und einer Feder.

Die Schuhe erhielten wie die männlichen hohe Absäze, Schleifen oder Rosetten. Der Puder und Essenzen gab es eine Unzahl; der Prediger Messerschmied verrät die ganze Toilette in einer Predigt vom Jahre 1615: »Da werden gesehen ausstaffirte Spiegel-, Rosen- und Spicanardiwasser, Bisam, Zibeth, Rauchwerke, schmäckend (riechend) Pulver von Aloes, Cipern, Stabwurz, Schmalzkügelein, Bisamkopf, Muskatnüssen. Da tritt dann Frau Venus herein mit wohlaufgeputztem Kopfe, mit aufgelegten Büs'chen, mit auf der Seite aufgebundenen Hornenn, mit gelben, braunen, blauen, grünen, schwarzen, weissen Haarflechten, mit güldenen Binden und Floren, mit Masken, mit Larven, mit Federbüschen, mit einem Huth, darauf Stiefften, Medaglien oder vergüldete Müntzen; mit neugebachenen fantastischen Bossen, mit Armbändern um den Arm, mit diamantenen Ringen an den Fingern, mit Ketten um den Halss und Gehenken an durchlöcherten Ohren, mit Nägeleinsblumen (Nelken) wol öfter in der rechten, mit Rosen in der linken Hand. Sie trägt seidene oder mit Gold gestickte Handschuhe, zur Winterszeit ein Schluffer (Muffe) von Zobel, den Sommer durch ein Windfähnchen (Fächer, s. darüber S. 556) oder Mückenschleicher (Fliegenwedel). Was wollen wir nun aber von ihrer Halszierde erzählen? Wie viel ich deren gesehen, welche Kragen tragen, die vielmehr für Karrenräder zu halten seynd.«

Noch mancherlei, was uns die Abbildungen nicht verraten, offenbaren uns die Sittenprediger. Der genannte Kaplan Ellinger verschonte die Weiber so wenig, wie die Männer. „Besihe doch heutigen Tages vnsre Allmodischen Frewlein, kannstu auch einen Vnterscheid der Wämbster merken vor der Männer-Wämbster, ist eines so wol als das ander zerfetzet, verschnitzelt vnd grosslappendt, die Hüte vnd Federn ist gleiche Tracht vnd kein vnterscheidt (165. 3. 5). Die Hosen tragen die hohen Madonnen vnter den Röcken.“ Hans Georg von dem Borne, der Rat des Kurfürsten von Brandenburg liess sich in einem Bericht an seinen Herrn mit folgenden Worten aus: „Unsere Weiber und Töchter können ihren Vorwiz in dieser Vanität (er hatte von teuren Stoffen und Goldstickereien gesprochen) nicht genug büssen, sogar dass sie mit der

natürlichen Gestalt und Farbe, so ihnen Gott der Schöpfer gegeben hat, nicht zufrieden seyn, sondern, damit sie weisser und schöner angesehen werden mögen, waschen sie sich mit gemischten und wohlriechenden Wassern, schminken und streichen sich an mit Farben, streuen Poudre de Cypre ins Haar und tragen hohe Sturmhauben auf dem Kopfe, nicht anders, als wenn sie alles, was ihnen vorkommt, niederreissen wollten."

Der soldatische Geist war auch in die Weiber gefahren und bewirkte dementsprechend in der weiblichen Tracht eine Wanderung von unten nach oben, indem er das Bäuerische salonfähig machte. Die »Schobber«, sonst nur eine Ueberziehjacke der Bäuerinnen (139. 4), drängte sich nun in die vornehme Tracht; wie die Männer ihr Lederwams oder Koller über das eigentliche Wams, so zogen die Weiber über ihr Leibchen die Schobber an; diese war nach der Mode zugestuzt, an den Schössen in Laschen zerschlizt (165. 4), die sich oben fingerbreit deckten, an den Aermeln vorn herab aufgeschlizt und die Hemdärmel blicken lassend, im ganzen auch für die kalte Witterung mit Pelz verbrämt. Manches, was die grosse Mode bereits in die Trödelkammer verwiesen hatte, war noch in Gesellschaft der Schobber zu sehen: die Achselstücke, die grosse Mühlsteinkrause, zumteil auch der von der Schneppe des Leibchens bis unten hin aufklaffende Oberrock mit seinen Nestelschleifen, lauter Sachen, die jezt schon mehr oder minder dem Bereiche der »Volkstracht« angehörten. An den Händen sassen die Stulphandschuhe und der Schlapphut mit herabhängender Feder bedeckte die Frisur. Hinterwärts in den Armlöchern hing ein ziemlich breiter Zeugstreifen, der bis über die Knie herabstieg (165. 5). Der untere Rock war oben und unten gleichweit und am Bund in gleichmässige Falten gelegt. Dazu kam eine schmale Schürze, das »Fürtuch«.

In ganz Westeuropa gehörte die schobberförmige Jacke zur feinen Garderobe (165. 7. 8); sie hatte mit dem zeitüblichen Leibchen den weiten viereckigen Halsausschnitt gemeinsam, war aber sonst vorn geöffnet und wurde auch offen getragen oder bis zur Taille herab mit einigen Bandrosetten geschlossen; die Schösse blieben immer offen. Um die Taille her kam ein verschleiftes Band. Aus dem Ausschnitte stieg ein weisser Hemdkragen, der weit auseinanderfallend die obere Brust unbedeckt liess und sich in Form einer viereckigen Lasche über Achseln und Nacken herablegte (166. 5). Dieses Kragenstück wuchs an Breite, so dass es nach 1530 bis in die halben Oberarme hinabreichte, während die Jacke selbst sich verkürzte und ihre Taille hinaufzog (165. 7. 8); denn es wurde für kurze Zeit gebräuchlich, sich um die Taille möglichst behäbig zu machen. Der Kragen war schlicht und glatt oder mit Spizen gerändert; dem Kragen folgten die Manschetten. Die Aermel blieben immer ziemlich weit, am Handgelenk anschliessend, vorn herab geschlizt und offen oder mit Knöpfen und Lizen geschlossen. Die Hüftkissen waren durchaus verschwunden und der Rock fiel in natürlichem Faltenflusse zu Boden.

Noch ein anderes Gewandstück tauchte auf, welches zwischen Jacke und Leibchen die Mitte hielt; es war ein Leibchen mit Schössen (166. 4). Gewöhnlich hatte es eine breite, unten abgerundete Schneppe,

die sich über den Leib legte, und zu beiden Seiten der Schneppe eckige Schösse, die entweder an das Rückenblatt oder die Seitenteile angeschnitten waren. Das Leibchen enthielt ein Beschläg, welches dem Körper Haltung gab, ohne ihm Zwang anzuthun. Seine Aermel waren verschieden, entweder auf den Oberarm zurückgezogen, gebauscht und unten mit einem Vorstoss von Spizen versehen, oder von den Achseln bis zur Hand durch Längsschnitte in schmale Streifen aufgelöst und mit einem vor der Armbeuge verschleiften Bande über einem hellfarbigen, stark auswattierten Futter wieder zusammengefasst (Taf. 20.10). Dieses Schossleibchen wurde in Verbindung mit einer eigenartigen Robe getragen, welche die Taille nicht völlig umgab, sondern vorn herab weit offen stand. Dieser Rock war an seinem glatten Leib angenäht und wurde um die Taille mit einer Binde gegürtet. Hinterwärts zeigte er eine stattliche Fülle und einige kräftige röhrenförmige Falten, die unter der hochsizenden Taille begannen; von den Hüften an aber folgte er seinem natürlichen Falle und schleppte unten auf dem Boden. Die Binde folgte entweder wagrecht dem Laufe der Taille oder, falls das Kleid über dem gespizten Leibchen getragen wurde, dem schrägen Schnitt der Schneppe; man verschleifte sie seitwärts oder vor dem Leibe. Häufig überkreuzte man das Leibchen an der offenen Stelle des Rockes mit einem Schnurwerk (166.2). Die Aermel waren hängend und länger, als der Arm, oder nur halb so lang und vorn herab geöffnet, die langen mit Knöpfen und Lizen geschlossen, ausgenommen an der Stelle, wo die Bauschärmel des Leibchens hervortraten, die kurzen nur an den unteren Ecken zusammengesteckt (166.3).

Im Volke ahmte man das Schossleibchen in Form eines Wamses nach (165.3.5) und gürtete es »wie ein Capitan« um die Taille mit einer breiten Schärpe, die man seitwärts oder vorn verschleifte.

Die Roben in beiden Formen, die vorn herab geöffneten, wie die aufgeschürzten, liessen das Unterkleid entweder vorn durchaus oder in seiner ganzen unteren Hälfte unbedeckt (165.6–10). Das Unterkleid fiel gerade herab mit einigen flachen Falten an den Seiten; es war eher eng, als weit, und nur so lang, dass es gerade auf den Boden stiess. Darunter lag ein zweiter Unterrock; im ganzen kamen also drei Röcke zur Verwendung. Die am meisten gebrauchten Stoffe waren für den Oberrock Sammet, Atlas, Moiré und ein Seidenzeug mit kleinen Sträusschen in Gold und Silber, das man »Brokatell« nannte, für den Unterrock Taffet oder Kamelott. Wer sich diese Stoffe nicht anschaffen konnte, gab sich zufrieden mit »holländischem Kamelott«, einer Seide mit wollenem Einschlag, oder mit »Ferrandine«, einer Seide mit baumwollenem Einschlag. Als Modefarben galten Schwarz und Weiss, Flachsgrau, Schwarzgrau, Blaugrau [1], Citronen- und Isabellagelb, endlich Rot in allen Arten: Feuerrot, Orangerot, Aurorarot, Hochrot, Karminrot.

Der steile Fächerkragen hatte die Frisur in die Höhe getrieben;

[1] Grauen leichten Stoff nannte man in Frankreich „grisette"; von diesem Stoffe kommt der Name „Grisette" her, den man ehemals allen Frauen von mittlerem Stande beilegte, weil sie gewöhnlich in Kleidern von grauen Stoffen einhergingen.

jezt lag der Kragen mit seinem Spizenbesaze glatt auf den Schultern (166. 8); somit konnte das Haar wieder seinem natürlichen Flusse gehorchen. Die Frisur wurde nun eben so niedrig, als sie vordem hoch gewesen war. Als das vorn durchaus geöffnete Kleid Mode war (Taf. 20. 10), teilte man das Haar in drei Partieen; zwei davon, über der Stirne gescheitelt, ordnete man rechts und links über Ohren und Schläfe, die dritte Partie aber, durch einen Querscheitel über der Stirn von den beiden vorderen Partieen getrennt, strich man scharf zurück und rollte sie über dem Hinterkopfe zu einem Neste zusammen (166. 5).

Fig. 166.

1—6. Trachten von 1630—1650.

Dabei gab es nun einige Spielformen; einmal strich man von dem Querscheitel eine Partie kurz verschnittenen Haares in die Stirne herab, ganz so, wie es heute mit unsern »Simpelfransen« geschieht; die Schläfenpartieen aber gestaltete man zu dicken Puffen, die kaum über die Kinnlinie herabstiegen, ohne die Schultern zu berühren, und krauste oder ringelte sie auf das feinste (166. 6). Mit dem Neste oder Chignon

verflocht man eine Bandschleife oder pflanzte einen kurzen Reiherstuz, beliebig auch einige Straussfedern darauf (Taf. 20. 10) oder einen Büschel feinen Drahtes mit Perlen und Juwelen, der hoch genug war, um über dem Wirbel bemerkt zu werden. Noch herrschte die offene wie die aufgeschürzte Robe, da liess man die Simpelfransen hinweg, die Schläfenpartieen aber bis an oder über die Schultern herabsteigen und drehte sie zu Pfropfenzieherlocken (166. 2. Taf. 20. 14. 15), wie man sie so oft bei den Engländerinnen findet. Auch das Nestgefieder gab man auf und schmückte das Haar hinten wie seitwärts mit einigen Bandrosetten. Wie man im 16. Jahrhundert blondes und rotes Haar bevorzugt hatte, so liebte man jezt schwarzes; den Puder liess man ganz hinweg.

Als Kopfbedeckung benuzte man ein kleines mit Spizen gesäumtes Tuch, das nach Art eines Schleiers über den Kopf gelegt und mit Nadeln festgesteckt wurde (Taf. 20. 8), oder einen federgeschmückten Filzhut, der ganz wie ein Männerhut aussah (165. 3. 5). Bei älteren verheirateten Frauen war noch vielfach die alte Stuarthaube zu finden (161. 1), auf die sie ebensowenig, wie auf die Mühlsteinkröse, Verzicht leisten wollten; doch gehörten diese Stücke jezt zur Volkstracht, da die grosse Mode sie nicht mehr anerkannte, ebenso die Zobelmüze (165. 4), die in manchen Reichsstädten, wie in Frankfurt am Main, Augsburg, Nürnberg etc., allgemein beliebt war.

Viel Wert legte man auf hübsches Fusszeug; die Absäze machte man jezt höher, aber minder breit, als seither, und verwendete zum Oberzeug ausser gewöhnlichem Leder violetten, gelben, orangefarbigen und weissen Saffian, sodann auch roten oder blauen Atlas, und sezte eine Bandrosette auf den Spann. Obschon die Strümpfe nicht gesehen werden konnten, trug man sie doch auch in lebhaften Farben, rot, apfelgrün und himmelblau.

Dieses graziöse Kostüm erhielt sich die dreissiger Jahre hindurch und füllte somit die Blütezeit der grossen niederländischen Künstler aus, eines Rubens und van Dyck. Wir bemerken es auf allen Bildnissen dieser Zeit, ob sie nun in Frankreich und Italien oder in Deutschland, den Niederlanden und England entstanden sind. Nur Spanien beharrte bei den alten Trachtenformen, die ihm die Epoche Philipps II. hinterlassen hatte, bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, wenn es auch einige Abänderungen in französischem Sinne daran vornahm.

Als das Jahrhundert sich seiner Mitte näherte, kam eine gewisse Nüchternheit in das Kostüm. Für Deutschland erklärt sich dies durch den unheilvollen Krieg; eine dumpfe Melancholie lastete auf allen Kreisen und nichts erinnerte mehr an den behaglichen Frohsinn des 15. und 16. Jahrhunderts. Aber auch Frankreich litt nach dem Tode Richelieus durch die Unruhen der Fronde, welche die vornehme Gesellschaft auseinander trieben, ebenso England, das durch eine bigotte Soldateska den Hof verjagt und den König auf das Schafott gebracht sah.

Das Leibchen behielt seine gestreckte Spize; an dieser Spize liess man jezt die Robe mit ihren vorderen Rändern zusammenstossen, sie hier mit Haken und Oesen fesselnd, die man mit einem Schleifenbüschel verdeckte; dann schlug man den Rock zurück und steckte ihn hinten zusammen (165. 9). Doch blieb es auch üblich, den Rock

ringsum beliebig hoch empor zu raffen und vor der Schneppe des Leibchens mit einem Knopfe zu befestigen (165.10). Die Hängeärmel liess man verschwinden und machte die eigentlichen Aermel im Unterarme fest anschliessend, verkürzte sie bis in dessen Hälfte und verdeckte sie zumteil noch mit der breiten Manschette. Im Oberarm duldete man zwar die Bauschung und Schlize, verminderte aber beides. Schloss man das Leibchen im Rücken, so beliess man ihm vorn den Scheinverschluss von vielfach gekreuzten Nesteln (165.9. 166.6). Mittels eingenähter Fischbeinstäbe gab man ihm von der Magengrube an nach abwärts eine erhebliche Wölbung, schweifte aber das unter dem Fischbein liegende Blankscheit in umgekehrter Richtung, so dass es die Brust zusammendrückte. Den Unterrock verkürzte man dergestalt, dass er die Füsse freigab, legte ihn seitwärts in einige kräftige Falten und schmückte ihn mit schmalen Bandstreifen. Die obere Blösse verhüllte man nach Bedarf mit einem »Palatine« genannten Spizentuche, das man kragenartig umlegte und vor dem Hals verknöpfte (166.6.9); die Spizenzeuge vertauschte man immer mehr gegen Linnenstücke mit kahlen glatten Flächen.

Wie die Form sich versteifte, so verdüsterte sich die Farbe; zwar für das Unterkleid behielt man noch hellere Farben, Weiss, Gelb oder Lichtblau bei, für den oberen Rock aber wählte man immer häufiger Schwarz. Darüber legte man den simplen weissen Kragen und fügte höchstens noch eine Rosette am Aermelschliz oder vor der Brust hinzu. Der grösste Luxus bestand in einer Verbrämung von Edelsteinen längs des Blankscheites und um die Taille herum. Die Steine waren jedoch nicht immer echt; ein Pariser hatte ein Mittel erfunden, Krystall zu färben; und so konnte man sich auf die wohlfeilste Art Smaragden, Rubine und Topase verschaffen, welche den Schein der echten Steine hatten.

Dem Haar benahm man seinen lockeren Fall und zog es wieder in dicke feste Schläfenbauschen zusammen, die man ringelte; den Scheitel gab man auf und strich das übrige Haar nach hinten, wo man es zu einem Neste formte, und bedekte die ganze Frisur mit dem kleinen spizengeränderten Tuche. Auch hüllte man den Kopf in ein Stück von schwarzem Krepp oder Taffet, das man unter dem Kinn verknüpfte, so dass nur das Gesicht offen blieb (172.3).

Das Fusszeug stimmte man in der Farbe zum übrigen Anzuge; man trug Untersocken von Wachstuch und Ueberschuhe in Pantoffelform.

Wenn man auch auf den Haarpuder verzichtete, so machte man doch von Schminken und Parfümerien reichlich Gebrauch; mit Bleiweiss und Zinnober ersezte man die durch Alter oder bewegten Lebenswandel verlorene Hautfrische. Von den Masken hatte man in Deutschland immer nur wenig wissen wollen, aber die »Schönheitspflästerchen« oder »Mouchen« nahm man bereitwillig an; es waren dies Stückchen von schwarzem Taffet in Form von Halbmonden, Sternen, Blumen, ja selbst von Tieren und Menschen, mit denen man an verschiedenen Stellen das Gesicht beklebte, anfangs allerdings nur, um die Hautfarbe zu heben und unliebsame Flecken zu verbergen. Dazu parfümierte

man sich aufs äusserste und nichts fand man stark genug, um die Geruchsnerven zu kizeln; man parfümierte selbst das Schuhzeug. Wer es machen konnte, prunkte mit Hals- und Brustketten, mit Ohrgehängen, die an Grösse in Erstaunen sezten, mit einer schweren Uhr am Gürtel und einem Fächer in der Hand, mit seidenen und goldgestickten Handschuhen und mit Muffen. Für die Eitelkeit war immer noch Geld vorhanden, so dass sich mancher Ehemann nicht anders zu helfen wusste, als mit einer Bitte an die Behörden um Abhilfe. So wendete sich im Jahre 1641 in Leipzig ein Doctor Höpner an den Senat und beklagte sich über einen Schneider, »der teure Halsspizen und allerlei Hauptgeschmuck und andere neue Moden zu Stärkung der verbotenen und verpönten Kleiderhoffarth zu feilem Kauf auslasse, also dass von Frauen und Jungfrauen ein grosser Concursus, gleichsam eine Wallfahrt zu ihm angestellt werde. Da Gott dadurch erzürnet, der Obrigkeit Gebot übertreten und der Stadt ein grosses Unglück zugezogen werde, so sollte die Obrigkeit ihres hohen Amtes handhaben und gegen die Förderer und Fortpflanzer der vermaledeiten Kleiderhoffarth mit exemplarischen Strafen verfahren.«

Zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Initiale aus dem 17. Jahrhundert.

Kaum waren die dreissig Unglücksjahre in das Tote Meer der Vergangenheit hinabgeflossen, da machte sich die französische Mode mit einem Nachdruck in deutschen Landen geltend, dass, von den Volkstrachten abgesehen, das deutsche Kostüm von dem französischen nicht mehr zu unterscheiden war. Die Deutschen hatten damals kaum noch etwas Gemeinsames, als ihre Sprache. Vielfach suchte man nun die neue Mode, falls man sie nicht ohne weiteres annahm, mit der alten einheimischen Tracht zu verbinden, woraus dann manche Absonderlichkeiten entstanden, denen gegenüber der gute Geschmack verstummen musste. Da konnte man die neumodischen weiten Kniehosen und die pompöse Perücke in Gesellschaft der von moosgrauem Alter ehrwürdig gewordenen Schaube und des stumpfkegeligen Bauernfilzes mit dem schräggesenkten Scheibenrande bemerken. Man arbeitete in Deutschland sozusagen mit Versazstücken ohne inneren Anteil. Wenn der rechte Schwung im öffentlichen Leben fehlt, fehlt er auch im Kostüm.

Die nach französischem Muster geformte männliche Tracht bot Anfangs der sechziger Jahre etwa folgendes Bild: weite Hosen, unter dem Knie gebunden, darüber ein kurzer Rock, der wie eine Doppelschürze die Oberschenkel bedeckte (167. 3–5. Taf. 21. 1. 5), darunter, das Knie verhüllend, ein grosser umgestülpter Trichter von Passement, statt des Wamses ein kurzes offenes Jäckchen, das kaum bis zur Magengrube und mit den Aermeln nur bis zu den Ellenbogen ging, um die Taille,

vor der Brust, über den Unterarmen ein feiner, luftiger, faltiger Hemdstoff, an Stelle des Busenstreifes ein langes, vor dem Halse verschlungenes nezartiges Tuch mit einigen grossen Quasten, welche über die Brust baumelten, ferner kleinere Spizenpassemente an den Enden der Arme ledergelbe Schuhe mit rotgefärbten Sohlenkanten und einer Spannrosette, aus der zwei, manchmal auch vier grosse Flügel rechts und links herausstanden, statt des eigenen Haares einen Schwall von Locken, der wie eine Müze über den kahlgeschorenen Schädel gestülpt war und ganz und gar nicht darauf festhaftete, über der Perücke ein Hut mit hohem stumpfkegeligem oder ganz niederem Kopfe, Scheibenkrempe und Federnwald, dabei so viele Bänder, Borten und Schleifen, dass es bis zu den Schuhen herunter nichts gab, das nicht von einem Ende bis zum andern damit bespickt gewesen wäre. Dieses Kostüm drückte genau den aufgeblasenen Geist aus, der damals das französische Volk erfüllte, und hatte insofern für dieses seine Berechtigung, desto weniger aber für das deutsche, das in Sack und Asche den Verlust seines politischen Ansehens hätte betrauern sollen.

Die abgelaufene Epoche hatte neben engen Unterbeinkleidern, die bedeckt blieben, gleichweite, unten offene und hier sowie an der Aussennaht und vor dem Leibe mit Spizen und Bandschleifen verzierte Hosen hinterlassen (167. 1. 2. Taf. 21. 1). Diese Hosen machte man jezt weiter, als seither (169. 1), weshalb man sie »weite Kanonen« benannte, legte sie um die Hüften herum in Falten, nahm sie unten in sich selber auf und band sie über der Kniescheibe, seltener etwas höher im Oberschenkel fest (Taf. 21. 2. 3. 10), so dass sie sich nach untenhin sackten.

Anfangs der sechziger Jahre ward es Brauch, das Beinkleid von den Hüften hinab zu rücken, so dass zwischen ihm und der Jacke keine Verbindung mehr stattfand und in dem Zwischenraume das Hemd zutage trat, was nun aussah, als ob die Hosen jeden Augenblick unter dem Gesäss hinweggleiten wollten (167. 4. 5). Noch seltsamer war der Brauch, die Hosen mit einem Ueberzug in Form eines weiblichen Unterrockes zu bedecken (167. 3. Taf. 21. 2. 5); solche Rockhosen kamen aus Holland; sie wurden durch einen Grafen von Salm eingeführt, welcher sich als Geschäftsträger der Generalstaaten mehrere Jahre in Frankreich aufhielt. Dieser Herr war mit dem Titel »Rheingraf« dekoriert und diesem Titel gemäss benannte man die Hosen »Rheingräfin«. Die Mode der Rkeingräfin ging vom Luxemburgpalaste aus, wo der Gesandte wohnte, und gewann troz ihrer Seltsamkeit den Hof, die Stadt und die Fremden; schon am Ende des Jahres 1658 brachte sie ein englischer Edelmann in seine Heimat; dort nannte man sie »petticoat-breeches«. Die Rheingräfin fiel ganz gerade herab und war so lang, seltener etwas kürzer, als die Futterhosen darunter, welche eine Zugschnur über den Knieen geschlossen hielt, dabei durchgängig der Länge nach gefältelt und den Rändern entlang oben und unten, manchmal auch seitwärts mit einer Reihe von farbigen Bandschleifen besezt; der unteren Schleifenreihe gesellte sich wol auch noch ein Streif von weissen gekräuselten Spizen.

Natürlich begegnete die Geistlichkeit diesen Hosen als schonungsloser Richter. »Was sind,« sagte der Pastor Wolfgang Ouw zu Flensburg in einer 1663 erschienenen Schrift[1], »was sind die unerhörte weite Männer Hosen, die für einem Jahr erstlich auffgebracht, anders als abgekürtzte Weiber Röck, sie liegen rund herumb in Falten, eben wie etlicher Frauen dick gefaltene Röcke, es gehen 20—30 und mehr Ellen darein, daraus man vor diesem 2 und mehr Kleider hat machen können.«

Den übrigen Teil des Beines bedeckten die Strümpfe; gestreifte oder geflammte Strümpfe waren nicht mehr so häufig, wie früher; man trug sie jezt glatt und gewöhnlich in den Farben der Oberschenkelhosen; diese aber wechselten kaum mehr, als zwischen Schwarz und Weiss. Die Strümpfe stiegen entweder bis unter die weitbauschigen Hosen hinauf und wurden in der Kniekehle mit farbigem Bande festgehalten, das man aussen am Knie verschleifte, oder aber sie reichten nicht ganz bis zur Kniescheibe, die in diesem Falle von den Unterhosen und dem Sacke der Oberhosen verdeckt wurde, und gingen hier in einen grossen dichtgefalteten Spizenbesaz über, der, abwärts geschlagen, das Bein unter dem Knie wie ein weiter umgewendeter Trichter umgab (Taf. 21. 5. 7).

Nur zu den Strümpfen ohne solche Spizenstulpe legte man noch die naturgelben Stiefel mit der herabgekehrten und mit Kanten umrandeten Stulpe, dem grossen Spornleder und der rotkantigen Sohle an (Taf. 21. 1). Doch verschwanden diese auch hier bald aus der guten Gesellschaft und der Schuh wurde allgemeiner Brauch; er ragte noch wie sonst ziemlich weit über die Zehen hinaus und endigte hier mit geradem Schnitte. Die Absäze wuchsen zu drei bis vier Zoll Höhe und wurden so spiz, dass man den Hals darüber hätte brechen können. Die Vorderkappe stieg mit breiter Lasche über die Fussbeuge hinauf und die Seitenlaschen vereinigten sich jezt häufiger unter, als über ihr, den Knoten oder die Schnalle durch einen Schliz in der Spannlasche vortreten lassend. Die Rosette auf dem Spann verschwand; ihre Stelle nahmen zwei steifgespreizte Flügel ein, die rechts und links aus dem Haftmittel hervorstarrten. Man fertigte die Schuhe von weissem Atlas oder von Leder, das man mit der verkehrten Seite nach aussen wendete und in seiner gelblichen Naturfarbe beliess; die Kanten der Sohle aber und des Absazes färbte man rot. Die Farbe der Spannflügel richtete man nach der des Schleifenbesazes; doch färbte man Flügel wie Sohlen auch schwarz, mit der Zeit selbst den ganzen Schuh.

Das Wams aller Leute, die mit der Mode gingen, verlor die Hälfte seines Leibes, behielt aber noch eine Weile die langen Aermel (167. 1); dann verlor es zwei Drittel seiner Aermel und wurde zu einem ganz knappen offenen Jäckchen, das man nur oben verschloss (Taf. 21. 1. 5). An den Vorderkanten war es ebenso oft eckig, als rund geschnitten und auf den Nähten häufig mit schmalen Spizen besezt; an den Aermeln blieb es, obwol stark verkürzt, vornherab aufgeschlizt; dies währte bis 1665, dem Todesjahre des Kaisers Leopold; gelegentlich der Trauerfeier erklärte sich König Ludwig gegen den Aermelschliz und dieser verschwand denn auch, um nicht wieder zu erscheinen.

[1] M. Wolfgang Ouw. Nothwendige Erinnerung vom Missbrauch der Kleyder, da viele Christen in defectu, viele in excessu sündigen etc. Hamburg 1663.

Der Körperteil zwischen dem Jäckchen und den Hosen sowie die Unterarme wiesen keine andre Bedeckung auf, als das Hemd; doch war dies nur scheinbar so; das Hemd konnte als einziger Schuz nicht ge-

Fig. 167.

1—10. Trachten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

nügen, wenn man sich nicht dem Schnupfen und andern Uebeln aussezen wollte; man zog deshalb ein besonderes Hemd und ein Kamisol darunter an. Die Aermel des oberen Hemdes schlossen vorn mit

Manschetten aus einer doppelten oder dreifachen Lage von Kanten, die man zurückschlug oder frei herabhängen liess; auch bauschte und raffte man die Aermel mehrfach und unterband sie mit farbigen Schnüren, diese vorn am Arme verschleifend. Vor der Brust, vom Halse bis zur Magengrube oder noch tiefer herab, gab man dem Hemd einen der Länge nach geschlizten Einsaz von Spizenstoff (Taf. 21. 5); um die Taille aber zog man das Hemd ein wenig in die Höhe, so dass es hier mit einer leichten Bauschung den Körper umgürtete.

Der liegende Kragen erhielt sich noch eine Zeitlang, so sehr er auch von der Perücke bedrängt wurde; diese bedeckte nämlich Schultern und Rücken und liess für die Halsbedeckung kaum mehr, als den Raum unter dem Kinne frei. Dann zog sich der Kragen, gleichsam den andringenden Haarmassen ausweichend, immer mehr zusammen, so dass er zulezt nur noch als schmale, zweifache Lasche die obere Brust bedeckte; Schultern und Nacken hatte er verlassen; doch behielt er auch in dieser Verkleinerung noch die Randspizen und Quastenschnüre bei (Taf. 21. 1). Noch war er nicht ganz verschwunden, da zeigte sich schon sein Erbe, ein breiter Leinwandstreifen, der vorn einen Spizenbesaz oder einen halbkreisförmigen reichbestickten Ansaz hatte; der Streif wurde in Längsfalten zusammengeschoben und entweder vor dem Hals mit einem farbigen Bande verknüpft (Taf. 21. 2), oder im Nacken mit Knöpfen geschlossen. Anfangs legte man die Binde mit dem glatten Kragen zugleich an, indem man diesen eine leichte Höhlung vor der Brust machen liess, aus welcher die Binde hervortreten konnte (Taf. 21. 5). Mit ihren Endstücken reichte dieselbe anfangs nur wenig, schliesslich aber bis zur Magengrube herab, wo sie vorläufig Halt machte. Man nannte die Halsbinde »Cravate«; dieser Name soll von »Kroat« herzuleiten sein, da die Binde zuerst bei einem Regiment Kroaten bemerkt wurde[1].

Dieses Kostüm wurde etwa bis zum Jahre 1670 besonders in der kälteren Jahreszeit durch den kurzen Mantel vervollständigt oder durch den weiten Kappenmantel mit Aermeln, den man zuknöpfen konnte; lezteren nannte man »Brandenburg«. Die Knöpfe sowol wie die Knopflöcher waren reich mit Passementen verziert, auf die allein man dann später den Namen Brandenburg übertrug. Der eigentliche Bürgermantel stieg bis in die Kniekehle herab und hatte einen fast quadratischen Kragen, der über den Rücken fiel; er war von dunklem Stoffe.

Der Degen behauptete sich in der bürgerlichen Tracht; man trug ihn am Ende eines breiten, befransten und mit Seide bestickten Wehrgehenkes oder Bandelieres, wie man es noch heute bei den Thürhütern in den Gasthäusern oder Pfarrkirchen sehen kann (167. 8). Das Bandelier war nicht bloss breiter, sondern auch länger, als sonst, so dass der Degen tiefer zu sizen kam (Taf. 21. 2. 4). Ende der sechziger Jahre übergürtete

[1] Bereits zu Anfang der vierziger Jahre suchten sich die Soldaten den Hals durch ein umgelegtes Zeugstück zu schüzen; und so könnte es wol möglich sein, dass schon unter Ludwig XIII. die Krawatte in der vornehmen Mode Aufnahme gefunden hatte, wenn auch die gleichzeitigen Abbildungen kein sicheres Beispiel dafür bieten. Die Mode macht ihre ersten Fortschritte gleichsam unter der Oberfläche, ähnlich einer Blüte, die unter der Hülle einer Knospe schon vorhanden ist, noch ehe sie ans Tageslicht tritt.

man das Wehrgehenk mit einer Taillenschärpe von feinem, spizengeränderten Stoffe (Taf. 21. 10), doch nur im Sommer; im Winter benüzte man statt der Schärpe eine Muffe von Plüsch oder Pardelfell, die man mittels einer um die Taille gelegten Schnur vor dem Leibe befestigte (168. 3. 5).

Wir kommen nun zu einem Trachtenstücke, das dem ganzen Kostüme sein charakteristisches Aussehen gab, zur Perücke. Nachdem Ludwig XIV. die Perücke geheiligt hatte, konnte kein geistlicher Bannfluch ihre Siegeslaufbahn in deutschen Landen mehr verhindern. Hier hatte man sich bis jezt an dem langen natürlichen Haarwuchse genügen lassen (171. 4), der bis zum Bauernstande herab allgemein zu sehen war; derselbe deckte Schultern und Nacken und floss sogar über die obere Brust herab (167. 1). So lang die Mode der langen Haare neu war, blieb ihr die Geistlichkeit feindlich gesinnt. »Diese langen Haare,« sagte Moscherosch, der unter dem Namen ‚Philander von Sittewald' dagegen eiferte, »also herunterhangend, sind rechte Diebshaare, und von den Welschen, welchen umb einer Missethat oder Diebsstücks willen irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten. Und ihr wollt solchen lasterhaften Leuten in ihrer Untugend nachäffen? ja oft eurer eignen deutschen Haare euch schämen? Wolt hingegen lieber eines Diebs oder Galgenvogels Haar euch auf den Kopf sezen lassen? Aber wer sich seines eignen Haars schämt, ist nicht wert, dass er einen deutschen Kopf hat. Bist du ein Deutscher? warumb denn musst du Welsch Haar tragen?« Da diese Schrift, betitelt »Wunderliche und wahrhaftige Gesichte«, bereits im Jahre 1646 erschien, so haben wir in ihr das sicherste Zeugnis, dass man damals schon sich der Perücken bediente, wenn auch nur im Kreise der alamodischen Herren. Bereits Anfangs der siebziger Jahre aber galt die Perücke als unerlässliches Garderobestück eines jeden Mannes von Welt.

Die Perücke war eine Haube aus Haaren statt aus Wollstoff, Leinen oder Seide. Soweit das Andenken der Geschichte zurückreicht, war es bis jezt nur einmal vorgekommen, dass man sich das eigne Haar vom Kopfe hatte wegrasieren lassen, um es durch eine Perücke aus fremdem Haare zu ersezen; dies geschah bei den Pyramidenerbauern. Aber dieser Brauch hatte sich auf die Aegypter beschränkt und weder bei den Griechen und Römern, noch bei einem mittelalterlichen Volke Nachahmung gefunden. Wo man sonst zur Perücke griff, geschah es aus Not, um dem spärlichen Haarwuchse nachzuhelfen oder den verlorenen zu ersezen. Man knüpfte Strähnen von falschem Haar in das natürliche Haar, um dasselbe in unauffälliger Weise an Fülle gewinnen zu lassen. Dann heftete man fremdes Haar an eine Calotte und sezte diese auf den Kopf; so wird von Paris um 1615 berichtet: »Auf dem Kopfe tragen die Herren einen anderen falschen, aus Haaren nachgemachten Kopf, den man Perücke nennt.« Unter Ludwig XIV. liess man das fremde Haar ein Gewebe vom feinsten Linnen passieren und flocht es dann um Schnüre, Fransen oder Seidenfäden, wobei man es auch

nach Gefallen krauste. Perücken dieser Art hatten niemals das Aussehen von natürlichem Haare; erst jezt kam man wieder zu dem, was die alten Aegypter gethan hatten; erst jezt gab man wieder den natürlichen Haarwuchs zu Gunsten des künstlichen auf. Wer etwas Neues erfahren will, muss nur dem Alten nachforschen! Von jezt an veranlassten die Perücken einen Verbrauch von Haaren, den man seit der römischen Kaiserzeit nicht mehr gesehen hatte. Ebenso wie man sich früher den Kopf hatte frisieren lassen, liess man ihn sich jezt rasieren, um sich dann das künstliche Vliess über die blanke Glaze zu stülpen. Indes rückte die Mode der Perücken nicht gleichmässig vor; zwischen 1640 und 1660 trug man ebenso das Eigenhaar wie die Perücke, beide Frisuren in ganz gleicher Form, so dass sie auf den Bildwerken nicht voneinander zu unterscheiden sind. Der Krieg hatte an verwildertes Haar gewöhnt; und trug man demgemäss auch jezt noch Eigenhaar wie Perücke scheinbar vernachlässigt und in immer längeren Strähnen oder Locken über den Kragen fallend, zumteil über der Stirne gescheitelt. Und ebenso, wie man das Haar an den Schläfen in kurze Zöpfe flocht und mit Bandschleifen und »Faveurs« ausstattete, so that man es auch an der Perücke (171. 1. 2). Zöpfe und Faveurs verschwanden erst nach 1675, doch nicht für immer.

Die Sittenrichter kamen in nicht geringe Aufregung; sie wehrten sich gegen die Perücke mit aufrichtiger Verzweiflung; so schrieb im Jahre 1663 der genannte Pastor Ouw: »Die Natur hat den Weibern feine lange Haare gegeben, die ihnen eine Zierde seyn: siehe aber, wie die Männer sich hier geberden! Theils legen sie ihre natürlichen Haare gar abe, theils verstutzen sie und hängen hinan, ich weiss nicht welcher Leute schäbische Haare: da sind Parücken, Thurne u. s. w. so wunderlich, so seltzsam, so krauss, närrisch und oft in abscheulicher Länge, so phantastisch gemacht, dass man die Leute kaum darin erkennen kann.« Wir werden über die Perücke und den Perückenkrieg weiter unten noch manches zu melden haben; doch endete der Krieg wie immer mit dem Siege der jungen Mode, und zulezt gehörten gerade die Priester zu denen, welche die Perücke am wenigsten entbehren wollten.

Je grösser die Perücke wurde, desto kleiner wurde der Bart; an Stelle des Knebels trat ein kurzer Büschel in der Rinne zwischen Unterlippe und Kinn; der Schnurrbart behauptete sich nur in zwei ganz schmalen langgezogenen Büscheln oder in zwei kurzgestuzten Büscheln dicht unter der Nase; nur selten war er als Schnauzbart zu bemerken, der unter der Nase sehr schmal begann und sich gegen die Wangen hin stark verdickte (177. 5); so trug ihn z. B. Kaiser Leopold I.

Der Hut kam in der grossen Mode nicht mehr als stumpfer Kegel, sondern nur noch mit niedrigem Kopfe vor und ebenso oft mit schmaler als breiter Krempe, dabei stets auf der hinteren Seite mit kurzen Straussfedern besteckt (Taf. 21. 2. 5). Zumteil verbreiterte man die Krempe auf der rechten Seite, rollte sie in die Höhe und nestelte sie mit der Hutschnur fest; Hüte dieser Art beliess man ohne Federnschmuck (Taf. 21. 7. 8). Wegen der Erhizung, die die Perücke verursachte, gewöhnte man sich daran, den Hut in der Hand oder unter dem Arme zu tragen (Taf. 21. 12).

Es war der Zeitpunkt gekommen, da die französische Kleidung das Vorrecht gewann, für das ganze westliche Europa das Muster ab-

zugeben und sich aus allen Stücken zusammenzusezen, die mit einigem Wechsel in der Form für die ganze Welt bis zur grossen Revolution gültig blieben.

Das Kostüm, bis jezt locker, luftig und nicht ohne Schwung, fiel einer gewissen Versteifung anheim; dies hing mit der politischen Lage zusammen. König Ludwig XIV. erfuhr nur noch Niederlagen; seinem eitlen Siegesrausche folgte die aschgraue Ernüchterung. Ludwig wurde fromm, aber er wurde nicht demütig; er suchte noch immer seine Gottähnlichkeit, die einen so starken Stoss erfahren hatte, zu retten und verschanzte sich hinter eine Schranke von steifem abgemessenen Ceremoniell, die ihn unnahbar machte. Mit den Bräuchen wurde auch die Tracht ceremoniell, steif und nüchtern; dieses Wesen ging von Versailles auf alle Höfe und von den Höfen in das bürgerliche Leben über. In den deutschen Haupt- und Residenzstädten schien der lezte Rest von Deutschtum verschwinden zu wollen; Leib und Seele französierten sich hier. Der Zustand, in den das öffentliche Leben dadurch geriet, will uns heutzutage kaum noch möglich erscheinen. Namentlich die Prediger wehrten sich dagegen, so lange es anging; was auch dieser Stand in der Zeit vor dem Kriege durch Streitsucht und Unduldsamkeit gesündigt haben mochte, er suchte es jezt durch den Appell an das deutsche Ehrgefühl wieder wettzumachen. Aber vergeblich erscholl das schneidige mahnende Wort des patriotischen Epigrammatisten Friedrich von Logau[1]: »Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei: — Solls dann sein, dass Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei? — Freies Deutschland schäm' dich doch dieser schnöden Kriecherei!« Das Nationalgefühl gab selbst auf die derbste Satire kein Echo mehr und das Wort Joachim Rachels[2] war wie in die leere Luft gesprochen: »Ein jeglich zweites Wort muss jezt französisch seyn; — Französisch Mund und Bart, französisch alle Sitten, — Französisch Rock und Wams, französisch zugeschnitten. — Was immer zu Paris die edle Schneiderzunft — Hat neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft, — Das macht ein Deutscher nach. Sollt ein Franzos es wagen, — Die Sporen auf dem Hut, Schuh an der Hand zu tragen, — Die Stiefel auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch — Anstatt des Nestelwerks: Der Deutsche thät es auch. — Bei einem sammtnen Rock die groben Leinwandhosen? — Wer hätt es sonst erdacht, als Narren und Franzosen? — Wenn selber Heraklit den Plunder sollte sehen: — Er liess (mit Gunst gesagt) vor Lachen Einen gehen.«

Der Zeitpunkt, da die grossen Veränderungen in dem Kostüm eintraten, fiel in die siebziger Jahre. Das Kostüm erhielt einen Stich ins Militärische; der Soldatenrock gewann, ohne dass man es recht bemerkte, die Oberhand in der bürgerlichen Tracht. Genau betrachtet war es die alte Schaube des 15. und 16. Jahrhunderts, die in der spanischen Zeit sich vor dem Mantel aus der vornehmen Welt zurück-

[1] Salomons von Galow (Logau), Deutscher Sinn-Getichte Drey Tausend. Breszlau bei Kloszmann 1654. Spätere Ausgaben Leipzig 1759, 1791, 1833.

[2] Joachimi Rachelii, Londinensis, Zehn Neu verbesserte Teutsche Satyrische Gedichte. (Die erste Ausgabe erschien zu Frankfurt 1664, die späteren zu „Freyburg im Hopfensack").

gezogen und in die Amtstracht sowol, wie in die Bauerntracht geflüchtet hatte. Mit den Bauern kam der Rock unter die Soldaten (vergl. 139. 7. 164. 5) und mit den Offizieren in die höchsten Schichten der Gesellschaft. Damals hatte er noch keine Taille, sondern hing wie ein Sack über dem Körper, so allein schon durch die Gestalt seine niedere Herkunft verratend. Der kriegerische Verkehr brachte den Rock nach Frankreich, wo er ebenso, wie in Deutschland, auf dem Leib der Offiziere in den Salons und selbst am Hof erschien. König Ludwig trug ihn während seines Aufenthaltes in den Niederlanden gegen die sechziger Jahre hin; er fand ihn so bequem, dass er ihn bald nicht mehr entbehren mochte. Von dieser Zeit an fesselte der Rock die Aufmerksamkeit der Mode. Zuerst machte man einen Knöpfrock daraus, der von oben bis unten geschlossen werden konnte, um

Fig. 168.

1 2 3 4 5

1—5. Trachten aus der Zeit von 1670 bis 1700.

so die ganze luftige Herrlichkeit, die unanständige Rheingräfin samt dem Hemd und dem offenen Jäckchen damit zu bedecken (Taf. 21. 2. 7). Einmal französisch geworden, veränderte der Rock seine Form und seinen Namen; er wurde zu einem Taillenrock und hiess nun »Justaucorps«; als solcher kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Indes behielt man den Rock auch in seiner weiteren Form noch bei und zwar als Ueberzieher und Reitrock.

Bevor der Leibrock zu einer Taille kam, hatte er sehr kurze Aermel, die nur die Schultern bedeckten (Taf. 21. 2. 7); vielfach war er sowol

Taf. 21. 1—15 Trachten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (8 der Grosse Kurfürst).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

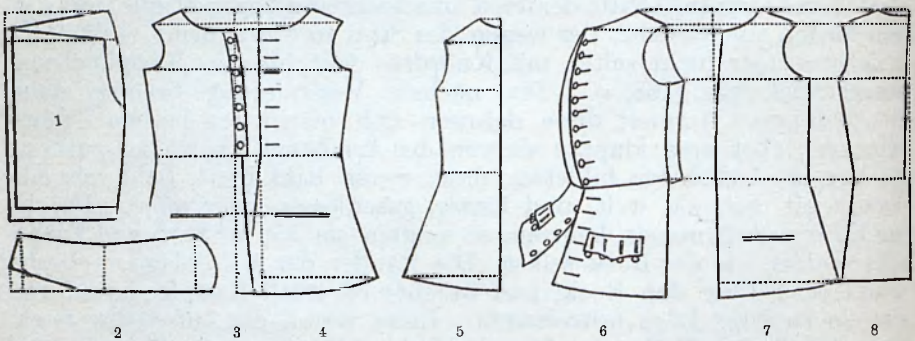
auf der Brust wie auf dem Rücken sowie an den Seiten mit senkrecht herablaufenden Goldtressen oder mit Streifen besezt, die in der Breite wechselten und nach Vermögen reich bestickt waren; ebenso war er um die Armlöcher herum verziert. Sein weiterer Schmuck bestand in einem Bündel farbiger Bandschleifen auf einer Schulter oder auf beiden. Eine wichtige Neuerung bestand in der Tasche, die man bis jezt nur in den Hosen angebracht hatte; man sezte je eine Tasche vorn auf jeden Schoss, anfangs mit senkrechtem Schlize (167.8) wie an den Hosen, bald aber mit wagrechtem, dann jedoch ziemlich tief unten, und versah sie mit einer Klappe oder einem überfallenden Deckel (Taf. 21. 8). Man pflegte den Rock nur knapp bis unter die Taille zu verknöpfen und ihn nach soldatischem Brauch mit einer langen Schärpe zu umgürten, die man seitwärts verschleifte und mit ihren Enden frei herabfallen liess (Taf. 21. 8. 10). Der übrige Teil der Arme blieb von den Hemdärmeln bedeckt, die, von sehr feinem weissen Linnen, bauschig und weit unter den engen Rockärmeln hervortraten; man unterband sie in der Armbeuge mit farbigen Schnüren und schmückte sie mit Schleifen; vor dem Handgelenke liess man sie mit einer Spizenmanschette endigen, die gleichfalls mit Band zusammengefasst war.

Bereits um 1665 hatte der Rock eine leichteingezogene Taille (169. 3. 4) und hinten einen Schliz, der wegen des Sizes zu Pferd nicht verknöpft, gleichwol aber nicht selten mit Knöpfen oder blinden Knopflöchern ausgestattet war (168. 4). Die nächste Veränderung brachte dem Rocke längere Aermel; diese dehnten sich bis in den halben Unterarm aus; aber man klappte sie von der Armbeuge an wieder zurück, so dass sie Aufschläge bildeten; diese waren bald breit, bald schmal, ebenso oft eng, als weit, und hinten geschlossen oder offen. Da sie ihr Futter nach aussen kehrten, so zeigten sie hier in Stoff und Farbe sich anders, als der Rock selbst. Die Ränder der Aufschläge verzierte man ebenso, wie den Rock, und brachte oft auch Knöpfe darauf an, um sie in ihrer Lage festzuhalten. Indes waren die Aufschläge noch nicht durchweg Mode, sondern vielfach, statt ihrer, ein Spizenbesaz.

Die Veränderungen im Einzelnen währten fort bis zu Anfang der achtziger Jahre; dann erhielt der Rock im ganzen ein einheitliches Gepräge, in welchem er das Jahrhundert überdauerte. Die augenfälligste Veränderung bestand in einer Verlängerung und Teilung des Schosses, sowie in einer Verlängerung der Aermel. Der Rock stieg nun weit über das Knie hinab und hatte vier Schossklappen; während der Schoss sonst nur hinten und vorn offen stand, liess man ihn jezt auch zu beiden Seiten offen stehen, indem man die Brust- und Rückenblätter hier nicht mehr zusammennähte. Man schnitt die Blätter mit ihren Schössen entweder im ganzen zu (169. 3. 4) oder nähte die Schösse besonders an die Taille, die beiden vorderen glatt, die beiden hinteren mit vielen kleinen Fältchen (168. 4); seitlich schloss man die Klappen unten sowol wie in der Mitte mit einem Stich oder Knopfe zusammen. Durch den linksseitigen Schliz steckte man den Degen. Die Aermel arbeitete man an der Achsel stark heraus und liess sie nahe bis zum

Handgelenke hinabsteigen, entweder passend und nur in den Aufschlägen von hergebrachter Weite, oder allmählich an Weite zunehmend, bis sie unten das Mass der Aufschläge erreichten (176. 11). Die Aufschläge hielt man durch einige Knöpfe am Aermel fest. Den Rest der Arme bedeckte man mit den Hemdärmeln oder mit eigenen Unterärmeln, die man aus der Oeffnung des Rockärmels hervorkommen und bis zum Handgelenke hinabsteigen liess. Der Rock blieb völlig kragenlos. Die Büschel von Bändern hörten auf, die Schultern zu schmücken, und verschwanden überhaupt samt den farbigen Schleifen; dies geschah etwa um 1690. Dagegen vermehrten sich die Zieraten von Goldstickereien, Tressen und Borten; fast immer hatte jeder Knopf und jedes Knopfloch seine Lize. Die Knöpfe dienten zumteil nur als Zierde und die entsprechenden Knopflöcher waren blind; an den Taschen sassen die Knöpfe so weit von den Knopflöchern in den Deckeln, dass man die Taschen überhaupt nicht zuknöpfen konnte; auch geschah es selten, dass man den Rock vorn herunter völlig verknöpfte. Die Taillenschärpe behielt man noch ferner bei. Der Rock

Fig. 169.



1. Hosenschnitt um 1650. 2. 7. 8 Schnitt zum Aermel, Vorder- und Rückenblatte der Weste. 3. 4 Schnitt zum rechten und linken Vorderblatt des Rockes (Justaucorps). 5. Schnitt zum halben Rückenblatte des Rockes. 6. Weste. (1—5. 7. 8 nach K. Köhler, Trachten der Völker; 6 nach A. v. Heyden, Blätter für Kostümkunde.)

hatte manche Veränderungen in den übrigen Kostümstücken zur Folge; als er aufkam, währten das Jäckchen samt der Rheingräfin noch einige Zeit fort (Taf. 21. 2. 7), ja auf das Jäckchen flüchteten sich die Stickereien und Besäze von Spizen und Bändern, die man anfangs auf dem Rocke nicht duldete; namentlich wurde es längs seiner Ränder und ebenso an den Kanten seiner Halbärmel mit einer schmalen Doppelreihe von gekräuselten weissen Spitzen besezt.

In kurzem wurde das Jäckchen zu einem ganz andern Gewande; es stieg zuerst über die Hüften und dann gegen das Knie hinab; auch seine Aermel verlängerten sich. Und so war bereits in den achtziger Jahren aus dem Jäckchen ein Aermelrock geworden, der mit dem eigentlichen Rocke grosse Aehnlichkeit hatte; selbst seinen Namen, der bis jezt »pourpoint« gewesen, verlor es und hiess nun »Weste«. Die Weste (169. 2. 7. 8) lag ziemlich knapp am Oberkörper an, erweiterte

sich ein wenig nach unten hin und war rechts und links von den Hüften an, sowie auch hinten aufgeschnitten, vorn herab aber durchaus verknöpfbar. Zum Reiten bestimmt hatte sie nur vorn zwei Schossklappen, während sie hinterwärts völlig ohne Schösse verblieb (169. 6). Sonst hatte sie Taschen, wie der Rock, und ebensolche Verzierungen und Lizen. Ihre Aermel, falls sie nicht fehlten, waren enger, als bei dem Rocke, manchmal aber etwas länger, und schlossen mit einem bescheidenen Aufschlag im halben Unterarme, so lange die Aufschläge am oberen Rocke noch in der Armbeuge sassen. Man pflegte die Weste nur von der Magengrube an mit einigen Knöpfen zu verschliessen (168. 2) und oben die Halsbinde aus ihr hervortreten zu lassen. Nach und nach machte man die Weste zum bequemen Hauskleide und zog erst beim Ausgehen den Rock darüber an.

Seide und Sammet, vielfach aber auch Leder, waren die Stoffe, aus denen man die Westen herstellte; als die Jacken und Wämser verdrängt waren, machte man die Westen aus Tuch, Fries und selbst von geringem Wollstoffe, aus Sarsche und Beuteltuch, Rasch und Kamelot, sowie aus Kammgarn. Der Knopfbesaz war an den feinsten Westen von gelber, aurorafarbiger oder weisser Seide, um das Gold und Silber nachzuahmen; und ebenso waren die Knopflöcher bestickt. Die Metallknöpfe blieben nach 1670 nicht mehr allein in Mode; die neuen Knöpfe waren von Holz und mit Seidenstoff überzogen oder sternartig mit Silberdraht übersponnen (176. 8).

Die Rheingräfin hielt bis nach 1680 stand; aber die Kniehosen währten unbehindert fort; doch verloren sie ihre Bauschung und verengten sich auch immer mehr; ebenso verloren sie den Bortenbesaz an der Aussennaht und den Bänderbüschel an deren unterem Ende (Taf. 21. 11); seit sie von den Röcken bedeckt wurden, bedurften sie dieses Schmuckes nicht mehr. Schliesslich waren die Hosen kaum noch weiter, als die Oberschenkel es verlangten, und ihr einziger Schmuck bestand in dem breiten Bande, mit dem man sie unten verschnürte (168. 2. 3. 5).

Die Strümpfe hatten gleichfalls ihren Schmuck, die umgekehrte Spizenstulpe, verloren; sie wurden bedeutend länger gemacht, so dass sie den unteren Teil der Kniehosen in sich aufnehmen konnten, und mit einem Band ohne hängende Enden festgehalten, das man in der Kniekehle verschnallte, manchmal auch oben umgekrempt. Strümpfe feinerer Art zeigten an den Knöcheln einen mit Gold oder Seide bestickten Zwickel. Die Mode verlangte die Strümpfe einfarbig, jedoch nicht mehr so durchgängig schwarz und weiss, wie früher, sondern im allgemeinen in den Farben des Rockes; diese aber wechselten kaum mehr, als in den Tönen von Amarant und Braun durch alle Abstufungen; dazwischen tauchte noch Hellblau auf.

An den Schuhen machte man die Quartiere höher; namentlich das Stück, das die Fussbeuge bedeckte, trieb man dergestalt empor, dass die Schuhe beinahe zu halben Stiefeln wurden; auch machte man dies Stück oben breiter, als unten, und bog es manchmal nach aussen um, weshalb man es mit farbigem, gewöhnlich rotem Leder unter-

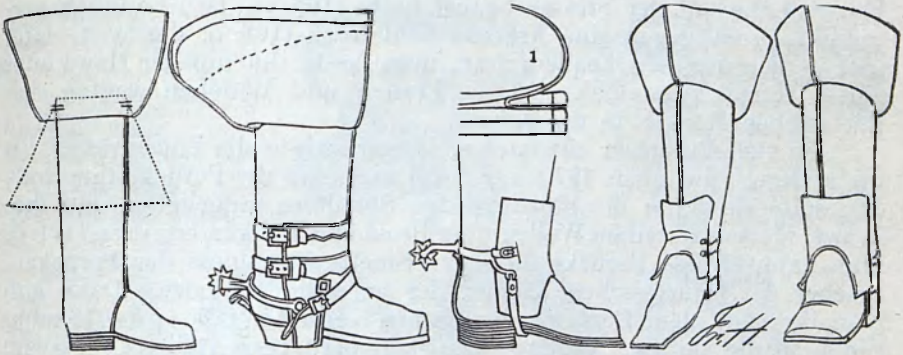
fütterte. Die Seitenlaschen schloss man wieder durchweg über der Spannlasche und zwar mit einer breiten Schnalle; auch liess man anfangs noch zwei kurze Bandflügel rechts und links aus der Schnalle hervortreten (Taf. 21. 10). Man beliebte die Schuhe jezt in wachsendem Masse schwarz gewichst, aber an den Sohlenkanten noch immer rot gefärbt.

Der Stiefel bediente man sich nur zum Reiten; noch niemals waren sie so stark und schwer gewesen, wie in dieser Epoche (170. 1. 3. 4); man schlüpfte mit den Schuhen in diese Ungetüme hinein[1]. Um die Stiefel am Herabgleiten zu hindern, fertigte man den Schaft aus sehr dickem, in Oel hartgesottenem Rindsleder; gewöhnlich gab man ihm eine gleichweite cylindrische Form, die man höchstens in der Wadengegend durch Walken ein wenig erweiterte. Damit der Fuss beim An- und Ausziehen des Stiefels Raum genug habe zum Durchschlupfen, musste man, da das Leder nicht nachgab, den Schaft bedeutend weiter schneiden, als das Bein selber nötig machte. Auch zum Stiefelfusse benüzte man dickes Leder; das Oberleder verband man mit der Sohle auf eine eigene Weise, wie dies auch später noch bei den sogenannten Pechstiefeln geschah; man bog nämlich das Oberleder an seinem unteren Rande nach aussen hin um (170. 1), legte in die Bruchfalte den Rahmen, in die innere Höhlung des Oberleders aber, in die der Fuss zu sizen kam, die Brandsohle, und vernähte diese drei Stücke miteinander. Den unteren Umschlag des Oberleders samt dem Rahmen aber vernähte man mit der Sohle, die meist aus mehrfachen Lederschichten bestand. Auch den Absaz bildete man aus aufeinander gelegten Lederstücken, die man mit grossen Holznägeln zusammenpflöckte. Um 1680 beliebte man den Fuss vor den Zehen durchaus stumpf und hoch (170. 2—4), nach 1689 dagegen breit und von oben nach unten flach verlaufend (170. 5), überdies fast eine Handbreit länger, als nötig war. Gegen Ende des Jahrhunderts verfiel man nahezu in das Gegenteil; man machte den Fuss kurz, aber so breit, als irgend möglich (170. 6), und liess das Oberleder sich ziemlich flach auf die Sohle legen, so dass der Fuss ein viereckiges plattes Aussehen hatte. Die grosse Ausbauchung des Fersenstückes, die sonst dem Sporn zur Stüze diente, gab man auf; man nähte jezt einen besonderen Spornträger hinten an den Stiefel, nämlich ein Stück dicken Leders, das man unten zwischen Rahmen und Oberleder mitunterfasste und längs seiner übrigen Kanten mit dem Stiefel vernähte. Das Spornleder auf dem Spann schnitt man nun eckig zu mit einer Einbucht unten für den Fuss; einesteils liess man es bis an die Sohle hinabsteigen, anderenteils wenigstens ebenso viel in die Höhe, und hielt es mit einem oder zwei verschnallbaren Riemen, die den Stiefel hinten über der Ferse umgaben, am

[1] Diese Schwere hing mit der Art, wie man sich damals zu Pferde sezte, zusammen; die zeitgenössische Reitkunst verlangte, dass der Reiter sich gerade auf den Spalt sezte und nicht auf das Gesäss, dabei den Leib möglichst weit gegen den Sattelknopf vorschob ohne den Rücken zu biegen, so dass zwischen seinem Hinteren und der Sattelpausche eine Handbreit Raum war. Die Beine musste er gerade nach unten richten, nicht, als ob er size, sondern stehe. Dieser Siz war naturwidrig und ermangelte der Festigkeit; solche wollte man sich nun durch die schweren Stiefel verschaffen; so scheint es wenigstens, denn als man in den dreissiger Jahren des folgenden Jahrhunderts zu einem naturgemässen Size zurückkehrte, verschwanden sofort die plumpen Stiefelkolosse.

Schafte fest. Die Stulpe sezte man wie den Fuss besonders an; man nahm dazu ein ziemlich steifes, doch nicht allzudickes Leder und schnitt sie so zu, dass sie vorn fast gerade, hinterwärts aber in die Schräge nach aussenhin in die Höhe stieg, so dass sie das Bein beim Biegen nicht behindern konnte. Diesen Trichter stattete man innen mit Taschen aus, in denen sich alle Arten von kleineren Gegenständen, namentlich Papiere, verwahren liessen. Beliebig polsterte man auch die Stulpe mit einem halbmondförmigen Lederkissen, welches jedoch den Schenkel auf der hinteren Seite freiliess; lezteres geschah, um besser im Sattel sizen zu können. Um die Nähte so haltbar als möglich zu machen, wendete man bisweilen Fischbein statt des sonst üblichen

Fig. 170.



1—6. Stiefel aus dem 17. Jahrhundert. (1. 3. 4 von 1680—1730; 2 um 1670; 5 um 1689; 6 um 1700).

Pechdrahtes an. Etwa vom Jahr 1675 an, das den eigentlichen Wendepunkt in der Mode bildete, wurde es allgemein üblich, die Stiefel nicht mehr in der Naturfarbe zu tragen, sondern zu schwärzen; den Schaft bestrich man mit zerlassenem Wachs, daher der Name »wichsen«, und glättete ihn dann mit einem Sauzahne spiegelblank; die übrigen Teile schwärzte man glanzlos mit Kienruss; doch blieb es noch eine kurze Zeit üblich, den Absaz rot zu färben.

Die mit Spizen geränderte Halsbinde wuchs bis zu 1 m Länge und 30 cm Breite; man schlang sie einfach um den Hals und gab ihre Enden frei (168. 5). Es ward Brauch, farbige Bänder derart in die Binde einzuknüpfen und zu verschleifen, dass oft sechs bis acht Schleifen zu beiden Seiten der Endstücke hervorragten (167. 8. 9). Um 1660 schlug man die Endzipfel unter sich herauf, befestigte sie mit Nadeln oder Quastenschnüren unter dem Knoten und zupfte ihre Schleifen auseinander (177. 1. 4). Nach 1692 steckte man die Endstücke vorn durch die Knopflöcher (168. 2); in dieser Anlage nannte man die Binde »Steenkerke«; man taufte sie also nach der berühmten Schlacht dieses Namens, weil damals die französischen Offiziere, die in der grössten Hast sich zum Kampfe ankleiden mussten, keine

Zeit mehr fanden, die Binde regelrecht anzulegen, sondern sie in unordentlicher Weise um den Hals schlangen und untersteckten.

Die Mäntel blieben für die gewöhnliche Kleidung noch ganz dieselben; man benüzte sie bei winterlichem Wetter und je nach Bedarf lang und kurz oder eng und weit. An ihre Stelle aber trat immer häufiger ein Ueberzieher; es war dies dieselbe Bauernschaube (164. 5), aus welcher der Justaucorps hervorgegangen war; man beliess den Ueberrock ohne Taille, gab ihm einen Kragen, vornherab einen Besaz von Knöpfen und hinterwärts einen Schliz, um ihn auch beim Reiten benüzen zu können.

Es machte sich damals entschiedener, als zuvor, ein Hang zur häuslichen Bequemlichkeit geltend. Die schweren Schuhe legte man zu Hause ab und zog leichte Pantoffeln dafür an, die man sonst als Unterschuhe auf der Strasse benüzt hatte (163. 2). Den Leibrock vertauschte man gegen eine Art von Schlafrock (168. 1), der weit, lang und in den Aermeln bequem war; man fasste ihn mit der Hand oder einem Gürtel zusammen. Selbst Frauen und Mädchen wagten sich mit solchen Röcken in die Kirche.

So viele Perücken entstanden, immer wurde die eine grösser, als die andere. Zwischen 1670 und 1680 erreichte die Perücke ihre volle Majestät; sie hatte die Stüze an den Schultern aufgegeben und ihre in zwei Massen zerteilten Wellen über Brust und Rücken ergossen (171. 5). Man nannte diese Perücke anfangs »Binette«; so hiess der Perückenmacher des französischen Königs, der sie erfunden hatte. Dann gab man ihr nach dem Formate den Namen »grand-in-folio«; am bekanntesten wurde sie als »Allonge- oder Staatsperücke«. Anfangs begrenzte die Staatsperücke die Stirn in Bogen und stieg dann senkrecht an den Wangen und mit zwei mächtigen Flügeln über die Schultern herab, gewöhnlich derart, dass der eine Flügel vorn über die Brust bis gegen die Lenden, der andere mehr nach hinten gewendet über den Rücken zu liegen kam (177. 2). Es war ein wildes, formloses Ungetüm, diese Staatsperücke mit ihren zahllosen ungeordneten Locken; aber die Wildnis gab ihr immer noch eine gewisse Schönheit. Man bevorzugte damals lichtblondes Haar (Taf. 21. 4. 10). Die Hofetikette, die alles regelte und ordnete, die selbst den Gartenbäumen die Wipfel beschnitt und frisierte, duldete nicht lange diese Zigeunermähne; sie teilte mit einem tiefen Scheitel die Locken über der Stirn, türmte sie zu beiden Seiten steil empor und liess sie dann in wolgeordneten Reihen, die eine hinter der andern, senkrecht in die Tiefe hinabsteigen und unten auf gerader oder bogenförmiger Linie Halt machen. Das war eine wahrhaftige Staatsperücke, eine pompöse Krönung des ganzen Kostüms, und selbstgefällig leuchtete das Gesicht unter diesem Gebirg von Locken hervor. König Ludwig war von der Würde und Schönheit dieser Frisur so fest überzeugt, dass er vor keinem Menschen und nicht einmal in seinem verschwiegenen Schlafzimmer die Perücke ablegte. So wurde sie denn auch der vorzüglichste Schmuck aller höheren Beamten und Gelehrten, wie überhaupt aller Leute, die durch

ihre Person imponieren wollten. Der Ausdünstung wegen, die sie dem Kopf entlockte, sezte man eine Calotte von Leinwand oder Sarsch darunter auf. Solch eine Staatsperücke konnte an tausend Thaler zu stehen kommen. Der Mangel an Menschenhaar machte sich bald so fühlbar, dass man Pferde- und Ziegenhaar zur Anfertigung einer grossen Zahl von Perücken verwendete, ja selbst Hanf und Flachs. Gegen Ende der siebziger Jahre kam die lichtblonde Farbe ausser Mode und die dunkelbraune trat an ihre Stelle. Dann verloren die Locken wieder an strenger Regelmässigkeit, so dass um 1690 die Perücke genialer aussah, als früher (171. 6. 7); sie kam mit und ohne

Fig. 171.

1. 2 Perücken mit Faveurs (1670—1677). 3 Stuzerperücke (1670). 4 Perückenfrisur aus eigenem Haar (König Christian V. von Dänemark 1670—1699). 5 Allongeperücke (der Grosse Kurfürst um 1687). 6. 7 Allongeperücken mit und ohne Scheitel (um 1700).

Scheitel vor, ziemlich frei in viele kräftige Locken geteilt, hinten nicht selten länger, als an den Wangenseiten, und die Mitte des Rückens überholend; doch dachte man noch nicht daran, sie weiss zu pudern.

Der lezte Anflug von Kinn- und Schnurrbart verschwand allmählig ganz; das ausgehende Jahrhundert sah nur noch glatte Gesichter unter der Wolkenperücke (171. 6. 7).

Der Hut, der diese Köpfe überschattete, erhielt nach 1660 eine breitere Krempe, aber kürzere Federn, die man nun rings um seinen Kopf pflanzte, so dass sie den Rand der Krempe ein wenig überwallten. Indes griff man bald wieder zu längeren Federn und steckte sie abermals nur hintenher um den Hutkopf (171. 3). Die Gewohnheit, die Krempe nur an einer Seite zu verbreitern und aufzurollen (Taf. 21. 7. 8), wich der andern, die gleichbreite Krempe an

den beiden sich gegenüberstehenden Seiten aufzuschlagen (171. 1. Taf. 21. 11) und schliesslich auch an der dritten Seite. Sämtliche Aufschläge hielt man durch Schnüre fest, die man durch den Hutkopf zog; zuerst liess man sie ziemlich weit vom Kopfe abstehen, verkleinerte aber den Abstand immer mehr und beschränkte somit auch den Raum für die Federn; man steckte diese nun schräg und legte sie endlich flach um den Hutkopf herum. Die Krempe war kreisrund.

Je mehr man die Aermel verlängerte, desto mehr verkürzte man die Handschuhe, aber wegen der bauschigen Hemdärmel musste man ihre Stulpe erweitern. Die Borten und Tressen gab man auf, aber die Fransen an den Stulpen behielt man bei. Vornehm waren lichtgrüne Handschuhe mit silbernen Fransen.

Die Neige des Jahrhunderts sah gewisse Gegenstände sich verbreiten, die nicht gerade zur Kleidung gehörten, aber von dem Tagesgeschmacke gefordert wurden. So kam der Degen immer mehr in die bürgerliche Mode. Nach dem Aufkommen des Justaucorps blieb das Bandelier noch in Gebrauch; man befestigte es unten durch die Taillenschärpe (Taf. 21. 10), auf der Schulter durch eine Schnur, von welcher ziemlich lange Bänder über die Achsel herabfielen (167. 8); diese Zierde behielt man noch eine Zeitlang bei, nachdem das Bandelier aus der bürgerlichen Tracht verschwunden war. Seitdem die Weste aufkam, befestigte man den Degen wieder an einer um den Leib gelegten Koppel, und zwar über oder unter der Weste, aber so, dass der Degen immer mehr nach hinten zu liegen kam (167. 10). Seinen Griff schmückte man mit bunten Bandschleifen oder reichbestickten und bequasteten Streifen von leichtem Zeuge (Taf. 21. 12).

Sodann war immer öfter in der vornehmen Hand ein Rohrstock mit einem Knaufe von Gold (Taf. 21. 2) oder Elfenbein und einer lang herabhängenden Bandschleife zu bemerken. Um 1700 ging kein Mann von Welt mehr über die Strasse, ohne den Degen an der Seite, den Stock in der Hand, den Hut unter dem Arme, bei kalter Witterung aber auf dem Kopf und die Muffe vor dem Leibe zu haben (168. 5). Und selten war jemand in den Salons zu finden, der nicht eine Tabaksdose und eine Tabaksraspel bei sich getragen hätte.

Der Brauch des Tabakschnupfens war schon hundert Jahre alt; die Aerzte hatten seither den Schnupftabak als Gesundheitsmittel empfohlen; jezt aber und schier plözlich wurde das Schnupfen zur allgemeinen Leidenschaft. König Ludwig selbst fand keinen Gefallen daran; aber er schwieg wenigstens den Beamten von Rang und Verdienst gegenüber still, wenn diese ihre Spur in den Galerien durch eine Menge verstreuten Schnupftabaks markirten oder ihre Halsbinde und die Vorderseite ihrer Kleidung damit besudelten. Wer jedoch seinen Weg am Hofe machen wollte, hütete sich, öffentlich zu schnupfen. Troz dem königlichen Widerwillen aber griff der Brauch des Schnupfens immer mehr um sich; in den Salons, wo man vom Hofzwange nicht eingeengt war, trug man die Dose geflissentlich zur Schau und gewöhnte sich beim Prisenehmen an eine Reihe von feierlichen Formeln: wie man die Dose öffnete, wie man die Finger spizte, wie man die Prise mit einer gewissen gleichmütigen Miene erfasste, wie man die Dose zuklappte und noch einmal darauf tupfte, wie man die Prise eine Zeitlang zwischen den Fingern hielt, wie man sie an die Nasenlöcher brachte, wie man sie mit dem richtigen Geräusche einschnupfte u. s. w. Die, welche darauf hielten, immer frischen Tabak zur Hand zu haben, führten stets

davon eine ganze Rolle oder „Karotte“ in der Tasche bei sich und zugleich eine Raspel, um sich nach Bedürfnis davon abraspeln zu können.

Noch weiter verbreitet war das Tabakrauchen oder »Tabaktrinken«, wie man damals sagte; die Pfeifen waren Thonpfeifen und hatten ganz die Form, wie sie heute noch dafür üblich ist. Auch das weibliche Geschlecht überliess sich vielfach dem Genusse des Rauchens, doch hatte es acht, sich dabei in seine Gemächer einzusperren[1]. Dass Wiz und Unmut dagegen ankämpften, versteht sich von selbst.

Die weibliche Tracht von 1650 bis 1600. Die Frauen suchten der pompösen Erscheinung der Männer gleichzukommen; es gelang ihnen dies um so eher, als manche Stücke in der männlichen Tracht von Haus aus weibisch waren. Das Haar an den Perücken und seine grosse Fülle, die glatten Gesichter, die kurzen Rockärmel, die feinen Hemdärmel, die den Arm bedeckten, soweit ihn die verstümmelten Aermel der Weste und des Rockes unbedeckt liessen, die Schleifenbündel, die feinen duftigen Spizen, das alles war durchaus weibisch. Dies scheint um so auffallender, als die damalige Generation unaufhörlich mit Krieg beschäftigt war; aber es lässt sich aus der Vorherrschaft erklären, den die Maitressen am französischen Königshofe und dann auch an den kleineren deutschen Fürstenhöfen ausübten. Die Frauenschönheit war damals weit mehr, als heutzutage, ein Werkzeug der Macht; sie regierte aus den Kabinetten und Salons heraus die Welt, oder genauer gesagt, sie verwirrte sie. Die Frauen waren nicht bloss unabhängig geworden; sie herrschten; die Maitresse war Mode.

Die Frauen trugen, als sie die Mitte des Jahrhunderts überschritten, zwei Hauptkleider übereinander, das obere vom Gürtel an auseinander geschlagen und aufgeschürzt, das untere leicht und natürlich herabsteigend und mit Geschmack verziert, die Aermel weit, die Taille hoch, das Leibchen spiz, Hals und Schultern entblösst, den Saum des Ausschnittes vom herabfallenden Spizenkragen begleitet (Taf. 21. 9). Die ganze Gewandung war frei und natürlich; man liess zumteil sogar die Schultern völlig unbedeckt (172. 1). Es gab Damen, die sich nicht scheuten, in Gesellschaften und auf der Promenade, ja selbst in der Kirche zu erscheinen, ohne Schultern, Arme, Brust und Rücken irgendwie verhüllt zu haben. Der grosse Krieg, der damals den ganzen Zeitcharakter bestimmte, hatte der weiblichen Tracht diese Freiheit gegeben. Zwischen 1660 und 1680 durchschritt die Tracht eine Unmasse von kleinen Aenderungen, von denen jedoch keine genügend war, ihren Hauptcharakter zu beeinflussen; man ging nicht ab von der gespizten Taille, von den kurzen Aermeln, dem weiten zurückgeschlagenen Oberrocke und dem engeren und kürzeren Unterrocke.

---

[1] Wir besizen noch ein fliegendes Blatt aus dieser Zeit, das unter andern Abbildungen auch die eines rauchenden Weibes aufweist mit folgendem Begleitvers: „Was schads, ob ich schon bin ein weib, Schwach von Person, nit gross von Leib, Soll ich drumm nit gleich einem Mann Tabac trincken? sih mich nur an, Ob ich mich nicht recht darzu stell, Als ein Soldat vnd Bottsgesell. Man sagt ein Aff thue alles nach, Was jhm fürkahm vnd was er sach, Das ist vns Weibern auch gemein, Der Vnterscheydt ist da sehr klein. Was der Taback bey mir aussricht, Das weiss ich wol, doch sag ichs nicht.“ Ein anderes Weib auf demselben Blatt ist indes der gegenteiligen Meinung und giebt einer Nachbarin, die mit der Frage kommt: „Sag mir bass Margret ingeheim, Trinkt euwer Mann auch Tabac daheim?“ die deutliche Antwort: „Mein Hans säufft des Trecks alle Tag, Dass ichs nit mehr verdulden mag; Von Rauch stinckt er wie ein Schornstein (Er söff mir lieber Spanischen Wein), Alsdann schläfft er die lange Nacht; Der Teufft hat den Tabac erdacht, Ich denk, wer etwas guts daran, Er käm fürwahr nit an mein Mann. Ich wolt, dass der ersoffen wer, Der jn bracht auss west-Indien her.“

Der Unterrock fiel mit einigen Seitenfalten oder ringsum mit beliebigen Falten auf den Boden herab; hinten endigte er mit einer kleinen Schleppe. Im allgemeinen war er einfarbig, höchstens unten mit einigen Streifen besezt; in der vornehmen Tracht aber zeigte er in der Mitte vornherab eine Reihe von Spangen und Lizen (Taf. 21. 6), als ob er sich hier öffnen liesse, und diesem Schmucke sowie dem unteren

Fig. 172.

1—7. Trachten aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Rande folgten ziemlich breite Streifenbesäze, die reich mit Silber und Gold bestickt oder durchwirkt waren. Für den Winter benüzte man feines Pelzwerk zum Besaze, besonders Hermelin, dem man noch einen oder zwei schmale Streifen von dunkelfarbigem Sammet hinzufügte. Auch legte man dann wol noch ein zweites Unterkleid mit Pelzumrandung an, das man unterwärts blicken zu lassen verstand.

Der obere Rock erhielt eine ansehnliche Schleppe (172. 1—3); das Mass der Schleppe wurde durch den Rang der Personen bestimmt. Man liess den Rock entweder vorn einfach auseinander klaffen oder schlug ihn nach hinten zurück, zuerst von der Taille an, später zumteil nur in der unteren Hälfte, und heftete die zurückgeschlagenen Flügel hinten dicht unter dem Kreuze zusammen (Taf. 21. 14). Nach einiger Zeit begann man, die Seitenumschläge nach aussen aufzurollen, so dass sie vornherab zwei lange Bauschen bildeten; diese Bauschen fasste man zuerst in der Mitte zusammen, bald aber an mindestens zwei Stellen in gleichweiten Abständen, so dass der Rock zu beiden Seiten seiner Oeffnung von einer Reihe von Bauschen eingefasst war (Taf. 21. 13). Die Bindemittel bestanden in Bändern, die man verschleifte, oder in Spangen von Goldschmiedearbeit, die mit Perlen und edlen Steinen besezt waren. Da die Bauschen aus dem Umschlage hergestellt wurden und dieser seinen Futterstoff nach aussen wendete, so zeigten sich Bauschen und Rock in Farbe und Stoff scharf voneinander unterschieden. Bald geriet man darauf, diese gebauschten Wülste besonders anzusezen. Der Rock wurde in Falten gelegt und mit umgewendeter Naht an dem Leibchen befestigt; beide Stücke zusammen nannte man »Manteau«, den Rock allein aber »Schurz« oder »Schweif«.

Der Zug der Mode ging nach einer Wespentaille; diese verdrängte jede andre Form und behauptete sich von nun an ununterbrochen bis gegen Ende des folgenden Jahrhunderts, wo die französische Revolution sie wieder beseitigte. Um einen Anschluss aufs äusserste zu erzielen, nahm man seine Zuflucht wieder zu dem »Korsett« oder der Schnürbrust, jenem Panzer aus Eisen- und Fischbeinstäben, den die spanische Mode in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erfunden hatte. Die Fischbeinstäbe lagen in grosser Anzahl dicht aneinander gereiht zwischen zwei Schichten von derbem Stoff, und wurden mittels Durchnähung festgehalten (174. 1); die Oeffnung vorn war mit zwei eisernen Randstäben eingefasst, die zum Einschlagen der Schnürsenkel dienten, und diese vernestelte man über einem untergelegten eisernen Blankscheite. Auch im Rücken hatte das Korsett anfangs noch einen zweiten Zug, den man benuzte, um es nach Bedarf enger oder weiter zu spannen. Das Korsett machte vor der Brust eine leichte Wölbung. Um die Taille möglichst schlank erscheinen zu lassen, nahm man nicht nur die Verschnürung von unten nach oben hin vor, so dass die Brust in die Höhe getrieben wurde, sondern brachte überdies wiederum dünne Hüftkissen unter den Röcken an. Später verschnürte man das Korsett nur im Rücken und füllte die vordere Oeffnung mit einer steifen dreieckigen Platte, dem »Stecker« (172. 6. 174. 2. 6. 9).

Die Schnürbrust bildete den Leib des Unterkleides; beide Stücke wurden auf folgende Weise zusammengeheftet. Die Schnürbrust endigte untenher mit einem Kranze von schmalen Laschen, die ebenso gesteift waren, wie das Korsett selbst; die beiden Laschen an den Vorderkanten stiegen am tiefsten herab und hatten besondere Seitenflügel mit Schnürschlizen, die hinteren aber Oesen. Der Rock wurde nun so angelegt, dass die vorderen und hinteren Laschen über ihn, die Seitenlaschen aber unter ihn zu liegen kamen, sodann vorn angeschnürt, hinten aber eingehakt. Früher gehörte der Ueberzug des Leibchens zum Oberkleid und bildete gleichsam ein Ueberziehleibchen. Jezt ward es auch üblich, das Korsett selbst mit feinem Stoffe zu überziehen und als wirkliches Leibchen ohne Ueberleibchen anzulegen[1]. In der vornehmen Welt hielt man das Korsett zwar vorn geschlossen, aber mit demselben Scheinverschlusse besezt, der sich auf dem Unterkleide befand; wenn hier eine Reihe von Agraffen von der Taille bis zum unteren Saume herabstieg, so liess man dort eine gleiche von der Taille bis zum oberen Rande hinaufsteigen (Taf. 21. 6). Als weiteren Schmuck sezte man zu beiden Seiten des Steckers schmale Streifen von Spizen, (Taf. 21. 13) oder Reihen von Schleifenbündeln auf; diesen Schmuck liess man auch der Taille und den Säumen des vorn auseinander klaffenden Oberrockes folgen (Taf. 21. 6). Die Reihen von Schleifenbündeln nannte man, weil die Bündel stufenweise übereinander sassen, »Leitern« (échelles). Das bissige Scherzwort einer Madame Cornuel wurde diesen Leitern verhängnisvoll; einst rühmte man ihr die Leitern, die eine Madame Reynie auf ihrem Rocke trug; diese Dame war die Frau des ersten Pariser Polizeileutnants, also eines Mannes, der es tagtäglich mit Verbrechern zu thun hatte; »mich wundert nur,« sagte sie, »dass Madam Reynie neben ihren Leitern nicht auch einen Galgen hat.« Seitdem wollte man nichts mehr von den Leitern wissen und ersezte sie durch einen Auspuz von Falbeln oder Chenillen (raupenähnlichen Schnüren); häufig verbrämte man die Schnürbrust so dicht damit, dass die Farbe des Stoffes kaum noch zu bemerken war.

Der Halsauschnitt war sehr weit und ging zumeist geradlinig von Schulter zu Schulter (172. 1). Diese Entblössung gab den Sittenrichtern Anlass zu Klagen in Prosa und Versen: »Frauenvolk ist offenherzig: so wie sie sich kleiden itzt, Geben sie vom Berg das Zeichen, dass es in dem Thale hitzt. — Jungfern, die die Venushügel blössen unverholen, Blasen zu dem Liebesfeuer Jedem auf die Kohlen.« Soweit man sich anständig zeigte, bedeckte man den Ausschnitt mit der Palatine, dem grossen bestickten oder spizengeränderten Kragen von Weiss-

[1] Schneiderrechnung vom Ende des 17. Jahrhunderts: Memorial Vor die Gnädige Frau Oberlandbaumeisterin Frau Johanna Charitas von Starkin etc. Wass von mir Endess ernannten an Arbeit gemachet und geliefert worden alss: Eine Schnürbrust von gelben Seyden Estoffe gemachet, darzu gegeben Cannefass, Seyden, Fischbein, Schlechter doubleuse sampt dem macherlohn, alles zusammen Thlr. 4. — Noch eine Schnürbrust gemachet von blauem Zug mit gold gestücket, von Cannefass, Schlechter Seyden, Fischbein, doubleuse und macherlohn, zusammen Thlr. 4. In Summa Thlr. 8. Messin m. pr. Dresden am 19. Augusti 1684. Die Gnädige Frau wolle nicht in üblem vermerken, dass ich dieses Auszüglein überreichen lasse, denn wir eine grosse Reisse nach Dänemarck vor vnss haben. — N. B. ist bezahlt. — Dieser Messin war der kurfürstliche Hofschneider, welcher, wie aus obigem „Auszüglein" hervorgeht, den Hof auch auf weiten Reisen begleiten musste.

zeug (Taf. 21. 3), im Winter von Marder; dieser reichte bis über die Achseln hinab und wurde vor der Halsgrube zusammengebunden. In den siebziger Jahren kam dieser Kragen ab und die Frauen benuzten zur Verhüllung die leichte Halsbinde, die man später Steenkerke nannte; sie legten sie ganz in derselben Weise an, wie die Männer. Im Gesellschaftsanzuge aber blieben Hals und Schultern nackt. Den Ausschnitt säumte man jezt mit einem kragenförmigen Besaze, der aus dem nämlichen Stoffe bestand, wie die alte Palatine, aber schmäler war, als diese (172. 1. 4. Taf. 21. 9. 13). Nachdem man auch dieses Besazes überdrüssig geworden war, ränderte man den Ausschnitt mit einer gefältelten Krause, die man an den Säumen hervorquellen liess.

Die Aermel waren anfangs ziemlich weit, nach untenhin etwas enger, und endeten im halben Unterarme mit einem Umschlag; ihr Schmuck stimmte mit den Ornamenten an den Säumen des Oberrockes überein (Taf. 21. 3). Als der breite Halskragen abkam, erschienen sie vorn mit einer Agraffe hochgefasst (172. 2); dann zogen sie sich bis an die Achsel zurück und untenher zusammen, den Oberarm mit einem manschettenförmigen Behang von Spizen umschliessend und vorn mit einer Bandrosette geschmückt (Taf. 21. 6). Ihr sonstiger Auspuz bestand in kostbaren Saumborten, selbst in solchen von Goldschmiedearbeit, im Winter aus Hermelin. Um 1680 waren die Aermel fast ganz verschwunden; der Arm wurde von den Hemdärmeln bedeckt, die ganz, wie bei den Männern, aufgebauscht und mit farbigem Band unterbunden, sowie mit Schleifenbündeln und Spizen auf das mannigfachste ausgestattet waren (172. 1. 3—5). Indes liess man die Arme ebenso oft von den Aermeln frei, dehnte aber die Handschuhe bis zur Armbeuge aus (Taf. 21. 6. 9. 13).

Es gab keine Jahreszeit, die nicht einige Neuheiten entstehen sah; der Geschmack ging von den gestreiften und gewässerten Seidenzeugen zu den getüpfelten über; dann warf er sich, als man die ersten Gewebe aus Indien erhielt, auf das Blumen- und Laubwerk. Damals bemalte man die feinen Wollen- und Schleierstoffe, die glatten und broschierten Musseline, ja selbst die Spizen aus freier Hand. Alle Gartenblumen mit ihren Blättern und ihren Farben wurden nachgeahmt. Die leichten Gewebe, die man mit solchen Malereien verzierte, hiessen »Transparente«; man zog sie auf Taffet oder Glanzleinwand von heller Farbe auf [1].

Um die Mitte des Jahrhunderts fiel der Haarwuchs frei und ohne sonderliche Ordnung auf die Schultern herab, bald dicht gekraust, bald in Spiralen, aber durch einen Scheitel geteilt, häufig auch von einem kleinen Querscheitel aus in die Stirne gestrichen und hier kurz verschnitten oder leicht gelockt (166. 5—10). Zu Anfang der sechziger Jahre entsagte man dieser Frisur; man scheitelte das Haar glatt, nahm es im Nacken auf, puffte es, die Ohren bedeckend, an den Schläfen zu einer breitgedrückten Kugel und liess aus diesen Puffen einige

[1] Quicherat, Histoire du costume en France S. 521.

korkzieherähnliche Locken auf die Schultern herabhängen. Diese Frisur war wenig kleidsam und auch nicht von langer Dauer; man gab sie nicht gerade auf, löste aber vielfach die glatten kugeligen Puffen in breite, feingekräuselte Massen auf und lockte dabei das Haar vorn um die Stirne her; ausserdem liess man es längs der Wangen in geraden oder gelockten Strähnen herabfallen, die man, ähnlich wie an der männlichen Perücke, unten verschleifte und nach vorn legte. Diese Frisur erhielt sich bis in die achtziger Jahre; aber sie war nicht allein gültig. Schon im Jahre 1671 kam ein Kopfpuz in Mode, der allmählig den Vorrang gewann. Man teilte das Haar auf dem Kopfwirbel mit einer entschiedenen Furche, rollte es rechts und links eine Querhand breit auf und senkte es dann in mehreren Absäzen von flotten Löckchen mit reizvoller Nachlässigkeit herab, aber nur bis kurz unter die Kinnlinie (173. 3), eine einzige Korkzieherlocke jederseits ausgenommen, die man bis auf den Busen fallen liess. Jüngere Damen trugen diese Frisur ohne allen weiteren Auspuz; andere durchzogen sie mit farbigem Band oder bepflanzten sie mit den farbigen Schleifenbündeln. Bald darauf

Fig. 173.

1 2 3 4

1—4. Frisuren (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1 Kohlkopffrisur. 2 Frisur mit Schleifenbündeln, beginnende Fontange. 3 Schäferinfrisur um 1680. 4. Fontange).

vereinfachte man die Frisur, indem man die langen Locken wegliess und die Gesamtfülle des Haares dergestalt kürzte und kräuselte, dass der ganze Kopf mit Ausnahme des Oberkopfes durchaus mit feinen Locken umschlossen war (173. 1). Man verglich diese Figur mit einem Kohlkopfe, aber der Spott hinderte nicht ihre Verbreitung. So marterte man dreissig Jahre hindurch Verstand und Finger, um die Verwickelungen dieses wunderlichen Gebäudes zu vermehren, und war unaufhörlich bei der Arbeit, sie zu verwandeln, um schliesslich doch nur überspannte Formen zuwege zu bringen. Ebenso zahlreich waren die Namen der Frisuren; man müsste ein Wörterbuch schreiben, um sie zu wiederholen.

Zu einer Kopfbedeckung wollten sich die jungen Damen gar nicht mehr verstehen; man beschränkte sich auf die hergebrachte Haube, ein Stück schwarzen Krepps oder Taffets, das man über den Kopf nahm und unter dem Kinn verknotete (172. 3). Auch benüzte man

gekrauste Schleiertücher von grösserer Länge, die man wegen der Menge von Locken ziemlich weit rückwärts auf dem Kopfe feststeckte und mit den Enden verknotet oder unverknotet weit herabhängen liess, mit dem einen Ende vorn, mit dem andern hinten.

In den siebziger Jahren erfuhr das Frauenkostüm eine stärkere Umwandlung. Der Anzug wurde völlig widerwärtig durch die übertriebene Einschnürung des Leibchens, die Schwerfälligkeit des Unterrockes und den grossen Haufen von Falten, den der Oberrock sowol auf dem Gesässe bildete, als auch auf dem Boden nachschleifte. Die Schnürbrust machte den Leib am Unterrocke überflüssig; der Rock wurde jezt mit einem angenähten Gurte befestigt, den man vorn zusammenhakte. Der Manteau erschien an beiden Vorderkanten nicht mehr so durchweg, wie früher, in Bauschen gefasst, sondern häufig rechts und links weit auseinander genommen, wieder wie sonst nach rückwärts umgeschlagen und zusammengebunden, so dass er bei der Fülle und Schwere des Stoffes eine grossartige Faltenmasse bildete, die sich nach unten in eine ellenlange Schleppe fortsezte (172. 5—7). Es wurde Mode, sich die Schleppe von einem Diener, in der Regel von einem Mohrenknaben, nachtragen zu lassen (172. 2). War die Schleppe nicht allzulang, so verhinderte man sie dadurch den Boden zu kehren, dass man sie über dem Gesäss mit einer Bandschleife, die oben am Kleide befestigt war, unterfasste und hochnahm (172. 4). Vielfach bedeckten ziemlich breite, an das Leibchen gesezte Schösse die Fessel des Manteau an der Taille (172. 1. 6). Um die Bauschung über dem Gesäss noch grossartiger anzuschwellen, unterlegte man sie mit Polstern; diese bestanden aus einem Gestelle von Draht und einem Ueberzuge von gummierter Leinwand; des krachenden Geräusches wegen, den dieser Ueberzug verursachte, nannte man die Polster »Criarden«.

Es regte sich ein seltsames Vorurteil gegen die Menge von Stoff, mit der man die Hüften belastete; man glaubte nämlich, dass sie eine Erhizung erzeuge, die fähig wäre, den Teint zu verderben oder, genauer gesagt, die Nase zu röten. Und so begann neben dem offenen Oberrocke auch ein geschlossener üblich zu werden, den man weit und faltenreich mit umgewendeter Naht an das Leibchen sezte (172. 3).

Das Unterkleid stieg mit breiten schweren Falten auf den Boden herab; es war fast ganz in seiner vorderen Breite sichtbar, und darum bot man alles auf, es glänzend herauszupuzen; hierzu benuzte man »Falbeln« und »Pretintaillen«. Die Falbeln waren gefältelte Besäze, d. h. Volants im Sinne unserer heutigen Toilette. Der Name Falbeln wurde durch Zufall erfunden; man wettete einmal in einer Gesellschaft, dass in einem gewissen Pariser Kaufladen alles zu haben sei, was man nur wünsche; infolge dieser Wette trat ein Herr de Langlée in das bezeichnete Gewölbe und forderte »Falbalas«; dieser Name war ihm ohne Nachdenken in den Mund gekommen und er wusste selbst nicht, was er sich dabei denken sollte; aber sofort legte man ihm das vor, was man seitdem Falbeln nennt. Die Falbeln waren fast immer

von anderer Farbe, als der Rock. Diese Verzierung wäre nicht so übel gewesen; aber man hatte den schlechten Geschmack, die Falbeln mit Reihen von unmässig breiten Tressen und Fransen abwechseln zu lassen. Die nämlichen Verzierungen wurden mit Pretintaillen zusammengesezt; dieser Schmuck bestand in gleichmässigen Abschnitten von Stoffen verschiedener Färbung, die man in geordneten Mustern auf den Grund des Rockes nähte (172. 6). Alle diese Sachen bildeten einen Aufpuz von schlechter Wirkung und unerträglicher Schwere. Bei den Pretintaillen kam man auf die in Gold und Farben broschierten Stoffe mit grossen Blumen zurück, so dass es schliesslich keinen Unterschied mehr zwischen Kleiderstoffen und Fenstervorhängen zu geben schien (172. 4—6. Taf. 21. 13).

Die frömmelnde Richtung, die das Leben am französischen Hofe nahm, duldete den weiten Ausschnitt am Leibchen fernerhin nicht mehr; da jedoch das Schnürleibchen in seiner panzergleichen Starrheit sich nicht über die Brust hinauf erhöhen liess, so besäumte man die obere Kante des Steckers mit einer steifen Spizenkrause; dadurch wurden die Ansäze des Busens einigermassen verhüllt. Die Schultern aber bedeckte man durch das zum Manteau gehörige Ueberleibchen (172. 6); man öffnete dasselbe spiz von der Taille an nach oben hin, so dass die Lücke oben gerade breit genug war, um den Hals hindurchzulassen. Diese Lücke liess den Stecker zur vollen Geltung kommen, den man deshalb reich bestickte; ihre Ränder aber säumte man mit Band, Tressen oder Spizen. Häufig umschloss man die Taille mit einem schmalen Gurt, und zwar so, dass die Schneppe des Brustflecks unter dem Gürtel hervortrat. Zum Gürtelschmucke verwendete man eine Bandrosette, die man neben der Schneppe aufsezte oder eine grosse Schliesse von Goldschmiedearbeit. Die Aermel liess man ziemlich passend bis zur Armbeuge hinabsteigen und ein kleines Gewölk von Spizen, das zu den Hemdärmeln gehörte, unter ihnen hervorquellen. Durch Schösse, die man beliebig an das Leibchen sezte, machte man ein Jäckchen daraus (172. 6); man trug solche Jäckchen mässig mit Fischbein versteift im Negligé statt der Schnürbrust (Taf. 21. 15).

In ihrer Häuslichkeit pflegten sich die Damen schwarz zu kleiden und eine weisse Schürze vorzubinden. Zur Haustoilette gehörten eigene »Morgenröcke«; es waren dies lange kaftanförmige Röcke (Taf. 21. 15), die man völlig offen trug oder vorn übereinanderschlug und mit einem Gürtel locker um die Hüften zusammenfasste. Vorn stiessen diese Röcke auf den Boden, hinten schleppten sie nach; die Aermel erweiterten sich nach unten, wurden hier ein wenig umgeschlagen, mit einer Lize in die Höhe genommen und zusammengefasst, so dass die Manschetten zum Teil sichtbar blieben. Wollte man ausgehen und sich Kopf und Schultern vor dem Regen schüzen, so bediente man sich besonderer Umhänge (Taf. 21. 14); diese bestanden in Schärpen verschiedener Art; es gab deren von so grossem Umfange, dass sie, vom Rücken her umgenommen, denselben völlig bedeckten und, vorn zusammengefasst, beinahe den Boden erreichten (Taf. 21. 14). Andere

Schärpen, die man einfach über den Kopf nahm und locker unter dem Halse verschlang, waren schmäler und kürzer. Wieder andere waren so zugeschnitten, dass sie Schultertuch und Haube zugleich vertraten (172. 7); diese Hüllen nannte man »Kappen«. Schwarz war die gewöhnliche Farbe dieser Garderobestücke und ihr Schmuck eine Stickerei am Saume oder ein Randbesaz von Falbeln, im Winter von Pelz. Sonst schüzte man sich auch durch einen breiten, gleichfalls Palatine genannten Pelzkragen, dessen lange Endzipfel man vorn übereinander schlug; die Hände steckte man in Muffen (Taf. 21. 14).

Die Frisur fing nun an, der männlichen Perücke ebenbürtig zu werden; man strich das Haar aus der Stirn in die Höhe, entweder ohne Scheitel oder geteilt, und toupierte es auf jeder Seite des Scheitels kegelförmig empor. Auch den Nacken entblösste man vom Haar und formte dasselbe hier zu einem Nest oder sonst zu einer grossen Masse.

Mit der Frisur gingen auch die Schleier, Spizen und Bänder in die Höhe; endlich vereinigte man alle Besäze zu einer Art von Haube; diese war von feinem Weisszeuge; sie bedeckte hinterwärts nur knapp den Haarknoten und schloss vorn mit einem farbigen Bande, das vom Nacken nach dem Wirbel emporstieg und hier verschleift war. Unter diesem Bande kam ein fächerartiger Schirm hervor, erst kurz und flach, dann länger und steiler, bis er endlich in doppelter Kopflänge über den Scheitel emporstarrte (173. 4). Er bestand aus einem Büschel von rahmfarbigen Spizen; diese waren in verschiedenen Lagen derart hinter einander angeordnet, dass die hintere Schichte stets die vorausgehende überragte und sämtliche Schichten sich terrassenförmig übereinander erhoben. Man unterstüzte dies Gebäude durch ein Gerippe von Eisendraht und bereicherte es mit farbigen Bandbüscheln, die man in allen Zwischenräumen sowol, wie im Haare selbst, namentlich im Stirnhaar aufpflanzte. Da war der Spizen, Bänder, Schnüre, Perlen, Blumen und Federn kein Ende und jeder Teil hatte seinen eigenen Namen; da gab es »le solitaire, le duc, la duchesse, le capucin, le chou, l'asperge, le chat, la souris, le tuyau d'orgue u. s. w. Das ganze Kunstwerk steckte man mit Nadeln, deren Kopf von Diamant, an der Frisur fest. Dies war die berühmte »Fontange«; ihre Herrschaft begann um 1670. Damals, als eine Maitresse dieses Namens die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig beschäftigte, trug man noch das Haar in Locken um den Vorderkopf gesammelt (173. 2). Auf einer Jagdpartie hatte die genannte Dame einen kleinen mit Federn geschmückten Hut darauf gestülpt; der Wind nötigte sie aber, den Hut abzunehmen, und sie befestigte nun ihr Haar, damit es nicht in allzugrosse Unordnung geraten möge, mit Bändern, deren Enden und Schleifen sie dem Winde preisgab. Der König war von diesem Puz entzückt und bat, es dabei zu belassen. Schon am nächsten Tage zeigten sich die Folgen davon; alle Damen beeiferten sich, diesen zufälligen Puz nachzuahmen und gaben ihm bald einen regelrechten Aufbau. Wie es immer geht, blieb die Uebertreibung nicht aus; bald konnten die Damen selbst die höchsten Thüren nicht mehr passieren, ohne sich zu bücken, und der König bereute den Beifall,

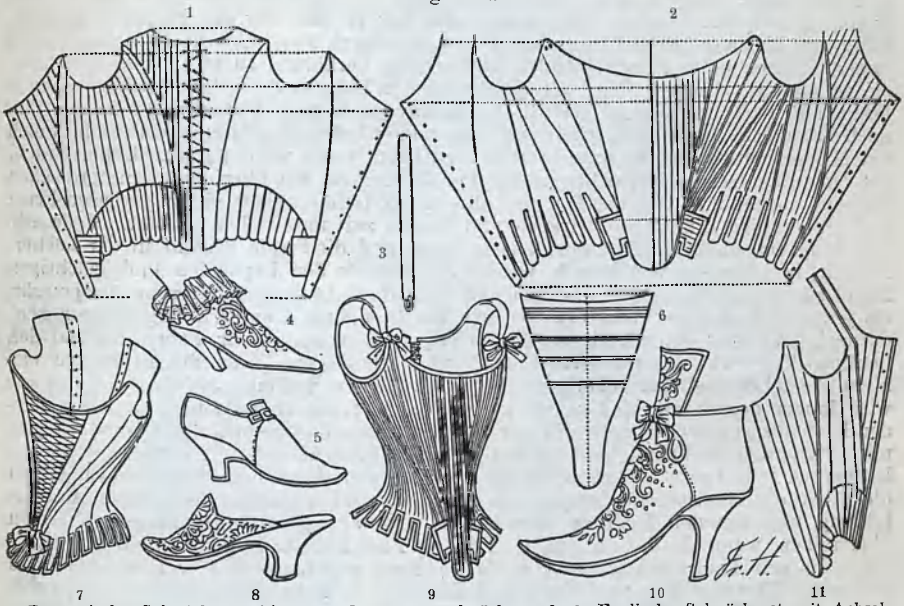
den er seiner Favorite gezollt hatte; aber es half ihm wenig, dass er mit seinem Missbehagen selbst vor den Prinzessinnen von Geblüt nicht zurückhielt; man machte den Kopfpuz wol etwas bescheidener, brachte ihn aber doch in das nächste Jahrhundert hinüber. Die Fontange währte an fünfzig Jahre.

Es versteht sich, dass man in Deutschland sich beeilte, die Fontange nachzuahmen. Schon bald nach ihrem Erscheinen tauchten aber auch Schriften dagegen auf; eine davon, die mit der grössten Derbheit gesalzen war, erschien im Jahr 1689 unter dem nach damaliger Gewohnheit überaus langatmigen Titel: »Der gedoppelte Blasbalg der üppigen Wollust, nemlich die erhöhete Fontange und die blosse Brust, mit welchem das alamodische und die Eitelkeit liebende Frauenzimmer in ihrem eigenen und vieler unvorsichtigen Mannes-Personen sich darin vergaffenden Herzen ein Feuer der verbothenen Liebes-Brunst angezündet, so hernach zu einer hell-leuchtenden grossen Flamme einer bitteren Unlust ausschlägt u. s. w. durch Ernestum Gottlieb, bürtig von Veron.« Diese Schrift nannte die Demoiselle Fontange geradezu eine Konkubine, eine ehebrecherische Hure und Kanaille. Eine zweite Schrift, um 1690 in Frankfurt gedruckt, führte den Titel: »Die verabgötterte Fontange im Gnadenschosz des Königs von Frankreich verblichen, jetzund aber auf den Häuptern des Frauenzimmers in Teutschland wider lebendig worden, von F. L. von Hohen Uffer.« Ihr Ton war anständiger, aber spiz und spöttisch.

Die Fontange stieg niemals senkrecht empor, sondern troz aller Steilheit schräg nach vorn. Und so war auch die ganze Haltung der Frauen damals nach vorn geneigt; es wirkte Verschiedenes dazu mit, einmal die gewaltige über dem Hinteren aufgehäufte Faltenmasse des Manteau und dann die übertrieben hohen Absäze an den Schuhen, die, bis zu 3 Zoll hoch, den Fuss in einen Winkel von 40 bis 45 Grad zur Erde stellten und dadurch den ganzen Körper zwangen, sich nach vorn zu neigen. Diese Neigung war nicht selten derart, dass die Frauen sich genötigt sahen, einen Stock als Stüze mitzuführen. Die Absäze waren nicht bloss hoch, sondern auch spiz; die Spize sass mitten unter der Ferse, indem der Absaz hinterwärts von der Ferse an mit einer starken Schweifung nach innen ausgehöhlt war (174. 4. 5. 10); derartige Schuhe nannte man »Steckelschuhe«. Ein Schuster konnte seine Kunst daran erproben. Der Steckelschuh hatte gewöhnlich drei Nähte, eine, die hinten mitten über die Ferse herablief, und je eine seitwärts vor den Knöcheln, die das Oberleder mit dem Afterleder verband; lezteres ging rechts und links nach vorn in eine Lasche über und beide Laschen wurden über der die Fussbeuge bedeckenden Lasche des Oberleders miteinander verschnallt oder verschleift. Der Absaz bestand aus Kork oder leichtem Holze und war an den Kanten mit Pergament oder Leder überzogen. Die Sohle war sehr dünn und lief nicht über, sondern unter dem Absaze her, sowie an dessen vorderer Fläche herauf (174. 4. 5. 8). Statt des Leders benuzte man auch schwere gemusterte Seidenzeuge, weisse, rote und blaue, die überdies mit Stickereien in Gold und Silber geschmückt waren, sogar an dem Absaze. Alle Ränder fasste man mit Seidenband ein und besezte auch die Nähte damit; nicht selten verbrämte man die Einschlupföffnung mit Spizen (174. 4); innen fütterte man den Schuh mit einer weichen Polsterung aus weissem Leder. Die Pantoffeln gestaltete man wie die Schuhe, indem man nur das Afterleder samt den Laschen hinwegliess (174. 8).

Zahllos waren die Mittel zur Belebung der Gesichtsfarbe, wodurch freilich nichts weiter, als das Verblühen derselben erreicht wurde. Man schminkte sich Lippen und Wangen, Augenbrauen und Schultern, selbst Brust und Ohren; Hals, Arme und Hände puderte man sich weiss. Von den schwarzen Schönheitspflästerchen oder Mouchen wurde zu keiner Zeit so viel Gebrauch gemacht, als am Ende des 17. Jahrhunderts; ihre Schwärze sollte die Gesichtsfarbe frischer erscheinen lassen; man empfand sie nicht als störende Flecken Zulezt verband man noch eine alberne Spielerei mit den Pflästerchen und legte ihrer Form wie der Stelle, wo sie angebracht wurden, eine besondere Bedeutung unter. Mitten auf der Stirn sollten sie erhabene Würde andeuten; man nannte sie deshalb »la majesteuse«; auf der Wange, wo das Lächeln ein

Fig. 174.



1. Französische Schnürbrust, hinten und vorn verschnürbar. 2. 9. Englische Schnürbrust mit Achselstücken, nur hinten verschnürbar. 3. Blankscheit mit einem Ringe, um es damit aus dem Korsett herausziehen zu können. 4. 5. 10. Steckelschuhe. 6. Brustfutter. 7. Englische Schnürbrust mit Scheinverschnürung auf der Vorderseite. 8. Pantoffel. 11. Einfache Schnürbrust, halb voll Fischbein.

Grübchen macht, sollten sie heitere Laune verkünden, über der Nase zwischen den Augenbrauen aber Troz, mitten auf der Wange Galanterie, Liebreiz am Winkel des Mundes.

Ueblich war es, oben in der Schnürbrust und ebenso an dem Stecker oder Blankscheite kleine Taschen anzubringen und diese mit Odeurs zu füllen; dies waren die geheimen Quellen der Wohlgerüche, die dem Busen entströmten und so manches Männerhirn berauschten.

Die Masken waren noch nach 1700 in Mode; man trug sie bei Tag und bei Nacht, bei Tag aus schwarzem Sammet zum Schuz gegen die Sonne, bei Nacht aus Pflaster, um die Haut zart und weich zu

erhalten. Das Pflaster bestand aus zarter Leinwand mit einem Ueberzuge, der aus weissem Wachs, Froschlaichwasser, Pomade, Wallrat und Kampfer gemischt war.

Zur vollen Ausstattung gehörten noch Schirme und Fächer, Uhren, Taschentücher, Muffen und Spazierstöcke. Zu den Muffen wählte man Leopardenfell, Plüsch, Sammet und derbe farbige Seide, als Verzierung grosse Schleifen und Quasten (Taf. 21. 14). Die kleinen Hängespiegel aber gab man in den sechziger Jahren auf.

Am schnellsten wurden die französischen Moden in den westlichen Gebieten Deutschlands nachgemacht, langsamer in den östlichen, wo man stets um mehrere Jahre hintendrein kam. Indes konnten die Deutschen, troz aller Nachäffung, ihr derberes Wesen auch im Kostüme nicht verleugnen.

Es ist hier vielleicht der Ort, etwas über die Nachahmung französischer Moden in Deutschland einzuschalten. Wie wenig Sinn der Franzose für das echte, einfach Schöne in der Natur haben mag, immer aber hat er Sinn für das Passende und Gefällige im Anzuge. Er ist gleichsam Eins mit seinem Puz, und die Erfindungen des Tages erhalten unter seinen Händen das richtige Verhältnis zu seiner Persönlichkeit; sie gehören zu ihm, wie der bunte Puder zu den Flügeln des Schmetterlings, wie die brennende Farbe zur Blume; selbst das Extravagante und Unnatürliche ist bei ihm noch erträglich; nirgends erscheint ein Kontrast zwischen Kleidung und Person. Solch ein Missverhältnis aber springt sofort in die Augen, wenn wir der französischen Tracht auf einem deutschen Körper begegnen. Den Deutschen, wie überhaupt den nordischen Völkern, macht ihre Organisation und ihre ganze Geistesanlage einen gewissen Ernst und eine ruhige Einheit in Betragen und Tracht zur natürlichen Pflicht. Jede Abweichung von dieser Norm bestraft sich selbst und die Strafe besteht in der Lächerlichkeit, in jener Art von Komik, welche die Künste der Papageien und gelehrigen Pudel zu erzeugen pflegen. Und niemand wird diese Lächerlichkeit schneller gewahr, als jenes leichtsinnige Volk, dem wir die Trachten und Manieren abgeborgt haben; darnach taxiert es dann auch unsern geistigen Wert, und wir haben bis auf den heutigen Tag nicht das mindeste Recht, uns zu beklagen, dass die Franzosen uns nicht verstehen und den gehörigen Respekt bezeugen wollen. Jede Art von Luxus wird immer dort fremd bleiben, wo man sie nicht erfunden hat; man kann der fremden Mode ein gewisses Bürgerrecht nur dadurch geben, dass man sie nicht pur, sondern mit Originalität nachahmt, und sie nur mit derjenigen Abänderung verwendet, welche Körperbau und Gesichtszüge verlangen; wir müssen den deutschen Geschmack an die Stelle des französischen sezen, um den Gegensaz zwischen heimischer Körperbildung und fremder Mode zu verwischen; aber alle Nachahmer pflegen leicht zu übertreiben, wenn sie ändern. (S. G. Forster, Ansichten vom Niederrhein XXVI).

Es gab Leute genug, welche ihre Stimme gegen die immer mehr überhand nehmende Verwelschung von Sitten und Trachten in Deutschland erhoben. Zeugnis davon liefert unter andern die Ansprache eines ungenannten Verfassers, die also lautet: »Der Teutsch-Französische Moden-Geist, wer es lieset, der verstehets, Gedrucket zum Geyersbergk 1689.« Es ist ja, leider! mehr als zu sehr bekannt, dass, so lange der Franzosen Teuffel unter uns Teutschen regieret, wir uns am Leben, Sitten und Gebräuchen also verändert, dass wir mit gutem Recht, wo nicht gar naturalisirte Franzosen seyn und heissen wollen, den Namen eines neuen sonderlichen, und in Franzosen verwandeltes Volk bekommen können. Sonsten wurden die Franzosen bei den Teutschen nicht ästimiret, heut zu Tage können wir nicht ohne sie leben, und muss alles Französisch seyn. Französische Sprache, französische Kleider, französische Speisen, französischer Hausrat, französisch Tanzen, französische Musik, französische Krankheiten, und ich befahre, es werde auch ein französischer Tod darauff erfolgen, weil ja die hierdurch verübten Sünden nichts anders prognosticiren. — Die meisten teutschen Höfe sind französisch eingerichtet, und wer heut zu Tag an denselben versorgt seyn will, muss französisch können, und besonders in Paris, welches gleichsam eine Universität aller Leichtfertigkeit ist, gewesen seyn, wo nicht, darf er sich keine Rechnung am Hofe machen. — Indessen möchte dies noch hingehen. Allein dies ist auch bis

auf Privatpersonen und bis zu dem Pöbel gekommen, und man darf sich nur in den Städten umsehen, so wird man finden, alles ist französisch. — Will ein Junggeselle heut zu Tage bey einem Frauenzimmer atresse haben, so muss er mit französischen Hütigen, Westen, galanten Strümpfen u. s. w. angestochen kommen. Wenn dieses ist, mag er gleich sonst eine krumme Habichts-Nase, Kalbes-Augen, Buckel (oder wie es andere, die dergleichen Personen affectionirt sind, hohe Schulder nennen), Raffzähne, krumme Beine und dergleichen haben, so fragt man nichts darnach; Genug, dass er sich nach langem lernen a la mode frans stellen kann. Man hält ihn für einen recht geschickten Kerl, ob er gleich sonst nicht für eine Fledermaus erudition im Kopff, und anstatt des Gehirns Heckerling hat. Er ist und bleibt ein Monsieur, bevoraus wenn er etwas weniges parliren kann.«

Auch die Obrigkeiten thaten ihr möglichstes, dem fremden Luxus zu steuern; zu keiner Zeit entstanden so viele Aufwandgeseze, wie im 17. Jahrhundert. Betrachtet man sie indes genauer, so bemerkt man, dass sie sich weniger gegen die fremden Moden als solche und den Aufwand selbst richteten, als für die Erhaltung der kostümlichen Unterschiede sorgen wollten, an welchen Rang und Stand erkennbar waren. Nirgends wurde etwas damit gebessert und nach wie vor suchte es einer dem andern zuvorzuthun. »An Kleider-Ordnungen mangelts an etlichen Orten nicht,« schrieb 1682 der schon erwähnte Michael Freud, »sondern nur am halten. Der Schmidt, der die Handhaben dazu machen soll, ist schon längst gestorben. Allein die Wahrheit zu bekennen, so kann man denen Christlichen Fürsten und Herren vor ihre Person nicht allerdings die Schuld geben, dass der Teutsch-Französische Hoffarts-Teuffel also hefftig grassiret, wütet und tobet, sondern vielmehr ihren Officieren, Ambtleuten, Räthen in Städten und andere mehr; als welche ihrer Ober-Herren publicirte Kleider Ordnungen nach Erforderung ihrer Pflicht und Schuldigkeit nicht exeqviren und drüber halten, sondern sind wol noch selbsten die Ersten, die darwider handeln.«

Erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Initiale aus der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert. Die Dekorationsweise des 16. Jahrhunderts wirkte bis zum Schlusse des 17. nach und änderte sich nur insofern, als sie dem Zeitgeschmacke folgte, wie dieser beim Uebergange der Spätrenaissance zum Barockstil sich kundgab. Man arbeitete mit alten Versazstücken; unter diesen hatten namentlich Fruchtgehänge Blätterschnüre und Zwitterbildungen, die hälftig aus Menschenleibern und Ornamenten bestanden, das Uebergewicht; daraus bildete man den Hintergrund und sezte den Buchstaben unvermittelt darauf. Ueberall machte sich eine gewisse Dürftigkeit bemerklich, wie sie aus Uebermüdung entsteht; sogar die Mythologie hatte ihre alte Anziehungskraft verloren. Es waren die Verheerungen des Krieges, die sich selbst auf diese fernsten Ausläufer der Kunst erstreckten. Nur hier und da machten sich beim Ausgange dieser Epoche schwache Keime bemerklich, die sich erst im 18. Jahrhundert entwickelten; diese bestanden vorwiegend in Muscheln, Masken und Schnecken.

In dieser Epoche bewies die männliche Tracht eine merkwürdige Beständigkeit; es war, als ob die Mode nach so vielen Versuchen endlich ihr Ideal gefunden habe, über das sie nicht mehr hinauskönne; nur an untergeordneten Teilen nahm sie einige Abänderungen vor.

Die Kniehosen schwankten etwas in ihrer Weite, doch liessen sie im allgemeinen die Form des Beines erkennen; sie wurden unter dem Knie gebunden. Die Strümpfe gingen über die Hosen hinauf und bedeckten wenigstens die Kniescheibe (175. 1. 2. Taf. 23. 12. 14), denn die Mode wollte sie noch immer so hoch haben, wie die Reitstiefel. Dies währte bis Anfangs der dreissiger Jahre; da hörte man auf, die Strümpfe durchweg über die Kniehosen zu ziehen, und zog nun auch die Hosen über die Strümpfe, was bis gegen die Mitte des Jahrhunderts allgemein geschah (Taf. 23. 3. 4. 9). Man schnitt die Hosen mit zwei Nähten zu und machte sie ziemlich eng, so dass auch die lezte Falte daraus ver-

schwand. Aber durch die Enge verminderte man nicht ihre Bequemlichkeit; die Kunst der Schneider hatte Fortschritte gemacht. Einmal verbesserte man den Schnitt dadurch, dass man das Hinterstück ansehnlich vergrösserte, um so die für das Gesäss nötige Weite zu gewinnen (176. 1. 9. vergl. 169. 1); dann fügte man den Hosen oben einen Bund hinzu (176. 6. 7. 10), der vorn mit Knöpfen und Knopflöchern, hinten mit Löchern und einer Zugschnur versehen war, wodurch sich die Hosen beliebig fest um den Leib anspannen liessen. Mit der Zeit geriet man darauf, den hinteren Verschluss durch eine Schnalle und eine Laschenzunge zu bewerkstelligen (176. 4), wie es noch heutigen Tages üblich ist. Auch begann man, den verknöpfbaren Schliz durch einen breiten Laz zu ersezen (182. 7). Um ihnen am Knie ebenfalls einen passenden Anschluss zu geben, machte man die Hosen hier an der Aussenseite mit einigen Knöpfen verschliessbar; überdies fasste man sie ganz am unteren Rande mit dem Strumpfbande zusammen; man gab dem Bande nicht mehr, als die nötige Länge und schloss es mit einer Schnalle oder einem Knopfe. Bei vornehmen Leuten war das Band von Goldstoff, die Schnalle von Edelschmiedearbeit. Man brachte nun auch wagerechte Taschenschlize an und besezte diese mit Klappen.

Die Strümpfe verblassten in ihrer Farbe und weisse Seide ward allgemein unter Leuten von Stand, sonst aber weisse Wolle und leinen Garn; nur die amtliche Tracht sowie das Trauerkostüm bewahrten die schwarzen Strümpfe. Indes fand man die Seidenstrümpfe im Winter nicht warm genug und zog deshalb mehrere Paar übereinander an. Der strenge Winter von 1739 erinnerte daran, dass man früher schon einmal Gamaschen getragen; das nächste Beispiel dazu gaben die Engländer; so erneuerte man denn die Mode der Gamaschen (182. 10); doch währte dieselbe vorläufig nicht länger, als die Not, die sie erzeugt hatte.

An den Schuhen machte man den Absaz etwas niedriger und breiter, als seither; dasselbe that man an der Lasche, die über die Fussbeuge heraufstieg; ja man liess sie häufig den Schuh nicht überragen (Taf. 23. 3. 4. 9); im andern Falle schlug man sie auch wol auf den Fuss herunter. Der Spizenschmuck kam in Wegfall und vom ganzen Auspuze blieb nichts zurück, als die Schnalle, mit der man die Laschen des Fersenstückes auf dem Spanne zusammenheftete. Die Schnalle war von Silber oder Stahl und ziemlich gross; sie hatte keine Zunge, aber statt dieser Federn auf ihrer Unterseite, die zu beiden Seiten mit scharfen Häkchen endigten; drückte man die Schnalle auf den Schuh, so griffen die Häkchen in das Oberleder ein und die Schnalle sass fest. Man trug die Schuhe jezt durchaus geschwärzt und blank gewichst; dieser Glanz biss den frommen Leuten gar sehr in die Augen; sie fanden ihn bei geringen Leuten nicht am Plaze. So erschien im Jahre 1712 eine Schrift[1], in der es heisst: »Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniss kommt! Mat. 18. Sie wenden ein:

[1] Inversus Decalogus Mundi. Das ist: Die verkehrte Welt. Oder zehn Hauptlaster der heutigen Welt. Wider die H. Zehn Gebote Gottes, Sehr anmuthig und lustig zu lesen. Nebst einem angenehmen Valet der Welt, Vorgestellt von Einen Weltkündigen Liebhaber der Wahrheit, Nahmens B. F. H. Gedruckt im Jahr Christi 1712.

sollen denn blanke Schuh und Pantoffeln auch Hoffart und Sünde seyn. Antwort: Allerdings ist's Sünde, denn es bezeuget ein hoffärtiges Gemüt; Gott hat einen Greul daran und hat sonderlich die blanke Schuh Esr. 3. 18. verbothen. Und dennoch ist heutiges Tags nichts gemeineres, als dieses, so gar, dass auch fast eine jede Magd blanke Schuh haben muss, wenn sie gleich kein gantz Hemde auf dem Leibe hat u. s. w. Ach, die schändliche Hoffart ist heutiges Tages so hoch gestiegen, dass man fast nicht mehr erkennen kann, wer Herr oder Knecht, Frau oder Magd sey? sehet so gar hat dieses Laster überhand genommen!« Jene Laune, den Holzkeil, auf dem der Schuh sich erhob, in hochrot zu färben, war noch nicht völlig erloschen; rote Absäze kennzeichneten den Hofschuh und galten als edelmännisches Abzeichen.

Fig. 175.

1 2 3 4 5

1—5. Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

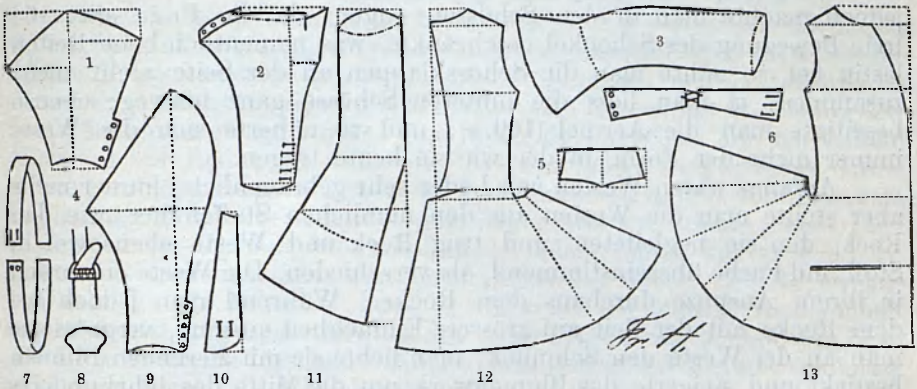
Die kolossalen Reiterstiefel mit dem walzenförmigen Schafte von Sohlleder und der ausgepolsterten Stulpe (170. 3) kamen zwischen 1730 und 1750 allmählig ausser Mode. Die Kuriere allein bedienten sich ihrer noch ferner (182. 9) und heute geben nur noch die Stiefel unsrer Postillione ein schwächliches Bild davon. Man fertigte den Schaft mehr und mehr aus weichem Leder und zwar möglichst eng; um ihn am Herabgleiten zu hindern, hielt man ihn unter dem Knie mit einer Strippe und Schnalle fest. Je nach der Beschaffenheit des Leders zeigte der Schaft stärkere oder schwächere Falten. Zur Stulpe benüzte man völlig steifes Leder und schnitt es hinten aus, damit das Bein im Biegen nicht gehindert würde. Während man früher den Schaft mit Wachs poliert und die

übrigen Teile in ihrer stumpfen Kienrussschwärze belassen hatte, machte man jezt die Stulpe glänzend und schwärzte Schaft und Fuss.

Der Rock blieb noch einige Jahre seinem überlieferten Schnitte getreu. Dann erweiterte man seine Schossklappen, namentlich die vorderen, und legte die überschüssige Stoffmasse auf jeder Seite in drei bis sechs starke runde Falten (176. 3. 5. 11—13), die sich nach obenhin zuspizten (Taf. 23. 4) und dort einen besonderen Halt an einem Knopfe fanden, den man in der Hüftgegend anbrachte. Seit dem Jahre 1719 polsterte man diese Falten mit Papier oder Haaren aus; man glaubte damit dem Rock ein gefälligeres Aussehen zu geben und ihn dem Rreifrocke ebenbürtig zu machen, der damals im weiblichen Kostüm wieder eine Rolle zu spielen begann. Die durch die Falten verdeckten Schlize heftete man noch, wie sonst, unten und in der Mitte mit einem Stich oder Knopfe zusammen. Bald liess man die Falten ihren Plaz wechseln und rückte sie mehr nach dem Gesässe zurück (Taf. 23. 10), bis sie endlich nahe zu beiden Seiten des hinteren Schlizes standen (175. 4), der die Schösse teilte, und sezte als Krönung beider Gruppen die zwei Knöpfe darauf, die auch dann noch blieben, als die Falten wieder verschwanden; und so halten sie bis auf den heutigen Tag die Taillen unsrer Röcke und Ueberröcke besezt. Mit der Zeit zog man die Taille schärfer ein und trieb die Schösse nach untenhin weiter auseinander (Taf. 23. 14); endlich kam man dazu, die Schösse mit Rosshaar oder Fischbein auszusteifen, so dass sie faltenlos wie ein Brett auseinanderstarrten (Taf. 23. 12). An den Röcken aber, die man nur beim Reiten anlegte, vermied man die gesteiften Schösse durchaus; ja man suchte hier die Schösse überhaupt zu verkleinern oder zu beseitigen, indem man deren untere Ecken vorn wie hinten nach aussen umschlug und in dieser Lage mit Hafteln oder Knöpfen festhielt. Die hinteren Schösse waren stets besonders zugeschnitten und angesezt und der Rückenteil des Rockes aus zwei Blättern zusammengefügt, deren Verbindungsnaht auf die Mitte des Rückens fiel. Vorn waren Brust und Schoss einzeln oder im Ganzen zugeschnitten. Die Aermel blieben in der Hauptsache, wie sie waren (176. 3. 11), weit geöffnet und mit den Stulpen mehr oder minder bis zum Ellenbogen zurückgeschlagen. Man beliebte die Aermel niemals so lang, dass sie nicht den vorderen Teil der Hemdärmel samt der Spizenmanschette hätten blicken lassen; aber die Westärmel oder die besonders eingesezten Unterärmel waren nicht mehr lange zu sehen (175. 1). Man schnitt nun den Ellbogen mit in den Aermel und stellte lezteren aus zwei Teilen her; oben machte man ihn eng, vom Ellbogen an allmählig weiter und schnitt ihn mit der Stulpe im Ganzen zu, während man früher die Stulpe besonders angesezt hatte; hinten liess man die Aufschläge vielfach offen stehen; doch brachte man immer weniger das Futter auf der Aussenseite an (Taf. 23. 10. 14), als wie auf der Rückseite der Stulpen, die auf dem Aermel lag. Meist machte man Rock und Stulpen in Stoff und Farbe gleich; wollte man die Aufschläge andersfarbig, so überzog man sie mit dem Westenstoffe. Ein Kragen war auch jezt noch nicht üblich.

Zu Rockstoffen benuzte man Kamelot, Seide und Sammet, glatt oder im Grundtone gemustert, grau, zimmet- und kastanienbraun, karminrot und dunkelviolett, vorzugsweise in den Tönen zwischen dunkelrot und hellbraun. In der vornehmen Welt trug man Röcke aus Gold- und Silberstoff, der durchweg mit kleinen Sternen, Vierecken, Blumen und sonstigen Mustern verziert war. Als Schmuck verwendete man Besäze in Gold- und Silberstickerei hauptsächlich an den vorderen Rändern, auf den Aermelstulpen und Taschenklappen, gelegentlich auch noch eine Schulterschleife mit vier langen Enden. Die feineren Knöpfe waren von Gold oder Silber, andre von Messing oder Zinn, die gewöhnlichen von Holz, diese aber mit farbigem Garn übersponnen oder mit dünnem Metalle belegt. Es gab auch dünne Metallknöpfe, die mit Schellack ausgegossen waren. Im allgemeinen näherte sich die Form der Knöpfe mehr oder minder einer Halbkugel (176. 8).

Fig. 176.



1. 2. 4. 6. 7. 9. 10. Hosenschnittmuster von 1680 bis 1750 (1. 9. Rückenblätter, 2. Vorderblatt, 4. Hosenstrippe mit Schnalle, 6. 7. 10. Hosenbünde). 3. Aermel zum Rock (Justaucorps) vom Anfang des 18. Jahrhunderts. 5. 11—13. Schnitt zum Rock von 1710 (5. Taschendeckel, 11. Aermel, 12. halbes Rückenblatt, 13. Vorderblatt).

Der Ruin, den das System Law über das französische Land brachte, machte sich in der kostümlichen Ausstattung sehr bemerkbar; die Tressen von Gold und Silber verschwanden grösstenteils; man fand sie nur noch in der militärischen Uniform und auf den Livreen grosser Häuser, die Stickereien und Spizenbesäze, die broschierten Stoffe und andre Gewebe von grossem Werte nur noch am Hofe. Selbst reiche Leute beschränkten den Schmuck ihres Rockes auf einen Randbesaz von Knöpfen und einige Verzierungen, welche dieser Einfassung folgten. Als der Wohlstand sich wieder etwas hob, hatte man sich der früheren Art von Luxus entwöhnt; man war nüchtern geworden und dem entsprach auch das Kostüm. Dagegen wurde es immer mehr Brauch, den Rock für den Winter mit Pelz zu füttern oder den Rändern entlang mit Marder zu verbrämen. Was in Frankreich geschah, wiederhol sich in Deutschland.

Der Rock war ein stattliches, aber wegen seiner grossen Aufschläge und gespreizten Schösse nicht gerade bequemes Gewand; darum begnügte man sich im Hause, auf der Jagd und in der Reitbahn vielfach mit der Weste allein. Die Weste wechselte häufig in ihrer Länge; um 1700 war sie nur wenige Finger breit kürzer, als der Rock; bald darauf zog sie ihren unteren Saum bis über die Mitte der Oberschenkel zurück, liess ihn dann wieder bis gegen die Kniescheibe herabsteigen, um ihn schliesslich wieder hochzunehmen. In den vierziger Jahren reichte die Weste im allgemeinen bis in die halben Oberschenkel; obgleich nun dies die Regel war, so fand man doch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die lange Weste schöner und nobler, als die kurze; noch um 1770 waren ältere Herren in Westen zu sehen, die fast bis an die Kniescheibe gingen. Als es Mode wurde, die Rockschösse auszusteifen, that man dies auch an den Vorderschössen der Weste, und ebenso rückte man hier wie dort die Taschen mehr nach der Taille empor (Taf. 23. 12). Die Westen für den Alltagsverkehr jedoch machte man in den Schössen enger; da die Enge aber die freie Bewegung der Schenkel beschränkte, was namentlich beim Reiten lästig fiel, so nähte man die Schossklappen an der Seite nicht mehr zusammen, ja man liess die hinteren Schösse ganz hinweg; ebenso beseitigte man die Aermel (169. 6); und so näherte sich die Weste immer mehr der Form, in der wir sie heute tragen.

Anfangs waren Westen von Leder sehr gebräuchlich; immer mehr aber stellte man die Westen aus den nämlichen Stoffen her, wie den Rock, den sie begleiteten, und trug Rock und Weste ebensowol in Stoff und Farbe übereinstimmend, als verschieden. Die Weste entsprach in ihrem Auspuze durchaus dem Rocke. Während man jedoch bei dem Rocke mit der Zeit auf grössere Einfachheit ausging, vergrösserte man an der Weste den Schmuck; man liebte sie mit zierlichen Blumen bestickt und steigerte das Blumenwerk um die Mitte des Jahrhunderts bis zum Uebermasse. Bei aussergewöhnlich festlichen Gelegenheiten trug man weisse Atlaswesten, eine kurze Zeit, nämlich zwischen 1723 und 1728, auch Westen aus Gold- und Silberbrokat mit einem Besaz von freiherabhängenden Schnürchen aus demselben Stoffe am unteren Rande. Es war Brauch, die Weste nur in der Gegend der Taille mit einigen Knöpfen zu schliessen, obgleich man sie von oben bis untenhin verknöpfbar machte. Vom Hals bis zur Magengrube liess man sie offen, damit die Sternkerke oder der Jabot daraus hervortreten konnten (175. 2. Taf. 23. 9. 12. 14).

Die Halsbinde oder Steenkerke war, wie schon gesagt worden, ein Tuch von Linnen oder Musselin mit Spizenbesaz; man verschlang sie jezt wieder vor dem Hals und liess ihre Enden frei herabhängen. Diese Verlängerung scheint es gewesen zu sein, welche die Idee zu dem Jabot gab in dem Sinne, in dem wir heute das Wort verstehen. Man teilte gewissermassen die Halsbinde in Tuch und Spizen; das Tuch schlug man eng wie eine Krawatte um den Hals und verhakte es im Nacken oder verknotete es vor der Kehle mit einer kurzen Doppel-

schleife. Das Halstuch, ehemals rechteckig, war jezt völlig quadratisch; man legte es in der Richtung seiner Diagonale zu einem Dreiecke zusammen und dann noch mehrmals übereinander, so dass eine Art von Binde daraus entstand, deren Enden in Spizen ausliefen. Falls man die Binde hinten zusammenschloss, verzierte man sie vorn mit einer eingesteckten Tuchnadel (Taf. 23. 9). Seit 1730 etwa benuzte man vielfach statt der Binde ein Band von schwarzer oder hochroter Seide; doch behauptete sich die weisse Halsbinde in der nobeln und namentlich in der ceremoniellen Tracht. Militärpersonen legten beide Arten von Binden zugleich an, die farbige über die weisse, derart, dass die weisse mit einem schmalen Streifen über der farbigen hervorblickte.

Den Jabot sezte man in die Brust des Hemdes ein und so bewahrte diese mit ihrem Gekräusel das Bild der Bauschen, die man früher aus der Oeffnung der Weste hervorquellen liess. Um sie bei der Arbeit zu schonen, ward es Sitte, Jabot und Manschetten als Sonderstücke herzurichten, die sich beliebig anstecken und abnehmen liessen.

Die Winterkälte von 1739 brachte nebst den Gamaschen auch den Ueberrock aus dem englischen Kostüm in das festländische; dieses Schuzkleid führte in seiner Heimat den Namen »riding-coat«, den der französische Mund in »redingote« verwandelte; schon sein Name zeigt an, dass es nur beim Reiten angelegt wurde, und auch dies geschah nur bei kaltem Wetter. Die Redingote war ein Rock mit leicht eingezogener Taille (175. 3), so lang, dass sie über die Knie herabstieg, und so weit, dass sie auf der Brust übereinander geschlagen werden konnte; man hielt sie mit einem Taillengurte zusammen. Oben hatte sie zwei kleine Kragen, von denen man den einen über das untere Gesicht emporschlagen und verknöpfen konnte, während der andere niedergelegt blieb; ferner hatte sie Aermel mit Aufschlägen wie der gewöhnliche Rock, aber keine Taschen. Neben der Redingote benuzte man als Wetterkleid den Mantelrock mit Lizen und Aermeln, den man früher »Brandenburg« genannt, jezt aber mehr mit »Surtout« bezeichnete; derselbe war aus dem spanischen Mantel entstanden, dem man bequeme, gerade Aermel hinzugefügt hatte (161. 9. 164. 1); jezt machte man den Mantel etwas länger, die Aermel aber kürzer; doch beliess man lezteren die Aufschläge. Auch der Mantel mit Ueberfallkragen zählte noch Verehrer.

Die meisten Veränderungen erfuhr der Kopf des Mannes oder vielmehr seine Bedeckung, die Perücke. Um 1700 war die Perücke am umfangreichsten und am höchsten toupiert. Die auf den Rücken fallende Masse wurde vielfach in zwei Büschel geteilt, die man einzeln unten verknotete; in der Folge machte man zwei gedrehte Strähnen daraus, die etwa bis zum Kreuze reichten. Perücken dieser Art blieben an zwanzig Jahr Mode, von 1690 bis 1710; von da an verloren sie ihren pompösen Charakter und wurden zu nüchternen Stuzperücken; doch geschah dies auf langsamem Wege. Bald nach dem Ableben Ludwigs XIV. gab man die regelmässige Ordnung der Locken völlig auf; ihre seitherige Steifheit verkehrte man in eine nicht minder absichtliche Ungebundenheit, in eine »nonchalance« (175. 1). Die Perücke

teilte man nach unten hin in drei Büschel, von denen zwei über die Schultern und einer über den Nacken fielen; zugleich verminderte man die Fülle des Haares. Diese Mode indes war schnell vorübergehend; schon um die Mitte der zwanziger Jahre kehrte man zu dem geregelteren Lockenbaue zurück (177. 6); aber die Tendenz auf eine Verminderung hielt an. Die über dem Scheitel aufgetürmten Locken machte man niedriger, den Scheitel breiter und legte das Haar mit glatter Fläche auf den Oberkopf (177. 7); diese Fläche wurde vor der Stirn mit nur einer Lockenrolle begrenzt. Gleichzeitig verkürzte man die Lockenmasse auf den Seitenflügeln und zog sie von der Brust zurück, doch vorläufig nur so weit, dass sie noch die Schultern voll berührte; noch

Fig. 177.

1—10. Halsbinden und Frisuren aus der lezten Hälfte des 17. und ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

immer warf man den einen Flügel nach vorn, den andern nach hinten. An dieser Perücke erschienen zumteil wieder die »cadenettes«, mit Bandschleifen, die schon einmal in der Epoche Ludwigs XIII. Mode gewesen waren (S. 632). Auch die hintere Lockenmasse zog man ebenso weit zurück; es gab nun ein ringsum gekräuseltes Lockengehäus, das entweder gleichmässig gerundet oder an den Seiten, zumteil auch rückwärts, mit längeren Locken ausgestattet war. Diese Perücke fand eine günstige Aufnahme und grosse Verbreitung; sie ging in die Amtstracht der evangelischen Geistlichkeit über und gehörte noch lange Jahre dazu, nachdem sie anderwärts vor neuen Formen verschwunden war. In Deutschland nannte man sie »spanische Perücke«, in Frankreich »perruque carrée«.

Mit dem Jahre 1730 kam ein Augenblick, da jeder, der etwas gelten wollte, über der Stirn ein Toupet von seinem eigenen Haare zurückbehalten musste, das durch die Arbeit des Kammes mit der Perücke vermischt wurde. Zugleich beliebte man die Seitenflügel etwas zerzaust; diese Flügel nannte man »Pudelohren«; sie liessen die Ohren unbedeckt. Die Pudelohren waren die Perücken der jungen Stuzer, die sich ganz in sie vernarrt zeigten.

Diese Mode war nur eine Zufälligkeit, die den grossen Gang der Hauptmode nicht unterbrach. Die Seitenflügel zogen sich immer mehr von den Schultern bis an das Ohrläppchen zurück; hier blieben sie eine Zeitlang mit einigen Lockenrollen stehen (177. 8). Man hatte schon längst die über den Nacken fliessende Haarmasse als lästig empfunden und versucht, sie in einen Knoten aufzubinden; aber dieses Hilfsmittel hatte nicht den Beifall der Mode gefunden, mehr dagegen ein anderes, das schon seit Beginn des Jahrhunderts von den französischen Soldaten und nach deren Beispiel von den Reiteroffizieren angewendet wurde. Die Soldaten pflegten ausser der Dienststunde ihre Nackenmähne oder die beiden Zöpfe nach oben zu nehmen und in ein Säckchen einzubinden, im Dienst aber die Frisur wieder herabfallen zu lassen. Seit 1710 war dieser Brauch unter allen soldatischen Ständen üblich. Und so gewann die Beutelperücke ihren Platz auch im bürgerlichen Anzug. Man stellte den Beutel aus schwarzem gummierten Taffet her und gab ihm zum Schmuck eine breite, kurze Schleife aus dem nämlichen Stoffe (Taf. 23. 10). Die ersten Beutel waren viereckig, von mittlerer Grösse und vielfach nur scheinbar durch das Haar ausgefüllt, in Wahrheit aber gepolstert. Darauf kamen Beutel, die oben eng waren und nur dann für hübsch galten, wenn sie zugleich flach waren.

Auf deutscher Seite suchte man sich anders zu helfen; auch hier ging die Abänderung von den Soldaten aus. Zwar trug der gemeine Soldat keine Perücke, sondern sein eigenes Haar, denn Perücken als Zubehör zur Uniform wären für die Staatskasse zu kostspielig gewesen; nur Offiziere hatten Perücken. Die Soldaten, denen das lange Haar im Dienste unbequem war, strichen es nach hinten und fassten es dort mit einer Bandschleife zusammen. Dies brachte den Preussenkönig Friedrich Wilhelm I., der einen guten Blick für alles Brauchbare hatte, auf die Idee, alles nach hinten gekämmte Haar nicht bloss oben, sondern von oben bis unten fest und dicht mit Band umwickeln zu lassen. So entstand ein steifer Zopf, der bald als die Zierde eines jeden echten Soldaten angesehen wurde. Je gerader und steifer der Zopf war, für desto schöner galt er; wer von Natur krauses Haar hatte, musste Blei in seinen Zopf wickeln, damit er sich nicht zusammenziehen oder gar krümmen konnte. Die an den Schläfen herabfallenden Haare wurden zu mehreren ungefähr fingerlangen, wagrecht übereinander liegenden Rollen gebrannt (177. 10) und dann die ganze Frisur stark gepudert[1].

[1] Sollte ein Regiment um 5 Uhr morgens zum Exercieren ausrücken, so begann das Frisieren der Leute schon um Mitternacht. Wer frisiert war, musste sich bis zum Abmarsche auf seinem Bette sizend die Zeit vertreiben, um sich nicht den Kopfpuz wieder zu beschädigen.

Vom Soldaten ging der Zopf auf den Offizier über, der das Nackenhaar seiner Perücke in einen Zopf verwandelte; von dem Offizier kam die Zopfperücke in die bürgerliche Welt. Diese Perücke war seitdem sehr klein geworden; sie hatte die Form einer gewöhnlichen Haube angenommen, die, aufgesezt, das Ohrläppchen unbedeckt liess (177. 9). Vorn wie untenher schloss sie mit einer einzigen Lockenrolle, die in Hufeisenform über die Stirn her, an den Schläfen herab und über den Ohren nach hinten lief; dort ging sie in den Zopf über, der an seinem Ansaze mit einer grossen Schleife von schwarzem Taffet geschmückt war. Dies war die »Stuzperücke«, eine echt deutsche Perücke, und als solche von einer Nüchternheit, dass die französische Mode, die sie »vergette« nannte, und mit ihr die vornehme Welt sich weigerten, sie anzunehmen. Die Franzosen sezten der Zopfperücke die Beutelperücke gegenüber. Der Zeitgeschmack fand den Haarbeutel schöner und eleganter, als den Zopf. Zwischen Zopf und Haarbeutel entstand eine Art Krieg; der Zopf war deutsch, militärisch, speziell preussisch, der Haarbeutel französisch, modisch und Herr in der vornehmen Welt. Auch der Zopf nahm seine Variationen an, um sich in der Mode zu behaupten. Das Zopfband war grau oder schwarz, ungefähr 1 Zoll breit und in der ersten Zeit von solcher Länge, dass der Name »Zopfband« sprüchwörtlich wurde für eine Sache, die kein Ende nehmen wollte. Das Band wurde beim Anfang wie beim Schluss der Umwickelung in eine Schleife gebunden. An der unteren Schleife ragten die Haarspizen wie ein zolllanger Pinsel hervor. Von der übrigen Frisur wurde das über der Stirne nach hinten gestrichene Haar mit in den Zopf oder Haarbeutel eingebunden, oder auch bis auf Handbreite abgeschnitten und steif in die Höhe toupiert, das Schläfenhaar aber in Locken gebrannt. Seit den vierziger Jahren nahm man in der vornehmen Welt die Frisur vielfach wieder am eigenen Haare vor.

Man darf indes nicht annehmen, dass die eine Perückenform durchaus verschwand, wenn die andere in Mode kam; von jeder Perückenform sezte sich ein Rest von Exemplaren auf gewissen Häuptern fest; jede Art von Perücke wurde gleichsam zu einem Standessymbol, und so sah man auf den Köpfen der gelehrten wie der geistlichen und amtlichen Herren die Staatsperücke in Folio mit ihren unendlichen Reihen von faustgrossen Locken noch zu einer Zeit, als die Stuzperücke mit Haarbeutel oder Zopf den Vorrang in der grossen Mode hatte. Der Soldat wie der schlichte Bürger trug den Zopf aus eigenem Haar, der wohlhabende Bürger, der Kaufmann, der Arzt u. s. w. den Haarbeutel sowol aus eigenem Haar wie als Perücke. König Friedrich Wilhelm I. bedeckte sich mit einer von jenen kleinen bezopften Stuzperücken, die man „Muffer“ oder „Mirleton“ benannte; seinem Beispiele musste das gesamte Hof- und Beamtenpersonal folgen. Die fremden Gesandten, die an seinem Hofe in der grossen Staatsperücke erschienen, hatten viel von seinem Spotte zu leiden; er hütete sich freilich. seinen Spott direkt an sie selbst zu adressieren; aber alle für unehrlich geltende oder sonst gering geschäzte Leute, wie Büttel, Henker, Schinder und Hofnarren, liess er in fürchterlichen Wolkenperücken ihres Amtes walten. Ueberhaupt mussten diese Leute alles tragen, was ihm missfiel, riesige mit Federn besteckte Hüte, Röcke mit übergrossen Aufschlägen und französische Haarbeutel. Der König bestimmte selbst die weiblichen Frisuren.

Wir dürfen des Puders nicht vergessen, der damals eine Hauptsache bei jeder Frisur war. Der Puder war schon mehrmals aufge-

taucht, ohne sich in der Toilette behaupten zu können; aber wie oft auch abgewiesen, er kam immer wieder zurück, bis es ihm endlich gelang, eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen. Wir wissen, dass schon die Germanin der Urwälder ihrem Haare durch Beizen eine gelbe oder blonde Farbe zu geben suchte. Das Gelbbeizen wiederholte sich namentlich im 15. und 16. Jahrhundert. Indes war das Beizen zeitraubend und für das Haar auch schädlich; und so verfiel man erst hier, dann dort darauf, die gewünschte Farbe durch Puder zu erzielen. Der Puder wurde nicht trocken aufgestreut, sondern als Salbe aufgestrichen. Am Ende des 16. Jahrhunderts war in Paris das Pudern allgemeine Sitte in der vornehmen Damenwelt; man bestrich mit violettem Puder das braune Haar, das blonde mit blauem. Schon in den lezten Jahren Ludwigs XIV. ging der Puder auf die männliche Frisur über, allerdings auch nicht zum erstenmal und auch noch nicht auf die Dauer; man wollte eine Perücke von blonder Farbe haben; da somit das blonde Haar im Preise stieg und selbst um hohen Preis nicht immer zu haben war, so bemühte man sich, die Farbe durch Puder zu erzielen; je dunkler das Haar, desto heller musste der Puder sein; schwarzes Haar dämpfte man mit weissem Puder und machte es grau. Anfangs begegnete man den weiss gepuderten Leuten mit Spott und Hohn; man verglich sie mit einem gewissen Tiere, das die Müller zum Säcketragen verwendeten. Aber das 18. Jahrhundert machte den weissen Puder zur gebieterischen Mode. Seit dem Jahr 1720 etwa sah man nichts, als weisse Männerköpfe, und bald darauf, nachdem die Fontange gefallen war, auch sämtliche weiblichen Köpfe in Weiss. Das Haar wurde zuerst mittelst eines Pinsels reichlich mit warmer Pomade besprizt, über dem Besprizen mit dem Kamme bearbeitet und dann mit Puder überschüttet. Es gab grobkörnigen und feinen Puder; der feinste bestand aus Weizenmehl; man erzählt als sicher, dass während der Blütezeit des weissen Puders in Preussen allein jährlich neunzig Millionen Pfund Puder verbraucht wurden, wozu mehr als zwei Millionen Scheffel Weizen erforderlich waren.

Der Bart konnte sich in keiner Weise mehr behaupten; man sah nur noch glatte Gesichter; selbst der Bauer trug sich völlig rasiert, sonst aber sein Haar lang, offen und nach hinten gestrichen.

Der Hut war durch die Perücke überflüssig geworden, denn diese selbst gab hinlänglich Schuz und Bedeckung; überdies hätte der Hut die kunstvolle Frisur nur in Verwirrung gebracht; man sezte ihn deshalb nicht mehr auf, sondern wies ihm seinen Plaz unter dem Arme an. Gemäss der bescheidenen Rolle, die man den Hut spielen liess, verkleinerte man ihn, gab ihm aber jezt durchweg die Form eines Dreispizes mit ringsumlaufendem kurzen Straussfedernbesaze (Plumage) und einer schmalen Tresse am oberen Rande, die neben dem Plumage herlief (175. 2). Gewöhnlich liess man die vordere Spize etwas höher steigen, als die beiden andern, und besezte sie seitwärts mit einer Bandschleife (182. 10) oder Kokarde. Man zog in der Folge die Spizen fester an den Hutkopf, so dass der Plumage keinen Plaz mehr fand und in

Wegfall kam; den Hutkopf machte man ganz niedrig, drückte die Krempe mit ihren drei Spizen auf ihn nieder und hielt sie mit Schnüren fest, die man auf dem Hutkopfe verknotete. Die Schnüre nannte man »Zügel«; man zügelte den Hut auf oder ab, je nachdem man seine Krempe in die Höhe band oder schräg herabfallen liess. Dies ist der Hut, der in der Modesprache unter dem Namen »Chapeau-bas« bekannt wurde. Sein Stoff bestand in schwarzer Seide oder Biber; sein Schnitt war auch jezt noch kreisrund.

Eine bemerkenswerte Folge der Perückenmode war der Brauch, dem wir bis heute treu geblieben sind, nämlich den Kopf in der Gesellschaft unbedeckt zu lassen. Bevor die Perücke ihre Mittagshöhe erstieg, behielt man seinen Hut in der Gesellschaft, auch wenn sie aus Damen bestand, und selbst bei Tisch auf dem Kopfe; dies geschah sogar an der kaiserlichen Tafel und am Hofe Ludwigs XIV. Die grosse Perücke aber machte es nötig, den Hut in der Hand oder unterm Arm zu tragen; dieser Brauch erhielt sich auch dann noch, als die Perücke sich verkleinerte und zur Stuzperücke wurde; wegen des Puders und der grossen Künstlichkeit der Lockenrollen, die leicht zu beschädigen waren, konnte der Hut seinen rechtmässigen Plaz nicht wieder einnehmen. Für einen Plaz unter dem Arme aber war er, so klein er auch geworden, immer noch zu hoch; da verfiel man auf einen Ersaz; dieser bestand in einem Hut aus zwei gegenüberstehenden Spizen, die, weil keine dritte Spitze sich zwischen sie stellte, flach zusammengeklappt werden konnten; nach diesem Zusammenklappen benannte man den Hut „Klapphut" (chapeau claque). Aber auch der Klapphut führte unter dem Arm ein ziemlich überflüssiges Dasein; indes behauptete er sich bis zur französischen Revolution, die ihn samt Perücke, Zopf, Haarbeutel und Puder hinwegfegte; die Sitte aber, den Kopf in der Gesellschaft unbedeckt zu lassen, überdauerte auch die Revolution.

Die Handschuhe blieben in der Stulpe kurz und weit; doch verloren sie wie die übrige Gewandung viel von ihrem Schmuck an Besäzen und Stickereien; sie behielten meist nur noch einige kunstvolle Nähte auf dem Rücken. Waren die Handschuhe von Leder, so blieb dies in seiner mattgelben Naturfarbe. Degen und Spazierstock, Uhr und Tabaksdose gehörten ohne Ausnahme zur bürgerlichen Garderobe. Der Degen hatte meist einen stählernen Griff von kunstvoller Schmiedearbeit. Man befestigte ihn unter der Weste und liess den Griff aus dem linken Seitenschliz zwischen den Schossklappen hervorragen. Eine Taillenschärpe kam in der bürgerlichen Tracht nicht mehr vor; man liess den Rock völlig offen; die Weste schloss man nur mit einigen Knöpfen unter der Magengrube. Der Spazierstock hatte einen vergoldeten Kugelknopf oder eine Handhabe von Elfenbein und eine zierliche Handschnur.

Die weibliche Tracht von 1700 bis 1750. Es war im Jahr 1714, als auf einem Hoffeste zu Versailles zwei englische Damen erschienen, die niedrig frisiert waren und leicht ausgesteifte Reifröcke trugen. Dem König gefiel namentlich die Frisur; was früher sein Tadel an dem hohen Kopfpuze nicht fertig gebracht hatte, das brachten die fremden Muster sofort zuwege; die Hofdamen verkleinerten ihre Frisur, aber für die Reifröcke wollten sie sich nicht begeistern; sie hatten derartige Röcke seit längerer Zeit im Schauspielhause gesehen, wo seit Corneille die Heroinen der Tragödie gewohnt waren, in den selbst zurechtgemachten Phantasiekostümen ihren Unterröcken eine künstliche Weite zu geben. Dieser Brauch soll gleichfalls aus England gekommen sein, denn sicher ist, dass schon um 1711 die englischen Journalisten an den Reifröcken, welche

sie in den Strassen Londons einherwandeln sahen, »sich die Galle erheiterten«. Die Engländer dürften den Reifrock aber aus Deutschland erhalten haben. Wir wissen, dass der Reifrock unter dem Namen »Vertugade« auf der Grenzscheide des 16. und 17. Jahrhunderts schon einmal üblich gewesen war (Taf. 20. 5); er hatte anfangs die Gestalt einer Trommel, näherte sich dann aber mehr der Kuppelform. Wir wissen ferner, dass die Modeformen in Deutschland später zu erscheinen und somit auch später zu endigen pflegten, als in Frankreich, und dass sie an den kleinen Höfen noch weiterblühten, während sie anderwärts längst durch neue Formen verdrängt worden waren. Es wäre somit nicht unmöglich, dass der Reifrock eine späte Wanderung von Deutschland nach England hinüber gemacht hätte, um von dort wieder nach Frankreich zurückzukehren, wo dann zuerst die Schauspielerinnen sich seiner bemächtigten. Der Reifrock ist in seiner Unnatur thatsächlich ein geborenes Schauspielerkostüm, und er mochte doppelt willkommen sein in einer Zeit, die in allen ihren Aeusserungen unnatürlich war, die Liebe zur Natur heuchelte und doch nichts höher schätzte, als die Etikette, die in allen Manieren affektiert und geziert war.

Den Anstoss dazu soll folgender Vorfall gegeben haben. Zwei wohlbeleibte Pariserinnen, denen in der Sommerhize die schweren Röcke lästig waren, liessen sich über Reife montierte Unterröcke machen, die sie aber nur im Zimmer anlegten. Doch wagten sie es einmal, so angethan bei sinkender Sonne einen Spaziergang in den Tuileriengarten zu machen; um nicht gesehen zu werden, traten sie durch die Orangerie ein; aber in der schönen Welt hält man nicht weniger Maulaffen feil, wie in der der Lakaien; kaum hatte man sie gewahrt, als man einen Kreis um sie schloss; bald wurde die Menge dichter; die armen Frauen fanden kaum noch Zeit, sich hinter eine Bank zu verschanzen. Ohne einen Musketier, der sich ihrer annahm, würden sie in dem Gedränge erstickt worden sein; sie kamen nach Hause mehr tot, als lebendig, und glaubten nun, sie hätten einen rechten Skandal verursacht; aber weit gefehlt; sie hatten Hof und Stadt zu ihrer Mode bekehrt[1]. Dies geschah um 1718.

Von Paris wanderte der Reifrock nach allen Hauptstädten und Residenzen, von den Residenzen in die Provinzen, von den Höfen in das bescheidenste Bürgerhaus. In Deutschland kam man wie gewöhnlich etwas hintennach; man nahm das Neue an, ohne das Alte durchweg aufzugeben; man konnte hier um 1725 noch die Fontange in der Gesellschaft des Reifrockes sehen, und zwar beide Stücke in einer alles Mass überschreitenden Form[2]. Selbst die Frau des bescheidensten Pastors in dem kleinsten Landstädtchen musste in der Kirche zwei Sizpläze für sich in Beschlag nehmen, um Raum genug für ihren Reifrock zu haben. Die Tendenz der neuen Mode ging im grossen und ganzen dahin, alles, was über der Taille war, zu verkleinern und zu verengen, was unter der Taille war, aber aufzublähen. Der Kontrast trat um so augenfälliger hervor, je mehr die Mode sich entwickelte.

Der Reifrock hatte anfangs Trichterform (178. 1. Taf. 23. 2); dann wurde er oben rund und sah nun wie eine Kuppel aus (Taf. 23. 6. 8); allmählig erhob er sich über die Hüften, dergestalt, dass man die Arme auf ihn legen konnte wie auf zwei Stuhllehnen (178. 6. 7. Taf. 23. 7).

[1] Quicherat, Histoire du costume en France S. 551. [2] Letters of the Lady Montague 1763 I S. 41.

Das Gestell, über welches die Röcke ausgebreitet wurden, bestand anfangs gewöhnlich aus vier Reifen von Rohr, Fischbein oder Stahl, welche unter sich durch Bänder oder dünnen Draht verbunden waren. Es glich den spizen Käfigen, in denen man damals, wie heute noch, die Hennen und Küchlein zu verwahren pflegte, und wurde deshalb »Hühnerkorb« (panier) genannt. Es war ein festes Gebäude und nicht

Fig. 178.

1—7. Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

wie das Gestell der Vertugade lose und schlotterig; der lezte Reif lag dicht unter dem Gesäss; von hier aus hing der Rock frei herab. Der Ueberrock, der Manteau, liess sich leicht mit dieser Unterlage vereinigen und seine zurückgeschlagene Faltenmasse hinterwärts darauf befestigen. Der Auspuz bestand vorwiegend in gedrehten Schnüren und Quasten, die man guirlandenartig in seiner unteren Hälfte anbrachte, auch in Falbeln oder sonstigen Ornamenten, weniger aber in ausgeschnittenen Besäzen (Taf. 23. 1. 2). Sonst blieb vorläufig der Anzug so wie ihn die abgelaufene Epoche überliefert hatte.

Das Gestell wuchs nach unten und oben hin und seine Reife vermehrten und vergrösserten sich; um das Jahr 1725 hatte es seinen grössten Umfang erreicht; der unterste Reif mass nicht selten 3 m im Umkreis, auch 3,60 m. Um dem Rock von der Taille aus nach dem obersten Reife hinab eine schöne Wölbung zu geben, sezte man auf diesen Reif zwei Bügel in Bogenform noch besonders auf. Seit dem genannten Jahre versah man das Gestell mit einem Ueberzuge von starker ungebleichter Leinwand oder grobem Taffet, nach Umständen auch aus broschierter Seide, so dass ein völliger Rock daraus entstand, der wenigstens im Sommer so gut, wie der eigentliche Rock, seine Dienste that.

Der Reifrock umgab den Unterkörper jezt gewölbförmig, so dass es aussah, als ob die Person in einer mächtigen, schon oben sehr weiten Glocke steckte. Die ungeheuerliche Form, die alles, was man bis jezt gesehen hatte, in Schatten stellte, erregte grossen Widerspruch namentlich seitens der Geistlichkeit; doch hatte derselbe nur geringe Wirkung; einzelne Frauen gaben wol den Rock auf, andere machten ihn weniger weit oder drückten ihn von vorn nach hinten etwas zusammen [1]; im ganzen aber nahm die Mode ihren regelrechten Fortgang. Für das untere Kleid, das man über den Reifrock spannte, benuzte man immer mehr einen geblümten Stoff; die schweren Besäze liess man hinweg und brachte statt ihrer höchstens einige leichte Falbeln und Volants an.

Als der Reifrock aus der Trichterform in die Kuppelform überging, gab man zumteil den Ueberrock, den Manteau, mit seinem unter dem Kreuz aufgehäuften Faltenbündel auf und ersezte ihn durch einen geschlossenen Rock. Aber die untere Fülle zwang dazu, denselben aufzunehmen; man that dies mit der Hand oder mit Nadeln.

Bei der immer grösseren Anschwellung des Reifrockes kam man wieder auf die Idee der Vertugade zurück, auf jenen Rock, der vorn herab auseinander klaffte, aber nicht zurückgeschlagen war; dieser Schnitt passte für den Reifrock am besten. Der Uebergang geschah

[1] Eine englische Zeitung vom 7. Februar 1737 enthält folgende Notiz: „Ein Patent wurde erteilt der Jane Vanet in der St. Annengemeinde, Westminster, London, Witwe und Reifrockmacherin. Das Patent betrifft eine neue Erfindung oder Verbesserung von Reifröcken, welche mittelst Falten, Fischbein- und Metalleinlagen sowie Schnüren den Zweck erreicht, die Weite des Reifrockes nach Belieben von etwa vier Ellen Durchmesser auf zwei reducieren zu können, damit die Trägerin des Rockes in Kirchen, Gesellschaften, Kutschen und Portechaisen freiere Bewegung und weniger Belästigung habe.“ Schade, dass der Mechanismus keine eingehende Beschreibung gefunden hat; das Gestell scheint wie ein Regenschirm zum Zusammenklappen eingerichtet gewesen zu sein.

dadurch, dass man den Manteau auf die passende Länge verkürzte und nicht mehr zurückschlug, gleichwohl aber noch über dem Gesäss in einen Faltenbüschel zusammenraffte (Taf. 23. 8); doch gab man diesen allmählig auf und liess nun den Rock glatt und faltenlos über die Glocke des Unterrockes herabsteigen. Man verstattete ihm einen Schmuck von buntfarbigen Volants aus zartem Stoffe, den man, gefaltet oder ungefaltet, guirlandenartig aufnähte, so wie man ein Gebäude mit Festons behängt und bekränzt; die Stellen, wo man sie zusammenfasste, besezte man mit Bandschleifen. Der Geschmack des Jahrhunderts am ländlichen Leben verführte dazu, auch Bouquets von künstlichen Blumen zu verwenden, und zwar in demselben Masse, wie früher die auf Stoff gemalten Sträusse. Hielt man Leibchen und Oberkleid geschlossen, so sezte man wol auch einen Streifen mit Knöpfchen und Spangen auf, die einen Verschluss markierten, oder einen Streifen von weissem Pelz. Rock und Leibchen, ob offen oder geschlossen, stellte man stets aus dem nämlichen Stoffe her.

Der versteifte Rock gestattete keine Schleppe; doch wollte man solche bei festlichen Gelegenheiten nicht entbehren; man sezte deshalb die Schleppe hinterwärts besonders an, eine lange, breite, aber faltig zusammengeschobene und mit Bandschleifen gefasste Stoffmasse, die man entweder zwischen den Schulterblättern oder an der Taille befestigte (178. 6). Der Reifrock verschwand um 1740, um nach zehn Jahren mächtiger, als je, wieder aufzutauchen.

Sehr beliebt waren in Deutschland die aus Holland bezogenen Kattune; um die heimische Industrie in Wollen- und Leinenzeugen zu fördern, erliess im Jahre 1721 der Preussenkönig Friedrich Wilhelm I. ein strenges Verbot wider das holländische Fabrikat; er befahl, „dass sich Jedermann dieses Unraths enthalten und sich desselben entschlagen oder schwerer Straff und Schmach gewärtig sein sollte.“ Doch gab er ein Jahr frei, damit der Vorrat aufgebraucht werden könnte. Das Verbot ward mit solcher Strenge durchgeführt, dass mit der Zeit niemand mehr an die fremde Ware dachte. Der König selbst zerriss sie gelegentlich mit eigner Hand.

Der Gürtel kam in Wegfall; der Uebergang zwischen Leibchen und Reifrock geschah unvermittelt. Dem Aeusseren nach behielt das Leibchen sein enggespanntes Aussehen; aber die untergelegte Schnürbrust war von zweierlei Art. Mit dem Reifrocke hatte man zugleich die englische Schnürbrust mit herübergenommen; diese wurde hinten herab vernestelt (174. 2. 7. 9), während die französische vornherab verschnürbar war. Die englische Schnürbrust hatte mit der französischen die beiden breiten Seitenlaschen unten an der vorderen Schneppe, die über den Rock gelegt wurden, gemeinsam, und ebenso die schmalen Laschen ringsher am unteren Rande, die unter den Rock zu liegen kamen (179. 5). Auch war sie durchweg der Länge nach mit dicht aneinander gereihten Fischbeinstäben ausgesteift, in ihrem mittleren Bruststücke überdies noch der Quere nach (174. 6), so dass dieses Stück einer eisernen Panzerplatte nichts nachgab [1]. Obenher war dasselbe mit

[1] Der Verbrauch an Fischbein war um diese Zeit ungeheuer. Die Generalstaaten der Niederlande machten ein gutes Geschäft, als sie eine in Ostfriesland gebildete Gesellschaft, die den Walfischfang betrieb, mit sechshunderttausend Gulden unterstützte.

einem starken Draht eingefasst, durch den es in seiner passenden Wölbung festgehalten wurde. Seiner senkrechten Mittellinie entlang zeigte es einen kräftig vorspringenden Grat; diese Kante erzielte man dadurch, dass man den inneren Ueberzug des Stückes (174. 6) schmäler schnitt, als den äusseren; um beide Ueberzüge mit ihren Rändern zusammennähen zu können, musste man den oberen zusammenschieben; den überflüssigen Stoff trieb man nach der Mitte hin und bog ihn dort in die Höhe. Diese Kante fand solchen Beifall, dass man sie auch an den Brustläzen des französischen Leibchens anbrachte, die man in dessen vordere Lücke einsteckte. Auch das englische Korsett verschnürte man von unten nach obenhin und überzog es mit gutem Stoffe, um es an Stelle des Ueberleibchens zu tragen, ebenmässig, wie man das mit Seide überzogene Glockengestell statt des eigentlichen Rockes anlegte. Das Ueberleibchen war auf das Schnürleibchen passend zugeschnitten, ohne Fischbein und nur einfach gesteppt. Der Ausschnitt des Leibchens liess die Schultern bedeckt (178. 7), doch war er nicht vorn und hinten gleichmässig tief; hinten gab er nur den oberen Saum des Nackens dem Blicke frei, vorn aber rückte er sehr tief, oft bis in die Mitte des Busens herab. Liess er den Busen unbedeckt, so verbrämte man seinen Rand mit einer nicht allzu schmalen weissen Spize (179. 4); sonst aber gab man ihm eine Borte als Besaz. In dem oberen Saume des Futters brachte man ein Täschchen für Wohlgerüche an. Die Aermel trug man verschieden; einmal stiegen sie ziemlich eng, unten etwas weiter, bis zum Ellbogen oder nur wenig unter denselben herab und wurden in lezterem Falle mit einer Agraffe oder mit Lizen gerafft (179. 4) oder zurückgeschlagen (Taf. 23. 6); der Aufschlag war etwa so weit, wie bei den Mannsärmeln, aber weniger breit. Aermel dieser Art nannte man »Pagodenärmel« (manches en pagode); dieser Name wurde damals zuerst gebraucht. Die Vorderarme bedeckte man zumteil mit Spizenmanschetten, die oft in mehreren Reihen untereinander hervorquollen. Da bei einer Armbewegung die luftigen Spizen leicht zurückfielen, so fügte man lange Handschuhe hinzu (Taf. 23. 1. 2. 5. 6. 8); diese bestanden aus weissem oder schwarzgefärbtem Taffet oder gelblichem Leder, seit 1740 auch aus Seidenfilet. Die Aermel zweiter Art, die namentlich an dem englischen Leibchen angebracht wurden, bedeckten den Arm durchaus; sie waren bequem, ohne weit zu sein, und hatten keine andere Verzierung, als eine Puffengarnierung, die ihren Ansaz oben auf der Achsel bedeckte (179. 2. 3).

Schon im vorigen Jahrhundert hatte man vielfach das Leibchen durch angesezte Schösse in eine Jacke verwandelt; so machte man es auch jezt noch; man schnitt den Schoss dergestalt zu, dass die einzelnen Klappen nach unten hin sich verbreiterten, und nähte ihn faltig und so an das Leibchen, dass hinterwärts der Rand der einen Klappe den Rand der benachbarten oben etwa fingerbreit bedeckte (179. 3). In andrer Weise ahmte man die Schösse durch einen Spizenbesaz nach, mit dem man dann auch die übrigen Ränder verzierte (Taf. 23. 6).

Das beschriebene Oberkleid gehörte zur grossen Toilette; zu Haus liess man es weg und für die Promenade und den familiären Besuch schaffte man sich ein eigenes Oberkleid an; dies war die »Contouche«. Die Contouche lag nur auf den Schultern und der oberen Brust an und stieg ohne Taille meist bis auf die Füsse herab, so dass sie den Körper in völlig freiem Faltenflusse bedeckte. Man brachte einigen Wechsel in das Kleid, indem man es im Nacken oben in eine Falte fasste und diese wie eine Schleppe bis auf den Boden fortsezte, oder indem man es von Schulter zu Schulter in Längsfalten legte (178. 3. 4). Auch trug man es ebenso oft geschlossen, als vornherab von oben bis unten geöffnet, aber durchaus oder nur auf der Brust mit Bandschleifen zusammengefasst. Die Aermel glichen den Aermeln des Leibchens und hatten Aufschlag und Spizenbesaz, wie diese. Die Contouche war ein Sommerkleid; man fertigte sie deshalb aus leichtem Stoff, aus

Fig. 179.

1 2 3 4 5

1—5. Englische Leibchen und Frisuren aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Seide, Taffet oder Kattun, und zwar in zarten Farben, weiss mit Blumenstraussmustern, rosenfarbig und gestreift. So bequem das Kleid und so sehr es der warmen Jahreszeit angemessen war, so konnte es doch nicht für schön gelten; es gab der ganzen Gestalt etwas Nachlässiges und Schlampiges, etwas, das die Franzosen mit »chiffonné« bezeichnen. In Deutschland belegte man es mit dem zutreffenden Namen »Schlender«.

Der Schlender erhielt sich in dieser Form bis in die dreissiger Jahre; dann kam einer von andrer Form mit Taille auf (Taf. 23. 13). Dieser Rock war mit seiner Futtertaille über die Brust her zusammengenäht, hinten aber nur am oberen Rande, so dass er hier wie früher seine Falten machen konnte. Eingelegtes Fischbein hielt die Futtertaille steif. Der Verschluss geschah mit Nesteln vornherab; doch hielt man die Nesteln durch das darüber gespannte Oberzeug verdeckt; man nähte dasselbe rechts und links hinter den Schnürlöchern ein und liess nur soviel davon nach vornhin frei, als nötig war, um es über

der Verschnürung zusammenstecken zu können. Alle diese Ueberkleider waren am Halse ebenso weit ausgeschnitten, wie die übrigen Röcke.

Um die Mitte des Jahrhunderts wurden als Morgenanzug Röcke üblich, die dem Schlender ähnlich sahen, aber aus feinem Weisszeuge bestanden und vielfach mit Falbeln besezt waren. Zugleich erschienen Puder- und Frisiermäntel aus Leinwand, die man bei der Morgentoilette benuzte (178. 5). Diese Mäntel hatten zwar Armlöcher, verbargen aber die Arme; sie schlossen dicht um den Hals und erweiterten sich von den Schultern an gleichmässig nach untenhin; vornherab wurden sie zugeknöpft.

Den Halsausschnitt verhüllte man auf verschiedene Weise; eine Zeitlang war noch die mit Falbeln geränderte Schärpe und die Kappe in Gebrauch (Taf. 23. 1); diese Stücke verschwanden mit der Fontange. Man benuzte jezt ein dreieckiges Umknüpftüchlein von schwarzer oder farbiger Seide, das man »Folette« nannte, ebenso oft ein grösseres Stück, auf das man den Namen »Palatine« übertrug; es war dies ein alter Name für eine neue Sache, denn früher hatte man die Umhängekragen, die vor der Halsgrube zugebunden wurden, so genannt (S. 645). Die Palatine bestand im Sommer aus sehr leichtem Stoffe, der mit Blonden und Chenillen oder mit Blumen, die aus Taffet ausgeschnitten, besezt war. Man schloss sie in der Regel vorn mit silbernen Lizen oder Knöpfen. Für den Winter aber hatte die Palatine noch ihre alte Kragenform und war dann aus dickem Sammet, Marder oder Grauwerk gefertigt, oder auch aus kurzen Federn zusammengesezt, die ebenso oft schwarz als weiss beliebt wurden. Namentlich in den Uebergangsjahreszeiten benuzte man ausserdem noch die »Mantille«; diese war ein langes als Doppelzwickel zugeschnittenes Zeugstück, das man um den Hals schlang, vor der Brust kreuzte und hinten verknotete. Mantillen kleinerer Form legte man über den Kopf und verknotete sie mit den Enden vor der Brust (Taf. 23. 5).

Bevorzugt wurden weisse Strümpfe mit bestickten Zwickeln. Die Stickerei war auf baumwollenen Strümpfen aus farbiger Wolle, aus Gold und Silber auf seidenen Strümpfen.

Die Schuhe blieben im grossen und ganzen, wie sie waren; die weissen Strümpfe verlangten weisse Schuhe (Taf. 23. 8. 11). Die Spannlasche, welche sich über die Fussbeuge erhob, beliess man etwa bis 1730 in ihrer aufrechten Stellung; dann schlug man sie auf die Schnalle nieder und liess sie endlich ganz hinweg. Die Schnalle kam jezt zur vollen Geltung; man behandelte sie als Kunstwerk und schmückte sie mit Email und edlen Steinen; auch sezte man zwei lange Laschen oder Ohren in die Schnalle ein. Seit 1720 machte man die Schuhe vor den Zehen eben so oft rund, als spiz; die Absäze beliess man hoch und spizig und schob sie bis unter die Höhlung des Fusses vor; sie bestanden jezt durchweg aus Holz. Es gab Absazmacher von Profession, welche die Schuhmacher versorgten. Ohne Zweifel

hat diese Industrie dazu beigetragen, die Mode der hohen Absäze zu verewigen[1].

Um 1715 fing die Fontange an zu fallen; schon vorher hatten einzelne Damen versucht, die Haube mit dem Spizenbüschel hinwegzulassen und das Haar allein in die Höhe zu frisieren; diese Neuerung war aber nicht durchgedrungen. Das englische Beispiel verhalf der niedrigen Frisur zum Siege. Die zulezt aus Band gefertigte diademartige Verzierung des Vorderkopfes blieb endlich auch hinweg (Taf. 23. 6). Von 1720 an war es vorherrschend Brauch, das Haar kurz, niedrig und gedrängt um den Kopf zu sammeln; man wollte eine hohe breite Stirn und strich das Haar um die Stirn her in die Höhe, aber nicht glatt, sondern mit freiem Gelocke, und sammelte es hinten zu einem kurzen Chignon, aus dem man zwei oder mehrere Lockensträhne in den Nacken herabfallen liess (178. 6). Die Frauen puderten sich durchweg mit so grossem Uebermasse, dass man ihren Kopf für mit Schnee bedeckt hätte halten können; die einen liessen ihr Haar sonst völlig schlicht und ungeschmückt; die andern besteckten und verflochten es mit kleinem Puzwerke. In Gunst behielten sie die Schleifenbüschel aus zweifarbigem Band, mit welchen man früher die Fontange beflanzt hatte. Von Stelle zu Stelle brachten sie Bandknoten an, die man »Kastanien« benannte. Auch schlangen sie Perlenschnüre in das Haar und besteckten es mit Nadeln, deren Köpfe aus Steinen oder künstlichen Blumen und Schmetterlingen gebildet waren.

Es wuchs die Sitte, das Haar unbedeckt zu lassen und nur im Negligé ein Stückchen Spizenzeug darüber zu legen (Taf. 23. 8). Auch gab es sehr kleine flache Häubchen von Weisszeug, die knapp den Oberkopf bedeckten und an ihren Rändern leicht garniert waren (178. 4). Grössere Hauben legten sich rund um den Kopf (Taf. 23. 13) und stiegen mit ihren angesezten Schläfenflügeln bis auf die Schulter herab; auch diese hatten vorn einen Spizenbesaz. Derartige Hauben trug man sonst nur im Zimmer, gewöhnlich mit Nadeln festgesteckt, seltener unter dem Kinne gebunden. Wir haben vorhin von der kleinen Mantille gesprochen, die über den Kopf gelegt und vor dem Halse verknotet wurde (Taf. 23. 5); diese war für schönes Wetter bestimmt. Um sich vor Wind und Regen zu schüzen, bediente man sich einer Haube aus dickem dunklem Stoffe; es war eine Kappe, die mittelst einer Zugschnur beliebig fest um den Kopf zusammengezogen und unter dem Kinne gebunden werden konnte (Taf. 23. 11. 13), so dass sie mit ihrem unteren Teile wie mit einem kurzen Kragen die Schultern bedeckte. Diese Kappe war zur Zeit der Contouche sehr beliebt und wurde von Frauen aller Stände und jeden Alters getragen.

---

[1] Die hohen nach der Mitte der Sohle vorgeschobenen Absäze berauben nicht nur den Fuss seiner anatomischen Schönheit, sondern geben häufig auch Anlass zu heftigen Schmerzen und Krankheiten. Denn solch ein Schuh verursacht eine völlige Verschiebung der natürlichen Stüzpunkte des Fusses, derart, dass nicht die Ferse und das Sprungbein, sondern das Fussgewölbe den Druck der Körperlast auszuhalten hat. Der Fuss wird gezwungen, sich auf sich selbst zurückzukrümmen, die grosse Zehe sich nach aussen zu drehen und die Sohlenwölbung sich flach zu drücken. Die Wadenmuskeln erleiden eine Störung in ihrer Thätigkeit, woraus dann Krämpfe und Nervenleiden entstehen können. Ueberdies verliert der Gang alle Grazie und wird zu einem unschönen Hüpfen.

Puder und Schönpflästerchen blieben die üblichsten Toilettemittel; sie wurden zu einer wahren Bekleidung des ganzen Gesichtes. Unter den Schminken nahm Rot den Vorrang ein. Vor dem weissen Haare konnte auch die blühendste Jugendfrische des Antlizes nicht standhalten; man sah sich genötigt, sie mit Rot künstlich zu erhöhen. Diese Schminke wurde zu einer Notwendigkeit, der sich keine Dame, ob alt oder jung, entziehen konnte; ja man legte selbst den Leichen der königlichen Prinzessinnen Rot auf die Wangen. Dazu gesellten sich dann noch die Schönpflästerchen; das Antliz war mit Schminken und Mouchen dergestalt bepflastert, dass es gewissermassen mit einer Maske bedeckt war, und es scheint kaum übertrieben, wenn ein französisches Epigramm von den Damen behauptete: »Wir sehen sie zwar alle Tage, haben sie aber noch nie gesehen.« Sehr anschaulich ist die Beschreibung, die eine Lady Montague 1730 von den Pariser Damen gab: »Sie sind abgeschmackt durch die Schminke, womit sie ihre Züge überdecken. Ihre auffrisierten Haare gleichen einer weissen Wolke und mit ihren feuerroten Gesichtern haben sie kein menschliches Aussehen mehr, sondern das von abgehäuteten Kälbern.«

Diese Masken aus Schminke und Pflaster machten die Sammetmasken überflüssig; sie verloren sich denn auch aus dem alltäglichen Verkehr bald nach dem Anbruche des Jahrhunderts[1].

Zum festlichen Auspuze gehörten noch Schmuckstücke aller Art, künstliche Blumensträusse oben am Mieder (Taf. 23. 6. 7), kleine, goldene, mit Steinen besezte und an Ketten hängende Uhren, Diamantgeschmeide in Stern- und Büschelform (Girandolen), Halsschnüre aus Perlen und Edelsteinen, hauptsächlich aus Granaten, Armspangen und Fingerringe. Taschentücher, Muffen und Fächer durften nicht fehlen. Die Fächer hatten fast durchweg Halbkreisform und liessen sich zusammenklappen; sie waren mit feinen Malereien bedeckt, mit Landschaften, Genien und besonders mit Liebesscenen, die nicht immer von schäferlicher Unschuld zeugten.

Weiss war die Lieblingsfarbe der Damen. Ganz im Gegensaze zur vorhergehenden Epoche, die starke Farben liebte, schwelgte man jezt in zarten verblassten Farben, in Blassblau, Blassrosa, Blasslila und Silbergrau; man wusste aber einen grossen Reiz hineinzulegen und sie künstlerisch zu verwenden.

---

[1] Eine der lezten Personen, die eine Maske trug, war merkwürdigerweise ein Mann, und zwar derselbe, der in der Geschichte und Volkssage unter dem Namen der „Eisernen Maske“ bekannt geworden ist. Es sind viele Bücher darüber geschrieben worden, aber erst in den lezten Tagen ist das Geheimnis, wer sich hinter der Maske verborgen hatte, gelüftet worden. Man hat im Archiv des französischen Kriegsministeriums eine Depesche des Ministers Luvois an den Generallieutenant Catinat gefunden, die mit den Worten schliesst: „Seine Majestät (Ludwig XIV.) wünscht, dass Sie Herrn de Bulonde verhaften und in die Festung Pignerole schaffen lassen, wo Seine Majestät ihn des Nachts in einem Gemach der erwähnten Festung eingeschlossen wissen will, mit der Erlaubnis, am Tage auf den Wällen, mit einer Maske angethan, spazieren gehen zu dürfen.“ Dieser Herr de Bulonde hatte ohne Not die Belagerung der Festung Cuneo in Savoyen aufgegeben; deshalb verurteilte ihn der König zu lebenslanger Haft; da er sich aber bei vielen Gelegenheiten als tapfer und umsichtig erwiesen, wollte der König keine Schmach auf seinen Namen kommen lassen und befahl ihm, durch eine Maske sich unkenntlich zu machen. De Bulonde starb 1703 in der Bastille. Seine Maske war, wie alle damaligen Masken, von schwarzem Sammet; erst die Sage hat geschwärztes Eisen daraus gemacht.

2. Die ständischen Trachten.

Initiale aus dem 17. Jahrhundert.

Ganz Deutschland war ein ackerbautreibendes Land und zwar so völlig, dass es diesen Charakter selbst seinen Städten aufdrückte. Doch gab es in jeder Stadt einen geheimnisvollen Bezirk, eine Art von adligem Ghetto, in welchem die Aristokratie in burggräflicher Abgeschlossenheit residierte und mit einem unausgesprochenen noli me tangere auf die übrige Welt herabblickte. Das Volk selbst war in allen Gauen nach Besiz und Arbeit, nach Sprache und Sitte, nach Glauben und Wissen unendlich reich und mitunter schroff gegliedert. Es galt durchweg für selbstverständlich, dass das, was durch Stand, Amt und Sitte zusammengehörte, auch einen gemeinsamen Rock trage; die Bürger in jedem Stande sollten sich an ihrem Rock einander erkennen. Es wäre verkehrt, die Bedeutung dieser äusserlichen Gemeinschaft lächerlich zu finden oder nur gering zu schäzen, denn sie beruhte auf innerlicher Gemeinschaft. Aber das Leben selbst in seiner ewigen Bewegung widerspricht solcher Absonderung; was die menschlichen Geseze trennten, mischten die natürlichen wieder zusammen.

Es waren keine Volkswirte, die die Luxusgeseze anregten, sondern Leute, welche sich für die von Gott berufenen Wächter des öffentlichen Lebens hielten, Fürsten und Theologen, die Fürsten, weil sie um ihre Vorrechte, die Theologen, weil sie um die öffentliche Moral besorgt waren. Als die Geistlichkeit am Anfange des 17. Jahrhunderts bemerken musste, dass sich ihre Herde nicht mehr so leicht, wie früher, das Gewissen schärfen liess, gab sie ihren Widerstand gegen Luxus und Moden von der Kanzel herab allmählich auf, stekte sich aber zumteil hinter die Fürsten und sonstige weltliche Obrigkeiten. Dies geschah an kleinen wie an grossen Höfen, ja selbst am kaiserlichen Hofe; im Jahr 1616 erschien »auf kaiserlichen Specialbefehl« ein Luxusverbot für den ganzen Umfang des deutschen Reiches. Wie Pilze im Wald nach einem warmen Regen, so schossen aller Ecken und Enden die Aufwandgeseze empor; während des dreissigjährigen Krieges traten sie zwar vor anderen Sorgen etwas zurück, häuften sich aber später wieder desto mehr. Doch fingen nun schärfer blickende Köpfe an zu überlegen, ob solche Verordnungen für den Haushalt des Staates überhaupt von Nuzen seien und nicht eher für das inländische Gewerbe zum Schaden. Die Meinungen blieben lange Zeit im Schwanken; selbst bei grösster Nachsicht war nicht zu verkennen, dass ein übermässiger Luxus das Leben verteuere und damit die Sitte gefährde; aber es war schwer, die rechte Grenze zu bestimmen. Eine Verschwendung, die sich innerhalb der Standessitten hält, pflegt vereinzelt zu bleiben, eine Verschwendung aber, welche diese Grenzen überschreitet, sich über eine ganze Volksgruppe auszubreiten und so

thatsächlich das Leben zu verteuern und die gute Moral zu untergraben. In einem Bezirk, in dem der Bauer bei seinem standesgemässen bäuerlichen Rocke bleibt, bleibt auch das Leben billiger, als da, wo er sich verstädtelten Gewohnheiten zuwendet. Wo der Bauer noch seiner Bauerntracht zugethan ist, da lebt man billig; so ist es selbst heute noch; der Bauernrock gilt auch heute noch für ein Wahrzeichen gesunder Verhältnisse. Mag es bei Hochzeiten und Kirchweihen noch so hoch hergehen und die Verschwendung bis zum Unsinne getrieben werden, mag der Feststaat einer reichen Bäuerin dem Puze der vornehmsten Dame an Kostbarkeit gleichkommen, mögen Häubchen, Rock und Mieder aus der schwersten Seide bestehen und mit Goldstickereien bedeckt sein, mögen die Mieder mit goldenen Ketten, Münzen und sonstigem massiven Edelschmucke gepanzert sein, ja, mögen Edelsteine nicht fehlen: bleibt nur das Ganze ein standesgemässes Bauernkleid, so bleiben auch die übrigen Bedürfnisse bäuerisch, denn solch ein Staatskleid wird vielleicht nur ein- oder zweimal im Jahre angelegt. Die städtische Tracht aber verlangt ein städtisches Haus und städtische Lebensweise; hundert Sachen werden zum Bedürfnisse, die man sonst nicht kannte. Und so war es denn begreiflich, dass man die Luxusgeseze selbst dann noch nicht aufgeben wollte, als man manches darin als Vorurteil erkannte. Erst kurz nach Schluss des 17. Jahrhunderts kam man zu einer festeren Ansicht; diese wurde hauptsächlich durch eine Schrift begründet, die der gelehrte Samuel von Pufendorff erscheinen liess und die den Titel führte: De Legibus Sumtuariis: Oder Nöthiger Unterricht von Staats vernünfftiger Anordnung der Mässigkeit, zu verhütung verschwenderisch und unnöthiger Ausgaben. Wegen seiner grossen Nutzbarkeit aus dem Lateinischen in das Teutsche übersezt. Franckfurt am Mayn MDCCIV.

Die Kleidergeseze des 16. und 17. Jahrhunderts waren, genau betrachtet, keine Luxusverbote, wie die früheren, sondern Standesgeseze, welche das Kostüm den einzelnen Ständen gemäss zu regeln suchten. Vielfach wurde an einem Orte verboten, was an dem andern erlaubt war; im Ganzen aber blieb es richtig, was der Dichter Hans Wilhelm von Laurenberg sagte: »De lofflyke (löbliche) Kleder-Ordonantz Werd geholden wedder halff noch gantz. Der hogen Avericheit (Obrigkeit) Mandaten Achtet man als Scholappen upp der Straaten.«

Ein Muster von Kleiderordnung ist die, mit welcher Herzog Johann Georg von Sachsen im Jahre 1612 seine Unterthanen beglückte; wir wollen nicht unterlassen, eine Blütenlese daraus hierherzusezen, um wenigstens durch ein einziges Beispiel deutlich zu machen, mit welchem Kleinigkeitskram damals Hoch und Niedrig von seiten der Obrigkeit bemuttert wurden. Als Ursache dieser Bevormundung wird ausdrücklich angegeben, »dass fast kein Stand von dem andern zu unterscheiden sei, dass die Unterthanen vollends in eusserste Armut gerathen, ja wol endlicher verderb des Vaterlandes erfolgen müsse«. Auch ist darin die Gliederung in Stände insofern bemerkenswert, als sie die Doctoren, d. h. die Gelehrten, niedriger stellt, wie dies in früheren Ordnungen geschehen war, und sie hinter dem Adel und vor den Hofdienern, »so nit graduiret«, einhergehen lässt, während sie sonst den adligen Rittern gleichgestellt waren, in den städtischen Ordnungen dieser Zeit aber den Bürgermeistern; nur blieben diese insofern bevorzugt, als ihnen zwei goldene Ketten statt einer erlaubt wurden. In der Hauptsache gab die Ordnung folgendes zur Richtschnur:

Die vom Adel. Dass in Zukunft keiner vom Adel Kleider von güldenen oder silbernen Stück oder Mantel und Kleider mit Perlen, Silber und Gold gestickt oder

auch mit güldenen und silbernen Borten verbrämet, antragen, auch keiner befugt sein solle, einen ganzen sammeten Mantel zu tragen, er sey denn in grosser Herren Dienste und fürnehmen Emptern und Bestallung. Gleichergestalt sollen die vom Adel vergüldete Sporen und Bügel, welches Fürstlichen, Gräflichen und Herrenstandes Personen gebühret, ausserhalb der Ritterspiel und erforderlichen Dienstwartung sich gäntzlich enthalten. Auch den Frauen vom Adel wird untersagt, ihre Kleider mit Ketten und Borten von edlen Metallen zu verbrämen.

Professores vnd Doctores auff den Universitäten. Deren Weiber. Sie sollen zu tragen befugt seyn güldene Ketten (jedoch dass dieselben, so sie auff einmal antragen, nicht vber 200 gülden werth). Item, güldene Armbande vnd Ringe, silberne vnd vergüldete Leib- vnd lange Gürtel, auch Messerscheiden nach ihrem vermögen, Röcke von Seidenatlas, Damassken, Seiden grobgrün, vnd was vor Zeug darunter, dess gleichen auch von solchem Zeuge Schürtzen, Ermel vnd Hartzkappen, gantz, zerstochen oder zerschnitten, welche sich mit glatten oder gemödelten Sammet oder seiden Borten oder auch Seidenstickerarbeit, jedoch ohne Gold, Silber vnd Perlen oder andern Steine mögen verbrämen lassen, doch dass solche gebräme vber eine querhand nicht hoch sey. Item vmbnehmen Mantilien oder Schauben von Seidenatlas, Damassken, Seiden grobgrün, Doppeltaffet, vnd was dergleichen zeuges vnd drunter ist, ferner mit sammeten oder mardenen Vffschlägen, jedoch dass solche vber drey quer finger breit, mit sammet oder seidenen Borten vnten herumb nicht belegt oder verbrämet seyn. Dessgleichen sollen sie sich aller Ausländischen frembden Trachten, insonderheit der grossen Eisen und Wülste vnter den Röcken, Item der Rabaten und lang entblosseten Hälse gäntzlich enthalten. Zu jrem Hauptschmuck mögen sie eine guldene oder seidene Haube mit Perlen behefftet, jedoch ohne Goldrosen oder andere güldene oder silberne vergüldete Stiffte oder Körner, dessgleichen einen Schleyer fornen mit Perlen verkleppelt tragen. In specie aber soll diesen gäntzlich verboten seyn: Perlen, Ketten, Kleinodien, Schleyer mit Goldrosen, Vnterläge unter die Schleyer mit Golde, Hauptmützen mit Perlen, Goldrosen und köstlichen Steinen, Vmbhänge umb den Hals vber der Krausen, sie seien von Corallen, Perlen, Golde, Silber, gläsern schmelzwerg, Goldgülden vnd anderem Geschmeide, silberne oder güldene Kragensteiffen, sammete Schuhe, Pantoffeln oder Stiefel mit Perlen, Golde oder Silber gestickt, seidene Strümpfe, Hauptdecken oder Schnuptücher mit Perlen etc., silberne und güldene Stecknadeln, Rappier vnd Tölche, so die Weiber zum Hauptschmuck brauchen, auch Ohrengehenke, Futter oder Vffschläge von Zobeln oder Hermelin. Der Doctoren Töchter sollen verboten sein Kräntze, darinnen Edelgesteine, Goldrosen, güldene oder silberne Stiffte versatzet, güldene Ketten, so mehr als 100 Goldgülden wichtig, dessgleichen Armbänder vber 25 Goldgülden; erlaubt aber lange Mantel von Lündischem Tuch[1], do aber die Elle vber 3 gülden nicht würdig, darauf ein Sammet oder Gesteppe von Seide 3 querfinger breit.«

Hofdiener, so nit graduiret, Item Secretarien, auch Renth-, Cammer- vnd Müntzmeister etc. soll keiner vber Seidenatlas oder Damassken (ausser die Hosen, darzu sie Sammet gebrauchen mögen) zu seiner Kleidung tragen.

Magistri sollen mit jhren Weibern und Kindern sich verhalten, wie folgendes bei den Rathsherren specificirt werden wird.

Der Hoffdiener vnd Secretarien Weiber sollen verboten sein Seidenatlasse Röcke, ebenso sammeten Schürtzen vnd Ermel, güldene Ketten vber 100 Goldgülden. Aber ire Töchter mögen alleine Röcke von Doppeltaffet tragen vnd darbei Damasskene oder Seidenatlasse Ermel und Sammete Leiber[2], jedoch alles gantz, vnzerstochen vnd

[1] Mit dem Namen lündisch, auch lindisch oder lundisch Tuch bezeichnete man das feine niederländische oder holländische Tuch; geringere Sorten, zumal das zwickauer oder zwicksche Tuch, pflegte man Mitteltuch zu nennen. Unter Grobgrün ist vermutlich Grobgrän, grober Köper, zu verstehen.

[2] Mit Leib benannte man die an dem Rocke festsizende Taille, während man unter Leibchen das selbständige Kostümstück verstand, das vom Rocke getrennt war; doch wurde es mit diesen Namen nicht immer so genau genommen.

Taf. 22. 1. Handwerkersfrau aus Strassburg. 2. sächsischer Bergmann (um 1600). 3. Frau aus Stettin (Anfang des 17. Jahrhunderts). 4. Frau aus Bautzen (um 1600). 5. Fuhrmann aus der nürnberger Gegend (1669). 6. 7. Bauer und Bäuerin aus Oberösterreich (zur Zeit des österreichischen Bauernkrieges 1626). 8. Bürgersfrau aus Köln (Mitte des 17. Jahrhunderts). 9. 10. Bauer und Bäuerin als Brautleute, aus der nürnberger Gegend (1669). 11. Brautjungfer. 12. Jungfer mit Regentuch. 13. 15. Matronen. 14. Frau niederen Standes (11—15 aus Nürnberg 1669).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

vnzerhawen, dessgleichen Schauben von Doppeltaffet, Tobien, Zindeldort oder vngewässerten Zschamelot[1].

Dann kommen Pfarrer mit Weibern und Kindern, die in ziemlicher Tracht mit guten exempeln vorgehen sollen, diesen die Studiosi, denen Wehren zu tragen gäntzlich verboten wird.

Schössern, Amptsvoigten, Verwaltern, Bürgermeistern vnd Rathsverwandten, sowie deroselben Weib und Kindern soll verboten sein: alle ausländische Trachten und sie sollen sich der rechten deutschen Kleidung, wie solche eine zeit hero in diesen Landen bräuchlich gewesen, allein gebrauchen. Verwehrt soll ihnen sein alle rauche Futter, so köstlicher, als gemeine Bawm- oder Steinmarder seynd, Goldrosen zu Hutschnüren, Hauben und Vorbäntgen, aller glatter gemödelter vnd vngemodelter Sammet zu Hosen, Röcken und Schürtzen, Kleinodien mit Edelgesteinen an den Ketten, alle Goldkörner an Schnüre gefasst am Halse, alle Goldstiffte und Vnterläge, ferner den Weibern und Jungfrawen ohne vnterschied mit offenem Halse oder Brust zu gehen, oben auf den Krausen ihre Hälse mit Perlen, Granatgen, Goldkörnern und kleinen Kettlein zu schmücken, alle thewre Holländische Leinwand, so man höher, als die Elle vor einen gülden zahlen muss, Krausen vnd Vberschläge, so länger, denn ein halb viertel, und aller vberfluss mit Zanken[2] daran, die Elle vber 3 gr vnd 6 pfen., alle Leibeisen[3], grossen vnd vngehewren Wülsten auff Englische Manier[4] sampt den seidenen Strümpffen, Sammete Stieffel, Kränze von Perlen, güldene und silberne Stifften nebst ebensolchem Blumenwerk, Stecknadeln und Ohrgehenken, alle Striche[5] in den Schürtzen, die höher als eine spanne seynd. Dagegen sollen den Schössern und Rathspersonen erlaubt sein: aller seidener Zeug, doch Atlas nur zu Wammessen, zu Hosen aber guter seidener Hamburger Tripp[6], guter Sammet aber nicht als auff die Vffschläge der Mäntel, Polnischen Mützen vnd Hüten; alles rauche Futter, so nicht besser als Marder. Die Schösser vnd Bürgermeister zwar mögen sich des Mardernen Futters jhrem Vermögen nach vnter jren Schauben vnd Beltzen, die andern aber nur zu Mützen auff den gantzen Pülpen[7] gebrauchen; das andere Futter aber, als Wölffen, Füchsen vnd dergleichen, soll diesen Personen gemein seyn, ferner silberne Beschläge an Seitenwehren, Plützen, Gürteln und Wehrgehenken, ebenso silberne Knöpffe, doch vnvergüldet. — Aehnlich sind die Vorschriften für die Söhne, Weiber und Töchter der genannten Amtleute. Die Söhne sollen sich zu täglichen Kleidern am Leder vnd gemeinem Landtuche begnügen lassen, die Weiber an Strichen von dicker vnd grosser durchsichtiger, löcheriger Naht, nicht vber drey querfinger breit. Die Hauben von gesponnenem Golde oder seiden mögen sie tragen, doch dass derselben keins vber 15 Thaler würdig, Ketten, Ringe, Armbande mehr auf den nothfall, sich sampt ihrem Ehewirth vnd Kindern damit zu retten, silberne Gürtel, Messer und Scheiden auffs höchste vor 40 Thaler. Die Töchter mögen zu ihrem Hauptschmuck güldene oder perlene Borten tragen zu 10 oder 20 Thaler, Kräntze von allerlei Blumen ohne Perlen, Krausen, Schürtzen und Kietlichen von obigem zugelassenem Zeug, jedoch auch die guten Röcke und Schauben aus Strichsammet oder auffs höchste drey Sammetbörtlein, eines Fingers breit zu Schweiffen, auff die täglichen Kleider aber nur halb seidene Schnüre einfächtig verbrämet.

Dann spricht die Ordnung von Handelsleuten, Kramern vnd vermögenden Bürgern, so nicht von jhrem Handwerge, sondern von jhren Gütern, Renthen oder anderem Bürgerlichem Gewerb sich allein ernehren. Diesen werden zu Wams und Hosen nur Tuch die Ele zu 3 fl, zum Mantel aber höher nicht als 2 fl oder Thaler erlaubt, zu Vmbnembeltzen nur Fuchse und halbseidene Borten nicht vber eines Fingers breit. Zu Wehrgehenken, Gürtelbeschlägen vnd Knäuffen mögen sie von dem besten geätzten Eisen, aber von keinem Silber tragen. Den Söhnen, Weibern und Töchtern bleibt zu Ehrenkleidern Viertraht, Tobien, Harass, Zschamelot und

---

[1] Tobien oder Thobin ein gewässerter Taffet, Zindeldort ein Seidenstoff; Zschamelot oder Camelot ein ursprünglich aus Kamel- oder Ziegenhaar verfertigter Stoff, jezt halb Seide, halb Wolle.
[2] Kanten, Spizen.
[3] Reife im Unterrocke.
[4] vrgl Fig. 166.1. sowie S. 552 u. 637.
[5] Einsaz oder Garnitur von Spizen oder gemustertem durchsichtigen Stoffe.
[6] Eine Art von Wollplüsch mit leinenem Einschlage.
[7] Umschläge, Krempen.

Kardek[1] erlaubt, sammete Mützen mit Ziegenbrämichen, Schauben mit halben Vffschlägen von Steinmarder und halbseidene Börtichen.

Gemeine Bürger, Handwergssleute vnd Gesellen durften tagliche Kleider von Tuch, Leder oder Parchet tragen, Mützen von gutem Tuche, Kardecken oder Doppeltaffet mit Fuchsbrame, Ehrenkleider von Macheyer Viertraht, Vorstatt vnd Grobgrün mit seidenen Börtichen, aber keine silbernen Beschläge vnd Gürteln, Gehenken vnd Knäuffen. Ihre Weiber und Töchter sollen sich des Marderfutters enthalten vnd am Küherücken vnd anderem gemeinen Futter sich contentiren lassen; Hals- und Armschmuck soll ihnen untersagt sein, ebenso grosse Vberschläge und breite Streife auff den weitermlichen Kietlichen vnd Schürtzen; erlaubt aber Kräntze von Blumen ohne Perlen, doch keine Kronenkräntze.

Vorstädter, so eigene Häuser haben, auch die Pfahlbürger, sollen auf die einfachsten Stoffe beschränkt, ihren Weibern und Töchtern nur Besäze von drei Finger breit, Kräntze von allerlei Blumenwerk ausser Rossmarin, Thorgawischen rollen vnd andern Nägelin gestattet sein.

Dienstboten, Knechten und Mägden soll nichts, als Leder, Parchet vnd gemein Landtuch von Leinwand zugelassen, den Mägden sonderlich aber die weitermeligen Kietlichen vnd grossen Schürtzen, ausgenäetes vnd Zanken gäntzlich verboten seyn.

Der Bawersmann beneben Weib vnd Kindern soll bei jedes orts gewöhnlicher Tracht bleiben vnd sich alleine am Landtuche, Leder vnd was noch geringes ist, begnügen, insonderheit aber keinen Sammet vnd Seidenatlas, auch nicht stickwerk oder gestepte Sachen, viel weniger Gold oder Silber tragen.

Um das Uebel des Luxus an der Wurzel zu treffen, bedrohte die sächsische Ordnung vor allem die Schneider mit Strafen, »weil durch sie alle missbräuche am besten verhütet werden können; so soll nun hinführo kein Schneider keinem einig Kleid zuschneiden oder anmachen, so jhme vermöge dieser Ordnung zu tragen nicht gebührte; würde aber ein Schneider darwider handeln, es geschehe durch ihn selbst oder seine Gesellen, derselbe soll zum erstenmal vmb 8 Thaler, zum andermal vmb 16 Thaler gestraffet werden; da er aber an solche Geldstraffe sich nicht kehren, sondern zum drittenmal der Ordnung zuwider handeln vnd einem, wer er auch sey, ein Kleid, so ihme nicht gebühret, angemacht haben würde, dem soll auf ein viertel Jahr sein Handwerg gelegt, auch nach Befindung seiner vielfältigen Verbrechung vnd muthwilligen widersetzung dieser wohlgemeynten Ordnung das Bürgerrecht gäntzlich eingezogen werden.«

Ein Kleidergesez, das 1626 zu Leipzig erschien, rügte von den Bürgersfrauen: »sie tragen sich nicht auf ehrbare deutsche, sondern auf ausländische Manier, machen Gebrauch von mehrfachen goldenen Ketten, von Handschuhen, die mit Gold und Perlen gestickt, goldenen Dolchen im Haar, in Summa so, dass es nicht adeligen, sondern gräflichen und höheren Standespersonen gleich ist.« König Christian IV. von Dänemark hatte einen Zahn auf die stuzerhaften Schneidergesellen und rückte ihnen im Jahr 1636 in einer Verfügung für die deutsche Provinz Holstein mit folgender Drohung auf den Leib: »Nachdem auch fremde Handwerks-, vorab Schneider-Gesellen mit ihrer Kleidung, Gebremels, Zauchen und grossen Hosen-Bändern nicht geringe Aergerniss geben, wird ihnen solches hiermit untersaget und ernstlich gebothen, sich damit hinfüro nicht sehen zu lassen, sondern ihrem Handwerke gemässige Trachten anzuthuen.« Zu Hildesheim wurde in verschiedenen Jahren das Verbot der silbernen und goldenen Spizen, der köstlichen Leibchen, der »stattlich ausgeputzten Ufgesetzten« und der gestickten Schuhe wiederholt, ebenso das der »krausen Haare« und der »nackten entblösten Hälse«. Ein um 1662 in Braunschweig erschienenes Gesez richtete sich vor allem gegen den »neuen Aufwand in vielfältigen Bändertrachten samt Kragenbenähung, also dergestalt, dass alle Frauen und Jungfrauen, welche sich hinfüro mit denen schmalen güldenen, silbernen oder

[1] Viertraht, auch Fürdrat, Vordrat, ein aus vierdrähtigem Faden gewebtes sehr starkes Zeug; Harass oder Arras, ein leichter Wollstoff, nach der Stadt Arras in den Niederlanden so benannt; Kardeck ein leichter Futterstoff aus Seide. Andere Stoffe, deren Namen heute kaum noch verständlich sind, waren Macheier, eine Art geringen Wollzeuges, das den Bauern zu tragen erlaubt wurde; Schetter oder Schätter, eine lockere undichte Leinwand; Bombasin, ein Stoff halb Seide, halb Baumwolle; Boye, ein dicker Wollstoff; Fünfschaft, ein baumwollener Köperstoff.

auch seidenen überflüssigen Bändern an Haupt oder Kleidern, dann mit benähet oder unbenäheten Kanten, Klöppels und Spitzen (da sie gleich gestricket und gewebet) an Kragen oder sonst ihren üppigen Hoffart sehen lassen werden, wie nicht minder dieselben, so mit ganz oder halb, zumal ärgerlich- und schändlich-entblössten Brüsten (ob sie gleich dieselbe mit einem dünnen durchsichtigen Flor zum Schein überdecket haben würden) einhergehen, gestracks Angesichts auf die Buchstabe gefordert und nach Gestalt und Grösse der Verbrechung unnachlässig abgestraffet werden sollen.

Auch nicht eine Stadt blieb mit solchen Kleiderordnungen verschont, nicht einmal die reichen Handelsstädte, wo doch sonst ein freierer Geist regierte; so sahen sich die Bewohner von Bremen, die unabhängig von der grossen Mode ihr Kostüm nach eigenem Willen gestalteten, sich in einer Zeit von fünfzig Jahren viermal mit polizeilichen Vorschriften heimgesucht.

In den Stadtgemeinden fing schon während des 16. Jahrhunderts die bürgerliche Tracht an, zur grossen Mode in Gegensaz zu treten; sie sezte sich immer mehr aus Resten von früheren Moden zusammen, die so zu sagen hängen geblieben waren, indem die Missgunst der Verhältnisse ihnen nicht mehr erlaubte, mit den neuen Moden gleichen Schritt zu halten. Was im 16. Jahrhundert begann, wuchs sich im 17. völlig aus; und so kam es, dass von Stadt zu Stadt die bürgerliche Tracht ein anderes Gepräge erhielt. In noch höherem Grade war dies bei den bäuerlichen Trachten der Fall. Wenn wir uns nun anschicken, über die Tracht der einzelnen Stände zu berichten, geraten wir in das Gebiet der Volkstrachten hinüber; Standes- und Volkstrachten voneinander zu trennen, ist für diese Epoche nicht mehr so leicht möglich, wie für die früheren. Wir müssen uns deshalb hier auf die Angaben von solchen Kostümstücken beschränken, welche durch Gewerbe und Handwerk allein hervorgebracht wurden. Die polizeilichen Vorschriften bekümmerten sich mehr um den Stoff und die Ausstattung, als um die Form des Kostüms; und so wenig man dem einzelnen Stand erlauben wollte, sich von ihnen zu entfernen, so wenig brachte man es fertig, dass die Tracht sich mit den Ständen augenfällig abschnitt.

Die Handwerksleute trugen vielfach während der Arbeit kein andres Gewand auf dem Oberkörper, als das Hemd, dessen Aermel sie überdies bis in die Oberarme aufzukrempen pflegten (180. 1. 181. 7. 8); andre fügten Wams oder Schossjacke hinzu, wie die Mode sie mit sich brachte, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ein kurzes ärmelloses Koller, dessen Brustschliz mit einigen Knöpfchen geschlossen wurde (182. 8), wieder andre einen längeren Rock mit engen Aermeln, die unten auf der Rückseite verknöpfbar waren und keine Aufschläge hatten, weil diese bei der Hantierung nur hinderlich gewesen wären (182. 1. 2. 5). Unter Fuhrleuten verdrängte der taillenlose Kittel allgemach den Rock mit dem faltig angesezten Schosse (181. 9. vrgl. 143. 3); aber das auf der Brust überschlagene Wollhemd von roter Farbe (vrgl. Taf. 22. 5) blieb unausgesezt bei ihnen in Geltung. Während man sonst unter der handwerkenden Klasse den Hals durchweg nackt getragen, schüzte man ihn jezt in steigendem Masse mit der langen Halsbinde oder Krawatte; gegen Ende des 17. Jahrhunderts war die Krawatte selbst unter den geringsten Bauern üblich. Ein eigenes Stück,

das bestimmt, die Kleider zu schonen, war die Schürze oder der Schurz; die Schürze bestand aus grober Leinwand in Naturfarbe, häufig auch blau oder grün gefärbt, der Schurz aus Leder (181. 6—8); der Lederschurz kam besonders unter Schmieden, Wagnern, Zimmerleuten und Böttchern vor. Beide Arten von Schuzhüllen legte man auf die nämliche

Fig. 180.

1. Handwerker. 2. Wirt. 3. Kaufmann. 4. 5. Bergknappen. 6. Krämer. 7. Schalksnarr. 8. Bettler. 9. 10. Juden (Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts).

Weise an; man band sie um die Taille vor den Unterleib, gewöhnlich mit einem Ueberschlage, den man nach Bedarf über die Brust heraufnehmen konnte; in diesem Falle befestigte man den oberen Teil mit einer Schnur, die man in Schlingenform um den Hals legte oder mit einer Doppelschnur, die man wie Hosenträger im Rücken kreuzte (182. 3. 4). Das Bruststück diente zugleich als Tasche, in der man seine kleineren Bedürfnisse verwahrte, das Schnupftuch, das man gern immer zur Hand hatte, um sich den Schweiss abzutrocknen, dann auch Pfeife und Tabaksbeutel. Für leichtere Werkzeuge, wie Hammer und Messer, hatte man seinen Plaz im unteren Teile des Schurzes; man steckte sie dort durch einen ausgenähten Schliz oder durch einen besonders angenähten Ring (180. 1).

Das Kostüm, das wol am meisten von der allgemeinen Mode abwich, war das bergmännische. Abgesondert einen grossen Teil ihres Lebens von dem freundlichen Tageslichte und eingesargt in die Höhlen der mineralreichen Gebirge übertrugen die Bergleute etwas von dem Ernst ihres unterirdischen Berufes auf ihre Kleidung; man glaubte sie den Geistern und Kobolden, von denen sie soviel zu erzählen wussten, ähnlicher, als ihren Brüdern auf der sonnigen Oberwelt. Es war besonders die Kapuze, die ihnen das gnomenhafte Aussehen gab. In einem Buche, das um 1600 in Nürnberg erschien, (Methodus geometrica, gedruckt durch Valentin Fuhrmann, mit 45 Holzschnitttafeln), begegnet uns ein Bergmann in seinem Habit (180. 4); er trägt bequeme hellbraune Kniehosen, die unten offen sind, und weisse Strümpfe, einen kurzen braunen Kittel, der unter der Taille gegürtet ist, und eine spize weisse Gugel mit kurzem Kragen. Sein Gesicht wird von einem gestuzten Vollbarte umrahmt. In einem andern zu Zellerfeld um 1617 gedruckten Buche (Berichte vom Bergwerk, von Löhneis) erscheinen zwei Bergleute, von denen der eine die Wünschelrute springfertig zwischen den Händen das Feld durchschreitet (180. 5), der andre aber nach Schäzen gräbt. Ihre Kapuze ist mit dem Kittel zusammengenäht, bei dem einen zurückgeschlagen, bei dem andern über den Kopf gezogen; bei jenem legen sich die Hosen lang und knapp, wie Gamaschen, über den Fuss, bei diesem teilen sie sich in Pumphosen und Strümpfe. Weiter finden wir das Bild eines Bergmannes an der Kanzel des Domes zu Freiberg in Sachsen; es stellt wahrscheinlich einen Steiger vor (Taf. 22. 2). Dasselbe trägt die kurze westartige Puffjacke von schwärzlicher Farbe aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit den geschlizten Röhrenwülsten an den Säumen und Achselnähten und dem angesezten, in dichte Längsfalten geschobenen Schosse, darunter eine mit Knöpfen vornherab geschlossene Lederweste, Hosen von hellem Stoffe, in den Unterschenkeln anliegend und an den Knieen mit besonderen Lederstücken gegürtet, die den Kniekacheln an den älteren Rüstungen ähnlich sehen. Vor dem Unterleib, am Taillengurt befestigt, hängt die sogenannte »Schärpertasche«, eine unsrer heutigen Patrontasche ähnliche und auch genau in deren Art befestigte Lederhülse, in der die Knappen zwei starke Messer oder »Schärper« aufzubewahren pflegten. In der Hand bemerken wir die »Bergbarte«, eine Art von Axt, welche noch jezt ein Abzeichen der Bergbeamten ist. Weiter giebt es in deutschem Privatbesize noch eine Holzfigur, die uns einen gleichfalls dem 17. Jahrhundert angehörenden Bergmann überliefert (181. 5). Auch diese Figur trägt das Wams mit dem geschlizten Randbesaze und dem Schosse von Orgelpfeifenfalten; aber die Brustklappen sind vorn übereinander geschlagen wie bei den sogenannten Wollhemden der Bauern (Taf. 22. 5); auch zeigt das Wams am Hals einen umgeklappten Kragen, der von der Halskrause fast ganz verdeckt wird. Zwischen Kniehosen und Strümpfen schieben sich die Knieleder ein. Die Schuhe haben eine Spannlasche und zwei Seitenlaschen, die über der ersten zugeschnallt sind. Vorn am Gurt hängt die Schärpertasche und daneben eine Art von Scheide, die vielleicht für den Messstock bestimmt. Der Mann trägt keine Kapuze, sondern einen Schachthut, der unten aufwärts geklappt ist; dieser Umschlag, über den Ohren ausgeschnitten, bildet einen Stirn- und Nackenschuz; die Stirnklappe wird durch ein

Band festgehalten, das den Hut umgiebt. An keiner von allen Figuren fehlt das Hinterleder, welches oben das Gesäss völlig umschliesst und mit seiner Spize auf die Waden hinabsteigt.

Fig. 181.

1. Kupferdrucker. 2. 3. Schalksnarren. 4. Pilger. 5. Bergmann. 6. Baumeister (Rock dunkelblau, Strümpfe hellblau, Schürze und Bäffchen weiss, Hut und Schuhe schwarz). 7. Wagner (Hosen blau, Strümpfe trübrosenfarbig, Hemd weiss, Müze rot mit dunkelgrauem Bräm, Schuhe schwarz). 8. Mezger (Hosen blau, Strümpfe trübkarminrot, Schürze und Hemd weiss, Hosenträger rot, Müze und Schuhe schwarz). 9. Fuhrmann (Kittel und Halsbinde weiss, Wollhemd, nur oben sichtbar, rot, Strümpfe blau, Schuhe und Hut schwarz, lezterer mit rotem Bande). 10. Kaufmann in Haustracht (Rock dunkelgrün, Leibbinde rot, Müze ziegelrot mit rosenrotem Bräme, Pantoffeln rosenrot, Strümpfe weiss). 1—5. zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, 6—10. Anfang des 18.

Eine Reihe von berg- und hüttenmännischen Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts überliefert uns ein koloriertes Kupferstichwerk von Chr. Weigel (Nürnberg 1721). Die gemeinen Bergknappen, sowie die Haspelknechte, Wäscher und

Fig. 182.

Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1. Schreiner: Weste grün, Schürze bläulich, Hosen ledergelb, Strümpfe dunkelblau, Schuhe schwarz, Müze rot. 2. Kürschner: Weste braun, Schürze grün, Strümpfe rot, Schuhe und Muffen schwarz, Müze grün mit schwarzem Bräm, Halsbinde weiss. 3. Böttcher (Fassbinder, Büttner): Weste rot, Schürze lederbraun, Strümpfe rosa, Pantoffeln schwarz, Müze grün mit gelber Borte. 4. Böttcher, Weste dunkelblau, Hosen rosa, Strümpfe rot, Müze grün. 5. Schneider: Weste dunkelblau, Hosen grün, Strümpfe rot, Pantoffeln, in Arbeit befindlicher Rock und Müze rosa, leztere mit weissem Bräm. 6. Klopffechter (Federfechter und Marxbrüder): Hosen rot, Strümpfe blau, Schuhe schwarz, Armzeug dunkellederbraun, Dusäcke (Säbel) holzfarbig. 7. Klopffechter: Hosen grün, Strümpfe rot, Armzeug lederfarbig, Hut tiefrosa. 8. Papiermacher, Wams (Kollett) rot, Hosen blau, Strümpfe braun, Müze tiefrosa. 9. Bereiter: Weste rosa, Hosen bläulich, Stiefel, Haarbeutel und Schuhe schwarz. 10. Jäger: Rock grün, Koppel ledergelb, Hirschfänger am Griff gelb, an der Scheide schwarz, Gamaschen lederbraun, Pistolenhalter und Satteldecken rot, leztere mit gelbem Rande, Hut schwarz mit grüner Schleife. (Curiöser Spiegel, worinnen der ganze Lebenslauf des Menschen von der Kindheit bis zum Alter zu sehen; lezte Auflage von 1824.)

Jungen erscheinen hier in einem schwarzen Grubenkittel (183. 1), der taillenlos, in den Aermeln oben bauschig und unten anliegend, vorn herab mit einer Reihe von Messingknöpfen und ebenso unten an den Aermeln mit drei ähnlichen Knöpfen geschlossen ist. Den Kopf bedeckt eine etwa handbreit hohe schwarze Müze mit flachem Boden und ringsum aufgeschlagener Krempe, die über der Stirne mit dem Bergmannsembleme, seitwärts aber mit einer weissen Bandrosette oder Kokarde geschmückt ist. Die Kniehosen sind bauschig und verbergen sich mit dem unteren Ende in den Stulpen der weissen Strümpfe, welche über die Kniescheibe heraufsteigen. Nur die

Fig. 183.

1 2 3 4 5 6

1—6. Berg- und Hüttenleute aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1. Untersteiger: Kragen, Hosen, Strümpfe und Hemdbund am Handgelenke weiss; Schachtkappe schwarz mit silberner Borte und messingenem Hauerzeichen; Kittel, Kniebügel, Tasche und Schuhe schwarz; Knöpfe und Schnallen gelb, Messerscheide schwarz mit silbernem Beschlag. 2. Bergschreiber: Kappe grün mit Goldborte und weisser Kokarde; Kittel weiss mit Goldborten, Unterwams (oder Wollhemd) weinrot, Hosen und Strümpfe weiss, Tasche, Kniebügel und Schuhe schwarz; Hirschfänger am Griffe kupferfarbig, an Bügel, Parierstange und Beschläge silbern, an der Scheide schwarz. 3. Aschenknecht: Kappe grau, Haube, Halstuch, Hemdbund und Strümpfe weiss, Kittel und Leder schwarz, Hosen braun. 4. Hüttenschmied: Kappe grün, Hemd und Kniebänder weiss, Schürze und Schuhe schwarz, Hosen blau, Strümpfe braun. 5. Schmelzer: Haube, Hemd und Strümpfe weiss, Halsband, Schurz und Schuhe schwarz. 6. Oberberghauptmann: Hut grün mit goldner Borte, weisser Kokarde und weisser sowie rosenroter Feder; Bergrock weiss mit Goldstickerei, Unterwams weinrot; Halsbinde, Manschetten, Hosen und Strümpfe weiss; Tasche, Kniebügel und Schuhe schwarz. Die Leder sind durchweg aussen schwarz und innen naturfarbig. (Weigel, Abbildung und Beschreibung derer sämtlichen Berg-Wercks [und Schmeltz-Hütten] Beamten und Bedienten nach ihrem gewöhnlichen Rang und Ordnung im behörigen Berg- [Hütten-]Habit 1721.)

eigentlichen Knappen oder Häuer tragen Hinterleder und Kniebügel, überdies als eigentliches Standeszeichen die Bergbarte. Der Steiger ist an Grubentasche und Schärper (Zseherper) kenntlich, der Knappschaftsälteste ausserdem noch am Hirschfänger und zwei breiten weissen Bäffchen vor dem Halse, die über einem mit Spizen gerändeiten Linnenkragen liegen. Die höheren Bergbeamten haben keinen schwarzen, sondern weissen Grubenkittel in Jackenform; dieser Kittel, von weissem Wollstoff, ist zwar, wie der schwarze, oben in den Aermeln bauschig (183. 2), sonst aber anders zugeschnitten; er hat eine leichteingezogene Taille und einen in gleichmässige Pfeifenfalten gelegten Schoss, der im Rücken aufgeschlizt. An den Rändern und auf den Achselnähten zeigt er schmale Goldborten, nirgends aber einen Knopf; man hakte ihn vor der Halsgrube einmal zusammen und liess ihn nach untenhin frei auseinanderklaffen; in der Oeffnung kam das rote Wollhemd zum Vorschein, das in die Hosen

untergesteckt, auf der Brust übereinander geschlagen und seitwärts geschlossen war. Der Schachthut gleicht dem der Knappen; nur ist er von grüner Farbe und auf der Krempe schwarz getupft. Die Krempe an dem Hute des Oberbergmeisters aber ist oval geschnitten (183. 6) und nur an den Schläfen mit ihren Breitseiten emporgerichtet, dabei mit einer Goldtresse gerändert, der Kopf aber befiedert. Das Haar lässt die Kräuselkünste der Perücke bemerken.

Die Hüttenleute sind ähnlich bekleidet, nur fehlen ihnen Kniebügel und Hinterleder; dagegen tragen sie einen vor den Leib gebundenen Lederschurz. Der Schurz des Hüttenschmiedes (183. 4) steigt über die Brust herauf und sein oberes Stück wird durch eine Haftel in Triangelform an der Halsbinde festgehalten. Die Müzen sind durchweg grün. Bei den oberen Beamten wird das Wollhemd durch eine kurze rote Weste ersezt, die bis zum Gürtel herab verknöpft ist. Seitwärts hängt der Hirschfänger, von einem Trageriemen festgehalten, der sich in Gestalt eines römischen Fünfers (V) an den Gürtel schliesst. Die eigentlichen Erzschmelzer gehen in einem langen weissen Hemde einher, das den ganzen Anzug bedeckt, den Kopf mit einer Haube verhüllt, die einer Kapuze ähnlich sieht (183. 5).

Betrachtet man das Feiertagskostüm der gewerblichen Stände, die im Ringe der Stadtmauern thätig waren, so bemerkt man, dass es von dem der vornehmen Stände durch keine scharfe Grenze abgesondert war. Von Augsburg wird ausdrücklich berichtet, dass die Tracht der Zünfte kaum der Form nach, sondern nur im Stoffe sich etwas von der vornehmen Tracht unterschieden habe, diese aber wiederum an Pracht und Gediegenheit dem Anzuge von Fürsten und Grafen nichts nachgegeben habe. Und so wetteiferten hier wie anderwärts die Handwerker in Form und Schmuck ihres korporativen Lebens durchaus mit den Patriziern, ja mit Fürsten und Herren.

Aehnlich wie die Bergknappen spielten indes die Schalksnarren und Juden eine ausnahmsweise Rolle in den ständischen Kostümen.

Wie im bergmännischen Habit (180. 4. 5) blieb in dem der Schalksnarren die Gugel noch eine Zeitlang ein Stück, das den überlieferten Charakter bestimmte. Der Schalk trug seine Kapuze gewöhnlich auf der Scheitelnaht mit einem Hahnenkamme und an beiden Schläfen mit langen Eselsohren bepflanzt (180. 7). Da nun Klingeln einmal zu seinem Handwerke gehörte, so liess er überall, wo sich ein passender Plaz vorfand, dies Geschäft durch kugelige Schellen besorgen, an den Spizen der Ohren, am Gürtel, an den Kniebändern. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begann die Narrentracht den ererbten Schnitt abzustreifen und sich nach dem Muster der italienischen Pantalons zu richten (181. 2. 3); sie sezte sich nun zusammen aus langen gleichweiten Hosen, die unten offen standen, aus einer halblangen Aermeljacke, die gar keine oder nur eine leicht eingezogene Taille hatte, aus einer Halskröse, die früher vor dem Kragen der Gugel keinen Plaz gefunden, ferner aus ähnlichen Krausen an den Handgelenken, schliesslich aus einem Käppchen, welches fest anliegend das kurze Haar unter sich verbarg, und einem Hute mit hohem stumpfkegeligen Kopf und einer mächtigen Scheibenkrempe oder aus einem Barette, dessen Form durch persönliche Laune bestimmt war. Als Farbe bevorzugte man vielfach von oben bis unten ein tadelloses Weiss. Die Schellen brachte man reihenweis aussen an den Hosennähten an, sowie am vorderen Schlize der Jacke, wo sie den Dienst der Knöpfe

besorgten. Der Schalk war eine stehende Figur bei allen fröhlichen Gelegenheiten; er stand regierend an der Spize der Aufzüge; sein Herrscherstab war, seit er Pantalon geworden, nicht mehr der Kolben, sondern ein fächerartig gegliedertes Instrument, dessen rasselndes Geräusch mit dem Klange der Schellen wetteiferte und unzweideutige Kunde gab, wenn die Schläge, die damit ausgeteilt wurden, nicht fehlgegangen. Man nannte es »Pritsche« und darnach seinen Führer »Pritschenmeister«. Trug der Pritschenmeister kein besonders zugeschnittenes Kostüm, so war sein Anzug wenigstens von Kopf bis zu Fuss, vom Hute bis zu den Schuhen, farbig gestreift, längs, quer, schräg oder im Zickzack; überdies war seine Brust mit grossen Medaillons geschmückt, die in ähnlicher Ordnung darauf angebracht waren, wie ehedem die Phaleren auf den römischen Rüstungen.

Den Juden wurde der gelbe Ring vorläufig noch nicht erlassen. Ihre Tracht bestand im 17. Jahrhundert aus einem bis zum Knie verkürzten und vornherab mit vielen kleinen Knöpfen verschliessbaren Kaftan mit Klappkragen (180. 9. 10) und einem etwas längeren Mantel, wie er auch sonst von den Bürgern getragen wurde. Der gelbe Spizhut war einem flachen breiten Barette von roter oder gelber Farbe gewichen. Das Zeichen der Jüdinnen beschränkte sich auf eine blaue oder gelbe Borte am Kopftuche. Uebrigens wechselte die jüdische Tracht von Stadt zu Stadt; so gehörten in Nürnberg noch Mantel, Kragen und viereckige Schlappen zur weiblichen Judentracht. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren die dortigen Juden mit einem Ueberhange angethan, der dem mittelalterlichen Tapperte glich (197. 9), und aus seinen völlig geöffneten Seiten die Rockärmel mit den mächtigen Aufschlägen hervortreten liess, wie sie damals Mode waren; auf der Brust sass ein rotes Herz. Man unterschied dort die einheimischen Juden von den fremden dadurch, dass man leztere zwang, statt des Barettes eine Gugel zu tragen. Auch musste ihnen eine Frau im Regentuche auf Schritt und Tritt folgen und der unerbetene Dienst von den Juden aus ihrem eigenen Sacke bezahlt werden.

Ein Reisender, Maximilian Misson, der seine Erlebnisse unter dem Titel: »Reisen aus Holland durch Deutschland in Italien« um 1701 in Leipzig erscheinen liess, bemerkt über die Juden in Frankfurt: »Sie haben ihre besondere Kleidung in schwarzen Mänteln mit rundem Gekröse und tragen gespizte Bärte.« In dem Trachtenwerke von Abraham a Santa Clara, das etwa um die nämliche Zeit erschien[1], begegnet uns ein Jude und eine Jüdin aus Frankfurt (198. 8. 9); obgleich die Bilder unkoloriert, ist doch alles, was von schwarzem Stoffe, deutlich markiert; hier nun ist der Judenmantel hellfarbig dargestellt und nur der überfallende Kragen schwarz; statt der Kröse bemerken wir einen gezackten Kragen aus Spizen; die weiten Kniehosen werden durch schlotterige Gamaschen ergänzt; der Bart ist spiz, der Hut ein

[1] Neu eröffnete Welt-Galleria, Worinnen sehr curios und begnügt unter die Augen kommen allerley Aufzüg und Kleidungen unterschiedlicher Stände und Nationen u. s. w. Mit sonderm Fleiss zusammen gebracht von P. Abrahamo à S. Clara. Und von Cristoph Weigel in Kupffer gestochen, zu Nürnberg Anno MDCCIII.

breitrandiger Filz nach der Mode. Das Judenweib erscheint in einem Hüftrocke, der die Fussknöchel freilässt, mit einer breiten etwas kürzeren Schürze darüber, in einem Leibchen, das über dem Hemd auf der Brust auseinanderklafft und verschnürt ist, einem kurzen Mantel, dessen Verschluss vor der Halsgrube unter einer ansehnlichen Radkrause verborgen liegt, und einer Haube mit grossen Ohren, einem Ueberreste der urgrossmütterlichen Hundsgugel, die, das Gesicht einrahmend, kaum die Wurzeln der Stirnhaare freilässt. Die Schuhe sind Schlappen ohne Fersenkappe.

In demselben Buche lässt der Verfasser einen Juden aus den östlichen Grenzbezirken Deutschlands auftreten, einen von jener Sorte, die wir »polnische Juden« zu nennen pflegen (204. 5). Sein bis in die halben Waden fallender Kaftan ist über die Brust herab verknöpft

Fig. 184.

1 2 3 4 5 6 7

Süddeutsche Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1. Arzt: ganzer Anzug schwarz, Perücke braun. 2. 3. Frauen in Trauer: Regen- und Taschentuch weiss, das übrige schwarz. 4. Schornsteinfeger: ganzer Anzug schwarz, Hutborte und Plumage weiss. 5. Frau aus dem Volke: Kopfpuz gelb, Leibchen, Schürze und Halstuch weiss, Rock ziegelrot. 6. Bäuerin: Rock und Mieder schwarz mit grünem Saum, Hemdärmel weiss, Haarnez grün, Strümpfe rot, Schuhe schwarz. 7. Bauer: Wollhemd rosa, Hemd (Kragen und Aermel) weiss, Hosen mit Gurt ledergelb, Strümpfe hochrot, Schuhe und Hut schwarz. (Curiöser Spiegel u. s. w.)

und um die Taille nach morgenländischer Weise mit einem langen Shawle gegürtet, der längere Oberrock durchaus offen und mit einem überfallenden Kragen versehen; die Halskrause besteht aus einem lässig gefalteten Linnenstücke, und der Hut, ein Ungetüm unter seines Gleichen, ist nicht unähnlich einem Pilzhute geformt. Die polnischen Jüdinnen unterwarfen sich, wenn sie heirateten, dem Brauche, ihr natürliches Haar abzuscheren und durch eine rote Perücke zu ersezen; so schreibt es ihnen heute noch ihr Ritus vor.

Leute, die auf der Pilgerschaft ihrem Hange zur Frömmigkeit oder Faulheit Genüge thaten, machten sich noch immer kenntlich

durch Schulterkragen, Hut und Stab, sowie durch Muscheln und ein Emblem von zwei gekreuzten Stäben, welche Zeichen namentlich an Hut und Kragen ihre Stelle fanden (181. 4). Zwischen den beiden Knäufen am oberen Ende ihres Stabes führten sie jezt einen Haken, an den sie die Kürbisflasche hängten oder irgend einen geweihten Gegenstand; über die Brust legten sie nach Art eines Bandeliers einen Rosenkranz aus dicken Kugeln.

3. Die Volkstrachten.

Initiale aus dem 17. Jahrhundert.

Es gab in Deutschland keinen noch so zähen Stamm und keinen noch so abgelegenen Bezirk, der von der grossen Zeitmode unberührt geblieben wäre; ja es war geradezu diese Allerweltsdame, welche den allgemeinen Charakter der Volkstrachten bestimmte, die dem stockenden Wachstume derselben frisches Leben und ihrem grossmütterlich vergilbten Wesen ein verjüngtes Antliz verlieh. Wie die Modetracht sich entwickelte, so veränderte sich auch das allgemeine Aussehen der Volkstrachten; die Volkstrachten des 18. Jahrhunderts waren andere, wie die des 17. Die Zeitmode rückte aber nicht überall gleichmässig vor; in verkehrsreichen Gegenden äusserte sie sich naturgemäss lebhafter, als in abgelegenen; ja, sie konnte ein ganzes Jahrhundert lang spurlos vorübergehen, wenn sie auf ein abgeschlossenes Volksleben stiess. Beispiele dafür bieten der Rheingau und die Ufer des Lech. Der Rheingau ist Weltstrasse von uraltersher; schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts lockte er mit seinen landschaftlichen Reizen die Patrizier, ihn zu ihrem Wohnsize, Fürsten und Edelleute, ihn zu ihrem Hoflager zu machen. Der eingeborene Bauer wurde bürgerlich, der Bürger sah aus wie ein Städter, d. h. er wurde das, was er heute noch ist, weder Bauer noch Städter. Wie sein Dialekt sich abschliff, so büsste auch seine Tracht ihre schärfsten Eigentümlichkeiten ein; sie kam immer eine gewisse Reihe von Jahren hinter der grossen Mode einher, und nur diese Verspätung machte sie zur Volkstracht. Zu einer wirklichen Heimatstracht aber konnte der Rheingauer nicht gelangen. Diesem leichtbeweglichen Volke stellt das linke Ufer des Lech ein schwerbewegliches, und das rechte Ufer ein schier unbewegliches gegenüber; hier die Altbaiern, dort die schwäbischen Baiern. Die geistigen Kämpfe des 18. Jahrhunderts waren für den städtischen Altbaiern kaum, für den ländlichen gar nicht vorhanden; seine geistigen Führer bewahrten ihn davor; so blieb dieser auch bei der Tracht stehen, die er nach dem dreissigjährigen Kriege angenommen hatte, und schloss sie fast unvermittelt an die des 19. Jahrhunderts an. Der schwäbische Baier auf dem linken Lechufer aber wurde lebhafter von den Kämpfen dieser Epoche bewegt, von ihren Gährungen, Auflösungen und Neubildungen; dies äusserte sich auch in seiner Tracht; sie nahm den

Typus der Zeitmode an. Und so kann man heutzutage noch auf dem linken Lechufer das kleine runde Hütchen oder den Dreimaster der Zopfzeit bemerken, den langen Oberrock mit stehendem Kragen, die kurzen Hosen mit Schnallenschuhen und Zwickelstrümpfen, auf dem

Fig. 185.

Trachten am Oberrhein (Strassburg, Basel etc., um 1600). 6. 7. Brautkronen. (Nach Holzschnitten von Tobias Stimmer.)

Ufer gegenüber aber den hohen spizen Hut, das kurze Wams und die langen faltigen Lederstiefel bei den Männern, bei den Frauen die über die Schultern emporgedrückten Schinkenärmel, lauter Stücke einer weit älteren Epoche.

Die hundertfältigen Einzelnheiten, durch welche sich die Volkstrachten von einander sonderten, waren zum grössten Teil Erbstücke, die von Familie zu Familie gingen; aber sie stammten nicht durchweg von der grossen Mode her; sie kamen vielfach aus Gegenden, die fern von deren Herrschgebiete lagen. Im Osten und Nordosten unseres Vaterlandes sezten die Slaven und Wenden ihre kostümlichen Eigenheiten ab; den unteren Rhein herauf und im Küstengebiete der Nordsee verholländerte die heimische Tracht; selbst England und Norwegen blieben hier nicht ohne Einfluss. Naturgemäss war der Süden Deutschlands am stärksten der eigentlichen Mode, die von Frankreich herüberkam, ausgesezt. Und so schieden sich die Volkstrachten wieder in grosse Gruppen; jede Gruppe war reich im Einzelnen, aber doch nicht ohne Gleichförmigkeit im Ganzen; man könnte sie etwa mit einer Wiese oder einer Heide vergleichen, die sich über Berg und Thal ausbreitet und je nach dem Boden die eine oder andere Pflanze vorherrschen lässt, aber bis auf Duft und Farbe sich immer gleichbleibt[1].

Die Farbe spielt in den Volkstrachten eine gewichtige Rolle; sie ist die Hälfte ihres Wesens. Das Volk hat zu jeder Zeit Augen für die lebendige Welt und der Maler ist immer in ihm lebendig. Als der Soldatengeist des dreissigjährigen Krieges durch die Lande ging, gab es die ernsten und dunklen Farben auf, die ihm die spanische Reaktion gebracht hatte; es fand wieder an hellen Farben seine Freude; doch verwendete es dieselben mit Mässigung; bei so vielen andern Zierden, die ihm zu Gebote standen, fand es die einfachen Stoffe passender, als die buntgemusterten. Nur die bürgerliche Welt, und vor allem die amtliche, die sich weder den Zeitmoden, noch den Volksmoden überliess, verharrte noch manches Jahrzehnt bei der schwarzen oder dunklen Kleidung; dies war in den Niederlanden noch mehr der Fall, als wie in Deutschland, und in den protestantischen Bezirken mehr, als in den katholischen, so dass man oft schon an der Farbe der Kleider zu erkennen vermochte, ob man sich in einer katholischen oder protestantischen Gegend befand.

Man muss die Volkstrachten in bäuerliche und bürgerliche unterscheiden; beide schnitten indes nicht scharf von einander ab, sondern hatten eine breite Fläche gemeinsamen Besiztums zwischen sich.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts schlug die grosse Mode noch überall vor, doch fehlten nirgends die Sonderstücke; Bauern aus der Pfalz, aus Tyrol, aus Pommern, aus Waldeck und vom Niederrhein würden sich mit erstaunten Blicken gemustert haben, wenn der Zufall sie zusammengeführt hätte. Vielfach waren noch die knappen

[1] Unsere früheren Volkstrachten mit ihrer wunderbar mannigfaltig abgestuften Physiognomik harren fast überall noch des Beschreibers und Zeichners. In den zahlreichen Gruppen, in welche sich dieselben schon von Anfang an sonderten, webt eine sprudelnde Fülle malerischer und seltsamer Einzelnheiten, die sich als der dankbarste Stoff jedem darbieten, der sich mit ihnen beschäftigen will. Unsere Kostümschriftsteller haben diesen Stoff bis jezt entweder umgangen, oder nur beiläufig gestreift. Im Einzelnen wurde manches gethan, aber noch fehlt der Zusammenschluss; das bildliche und schriftliche Material liegt in vielen Werken auseinandergestreut, die zumteil nur in fliegenden Blättern bestehen. Es ist eine eigene Welt, die ein eigenes Buch verlangt und nicht in den engen Raum zusammengedrängt werden kann, der hier dem Verfasser zur Verfügung steht.

Strumpfhosen mit Laz und Schamkapsel zu bemerken, so an der Schweizergrenze (187. 10), im Honauer Land (142. 1) und in der Wetterau. Die Hosen stiegen ziemlich weit hinauf und wurden am Schliz über dem Laze von Stelle zu Stelle vernestelt. Die Waldecker Bauern dagegen trugen Hosen, die unsern heutigen Turnerhosen ähnlich sahen, denn sie waren gleichweit, unten offen, erreichten aber nur die halben Waden. Hosen anderer Form waren namentlich am Niederrhein, in Holland und an den Küsten der Nordsee zu finden. Viele Matrosen bedienten sich dort schon um 1600 einer Art von Pantalons (210. 2), nämlich langer, unten offener Hosen mit Bund und Zugkordel sowie mit

Fig. 186.

1 2 3 4 5 6

Danziger Frauentrachten. 1. Amme oder Wartefrau. 2. Jungfrau zum Tanze gehend. 3. Dienstmagd. 4. Jungfrau auf der Promenade. 5. Frau bei der Hochzeit. 6. Betagte Frau. (Nach A. Möller, Der Dantzger Frawen und Jungfrawen gebrauchliche Zierheit vnd Tracht, so itziger Zeit zu sehen, 1601.)

viereckigem Laze, der über den Bund herauf geschlagen und befestigt wurde. Andere Matrosenhosen waren zum Ueberziehen bestimmt; diese erreichten nur die Kniescheibe (210. 7), waren von bequemer Weite, unten offen, hier seitwärts mit einem Besaze von Knöpfchen versehen und oben mit einem einfachen Schlize. Derartige Hosen erhielten sich bis tief in das 17. Jahrhundert hinein auf den nordfriesischen Inseln (191. 7). Daneben erschienen im Laufe dieser Epoche kurze Ueberziehhosen von solcher Weite, dass ein oberflächlicher Blick sie für Weiberröcke halten konnte; sie sind noch heute auf der Insel Rügen zu sehen.

Indes alle diese Hosen sahen sich auf immer engere Bezirke zurückgedrängt. Das Feld gewannen die Pumphosen (Taf. 22. 5. 6. 9); diese waren die charakteristischen Bauernhosen des 17. Jahrhunderts.

Von den flachen Gegenden nahmen sie durchaus Besiz und verdrängten namentlich in den Niederungen des Rheines und der Elbe alle Hosen von anderer Form; noch heute kann man die Pumphosen bei den holländischen Schiffsleuten, sowie bei den Bewohnern der sogenannten »Vierlanden« bei Hamburg bemerken. Nur für die Gebirgsgegenden waren sie wenig geeignet; im baierischen Hochlande kamen sie nicht auf; hier blieb man bei den kurzen Kniehosen mit gleichweiten, unten offenen Beinen, und den grobwollenen Wadenstrümpfen; zwischen beiden Stücken liess man das nackte Knie hervortreten (vrgl. Taf. 29. 9. 10. 15). Der Bauer trug seine Pumphosen niemals mit Kleie oder Werg ausgepolstert, wie so oft der Handwerker, sondern locker und faltig, obenher mit einem Bund oder einer Zugschnur geschlossen und gewöhnlich noch mit einem derben verschnallbaren Ledergurt umlegt (184. 7. 1, 189 5). Mit der Zeit wurde es vielfach üblich, die Pumphosen der Länge nach in dichte Falten zu riefeln (207. 6. 7. 9); solche Hosen sahen wie mit dem Kamme gestriegelt aus. Sie schlossen unten mit einem schmalen festen Bunde; in diesen Bund waren zugleich die Strümpfe mit hineingenäht, und dergestalt beide Teile zu völligen Hosen vereinigt, die man gleich unsern heutigen Hosen im Ganzen anzog. Die gewöhnlichen Pumphosen aber verschnürte man mit einem besonderen Bande über den Strümpfen. Die Strümpfe waren vielfach aus Leinwand zugeschnitten; sie wurden es zum Teile noch im Anfange des 19. Jahrhunderts. An Werktagen trug der Bauer seine Hosen von schwarzem Stoffe, von Wolltuch oder Bocksleder, mit blauen oder grauen Strümpfen, an Feiertagen von gelbem Hirschleder mit weissen Strümpfen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts erschienen die »Hosenträger« oder »Hosenheben«, fast hundert Jahre früher, als die grosse Mode sie annahm. Die Arbeitshosen sollten fest über den Hüften sizen und doch nicht spannen, um das Atmen nicht zu erschweren. Beide sich gegenseitig aufhebende Vorteile konnten nur durch Achselbänder vereinigt werden; man schloss die Hosenträger mit Knöpfen oder mit Messinghaken und Knöpfen an den Bund (181. 8). Da man sie jedoch nicht im Rücken kreuzte, so waren sie stets geneigt, von den Achseln herabzugleiten; dies suchte man durch Querstege über Brust und Rücken zu verhindern. Man pflegte die Hosenträger über das rote Wollhemd anzulegen und sichtbar zu tragen; so geriet man bald darauf, ein Zierstück aus ihnen zu machen, und fertigte sie aus grünem oder rotem Wollstoffe oder Leder, unterfütterte sie mit weissem Leder, das an den Rändern ein wenig hervorstand, und steppte sie mit andersfarbiger Seide ab. Den Bruststeg verbreiterte man und schmückte ihn mit dem Namenszuge in Stickerei aus Gold- und Silberfäden oder mit eingebranntem Blattgolde. Unterhalb dieses Quersteges sezte man noch einen Sondersteg ein, der die Gestalt eines römischen Fünfers (V) hatte, und schloss ihn mit seiner Spize ebenfalls an den Hosenbund (197. 6, 207. 7. 9).

Den Fuss schüzte man durch derbe mit Riemen verschliessbare Schuhe, die noch lange Zeit keine Absäze hatten (205. 5); in manchen Gegen-

Fig. 187.

Trachten am Anfange des dreissigjährigen Krieges. 1. Freiburg (Gelehrter), 2. Breisach, 3. Speier, 4. Worms, 5—7. Kolmar, 8. 9. Schaffhausen, 10. Baselland, 11. Klingenau (Präceptor), 12. Ambras, 13. Brixen, 14. 15. Würzburg (15 Arzt), 16. Marburg (Professor), 17. Mainz, 18. 19. Rheingau, 20. Trier. (Dan. Meisner, Politica politice, d. i. Statistisches Städte-Buch, Darinnen Neben Abbildung 800 fürnehmer Städte, Vestungen und Schlösser, auch viel Adeliche Sitz- und Land-Güter etc. Nürnberg 1700. Ein grosser Teil der Ansichten ist mit Kostümfiguren ausgestattet. 10 nach einem fliegenden Blatte).

den, so in Oberösterreich, geschah der Verschluss mit Schnallen und Zungen, die man doppelt und dreifach über den Rist herab anbrachte (Taf. 22. 6). Indes wurden Schuhe nach der Mode mit Spannstück und darüber verknüpften Fersenlaschen, dicken Sohlen und starken Absäzen immer mehr unter den Bauern gebräuchlich (Taf. 22. 5. 9). Das Spannstück klappte man häufig auf den Rist herunter, um das rote Lederfutter blicken zu lassen (190. 12). Die Stiefel trug man hoch und mit Stulpe oder Umschlag versehen, im Schafte ziemlich schlotterig und namentlich an den Zehen derart ausgeweitet, dass die Zehen sich niemals wund reiben konnten (190. 1. 3. 5). Als die Mode die sehr weiten schüsselförmig geöffneten Stulpen verlangte, nahm solche auch der Bauer in seine Feiertracht auf (200. 10).

Bauern, Fuhrleute und Jäger, die sich in Wind und Wetter umtreiben mussten, verstärkten ihr leinenes Hemd durch ein zweites von rotem Wollstoffe oder durch ein kürzeres Leibchen von gleich gefärbtem Stoffe. Wir haben des wollenen Hemdes bereits weiter oben gedacht (S. 567). Seine Brustblätter verbreiterten sich mit schräger Kante vom Halse an nach der Hüfte und waren hier bedeutend breiter, als der Schoss, so dass eins über das andere geschlagen und seitwärts verhakt werden konnte (189. 1. 7. 8); den Schoss trug man beliebig über oder unter den Hosen. Oben bildete das Hemd einen auseinanderfallenden schräggestellten Kragen, der eine Stüze für den Hemdkragen abgab; dieser war ebenso gestellt und für die Feiertage wie eine Kröse gefaltet (Taf. 22. 9). Das Leibchen oder der Brustfleck hatte keinen Schoss; es war so geschnitten, dass man es über die Brust herab verknöpfen konnte, oder in einem Brustblatte ganz wie das wollene Hemd breit und spiz gemacht; dieses wurde über das andere Brustblatt geschlagen, das schmäler war und eine senkrechte Kante hatte (189. 5). So blieb zwischen beiden Blättern eine dreieckige Lücke, in welcher das Querband der Hosenträger zum Vorscheine kam.

In der Pfalz sowie den Rhein hinab bis nach Holland war ein Wams üblich, das lange Aermel und nur einen Brustschliz hatte (187. 18), durchaus knapp anschloss und unterwärts vom Bunde der Pumphosen überfasst wurde.

Zur Bauerngarderobe gehörten Rock und Wams; beide Stücke kamen in mannigfachen Formen vor. Bald zeigte der Rock, dessen Schoss sich stark erweiterte, den Schoss mit dem Leib im Ganzen geschnitten und glatt, bald mit überwendlicher Naht angesezt und dann in schmale regelmässige Falten geschoben (Taf. 22. 5). Er hatte einen Kragen wie das wollene Hemd, und dieser ging nicht selten vorn in Aufschläge über. Für die Festtage war der Rock mit rotem oder grünem Futter ausgestattet, das an den Aufschlägen zum Vorscheine kam. Der Rock mit faltigem Schosse war gewöhnlich Fuhrmanns-, der glattschössige Handwerkertracht. Eine taillenlose Jacke, wamsartig gekürzt,

[1] Man kann die Rheingauer Winzertracht des 17. Jahrhunderts noch heute in Holland finden, namentlich in der Provinz Marken, wo sie von den Schiffsleuten getragen wird. Die runde Halskrause ausgenommen, ist noch alles vorhanden, selbst die buntgestreifte Zipfelmüze und das ausrasierte Kinn der alten Winzer; nur ist das Wams dort vornherab verknöpfbar.

gehörte zum Anzuge der Matrosen an den Seeküsten; sie war mit einer schmalen Saumborte verziert und vorn herab mit Knöpfen besezt; doch wurde sie nur vor der Magengrube ein- oder zweimal verknöpft; mit ihren Schössen legte sie sich weit über die Pumphosen auseinander, umsomehr, als man nach seemännischem Brauche Jacke und Hosen mehrfach übereinander anzuziehen beliebte (203. 7). Ein andermal bestand der Rock in der

Fig. 188.

Trachten am Anfange des dreissigjährigen Krieges. 1. Leipzig (Gelehrter), 2. Lübeck (Prediger), 3. Görlitz, 4. Pommern, 5. Danzig, 6. Ostpreussen (Kaufmann). 7. 8. Luxemburg, 9. Aachen, 10—13. Holländische Seeleute. (Dan. Meisner, Politica politice, 6. 10. nach fliegenden Blättern).

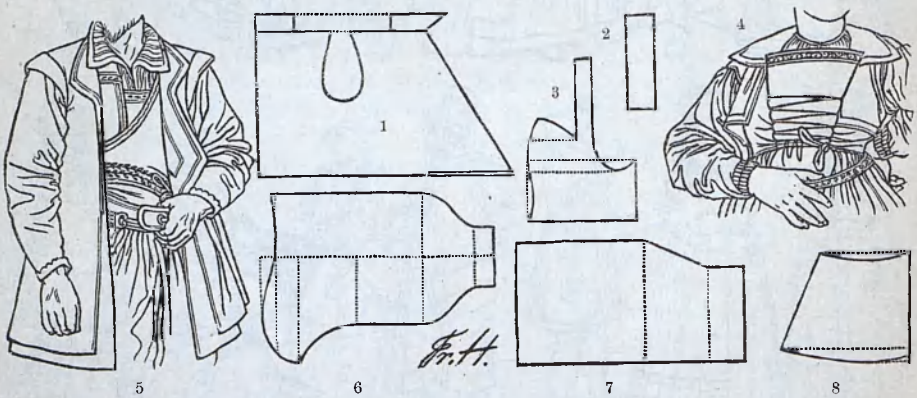
alten Bauernschaube, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gewöhnlich taillenlos, später aber mit einer leicht eingeschweiften Taille versehen war, sowie mit Wulsten oder »Schwalbennestern« an den Achseln und einem Kragen, der gleichfalls dem des Wollhemdes glich. Diesen Rock sah man überall in ganz Deutschland, in der Schweiz und in Holland, selbst auf den friesischen Inseln (191. 7), lang, halblang, wie eine Jacke, und kurz wie ein Wams. Als Feiergewand zeigte er an Kragen und Aermelaufschlägen farbiges, meist rotes Futter und

untenher einen farbigen Saum; auch war er dann nicht selten der Länge nach durchaus in schmale Falten geriefelt (Taf. 22. 9).

Das Wams vertrat vielfach die Stelle des Rockes selbst an Feiertagen; es stieg ohne Taille nur wenig über den Hosenbund hinab und war vornherab verknöpfbar. In den deutschen Niederungen beliebte man es nach untenhin erweitert, mit engen Aermeln, Flügelärmeln, Achselklappen und Knöpfchen (188. 13), in den südlichen Berggegenden von Oberösterreich mit oben faltig erweiterten Aermeln und mit grösseren Metallknöpfen (Taf. 22. 6). Zwischen Wams und Hemd oder Rock und Hemd kam der Brustfleck oder das Wollhemd zu liegen, bald ganz geschlossen, bald oben offen und das Hemd oder die Halsbinde blicken lassend. Leztere war gegen Schluss des 17. Jahrhunderts allgemein unter Bauern, Handwerkern und Matrosen im Brauch, während der Hals früher nackt getragen wurde oder von einer Kröse umschlossen. Allgemein bekannt waren gestrickte Wämser mit Brustschliz und durchaus knappem Anschluss (187. 18).

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts sah man die Bauern mit bärtigen Gesichtern einhergehen, mit vollen, gespizten oder am Kinn aus-

Fig. 189.



1. 7. 8. wollenes Bauernhemd (1 halber Leib, 7 Aermel, 8 Schossviertel). 2. 3. 6. Schaubenmieder (2 Rücken, 3 Vorderteil, 6 Aermel). 4. Janker, Brustfleck und Mieder einer Bäuerin. 5. Rock, Wollhemd und Hosengurt eines Bauern. (1—3. 6—8. nach K. Köhler, Trachten der Völker in Bild und Schnitt. 4. 5. nach Abraham a Santa Clara, Neueröffnete Welt-Galleria).

rasierten Bärten (187. 18), selbst mit stattlichen Rübezahlbärten (188. 4). Während des Krieges herrschte der soldatische Bart vor, der Wallensteiner, ein breiter zugespizter Kinnbart mit aufgedrehtem Schnurrbarte. Die kommende Mode vertrieb den Bart auch aus den Bauerngesichtern; zur Zeit, als der Bauer die Halsbinde anlegte, trug er das Kinn meist glatt, seltener die Oberlippe, das Haar lang und schlicht auf die Schultern fallend. Die Kunst des Perückenmachers erschien nur am Haare solcher Landbewohner, die mehr Herren, als Bauern waren.

Der stattliche Filzhut überdauerte den Modewechsel an Haar und Bart und ging in das 18. Jahrhundert hinüber, bald mit halbhohem Kopfe und breiter geschwungener Krempe (191. 7. 197. 6. 8), bald mit

höherem abgestumpft kegeligem Kopfe und schmälerer gleichmässig abstehender Krempe. Hüte in erster Form kamen auch aus Stroh geflochten vor. In den südlichen Gebirgslanden erschien ein dunkelgrün gefärbter Filzhut mit flacherem rundlichen Kopf und abwärts-

Fig. 190.

1—10. Trachten aus Sachsen-Altenburg (1—5 um 1700, 6—10 um 1750). 1. Bräutigam; Wams mit Aermeln („schwarzer Schmizkittel") schwarz mit roten Aufschlägen und Aermelbünden; Oberrock („weisser Schmizkittel", an Brust und Schoss sichtbar) weiss, Unterrock (wollenes Hemd, nur untenher sichtbar) rot, Hosen und Stiefel schwarz, Hut rot mit goldener grünblätteriger Binde und weissen, grünen und roten Bändern. 2. Braut; Mantel schwarz mit Scharlachfutter, Mieder schwarz mit roten Aufschlägen, Vorstecker schwarz, violett oder grün, kurzes Uebermieder schwarz mit farbigem Besaze, Aermel und Schürze weiss, leztere mit Ornamenten aus farbiger Seidenstickerei, Rock („Kittel") und Strümpfe schwarz, Schuhe schwarz mit gelber Sohle, Brautmüze („Hormt") rot mit vergoldetem Silberbleche, Kopftuch mit eingewickelten Zöpfen grün. 3. Bauer; Aermelwams, Hut und Stiefel schwarz, Wollhemd rot. 4. Bäuerin; Wams schwarz mit roten Borten, „falsches Hemd" an den Aermeln weiss, an der den Halsausschnitt umsäumenden Borte rot, Vorstecker schwarz, grün oder violett, Rock und Schuhe schwarz, Schürze weiss, Pelzmüze braun. 5. Bauer; wie Nr. 3. (Nach einem Kupferstiche von Kronbiegel aus dem Jahre 1703). 6. Pelzmüze („Bartelchen") braun. 7. Kopfpuz einer Gevatterin; „Hormt" samt „Vorgebinde" weiss. 8. Braut; Jacke dunkelrot mit gelbem grossblumigen Futter und grüner Rüsche an Hals und Aermeln, Vorstecker, Rock und Strümpfe schwarz, Schuhe schwarz mit gelber Sohle, Hormt rot mit silbernen Knöpfchen und goldenen Blattflinzern, Sturmband und Zopfbügel grün. 9. Schmizkittel eines Bräutigams; weiss mit schwarzem Bandornamente. 10. Trauerkopfpuz einer Frau; Hut weiss, der darunter sizende beutelförmige Teil der „grossen Haube" schwarz, das folgende Stück mit Rüschen, der „Aermelhals", weiss, Mantel schwarz. (Nach Fragmenten von fliegenden Blättern). 11. 12. Bäuerin und Bauer aus der Lausitz (nach Emblemen auf alten Landkarten).

gestellter Krempe, die unvermittelt in den Kopf überging; man trug ihn vielfach mit einer Goldschnur umwunden. Dort war auch der braune »Jodelhut« daheim (Taf. 22. 6), ein Hut mit spizigem, etwas rückwärts geneigtem Kopfe und ringsum aufgestellter Krempe, die hinten etwas breiter war als vorn. Selten fehlte die Hahnenfeder oder ein Band mit seitlicher Schleifenrosette. Daneben gab es Müzen verschiedener Form und meist mit einem dicken Bräme ausgestattet (190. 12), auch gestrickte Zipfelmüzen (187. 18) und völlige Pelzmüzen (188. 10).

Eine Tracht von augenfälliger Eigenart war damals schon die von Sachsen-Altenburg[1]; ihre Wunderlichkeit hing sicherlich mit der Herkunft der Bewohner zusammen, die sorben-wendischen Blutes. Die Kniehosen, von Bocks- oder Ziegenleder, waren nicht besonders weit (190. 3) und schlossen sich an Strümpfe von gelbem Leder an. Darüber lag das rote „wollene Hemd", auf der Brust glatt übereinander geschlagen und mit seinem in dichte Falten geriefelten und trichterförmig auseinandergespreizten Schosse die Kniescheibe bedeckend. Ueber dem Wollhemde umschloss den Oberkörper ein Wams aus schwarzem Leder, der „schwarze Schmizkittel". Derselbe hatte eine kurze Taille, einen angeschnittenen Kragen, welcher schräg ansteigend den Hals bis zum Kinn umschloss, und weite sackförmige Aermel, die am Handgelenke mit einem passenden Bunde zusammengefasst waren, ferner unten auf jeder Seite eine Tasche, die mit einer grossen dreieckig gespizten Klappe zugedeckt war. Das Wams wurde vornherab durchaus zugehakt, überdies noch um die hohe Taille mit einem schmalen, ziemlich langen Riemen gegürtet. Das feiertägliche Wams aber wurde vom Gürtel aufwärts spiz geöffnet; es zeigte schmale, mit rotem Flanelle gefütterte Umschläge und ebensolche Aermelbünde (190. 1). Das Haar hing schlicht herab und erreichte die Schultern; hoch über der Stirne war es mit einem geraden Schnitte weggeschoren. Der Bart, sonst häufig, wurde immer seltener. Den Kopf überragte ein gewaltiger Hut mit hohem spizzulaufenden Kopfe und breiter abstehender Krempe, gewöhnlich schwarz gefärbt, für die Feiertage auch rot. Zur Alltagstracht gehörten noch hohe, ziemlich plumpe Stiefel mit wulstiger Stulpe oder ähnlichem Umschlag, über den Zehen breit und rundlich ausgeweitet. So bekleidet und mit einer grossen Tasche, dem „Kober", über der Schulter und einen Stock von Eichen oder Hasel in der Hand pflegte der Altenburger Bauer nach der Stadt zu wandern. An besonderen Festen, wie bei einer Hochzeit, zog der Bauer unter sein schwarzes Wams und über das rote Wollhemd einen Rock von weissem Kannevas an, der gleichfalls den Namen „Schmizkittel" führte; dieser war nicht ganz so lang, wie das Wollhemd, vorn übereinanderschlagbar und stark gesteift (190. 1). Etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts legte der Bauer das Kleid über und nicht mehr unter das Wams an; die Aermel deckten nur den Oberarm; sie waren stark aufgebauscht und mit vielen Fältchen eingesezt; der Schoss war nur vorn glatt und mit dem Leibe im Ganzen zugeschnitten, hinten aber besonders angefügt und dicht in Längsfalten geschoben (190. 9); seinem glatten Rücken war ein schwarzes Band aufgenäht und zwar in Form eines Dreieckes, das mit seiner Basis nach oben gewendet war und mit der geöffneten Spize auf die Schossfalten stiess; mit einem seiner Schenkel sezte sich das Band unangenäht und lose über den Schoss herab fort bis zu dessen Rand. Ein besonderer Schmuck zierte den Hut des Bräutigams (190. 1); es war ein mit Gold durchwirktes Band, das schräg um den Hutkopf gelegt und an beiden Rändern von grünen Wachsblättern begleitet wurde, die mit Silberlahn durchflochten; hinterwärts, an dieses Band geheftet, hing ein Bündel von drei Bändern herab, die weiss, grün und rot; wenn eins der Brautleute Vater oder Mutter betrauerte, kam noch ein schwarzes hinzu.

Weitaus mehr Abweichungen von der laufenden Mode, als die männliche Tracht, zeigte die weibliche. Unter der grossen Fülle von ländlichen Weibertrachten kann man als das Gemeinsame etwa folgende

[1] Karl Friedrich Kronbiegel, Ueber die Sitten, Kleidertrachten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern 1806 (zweite Auflage von C. F. Petersen). — C. F. Hempel, Sitten, Gebräuche, Trachten und Mundart der Altenburgischen Bauern 1839.

Stücke betrachten: das Mieder, das Koller, der von den Hüften fallende Rock, die Jacke mit Achselwülsten oder auch ohne solche, der Halskragen entweder in Form einer Radkröse oder einer längshalbierten

Fig. 191.

1. 3. 4. Frauen aus Ditmarschen (Neocorus, Chronik des Landes Ditmarschen, um 1600). 2. Friesische Frau (Ubbo Emmius, Rerum Frisicarum Historia 1616). 5. 6. Frauen aus Hamburg (um 1600, nach fliegenden Blättern). 7. 8. Bewohner von Helgoland (Emblemfiguren auf einer Karte von Helgoland aus dem Jahre 1649). 9—11. Bewohner von Sylt, nach fliegenden Blättern vom Anfange des 18. Jahrhunderts, mitgeteilt von A. v. Heyden in den Blättern für Kostümkunde).

Düte, und schliesslich noch die Manschetten. Kröse und Manschetten liessen sich selbst die untersten Dienstmägde, wenigstens an Feiertagen, nicht nehmen; die besseren trugen sie auch bei der Arbeit.

Der Rock, schwer und faltenreich, war in den Falten entweder gross und ungleich, oder dicht und regelmässig; wenn sehr dicht gefältelt, nannte man ihn »gekrazten« Rock. Stets liess er die Knöchel blicken; vielfach stieg er kaum über den Ansaz der Waden hinab; war er länger, als man bequem fand, so unterband man ihn unter den Hüften. Im Schnitte bildete er einen ganzen Kreis und zeigte vorn einen Schliz, sowie unten herum einen Saum von anderer Farbe (184. 6). Ganz unerlässlich wurde mit der Zeit ein Unterrock; man gewöhnte sich, bei Regenwetter den oberen Rock über den Kopf zu nehmen, und wählte deshalb für den unteren, namentlich für den festtäglichen, einen guten Stoff von leuchtender Farbe, am liebsten von roter.

Das Leibchen war ebenfalls meist anders gefärbt, als der Rock, hing aber stets mit demselben zusammen, so dass die ganze Last von den Schultern getragen wurde, über welche die Achselbänder des Leibchens liefen. Das Leibchen (189. 2. 3. 6.) bestand aus zwei breiten Vorderblättern, einem schmalen rechteckigen Rückenblatte und den Achselbändern, die bald vorn, bald hinten angeschnitten waren; seinen passenden Siz erhielt es durch Einnähte. Vorn klaffte es mehr oder minder breit auseinander; die Lücke wurde mit einem eingesteckten Brustflecke ausgefüllt und dieser mit einer darüber hin- und hergezogenen Nestelschnur festgehalten. Im 18. Jahrhundert begann häufig die Verschnürung oben nicht wagerecht, sondern in Triangelform und zwar von einem Ringe aus, der unter der Halsgrube an dem Hemd oder kleinen Koller sass (208. 10). Der Mode entgegen erhielt das Leibchen einen grossen Ausschnitt, Aermel aber nach Bedürfnis; meist, selbst an Sonn- und Feiertagen, überliess man die Arme den Hemdärmeln. In den östlichen Bezirken Deutschlands vom Norden bis zum Süden, soweit eingewanderte Wenden sassen, gehörten die Hemdärmel nicht zum eigentlichen Hemde, sondern zu einem kurzen Ueberhemde, dem sogenannten »falschen Hemde«; es waren lange oder halblange Pluderärmel mit anschliessendem Bunde. Der Brustfleck, stets rot gefärbt und brettartig gesteift, war als gestrecktes Dreieck mit stumpfgerundeter Spize zugeschnitten; eingesteckt kehrte es die Basis nach oben. Mit der Zeit vergrösserte er sich dergestalt, dass er wie ein Schild die obere Brust fast in ihrer ganzen Breite und mit seiner Spize den halben Unterleib bedeckte (189. 4. 201. 4). Doch war der Brustfleck nicht überall gebräuchlich und die Verschnürung erfolgte vielerorts über dem blossen Hemde.

Die obere Brust samt dem Ausschnitte wurde vor allem mit dem Hemde bedeckt, darüber mit dem Koller oder dem Brüstling. Namentlich in Norddeutschland blieb das einfache Koller noch lange in Gebrauch (191. 5. 8); zwar ärmellos, verhüllte es doch die Arme fast bis zum Ellbogen und den Oberkörper bis gegen die Taille; seinem Rande folgte häufig ein schmaler Pelzstreif; sein Verschluss geschah mit Haken

und Oesen mitten über die Brust herab. Anfangs zeigte das Koller noch den stehenden Kragen, der nach vorn in zwei spiz verlaufende Aufschläge überging, wie solcher im vorigen Jahrhundert üblich gewesen; so geformt pflegte man es vorn mit den beiden unteren Ecken zusammen zu haken (Taf. 22. 3).

Fig. 192.

1—7. Strassburger Trachten von 1618 (1 Jude, 2. 4. 7. Dienstmägde. Nach Jak. von der Heyden, Speculum Cornelianum. In sich haltend: Viel artiger Figuren, betreffend das Leben eines vermeynten Studenten etc. Strassburg 1618). 8—14. Heidelberger Trachten von 1608. (10. Kellermeister, 12. Student. Staffagefiguren auf einer in Kupfer gestochenen Abbildung des Heidelberger Fasses).

Aus dem einfachen Koller hatte sich der »Brüstling« und das »Göller« entwickelt. Der Brüstling war ein Halbleibchen, das nur bis zur Magengrube reichte, so dass das eigentliche Mieder mit seiner Verschnürung von hier aus bis zur Taille sichtbar blieb. Er schloss sich sehr knapp um den Oberkörper, oft mit engen Halbärmeln auch um die Oberarme. Wenn ärmellos, wurde er mit Schnüren unter den Achseln her festgebunden (193. 5. 194. 3. 4). Dasselbe geschah mit dem »Göller«; dieses war ein stark zusammengeschnittenes Koller (200 2. 207. 8),

welches den Ausschnitt des Mieders nur knapp oder kaum zur Hälfte ausfüllte, und dabei stets die Achseln unbedeckt liess. Es war von hellfarbigem Kattun und nur in Trauerfällen dunkel; sein Schmuck bestand in einem Bandbesaze mitten über die Brust herab und den Rändern entlang. Der Brüstling behauptete sich bis in das 18. Jahrhundert hinein in der Pfalz und am Rhein, das Göller aber in den alemannischen Gebieten; man sieht es dort noch in unseren Tagen, so in der Gegend von Tübingen (Dusslingen). Wo man beide Stücke nicht beliebte, schüzte man die obere Brust mit einem Busentuche (207. 1. 4.). Die Kröse war nicht immer weiss; man trug sie auch in Blau.

Wo Kragenkoller und Brüstlinge verschwanden, bürgerten sich Wämser und Jacken ein. Das Wams glich einem mit Aermeln und verlängerten Brustblättern versehenen Koller (205. 4. 6). Die Aermel, sonst anliegend, hatten gepolsterte Achseln; die Brustblätter waren nach unten in eine Spize zurückgeschnitten und erreichten die Taille; der Kragen legte sich flach über die Achseln auseinander. Man fasste das Wams gewöhnlich nur vor der Magengrube einmal zusammen, so dass das Mieder mit seiner Verschnürung unten zwischen den Spizen sichtbar blieb. Es gab derartige Wämser, die, etwas völliger, vorn herab durchaus zusammengehakt werden konnten, und andere Wämser, die untenher durchaus gerade abgeschnitten waren und bequeme, nicht gepolsterte Aermel hatten. Die Länge der letzteren war verschieden; bald stiegen sie bis auf die Hüften (197. 4.) bald nur wenig über die Achselgruben herab (189. 4. 197. 7); stets aber waren sie aus schwarzen Stoffen hergestellt, bessere mit grünem Saum und Futter. So sind sie noch heute vielfach zu finden, namentlich in Baiern in der Gegend von Dachau, wo man sie »Janker« nennt[1]. Man trug sie durchaus offen, in Oberösterreich aber mit Lizen und Knöpfen, auf der oberen Brust überdies noch mit einer queren Tresse von Goldstoff geschlossen (Taf. 22. 7.). In der Nürnberger Gegend kannte man faltenlos passende und mit vielen Knöpfchen verschliessbare Jacken (Taf. 22. 10).

Sehr verbreitet unter den Bauernweibern war ein dem männlichen Rocke (190. 12) ähnliches Gewand, das eine leicht eingezogene Taille hatte und über die Hüften herabstieg; man trug es gewöhnlich offen.

Ein voller Anzug war ohne Schürze oder »Fürtuch« nicht denkbar; es gab glatte sowie in enge Längsfalten geriefelte Schürzen, breit und schmal, schmucklos oder mit Querstreifen aus farbigem Garne bestickt, sowie an den Rändern mit Spizen verbrämt. Ebenso allgemein waren Strümpfe und Socken mit Zwickeln (184. 6), schwarz, weiss oder bunt (geflammt).

Bei schlechtem Wetter verwahrte man die Beine noch besonders mit Gamaschen, die von den Knöcheln bis über die Waden reichten und an der Ausenseite zugehakt wurden. Dergleichen Gamaschen trägt man noch heute in den südlichen Gebirgslanden, allwo man sie »Beinhöslein« nennt. Den Beinschuz vermehrte man hier noch durch wirkliche Gesässhosen, die bis an das Knie hinabreichten. Die Schuhe

[1] Hier indes sind die Aermel nicht faltig, sondern durchaus glatt und an den Achseln durch Polsterung stark emporgetrieben.

trug man nach der Mode mit Spannstück und darüber verknüpften Fersenlaschen, das Stück häufig niedergeklappt, so dass sein rotes Futter ins Auge fiel. (190. 11.)

Ueber Frisuren und Kopfpüze etwas Allgemeines zu sagen, ist wegen des grossen Wechsels, der darin herrschte, fast unmöglich.

Fig. 193.

1—6. Augsburger Trachten (1—4 vom Jahre 1629, 5 6 von 1652). 7—15. Nürnberger Trachten von 1648. Nach fliegenden Blättern.

Die junge Welt scheitelte das Haar, flocht jeden Teil in einen Zopf und liess beide Zöpfe über den Rücken fallen; zugleich hatte sie die Gewohnheit, die Zöpfe durch »Einflechten«, d. h. eingelegte Haarbüschel, zu verstärken, sowie mit eingeflochtenen Schnüren oder Lizen zu verzieren. Aeltere Frauen sammelten das Haar unter ihrer Kopfbedeckung. Haarhauben und Neze waren allerorts in Gebrauch, ebenso Tücher, die man um den Kopf band, und Strohhüte mit niederem Kopf und breitem Schirme, die mit einer Strohkordel und einigen Blumen ausgepuzt. Pelzkappen in allen Formen und

Grössen wurden für die sonntägliche Tracht, für die werktägliche die nämlichen Hüte vorgezogen, welche die Männer trugen. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts war im Elsass eine Haube zu sehen (187. 7.), die unter dem Namen »Kopfschürze« sich überall in Deutschland unter ledigen und verheirateten Frauen einbürgerte und selbst in der

Fig. 194.

1—5. Trachten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (1 2 aus Nürnberg, 3 4 aus Schwaben, 5 aus Augsburg).
6—10. Frauen aus Augsburg zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

grossen Mode des 18. Jahrhunderts als »chapeau-bonette« eine Rolle spielte. Sie bestand im bäuerlichen Kostüme aus weisser starkgesteifter Leinwand und würde etwa einer Schüssel oder chinesischen Müze geglichen haben, wenn sie nicht unterhalb ihres Gipfels mit einem starken Bande durchzogen und derart zusammengeschnürt gewesen wäre, dass ihre Kuppe eine bauschige Form angenommen. Die beiden Zipfel des Bandes fielen hinterwärts herab.

Wir fügen den Notizen über die Tracht der Altenburger Bauern im Anfange des 18. Jahrhunderts, die wir oben eingeschaltet haben (S. 720), noch einige über das der dortigen Bäuerinnen hinzu. Die bauschigen Hemdärmel (190. 2. 4) gehörten, wie durchweg im wendischen Frauenanzuge, zu dem kurzen Ueberhemde, dem »falschen Hemde«; dasselbe schloss oben mit einem roten Saume und liess das eigentliche Hemd, das keine Aermel hatte, am Halse blicken. Das Mieder, gewöhnlich schwarz, hatte keine Aermel, aber schmale rote Brustaufschläge, und öffnete sich spiz von unten auf. Ein Vorstecker von Pappdeckel mit schwarzem oder violettem Ueberzuge füllte die Lücke. Eine Verschnürung fehlte; dagegen fügte man bei festlichen Anlässen ein sogenanntes Niedeleibchen hinzu (190. 2), das den unteren Teil des Mieders bedeckte; dasselbe war schwarz und mit farbigen Sammetschnitten ausgenäht. Der Rock oder »Kittel«, gewöhnlich von schwarzem Tuche, in viele Längsfalten gelegt und mit starkem Lederriemen am Mieder befestigt, stieg tiefer herab, als dies heute der Fall ist. Zur Feiertracht gehörte eine weisse Schürze; diese zeigte in der Nähe des unteren Saumes rechts und links am Rande ein in farbiger Seide gesticktes Ornament in Gestalt eines rechteckigen Rähmchens mit gezackter Umkränzung; das eine Rähmchen umschloss den Namen der Inhaberin, das andere die Jahreszahl der Anfertigung. Der Mantel war von schwarzem Stoffe, mit Scharlach gefüttert, oben mit einem schräg gestellten Kragen versehen und, wie alle wendischen Frauenmäntel, der Länge nach in dichte Falten gepresst. Als gewöhnliche Kopfbedeckung diente eine runde Müze von schwarzem oder braunem Pelze. Bräute hatten einen eigenen Kopfpuz (190. 2); dieser, das »Hormt« genannt, bestand in einer zwei Hand breit hohen Müze von Pappdeckel in Form einer Schachtel ohne Boden; sie war innen wie aussen mit rotem Damast überzogen und auf der Stirnseite mit einem breiten ornamentierten Silberbleche beschlagen. Die Zöpfe wurden mit grünem Band umwickelt, zuerst an den Wangen herab, dann über das Hormt empor genommen und mit einem Tüchlein, das ebenfalls grün, festgehalten.

Der Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts brachte manche Aenderung. Die Schildrähmchen wanderten aus der Schürze auf die Innenseite des Mantels; von diesem verschwand der Kragen; als Ersaz diente ein weisses Linnenstück (190. 10.), das gestreckt dreieckig und mit Spizen verbrämt, vom Nackenrande des Mantels herabhing, indes auch ohne Mantel angelegt wurde; man nannte es »Aermelhals«. Der »Kittel« erhielt ein Geriefel von immer dichteren Falten und wurde derart »geleimt«, dass er steif wie Sohlleder von selbst aufrecht stehen bleiben konnte. Der Vorstecker vergrösserte sich zur Gestalt einer »viereckigen Ofenthüre« und bedeckte so ziemlich die ganze Brust (190. 8). Auch der bräutliche Anzug veränderte sich. Die Braut, wie die Brautschwestern, die »Hormtjungfern«, erschienen jezt in einer langen Jacke von dunkelrotem Tuche (190. 8.); diese war ähnlich zugeschnitten wie der »weisse Schmizkittel« der Männer (190. 9), aber vorn nicht übereinanderschlagbar; sie zeigte glatten Leib, vorn glatten, hinterwärts dichtgefalteten Schoss, im Oberarm gebauschte Aermel, am oberen Saum eine grüne, am unteren eine rote Rüsche (»Schwänzchen«), schliesslich ein gelbes Kattunfutter mit grossen Blumen, das man dadurch sehen liess, dass man die Schösse unten zurückschlug. Das Schmuckblech auf dem Hormt überliess einer Anzahl von silbernen Knöpfchen und goldenen Flinzern in Kirschblattform das Feld, die in wagrechten Reihen aufgesezt mit einander wechselten. Die Zöpfe, noch immer grün umwunden, bildeten jezt offene Bügel, die, zwei auf jeder Seite, vom Nacken aus nach oben genommen und mit einer grünen Schleife am Hormte festgebunden wurden.

Eine eigene Kostüminsel war die Heimat des friesischen Stammes; anderwärts sah man neue Volkstrachten im Entstehen begriffen, hier eine alte in der Fortdauer. Die Ursache ist in der friesischen Zähigkeit zu suchen, die das Alte ebenso schwer

Fig. 195.

1—5. Nürnberger Trachten von 1669. 1. Bürgerliche Braut; Müze und Schläfenrosetten grün, Hemdeinsaz und Spizenborte auf der Brust, Manschetten und Hemdärmel weiss, Leibchen, Schürze und Rock schwarz, Rockborte und Schuhe gelb. 2. Bürgersfrau; Fontange schwarz, Regentuch grün, Rock rosa. 3. Vornehme Frau; Hut mit Spizenrand weiss, Hutschleifen hochrot, Krause und Hemdärmel (leztere nur am Ellbogen sichtbar) weiss, Leibchen samt rüschenbesezten Aermeln, Schürze und Rock schwarz, Rückenbesaz des Leibchens weiss. 4. Jungfrau in sommerlicher Tracht; Hut mit Band und Spizengarnitur, Leibchen samt Aermeln und Rüschenbesaz, Fürtuch schwarz, Haarnez blau mit weissem Grund, Schleifen und Rosetten auf der Brust rosa, Hemdärmel und Kragenkoller weiss, Rock violett, Handschuhe graublau. 5. Braut von niederem Stande; Flinderhaube gelb, Stirnrüsche weiss, Halsrosette, Brust und Aermelbesaz gelb, Leibchen samt Aufschlägen rot, Hemdeinsaz weiss, Schürze weiss mit gelbem Saume, Rock violett, Schuhe rosa. 6—10. Augsburger Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 6. Handwerkerstochter; Hut schwarz,

aufgab, als das Neue annahm. Wir sprechen nicht von der bürgerlichen Tracht in den Städten und der feiertäglichen der Grossbauern; diese war um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert durchaus modisch, d. h. spanisch; wir erkennen dies sowol an den Abbildungen, welche uns das Städtebuch von Braun überliefert hat, als auch an den Grabsteinen aus dieser Epoche, die in den dortigen Gegenden, namentlich im Lande Wurzen, bei manchen alten Tufsteinkirchen aufgestellt sind. Da sehen wir die Gestalten der Grossbauern ihrer ganzen Länge nach in Relief ausgehauen, im spanischen Mantel und Radkragen, in Ballonhosen mit Schamkapsel, im gepolsterten Wams, im Barett oder runden spanischen Hute mit mässiger Krempe und Feder, den Degen an der Seite, auf dessen Knauf die Hand so truzig aufgestemmt ist, als sei der Mann ein Graf oder Herr und nicht ein Wurster Bauer gewesen. Das einzige unmodische Trachtenstück ist der kurze Säbel, die Dusägge, die ab und zu die Stelle des Degens vertritt. So geht es von der südwestlichen Ecke Westfalens an bis nach Schleswig-Holstein hinüber. Aber diesen Zeugnissen, welche von den verstädtelten Bewohnern des Landes sprechen, stehen andere gegenüber, welche beweisen, dass der

Fig. 196.

Augsburger und Nürnberger Kopftrachten aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1. 4 um 1680. 2. 3. 7 um 1650. 5. 6. 8. 9 um 1730).

Kern des Bauernvolkes, eichenfest und eichenzäh wie immer, auch im Kostüme noch seiner altväterlichen Standessitte nicht untreu geworden war. Wir haben bereits oben (S. 404 ff.) von der Friesentracht am Ausgange des Mittelalters gesprochen; diese, soweit es die weibliche betrifft, war auch jezt noch nicht verschwunden, wenn auch ein wenig nach der Mode abgeändert.

Wir sehen hier noch das alte mit dichten Längsfurchen geriefelte Kleid, teils ohne Mieder und durchweg gefaltet (191. 1. 3)[1], teils faltig an ein glattes Mieder gesezt

[1] Der Abbildung (1, 3, 4) ist eine Pause von unbekannter Hand, die sich im Germ. Museum zu Nürnberg befindet, zu Grunde gelegt; sie scheint nach den Abbildungen in Neocorus Chronik des Landes Ditmarschen oder nach einem Blatte aus dem Werke des Bruin-Logenberg, Diversi Dithmarsorum et vicinarum gentium habitus, gefertigt zu sein.

Stirnband und Haarsack weinrot, Leibchen, Schürze, Schuhe und Rock schwarz, Rockbesaz gelb. 7. Hochzeitladerin (unkoloriert). 8. Bürgersfrau in winterlicher Tracht; Müze schwarz mit braunem Pelz, Brusteinsaz mit Rüschengarnitur weiss, Leibchen samt Aermeln und Rüschenbesaz sowie Schürze schwarz, Rock und Schuhe weinrot. 9. Katholische Frau in Wintertracht; Haube weinrot mit grüner Borte und weissem Vorstoss, Jacke blau mit graubrauner Pelzfassung, Hemdärmelspizen weiss, Rock blau, Schürze gelb, Schuhe rot. 10. Dienstmädchen; Schneppenhaube schwarz, Brusteinsaz und Hemdärmel weiss, Mieder samt querem Verschlussbande rot, Brustfleck gelb, Rock blau, Schürze weiss.

Fig. 197.

Nürnbergische Trachten um 1700. 1. Dienstmagd bei der Hochzeit; Flinderhaube golden, Kröse und Schürze weiss, Kamisol schwarz, Rock hochrot, Schuhe gelblich. 2. Kaufmann; Rock rot, Mantel blau, Weste gelb, Hut, Hosen, Strümpfe und Schuhe schwarz, Haar und Bäffchen weiss. 3. Frau im Regentuche; Regentuch grün, Aermelleibchen und Rock rot, Brustfleck gelb mit weissen Spizen, Halsbinde und Schürze weiss, Schuhe gelb. 4. Milchbäuerin; Müze schwarz mit braunem Bräme, Kopftuch und Socken weiss, Janker, Schürze und Schuhe schwarz, Brustfleck rot, Rock und Strümpfe grün, Milchgefässe kupferfarbig. 5. Bürgersfrau auf der Promenade; Haube, Aermelleibchen und Schürze schwarz, Stirnschneppe, Spizenmanschetten, Brustfleck mit Spizen und Kragen weiss, Rock rot, Schuhe grün, Handschuhe rosa. 6. Gärtner; Brusttuch (Unterwams) rot, Hosenträger grün, Kamisol lederbraun mit grünen Aufschlägen, Hosen ledergelb, Strümpfe blau, Schuhe, Hut und Halsbinde schwarz. 7. Bäuerin; Müze schwarz mit braunem Bräme, Janker schwarz, Brustfleck rot mit weissem Saum obenher, Nesteln und Gürtel golden, Kragen und Schürze weiss, Rock schwarz mit grünem Saume, Strümpfe und Schuhe schwarz. 8. Bauer; Brusttuch samt Kragen rot mit

(191. 4), bis an den unteren Wadenrand herabsteigend und unten mit einer Rüsche oder einem Besaze von Zierblechen schliessend. Um die Taille schlingt sich der alte lange Ledergürtel mit Metallbeschlag. Am Ende des herabfallenden Gürtelstückes bemerken wir das Zeichen der häuslichen Gewalt, die Schlüssel, und daneben an langen, vom Gürtel herabhängenden Schnüren, Börse und Besteck. Das Mieder, sowie auch eines der miederlosen Kleider, ist tief ausgeschnitten und die Lücke mit einem breiten glatten Einsaz ausgefüllt; wir haben nach andern Mustern uns den Einsaz als weiss, das Kleid als rot zu denken. Um die Schultern hängt ein einfacher mit schmalem Pelzstreifen geränderter Kragen, das Koller, und auf dem Kopfe sizt die zur Haube umgewandelte Gugel. Dieselbe ist doppelter Art; einmal steigt sie, die Wangen verdeckend, bis zur Höhe des Kinnrandes hinab, mit einem geraden Schnitte endigend; am Stirnrande zeigt sie einen rechteckigen Schild, der aufwärts gestellt ist, aber nach Bedürfnis niedergeklappt werden konnte, so dass er schräg über die Augen vorstand, gleich unsern heutigen Kappenschilden. Zwischen ihr und dem Haare scheint eine Unterhaube zu liegen. In zweiter Form steigt die Haube über die Achseln herab, so zugleich den Dienst eines Kollers versehend (191. 4); vornherab ist sie durchaus verknöpfbar, wie dies vielfach an den mittelalterlichen Gugeln der Fall war; sie machte so neben dem Koller auch die Hatte entbehrlich, jenes Kopftuch, mit welchem man sonst bei ungestümem Wetter noch Kinn und Hals verhüllte [1]. Die Schürze ist noch die alte; den Dienst eines Muffes versieht ein dickes Wolltuch, das doppelt zusammengelegt vorn im Gürtel untergesteckt ist. Der Schmuck ist noch wie früher, oder einfacher und beschränkt sich, vom Gürtel abgesehen, auf einen Besaz am Handgelenke und ein Brustgeschmeide, welches das Halsloch umgürtet und in zwei Streifen auf die Taille niedersteigt oder gar auf einige kleine Rundscheiben.

Noch im 18. Jahrhundert treffen wir diese Tracht mit wenigen Veränderungen auf der Insel Sylt. Was wir hier bieten, ist Brautanzug (191. 11) [2]. Dem Hüftgürtel ist eine lange Goldschnur beigesellt, die mit zwei mächtigen Quasten endigt. Die Aermel schliessen mit Spizenmanschetten; vorn in der halben Höhe des Rockes ist eine grosse Goldrosette mit kurzen Bandstücken befestigt. Um die Schultern hängt ein halblanger Mantel, der mit einer drillierten Goldschnur quer über die obere Brust her festgehalten wird. Der Mantel ist von schwarzem Stoff und mit vielen Falten an ein glattes Koller von Goldbrokat festgemacht, ferner mit einem Umschlage von weissem Pelze verbrämt, der oben am Koller in einen breiten Klappkragen übergeht; seinem unteren Saume folgt eine Reihe von weissen Pelzquasten, deren eine an jeder Falte hängt. Eigenartig ist der Kopfpuz; es ist ein nach obenhin etwas erweiterter Cylinder, der dem »Mässle« nicht unähnlich sieht, jenem Filzhute, der noch jezt zu Montafun im Vorarlberg den Mädchen eigen. Er hat einen Ueberzug von schwarzem Stoff und im oberen Drittel einen Kranz von flachen Knöpfen, die abwechselnd aus gelbem Messing und weissem Silber bestehen. Dieser Aufsaz führte den Namen »Huyf«. (Vrgl. 190. 8).

Auch auf Helgoland waren die Spuren der alten friesischen Frauentracht noch nicht erloschen (191. 8). Unser Bild zeigt eine Helgoländerin um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Das einfache Koller, schmal mit Pelz gerändert, deckt den Körper bis zum Gürtel und die Oberarme; es wird vor der Halsgrube durch eine schmale Spange, vor der Magengrube durch einen grossen Scheibenschmuck zusammengehalten.

---

[1] Diese Gugelhauben waren charakteristisch für die Volkstracht im damaligen Ditmarschen, weil sie anderwärts bereits verschwunden waren, denn sie gehörten den Friesen nicht allein. Ihre Heimat war Oberitalien; von dort kam die Haube, als Ludwig XII. das Land vorübergehend in Besiz nahm, nach Frankreich, wo sie, weil kleidsam und zweckmässig zugleich, eine schnelle Verbreitung gewann und unzählige Formen durchlief. Die ungeheure Manufaktur von Flandern verschaffte ihr Eingang in ganz Westeuropa; so wanderte sie über Holland nach der friesischen Küste. Auch ein Vorfahr der Gugelhaube mit langem schmalen Zipfel, die früher zur friesischen Weibergarderobe gehörte (76. 2), war schon um 1340 in der italienischen Tracht zu bemerken; unter Ludwig XI. wurde sie ein Stück der französischen Bauerntracht; sie kam dort sogar mit Ohren und Hörnern vor. Ganz wie die Friesinnen steckte man in Frankreich den Zipfel hinterwärts unter den Gürtel. (Durch ein Versehen fehlt an der Gugel (191. 1) der viereckige schmale Stirnschild.)

[2] A. v. Heyden, Blätter für Kostümkunde.

---

grünem Streifenbesaze, Rock schwarz mit rotem Futter und Aufschlag, Gürtel golden, Strümpfe blau, Hut, Schuhe und Hosen schwarz. 9. Jude; Müze und Herzschild rot, Kröse weiss, das übrige schwarz. 10. Jüdin; Haube schwarz mit gelber Borte und rotem Futter, Kröse und Schürze weiss, Mantel schwarz, Aermelleibchen graubraun, Brustfleck gelb, Rock rot. (Deutliche Vorstellung der Nürnbergischen Trachten, in Kupfer gestochen, mit feinen Farben erleuchtet und an jetzo mit den nöthigsten Erklärungen kürzlich versehen. 1760).

Solch ein Geschmeide war ein Geschenk des Bräutigams; wir besizen noch vier oder fünf Exemplare davon; diese sind von schwerem Silber und mit einem Herzen, zwei Fischen, dem Lotsenzeichen, Münzen u. s. w., sowie mit der Jahreszahl ornamentiert. Seltsam ist die Haube; sie umschliesst das Gesicht und hat zwei Schläfenflügel, die wie grosse Ohrmuscheln gestaltet; auf dem Oberkopfe und dem Gesichtsrande entlang ist sie mit ornamentierten Goldblechen beschlagen. Diese Haube scheint ein Ueberrest der mittelalterlichen Affen- oder Hundsgugel zu sein, die ebenfalls mit Ohren versehen war. Die Jüdinnen in Frankfurt am Main trugen ähnliche Hauben (198. 8).

Fig. 198.

Trachten aus Frankfurt am Main. 1—3. vom Jahr 1639. 4. vom Jahr 1642. 5—7. von 1643 und 1644. 8. 9. (Juden) von 1703. (1—4. nach Porträtkupferstichen verschiedener Meister. 5—7. nach Wenzel Hollar, Aula Veneris und Theatrum foeminarum. 8. 9. nach Abraham a St. Clara, Neueröffnete Welt-Galleria).

Mehr, als die Bauerntrachten, waren die Volkstrachten in den Städten von Haus aus nichts weiter, als stehengebliebene Modetrachten.

In vielen der sogenannten freien Reichsstädte entwickelte sich aus der früher so heilsamen Abschliessung eine gewisse Versteifung und Verknöcherung des gemeinen Wesens, infolge dessen die Städte mit dem grossen politischen Leben nicht mehr wetteifern konnten,

und sich vollständig in die Ecke geschoben sahen. Dieselbe Absonderung wiederholte sich dann auch zumteil in den städtischen Trachten, die der Zeitmode gegenüber zurückblieben und in den alten Formen versteiften, wie solche unter spanischer Einwirkung aus dem Kostüme der Reformationsepoche herausgewachsen waren.

Soweit sie männlich war, bestand die Tracht während des grössten Teiles des 17. Jahrhunderts aus bauschigen Kniehosen, anliegenden Strümpfen, Schuhen mit Spannstück samt darüber verknüpften Fersenlaschen und einer Rosette, aus knappanschliessendem Wamse mit engen Aermeln, Achselwulsten und kurzem in Klappen zerschlizten Schosse, aus grosser steifer Radkrause und ähnlich gekräuselten Manschetten, aus einem Hute mit stumpfkegeligem, faltig überzogenen Kopfe und schmaler gerader Krempe oder aus einer breiteren Faltmüze mit knapperem Rande, schliesslich aus einem kurzen oder halblangen Mantel mit viereckigem Ueberfallkragen oder aus einer Schaube; diese reichte bei den Beamten der Schule und den Gelehrten gewöhnlich bis auf die Füsse (187. 4), bei den Bürgern etwa bis in die halben Oberschenkel (203. 5), und führte im Allgemeinen längere Aermel mit Armschlizen, sonst wol auch kurze Aermel mit starken Achselbauschen, die mit senkrechten von Stelle zu Stelle verknöpften Schlizen geteilt waren (vergl. 150. 7). Die alltägliche Schaube in niederen Kreisen bestand aus der einfachen Bauernschaube, die man nach der Mode zu einem engeren Rocke mit leichteingeschweifter Taille hergerichtet (191. 7). Vielverbreitet waren in der ersten Zeit des Jahrhunderts die mit Knöpfen verbundenen Lizen (187. 2. 4. 16); man brachte sie über die Brust herab an, um den Rock damit zu verschliessen, ebenso unten auf der Aussenseite der Aermel und an den seitlichen Schlizen in den Rockschössen, ebenmässig an beiden Kanten des Mantelkragens und sonst noch an passenden Stellen. In Gesellschaft der Lizen erschien eine Schärpe, mit welcher man den Rock um die Taille gürtete (188. 4—6). Lizen und Schärpe waren aus den östlichen Grenzgebieten eingewandert; unter den slavischen Stämmen machten sie ein stehendes Zubehör der Tracht. Im Ganzen blieb die dunkle Färbung vorherrschend.

Als der französische Geschmack immer mehr Boden gewann, sezten die bürgerlichen Stände geradezu eine Ehre in das von den Vätern ererbte Gut; bei ihrem geringen kostümlichen Wissen hielten sie ihre Tracht für älter, als sie wirklich war, »als wohl recht eine Krone und Zierde der löblichen Antiquität, ja gleichsam als eine unauslöschlich brennende Glorfackel von dem allerältesten Anfang.« So blieb es bis gegen den Schluss des Jahrhunderts hinaus in Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Augsburg, Nürnberg, Ulm und Strassburg. Gerade Strassburg widerstand am hartnäckigsten den von Frankreich kommenden Neuerungen. Trozdem drängten diese sich überall ein, hier früher, dort später. Zuerst änderten sich Wams und Oberschenkelhosen; so konnte man vielfach seit der Mitte der fünfziger Jahre die knappe offene Jacke bemerken, sowie die engen Kniehosen,

die unten offen waren (167. 1. 2), und selbst die schurzförmigen Rockhosen, die »Rheingräfin« (167. 3), samt den Reihen und Bündeln von verschleiften Nestelbändern. Diese neuen Stücke trug man zugleich mit der Schaube, der gesteiften Kröse und dem hohen Hute. Das machte dann eine absonderliche Gesellschaft, die wol den Zorn oder Spott herausfordern konnte und die Klage rechtfertigte, die um 1669 eine Stimme in Nürnberg erhob: »Und obzwar wohl die allschädlichen Schaben französischer und anderer unziemlicher Kleidermoden bei geringen Standestrachten etlichermassen ziemlich in die altehrbare Antiquität sich eingeschlichen und selbige beinahe ganz verzehret und verändert, ja wohl gar mit solcher schändlichen Veränderung bei vielen die altdeutsch gesinnten Gemüther zugleich angestecket haben, so dass man statt der altehrbaren Ehrentrachten ein freches Modekleid und wollüstiges Affengeputz zum Theil ergriffen,

Fig. 199.

Strassburger Trachten zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 1. Matrone. 2. Braut. 3. Edelfrau. 4. Edelfrau im Traueranzuge (Joann Carolus, Evidens designatio receptissimorum consuetedinum ornamenta quaedam et insignia continens Magistratus et Academiae Argentinensi à majoribus relicta. 1606).

so ist und bleibt doch die uralte Staats- und Kirchentracht in ihren Habiten dadurch unverändert und unangetastet, als welche da billig die helle Ruhmesfackel der Ehre und des Alterthums unserer preisslöblichen Noris sich zu sein erweiset.« Man erkennt aus diesen Worten, dass das französische Wesen die alte Bürgertracht allmählig in die Winkel der Amtsstuben zurückgedrängt hatte.

Die Neuerungen in französischem Geiste vollzogen sich, von Strassburg abgesehen, im Süden schneller als im Norden. Indes, ob es hier langsamer, dort schneller ging, soviel man auch zwischen Neuem und Altem durch ehrbaren Schnitt zu vermitteln suchte, das Ende der Bewegung war eine völlige Umwandlung nach französischer

Art. Gegen Ende der siebziger Jahre sah man fast überall den nämlichen taillenlosen Knöpfrock, wie er unter französischen Händen aus der deutschen Bauernschaube sich umgewandelt hatte, darunter die Weste und die offenen Kniehosen. In dieser Form verharrte der Rock mehrere Jahrzehnte lang bei den Soldaten niederen Ranges, bei den Handwerkern und namentlich bei den unteren Beamten. Bei den vornehmen Bürgern dagegen wurde er zum Justaucorps mit eingeschweifter Taille und mächtigen Aufschlägen an den Aermeln; so trugen ihn auch die höheren Beamten auf der Strasse; betraten sie aber ihre Amtsstube, so zogen sie die Schaube darüber an; dies war aber auch nicht mehr der weite stattliche Rock von früher, mit seinen umfangreichen Aermeln, seinem Kragen und seinen Aufschlägen von dickem Rauchwerke, das war jezt ein kurzer, dünner seidener Rock mit ballonförmig aufgeblähten Schulterärmeln, unter welchen die breiten Aufschläge des Justaucorps zum Vorscheine kamen (201. 8). Selbst die Obmänner der handwerklichen Zünfte legten auf ihren Amtsgängen diese Schaube an: der Bäckerobmann, wenn er das Brot visitierte, der Schreiner-, Schneider- oder Schusterobmann, wenn er ein Gesellen- oder Meisterstück »abzunehmen« ging. Das Haar wurde immer mehr durch die Kunst geregelt, dann auch gepudert; zulezt überschritt es in Perückenform die Grenze des Jahrhunderts. Dazu gesellte sich, umfangreicher als je, die Radkrause, die sich vor den andringenden Locken jedoch ein wenig senkte, und der hohe spizige spanische Falthut mit breiter Krempe.

Das städtische Frauenkostüm. Zu Beginn des grossen Krieges wurde das Schlauchpolster unter der Taille allgemein getragen (192. 8. 13); der Rock, glocken- oder tonnenförmig (Taf. 22. 1), war glatt und mit Filz und »Springern« oder eisernen Reifen gesteift. Häufig lag ein kürzerer Rock darüber, welcher vorn weit auseinander klaffte (199. 2) und ringsum ein Geriefel von schmalen Falten zeigte; die Lücke wurde zum Teil durch das »Fürtuch« ausgefüllt. Das Leibchen war stark mit Fischbein und Meerrohr ausgesteift und endigte vorn in einer halblangen Schneppe mit abgerundeter Spize (193. 1. 3. 4). Die Aermel lagen glatt an und hatten Achselklappen (193. 3. 4), oder ballonförmig geschwellte Oberarmbauschen (Taf. 22. 1). Gewöhnlich war das Leibchen vorn schlicht und verknöpfbar, manchmal auch mit einem Aufschlage von Pelz versehen, der oben in einen Kragen überging. Die Kröse fehlte niemals. Den Kopf deckte ein niederes Barett mit sehr breitem Boden (Taf. 22. 1) oder eine kegelige Pelzmüze (193. 4), wenn nicht ein Männerhut (193. 2). Allmählig traten mancherlei Aenderungen ein. Der Rock, jezt oben und unten gleichweit, war rings in Längsfalten geschoben, hinten dichter, als vorn, und mit umgewendeter Naht an das Leibchen geheftet, eine Seite des Vorderteiles ausgenommen, die mit dem Leibchen über der Hüfte zusammengehakt wurde, so dass hier ein Schliz entstand, welcher sich durch die Falten verdecken liess. Der Rock berührte den Boden; seine Taille war auffallend hoch sizend, gerade geschnitten und ziemlich dick (200. 6. 9). Hätte das Leibchen einen Ausschnitt, so wurde

Fig. 200.

derselbe durch einen breiten Spizenkragen verdeckt. Die Aermel waren an den Achseln unterpolstert (200. 6. 8), häufig auch vorn herab aufgeschnitten (198. 7) und beliebig über einem gepolsterten Unterärmel von weissem Linnen in der Gegend des Ellbogens zusammengeschnürt. Ueber das Leibchen kam ein Mäntelchen zu liegen, das in seiner Kürze eher einem Kragen glich; dasselbe war im Halbkreise zugeschnitten, an den Rändern mit Pelz verbrämt und im Nacken mit einem kleinen viereckigen Ueberfallkragen ausgestattet, der ganz von Pelz oder doch mit Pelz besezt war. Ueber dem Mäntelchen trat die grosse Radkrause hervor (193. 14. 194. 1. 2).

Zu diesem Kostüme pflegte man einen Hut zu tragen, wie er schon einmal in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts üblich gewesen. Der Hut war im Kopfe hoch, oben enger, als unten (193. 13), in der Krempe von passender Breite und ein wenig gesenkt; eine dicke Goldschnur mit Feder machte seinen Auspuz. Immer mehr aber kam die Pelzmüze oder »böhmische Haube« in Gebrauch (193. 1. 7. 14), darunter die »grosse Kappe«, eine Müze von ungeheuerlicher Grösse; solche erhielt sich in manchen Städten, wie in Augsburg und Strassburg (201. 4), bis in das nächste Jahrhundert hinein[1].

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts zeigte die Frauentracht in den deutschen Städten einen sehr festen behäbigen Charakter. Der Rock war, wie eben bemerkt, fast gleichweit wie eine Tonne und ringsum in starke Falten gelegt; er liess die Füsse blicken und wurde nach Bedarf noch unter den Hüften unterbunden (198. 5), überdies nicht selten auf den Hüften mit einem Polster unterlegt, wodurch seine Trägerin ein ziemlich vierschrötiges Aussehen erhielt. Seinen gewöhnlichen Schmuck machte ein breiter Besaz untenher, der meist aus einzelnen schmalen Streifen bestand (198. 5—7). Das Mieder glich mit Verschnürung und Vorstecker dem Mieder der Bauernweiber; auch wurde sein Ausschnitt ebenmässig wie dort mit dem »Goller« ganz oder zum Teil ausgefüllt oder mit der »Schaube« verdeckt (200. 15), dem Koller mit Aermeln und breitem aufliegenden, häufig verdoppelten Kragen (205. 1. 2) und einem Saumbesaze von schmalen Streifen. Auch das Bauernwams (205. 4) fand sich in der Garderobe der unteren Bürgerklassen.

Ueberall getragen wurde statt des Mieders eine anliegende Jacke mit Schossklappen, die an ihren Rändern sich deckten. Die Klappen waren ebenso häufig kurz und knapp, als lang; man liebte die beiden

[1] Wir sezen hier aus einem fliegenden Blatte einige Verse her, welche für die damalige Tracht im mittleren Deutschland sehr charakteristische Angaben enthalten: „Den Kopf ein Böhmische Hauben deckt (vergl. 211. 1. 5. 9), Dz hinder sich auff Schwäbisch streckt, Mein Kröss gross glocket newer Tracht, Mein Mäntelein nit schlecht geacht, Sondern ausgefüetert mit fleiss mit Zobel, dass ich führ den preiss, hat seidin Borten umb und umb, Ist künstlich verbremet herumb. Hab in der Hand zwei Handschühlein, dass Röckhlein thut voller Fallten sein. Von seide gar ein schön Fürtuch, Auf mein manier gestöcklet schuch. Zwey pfarbte Strümpflein stehn auch wol, der tritt fein kurtz, wie er sein sol.“

1—15. Strassburger Trachten von 1668. 1. Fuhrmann. 2. Mädchen aus dem Volke im Brautanzuge. 3. Frau eines Arztes. 4. Jungfrau im Promenadenanzuge. 5. Dienstmagd. 6. Witwe im Traueranzuge. 7. Bürgersfrau. 8. Pastor. 9. Jungfrau aus wohlhabendem Bürgerstande. 10. Bauer im Hochzeitsanzuge. 11. Mädchen aus dem Volk zum Abendmahle gehend. 12. Pathin beim Taufgange. 13. Tochter aus wohlhabendem Stande. 14. Frau eines Arztes in Trauer. 15. Bürgersfrau in der Schaube. (Strassburger Trachtenbüchlein, darinnen Man vnd Weibspersonen aussgangen Jhm Jhar 1668).

vorderen dergestalt verlängert, dass sie eine Art von Schürze bildeten, die stark gesteift über den Unterleib hervorstand (195. 6. 7. 198. 5. 6). Sie kam ebenso oft mit geschlossenen, als vorn herab aufgeschnittenen

Fig. 201.

1—9. Strassburger Trachten. 1. 2. Bürgerstöchter (1643). 3. Frau in Trauer (um 1680); Jacke samt weiten Aermeln, Schürze und Schuhe schwarz, Rock grau, das übrige weiss. 4. Frau in der „grossen Kappe"; Schossjacke samt weiten Aermeln und Rüschen schwarz, Vorstecker gelb mit buntem Blumenmuster, Hemdärmel weiss, Schleifenbändel am Hals weinrot, Rock blau, Schürze oben weiss, unten rosa. 5. Bürgersfrau (um 1700). 6. Jungfrau zur Hochzeit gehend. 7. Frau zum Abendmahle gehend. 8. Ratsbote. 9. Jungfrau auf der Promenade (6—9 vom Jahr 1729, 1—3 nach Wenzel Hollar, Aula Veneris, 3. 4 nach fliegenden Blättern, 5 nach A. a St. Clara; Neueröffnete Welt-Galeria, 6—9 nach Stichen von J. M. Weiss).

Aermeln vor, so dass hier die Hemdärmel sichtbar waren (195. 7). Mit der Zeit wandelten sich die Aermel in sehr weite Halbärmel um, die ebenfalls aufgeschlizt und nur an den unteren Ecken über dem Hemde zusammengehakt wurden (195. 3. 4). Als dieser Schliz verschwand, erschienen Umschläge. Namentlich in Zürich wurde es Brauch, die Umschläge an ihrer Kante in Kleeblattform auszuschneiden (207. 2. 3).

Am Halse fehlte selten die Krause; man trug solche in bescheidener Grösse, etwa so breit, als hoch, aber auch sehr breit und dann gewöhnlich ringsum niedergesenkt, so dass sie die Achseln und obere Brust bedeckten (195. 3. 198. 7).

Auch in den Städten waren frei herabhängende Zöpfe unter den Mädchen üblich, ebenso »Einflechten«, d. h. eingelegte Haarsträhnen, Schnüre und Lizen. Die Zöpfe waren zwei- und dreisträhnig; die lezten galten für gemein, die zweisträhnigen aber für vornehm. Am Oberrheine nannte man die zweisträhnigen »Basler Zöpfe«. Die Lizen hatten die Stärke eines Schwanenkieles und, wie auch die Schnüre, eine Länge von sechs Ellen. In jede Strähne kam eine Einlage; am Ende des Zopfes knüpfte man die Einlagen zusammen und liess den Zopf mit nur einer Schnur sich fortsezen, oder schloss ihn auch mit einer Quaste. Durch die Einflechten wurden die Zöpfe so schwer und dick, dass sie die Verwunderung der Fremden erregten [1]; man musste, falls man eine Kröse trug, dieselbe im Nacken zusammenbinden und nicht wie sonst vor dem Halse, damit die Zöpfe durch den Schliz herabfallen konnten. Zuerst nahmen die Dienstmädchen und dann auch die bürgerlichen Mädchen die Gewohnheit an, die Zöpfe um eine quer durch den Haarwuchs und das Käppchen gegesteckte grosse platte Nadel rechts und links aufzuwickeln oder auch um die Kopfbedeckung zu winden, um diese damit festzuhalten (192. 7). In Strassburg und Basel konnte man die Mädchen mit ausserordentlich hohen kegeligen Hüten sehen, um welche die Zöpfe gewickelt waren (205. 7). Die Müzchen (201. 2) zeigten hinterwärts einen Ausschnitt, um die Zöpfe durchzulassen (vrgl. 211. 9).

Verheiratete Frauen legten ihre gewaltigen Zöpfe in freier Weise um Ober- und Hinterkopf (196. 4—6) oder verbargen ihr Haar unter der Kopfbedeckung. Diese aber war ebenso verschieden an Gestalt wie an Stoff. Immer mehr in Gunst stiegen die Pelz- oder »Pudelmüzen«, bald rund wie eine Kugel, bald in die Breite oder Höhe gehend; sie schlossen sich gewöhnlich mit einem starken ledernen Bund um die Stirne. Doch sezte man sie nicht überall unmittelbar auf das Haar; so gab man ihr in Frankfurt a. M. eine Art von Stuarthaube zur Unterlage (198. 6). Diese Haube war sehr kleidsam und fand sich durch ganz Deutschland, doch von Ort zu Ort mit mancherlei Abänderung. Gewöhnlich hatte sie um das Gesicht her einen Vorstoss, der über der Stirne

[1] Als beim Einzuge Ludwigs XV. in Strassburg die Frauenzimmer in ihrer deutschen Tracht dem König entgegen hofierten, erregten ihre mächtigen Zöpfe die Aufmerksamkeit der französischen Damen; in Bischofshofen, wo die Strassburgerinen bewirtet wurden, hoben jene mit ihren Essgabeln die Zöpfe in die Höhe, denn sie wollten sehen, wie schwer sie seien, aber nicht Gefahr laufen, sich die Finger dabei mit Pomade zu beschmuzen. (Johannes Hermann, handschriftliche Notizen auf der Universitätsbibliothek zu Strassburg).

sich niederdrückte, weshalb man sie »Stirnhaube« nannte, über beiden Schläfen aber sich aufblähte (188. 7. 206. 1. 2. 4); hinterwärts schloss sie nicht rund, sondern dergestalt ab, dass sie den Haarknoten oder das Nest aufnehmen konnte. Bei einer Abart dieser Haube war der Vorstoss

Fig. 202.

Frauentrachten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. 1. Dülmen. 2. 6—10. Köln. 3. Pfalz. 4. Hanau. 5. Mainz. (Nach Wenzel Hollar, Aula Veneris und Theatrum foeminarum).

nicht geschwungen, sondern schlicht und über der Stirne gerade geschnitten (208. 9. 10); man trug ihn von geklöppelter Spize, die Haube sonst noch weiss bestickt und mit einem schwarzen Kinnbande versehen, das auf beiden Seiten mit einer kleinen Perlenrosette, bei reichen Frauen mit einer grösseren Goldrosette in die Haube eingehakt war.

Im mittleren Deutschland, soweit Nürnberg und Augsburg die Mode beeinflussten, erschien eine grosse Staatshaube, die man »Flinder-« oder »Flitterhaube« nannte; sie glich mehr oder minder einem Kürbisse und bestand aus einer Polsterung und einem nezförmigen Ueberzuge von seidenen Schnüren, Bäuschchen und Flittern. Die Bäuschchen, ebenfalls von Seide, waren derart durch das Nez gezogen, dass sie in jeder Masche eine Erhöhung bildeten und die Oberfläche der Haube wie die eines Granatapfels musterten; auf der Spize jeden Bäuschchens war ein Goldplättchen lose mit einem Häkchen eingehängt. Diese Plättchen liessen, wenn die Sonne darauf schien, einen immerwechselnden blizenden Schimmer über die Haube laufen, sobald ihre Trägerin sich bewegte. Nicht selten indes bestand der Ueberzug auch aus festem Goldbrokate (196. 1).

In den norddeutschen Seestädten fand man die »Parrelbinze«[1]; es war dies ein Hut mit halbhohem kegeligen Kopf und dickem Bräme untenher (203. 8); der Kopf hatte vorn unter der Spize einen Eindruck, so dass er einer venetianischen Dogenmüze nicht unähnlich sah; dabei war er dick ausgepolstert und mit Seide überzogen; die Verbrämung bestand aus Plüsch oder langhaarigem Sammet. Sonst war der Hut mit Ornamenten und kleinen schwarzen Perlen von Jet oder Glas bedeckt und mitten über seinen Rücken herab mit einer Schnur von grösseren echten Perlen noch besonders ausgeschmückt.

Im westlichen Norddeutschland bis zur Elbe, sowie am Rhein bis Köln herauf pflegten sich die Frauen, wenn sie ausgingen, mit der schwarzen »Hoike« zu bedecken, die sie über den Kopf nahmen und sich halb oder ganz damit vermummten, so dass sie aussahen, wie Nonnen (202. 2. 6. 7. 9. 203. 1. 9. 10). Wir haben bereits oben (S. 573 ff.) davon gesprochen. Die Hoike war mit einem schnabelförmigen Schilde versehen, der über das Gesicht hervortrat (203. 1), oder wurde eigens mit einer schüsselförmigen Müze bedeckt (203. 2), die einer Chinesenmüze ähnlich sah. Schild und Müze verschwanden im Laufe des Jahrhunderts; in Bremen wurden diese Stücke durch ein ellenlanges Horn ersezt, das wie ein Elefantenzahn gebogen war und auf einer kleinen Müze festsass, mit der es über der Stirn den Schmuck der Hoike bildete (203. 10). »Haben wir derowegen vielmal darüber lachen müssen, schreibt ein Reisender, wenn vier oder fünf dieser Wundertiere beisammen gestanden, die gedachten Schnabelhörner ineinander gesteckt und Klatschmarkt gehalten.« Wo die Hoike sich fand, war noch ein anderer seltsamer Stirnschmuck zu sehen, nämlich ein scheiben- oder

[1] Der Name bedeutet soviel wie Perlenmüze oder -haube; denn „Parrel" ist der plattdeutsche Ersaz für Perle, und „Binze" dürfte von Binde abzuleiten sein, einem Worte, das ursprünglich soviel wie Kopfbund bedeutete; so bezeichnete man auch die Nachthaube mit „Nachtbinze". Doch ist das Wort „Binze" in keinem niederdeutschen Wörterbuche aufzufinden.

tellerförmiges Müzchen mit einem bequasteten Stiel in der Mitte, der wie ein Pilzhut aussah (202. 6—10. 203. 9).

In dem von Slaven durchsezten Nordosten Deutschlands kannte

Fig. 203.

Trachten aus Bremen (1—5. um 1600, 6—10. um 1650). 1. 10. Frauen in Tiphoiken. 2. Brautjungfer. 4. Braut. 7. Matrose. 8. Frau mit Parelbinze. (1—6. 8. nach T. G. Kohl, Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen. 7. Staffagefigur einer Landkarte. 9. 10. nach fliegenden Blättern in Kupferstich).

man die Hoike nicht. Dort behauptete sich in der Garderobe bejahrter Matronen der alte ringsum schliessende Mantel, der von oben bis unten nach dem Muster eines Schachbrettes mit bunten viereckigen Pelzstücken gepflastert war (186. 6). Im allgemeinen aber trug man geriefelte Mäntel von schwarzem Tuche und rot gefüttert (186. 3), nach Vermögen auch ganz von Scharlach, wie wir solche bereits oben gelegentlich der Altenburgischen Trachten beschrieben haben (S. 727); auf der Innenseite hatten sie zwei Henkel von Tuch für die Hände.

In Süddeutschland, in der Gegend von Augsburg und Nürnberg, bediente man sich der »Regentücher«; diese darf man nicht mit den Hoiken oder Kopfmänteln verwechseln, die mit Kunst zugeschnitten

Fig. 204.

1 2 3 4 5

Trachten um 1700. 1. Frau aus Regensburg. 2. Wiener Kellner. 3. 4. Wienerinen in deutschem und ungarischem Anzuge. 5. polnischer Jude. (Nach Abraham a St. Clara, Neueröffnete Welt-Galleria).

und angeordnet waren; sie bestanden ohne Fältelung und Stirnzierde einfach aus viereckigen Tüchern, die man über den Kopf nahm und unter dem Kinne zusammenfasste (197. 3). Dieser Brauch war uralt; schon zur Zeit der Karolinger pflegte man sich mit übergelegten Tüchern vor dem Regen zu schüzen (S. 106); in der Bamberger Gegend machen es die Bauernweiber noch heute so (S. 58). Der Stoff war verschieden, je nach Vermögen mit Spizen oder Nadelarbeit verbrämt, gewöhnlich grün, für die Trauer jedoch oder »zur Bedeutung mehrerer Sittsamkeit« weiss. Indes war diese Schuzhülle am wenigsten das, was sie ihrem Namen nach hätte sein sollen; wenn es regnete nahm man sie ab, legte sie zusammen und verbarg sie sorgfältig vor der Nässe[1].

[1] Deutliche Vorstellung der Nürnbergischen Trachten etc. Nürnberg 1760.

Noch weiter südlich, in den Strassburger und Basler Gegenden, kannte man weder Regentücher, noch Hoiken, noch geriefelte Mäntel; man schützte sich dort durch einen bis zu den Füssen gehenden Ueberrock, der ein Mischling von Schaube und sogenanntem »weiten Rocke« war (199. 1. 200. 3); er war rundum durchaus in dichte Längsfalten gepresst, vorn gerade herabsteigend, im Kreuz aber eingeschnitten, so dass er hier der Form des Mieders wie des Rockes folgte. Die Aermel, stark gebauscht und mit einem Bunde schliessend, erreichten nicht ganz die Ellbogen. Oben legte sich der Rock mit grossen viereckigen Klappen über die Achseln auseinander; die Klappen waren, wenn nicht von Pelz, wie Bretter gesteift und auf der oberen Fläche mit Pelzstreifen geziert. Sie schoben sich dicht unter der Mühlsteinkröse ein, so dass diese unmittelbar darauf sass.

Die französische Mode gab dem bürgerlichen Städtekostüm einen anderen Charakter. Die Wandlung ging sehr ungleich vor sich; indes man in der einen Stadt noch bei den hergebrachten Formen blieb, schloss man in der andern mit dem welschen Geschmacke seinen Vergleich. Die Hauptveränderung wurde durch das Leibchen bedingt. Bis jezt war das Leibchen von kurzer Taille gewesen, mit geradem Schnitt oder stumpfer Schneppe endigend, dabei vorn herab, wo es geschlossen wurde, nur mässig mit eingenähtem Fischbeine gesteift. Jezt aber streckte es sich in eine lange Taille mit spizer Schneppe aus und verwandelte sich durch Einlagen von Fischbein- und Eisenstäben in einen gewichtigen Kürass, gegen den unsere heutigen Korsette nur Spielzeuge sind. Es nahm einen tiefen Ausschnitt an, sowie kurze, weite Aermel mit breiten Aufschlägen und durchsichtiger Spizengarnitur, überdies Spizen und Rüschen an allen Säumen und Nähten. Die starke Anwendung von solchem gekräuselten Auspuze war charakteristisch für das französierte Kostüm. Auch Schösse fügte es seiner Taille hinzu, welche die Schneppe zwischen sich freiliessen (201. 6). Doch blieb der Rock auch jezt noch oben und unten gleichweit; er fing über den Hüften mit einem angenähten Gurte an, den man zusammenhakte.

Die Jacke mit dem in Klappen zerlegten Schosse erhielt gleichfalls Taille und Aermel nach der Mode (201. 3—5). Der dreieckige Brustfleck kam nun häufig über das Leibchen oder die Jacke statt über das Hemd zu sizen und die Verschnürung war nur darauf markiert (201. 4). Die obere Brust bis dicht an den Hals und höher verblieb dem kleinen Goller, das man mit Schnüren unter den Achseln festband (201. 3), oder einem grossen Halstuche, das man vor der Halsgrube verschlang (201. 5).

Allmählig zog sich die Taille immer schärfer zusammen; die Schneppe stieg tiefer hinab und mit ihr hinten und vorn die Schossflügel, die, wie Schwalbenschwänze gespizt, nicht weit über den Knieen Halt machten (201. 6. 7). Der Rock, noch immer dicht gefaltet, nahm mehr und mehr die Gestalt einer Glocke an.

Vielfach begegnete man der Donau entlang einem Ueberrocke, der kürzer als der Rock, ähnlich dem französischen Manteau vorn von

der Taille an auseinanderklaffte, hinten aber mit einem Mantel oder einer Art von halbem »Schlender« verbunden war, der vom Nackenrande des Leibchens an mit langen Falten geradaus herabstieg (204. 1).

Fig. 205.

1—11. Basler Trachten von 1634. 1. Frau aus vornehmem Stande. 2. Frau in Trauer. 3. Bürger. 4. Bäuerin. 5. Bauer. 6. Frau aus niederem Stande. 7. Bürgerstochter. 8. Frau von Adel. 9. Doktor. 10. Professor. 11. vornehme Frau.

Je mehr der Rock sich glockenförmig erweiterte, desto breiter wurde die Schürze nach untenhin, so dass sie fast die ganze Vorderseite des Rockes verdeckte. Man trug die Schürze glatt und geriefelt; in Strassburg war es Brauch, sie obenher ein breites Stück, ebenso unten ein schmäleres, von einem Zeuge herzustellen, das anders gefärbt war, als der Stoff in der Mitte (201. 4—7).

Mancher alte Kopfpuz verschwand und mancher neue tauchte auf, der noch seltsamer war, als sein Vorgänger. In Süddeutschland, namentlich in Strassburg und Basel, war jezt ein Ungetüm von weisser Leinwandhaube zu sehen, welche den Kopf bis auf die Augenbrauen herab umschloss und sich mit zwei mächtigen Flügeln nach beiden

Fig. 206.

Schweizerische Trachten in der Mitte des 17. Jahrhunderts. 1—4. Bern. 5. 6. Zürich (5. Braut. 1. 4—6. nach Wenzel Hollar, 3. 4. nach einem fliegenden Blatte).

Seiten hin ausdehnte (201. 3. 7). Die Flügel waren mit Stärkemehl tüchtig gesteift, um sich selber tragen zu können; gleichwol sanken sie sofort schlapp zusammen, wenn ein Regen sie anfeuchtete. Sezten sich, wie dies bei Leichenbegängnissen der Fall war, mehrere Frauen in eine Kutsche zusammen, so mussten sie die Köpfe schief halten, damit sich die Flügel übereinander legen konnten und sich nicht gegenseitig in den Grund bohrten[1]. Diese Haube führte den Namen »Schleier«.

Im Züricher Stadtgebiete war eine hohe Linnenhaube zu sehen, die mit ihrer leicht gewölbten Wandung einer Bischofsmüze ähnlich sah (207. 3, 208. 8); sie schnitt über den Augenbrauen mit gerader Linie

[1] Johannes Hermann, Beschreybung der Strassburger Trachten. (Eine kleine Sammlung handschriftlicher Notizen auf der Universitätsbibliothek zu Strassburg.)

ab, stieg an den Wangen bis zur Höhe des unteren Kinnrandes herunter und lief mit einem schmalen Sturmbande vor dem Kinne her; dieses Band, scharf angezogen, gab der Haube untenher einen festen Schluss.

Fig. 207.

Schweizertrachten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. 1—5. Züricher Trachten. 1. Begräbnisansagerin. 2. „Taufgotte". 3. Frau im Traueranzuge zur Kirche gehend. 4. Bäuerin am Zürichsee. 5. Handwerker. 6—10. Bauern aus der Grafschaft Kyburg. 6. Hanfsamenverkäufer. 7. Himbeerverkäufer. 8. Bäuerin. 9. 10. Bauern. (D. Herrliberger, Zürcherische Kleidertrachten oder eigentl. Vorstell. der dieser Zeit in der Stadt und Landschaft Zürich üblichen vornehmster Kleidungen. Zürich 1749).

Noch absonderlicher sahen die »Spizenhüte« aus, die in Süddeutschland, in Ulm, Strassburg, meist zur jungfräulichen Garderobe gehörten; es waren dies mächtige Zweispize aus weissem Filz (201. 6); die Krempe stellte sich vor und hinter dem Hutkopfe dreieckig wie ein Dachgiebel in die Höhe und trat mit den beiden unteren Ecken scharf und weit über die Schultern hinaus. An dem vorderen Giebel sass ein Sammetstreif, frei und nicht fest aufgenäht, und dem Rand entlang eine breite schwarze Kante. Die bäuerlichen Spizenhüte waren kleiner und schmucklos; man konnte noch lange nach der Mitte des

Fig. 208.

Schweizertrachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1. 3—5. Leute aus der Grafschaft Kyburg. 1. Bäuerin in Sonntagstracht. 2. Bäuerin am Zürichsee, zur Kirche gehend. 3. Tannenbaumverkäufer (Bäumli, Bäumli, Sankt Klaus Bäumli!). 4. Dockenverkäuferin. 5. Steckenverkäuferin (D. Herrliberger, Zürcherische Kleidertrachten etc.). 6. Frau aus Luzern (nach einem Stiche). 7. Frau aus Bern (nach einem Stiche). 8. Frau aus Zürich im Traueranzuge (nach einer Originaltracht in Zürcher Privatbesiz). Das von der Müze fallende Band ist Trauerzeichen. 9. 10. Frauen aus dem Knonaueramt im „Burefenfi" (Bauernfünfer, so benannt nach dem Bandornamente auf dem Rücken des Mieders, das die Gestalt eines römischen Fünfers zeigt. Nach einer Originaltracht im Ethnographischen Museum in Zürich).

18. Jahrhunderts die Bauernweiber mit solchen Hüten auf dem Kopfe nach Strassburg auf den Markt fahren sehen. Die Ulmer Spizenhüte stiegen an ihrem unteren Rande, welcher das Gesicht umschloss, mit einer scharfen Mittelschneppe über die Stirn herab und mit zwei seitlichen in die Wangen hinein; auch zeigten sie, gleich dem Hut à l'androsmane, mitten an der vorderen Krempe eine senkrechte Kante (Taf. 25. 1. 10). In der Kirche sezte man den Hut auf den Schoss.

Das wunderlichste Gebäude aber waren die Augsburger Leinwandhauben (194. 7. 195. 7. 196. 8. 9), so wunderlich, dass wir auf die Abbildungen verweisen und uns auf die Worte beschränken müssen, welche der schon genannte Reisende Misson auf die Augsburgischen und Strassburger Frauentrachten überhaupt anwendete: »Die Kleidungen sind zu Augsburg viel wunderlicher, als zu Nürnberg, und was vor wunderliche Trachten man zu Strassburg in der Kleidung habe, kann ich in beigeseztem Abriss besser, als mit der Feder erklären.«

Fig. 209.

Niederrheinische und Holländische Frauentrachten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. (Wenzel Hollar, Aula Veneris und Theatrum foeminarum.)

In dieser Wildnis von Kopfpüzen dürfen wir einen nicht übersehen, der sehr charakteristisch war und sich in ganz Deutschland verbreitet fand; es war eine Haube von schwarzem Taffet, welche den Kopf, oft auch den Haarknoten knapp umschloss und mit drei krallenartig spizen Schneppen in das Gesicht griff, mit einer über die Stirn und mit je einer über die Schläfe (195. 10. 196. 5. 6. u. Taf. 25. 2. 6. 11); die beiden lezten hielten eine Stahlfeder fest, welche den vorderen Teil der Haube, denselben rings umlaufend, scharf an den Kopf drückte. Diese Haube wurde, wenn nicht mit den Haarzöpfen, gewöhnlich mit

einer Nezhaube bedeckt, die vorn mit einer Goldborte dergestalt schloss, dass die Stahlfeder darunter verborgen lag und nur die schwarzen Schneppen zum Vorscheine kamen.

Zahllos waren die kostümlichen Abzeichen der Trauer. Trauer und Mode scheinen zwei Begriffe zu sein, welche sich feindlich gegenüberstehen. Die Mode verlangt ein helles Gemüt, das an Aeusserlichkeiten seine Freude hat, während die Trauer sich nach innen wendet. Gleichwol sagte schon in der roheren Vorzeit ein sicherer Instinkt selbst den Landbewohnern, dass man der Aeusserlichkeiten nicht vergessen dürfe, um mit der düsteren Ceremonie der Leichenfeier übereinzustimmen. Zu den Notizen über Trauerkostüme, welche wir weiter oben gegeben (S. 573), fügen wir noch folgende hinzu. Am oberen Rhein, in Basel und Strassburg, banden sich die Frauen ein Stück weisser Leinwand bis an den Mund um Kinn und Hals herum (199. 4). Diese Leinwand, »Stürze« genannt[1], war so breit, wie der ganze Körper, und so lang, dass man es unten einschlagen und die Hände darunter verbergen konnte, »wie wenn man sie in Säcken hätte«. Die ganze Trauerkleidung war weiss. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war solch ein Anzug nur noch bei adeligen Begräbnissen zu sehen; zwei solcher »Leidweiber« sassen rechts und links des Sarges im Leichenwagen. In Nürnberg markierten die Frauen ihre Trauer durch ein weisses Regentuch (184. 2. 3)[2], in Augsburg durch den »Ueberschlag«, ein glattgespanntes Linnenstück von durchsichtigem Gewebe und rechteckiger Form, doch kleiner, als die Stürze; dies nahmen sie so vor das Gesicht, dass nur die Augen frei blieben (194. 9). In Ulm steckten sie die Stürze rechts und links an den unteren Ecken des Spizenhutes fest und liessen es lose herabfallen (Taf. 25. 9). Dazu kam noch ein weisses Kinnband, das »Vorgebinde«, welches den unteren Gesichtsteil umschloss und über dem Kinn eine kleine Schneppe machte. Ein ähnliches Band galt schon im 14. Jahrhundert als Zeichen der Witwenschaft. Zum männlichen Trauerkostüme gehörten schwarze Schultermäntel mit viereckigem Kragen im Rücken, ein schwarzer Flor, der um den Hutkopf gewunden, seitwärts oder auch hinterwärts lang über die Krempe herabfiel, im 18. Jahrhundert zwei weisse oder blaue und mit Weiss geränderte Bäffchen vor dem Halse.

In der Maingegend und Wetterau hatten die Prediger »Totenkronen« im Verwahr, goldene und eiserne, die sie gegen ein Handgeld verborgten. Im Allgemeinen war unter beiden Geschlechtern der Flor oder Schleier das Hauptstück, womit man seiner Trauer kostümlichen Ausdruck gab, bei den Männern schwarz und um den Hutkopf gewunden, bei den Frauen schwarz oder weiss und um die Haube gelegt (200. 14), was nun von Gegend zu Gegend in anderer Weise geschah. Im Thüringischen trugen die Männer ihren schwarzen Trauerflor seitwärts am Hutkopfe in zwei Schleifen gebunden. Die Weiber in Sachsen-Altenburg legten ein weisses Tuch fest um eine hohe tschakoförmige Haube und steckten es auf deren Rückseite zusammen (190. 10); dazu gesellten sie einen weissen Linnenstreif, das »Vorgebinde«, welches, über die Ohren herabgelegt, Mund und Kinn verbarg. Dass diese Tracht von hohem Alter, wird durch die alten Familiengemälde bezeugt, die man noch im Anfange dieses Jahrhunderts in den Begräbnishallen der Totenäcker gefunden hat; man sieht darauf ganze Reihen von Frauen in diesem Anzuge dargestellt[3]. In Friesland folgte die Witwe ihrem toten Ehemanne in einem schwarzen, langen, den ganzen Körper bis auf die Schuhe verhüllenden Schleier[4]. In den norddeutschen Seestädten Hamburg, Lübeck und Bremen folgten die Leidträger, wenn der Tote zur ersten Rangklasse gehörte und ein sogenannter »lateinischer Toter« war, in langen schwarzen Mänteln, mit Binden um den Leib und schwarzen Bändern an den Hüten, die Diener aber in schwarzen oder violetten Anzügen[5].

Bezüglich der Volkstrachten in den nächsten Nachbarländern gestattet der knappe Raum nur einige allgemeine Bemerkungen.

---

[1] J. Hermann, Beschreybung der Strassburger Trachten.

[2] Curiöser Spiegel, worinnen der ganze Lebenslauf des Menschen in Figuren vorgestellt. — Deutliche Vorstellung der Nürnbergischen Trachten.

[3] Kronbiegel, Sitten, Kleidertrachten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern.

[4] Orbis Lumen, d. i. Newe aussführliche Entdeck-Und Beschreybung der gantzen Welt. Frankfurt a. M. 1658.

[5] J. G. Kohl, Alte und neue Zeit, Episoden aus der Cultur-Geschichte der freien Reichsstadt Bremen.

Die Schweiz zeigte sich nach Aussen hin als ein politisch geschlossenes Gemeinwesen, im Inneren aber mannigfach nach Landschaft und Bevölkerung geteilt und sehr verschieden geartet. Die Geschlossenheit nach Aussen war die Ursache, weshalb das fremde französische Kostüm nur wenig Eingang fand; und ebenso war es die innerliche Geteiltheit, welche die Landestracht in eine Menge von Sondertrachten auflöste. Indes bestimmte, ebenmässig wie in Deutschland, doch auch hier zuerst das spanische, dann das französische Muster den allgemeinen Charakter der

Fig. 210.

1—14. Holländer (1—7. um 1600, 8—14. um 1700). 1. Fischer. 2. 3. Matrose samt Frau. 4—7. nordholländische Bauern samt Frauen. 8. Kaufmann. 9—11. Schiffsleute. 12. Bootsknecht. 13. 14. Schiffersfrau samt Tochter. (1—7. nach einem Kupferstiche, 8. 10—14. nach Abraham a St. Clara, Neueröffnete Welt-Galleria, 9. Staffagefigur eines Strandbildes).

kantonalen Trachten; diese zeigten im 18. Jahrhundert ein anderes Antliz, wie im 17. Ein gewisser Ausgleich zwischen heimischer und fremder Tracht fand nur in den Städten mit grossem Verkehre statt. Am längsten abweisend verhielt sich Zürich; bis über den Schluss des 17. Jahrhunderts hinaus war das Züricher Kostüm weniger französisch, als das irgend einer anderen Schweizerstadt. Anders aber verhielt es sich mit Basel, Bern und Freiburg, wo noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein ausgesprochen deutscher Zuschnitt herrschte, der dem von Strassburg durchaus ähnlich, wenn nicht gleich war. Nah an der Grenze gelegen, waren diese Städte an dem

Fig. 211.

1. 3—5. 8. 9. Böhmische Trachten. 1. Kaufmannsfrau. 3. Bäuerin. 4. Bürgersfrau aus Prag. 5. Edelfrau aus Prag. 2. 6. 7. Oberösterreichische und Wiener Trachten. (Wenzel Hollar, Aula Veneris, Theatrum foeminarum und Reisebüchlein, Mitte des 17. Jahrhunderts.)

Verkehre mit dem Ausland am stärksten beteiligt und somit dem fremden Einfluss am meisten ausgesezt. Nirgends indes drang die französische Mode dergestalt hindurch, dass aus den schweizerischen Trachten der einheimische Charakter ausgelöscht worden wäre; allen verblieb etwas Gemeinsames, das von der Zeitmode unabhängig war und nur in der schweizerischen Eigenart selbst seinen Grund hatte.

Es war der haushälterische Sinn, die Lust am Ererbten und die Unlust an hohlem Prunke, was sich in den heimatlichen Trachten offenbarte; dieser Sinn wurde überdies durch Vorschriften unterstüzt, deren Strenge keine geheuchelte war. Indes

löste sich zu Zeiten der Bann; wenn der Schweizer es seinem Ansehen schuldig zu sein glaubte, etwa bei Familienfesten, konnte er auch die Goldfüchse springen lassen und einen Prunk entfalten, der um so stärker wirkte, als er gediegen war.

In Holland verhielt sich das bürgerliche Kostüm in den grossen Städten keineswegs feindselig gegen die französische Mode; nach einem kurzen Schwanken äusserte sich diese an allen Teilen der holländischen Städtekleidung von der Sohle an bis zum Hutdeckel. Doch liebte der Holländer, jedem Zwange abhold, sein Gewand weiter und länger, als der Franzose, und verpflanzte so seinen behäbigen Charakter auch in sein Kostüm. Da war alles breit und schwer; vollends vierschrötig wurde das Kostüm durch die weiten Schurzhosen, von denen wir weiter oben gesprochen haben (S. 647), die sogenannte »Rheingräfin« (167. 3), die selbst in die französische Tracht überging, und durch die gewaltige Schärpe, die um die Hüften gewickelt wurde. Der Kragen und die Handschuhe, die Stiefel mit den weiten Stulpen, der Schlapphut mit der grossen Krempe, die vielen Besazstreifen, Spizen und Schleifenbündel, alles passte zum Ganzen.

Die ländlichen Bewohner gingen andere Wege; ihr Arbeitsfeld war das Meer oder das Marschland; die Art der Arbeit bedingte die Form der Kleidung. Nur die weiten Schurzhosen, die einem Frauenrocke ähnlich sahen, waren unter den Seeleuten sehr beliebt; man fand sie besonders geeignet, das Sprizwasser der Wellen am aufgezogenen ölglatten Stiefel zu verhindern. Vielfach waren noch die bis gegen die Knöchel herabsteigenden gleichweiten Hosen üblich, die unten offen standen. Sämtliche Hosenformen aber wurden verdrängt durch die Pumphosen. Nirgends fanden die Pumphosen eine so dauernde Verbreitung, wie unter den holländischen Küstenbewohnern; diese betrachteten sie fast als ein nationales Heiligtum. Der Engländer Oliver Goldsmith hat uns die Schilderung eines Holländers aus der Mitte des 17. Jahrhunderts hinterlassen: „Der richtige Holländer ist die sonderbarste Figur auf der Welt. Auf einem schmalen Kopfe voll Haar trägt er einen halbaufgekrempten, engen, mit schwarzem Bande besezten Hut, keinen Rock, aber sieben Westen und neun Paar Hosen, so dass seine Hüften beinahe unter den Achseln anfangen.“ Von der Holländerin sagt Goldsmith, dass sie für jedes Paar Hosen ihres Gemahls zwei Unterröcke anzöge. Man musste allerdings ausserordentlich schön sein, um es in dieser vierschrötigen Verpackung noch zu bleiben; aber die Holländerinnen sind schön durch ihr festes Fleisch und ihre blonde Gesichtsfarbe mit der starken Kirschenröte einer blutreichen Gesundheit.

In den böhmischen Landen griff ebenfalls eine schärfere kostümliche Sonderung nach einzelnen Bezirken um sich. Die slavischen Einwohner, die Tschechen, blieben im allgemeinen der überlieferten Tendenz getreu, wie sie weiter oben (S. 583) angedeutet worden ist; sie hatten eine nationale Tracht, die man eben nicht so leicht abzulegen und umzutauschen pflegt, wie eine modische; sie schoben neue Stücke ein, ohne die alten aufzugeben; dies war namentlich in der weiblichen Tracht zu bemerken. In bäuerlichen Kreisen gefiel noch der mit Armschlizen versehene Pelzmantel und die hohe topfförmige Müze (211. 3). In den Städten hatte dieser Mantel einen breiten Umschla gund einen noch breiteren Klappkragen angenommen (211. 1. 5). Sonst diente zum Kopfschuze noch eine stumpfkegelige Pelzmüze, die einen Ausschnitt hinterwärts für den Haarknoten hatte (211. 8). Der Mantel war auch nach Wien gewandert; man fand ihn dort auf den Schultern der bürgerlichen Frauen von Stand; doch war die Kopfbedeckung hier eine andere; sie glich einem mittelhohen Tschako mit sehr breitem Pelzbräm, über den der Einsaz mit seinem flachen Boden kaum zwei Finger breit hervorblickte. Diese Müze war auch in Süddeutschland bekannt; man sah sie namentlich auf der Frisur der Augsburgerinnen (194. 6). In Wien flossen wie in einem grossen Kessel alle Kostüme des Reiches zusammen; neben dem böhmischen begegnete man dort auch dem ungarischen Frauenmantel mit den hängenden Aermeln und dem reichen Schnurbesaze.

Initiale aus dem 17. Jahrhundert.

4. Die amtlichen Trachten.

Hatte auch die kaiserliche Macht sich verflüchtigt, so war doch der kaiserliche Krönungsornat feststehend geblieben; was noch dazu kam, waren kleinere Stücke, welche die Zeitmode brachte und wieder hinwegnahm. So erschienen Radkrause und Spizenkragen im Ornate und schoben sich zwischen Kinn und Schultertuch ein; nachdem sie verschwunden waren, bestieg die Perücke die kaiserlichen Häupter. Wir wollen hier die Schilderung wiederholen, welche Goethe von der Krönung Josefs II. (1764) uns hinterlassen hat. »Der junge König schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Grossen wie in einer Verkleidung einher, so dass er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatika, die Stola, so gut sie auch angepasst und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vorteilhaftes Aussehen. Zepter und Reichsapfel sezten in Verwunderung.« Mit dem alten Ornate angethan erscheinen die lezten Kaiser Leopold II. und Franz II. in den zeitgenössischen Bildwerken, gleichsam nur noch Gespenster der mittelalterlichen Kaiser, wie denn auch ihre Macht nur noch eine Schattenmacht war.

Bei Ceremonien, die minder feierlich waren, als eine Krönung, z. B. bei der Eröffnung von Reichstagen, traten die Kaiser nicht in dieser alten Gewandung auf, sondern in einem bequemeren Hausornate von einfacherer Form, doch nach dem Muster des alten Ornates verfertigt. Aber selbst von diesem gaben sie gelegentlich noch ein Stück auf und überliessen es schliesslich dem goldbrokatenen Mantel, im Verein mit den Insignien ihre Würde zu repräsentieren. Nachdem der kaiserliche Hof länger, als sonst ein deutscher Fürstenhof, bei der spanischen Mode verblieben war, wendete er sich der spanisch-französischen zu; selbst den schweren Mantel vertauschte Leopold II. gegen den leichten kurzen Mantel Ludwigs XIV. mit seinem luftigen Zierat von Spizen- und Schleifengarnituren (213. 8). Wie in ihrem Hausanzuge folgten die Kaiser von jezt ab auch in ihrer Staatsgarderobe durchaus dem französischen Muster. Ueber das lange talarförmige Untergewand legten sie einen langen Mantel von dunklem Scharlach- oder Karminrot; dieser stand rechts nur mit einem Armschlize, links aber durchaus offen; den Säumen entlang war er mit einer breiten Borte von Goldstickereien, Perlen und Steinen verziert; unter

den Ornamenten wiederholte sich namentlich das Bild des Goldenen Vliesses. Ueber den Mantel fielen die Flügel der ungeheuren Perücke, der eine über die Brust, der andere über den Rücken.

Wie in dem kaiserlichen Krönungsornate blieb in dem kurfürstlichen Anzuge die Ueberlieferung feststehend; nur über dem Hermelinkragen begann die Radkröse hervorzustarren; auf diese folgte der Spizenkragen; endlich bekrönte die Perücke die kurfürstlichen Häupter. Gestiefelt und gespornt sezten sich die weltlichen Kurfürsten aufs

Fig. 212.

1. Kurfürst von Sachsen, 2. von Mainz, 3. von Brandenburg. 17. Jahrhundert. Nach Kupferstichen von Aug. Brun.

Pferd (212. 1. 3); unter ihrem dunkelroten Rocke mit Hermelinkragen kam die nämliche Zeitgarderobe zum Vorschein, die jedem Kavaliere eigen war. Die geistlichen Herren aber verblieben bei dem langen Untertalare, den ihr priesterlicher Stand erforderte (212. 2). Die Kurfürsten verschwanden mit dem Kaiser im Jahre 1806; nur der Name behauptete sich bei einem einzigen Würdenträger, dem Kurfürsten von Hessen, bis auch diesen das Jahr 1866 hinwegfegte. Die sonstigen hochgebietenden Herren, die Herzöge und Grafen, folgten der Zeitmode und machten höchstens nur bei der Krönung des Reichsoberhauptes von ihrem Recht auf Hermelinkragen, hermelinverbrämten Scharlachmantel und kronenartigen Reif Gebrauch.

Am kaiserlichen Hofe gab es eine Menge von Personen, die ihren Plaz zwischen Gott und dem Kaiser oder zwischen dem Kaiser und dem Volke hatten. Als höchstgestellter darunter galt der Kanzler; dieser aber war nach der Reichsordnung der Kurfürst von Mainz, und so ging die kurfürstliche Tracht auf den Kanzler über. Indes scheint

Fig. 213.

1—10. Trachten am kaiserlichen Hof in Wien um 1700. 1. Edelknabe. 2. Trabant. 3. Lakai. 4. Trompeter. 5. Herold. 6. Kammerdiener. 7. Erzherzog Josef I. 8. Kaiser Leopold I. 9. Reichskanzler (Kurfürst von Mainz). 10. Staatsminister (Kaunitz). Nach Abraham a S. Clara, Neueröffnete Welt-Galleria 1703.

der Kanzler in Wirklichkeit kaum noch diesen Ornat getragen zu haben; eine Abbildung vom Jahre 1703 zeigt den Kanzler in langer ärmelloser Soutane (213. 9), welche vornherab sowie am Rande der Armschlize und bogenförmig über die Brust her mit Rüschen aufgepuzt ist. Aus den Seitenschlizen treten Rockärmel mit grossen Aufschlägen nach der Mode hervor; vor dem Halse liegt ein Leinwandkragen in Gestalt von zwei Bäffchen, und locker um die Schultern hängt ein grosser Mantel mit rechteckigem niedergeklappten Kragen.

Die Tracht der Dienstmannschaft am kaiserlichen Hofe war zu Beginn des 17. Jahrhunderts durchaus spanisch; bei hochgestellten Dienern kam gelegentlich ein langer Rock darüber zu liegen, ausserdem noch die alte Schultersendelbinde (214. 5. 6). Die Aermel waren oben stark und faltig aufgebauscht, nach untenhin anliegend, oder sie bestanden in hängenden Aermeln mit Durchsteckschlizen. Den Kopf deckte eine niedrige Müze mit flachem viereckigen, stark hervortretenden Boden, wie solche auch sonst unter den gelehrten Leuten und namentlich unter den Juristen alltäglich war. Diese Tracht veränderte sich nach französischem Muster; am Anfange des 18. Jahrhunderts hatte der aufgezügelte Hut mit Plumage die flache Müze verdrängt und der Oberrock zeigte einen reichen Besatz von Knöpfen und Lizen. Auch jetzt noch walteten die Herolde in tappertförmigem Ueberhang, der auf Brust und Rücken mit dem kaiserlichen Wappen bestickt war (213. 4), ihres Amtes.

Aus der genannten Schilderung Goethes über den gewaltigen Prachtstrom, der gelegentlich der kaiserlichen Krönung an ihm vorüberrann, stellen wir hier noch einige Kostümnotizen zusammen. »Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd, ein sehr schöner schlank gebildeter Herr, den die spanische Tracht, das weisse Wams, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr gut kleideten.« — »Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Kurfürsten in ihren goldstoffnen, mit Gold überstickten, mit goldenen Spizentressen reichbesezten spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die grossen Federn von den altertümlich aufgekrempelten Hüten aufs prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte, waren die kurzen modernen Beinkleider, die weissseidenen Strümpfe und modischen Schuhe.« — »Besonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden sizenden Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen schwarz- und gelbsammetnen Röcken und Kappen mit grossen Federbüschen nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich soviel zusammen, dass man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer der kaiserlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Hatschiergarde selbst in schwarzsammetnen Flügelröcken, alle Nähte reich mit Gold galloniert, darunter

rote Leibröcke und lederfarbene Kamisole, gleichfalls reich mit Gold besezt.«

Wie die bureaukratische Staatsmaschine vermehrte sich auch der Hofstaat; selbst in kleinen Residenzen, wie etwa in Mannheim, bestand derselbe während des 18. Jahrhunderts aus mehr als zweitausend Personen. Aeusserst zahlreich war das Küchenpersonal; darunter gab es eine Sauerkrautverwalterin, einen Wasserfüller, einen Schildkrötenverwahrer, mehrere Hühnerrupfer u. s. w. Den Schluss bildete der Hofzwerg und der Hofnarr. Mit solchen lediglich faulen und verzehrenden Elementen waren die weiten Gänge, die hundertfachen Säle, Zimmer und Gelasse aller Art in dem Labyrinth der ungeheuren Schlösser angefüllt. Jeder Diener führte nach seinem Rang ein kostümliches Abzeichen; ihre Herren liessen sich die Mühe nicht verdriessen, die Rangzeichen selbst zu bestimmen und ihren Hofschneidern auf Papier

Fig. 214.

1 2 3 4 5 6

1—6. Hoftrachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

gemalte Figuren als Muster vorzulegen, nach welchen diese die Dienstkleidung herzustellen hatten. Noch lange Zeit blieben für die Pagen Puffhosen mit Strümpfen und Kniebändern nach der Mode des 16. Jahrhunderts gültig. Die Ballonhosen waren sehr kurz und erreichten höchstens die Mitte der Oberschenkel (213. 1). Der Dienerschaft niederen Ranges kamen faltige, unter den Knien gebundene Pumphosen zu (214. 1. 2). Das eigentliche Dienstkleid aber war die »Mandille« oder das» Kollett«, eine Jacke, welche die Büste bedeckte und höchstens bis auf die Hüften stieg (214. 1. 2). Bevor das Kollett auf den Rücken der Lakaien überging, war es Soldatenkleid. Schon die Leibgarden Karls V. trugen dies Gewandstück, ebenso die Edelleute am kaiserlichen Hofe (120. 7). Mit Pelz umrändert sah das Kollett einem ungarischen Dolman ähnlich, falls solcher als Jacke angezogen wird. Nur Pagen trugen ein wamsförmiges Kollet mit Schoss (214. 3);

sonst aber war das Kleid durchaus taillenlos, an den Achseln mit »Schwalbennestern« verziert und diese mit Hängeärmeln besetzt, die ein wenig länger, wie die Jacke selbst, und nach Bedarf über den Arm gezogen und am Handgelenke verknöpft werden konnten. Vorn wurde das Kollett über der oberen Brust verknöpft, nach untenhin aber offen belassen. Sein Auspuz bestand in Lizen und farbigen oder goldenen Borten. Mit den Borten trieb man einen grossen Luxus, der sich aufs höchste steigerte, als der Taillenrock mit Schössen und Aermelaufschlägen das Kollett verdrängte. Selbst in den privaten Häusern sah man nun bunte mit Schnüren und Tressen ausgestattete Livreen; sogar in der Wohnung eines mittleren Bürgers musste der Hausknecht wenigstens für den Sonntag einen Rock mit farbigem Kragen und einen Hut mit silbernen Randborten haben.

Wir wissen von zahlreichen deutschen Fürsten des 16. Jahrhunderts, dass sie in ihrem ehrlichen und biederen Fleisse täglich mit in der Ratsstube sassen. Auch noch im 17. und selbst im 18. Jahrhundert gab es solche, die energische Träger der geistigen Vorwärtsbewegung waren, während die Beamten, namentlich im 17. Jahrhundert, vielfach eine recht zweifelhafte Gesellschaft bildeten. Damals war die Blütezeit der Religionskriege, der Hexenprozesse, der Folter und der qualifizierten Todesstrafe, eine Zeit, die alle andern Zeiten an Grausamkeit und Lust am Blutvergiessen übertraf, eine Zeit zugleich ungeheurer sozialer und politischer Umwälzungen, die von dem mittelalterlichen Staats- und Gesellschaftsbau keinen Stein auf dem andern liessen und keinem Menschen verstatteten, sein Leben in ruhigem Behagen zu geniessen. Ganz dem Charakter dieser Zeit entsprechend gingen die Beamten in finsteres Schwarz oder blutiges Rot gekleidet einher. Dann kam die grosse Perücke, der auserkorene Liebling, der Stolz der Beamten, die sie auch dann noch nicht lassen wollten, als die Mode sich von ihr abgewendet hatte, weil sie ihr Haupt einem mähnenumwallten Löwenhaupte ähnlich machte. So wurde die Perücke das Symbol des Beamten- und Gelehrtentums im schlimmen Sinne; man sagte: »Die alten Perücken«, wie man früher »die alten Bocksbeutel« gesagt hatte[1], wenn man das verknöcherte Wesen von überlebten Einrichtungen kennzeichnen wollte.

Die Tracht der städtischen Beamten, namentlich die der Ratsherren, blieb mit geringen Abänderungen bis zum Schlusse des dreissigjährigen Krieges etwa so beschaffen, wie wir sie oben geschildert haben (S. 594 ff.). Das Hauptstück war immer die dunkle, gewöhnlich mit kurzen Ballonärmeln besezte und mit braunem Pelzwerk ausgeschlagene Schaube (150. 7. vgl. 218. 1. 2). Dazu kam der spanische Hut mit seiner abstehenden Krempe und seinem kegeligen oben abgeplatteten Kopfe, der mit Sammetbezug senkrecht geriefelt (vgl. 216. 3). Neumodisch war nur das lange Haar und der in Form eines »Wallensteiners« zugeschnittene Bart. Die Radkröse behauptete ihren Plaz anstelle des Spizenkragens.

[1] S. 596, Note.

Aber das Aussehen der Ratsherren war verändert, als sie in das 18. Jahrhundert hinübergingen; jezt trugen sie eine grosse Perücke oder perückenartig gekräuseltes Eigenhaar (216. 3), ein glattrasiertes Gesicht, eine grosse in Falten geschobene tellerförmige Kröse und den Habit à la française, dessen mächtige Aufschläge unter den kurzen Puffärmeln der Amtsschaube hervortraten, grosse Spizenmanschetten, Schnallen an den Schuhen, den Degen an der Seite. Indes regulierte jede Stadt ihre amtlichen Trachten selbst. Beamte niederen Ranges pflegten an Stelle des Habits das spanische Wams mit engen Aermeln weiter zu tragen (215. 5. 6); auch zeigte ihre Schaube noch den alten viereckigen Klappkragen, dessen Ränder mit dem geschlizten Röhrenwulste verbrämt waren. Vielfach vertrat der lange schwarze Mantel mit viereckigem niedergelegten Kragen den Dienst der Schaube und

Fig. 215.

1 2 3 4 5 6

1—6. städtische Amtstrachten. 1. Stadtdiener aus Nürnberg um 1670; Bäffchen weiss, Schuhe schwarz, alles übrige rot. 2. Stadtknecht aus Augsburg um 1670; Unterjacke samt engen Aermeln, Hosen, Schuhe und Hut schwarz, Schaube rechts rot, links weiss, an beiden Brustblättern aber grün, Kragen weiss. 3. Scharwächter aus Augsburg um 1700; unterer Rock und Strümpfe grün, Hosen, Hut und Schuhe schwarz, Schaube samt den völligen Aermeln rechts rot, links weiss, Bäffchen weiss. 4—6. Scharwächter, Polizist und Ratsbote aus Strassburg um 1700.

der aus zwei Laschen oder Bäffchen zusammengesezte Kragen die Stelle der Kröse; diese Laschen waren der lezte Rest von dem früheren glatten Leinwandkragen, der unterm Kinn beginnend sich schräg über die Achseln herabgelegt hatte (161. 6. 7. 164. 5). Als die Bäffchen noch so breit waren, dass sie die obere Brust fast ganz verdeckten, zeigten sie längs ihrer inneren Kante eine schmale Höhlung unter sich (vgl. 164. 4); nach dieser Furche benannte man sie in Norddeutschland »Klinkenbäffken« (Klinke = Falte). Diese Falte verschwand jedoch, als die Bäffchen kleiner wurden (215. 1—3). Während die Herren früher ihre Amtstracht nur dann angelegt hatten, wenn die Stunde sie forderte, gewöhnten sie sich jezt daran, mit derselben auch auf der Strasse zu paradieren; wenn ein Senator oder »Acciseherr« nur eine

kleine Abgabe oder Accise einzufordern hatte, so that er das nicht ohne seinen alten Mantel, seine Krause oder Bäffchen und seine Allongeperücke. Falls ein Ratsherr sich in vertrauliche Zirkel begab, liess er sich den gemütlichen Schlafrock (168.1) nachbringen. Erst seit dem siebenjährigen Kriege, der viel französisches und englisches Volk nach Deutschland brachte, fingen die Herren an, ihr steifes Wesen abzulegen und sich in modefarbigen Gesellschaftskleidern nach französischem Schnitte auf der Strasse zu bewegen.

Fig. 216.

1—5. Amtliche Trachten aus Nürnberg um 1700. 1. Geistlicher; Kröse und Perücke weiss, alles übrige schwarz. 2. Stadtgardist (Einspänniger); Rock (Kollett) gelb mit roten Borten, Mantel, Hut, Halsbinde und Stiefel schwarz, Hosen weiss, Lederzeug rot. 3. Ratsherr; Kröse weiss, Schaube schwarz mit gelblichem Pelz, alles übrige schwarz. 4. Prokurator; Bäffchen weiss, das übrige schwarz. 5. Stadtknecht; unterer Rock samt den Aermelaufschlägen, Hut, Hosen und Schuhe schwarz, Schaube samt Achselklappen und Oberarmpuffen rechts weiss, links rot. (Deutliche Vorstellung der Nürnbergischen Trachten, in Kupfer gestochen und mit feinen Farben erleuchtet).

Den Ratsherren fast in allen deutschen Städten standen reitende Diener zur Verfügung; diese benannte man durchs ganze Reich, in Hamburg so gut wie in Strassburg „Einspännige", hie und da auch „Stallbrüder", schliesslich aber „Ratsdiener" oder auch „Herrendiener", weil die Ratsherren im Volke kurzweg mit „Herren" bezeichnet wurden. Hohe Stulpstiefel waren ein unerlässliches Stück des einspännigen Kostüms (216.2), bei Leichenbegängnissen ausserdem noch ein langer schwarzer Mantel mit viereckigem Rückenkragen.

Durch die ganze Hierarchie der Beamten, vom höchsten bis zum niedersten, entstand eine Menge von kostümlichen Sonderzeichen; wie ein Baum sich mit tausend und abertausend kleinen Aestchen nach allen Seiten hin verspaltet, so differenzierte das Beamtentum seine Zeichen ins Unendliche. Neben den Abbildungen müssen hier einige Notizen als Probe genügen. In Strassburg führten die Ratsboten

während des 18. Jahrhunderts eine Anzahl von Knöpfen mit schwarzen Schleifenrosetten auf den Aermeln, einen Kragen, der hälftig rot und weiss war, am roten Teile mit zwei Finger breiten weissen, am weissen mit dergleichen roten Sammetstreifen eingefasst, die roten Borten ihrerseits wieder mit einem weissen, die weissen mit einem roten Striche gerändert. Hinterwärts am Kragen hingen zwei lange Binden herab, eine Hand breit »wie ein erzbischöfliches Pallium«, auf der weissen Seite rot, auf der roten weiss. Es gab auch dergleichen Binden, die mit Pelz gesäumt waren. Die Söldner, die bei den Stadtmeistern und »Ammeistern« die kleineren Geschäfte zu besorgen hatten, trugen blaue Mäntel mit silbernen Borten, den Mantelkragen mit silbernen Knopflöchern und Schleifen verziert. Die Leichen ihrer Vorgesezten begleiteten sie in Stiefeln zu Grabe. Dem Turmhüter gehörte ein schwarzer Rock von dünnem Zeuge mit hängenden

Fig. 217.

1 2 3 4 5

1—5. Züricher Amtstrachten um die Mitte des 18. Jahrhunderts. 1. Bürgermeister oder Ratsherr in festlicher Tracht. 2. Magistratsperson. 3. Gross- oder Gerichtsweibel (oder Ratsschreiber am „Schweer-Sonntag"), Amtsschaube hälftig blau und weiss. 4. Französischer Pfarrer (so mit Mantel und Bäffchen bekleideten sich auch die Studenten). 5. Antistes oder Obristpfarrer. (Herrliberger, Zürcherische Kleider-Trachten oder eigentliche Vorstellung der dieser Zeit in der Stadt und Landschaft Zürich üblichen vornehmen Kleidungen 1749).

Aermeln, die mit Armschlizen versehen [1]. Und so ging es mit unendlichen Variationen durch alle Schichten des ganzen Beamtentums in allen deutschen Städten und Städtchen. Während die höheren Behörden bereits im Laufe des 16. Jahrhunderts sich der geteiltfarbigen Kleidung entledigt hatten, behielten die niederen sie zumteile noch bis gegen

[1] Johannes Hermann, handschriftliche Notizen über die Strassburger Tracht; auf der Universitätsbibliothek in Strassburg.

die Neige des 18. Jahrhunderts bei; erst die französische Revolution räumte damit auf. Neben den Farben war es das städtische Wappen, das, eingestickt oder in Metall, auf der linken Brust oder linken Schulter die Büttel, Vögte und Boten kenntlich machte. Diese Leute hatten sonst kein amtliches Kostüm; die Scharwächter durchwanderten die nächtlichen Strassen in der zeitüblichen Soldatentracht (215. 4).

Den Amtstrachten unserer nächsten Grenznachbarn nachzugehen erlauben uns die dem Buche gesteckten Grenzen nicht; doch wollen wir nicht unterlassen, einige schweizerische Amtstrachten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts wenigstens im Bilde einzuschalten (217. 1—5).

Eigener Art war das Juristenkostüm. Die Rechtsweisheit stand

Fig. 218.

1. Gelehrtenmüze. 2—5. Juristen. 6. Professor. 7. Student. (Anfang des 17. Jahrhunderts. 1—3. nach fliegenden Blättern; 4—7. nach Jac. von der Heyden, Speculum Cornelianum 1618).

damals noch unter Vormundschaft der Theologie; die natürliche Vernunft war gebunden durch den übernatürlichen Glauben. Und demgemäss brachten die Juristen, die so wenig weltlich dachten, auch im Anzug ihre geistliche Natur zum Vorscheine; je nach ihrem Glauben bedienten sie sich der langen Soutane, welche den katholischen Priestern eigen war, oder der protestantischen Theologenschaube mit dem glatten Koller und den pfeifenfaltig darangesezten Brust- und Rückenblättern. Nur die Achselwulste und die durchaus geöffneten Hängeärmel machten einen Unterschied (219. 6). In Gesellschaft der Soutane war Anfangs des 17. Jahrhunderts noch die alte Sendelbinde zu finden und selbst noch der Wulstring, der ursprünglich als Rand der Kopfbedeckung die Binde zum Schmucke erhalten hatte (218. 4. 5). Die Binde lag über der linken Schulter, mit ihren Enden hinten und vorn im Gürtel untergesteckt oder unter der Achsel zusammengeschlossen. Das Barett oder der »Doktorhut« war eine flache Müze, bei den katholischen Juristen rund oder vierkantig mit glatter Wandung, bei den protestantischen mit scharf eingezogener Wandung, weitvortretendem Deckel und schmalem Halbschirme für den Hinterkopf (218. 2). Hut

und Amtsrock waren rot gefärbt. Sodann empfingen die Doktoren neben dem roten Hut einen goldenen Ring, »mit dem sie sich der Wissenschaft wie einer Braut angelobten«. Seit dem Frankfurter Reichstage von 1577 stand ihnen das Recht zu, goldene Ketten zu tragen, sich auf Grund ihres Doktorhutes ein Wappen beizulegen und zwar ein Wappen nach Art der edelmännischen mit Schild und offenem Helme. An keine bestimmte Ueberlieferung gebunden war die übrige Kleidung der Juristen; diese folgte der Mode und eignete sich die grosse Perücke, die Kröse, die Bäffchen und selbst den Degen an.

Die Gelehrten und Professoren hatten so ziemlichdas nämliche Amtskleid, wie die Ratsherren (218. 6. 219. 1. 2. 6); davon wich nur das auszeichnende Gewand der Rektoren ab. Der Rektorentalar war ein roter Ueberhang in Form des alten Tappert oder eines Skapuliers; er stand zu beiden Seiten offen und wurde über den Kopf herab angezogen. Die Studenten folgten der Zeitmode (218. 7. 219. 3. 5); nur der sogenannte Unparteiische scheint sich einer eigentlichen Tracht erfreut zu haben; wenigstens begegnen wir ihm auf einem Kupferstiche aus der Mitte des 17. Jahrhunderts in einem Anzuge, der zu seines Grossvaters Zeit einmal Mode gewesen (219. 4). Im 17. und 18. Jahrhundert gefielen sich die deutschen Studenten in wüster Roheit; Schnaps war ihnen das, was den heutigen das Bier. Allgemein war die Klage, dass sie »ihr Geld verpuderten, vernaschten, verdebauschierten und verspielten«, dass sie die wenigste Zeit »die Schweinshaut, in die ihre Bücher gebunden, auf den Rücken legten, wo ihr bei Lebzeiten einmal die Borsten gesessen hatten«.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts folgte die Predigerschaube keiner vorgeschriebenen Form; man trug sie ebenso oft nahezu so, wie sie schon Luther und Melanchthon getragen hatten (137. 6), mit glattem Koller, Pfeifenfalten und weiten offenen Aermeln, als auch ohne Koller und enge Faltung; dazu gesellte man die Radkrause oder den doppelten glatten Laschenkragen. In manchen Städten, in denen die Tracht ihre eigenen Wege ging, that dies auch die Theologenschaube; in Bremen z. B. nahm sie kurze halbbreite Aermel an, die mit Lizen, Knöpfchen und Quästchen ausgepuzt (188. 2), ferner einen ringsum überfallenden Kragen, der gerade lang genug war, um die Achseln zu bedecken und an sämtlichen Rändern, die Aermelränder ausgenommen, einen sägeartigen Zackenschnitt. Man schloss die Schauben nur vor dem Halse und liess sie sonst bis untenhin offen. Dagegen verschloss man den Unterrock, der bis zu den Knien ging und enge Aermel hatte, mit einer Reihe von kleinen dichtgesezten Knöpfchen. Seit den sechziger Jahren gewann die lutherische Schaube mit Koller und regelmässigen Längsfalten den Vorrang; man pflegte sie vornherab durchaus zu verknöpfen (216. 1). An der Unterkleidung aber liess man die zeitweilige Mode gewähren; ja man verstand sich dazu, an der Schaube die Aermel zu schlizen, um die Aermel des Leibrockes mit den grossen Aufschlägen hindurchstecken zu können. Die Radkrause trug man neben den Bäffchen weiter. Hartnäckigen Wider-

stand leistete man der Perücke; seit 1690 aber nistete sich diese auch auf den eigensinnigsten Theologenschädeln ein und behauptete sich länger darauf, als auf irgend einem andern Kopfe. Der Perückenkampf war nicht ohne Humor; man sah die nämlichen Scenen sich wiederholen, welche ein Jahrhundert früher die neu aufgekommene Bartmode erregt hatte.

Fig. 219.

1 2 3 4 5 6

1—6. Studenten und Professoren der Universität Tübingen um 1650. Illustrissimi Wirtembergici ducalis novi collegii, quod Tubingae qua situm est, qua studia, qua exercitia accurata delinato Ludwig Ditzinger sculptit, Jo Chrystoff Neyffer pinxit. (Vorstehende Figuren sind Umzeichnungen; die Originale sind so klein und ihre Zeichnung steht dergestalt in der Blüte ihrer Erbärmlichkeit, dass sie für den Unkundigen nicht brauchbar.)

Es war der jungfranzösische Klerus, der sich am frühesten mit der Perücke befreundete, und unter diesem ein Abbé de la Rivière, ein Hausfreund Gastons von Orleans und später Bischof von Langres, der erste, welcher es wagte, die Perücke beim Gottesdienste zu tragen. Die jungen Domherren des Kapitels zögerten nicht, seinem Beispiele zu folgen, die älteren aber ebensowenig, es zu bekämpfen. Notare wurden berufen, um am Fusse der Altäre Urkunden auszufertigen; Sentenzen der kirchlichen Gerichtshöfe wurden durch Parlamentsbeschluss kassiert, alles wegen der Perücke; selbst der Papst wurde zur Entscheidung angerufen. Des Haders müde verstand man sich zu einem Vergleiche; die Perücke sollte geduldet sein, wofern man sie nur während der Messe ablegen wollte. Aber der junge Klerus wollte lieber keine Messe lesen, als keine Perücke tragen. Da fand die geistliche Behörde einen andern Mittelweg; sie gestattete Perücken, die von einem minder beträchtlichen Umfange waren, als die weltlichen, und eine Klappe auf dem Scheitel hatten, die, zurückgeschlagen, die Tonsur blicken lassen sollte.

Ebenmässig entbrannte der Perückenkrieg im protestantischen Deutschland und in Holland zugleich. Namentlich in Holland nahm man die Sache ernst; dort war sich die Geistlichkeit bereits um 1642 wegen der langen natürlichen Haare in die Haare geraten; mehrere Gelehrte, unter welchen Gottfried Uden als „Irenäus Poimenander“ der schlagfertigste, schrieben gegen die langen und falschen Haare; andere predigten von den Kanzeln herab dagegen. Die Aufregung glättete sich erst infolge einer Schrift des gelehrten Claude de Saumaise, die dieser unter dem Namen „Salmasius“ herausgab; darin war der schlagende Beweis geliefert, „dass die Tracht des

Haares zu den gleichgültigen Dingen zähle". Dies vernünftige Wort kam aber einer unvernünftigen Sache zu gut; denn es sicherte nicht nur dem langen Haare, sondern auch der Perücke den Sieg. In Deutschland verfuhr man gelassener; schon seit den vierziger Jahren trug die Geistlichkeit das Haar ziemlich lang, dazu einen schmalen Lippenbart. Etwa zwanzig Jahre später wurde durch Synodalbeschluss allzu langes Haar untersagt, doch ohne Erfolg. Aehnliches wiederholte sich inbetreff der Perücke; man bestritt wenigstens ihren amtlichen Gebrauch, bis im Jahre 1692 ein Landtag in Dresden erklärte, „dass die Geistlichen mit gutem Gewissen Perücken tragen dürfen". Der wohlweise Magister Johann Philipp Gros in Leipzig schrieb zwei Jahre später, „dass es ebenso wenig sündlich sei, sich der Haare der Tiere zur Bedeckung des Hauptes zu bedienen, als der Wolle oder der Felle". Die Wenigen, die sich nicht zur Perücke bequemen konnten, bedeckten ihr Haupt mit dem „Solideo", einem schwarzen Sammetkäppchen.

Initiale vom Jahr 1627.

5. Die kriegerische Tracht.

Noch der ganze dreissigjährige Krieg wurde fast ausschliesslich mit geworbenen Truppen geführt, mit Leuten, die aus dem Krieg ein Handwerk machten. Wol gab es damals schon stehende Truppen, aber sie waren beschränkt an Zahl und bildeten kaum ein anderes Corps, als sogenannte »Garden«. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts vollzog sich die Umwandlung von geworbenen zu stehenden Heeren, vom freien Söldnertum zur Zwangsaushebung und Werbung. Es war Frankreich unter Ludwig XIV., das Anfangs der siebziger Jahre zuerst den Krieg mit stehenden Heeren führte und nun auch hierin das Muster für Deutschland abgab.

Anliegendes Wams von derbem filzartigen Tuche, am kurzen Schosse gelascht (220. 2—4), gegürtet, bis zum Gurt herab mit kleinen dichtgesezten Knöpfen verschliessbar, in den Aermeln anliegend; Ueberwams oder »Kollet«, etwas länger, als das Unterwams, ohne angesezten Schoss, nur am Halse verschliessbar, mit Achselnestern, teils ärmellos (220. 5. 221. 4), teils mit offenen hängenden Aermeln ausgestattet (220. 1), die nach Bedarf über den Arm gezogen und am Handgelenke verknöpft werden konnten; darüber hervorstehend ein schlichter Leinwandkragen, nicht völlig niedergeklappt, sondern freischwebend; luftige Pumphosen, überm Knie zugebunden (220. 2—5), oder weite offene Kniehosen (220. 1), beide Stücke auf der Aussennaht herab mit einer Borte und zumteil auch mit Knöpfen besezt; anliegende Strümpfe; grosse Kniebänder, von den Hosen verdeckt und nur mit ihren Schleifen seitwärts an den Knien sichtbar; Ueberstrümpfe, kurz wie Socken (220. 2. 5) oder über das Knie hinaufsteigend und mit ihrer weiten Stulpe die Pumphosen, an die sie festgenestelt waren, umfassend (220. 4); derbe Schuhe mit Spannlasche und Seitenlaschen, leztere unter die Spannlasche gelegt und mit Riemen verknotet,

die durch einen Schliz in der Spannlasche gezogen wurden (220. 6); kurzgeschorenes Haar, gespizter Bart, Knebel auf der Oberlippe; stattlicher Filzhut mit hohem gestuztkegeligen Kopfe und abstehender Krempe, gelegentlich auch mit einem Federbusche: dies war die

Fig. 220.

1—10. Soldatentrachten von 1600 bis 1640. 1—7. nach J. de Ghein, Waffenhandlung von den Rören, Musquetten und Spiessen 1608. 8—10. nach Jean Callot, Costumes 1630—35).

Tracht, in welcher der deutsche Soldat[1] die Schwelle des 17. Jahrhunderts überschritt.

Die ungeheuren gewitterhaften Bewegungen des politischen Weltlaufes, die sich so viele Jahre hindurch über Deutschland entluden, mussten auf das Kostüm der Soldaten den grössten Einfluss haben. Es erschienen Gewandstücke, die ausschliesslich nur für die Soldaten bestimmt waren, später aber auch bei dem Drohnenschwarme der »Messieurs Alamodes« bemerkt wurden, welche sich darin, unempfindlich gegen die Lächerlichkeit, wie in einer Verkleidung einherschleppten. Dies waren vor allem das Koller und die schweren Reiterstiefel. Wir haben bereits weiter oben von beiden Stücken eine genaue Beschreibung gegeben (S. 623 und 629 ff.). Die Soldaten, welche

Fig. 221.

1 2 3 4

1—4. Soldatentrachten von 1630—1640.

die Mittel hatten, sich ein Koller anzuschaffen, legten dasselbe über ihr Wams oder über ihren Rock (222. 3. 4) und ersezten damit den Harnisch. Das Leder des Kollers war von Elen- oder Büffelhaut und sämisch d. h. fett gegerbt, daher so dehnbar, dass es sich wie starkes Tuch nach dem Körper zog, und doch so fest, dass es die Probe auf Pike und Degen bestand. Mit der Zeit lernte man das Leder mit grosser Ersparnis am Preise bearbeiten und die Haut von Kühen und selbst von Schafen für Koller brauchbar machen. Die Reiterstiefel zog man über das Knie herauf oder schlug sie mit der Stulpe unter das

[1] Der Name „Soldat" entstammt dem italienischen „Soldo", beziehungsweise dem lateinischen „Solidus". Solidus war eine römische Goldmünze, Soldo eine italienische Kupfermünze. In den früheren italienischen Feldzügen wurden die Kriegsleute mit dem Soldo entlohnt und die Löhnung darnach mit Sold, die Entlohnten mit Soldaten bezeichnet. Das Wort „Soldat" unterschied also den besoldeten Kriegsmann von dem aufs Plündern angewiesenen Kriegsknecht. Die Redensart „kein Geld, kein Schweizer" hängt damit zusammen, da die Schweizer nur um Sold dienten und vom Raube nichts wissen wollten.

Knie hinab (163. 3. 220. 10) und mit ihr zugleich die Spizenstulpe des Strumpfes (221. 4).

Obgleich das nationale Unglück düster vor jedem Gemüte schwebte, brachte es doch die Lust am Puze nicht zum Verstummen; ja es beförderte dieselbe durch den Müssiggang, dem es eine Menge von Menschen überwies, oder durch die Unruhe, mit der es solche nach allen Gegenden hin und her warf. Wie früher die spanische Mode, war es jezt die französische, die den Zeitgeschmack bestimmte. Man besezte die Kleider mit zahlreichen Knöpfen, farbigen Bandstreifen (220. 7), Lizen und Nesteln; namentlich den Rändern der offenen Aermel liess man Reihen von Knöpfen und schmalen Lizen

Fig. 222.

1 2 3 4

1. 2. französische Soldatentrachten; 3. 4. deutsche Soldatentrachten (1630—1640).

folgen, die nicht selten von Silber; man benähte in gleichmässiger Folge oder in Abteilungen die geschlossenen Aermel mit Lizen und überzog selbst das ganze Wams mit solchem Schmucke.

Französische Mode brachte die »Hongreline« in das deutsche Heer; es war dies eine Art von Paletot mit bequemen Aermeln (161. 5. 220. 10), über die Brust herab oder noch tiefer mit Knöpfen und Lizen verschliessbar, gewöhnlich gleich dem Koller von den Hüften an rundum mehrfach geschlizt und den Rändern entlang mit Pelzstreifen verbrämt. Derartige Röcke legten sich besonders die Offiziere bei. Zuerst unter den Franzosen im schwedischen Heere erschien ein kurzes Wams mit hoher Taille und gespaltenen Schössen (222. 1. 2), mit Bandrosetten am Ursprung jeder Spalte und mit Tressen an den Rändern. Die deutschen Soldaten nannten dies Wams »Landerli« oder »Len-

derli«, weil es nur bis an die Lenden reichte, und übertrugen den Namen auf die Träger des Wamses, nicht ohne Spott, weil es gar zu geschniegelt und gebügelt aussah und eher einem Frauenkamisole glich[1]. Die Stiefel, sonst die Beine bis über das Knie umspannend, erhielten eine sehr weite Stulpe und wurden unter das Knie derart herabgekrempt, dass die Stulpe aufrecht stehend das Bein in Wadenhöhe umgab (220. 8. 9). Auf den Spann vor die Fussbeuge wurde ein breites Lederstück gesezt, das die Schnalle der Sporenriemen verdeckte. Der Kragen von weisser Leinwand, grösser als sonst, glatt und schlicht oder mit Spizen gesäumt, wurde ungesteift vom Kinn aus auf die Achseln gelegt, das Haar lang und in ungeordneten Strähnen herabfallen gelassen, der Bart an Kinn und Oberlippe zu stattlichen Knebeln als »Wallensteiner« zugeschnitten, und der befiederte Filzhut zu immer verwegeneren Formen ausgeweitet (221. 1). Der Filz kam aus den heimischen Bauernkreisen in die Soldatentracht.

Die Heere rekrutierten sich vorzugsweis aus Bauern, welche die Ehre und das Elend zugleich unter die Fahne trieb, nachdem sie der Krieg von Haus und Hof verjagt und ihr heimatliches Dorf verbrannt hatte. Der Bauer brachte seine schweren Stiefel, seine Schaube und seinen Hut mit in das Heer. Rock und Hut fanden, weil bequem, eine schnelle Aufnahme selbst unter den Offizieren und gelangten mit diesen in die fürstlichen Salons. Der Rock war taillenlos und plump, so dass er einem der Länge nach aufgeschnittenen Sacke glich (220. 9), an den man weite Aermel gesezt hatte. Doch nahmen ihn selbst die Franzosen an; wir haben weiter oben schon davon gesprochen (S. 653 ff.).

Es ist hier der Plaz für eine kostümliche Notiz über einen der bedeutendsten Feldherrn des grossen Krieges, den General Tilly; wir verdanken sie einem Augenzeugen, der den »alten Korporal« eines Tages auf einem kleinen Grauschimmel an sich vorbeireiten sah. Tilly trug auf dem kurzgeschorenen Kopf einen kleinen, aber hochaufgestülpten Hut mit roter Feder, die ihm über den Rücken hing, ein grünes Atlaswams mit aufgeschlizten Aermeln »nach spanischem Schnitte«, und grosse weite Beinkleider von demselben Zeuge.

Einige Notizen über die Ausrüstung einzelner Corps werden willkommen sein. Da waren zuerst die »Pikeniere«, so genannt nach ihrer achtzehn Fuss langen Pike, die früher die eigentliche Waffe der Landsknechte gewesen. So lange die Handfeuerwaffen noch schwer zu handhaben waren, hing der Erfolg grossenteils von dem Ansturme der Pikeniere ab. Der Pikenier gehörte zur »schweren Infanterie«; zum Schuze gegen die feindlichen Kugeln war das Eisen an seiner Rüstung weit stärker, als sonst üblich, so dass er wegen seiner Schwerfälligkeit bespöttelt und »Schiebochse« genannt wurde. Es herrschte die Meinung, Gott müsse den arg mit Blindheit gestraft haben, der solchem Pikeniere geradewegs in die Lanze renne. Der Pikenier trug eine »halbe Rüstung«, nämlich einen Kürass aus Brust- und Rückenstück, Schenkelplatten und Sturmhaube (220 6. 7), Handschuhe von Büffelleder und ausser der Pike noch ein Schwert.

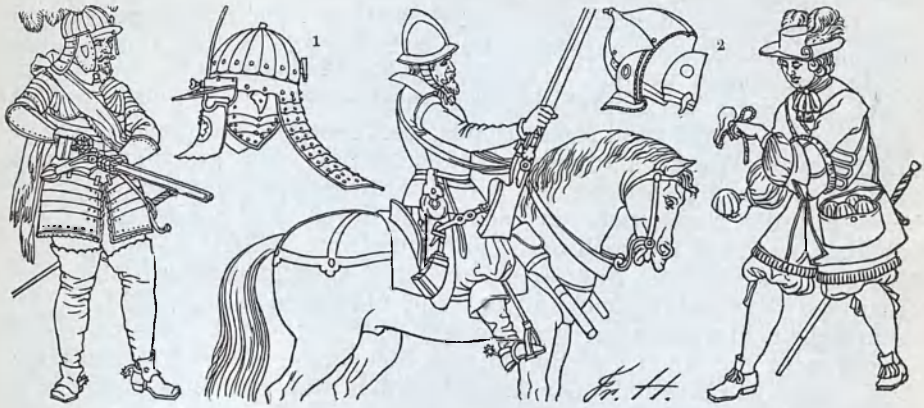
Die feindliche Masse aufzulockern war die Aufgabe der Schüzen, der »Musketiere« und der »Arkebusiere«. Die Musketiere führten eine schwerfällige Luntenflinte,

[1] In den kaiserlichen Soldatenliedern des 17. Jahrhunderts wird des Landerlis mehrfach gedacht: „Auch ihr Frantzesischen Landerly mit ewren kleinen kragen". In einem Rügelied auf Strassburg vom Jahre 1681 heisst es: „Was gilts, es werden sich Die andern an dir stossen, Und nicht so liederlich Die landerlin Frantzosen Aufnehmen in der Thür, Der Schadt bleibt dir und mir." Die alamannische Mundart kennt noch heute diesen Namen für Wams; so heisst es in Schmids Schwäbischem Wörterbuche: Länder, msc. ein kleines Bauernkleid, Lender, ntr. ein ledernes Ueberwams der Weingärtner, wenn sie Butten tragen. Aehnlich in Stalders Schweizerischem Idiotikon: Länder, Lender, msc. Weste, Gilet ohne Aermel, Länderli das Diminutiv.

die auf einen Gabelstock aufgelegt werden musste, die Arkebusiere ein kürzeres leichteres Handrohr mit Radschloss; dazu kamen noch Schwert und Sturmhaube. Sonst hatten die Schüzen nichts Eisernes auf sich; ihr Schuzkleid war das Koller von Büffelleder (160. c. 220. 1—5), falls sie die Mittel für ein solches aufbringen konnten.

Zur schweren Reiterei gehörten die »Lanziers« und »Kürassiere«. Die Lanzenreiter hatten eine halbe Rüstung, die indes völliger war, als die der Pikeniere; sie bestand nämlich aus Haube, Halsberge, Kürass, ganzem Armzeuge und langen Diechlingen, die bis zu den Knien reichten. Den Kürass legten sie über ein Schosswams von Büffelleder. Ihre Angriffswaffen bestanden in einer fünfzehn Fuss langen Lanze, einem Schwert und einer oder zwei Pistolen. Aehnlich waren die Kürassiere ausgerüstet (223. 3);

Fig. 223.



1. 2. Sturmhauben. 3. Kürassier um 1640. 4. Arkebusier zu Pferd um 1620. 5. Grenadier um 1670.

doch führten sie nur ein Schwert und ein Handrohr mit kürzerem Laufe, das man »Karabiner« nannte, oder eine Sattelpistole. Nach dem Kriege vertauschten sie den Kürass mit dem Koller. Die schwere Kavallerie war im dreissigjährigen Kriege von grosser Wirkung; nichts ist irriger, als der Glaube, Gustav Adolf habe seine Siege insbesondere der leichten Reiterei zu verdanken gehabt; seine Reiterei war weder den schweren Pappenheimern, noch den ganz leichten Kroaten gewachsen.

Zur leichten Reiterei gehörten die berittenen Arkebusiere troz ihrer schweren Feuerwaffe und die »Karabiniere«. Anfangs zwar trug der Arkebusier noch Kürass und Sturmhaube (223. 4); er wusste aber am besten, dass seiner Kugel kein Panzer fest genug sei, und legte ihn ab, ebenso die Sturmhaube, für die er den breitkrempigen Hut aufsezte. Die Arkebuse führte er an einem Bandeliere mit sich, dazu noch Schwert, Pistolen und Zubehör. Der Arkebusier war bereits ein rechtes Kind der neuen Zeit. Der Karabinier trug schon von vornherein einen Hut und zwei Bandeliere kreuzweis umgelegt, an dem einen, das von links nach rechts lag, den Karabiner, an dem andern ein Schwert.

Dragoner gab es zu Pferd und zu Fuss; genau betrachtet war der Dragoner ein aufs Pferd gesezter Fussoldat, der beiderlei Dienst gerecht sein sollte je nach Bedarf und Gelegenheit; er trug ebensowol die Kappe mit Stangenvisier (223. 1), als den Hut, ein ledernes Schosswams, eine Hakenbüchse oder „Caliver“ und ein Schwert.

Indes war die Ausrüstung nicht durchaus feststehend; der Krieg führte den Verlust von manchem Stücke herbei, das willkürlich durch ein anderes ergänzt wurde; je länger der Krieg währte, desto mehr steigerte sich die Unordnung. Bevor wir das Soldatenkostüm über die Mitte des Jahrhunderts hinaus verfolgen, wollen wir die gleichzeitigen Schuz- und Truzwaffen genauer betrachten.

Die Rüstung kam selten mehr blank vor, sondern gewöhnlich mit Firnis geschwärzt. Dieser Ueberzug hatte einen doppelten Vorteil; einmal verhinderte er das Rosten und ersparte so das lästige Puzen; dann verminderte er die Sichtbarkeit der Rüstung auf grössere Entfernung und erschwerte so dem feindlichen Schüzen das Zielen. Doch entbehrten wenigstens die Offiziersrüstungen nicht des Schmuckes; an passenden Stellen waren Rosetten angebracht und den Rändern entlang Reihen von Knöpfen aus Messing oder Bronze. An blanken Rüstungen waren eingeäzte Ornamente, gekörnte Flächen und vergoldete Ränder zu bemerken. Brust- und Rückenschale wurden über die Schultern her mit zwei Riemen verschnallt; die Riemen sassen am Rückenstücke, die Schnallen am Bruststücke. Die Halsberge bestand aus zwei im Bogen ausgeschnittenen Schienen, die an der rechten Seite geschlossen wurden. Die geschienten Diechlinge waren häufig nach der Form der Pumphosen ausgetrieben (220. 6). Die Sturmhaube hatte einen geschienten Nackenschuz, der gebogen und oft von grosser Länge war, Wangenklappen aus einem Stück oder geschient, einen über das Gesicht vortretenden Schild, »Stirnstulpe« genannt, und ein »Nasal« oder Naseneisen, das senkrecht durch den Schild ging, verstellbar war und festgeschraubt werden konnte (223. 1). Es gab Sturmhauben, die statt des Nasales einen breiten Gesichtsschirm hatten, den man seitwärts aufklappen und an- und abhängen konnte (223. 2). An sämtlichen Sturmhauben war hinten oder auf der Seite eine Hülse angebracht für einen Federbusch, der die Haube wallend überragte.

Aus dem Arsenale der Angriffswaffen war manches Stück verschwunden, welches das Mittelalter gekannt hatte, und manches Stück hineingekommen, das es nicht gesehen. Handbogen und Armbrust, Morgenstern, Flegel und Kriegsgabel gab es nicht mehr, Dolch und verwandte Messer nur noch wenig, Sattelhammer und Streitkolben nur noch bei den östlichen Grenzstämmen. Schwert, Stangen- und Feuergewehr machten jezt die Hauptwaffen aus.

Die Schwertklinge war lang und schmal, zweischneidig (220. 7), zuweilen noch nach altem Brauch an den Rändern wellig ausgeschliffen. Der Korb bestand aus gebogenem Stangenwerk und erschien noch verwickelter, als im 16. Jahrhundert, denn er sezte sich aus einer Menge verschiedener Stichblätter, Hinterparierstangen und Eselshufen zusammen. Es gab Körbe mit doppelten Stangen, andere mit doppeltem Eselshufe ohne sonstiges Stangenwerk (220. 10), und wieder andere mit einem Daumringe am unteren Teile des Gefässes. Als Puz- und Truzwaffe zugleich galt das Rappier; sein Stichblatt, auch »Glocke« genannt, war ein im Ganzen geschmiedeter oder siebartig durchbrochener Korb, die Querparierstange, die mitten über die Oeffnung des Korbes weglief, gerade und augenfällig lang. Bis zum Schlusse der dreissiger Jahre erhielt sich noch der Beidenhänder (159. 3) mit gerader und gewellter Klinge, etwas länger das Stilet. Unter den Polen und Ungarn im kaiserlichen Heere war der Säbel herrschend, jene gebogene einschneidige Waffe mit starkem Rücken

und einem Griffe aus Bügel und Stichblatt. Im Allgemeinen verwendeten damals die Waffenschmiede viele Kunst auf das Gefäss.

Die Art, das Schwert zu koppeln, war anders geworden. Der alte Landsknecht hatte sein kurzes Schwert quer vor dem Magen und fast wagerecht getragen (153. 13), der Spanier seinen langen Stossdegen an einem enggeschnallten Taillengurte nach hinten hinaus gleichfalls in nahezu wagerechter Stellung. Der Soldat im Anfange des 17. Jahrhunderts behielt noch eine Zeit lang leztere Koppelung bei, doch stellte er den Degen etwas schräger (220. 1. 2. 5). Das Wehrgehänge bestand aus einem ziemlich breiten, steifen, an seinem unteren Ende zu Schlaufen umgebogenen und verschnallten Lederstücke (221. 3.) Die Schlaufen lagen gewöhnlich zweifach, doch auch drei- und mehrfach nebeneinander, derart, dass der Degen durch sie hindurchgesteckt werden konnte. Das Leder verschmälerte sich nach dem oberen Ende hin; hier sass ein Haken, mit dem es an den Gurt eingehängt wurde; an dem unteren Ende der Vorderkante aber war ein schmaler Riemen befestigt, der schräg über den Leib heraufgenommen und auf der rechten Seite an den Gürtel gehakt wurde.

In den zwanziger Jahren gesellte sich zu dieser Art von Koppel eine andere; es war ein Bandelier, das von der rechten Schulter sich schräg über Brust und Rücken nach der linken Hüfte legte, sonst aber unterwärts, wo man den Degen einsteckte, die nämlichen Schlaufen, wie die ältere Koppel, zeigte (220. 8. 10). Gewöhnliche Bandeliere waren von Büffelleder, die der Offiziere vielfach von Sammet und mit Stickereien, Fransen und Spizen aufgepuzt. Beide Arten von Schwertfesseln erhielten sich gleichmässig nebeneinander bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts; dann wurde das Bandelier vorherrschend.

Von den Stangenwaffen blieben der Spiess oder die Pike, die Hellebarde und die Partisane noch ferner in Gebrauch. Der Spiess war eine bevorzugte Reiterwaffe, bis ihn um 1680 das Bajonett übermeisterte und auf eine Zeit lang verdrängte; seine Klinge war spizblattförmig und zweischneidig oder stachelförmig und vierkantig; sie hatte eine lange ringförmig eingekerbte Tülle und häufig zwischen sich und der Tülle einen geraden oder wie ein liegendes S geformten Querbügel. Die Stange mass an fünfzehn bis achtzehn Fuss und war durchaus oder in spiralischer Windung mit Eisenblech beschlagen, am Fusse ausserdem mit einem eisernen Schuh und einem Erdstachel bewehrt. Die Hellebarde (159. 7. 17) zog sich allmählich in die Hände der fürstlichen Trabanten zurück und wurde zur Paradewaffe; demgemäss erhielt ihre breite Beilklinge ein reiches Ornament in Aeze und Vergoldung; namentlich fehlte nicht leicht das Wappen und der Namenszug des Fürsten. Die Partisane (159. 12), eine vereinfachte Hellebarde, hatte ein langes, breites, schneidendes Eisen, kein Beil, aber Flügelspizen. Mit einer Partisane wurde Wallenstein ermordet.

Die schlachtenentscheidende Rolle spielte nun das Feuergewehr. Es gab Rad- und Luntenschlossgewehre. Dass man das umständliche Luntenschloss (159. 20. 220. 2) noch immer neben dem viel bequemeren

Radschlosse (159. 24. 31—33) beibehielt, hatte darin seinen Grund, dass sein Mechanismus einfacher und zuverlässiger war, als das Radschloss, dessen goldgelber Schwefelkies sich überdies bei starker Reibung leicht zerbröckelte und so das Gewehr zur Ruhe zwang. So viel Gebrauch man auch damals von der Feuerwaffe machte, fand man doch keine Zeit, sie viel zu verbessern; sie blieb bis in die vierziger Jahre hinein ein plumpes Werkzeug, mit dem sich ohne Stüzgabel nicht zielen liess (159. 20). Vom Laden bis zum Abfeuern waren nicht weniger, als neunundachtzig Griffe nötig.

Die Patronen führte der Soldat an einem Bandeliere mit sich; das Bandelier lief von der linken Schulter nach der rechten Hüfte (220. 4), kreuzte also das Degenbandelier (221. 1). Die Patronenkapseln waren anfangs aus Holz gefertigt, mit einem Stöpsel verschlossen und mit Riemen fest an das Bandelier gebunden. Dann gab es Kapseln von Zinn mit beweglicher Scharnierklappe und ledernem Ueberzuge; diese hingen mit langen Schnüren aufgereiht am Bandeliere und behielten so stets eine senkrechte Stellung, wie ihr Träger sich auch bewegen mochte. Mit der Zeit wurden die Schnüre kürzer gemacht, das Bandelier aber verbreitert und mit einer Decke von Leder versehen, die man über die Patronen herunterklappen konnte, um solche vor der Nässe zu schüzen. Ein Beutel mit Kugeln und ein Pulverhorn, die »Zündkrautflasche«, nach Bedarf auch ein Bündel zusammengelegter Luntenstränge (220. 2) hatten ihre Stelle an der rechten Hüfte, wo sie mit Haken und Schnüren am Bandeliere befestigt waren.

Uniformen im heutigen Sinne gab es damals erst in einzelnen Corps; im allgemeinen hatte jeder Soldat selbst für seine Kleider zu sorgen oder er musste sich die Kosten dafür von seinem Solde abziehen lassen, falls sein Werber sich verpflichtet hatte, ihm das Gewand zu liefern. Man stellte die Regimenter nach der gleichen Waffe, aber nicht nach dem gleichen Rocke zusammen. Die Mode brachte zwar auch in die Kleidung eine gewisse Einförmigkeit, machte sie aber nicht »uniform«. Indes waren, wie gesagt, Truppenkörper in gleichen Farben nichts Unbekanntes; so erschienen die Buttler'schen Dragoner durchweg in roten Röcken mit schwarzem Besaze, die Holk'schen Jäger in grünen Röcken mit weissen Lizen. Wenn man von der Farbe eines Regimentes sprach, so konnte sich dies ebensogut auf die Farbe seiner Röcke, als auf die Farbe seiner Feldzeichen beziehen. Im schwedischen Heere hatte das blaue und das gelbe Regiment von seiner Rockfarbe den Namen, das schwarze von der Farbe seiner Rüstung, die weisse Brigade von ihrer weissen Fahne, die rote und grüne von ihrer ebenso gefärbten Feldbinde. Um die Armeen im Ganzen von einander unterscheiden zu können, gab es noch kein anderes Mittel, als die Feldbinde. Man trug die Binde anfangs locker über eine Schulter schräg nach der entgegengesezten Hüfte gelegt (220. 7), seitwärts oder im Rücken verknotet und mit den Enden frei herabfallend. Dann ward es Brauch, die Schärpe um die Taille zu legen und auf der Hüfte zu verschleifen (221. 3). In der Schlacht bei Lützen machten sich die Schweden durch grüne, die Kaiserlichen durch rote Schärpen kenntlich.

Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollzog sich eine durchgängige Uniformierung in den stehenden Heeren. Die völlige Gleichheit, bei welcher auch das Kleinste nicht ausser acht blieb, war das eigenste Werk Ludwigs XIV. Dieser König, ebenso kleinlich als grossthuerisch, hatte eine grosse Vorliebe für äusserliches Wesen; er schenkte der Kleidung seiner Soldaten die grösste Aufmerksamkeit und hatte seine Freude daran, bald hier, bald dort etwas zu verändern und dann seine Truppen vor sich defilieren zu lassen, um zu sehen, wie die neuen Sachen sich machten. Man nannte ihn deshalb den »Paradekönig« (le roi des revues); er selbst

aber hielt sich für den grössten Heeresorganisator, den es jemals gegeben. Es war leicht, ihm einzureden, dass er durch eine Farbe anstelle einer anderen, durch eine Naht mehr oder eine Lize weniger die Siege seiner Feldherren vorbereitet habe[1]. Diese Schwäche und sein Geschmack für völliges Gleichmass verschaffte der Welt die Uniform.

Die Uniformierung hatte eine Veränderung in der militärischen Verwaltung zur Folge; denn, um sie durchzuführen, konnte man es dem einzelnen Soldaten nicht mehr überlassen, selbst für seine Kleider zu sorgen; man musste ihm solche nun aus Heeresmitteln verabfolgen. Diese Umgestaltung vollzog sich in Frankreich zwischen 1670 und 1672; das erste Heer, das Uniformen trug, wurde zur Eroberung von Holland ausgeschickt.

Fast um dieselbe Zeit, als dies geschah, wiederholte sich das französische Beispiel in den deutschen Heeren. Zu den ersten Fürsten, die es nachahmten, gehörte der Brandenburger Friedrich Wilhelm, derselbe, der unter dem Namen „der Grosse Kurfürst“ in der Geschichte weiterlebt. Diesem hatte sein Vater, der im Jahre 1640 starb, ein Heer hinterlassen, das kaum noch den Namen eines Heeres verdiente, so verwahrlost war es in den Waffen und so zerlumpt in den Kleidern. Der Fürst ging sofort daran, ein ganz neues Heer zu schaffen, und dies gelang ihm bei seiner nervigen Thatkraft in verhältnismässig kurzer Zeit. Doch war es vorerst noch die Manneszucht, durch welche er seinem Heere Einheit gab, und nicht der bunte Rock. Noch in der Schlacht bei Warschau (1651) unterschieden sich seine Brandenburger durch einen an die Kopfbedeckung gesteckten Zweig mit Eichenlaub von ihren Verbündeten, den Schweden, die ihre Kopfhülle mit einem Strohbüschel bepflanzt hatten. Erst das Beispiel Ludwigs trieb den Kurfürsten, seine Leute gleichfalls zu uniformieren.

Im Schnitte folgte die Uniform anfangs durchaus der Mode; der erste Uniformrock war ein Justaucorps oder »Habit«, wie man damals sagte, und zwar derselbe Rock, den auch die Bürger trugen. Wie wir weiter oben schon beschrieben haben (S. 653), hatte sich dieser Rock aus der Bauernschaube (224. 1—3. 5) entwickelt; diese war aus dem deutschen Heere in das französische gelangt und hier durch einen schlankeren Zuschnitt zu einem wohlsizenden Leibrocke mit eingezogener Taille geworden (224. 4), der überdies noch Taschen und Knöpfe hatte. Die grossen Spizenmanschetten, die damals in Mode kamen, nötigten dazu, den Aermelvorstoss um- und zurückzuschlagen, wodurch das Futterzeug zum Vorscheine kam, das anders gefärbt war, als der Rock selbst. Dieser Umschlag war es jezt vor allem, an welchem man die verschiedenen Regimenter voneinander zu unterscheiden suchte. Jedes Regiment erhielt einen besonders gefärbten Umschlag, doch stets derart, dass er von dem Rocke augenfällig abstach. Wir haben bemerkt, dass das erste uniformierte Heer nach Holland kam; die Holländer aber hatten es im Brauche, die Rockschösse an der vorderen und hinteren Kante nach aussenhin umzuschlagen und mit den unteren Ecken aneinanderzuknöpfen, um so dem Rocke mehr Bequemlichkeit zu geben. Ueber Frankreich kam diese Gepflogenheit nach Deutschland; Marschall Derfflinger, von Haus aus Schneider, führte die Schossklappen zuerst bei seinen Leuten ein.

Nach französischem Vorgange wählte der Kurfürst meist die blaue Farbe für den Rock, die rote für das Futter, die graue für sonstige Einzelheiten, als Besaz aber schmale Lizen, sodann für jeden Rock drei Duzend grössere und achtzehn kleinere Knöpfe von Zinn.

---

[1] Quicherat, Histoire du costume en France. S. 539.

Einen Unterschied machte er vorerst nur in der Länge der Röcke; den längsten liess er bis zum Knie hinabsteigen. Die Hosen bestanden teils in den alten Pumphosen (224. 3—5), teils in engeren Culotten; beide Arten waren unten mit Bandschleifen und Nesteln ausgepuzt. Stiefel gab es nur bei der Reiterei; diese trug ausserdem über dem Rock ein Koller oder einen Harnisch, auf dem Kopf einen zu beiden Seiten aufgekrempten Hut mit Federbusch oder eine Sturmhaube. Die Angriffswaffen bestanden in Degen, Pistolen und längeren Handrohren.

Nicht alle Truppen wurden damals schon uniformiert; noch lange Zeit gab es solche mit willkürlicher Ausrüstung, eine Art von Landmiliz, die statt des Rockes einen Kittel von grober Leinwand anhatte.

Nur Offiziere trugen Perücken; ihr hoher Preis verbot es, für die gewöhnlichen Soldaten Perücken anzuschaffen; diese blieben auf ihr eigenes Haar angewiesen, das sie, um der Perücke nachzukommen, wachsen liessen, soviel es wollte. Weil es aber mit seinem Puder die Uniform beschmuzte, schlangen sie es hinterwärts in einen Knoten zusammen und banden es zulezt in einen Zopf.

Die höheren Offiziere machten anfangs von der Uniform wenig Gebrauch; sie blieben bei der zeitläufigen Mode und fügten nur die grosse Schärpe hinzu, die sie um die Hüften legten, aber nicht mehr wie früher, verschleiften, sondern lose mit den Enden untersteckten (224. 4. 8). Auf den Hut sezten sie einen wallenden Federschmuck; den Kürass legten sie ebenso oft unter, als über den Rock an (224. 6). Rechts und links liessen sie die Flügel der Perücke über die Brust fallen und zwischen ihnen die mit Spizen gesäumte Steenkerke, die vor dem Halse eine stattliche Schleife bildete. Die gespornten Reitstiefel mit den weiten Stulpen, der Sammet oder die reichen Passemente auf dem Habit, der metallene Ringkragen auf der oberen Brust und das Sponton in der Hand waren gleichfalls Zeichen, durch welche sich die Offiziere von den Soldaten unterschieden (224. 8).

Der Ringkragen war anfangs ein stählernes Blech und so gross, dass er die Schultern und die ganze obere Brust bedeckte. Mit der Zeit wurde er als Halbmond zugeschnitten und vorn unter dem Hals oder Kinn angebracht (224. 8). Er war jezt ein Zierstück aus Silber mit Vergoldung, oder doch wenigstens versilbert, und gewöhnlich mit dem verschlungenen Namenszuge des Fürsten oder mit dessen Wappen ornamentiert. Von den Schulterstücken der alten Rüstung wurden nicht selten noch zwei Schienen beibehalten, eine auf jeder Achsel; von diesen gingen später die »Epauletten« aus.

Das Sponton (159. 10. 224. 8) war eine Halbpike von grotesker Form und ebenfalls ornamentiert, da man es, wie den Ringkragen, nirgendwo anders führte, als bei Revuen. Es erhielt sich bis zum Jahre 1806, wo es zugleich mit dem Zopfe verschwand.

Alle weiteren Veränderungen, welche die Uniform durchlief, trennten sie immer mehr von der bürgerlichen Mode. Die Brustkrause, die an die Stelle der Steenkerke trat, verlangte einen weit geöffneten Rock; es wurde deshalb nötig, die Seiten des Rockes nach den

Fig. 224.

1—11. Militärische Trachten von 1650 bis 1750. 1. Vornehmer Krieger (1650—1660, König Friedrich III. von Dänemark). 2. 4. Offizier und Schüze (um 1670, Oesterreichische militärische Zeitschrift). 3. Musketier (1664, die Drillkunst, das ist kriegsübliche Waffenhandlung, Nürnberg; Titelblatt). 5. Musketier (1680. Speculum militare oder Neue und kunstreiche Schauplatz. Im Lager, Fig. 32). 6. General (um 1690. Oesterr. milit. Zeitschrift). 7—9. Tambour und Offiziere (um 1710. Curiöser Spiegel, worinnen der ganze Lebenslauf des Menschen u. s. w. zu sehen). 7. Rock hochrot mit grünen Aufschlägen, Strümpfe blau, Hut und Schuhe schwarz, Bandelier gelb, Trommel blau und rot trianguliert. 8. Rock rosenfarbig, Ringkragen, Schärpe und Plumage gelb, Manschetten weiss, Hosen grün, Gamaschen, Schuhe und Hut schwarz, Quaste am Sponton hochrot. 9. Rock hochrot mit blauen Aufschlägen, Strümpfe blau, Schuhe und Hut schwarz, Lederzeug weiss. 10. Offizier aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. (nach Daniel Chodowiecki). 11. Soldat (um 1750).

Schultern hin zurückzuschlagen. Diese Umschläge, die »Revers« oder »Rabatten«, machte man ähnlich, wie die Aermelaufschläge, zu unterscheidenden Merkmalen für die einzelnen Corps. Zugleich klappte man häufiger als sonst die Rockschösse um.

Wie seither der französische Hof, so war es nun der preussische, der das Muster für die Truppen in Deutschland feststellte. Friedrich Wilhelm I., jeder Zoll ein Soldat, entfernte alles Ueberflüssige aus der Uniform und liess nur das Zweckmässige weiterbestehen. Die Kleider wurden nun verkürzt und verengt, so dass sie die Glieder straff umspannten und nur, wo nötig, einige Falten machten (224. 10. 11). Die Rabatten wurden verschmälert und schlicht belassen, oder doch nur bescheiden mit Schleifen und Borten ausgepuzt, die Weste bis an den Rand des Unterleibes zurückgezogen, die Kniehosen passend verengt, die Stiefel beseitigt und Gamaschen über die Strümpfe gezogen, welche aussenherab verknöpfbar waren und gleich den alten Ueberstrümpfen über das Knie heraufstiegen, das Haar an beiden Schläfen zu zwei oder drei steifen Lockenrollen versammelt, hinterwärts in einen Zopf gebunden und stark mit weissem Puder überzogen, der Dreispiz verkleinert und entfiedert, das Gesicht durchaus rasiert. Nur Offiziere trugen Halbstiefel (»Stiefeletten«) oder hohe Reitstiefel; ihnen verblieben auch noch die Schärpen, Hutbüschel (cordons), Degenquasten (porte d'épee) und kleinen Brustplatten; dazu kamen als Regimentsabzeichen Achselbänder und Achselquasten oder »epaulettes« [1]. Ging es schon nicht mehr an, die Soldaten aus der lezten Zeit des Grossen Kurfürsten mit denen aus früherer Epoche zu vergleichen, so zeigte der jezige Soldat das nüchterne Gepräge der modernen Armeen mit ihrer eisernen Disciplin, die gleichwol erlaubt, sich nach jeder Richtung hin zu bewegen und unaufhörlich zu marschieren.

Auch die Bewaffnung der Truppen machte von jezt ab schnellere Fortschritte. An die Stelle der grobkalibrigen Muskete, die ihrerseits die Arkebuse zum Verschwinden gebracht hatte, trat das Feuersteingewehr oder die »Flinte« mit Bajonett. Das Batterieschloss besorgte jezt schneller und zuverlässiger durch das Mittel des Schlages den

[1] Die preussische Armee verblieb noch lange Zeit in der Hauptsache bei der blauen und roten Farbe; dem Wechsel in den Einzelnheiten nachzugehen, ist nicht unsere Aufgabe; doch wollen wir über das Kostüm der Hauptgestalten in der friedericianischen Zeit einige Notizen einschalten. Friedrich II., der „alte Fritz", trug ein blaues Habit mit rotem Kragen, roten Aermelaufschlägen und roten Schossklappen, gegürtet mit einer Quastenschärpe aus schwarzen und silbernen Schnüren, vorn geschlossen mit silbernen Knöpfen, auf der linken Brustseite den Verdienstorden, auf der linken Achsel Schnüre, die in Raupenform über den Oberarm herabhingen, dunkle Culotten, schwere geschwärzte Reitstiefel, weissgepuderte Stuzperücke mit langem Rutenzopf und schwarzen Dreispiz mit schwarzer Schleifenkokarde und weissem Flaumfutter. Aehnlich waren die meisten seiner Generale bekleidet; nur hatten manche längs der Vorderkante ihres Habits einen breiten roten Besaz mit goldenen Lizen und Quästchen.

Das Farbentrio unter den österreichischen Generalen bestand aus Weiss, Grün und Rot. Kaiser Josef II. kleidete sich in ein grünes Habit, das an Klappkragen, Aermelaufschlägen und Schossklappen rot gefärbt, dabei vornherab mit goldenen Knöpfen besezt, sonst aber durchaus schmucklos war. Seine Weste war rot, doppelt mit Goldtressen gerändert und mit einer Schärpe aus goldenen und schwarzen Schnüren gegürtet; dazu kamen enge Hosen von gelblichem Hirschleder, schwarze Reitstiefel, schwarzer Dreispiz, der mit Goldtressen gerändert und in jedem Winkel mit einem hervorhängenden Goldquästchen geziert war. Zwischen der oben geöffneten Weste kam der gekrauste Jabot zum Vorschein, darüber die schwarze Halsbinde. Sonst erschienen die Prinzen des österreichischen Hauses und die höheren Offiziere in einem weissen Habit, das an Kragen und Aermelaufschlägen rot gefärbt und aussenher mit einer Goldtresse gerändert war, die auch die roten Teile umsäumte; an den umgeschlagenen Schossklappen aber, die ebenfalls weiss, sassen rote Randborten. Die engen Hosen waren weiss. Wie man im preussischen Heere die Zopfperücke bevorzugte, so im österreichischen die Beutelperücke.

pulverentzündenden Funken, den man sonst von der Arkebuse durch das Mittel der Reibung erlangt hatte. Der Feuerstein wurde in den Schnabel des Hahnes eingezwängt und schlug beim Abdrücken derart gegen den Stahl, dass ihm die Funken entströmten. Nach diesem Feuersteine (Flins) erhielt das Gewehr den Namen »Flinte«. Das Steinschloss war schon gegen 1640 in Frankreich erfunden worden, aber die Waffe liess viel zu wünschen übrig; ihr Erfolg datierte erst von dem Augenblicke an, als man dem Mechanismus die Nuss hinzufügte, welche die Bewegung des Hahnes mässigte; dies geschah um 1671.

Noch brauchbarer wurde die Waffe durch das »Bajonett«;[1] in Frankreich kannte man das Bajonett schon um 1642; es bestand aus einer Klinge mit hölzernem Stiele; die Klinge war wie das Eisen einer Hellebarde gespizt. Der Stiel wurde in den Lauf der Muskete gesteckt; dabei war es von Nachteil, dass man kein Feuer geben konnte, solange das Bajonett aufgepflanzt war. Immerhin erwies sich die Waffe so brauchbar, dass man die Pike dafür aufgab[2]. Dann erfand man ein Bajonett mit hohler Klinge, welches sich mit einer Tülle über das Ende des Laufes herabschieben liess; so blieb dem Schuss ein Ausweg frei auch zur Zeit, wann das Bajonett auf dem Laufe sass.

Der schwere Patronengürtel begann seit Ende der sechziger Jahre zu verschwinden und der »Patrontasche« Plaz zu machen; diese hatte anfangs die Form einer Jagdtasche und enthielt Patronen, Kugeln und Zündkraut. Man trug sie an einem schmalen Schulterriemen von Büffelleder, dann an einem Hüftgurt und mitten vor den Leib geschnallt. Ein wenig später geriet man darauf, die Kugel mit in die Patrone einzuschliessen und das Pulver erst im Augenblicke des Gebrauches aus der Patrone herausfliessen zu lassen, indem man sie durchriss.

Eine weitere Verbesserung erfolgte durch das »Visier« und »Korn« auf dem Rohre; das Visier richtete man zum Verstellen ein. Auch die »Ladstöcke« machte man handlicher; bisher waren sie an einem Ende derart verbreitert, dass man sie umkehren musste, wenn man sie in den Lauf stossen wollte. Ein hannöverischer General erfand die cylindrischen Ladstöcke und diese wurden zunächst von der preussischen Armee angenommen. Die Ladstöcke waren bis jezt von Holz. Fürst Leopold I. von Anhalt-Dessau, der »alte Dessauer«, führte im Jahr 1688 die eisernen Ladstöcke ein.

Noch wollen wir der »Grenadiere« gedenken; der Name kommt von »Granate« her. Die Grenadiere waren ursprünglich Plänkler, welche der Spize der Compagnien vorausmarschierten; ihre Waffe be-

---

[1] Man schliesst aus dem Namen, dass das Bajonett in der Stadt Bayonne erfunden worden sei; diese Ansicht scheint nicht begründet; der Name kommt von dem spanischen Wort „vaynetta“ her, welches eine kleine Scheide, beziehungsweis die Klinge, die in der Scheide steckt, bezeichnet.

[2] Friedrich II. führte jedoch im Jahr 1745 die lange Pike aufs neue ein und bewaffnete seine „Bosniaken“ und „Towarzysz“ damit. Diesem Beispiele folgte die österreichische Regierung und versah ein neu errichtetes Regiment von „Ulanen“ mit dieser Waffe. Dieses Regiment gab das Muster für die französischen „Lanciers“ ab, die ihrerseits wieder nach dem russischen Kriege in Deutschland eingeführt wurden. Die Pike hatte einen Schaft von 8 bis 12 Fuss Länge, eine 8 bis 10 Zoll lange dreikantige Klinge, darunter ein Fähnchen, ferner einen Armriemen, einen eisernen Schuh und einen Erdstachel. Unsere heutigen „Ulanen“ sind die lezten Nachkommen dieses Truppencorps.

stand in einem Beil und einer Anzahl von kleinen Granaten, die sie in einer Ledertasche mit sich führten (223. 5). Sie warfen die Granaten mit der Hand, nachdem sie dieselben mit einer Lunte in Brand gesetzt hatten.

Man fand es seit dem lezten Drittel des 17. Jahrhunderts wieder bequemer, die Schwertkoppel wie früher um die Taille zu schliessen (224. 9. 11).

Es liegt nicht in dem Bereich unserer Aufgabe, den Uniformen mit ihren tausendfältigen Verzweigungen weiter zu folgen, nachdem sie die Grenzen der zeitläufigen Mode verlassen und ihre eigenen Wege eingeschlagen hatten.

SIEBENTES BUCH.

Das Kostüm im Zeitalter der französischen Revolution und im 19. Jahrhundert bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.

Die Volkstrachten.

Allgemeines.

Initiale aus dem 18. Jahrhundert.

Die Muschel und die muschelförmigen Schnörkel traten immer mehr in den Vordergrund der Buchstabendekoration; auch die an die Allegorien der früheren Periode erinnernden Embleme, flammende Weihrauchpfannen, Aschenurnen, Engelsfiguren u. s. w. fanden Zutritt. Der Barockstil artete in immer grössere Willkürlichkeiten aus und machte sich von aller Symmetrie frei. Das bewegte schweifende Spiel der Schnörkel entwickelte sich mit unbestimmten Absichten von einem Punkte aus, drang vorwärts, rang nach Gestaltung und blieb dann, ohne irgendwo die Form der niedrigsten Naturgebilde überschritten zu haben, wie in einer plötzlich hart gewordenen Gallerte stecken. Auf dieses Ornament wurde der Buchstabe unvermittelt aufgesetzt. Die Initiale blieb noch immer an den Holzstock gebunden, während man namentlich seit der Zeit, da M. Merian durch seine leichte Behandlung des Kupferstiches den Holzschnitt verdrängte, die Titelblätter mittels des Stiches ornamental ausstattete. Doch beschränkte man sich hierbei immer mehr auf Bücher im Sinne unserer heutigen Prachtausgaben und begnügte sich endlich, das Bild des Verfassers in Kupferstich vorzubinden. Der Titel wurde dann meist in Schwarz und Rot gedruckt und füllte in seiner weitschweifigen Fassung die ganze Seite aus.

Mit dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges ging in Deutschland die Zeit eines verhältnismässig glücklichen und gemächlichen Zustandes auf die Neige, den ein langer Friede geschaffen. Man hatte sich mehr als Zuschauer, denn als Teilnehmer an den Welthändeln gefühlt; die vornehme Welt in den Städten genoss eine solche schöne Zeit nirgends mit grösserem Behagen, als in ländlichen Beschäftigungen. Das Los der Landleute, namentlich der Hirten, dünkte ihr ein paradiesisches; sie glaubte, die Poesie in Wirklichkeit verwandeln zu können, wenn sie die schäferlichen Idyllen nachspielte. So schlichen sich die Schäferspiele in das Leben, in die Kunst, in die Dichtung ein und das Schäferkostüm in die Tracht. Aber die Liebe zur Natur war eine gemachte und darum hielt sich auch die Natur vor ihr verschlossen. Es war eine Treibhauswelt, eine Bühnenwelt, in welcher sich diese empfindsamen Menschen bewegten; da war es beständig Mai; hell stund die Sonne am ewig blauen Himmel; Regen und Schnee gab es nicht und kein melancholisches Sumpfgeflügel von Not und Sorgen strich über diese blumigen Wiesen, durch diese träumerischen Baumwipfel. Der klassische Stoff für das Schäferkostüm war perlmutterglänzender Taffet. Waren das reizende Geschöpfe, diese Schäfer und Schäferinnen mit ihren rosigen Wangen, spizen geschnürten Miedern, bauschigen kurzen Röckchen und bunten Bändern! Da lagen sie im schwellenden Gras, und der Schäfer steckte seiner Schäferin Blumen an den Busen, Rosen ohne Dornen, und streifte dabei mit leiser Hand über ihre Brust; dann suchte er ihre Locken zu entwirren und dann, ach, verging er vor Seligkeit, wenn er an das seidene Strumpfband geriet, das er ihr lösen durfte. Um von diesem Lieblingstraum etwas für die Wirklichkeit zu retten, bildete man Kopf und Taille nach seinen Lieblingen; die Taille war bei Schäferinnen

und Damen auf die nämliche Weise geschnürt und gepanzert. Oder man liess sich im Schäferkostüme malen; wie tief diese Sentimentalität in Fleisch und Blut eingedrungen war, davon liefert uns das erst vor kurzem wieder bekannt gewordene goetheische Familienbild einen Beweis, auf welchem selbst ein so störriger hausbackener Mann, wie der Rat Goethe, im schäferlichen Kostüme zu paradieren keinen Anstand nimmt; man glaubt, er müsse jeden Augenblick seine Laute hervorlangen und ein Madrigal anstimmen.

Man sagte Natur, Natur! aber gerade in der Unnatur fand man das Schöne; die gewaltigen Reifröcke, die Culs, die aufgetürmten Frisuren hatten ein Glück, wie es nur das Unnatürliche und Lächerliche haben kann; wenn es dem gesunden Menschenverstande zu trozen versteht. Es ist wahr, man beschaute zuerst diese Sachen und lachte darüber; aber das war immer so; jede Mode wird zweimal lächerlich befunden, einmal, wenn sie kommt, und einmal, wenn sie geht; inzwischen aber wird sie nachgeahmt. Der Blick der Gewohnheit tötet den Sinn für das Lächerliche.

Von allen deutschen Staaten war es Sachsen, das sich den prunkvollen französischen Moden am willigsten überliess; hier war es der Hof, der voranging. August I. mit seiner ungemessenen Prachtliebe, August II. mit seiner Verschwendungssucht, und der Graf von Brühl, der womöglich beide Könige noch überbot. Dieser leichtherzige Königsgünstling bezog jedes Gewandstück von Kopf bis zu Fuss nur aus Paris; er und sein ganzes Hauswesen bildeten gleichsam ein lebendiges Modejournal, das jeder, der in der Gesellschaft etwas gelten oder vorstellen wollte, als mustergültig und bindend nachahmte. So kamen die Sachsen in den Ruf, die Franzosen Deutschlands zu sein und die meiste Geschicklichkeit, die Franzosen nachzuahmen, zu besizen.

Der preussische Hof verfolgte, wenn er auch haushälterisch war, doch im Ganzen genommen, dieselbe Richtung; man kennt die Vorliebe Friedrichs II. für französisches Wesen, namentlich für französische Aussenformen. Er war kein Freund vom Luxus; aber anderseits dünkte es ihm zu kleinlich, sich viel mit Kostümsachen abzugeben; wenn er auch im vorgerückten Alter den Kleideraufwand mit autokratischer Schärfe rügte, so darf man ihm das nicht so hoch anrechnen; es war dies eben kaum mehr, als eine von seinen eigensinnigen Herrscherlaunen, deren er so viele hatte. Der Kranz von Verdiensten, den sich dieser unermüdliche Held um seinen Staat erworben hat, ist gross genug, um einiger Blätter entbehren zu können. Indes brachte das Beispiel, das er selbst mit seinem Anzuge gab, es doch dahin, dass wenigstens die männliche Tracht ein einfaches, wenn auch halbmilitärisches Gepräge annahm. Die kostbaren Stoffe, die Sammet- und Seidenzeuge, waren nur noch in den Kreisen des Adels und des vornehmen Beamtentums zu finden.

Auch Oesterreich leistete dem Einbruche der französischen Moden keinen Widerstand. Maria Theresia hob den alten Hofzwang auf und

liess das fremde Kleiderwesen sich ungehindert entfalten. Zwar kam dieses anfangs nur auf dem Umwege über Italien an den Hof; später aber sah man hier die Wolkenperücken, die von Goldstickereien erstarrten Habits und die sieben Ellen weiten Reifröcke ebenso gut, wie in Paris. Diese Stücke wurden von Josef II. aus der »Hof- und Staatstracht« wieder entfernt; aber im Volke selbst hatte der kaiserliche Wille keinen Erfolg.

In Baiern arbeitete die Regierung den fremden Moden dadurch in die Hand, dass sie die Reste der alten Volkstrachten als allzu kostspielig verbot, die Riegelhauben, die mit Gold und Silber bestickten Brustläze samt den goldenen Schnürsenkeln und die goldenen Besäze. Im Jahr 1750 wurden die Amtsdiener der Hauptstadt geradezu angewiesen, diesen Puz, bei wem sie ihn auch finden mochten, mit gewaltsamer Hand zu entfernen.

In Württemberg waren die Herzöge gerade so leichtsinnig, rücksichtslos und ohne Gewissen, wenn es sich um Lustbarkeiten handelte, wie ihre französischen Muster. Das Maitressenwesen war hier nicht geringer, als in Paris; selbst Herzog Karl that lange Zeit das Möglichste, durch den Glanz und die Kostspieligkeit seines Hofstaates die Finanzen zu erschöpfen und das Land zu verderben; doch kam »der alte Herodes« später zur Einsicht und suchte durch treffliche Einrichtungen wieder gut zu machen, was er und seine Vorgänger verdorben hatten; aber das französische Wesen hatte sich unterdessen bis in die mittleren Klassen der Städte derart eingefressen, dass es nicht mehr auszutilgen war.

Nicht ganz so rasch griff die Französierung in den nördlichen Staaten um sich, in Weimar, Hannover und Mecklenburg. Für diese Staaten war das preussische Beispiel bestimmend, und so kam auch hier in der männlichen Tracht ein gewisser soldatischer Schnitt zur Geltung; sodann hielt man die Reifröcke etwas kleiner, verminderte aber nicht die weite Brustentblössung.

Und wie viele Höfe und Hinterhöfchen gab es sonst noch in Deutschland, die alle selbstherrlich waren und ebenso handelten! Die Grenzen dieser Ländchen bildeten auf der Karte ein Linienwerk, wie die Runzeln auf einer alten Handfläche, aus denen nur ein Zigeuner klug werden kann. In allen Winkeln vollzog sich der Trachtenwechsel im französischen Sinne. Nicht bloss die äusseren Menschen wurden französisch, sondern auch die inneren; die Sitten wurden ebenso französisch, wie die Moden; ganz Deutschland war mit den Moden überschwemmt, die in Ballen von Paris versendet wurden, und mit den Sitten, die mit den Erzieherinnen, Gouvernanten und Bonnen einwanderten. Das war die goldene Zeit der Maitressen; da sassen sie, die Maitressen, in den Prunkkarossen mit rotgeschminktem und hochtoupiertem Puppenkopfe auf dem überaus kokett gebogenen Halse, nur die Repräsentation hochfürstlicher Gnaden in dem winzigen Vogelhirn, und schauten mit hochgehobenen Naslöchern allergnädigst hinaus auf das rudelweise Volk, das die fliegenden Räder mit Kot besprizten.

Aber die weisse Puderlage auf ihren Köpfen war gleichsam ein Symbol, dass diese Epoche greis und abgelebt war. Es erfolgte die Zeit der gänzlichen Auflösung des Rokoko. Die grossen Prachtsäle wurden durch lüsterne behagliche Zimmer verdrängt, die Möbel phantastisch geschweift und das Licht durch weiche Vorhänge gedämpft. Der steife Reifrock verwandelte sich in ein weiches Kostüm, das nur versteckte, um zu zeigen, indem es lüsterne Grazie mit salopper Bequemlichkeit vereinigte. Eine gewisse Willkür griff in dem Kostüme Plaz, stets das untrüglichste Zeichen, dass sich in die alten, überlebten Formen bereits neue eingedrängt haben, die ihrer Zeit um ein Jahrzehnt vorausgeeilt. So war auch das geistige Leben in Unklarheit und Auflösung begriffen. Glauben und Sitten, Staat und Gesellschaft, nichts blieb von der mächtig erwachten Kritik verschont; mehr als je erlaubte man sich, über die ehrwürdigsten Gegenstände der Religion und selbst über Gott das Nachdenken. Eine neue Litteratur entstand von gewaltiger und revolutionärer Art; und wie in einem aufgeregten Wasser machten sich in der geistigen Welt verschiedenartige Wirbel bemerklich, die immer weitere Kreise zogen.

Da gab es eine Strömung, die man mit der Signatur »Sturm und Drang« zu charakterisieren pflegt. Es rührte sich ein jugendlicher Nachwuchs, der aus sogenannten »Kraftgenies« bestand, aus unklaren Brauseköpfen, die durchaus nicht wussten, wo sie mit Kraft und Genie hinaus wollten. Sie hatten den Ehrgeiz, sich als Naturkinder aufzuspielen, und vermeinten, sich dem natürlichen Zustande zu nähern, wenn sie alles Hergebrachte missachteten und allen Regeln der Mode Hohn sprachen. Selbst die Mädchen verlangten sie als Knaben gekleidet; um sie mutig und kraftvoll, »degagiert«, wie sie sagten, zu machen, mussten dieselbe auf Bäume klettern, über Stock und Stein springen und jede Art von körperlicher Bewegung ausüben, auch wenn solche dem einfachsten Anstande widersprach; sie mussten die Schaukel mit den eigenen Beinen so hoch als möglich schleudern, durch die Fenster ein- und aussteigen, den Jungen Strassenschlachten liefern u. s. w.

Die andere Strömung war eine sentimentale. Die Menschen, die ihr folgten, plagten sich mit eingebildeten Leiden, mit übertriebenen Forderungen an das Leben, mit unbefriedigten Leidenschaften. Wenn jung, gefielen sie sich darin, träumerisch und schwermütig zu klagen und das seraphische Lied von der grossen unerwiderten Liebe zu singen. Genau in dieser Zeit erschien der Roman von Goethe: »Die Leiden des jungen Werther«, ein Buch, dessen Held ebenso krank war, wie die Zeit, in der er lebte. Dieser Umstand und die geniale Art des Verfassers, in leichten Skizzen fertige Bilder zu liefern, verschafften dem Roman eine ungeheure Wirkung; man begann allenthalben wie der Held des Romanes in blauem Frack mit Messingknöpfen, in gelber Weste und in anliegenden Stulpenstiefeln einher zu gehen; ja mancher war der Meinung, er müsse sich allenfalls gar, wie sein Vorbild, erschiessen.

Taf. 23. 1—14. Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

Noch eine dritte Strömung machte sich bemerklich, die man die »philiströse« nennen kann; sie bestand einesteils aus dem gesezten Bürgertume, das sich zwar nach der Mode kleidete, aber auf eine etwas pedantische Weise, indem es alles, was entbehrlich schien, auf das sorgfältigste vermied, andernteils aus Litteraten und Schöngeistern, die sich den militärischen Schnitt der zur Ruhe gesezten Offiziere aus dem siebenjährigen Kriege zum Muster nahmen.

Entsprechend der geistigen Mischung war auch das Kostüm ein fragmentarischer Wirrwarr von Altem und Neuem, der noch nicht die feste Gestalt erraten liess, zu welcher er sich einmal zusammenschliessen würde. Neben Paris machte jezt noch London Mode; Frankreich lieferte die Luxusindustrie für die Frauen, England das bürgerliche Kostüm für Herren und Frauen. Dekolletiert bei Festen, Bällen, Soireen und ersten Vorstellungen in der Oper gab die Pariserin das elegante Muster ab, für die Strasse einfach, praktisch, solid, wenn auch nicht immer durchaus geschmackvoll, machte die Engländerin das Muster der sicher und vornehm auftretenden Frau. Der Ausgleich, der sich nach natürlichem Geseze vollziehen musste, ging jedoch gegen alles Erwarten unter dem Hochdrucke eines antikisierenden Geschmackes von statten. Und so leiteten von jezt ab zwei Strömungen den Geschmack der Mode, die Anglomanie und die Gräcomanie.

Das Interesse für die altgriechische Gewandung, wie für alles Griechische überhaupt, war durch die um 1760 gemachten Entdeckungen antiker Bauwerke angeregt worden. Schon damals gab es Leute, die, wenn es nach ihnen gegangen wäre, alles, was sie um- und anhatten, griechisch gemacht hätten. Zuerst versuchten sie es mit der Frisur, da diese am leichtesten umzubilden war. Doch war man von dem Verständnis für das Griechentum noch ebenso weit entfernt, wie die Perücke von der griechischen Haartracht. So kam man über die ersten Anläufe nicht hinaus. Das eigentliche Volk bekümmerte sich gar nichts um das Griechentum; die Künstler aber bewahrten ihm eine begeisterte Teilnahme. Namentlich war es der berühmte Maler David, der durchaus auf die klassische Kunst zurückging; durch seine Schule wurde die Leidenschaft für das Griechische und Römische weiter verbreitet; die jungen Leute, welche den Lehren dieses Meisters folgten, sangen im ganzen Lande das Lob der Tuniken und Sandalen und bestimmten die Damen der grossen Gesellschaft, sich wie die Figuren der Basreliefs in den Museen zu kleiden. Jezt tauchten allerorts athenische und römische Roben auf; man ging, so lang die Jahreszeit es erlaubte, mit nackten Armen und auf Sandalen einher, die mit gekreuzten und bis an die Waden hinauf wiedergekreuzten Bändern an den Füssen festgehalten wurden. Um dieselbe Zeit brach die Sintflut herein, welche die schönen Herren auf den roten Absäzen und die nichtsnuzigen Damen mit den weiten, weiten Reifröcken herbeigejubelt hatten. Da nun die Gewaltherren der Revolution sich gern auf antike Helden hinausspielten und dadurch eine entschiedene Rückkehr zur Antike beförderten, so fand das griechische Kostüm oder wenigstens das, was man

dafür hielt, eine ausserordentlich schnelle Verbreitung. Bei den Festen der Republik spielten griechisch gekleidete Mädchen eine grosse Rolle. Von dem ganzen Bilde der kaum vergangenen Mode war kein Strich mehr für das der neuen benuzbar.

Als die französische Revolution ausbrach, blieben die Pariser Modeberichte plözlich aus und die deutschen Frauen sahen sich ohne alle Vorbereitung auf ihre eigene Erfindungsgabe angewiesen; sie halfen sich dadurch, dass sie die vorhandenen Formen hauptsächlich nach englischem Muster weiterbildeten. Aber sofort trat auch die deutsche Zerfahrenheit zu Tage; es fehlte an einem ausschlaggebenden Mittelpunkte, der diese vereinzelten Bestrebungen geregelt hätte, wie dies Paris bisher für die Mode gethan hatte. Jede grosse Stadt machte sich ihre eigenen Moden; und so gab es jezt Wiener-, Berliner-, Dresdener-, Göttinger-, Leipziger- und Münchenermoden. Am meisten Geschmack bekundeten die Wienermoden; doch fanden auch die übrigen grossen Beifall. Schon fingen national gesinnte Herzen an zu hoffen, es möchte die Sucht, den ausländischen Puz nachzuahmen, überwunden sein; aber sie sollten aufs neue erfahren, dass in Deutschland das Deutsche am schwersten aufkommt. Als ums Jahr 1795 die französischen Modebilder wieder eintrafen, war auch der deutsche Affengeist sofort wieder bei der Hand, sie bis in die Fussspizen zu kopieren, obgleich das damalige französische Kostüm dem deutschen an gutem Geschmacke nicht gleichkam.

Die revolutionären Schreckenstage waren kurz, wenn sie auch für die, welche sie durchmachten, von der Dauer eines Jahrhunderts schienen. Eine Art von Betäubung hatte die Pariser Welt unempfindlich gemacht für die Reize der Mode. Als aber das Schafott aufhörte zu arbeiten, durchbrach die heisse Lust am Leben alle Schranken. Abend für Abend gings zum Tanze; um 8 Uhr sah man auf den Strassen nur weisse Frauenroben. Und wie hatten die Roben sich gegen früher verändert! »Wenig Stoff« war jezt die Parole; die antiken Muster, für welche jezt alle Welt schwärmte, kamen den schönen Sünderinnen wie gerufen; die Natürlichkeit, nach welcher alles drängte, war ihnen ein gelegenes Mittel, die Grenzen der Scham fröhlich zu überschreiten, ohne Missachtung fürchten zu müssen. Aber was in der antiken Welt Naivität, war in der modernen Schamlosigkeit; dort war das Kleid ein Mittel, um zu verhüllen, hier aber, um zu zeigen; man ging in Kleidern gleichsam nackt einher. »Nie waren die Sitten zügelloser bei unsern Schönen, als jezt«; so urteilte ein ernster Mann, welcher die zeitgenössische Pariser Welt kannte.

Die revolutionäre Bewegung teilte sich dem übrigen Europa mit und die französischen Moden übertrugen sich ebenmässig auf alle Nachbarvölker. Die Schneider der Emigration sahen glänzende Tage. Die monarchischen Schönheiten in Deutschland hatten keinerlei Bedenken, die Schönheiten einer verabscheuten Republik bis auf das Hemd nachzuahmen. Eine Leipziger Firma bot damals eine Art von Hemd aus: »Trägt eine Dame ein solches Hemd, sagte ihr kundiger Inhaber,

so braucht sie weiter kein Kleid.« Das war die Zeit, »als der Grossvater die Grossmutter nahm«. Es ist ein grosser Irrtum anzunehmen, dass der Grossvater und die Grossmutter so naiv und zimperlich gewesen, wie man sie in unsern heutigen Bildwerken darzustellen beliebt. Alle unsere Zustände sind viel zu weit von der einfachen Natur entfernt, als dass wir kostümlich auch nur halbwegs zu ihr zurückkehren dürften, ohne die gute Sitte zu verlezen. Auch nacktgehende Völker haben Schamgefühl; aber nur Mangel an solchem wird sich erdreisten, sie nachzuahmen. Das Wesen der kostümlichen Formen soll allerdings die Natürlichkeit sein, doch nur jene Natürlichkeit, die ihr Recht durch Schönheit und Bequemlichkeit beweist, aber nicht durch Lüsternheit.

Um die Zeit der Befreiungskriege wurden vielfach Anläufe genommen, die deutsche Tracht von dem Joche der französischen Mode loszumachen. Kurz nach der Leipziger Völkerschlacht erschien in der »Allgemeinen Modenzeitung« ein Artikel, welcher die Frage: »Was geziemt dem Manne in unsern Tagen?« zu lösen suchte. Diesem Artikel folgten ähnliche über die Pflichten der Frauen. Man that, was nötig schien, um den Sinn für heimische Kostüme zu heben; man rief Frauenvereine ins Leben; man verbreitete die Waffenkleidung der vaterländischen Sieger abbildlich im Volke; man wagte sogar einen ähnlichen Versuch, wie ihn seiner Zeit die französische Republik unternommen hatte, als sie ein republikanisches Kleid schaffen wollte, und erfand frischweg eine »teutsche Tracht«; dieselbe wurde auch von den Burschenschaftern eine Zeit lang getragen; sie war nun freilich in Deutschland erfunden worden, aber ein Recht, sich deutsch zu nennen, hatte sie nicht, denn sie war nicht aus dem Volke herausgewachsen. Und so erwies sich alle Liebesmühe als verloren, den Deutschen aus Tendenz und Phantasie heraus eine nationale Kleidung zu verschaffen. Der Satiriker Th. Friedrich behielt Recht, als er gleich von Anfang an diesem Bestreben mit Unglauben begegnete und seiner 1815 veröffentlichten Schrift: »Deutsche Volkstracht oder Geschichte der Kleiderreformation in Flottleben« das Motto vorsezte: »Erst wenn sie in Paris à l'Allemand sich tragen, Wird man in Deutschland auch sich deutsch zu kleiden wagen.«

Und so wandelte man nach wie vor in den französischen Bahnen weiter. Man behielt die Kostümstücke bei, welche die Revolution gebracht hatte, männlicherseits den Frack, den Rock, die Pantalons, die kurze Weste, den runden Hut, die breite Halsbinde, weiblicherseits die Robe mit der hohen Taille, die flachen Schuhe, die gedrängten Frisuren und die zahlreichen Hauben und Hüte. Aber die Zeit der Reaktion war für ganz Europa gekommen; man verbannte die Frivolität aus dem Kostüm; man versteifte und vernüchterte es von Grund aus und rief selbst das Korsett wieder zu Hilfe. Die Veränderungen vollzogen sich mit wenig Geschmack, ja mit so wenig, dass man zumal von dem männlichen Kostüme sagen kann, es habe niemals ein hässlicheres gegeben, als damals. Der hohe steife Rockkragen, die »Vatermörder«, die dicke Krawatte, welche den Hals dem Kinne gleich machte,

die eckigen Achseln, die kurze Weste brachten eine Art von Vogelscheuche zuwege, an die man heute nicht mehr glauben würde, wenn sie nicht geschichtlich bezeugt wäre.

Noch einmal, in den Jahren 1848 und 1859, regte sich ein Hauch von eigenem Willen in der deutschen Modewelt; es waren Münchener Künstler, die unter der Leitung Kaulbachs sich um die Erfindung einer deutschen Tracht bemühten; die sogenannte »Gretchentracht« war in den Bildern häufig, desto weniger aber auf der Strasse zu sehen; es war gleichfalls keine gewachsene Mode, und darum verlief auch diese Bewegung ohne besondere Wirkung. Im Allgemeinen verfolgte die männliche Tracht ihre Bahn mit grösserem Gleichmute, als die weibliche; ihre Aenderungen vollzogen sich im Sinne der Zweckmässigkeit und Bequemlichkeit. Und so enthäutete sie sich zuerst ihrer übergrossen Hässlichkeit; sie wurde einfach, aber auch nüchtern, geradlinig und farblos, grau in grau für Sommer und Winter, schwarz und weiss für feierliche Anlässe, gerade, als ob solche nur in Leichenbegängnissen beständen. Der schwarze Frack wurde zur modernen Toga und der blanke Cylinder sein unzertrennlicher Begleiter. Sehr wetterwendisch dagegen zeigte sich das weibliche Kostüm; bald schwoll dasselbe dergestalt an, dass es aussah, wie eine wandelnde Glocke; bald schrumpfte es zu einem Futterale zusammen, dass sich unterm Gehen die Kniee aneinander wezten; bald war es kurz wie ein Kinderkleid, bald fegte es den Boden. Die Aenderungen verzettelten sich in unzählige Kleinigkeiten und schienen keinen andern Zweck zu haben, als zu zeigen, wie viel Sachen und Sächelchen man brauche, um sich anzuziehen.

In unserm Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität hat das männliche Geschlecht den Sinn für das Kostüm grösstenteils eingebüsst; es findet nicht mehr die nötige Seelenruhe, sich viel mit einer Sache zu beschäftigen, bei welcher der Gewinn nicht blank und bar auf der Hand liegt, und überlässt die Sorge dafür gern den Leuten vom Handwerke, die zusehen mögen, wie sie damit fertig werden. Die kleinen Schwankungen von Tag zu Tag haben aufgehört, ein Ausdruck des zeitgenössischen Gesamtwillens zu sein, und sind nichts weiter, als ein Ausdruck persönlicher Schneiderlaunen. Nicht das Volk macht heutzutage mehr die Mode, sondern die Schar der Zeichner in den akademischen Schneidersälen, jene Schar, die sich jeden Morgen durch die Haare fährt und in halber Verzweiflung fragt, was sie heute wieder Neues erfinden soll[1]. Aber auch diese Einrichtung ist ein Charakte-

[1] Eine Anekdote, welche das Gesagte nachdrücklich unterstüzt, erzählt G. Seyffert im Jahrgange 1891 der Gartenlaube, in welchem er die Moden der lezten neunzig Jahre bespricht; sie handelt von dem bekannten Heinrich Klemm, der durch seine Bücher und Zeitschriften, namentlich durch die „Deutsche Bekleidungsakademie“ und die „Europäische Modenzeitung“ für die deutsche Herrenmode von entscheidender Bedeutung geworden ist. Wir lassen, was er erzählt, hier wörtlich folgen. „Woher nehmen sie die Anregung zu den Aenderungen in der Herrenmode?“ fragte der Verfasser den genannten Gesezgeber; „gehen Sie nach Paris? Nach London? Beobachten Sie die dortige vornehme Welt?“ „Ach nein, man sieht ja hier und da, in Dresden oder auf Reisen, etwas Neues, aber . . .“ „Und das bilden Sie dann fort?“ „Manchmal! Nun, man macht eben einmal den Shawlkragen etwas breiter und sticht die Schösse vorn rund ab — oder man macht etwas anders — was einem gerade einfällt!“ „Und die Schneider? Bäumen die sich gegen solche Willkür nicht auf?“ „Solange die alles nachmachen, was in den Modejournalen steht, hat's gute Wege.“ „Und der Geschmack des Publikums?“ Klemm lächelte; die kleinen, aber pfiffigen Augen blizten vergnügt. Er antwortete nicht, sondern beugte sich mit dem Mundspizen des Feinschmeckers auf einen alten Druck des 15. Jahrhunderts nieder, den er für schweres Geld eben erworben hatte.

ristikum des Zeitgeistes; nichts, was geschieht, ist losgelöst von den Menschen und schwebt gleichsam über ihren Häuptern in der Luft; alles, was die Menschen schaffen, schaffen sie aus dem Geiste ihrer Zeit heraus, ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht.

Der stürmische Verkehr, der die Kulturvölker durcheinander mischt, lässt eine nationale Tracht nicht mehr aufkommen; er entzieht selbst den Volkstrachten die Bedingungen, unter welchen sie weiterleben könnten. Wir sehen die lezten Reste unserer Volkstrachten im Absterben begriffen; alle Mühe, sie zu retten, wird vergeblich und dem Wasser zu vergleichen sein, in das man entwurzelte Blumen stellt, um ihr Leben, das man nicht erhalten kann, wenigstens zu verlängern.

1. Die bürgerliche Tracht

bis zum Ausbruche der französischen Revolution.

Initiale aus dem 18. Jahrhundert.

Ähnlich, wie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vollzog sich in der des 18. ein völliger Wechsel in der Tracht; hier wie dort bemerken wir ein Kostüm, das durchaus abstirbt, und ein Kostüm von völlig anderem Charakter, das auflebt. Dort war es die Reformation, welche den Wechsel zuwege brachte, hier die Revolution. Die Moden schneiden zwar nicht mit einem gewissen Tage ab; alte und neue Moden greifen wie mit einer Verzahnung ineinander über; ein bestimmtes Jahr als Scheidegrenze festzusezen, kann nur als Notbehelf gelten, um übersichtlich zu bleiben; doch ging diesmal unter dem Sturmhauche der Revolution der Wechsel so rasch von statten, dass man das Jahr dieses gewaltsamen Ausbruches, das Jahr 1790, als trennende Grenze beibehalten kann.

Das männliche Kostüm von 1750—1790. Die Kniehosen oder Culotten behielten ihre anliegende Form und umspannten Beine und Unterleib so faltenlos, als möglich (225. 1. 2. 10—12). Der Schliz war dem Laze gewichen, der fast von einer Hüfte bis zur anderen reichte, und der im Rücken angebrachte Riemen mit Schnalle hatte einem Sahlbande Plaz gemacht. Taschen waren durchaus üblich, gewöhnlich zwei, häufig aber auch vier, zwei grössere und zwei kleinere. Die Taschen bestanden aus Schafleder und wurden fertig vom Weissgerber geliefert, so dass dem Schneider nur die Mühe blieb, sie einzusezen. Man verschnallte die Culotten unter den Knieen mit einem schmalen Strumpfbande und schloss sie unten auf der Aussenseite überdies noch mit einigen Knöpfchen. Bessere Culotten fertigte man aus Seide oder geschorenem Seidenplüsche, geringere von Tuch oder auch von Hirschleder, die ledernen mit nur einer Naht, die auf die Aussenseite fiel, die anderen mit zwei Nähten. Der feine Geschmack verlangte Rock und Hosen von der nämlichen Farbe.

Strümpfe blieben unentbehrlich; man liess sie nur noch ausnahmsweise über die Culotten heraufsteigen (225. 5. 8) und zog sie jezt gewöhnlich unter denselben herauf, indem man die Culotten über ihnen verschnallte. Die Strümpfe aus weisser oder glatter Seide währten fort; daneben bürgerten sich wollene und aus Zwirn gewirkte

Fig. 225.

1—12. Männertrachten von 1750 bis 1790. 8. Redingote mit doppeltem Kragen blaugrün, Weste grünlichgelb, Hosen gelb, Stiefel schwarz mit lederbraunen Stulpen, Hut schwarz, Halsbinde und Manschetten weiss.

Strümpfe ein, die ebenfalls weiss, aber geriefelt waren, endlich auch »geflammte« Strümpfe und solche, die weiss und blau gestreift waren, senkrecht oder schräg.

In der strengen Jahreszeit verdoppelte man den Beinschuz mit Gamaschen aus Leder oder derber Leinwand. Diese griffen, wie sonst die Strümpfe, über das Knie hinauf und bedeckten meist noch den Spann bis zum Ansaze der Zehen; in diesem Falle hielt man sie unten mit einem Stege fest; aussen schloss man sie am Beine herauf bis über die Waden oder bis obenhin mit einer ziemlich dichten Reihe von kleinen Knöpfen (182. 10. 224. 8. 10. 11).

Bis zum Jahre 1770 liess man den Schuhen ihre rotgefärbten Sohlenränder; dann schwärzte man sie durchaus und veränderte auch ihren Zuschnitt. Der sonst so schwere und derbe Schuh wich einem eleganten (225. 1—4); die Absäze verminderten ihre Höhe, die Sohlen ihre Dicke, das Vorderstück seine Breite, indem es sich zuspizte, das Spannstück seine Höhe; die sonst darüber verknüpften oder verschnallten Fersenlaschen verloren sich fast gänzlich (234. 3—5). Trozdem aber vergrösserte sich die Schnalle, die man als Zierstück beibehielt, so dass sie häufig den Spann fast ganz verdeckte. Die Schnalle war gewöhnlich von Stahl und zierlich abgekantet (facettiert), nach Vermögen von Silber und selbst von Gold. Mehr als sonst bedurfte sie jezt an ihrer Unterseite der elastischen Federn mit Häkchen, welche in das Leder eingriffen, um sich auf diese Weise festzuhalten.

Die Stiefel folgten demselben Zuge nach Eleganz. Absaz, Sohle und Vorderkappe verminderten ihre Dicke und der Schaft verlor seine Starrheit. Man stellte den Schaft jezt aus weicherem Leder her und schnitt seine Stulpe in der Kniekehle aus, so dass das Bein sich ungehindert biegen konnte. Das Spannleder verschmälerte man zu einem Riemen (225. 5). Doch behielt man den Brauch, die Stulpe zu wichsen, den Schaft aber zu schwärzen, noch weiter fort. Als man gelernt hatte, dem Leder eine grössere Elastizität zu geben, liess man den Schaft gleich einem Strumpfe das Bein umspannen; zugleich schlug man die Stulpe herunter, so dass sie dicht unter das Knie zu liegen kam und ihr hellfarbiges, meist gelbes Futter blicken liess (225. 5. 233. 4. 10).

Die Weste sezte man unter zweierlei Form und Namen fort. Im ersten Falle war sie eine Schossweste (225. 1. 2) und erlitt vorläufig nur in den Aermeln eine Veränderung, die nun durchaus ohne Aufschläge blieben (S. 657)[1], sowie in der Dekoration, die sich auf die Ränder und Taschendeckel zurückzog. Die andere Weste aber änderte sich

[1] Solche kahlen Westärmel hiess man „Amadis". Der Name war nicht neu und schon um 1684 bekannt, doch bezeichnete er damals etwas anderes, als jezt, nämlich den Randbesaz aus Stickereien oder Tressen auf den Aermelumschlägen des Habits. Amadis war ein spanischer Name; so hiess der Titelheld eines spanischen Sittenromans, der im 17. und 18. Jahrhundert viel gelesen wurde. Der Roman erschien in allen europäischen Sprachen und übte auf die französische und deutsche Litteratur eine starke Wirkung aus. Der französische Komponist Lulli machte eine Oper aus dem Roman, und vom Theater aus hielt das Kostüm des Amadis seinen Einzug in die Zeitmode. Es war dies ein Vorgang, wie er sich ähnlich mit dem Wertherromane wiederholte (S. 802). Da die Mode wechselte, der Name aber stehen blieb; so geschah es, dass er am Ende etwas anderes bedeutete, als am Anfange. Beiläufig gesagt, der Roman Amadis verdiente heute noch gelesen zu werden und nicht blos von dem Forscher, denn er hat jenen Reiz, den wir gerade in unsern Tagen so hoch schäzen, den Reiz eines gesunden Naturalismus.

rasch; sie wurde kürzer und kürzer, so dass sie um 1770 nur noch den Leib bedeckte (225. 5); ihre Schösse waren ähnlich wie bei dem Fracke schräg nach hinten geschnitten. Zehn Jahre später hatte die Weste keine Schösse mehr und endigte unten mit einem völlig geraden Schnitte (225. 10. 11). Die Aermel, die man schon früher aus Sparsamkeit vielfach hinweggelassen hatte, blieben nun durchaus fort. Mit der alten Form gab die Weste auch ihren alten Namen auf; man nannte die kurze Weste jezt »Gilet«; indes kehrte der alte Name mit der Zeit wieder zurück; aus der bäuerlichen Tracht verlor er sich überhaupt nicht. Was schon früher gelegentlich vorkam, wurde jezt allgemein, nämlich die Rückseite der Weste aus Futterstoff zu schneiden. Für die Brustblätter behielt man die feineren Stoffe bei und verwendete gewöhnlich solche von heller Farbe, die man häufig mit der Farbe des Rockfutters übereinstimmen, aber stets von der des Rockes abstechen liess. Beliebt waren Westen aus weissem Atlas. Sonst benuzte man dafür noch Piqué, Battist und Tuch von verschiedener Musterung, hauptsächlich aber einen chinesischen Tricotstoff. Sommerwesten aus weissem Zeuge trug man mit Bändern von Zizkattun verziert, dergleichen Winterwesten mit Stickereien in Gold und farbiger Seide den Rändern entlang verbrämt oder mit Posamenten besezt. Den der Länge nach gestreiften Zeugen gab man schliesslich den Vorrang. Um dem Jabot einen Ausweg zu lassen, pflegte man die Weste nur von der Magengrube an zu verknöpfen, an den oberen Rändern aber umzuschlagen; für das Gilet waren die Umschläge bescheiden, für die Schossweste mitunter von beträchtlicher Breite.

Die Schossweste stellte man bald ebenfalls zumteil ärmellos und mit falschem Rücken her; so zugerichtet nannte man sie »gilet-veste«, häufiger noch »veston«; für die Aermelweste aber nahm man den Namen »Wams« an.

Der Anzug zeigte im ganzen die Tendenz, sich mehr auf den Körper zu passen; dies trat namentlich am Rocke hervor. Schon um 1730 hatte man begonnen, jeden Rockschoss an seinen Kanten nach aussen zu schlagen und die Umschläge an den unteren Ecken miteinander zu verknöpfen. Seit der Mitte des Jahrhunderts verengte man die Aermel auf den Arm und machte die Aufschläge schmäler und enger, so dass sie um 1780 kaum mehr, als handbreit, und nicht viel weiter waren, als die Aermel selbst (225. 1—3. 5. 10—12). Sonst aber verlängerte man die Aermel und liess sie immer weiter über die Manschetten wachsen, bis sie endlich wieder das Handgelenk bedeckten, was sie seit hundert Jahren nicht mehr gethan hatten. Von 1770 an beschränkte man die Seitenfalten der Schösse an Zahl und Grösse; man liess sie nicht mehr durchweg oben spiz zusammenlaufen (225. 3), sondern machte sie fast gleichbreit und liess sie so in den Leib des Rockes übergehen, wodurch das ganze Kleid eine mehr gleichmässige Weite erhielt, jedoch an Eleganz verlor (Taf. 24. 2). Seit 1780 versah man den Rock mit einem kleinen Stehkragen, vergrösserte diesen mit der Zeit und klappte ihn schliesslich um, aber nicht völlig, son-

dern nur mit seinem oberen Teile, so dass er aufs Doppelte zu liegen kam. Da man statt des Degens nun einen Rohrstock trug, liess man den Seitenschliz für jene Waffe hinweg. Die Taschen verlegte man von der Vorderseite nach hinten in die Schossfalten, sezte sie hier aber nicht mit einem wagerechten, sondern mit einem senkrechten Schlize ein und verdeckte diesen mit einer schmalen Klappe, die man oben, unten und in der Mitte mit einem Knopfe besezte. Doch behielt man noch eine Zeit lang die vorderen Taschendeckel bei, denn man war an ihren Anblick gewöhnt, und sezte sie blind auf. Die Knopflöcher pflegte man mit Schnur einzufassen, an gewöhnlichen Röcken mit schwarzer.

In dieser Form war der Rock zwar ein behäbiges, aber doch ziemlich spiessbürgerliches Gewand, das als Galakleid nicht verwendbar schien; dazu musste man etwas anderes haben. Man verfiel darauf, einen Ableger davon zu machen und demselben einen engeren Schnitt namentlich dadurch zu geben, dass man seine Schösse zusammenstuzte (Taf. 24. 5. 14). So entstand ein Rock, der »bewundert viel und viel gescholten«, noch heute als die Blume aller eleganten Röcke in keiner feinen Herrengarderobe fehlen darf, der »Frack«.

Die Herkunft des Wortes »Frack« ist viel umstritten worden; französische Kostümkundige behaupten, Frack sei ein polnisches Wort, das in die westländischen Sprachen gekommen sei, um eine Art von Habit zu bezeichnen, die noch freier und ungezwungener gewesen sei, als das gewöhnliche Habit. In Deutschland stellte man den Namen Frack mit »Wrack« zusammen, um anzudeuten, dass damit das Bruchstück eines Rockes gemeint sei. Höchst wahrscheinlich aber ist der Name englischen Ursprungs und mit »frock« verwandt, das einen einfachen Rock oder Kittel bedeutet; denn thatsächlich wurde das Habit zuerst in England und Amerika zu einem Fracke zusammengeschnitten und seiner Stickereien, Besäze, Taschen und Umschläge beraubt. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts war dieser Schnitt bekannt. Nun war England seit dieser Zeit in Mode auf dem Kontinente, in Deutschland nicht so sehr politisch durch seine Verfassung, als durch seine Sentimentalitätsromane; und demgemäss waren es auch hier die Litteraten und Freunde der Litteratur, welche die spezifisch englische Tracht zuerst annahmen und à l'anglaise zur Losung machten. Wir werden weiter unten, wo wir uns mit der »Werthertracht« beschäftigen müssen, noch Gelegenheit finden, mehr darüber zu reden (S. 802).

Der Frack in ältester Form, wie man ihn in Deutschland trug, unterschied sich von dem Habit hauptsächlich dadurch, dass sein Schoss an beiden Vorderkanten, etwa von der Magengrube an, in gleichmässig geschweiftem Bogen zurückgeschnitten war (225. 1. 226. 6. 8. 11. 12. Taf. 24. 5). Stoff, Futter, Taschen, Aufschläge, Knöpfe, Seitenfalten, Stickereien und sonstige Verzierungen teilte er mit dem Habit (Taf. 24. 14); nur war er im Schosse hinten nicht geschlizt und zeigte wol auch einen Stehkragen, wie ihn das Habit anfangs nicht hatte. Schnitt und Ausstattung wechselten lange Zeit hindurch nur wenig, so dass der Frack dreissig Jahre später fast noch ebenso aussah, wie von Anfang an. Erst seit 1780 begann man, ihm eine grössere Einfachheit und Enge zu geben. Die Schweifung an den Vorderkanten zog man in der Gegend der Taille augenfällig zurück, so dass der Schoss sich in schnellerem Tempo als seither verschmälerte (225. 11); ja man schnitt sie schliesslich selbst eckig ein, so dass die Verschmälerung eine plözliche wurde (225. 10).

Ueber die Brust her versah man den Frack mit fünf oder sechs Knöpfen, ebenso mit einigen an den blinden Aermelaufschlägen, die jezt durch Schnurbesaz markiert wurden, desgleichen an den noch vorn befindlichen Taschen unterhalb ihres Deckels. Die Knöpfe waren nicht mehr kugelig oder halbkugelig wie früher, sondern flach und sehr gross, oft bis zu 8 Centimeter im Durchmesser, und bestanden aus Messing, Glas oder Perlmutter. Dies war der ganze Schmuck; nirgends sonst eine Stickerei oder Borte. Den Kragen liess man bis zum Kinnrande hinaufsteigen und klappte ihn dann von hier aus um (Taf. 24. 14). Gegen die neunziger Jahre machte man den Kragen niedriger und gesellte ihm Brustaufschläge bei, die man aber durch eine tiefe Einbucht von ihm getrennt hielt; diese vergrösserte man mit der Zeit in demselben Masse, als man den Kragen verkleinerte. Falls man den Frack fütterte, wählte man ein Futter von abstechender Farbe und liess solches auch den umgelegten Kragen aussenher bedecken.

Dem Fracke gelang es eine Zeit lang, den gewöhnlichen Rock fast ganz zu verdrängen; er fehlte in keiner besseren Garderobe und wurde Tag für Tag getragen wie sonst der Rock. Die Sommerstoffe für Habit und Frack waren Seide, Berkan und Nanking, die Winterstoffe Sammet, Seidenplüsch und Wolle, alle Stoffe anfangs glatt und einfarbig, rot, blau, violett, auch braun und schwarz, oder doch nur eintönig gemustert. Später gab man den Vorzug denjenigen Farben, die noch niemals in der Kleidung erschienen waren, wenigstens nicht seit Menschengedenken; in diesem Falle war das Hellgelb und das Apfelgrün. Ein Gelb, genannt »Kanarienbürzel« (queue de serin), blieb mehrere Jahre in Gunst. Auch streifige Zeuge, namentlich solche, deren Streifen in breiten Bändern grell von einem helleren Hintergrunde abstachen, hatten ein Glück, wie es das Lächerliche so oft gegenüber dem Vernünftigen hat. Zulezt wurden fast ebenso viel gestreifte als einfarbige Stoffe getragen. Auch getüpfelte Zeuge sah man gern. Eine grosse Einbusse jedoch erlitten alle diese Stoffe, als die Werthermontur in Mode kam; diese kannte nur blaue Fräcke, die besezt mit Messingknöpfen.

Der »Habit« genannte Rock oder Justaucorps, aus welchem der Frack hervorgegangen, war zwar aus dem alltäglichen Kostüme verschwunden, behauptete sich aber als Galakleid bis in die achtziger Jahre hinein in alter Form und Ausstattung. Man pflegte ihn als Galarock mit »habit à la française« zu bezeichnen. Stets war er seinen Rändern entlang reich, ja überreich, mit Stickereien in Gold und farbiger Seide geschmückt, auch mit Goldflinzern und Edelsteinen. Sein steter Begleiter war eine lange Weste, die gleichfalls an Stickereien keinen Mangel hatte. Solchen Auspuz beliess man dem Habit à la française auch noch in späteren Jahren, änderte aber seinen Schnitt, indem man seine Vorderkanten in leichtem Bogen zurückschweifte, auch soviel von seinem Stoffe wegnahm, dass er nicht mehr geschlossen werden konnte; doch bereicherte man ihn mit einem Stehkragen (Taf. 24. 5). Mit Ausnahme seiner Weite glich er nun so ziemlich dem Fracke in ältester Form (vrgl. 225. 1) und lebte unter dem Namen »frac à la française« in der deutschen Garderobe weiter. Am liebsten benüzte man für ihn einen Stoff mit dünnen fadengleichen Streifen, die in unregelmässigen Wellen geschlängelt. Die Ersparnis an Stoff

Taf. 24. 1—14. Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

kam indes nicht der Börse des Käufers zu gut; der Preis der Besäze nahm viel weg von dem ersparten Preis des Stoffes; auch die Knöpfe waren kostbar, gerade weil sie nur als Schmuck figurierten; sie waren stets reich ornamentiert und nicht selten von fein durchbrochener Arbeit. Knopflöcher hatte der Rock nicht nötig; doch war er vielfach mit Knebeln und Schlingen verbrämt, so dass man ihn gelegentlich auch schliessen konnte, wenn der hässliche Wind seinen Staub- und Regenmantel anzog und durch die Strassen fuhr. Die lange Weste, die stets zu dem frac à la française gehörte, war gleichfalls an den Schössen zurückgeschnitten.

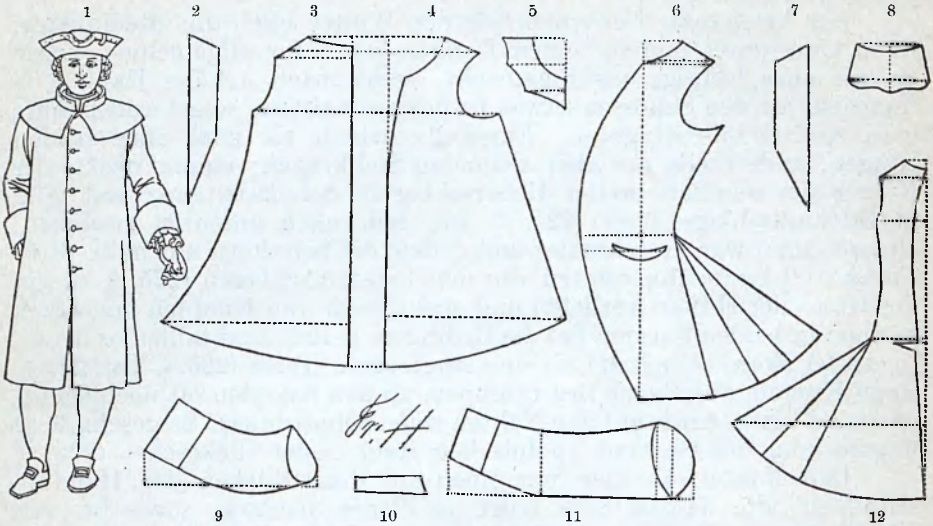
Der bevorzugte Ueberrock für den Winter blieb die »Redingote«; diese kam unter mannigfachen Formen vor. Im allgemeinen wurde sie wie alles Uebrige enger gemacht, selbst nach Art des Habit à la française an den Schössen etwas zurückgeschnitten; so geformt nannte man sie »Habit-redingote«. Einesteils behielt sie noch ihre beiden Kragen, anderenteils nur den schmalen Stehkragen; einmal deckte der Kragen als ziemlich breiter Ueberschlag die Schultern ganz und ging in Brustaufschläge über (225. 4), die sich nach untenhin zuspizten; ein andermal war er schmäler und deckte die Schultern nur halb. Eine Einbucht trennte ihn zumteil von den Brustaufschlägen (225. 5), die in der Höhe der Hüften verliefen und einen Besaz von Knöpfen und Lizen hatten. In beiden Formen fiel die Redingote gerade und taillenlos herab. In dritter Form aber hatte sie eine eingezogene Taille (225. 8. Taf. 24. 10), einen Kragen, aber keine Brustklappen, an den Knöpfen oft noch Quästchen und Lizen, sowie auf den Nähten einen Schnurbesaz. So geschmückt nannte man das Gewand »polnischen Rock« oder »Pekesche« (225. 3).

Den Mantel sah man nur noch auf dem Rücken der Handelsreisenden, die damals ihre Wege zu Pferde machten, sowie bei den Kavalleristen. So eingeschränkt aber auch die Zahl derer war, die sich seiner bedienten, so hörte doch die Mode nicht auf, Veränderungen mit ihm vorzunehmen. Sie beseitigte den grossen viereckigen Kragen im Nacken und gab ihm dafür einen schmäleren, der den ganzen Halsausschnitt gleichbreit umsäumte (225. 9). Zugleich machte sie ihn unter Beibehalt der alten Radform etwas länger und weiter; schliesslich besezte sie ihn mit Aermeln und verwandelte ihn dadurch in einen Ueberzieher oder »Surtout«. Ohne dass der alte Mantel aufgegeben worden wäre, gewann der Surtout rasch das Feld und durchlief eine Reihe von Formen; er glich einem umgestülpten, vorn aufgeschnittenen Sacke, durch dessen Boden der Kopf gesteckt wurde. Zunächst erhielt er ähnlich der alten Redingote einen doppelten Kragen, nämlich einen niederen Stehkragen und einen breiten Ueberfallkragen (226. 1. 2—5. 7. 9. 10), der den Körper bis zur Magengrube bedeckte, auf den Achseln und hinten aber etwas schmäler war, sodann einen Knopfbesaz bis untenhin oder bis zum Rande des Unterleibes. In solcher Form nannte man den Ueberzieher »Rockelor«, »Volant« aber, wenn er aus leichterem Stoffe und entblösst von Futter und Knöpfen war. Im Volke selbst bezeichnete man ihn mit dem niederländischen

Namen »Schanzlooper«, denn er kam aus den Niederlanden, wo ihn die Seeleute trugen. Man fertigte ihn gewöhnlich aus grobem blauen oder grauen Tuche und legte ihn namentlich zur Sommerszeit bei schlechtem Wetter an, wobei man ihn nicht selten wie einen Mantel um die Schultern hängte (225. 7).

Je mehr die Rockärmel gegen die Hand vorrückten, desto schmäler wurden die gefältelten Manschetten. Der Jabot aus gekraustem Weisszeuge, der, fest an das Hemd genäht oder nur angesteckt, oben aus

Fig. 226.



1. Rockelor oder Schanzlooper. 2—5. 7. 9. 10. Schnitt zum Schanzlooper. (2. 7. Zwickel. 3. halbes Rückenblatt. 4. Brustblatt. 5. Kragen. 9. Aermel. 10. Patte). 6. 8. 11. 12. Schnitt zu einem Frack um 1780. (5. Vorderblatt. 8. Taschendeckel. 11. Aermel. 12. halbes Rückenblatt). Nach K. Köhler, die Entwickelung der Tracht in Deutschland und Tracht der Völker in Bild und Schnitt.

der Weste quoll, zog sich gleichfalls etwas zusammen; aber die Halsbinde, die Krawatte von Musselin, die darüber hervorblickte, wurde breiter. Vor dem Halse war sie in einen lockeren Knoten geschlungen, aus dem zwei Schleifen hervortraten (225. 8. 11), mit beiden Flügeln aber auf Patten montiert, die man im Genicke zusammenschnallte[1]. Eine Halsbinde anderer Art bestand aus einem quadratförmigen Tuche, das in der Richtung seiner Diagonale dreieckig zusammengelegt und dann noch mehrmals übereinander geschlagen wurde, so dass es eine Art von Binde darstellte, deren Enden in Spizen ausliefen; mit diesen Spizen knüpfte man die Binde im Nacken zusammen; vorn aber verzierte man sie mit einer eingesteckten Tuchnadel.

Der Bart war aus der civilen Tracht ganz und gar verschwunden und nur der Schnauzbart noch bei den Soldaten zu sehen, zumal

[1] Diese Krawatte war das Muster für das schreckliche Halseisen, die Garotte, die aus Frankreich erst nach drei Revolutionen unter Louis Philipp wieder vertrieben wurde, in Spanien aber heute noch ihre Opfer erwürgt.

bei den Husaren und Grenadieren, die dazu verpflichtet waren und selbst einen falschen tragen mussten, wenn ihnen der natürliche nicht bis zur vorgeschriebenen Länge gedeihen wollte. Sonst aber gab es nur glatte Gesichter.

Die Perücke in kleiner Form währte fort. Die grosse Allongeperücke behauptete sich zwar auch noch, aber doch nur in der Amtstracht, und zwar auf denjenigen Köpfen am längsten, die sich anfangs am meisten dagegen gewehrt hatten, auf den geistlichen. Diese würdigen Herren wollten jezt ohne weissgepuderte Allongeperücke und Bäffchen das Wort Gottes nicht mehr verkünden und waren nahe daran, zu behaupten, dass schon Christus, als er auf dem Berge Tabor stand, eine Perücke getragen habe[1]. Auch die Aerzte befühlten ohne diese Embleme keinem Kranken den Puls. Sonst hielten nur noch bejahrte Leute aus Gewohnheit an der grossen Perücke fest.

Die zeitläufige Mode aber verlangte die kleine Perücke, die »Vergette«; man trug solche sowol mit Zopf, als mit Beutel. Die Zopfperücke war gemeinbürgerlich, die Beutelperücke, weil französisch, vornehm und höfisch. Etwa seit 1760 machte man den Zopf kürzer, aber dicker als früher, indem man das Haar in der Hälfte seiner Länge von unten aus in die Höhe schlug und dann mit Band umwickelte; so reichte der Zopf kaum bis in die halben Schulterblätter. Der Haarbeutel war rechts und links mit einem rundlich geschnittenen Auszug oder Flügel ausgestattet, der häufig seinen Ansaz unter einer grossen Rosette verbarg. Seine Farbe blieb schwarz; doch erhielt die Schwärze einen Stich von Puder. In allen übrigen Teilen aber waren Zopf- und Beutelperücke einander gleich. Man gewöhnte sich wieder mehr daran, sein eigenes Haar zu tragen, und dieser Umstand wirkte auch auf die künstliche Frisur zurück. Man beliebte jezt das Haar rundum von der Stirn aus in leichter Wölbung zurückgestrichen und über den Ohren zu einer schmalen Lockenrolle gedreht, die ganz um den Hinterkopf herumging (225. 3), nicht selten noch von zwei oder drei kürzeren Schläfenrollen begleitet. Diese Rollen wurden anfangs ziemlich locker gehalten, dann aber immer fester und regelrechter gedreht, so dass es endlich schien, als ob sie aus Hobelspänen zusammengerollt wären. Hinterwärts trat unter den Rollen die glatte Perücke hervor, um in den Zopf oder Beutel überzugehen[2].

Gegen Ende der siebenziger Jahre, als der weibliche Kopfpuz

---

[1] Unter der Landbevölkerung, die ihr eigenes Haar und ungepudert trug, war der Pastor mit seiner weissen Perücke eine auffallende Erscheinung; davon giebt uns der bekannte Jung-Stilling in seiner Lebensgeschichte ein Zeugnis, indem er erzählt: „Nun war Heinrich noch nie in der Kirche gewesen, hatte daher auch noch nie einen Mann mit einer grossen weissen Perücke gesehen."

[2] So war die Perücke in ihrer Hauptform, an der sich indes eine Unzahl von kleinen Nebenformen festsezten. Im Jahr 1757 erschien zu Paris ein Buch, betitelt „Encyclopèdie perruquière", das in einer Folge von Kupferstichen nicht weniger als 45 Männerperücken aufwies, jede mit einem Sondernamen; und doch stellten diese 45 Perücken nur einen einzigen Typus dar, wie er damals üblich war, nämlich eine Stuzperücke mit Schläfenrollen, Toupet und Zopf. Die chancelliére, die financière, die perruque à marteaux, die perruque d'abbé, die moutonne machten ebenso viele Arten aus, von denen jede wieder ihre Gattungen hatte. Es würde lang dauern und doch unnüz sein, sich bei diesen Kleinigkeiten aufzuhalten; nur zwei Abarten wollen wir hier erwähnen, weil diese eine gewisse Verbreitung erlangten, die perruque en ailes de pigeon, die Perücke mit Taubenflügeln, deren Lockenrollen an den Schläfen aufgelockert und breit ausladend waren, und die perruque en catogan, deren Nackenhaar nicht in einen Zopf oder Beutel gefasst, sondern in eine breite Flechte gedreht, so nach oben gelegt und auf dem Scheitel befestigt war.

ins Ungeheure wuchs, erhoben auch, um nicht ganz zurückzubleiben, die männlichen Perücken ihre Toupets. Das gesamte Haar mit Ausnahme des Zopfes, mitunter auch der Lockenrollen, türmte sich über dem Scheitel zu einem Hügel zusammen, der sich nach obenhin verjüngte und wohlgerundet abschloss. Dies hohe Toupet nannte man »griechisches Toupet«; es machte Furore und sezte sich fast auf allen Perücken fest.

Dies künstliche Haargebäude erhielt durch Kittung die nötige Festigkeit. Der Kitt bestand aus einem Teige von heisser Pomade, der aufgestrichen und mit einer dicken Schichte von Puder zugedeckt wurde. Die Friseure legten die lezte Hand an ihr Werk, indem sie mittelst der Quaste eine feine Puderwolke darüber stäubten. Ihre Werkstätten sahen aus wie Mühlräume. Des weissen Puders müde versuchten es manche mit grauem Puder, dann mit blondem; aber sie hatten keinen Erfolg damit. Es herrschten damals hungerige Jahre; in vielen Köpfen regte sich der Gedanke, dass es unrecht sei, soviel Weizenmehl auf den Perücken zu vergeuden, während es den armen Leuten an Brot mangelte. Teilnehmende Seelen verzichteten wol auf den Puder; im ganzen aber ging die öffentliche Meinung dahin, dass das Uebel von wo andersher komme.

Seit Beginn der achtziger Jahre begann der Zopf mehr und mehr zu verschwinden und das Eigenhaar in freier schlichter Frisur wieder sein Recht zu behaupten; das Beispiel dazu kam vom Hofe in Weimar.

Der Hut hatte anfangs seinen Plaz noch immer unter dem Arme; bei dem griechischen Toupet eignete er sich noch weniger, als in früheren Jahren, zur Bedeckung. Die Fabrikanten befleissigten sich, ihn so flach als möglich zu machen. Nach 1760 aber nahm der Hut wieder seinen alten Plaz auf dem Kopfe ein. Obschon immer dreieckig, wechselte er in der Form doch einigermassen, je nachdem das eine oder andere Stück seiner Krempe fester angezogen wurde. Meist stand die vordere Spize etwas höher empor, als die seitlichen; erst um 1780 hielten sich alle drei Spizen auf derselben Linie (225. 4). Bis über die Mitte der siebziger Jahre war es Brauch, die Krempe als Kreis zuzuschneiden; dann schnitt man sie ebenso oft oval zu, so dass die drei Spizen von ungleicher Länge waren. Seit 1776 am meisten verbreitet war der »Schweizerhut« (à la suisse), dessen vordere Spize kaum bemerkbar war, während die seitlichen Spizen einen ungemein starken Vorsprung machten.

Eine Neuerung anderer Art bestand darin, dass man die Krempe statt an drei, nur an zwei Stellen aufklappte und so aus dem Hut einen »Zweispiz« machte. Zuerst schlug man die Krempe mit ihren beiden Schmalseiten in die Höhe, wodurch der Hut ziemlich niedrig, aber sehr breit erschien; dies war der richtige Revolutionshut, der damals auf den meisten französischen Köpfen zu sehen war (234. 1). Indes machte man es auch entgegengesezt und krempte die Breitseiten auf, wodurch der Hut fast ebenso hoch wurde, als breit (225. 12. 234. 2).

Eine Abart des Zweispizes war der Hut »à l'androsmane«; bei diesem stand die hintere Klappe eben und steif wie ein Brett dicht am Hutkopfe empor, den sie stark überragte, während die vordere Klappe an zwei Stellen angezogen war, so dass sie längs ihrer senkrechten Mittellinie über der Stirne eine Art von Rinne bildete. Oben

an ihrer linken Seite sass ein meist in Form eines lateinischen V aufgespannter Zügel und dazwischen eine Rundkokarde. Dieser Hut wurde viel getragen; er gab das Muster zu dem berühmten kleinen Hute ab, den die Weltgeschichte nicht vergessen wird, da sie ihn auf dem Haupte des gewaltigen Soldatenkaisers Napoleon gesehen.

Um 1790 wurde der regelmässig dreieckige Hut aufs neue modern; die Krempe beliebte man wieder kreisrund geschnitten, aber weniger fest angezogen, als früher.

Der Auspuz hatte sich vereinfacht. Der Randplumage war höchstens noch bei Dienstleuten, Thürhütern und Soldaten zu finden; sonst beschränkte sich der Federschmuck auf eine seitlich an den Hutkopf gesteckte Straussfeder. Dem oberen Krempenrande folgte eine goldene oder silberne Tresse; oben an der linken Seite sass eine Bandrosette oder schmetterlingsförmige Kokarde mit Doppelschleife; diese machte später einer kreisrunden Scheibenkokarde Plaz. Der Schmuck des regulären Dreispizes bestand in einer goldenen Schnur mit drei Quästchen, von welchen je eines aus der Höhlung an jeder Ecke hervorblickte.

Unter den Hüten mancherlei Art, die mehr oder minder verbreitet waren, seien noch erwähnt: der Hut »en claban«, dessen breite Krempe rücklings schräg aufgerichtet war (225. 1); der »holländische Hut« mit niedrigem walzenförmig abgeflachtem Kopfe, die schmale Krempe auf der linken Seite senkrecht gestellt; der anglo-amerikanische Hut, im Kopfe ziemlich hoch, nach oben verjüngt und abgeflacht, die Krempe zu beiden Seiten nach hinten emporgezogen; der Hut »en pain de sucre«, im Kopfe spiz zulaufend und knapp abgeflacht, in der Krempe schmal und wellig auf und niedergebogen; der »Quäkerhut«, im Kopfe rund, im Rande sehr breit; der Hut »à la jockey« mit halbkugeligem Kopfe und schmaler, seitwärts aufgerichteter Krempe (225. 5).

Vielverbreitet unter den Kappen war die »Jagdkappe« von grauem, braunem oder grünem Filze, mit niedrigem Kopfe, schmalem Rand und starkem Schirme, der wagerecht über die Stirne hervortrat.

Um 1780 begann eine Mode, die jeden Mann von Stand nötigte, zwei Uhren zu tragen, und zwar vorn unter der Weste, so dass ihre Gehänge oder »Berlocken« über den Leib zu beiden Seiten des Lazes, dessen Ränder verdeckend, herunterbaumelten.

Der Galanteriedegen verschwand aus der alltäglichen Tracht; dafür bürgerte sich ein derber Rohrstock ein, der eine schmale Degenklinge einschloss, und am oberen Ende mit einem dicken, vielfach vergoldeten Knopf und einer umgebundenen schlauchförmigen Schnur ausgestattet war. In der feineren Welt verzichtete man noch nicht auf die grossen Muffen von Pelzwerk, in welchen man zur Winterszeit die Hände verwahrte (225. 4).

Das Kostüm des 19. Jahrhunderts erlebte schon in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts seine Morgenröte, wenn man so sagen will; die Pantalons hielten ihren Einzug in die Toilette. Damals war die Zeit des »Sturmes und Dranges«; die sogenannten »Kraftgenies« hielten es eines freien Menschen für unwürdig, sich in die Gesellschaft nach hergebrachter Weise einzuordnen; demgemäss missachteten sie auch die Vorschriften der Mode; sie kehrten den Saz, dass Kleider Leute machen, in »Leute machen Kleider« um und kleideten sich nach eigenem Ermessen. Und so gingen sie einher in Röcken, die in demselben Masse aufgeknöpft waren, wie ihr Inneres, oder in gleichfalls offenen Jacken von grobem Stoffe, auch sonst die Brust offen und nur von der Hemdkrause unordentlich bedeckt, in weiten Pantalons, die

um die Beine schlotterten, ohne Zopf und Puder, das Haar verstruwwelt um den Kopf hängend und nur mit dem fünfzinkigen Naturkamme bearbeitet, in der Hand einen derben Stock, der eher einem Knüppel glich. Diese Tracht war in ihren Augen »frank und deutsch«; die Zeitmode aber war nicht gelaunt, sich von einer grünen Jugend schulmeistern zu lassen; sie nahm wol Abänderungen vor, aber nach englischem Muster.

Neben der kraftgenialen Strömung lief, tiefer und breiter als diese, eine sentimentale einher, voll Naturschwärmerei und überquellendem Gefühlsleben. Genau in dieser Zeit erschien der Roman von Goethe: »Die Leiden des jungen Werther«. Nun war in jenem Romane der Anzug Werthers beschrieben als blauer Frack mit Messingknöpfen, ledergelbe Weste und ebensolche gelbe Lederhosen, Stiefel mit braunen Stulpen und runder Hut (233. 7). Dies Kostüm kam jezt unter dem Namen »Werthertracht« in Mode. Goethe selbst erschien darin am Hofe in Weimar, und es dauerte nicht lange, dass auch der Herzog Karl August und sein ganzer Hof diese Werthermontur anlegten. Am frühesten war dieselbe in Niederdeutschland gäng und gäbe gewesen, wo man sie in Nachahmung der Engländer sich angeeignet hatte; man fand sie in England bei dem Squire auf dem Lande, bei dem Countrygentleman, bei dem Fuchsjäger.

Nicht durch politische Einflüsse, sondern gleichfalls durch Romane war die englische Tracht nach Deutschland gekommen, das bis dahin völlig von der französischen Mode beherrscht gewesen. »Die englischen Sentimentalitätsromane gingen damals von Hand zu Hand; namentlich das »Deserted Village« von Goldsmith sagte jedermann höchlich zu. Was man so gern mit Augen sah, was man liebte und schäzte und in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, das war in diesem Buche als etwas Vergangenes lebendig. Feste und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei unter der Dorflinde die ernste Versammlung der Aeltesten, dann die Tänze der Jüngeren erweckten die Teilnahme aller gebildeten Stände. Man verlor sich in elegischen Empfindungen« (Goethe). Die litterarische Begeisterung entzündete die kostümliche; à l'anglaise wurde die Losung. Es waren zuerst die Freunde der englischen Litteratur, welche die spezifisch englische Tracht annahmen; diesen folgten alle, die sich an den gegenwärtigen Zuständen nicht genügen lassen und von dem Zwange der Sitten und der Politik losmachen wollten. So wurde die Tracht der englischen Landedelleute die Tracht der deutschen Liberalen.

Und so leben die Moden durchaus vom Tage und keine ihrer Schöpfungen ist von dem Geschick ausgenommen, vom Tage beeinflusst zu sein. In Frankreich wiederholte sich, was in Deutschland geschah, obgleich der Franzose bei weitem nicht so leicht von seiner Art lässt, wie der Deutsche. Auch dort nahm man das englische Kostüm an, aber nicht im Ganzen, sondern nur in einzelnen Teilen, die man in das heimische Kostüm einschob; selten trug man die Stiefel mit gelben Stulpen, häufig aber einen Halbstiefel, der dem Husarenstiefel ähnlich und diesem vielleicht nachgeahmt war (vrgl. 233. 13. 234. 11).

Der Hut im Wertherkostüm (233. 7) unterschied sich durchaus von dem hässlichen Dreispiz; er hatte einen hohen Kopf, der sich nach oben hin leicht verjüngte und oben abgeplattet war, sowie eine mässige, abstehende Krempe von leichtem Schwung; eine seidene Schnur bildete seinen einzigen Schmuck. Dieser Hut war schon einmal Mode gewesen, nämlich in den ersten Regierungsjahren Ludwig XIV. (Taf. 21. 1). Der Grosse Kurfürst hatte ihn noch in seinen jüngeren Jahren getragen; aber seit 1670 war er aus Deutschland verschwunden; er behauptete sich jedoch in England bei den sogenannten Frommen und bei den Landedelleuten, die ein eigentümlich abgeschlossenes Leben führten, sowie bei ihren Geistesverwandten in Holland. Auf den Köpfen der Puritaner und Quäker, auf den sogenannten »Rundköpfen«, den kurzverschnittenen perückenlosen Häuptern, wanderte er nach Amerika aus, wo er im Schatten der Urwälder sich noch weniger von der Mode behelligt sah, als in England. So wurde

er die Kopfbedeckung der amerikanischen Freiheitskämpfer. Diese Kämpfe machten den Amerikaner in Europa populär; als nun mit den Amerikanern der Hut wieder in seiner alten Heimat erschien, die er seit hundert Jahren nicht mehr gesehen hatte, wurde er zu einem Sturmzeichen der politischen Revolution in Frankreich und der litterarischen in Deutschland; Camille Desmoulins trug ihn ebensogut, als Werther. Die Stulpenstiefel und Lederhosen waren gleichfalls ältere Erzeugnisse. Die Hosen waren englische Bereiterhosen, die man bei Fuchsjagden anzuziehen pflegte; sie galten somit ebensogut, wie Hut und Frack, als das richtige Gewand eines freien Mannes, der in freier Luft sich bewegte, eines naturliebenden, einfachen Menschen, und wurden somit von der jungen Geistesrichtung gleichfalls willkommen geheissen. Die Hosen waren so eng, dass sie nicht die kleinste Falte machten und man fremder Hilfe bedurfte, um hinein- und herauszukommen; sie stiegen bis zu den Waden hinab und wurden mit einem Band an die Strümpfe geschlossen. Die Stiefel stammten aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges; doch trug man jezt die Stulpe davon abgelöst und als selbständiges Stück über den Schaft geschoben; die beiden Strupfen pflegte man über den oberen Rand der Stulpe herabhängen zu lassen.

Seitdem die Mode in rascheren Wechsel kam, wurde es unter vielen Leuten, sowohl Männern als Frauen, Sitte, nach dem fünfzigsten oder fünfundfünfzigsten Jahre keine neuen Moden mehr mitzumachen; dies währte noch bis in den Anfang unsers Jahrhunderts hinein.

Der weibliche Anzug von 1750 bis 1775. Weit weniger einfach, als die männliche Tracht, hielt sich die weibliche; während die männliche darauf ausging, den Körperformen näher zu kommen, that die weibliche, als ob ein Körper gar nicht vorhanden wäre; sie wurde eine Zeit lang sogar ziemlich lotterig und verworren (vrgl. 227. 2).

Nach 1740 hatte es den Anschein, als ob der Reifrock verschwinden wollte; dies war jedoch eine Täuschung; er ging nur zurück, um einen stärkeren Anlauf zu nehmen; dieser erfolgte um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Zuerst zwar ging er noch etwa zehn Jahre lang nicht über die alte Glockenform hinaus; auch beschränkte er sich auf die grosse Toilette und erschien nicht im Alltagsverkehre. In der Halbtoilette oder im »Negligé«, wie man damals jede Tracht im Gegensaze zur »grande parure« nannte, hatte er einen weit bescheideneren Umfang, der indes seine Trägerin immer noch zweimal so dick machte, als sie von Natur aus war (227.1.2). Manche Frauen hatten sogar den Mut, ihn gänzlich aufzugeben und ohne ihn ihre Promenaden und ihre Familienbesuche zu machen, so dass das Kleid in ziemlich freiem Faltenflusse zu Boden stieg.

Zwischen 1760 und 1775 liess man selbst den grossen Reifrock etwas abschwellen; man gab sogar das Gestell aus eisernen Reifen auf und ersezte es durch einen Unterrock aus Steifleinwand, der auf ein Gestell von Fischbein montiert war (Taf. 24.3); diese Rockstüze nannte man »Körper« Den darüber liegenden Rock befestigte man mit

einem Gurt um den Leib. Die Flügel des oberen Rockes, des Manteau, öffnete man im Bogen und verlängerte sie hinten zu einer sehr starken Schleppe, die man über den Unterrock emporraffte (227. 5). Dadurch blieb dieser zum grossen Teil ohne Bedeckung und bedurfte eines guten Aufpuzes; meist verzierte man ihn mit zwei oder drei Reihen sehr breiter, aber flachgepresster Falbeln. Zwischen Ober- und Unterkleid schob man Taschen ein, die wie zwei Säcke geformt waren, und hielt sie mit einem breiten Streifbande fest (231. 5).

Der Manteau sezte sich aus Rock und Leibchen zusammen. Das Leibchen kam über eine Schnürbrust (228. 1) zu liegen und war noch wie früher beschaffen, über den Hüften stark eingeschweift und vorn lang gespizt. Doch hatte es einen etwas tieferen Ausschnitt, als zuvor. Man trug das Leibchen vorn entweder geschlossen und dann im Rücken verschnürt (Taf. 24. 3), oder von der Spize aus dreieckig nach oben geöffnet und die Lücke mit dem Ueberzuge der Schnürbrust ausgefüllt (Taf. 24 1). Den Ueberzug hielt man ebenso oft glatt und schmucklos, als längs seiner Mitte mit einigen Bandschleifen besezt, die sich nach untenhin verkleinerten. Die Schleifen waren einfach; sie bildeten nur einen Knoten mit zwei Flügeln; häufig begnügte man sich mit nur einer Schleife, die man ganz oben an den Rand des Ausschnittes sezte, an die Stelle, die früher das Blumenbouquet eingenommen hatte (227. 4). Der Rand selbst war meist geradlinig, seltener in zwei flachen Bogen geschnitten; ihm folgten häufig unterwärts schmale angenähte Rüschen.

Den Aermeln des Leibchens beliess man anfangs noch vielfach die Aufschläge und machte sie bald länger oder kürzer, bald enger oder weiter. Aber schon um 1755 herrschten die Halbärmel ohne Aufschläge vor; diese waren ziemlich bequem und unten, in der Gegend der Armbeuge, mit einem Besaze von gekrausten Spizen, von Batist oder auch vom Stoffe des Leibchens verbrämt (227. 1. Taf. 24. 1. 3. 6. 7). Den Besaz legte man nicht selten dreifach übereinander und schnitt ihn hinten unter dem Ellbogen länger als vorn, so dass er sich wie ein Fächer auseinander breitete.

Unter den Manteaus war jener mit losem Rückenteil (à dos flottant) sehr beliebt (Taf. 24. 4); wir werden weiter unten Gelegenheit finden, über den Zuschnitt der verschiedenen Manteaus Näheres anzugeben (S. 809). Seit 1765, um die Zeit, da es Sitte wurde, den Ueberrock ringsherum aufzunehmen, begann man, das Unterkleid bis über die Knöchel herauf zu verkürzen. Die Waden sehen zu lassen, wenn man sich bückte, galt nicht für unanständig; im Gegenteil, man vermied jedes Schuzmittel, welches ihren Anblick hätte verhindern können. Ein Toilettenbild aus dieser Epoche giebt uns Aufschluss über einen Kunstgriff, die Waden vor dem Verhülltwerden zu schüzen. Es stellt eine Frau dar, die nichts anhat, als Hemd und Schnürbrust; ein langes, am Gürtel befestigtes Band zügelt das Hemd hinterwärts in die Höhe, so dass die Beine bis zur Kniekehle sichtbar sind. Dies war noch nicht das Befremdlichste;

Unterhosen, deren sich manche Frauen bedienten, galten geradezu für ein Merkmal zweideutiger Sitten.[1]

Den Hals bedeckte man mit farbigen Knüpftüchern (Taf. 24. 3), die man in dem Masse, als der Halsausschnitt wuchs, vergrösserte. Man verstand es indes, sie so locker anzulegen, dass die Brust immer noch ins Auge fiel. Sehr beliebt war unter dem Namen »Fichu« ein längerer Shawl von Batist oder Musselin, meist mit flachen Rüschen an den Rändern (227. 2); man trug den Shawl damals nur in Weiss. Für den Sommer benuzte man die »Mantille«, einen leichten Umhang von Gaze, Spizenzeug oder Nezwerk (227. 8), und den »Mantelet«, einen Umhang mit Kapuze (172. 7).

Bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts erschien in der weiblichen Garderobe ein Ueberziehjäckchen, das man zumteil mit »Kosäcklein« bezeichnete, im allgemeinen aber mit »Caraco«; es hatte einen sehr weiten Halsausschnitt, mässig enge Halbärmel und an den Kanten einen Bandbesaz oder eine Verbrämung von gepressten Rüschen. Man trug es offen und verschleifte es nur oben vor der Brust (Taf. 24. 9).

Die Frisur, die sich seit dem Verschwinden der Fontange niedrig gehalten hatte (Taf. 24. 1), fing nach 1750 an, von neuem in die Höhe zu steigen; doch blieb sie bis zum Anfange der siebziger Jahre in bescheidenen Grenzen. Eine hohe breite Stirn galt für schön, weshalb man das Haar nicht nur aus dem Gesichte strich, sondern zumteil selbst wegrasierte.[2] Am Hinterhaupte ordnete man es zu einer Doppelreihe von einigen kurzen walzenförmigen Locken, derart, dass der Nacken kahl blieb. Allmählich aber richtete man das Haar von allen Seiten her nach dem Wirbel auf, glatt am Hinterkopfe, fein gekraust am Vorderkopfe, und lockerte das gekrauste derart, dass es um Stirn und Schläfen her eine Art von Diadem bildete (227. 1). Diesen Aufsaz ordnete man an seinem oberen Rande her zu Locken, wenigstens aber an den Ohren. Auch an dem in die Höhe gestrichenen Nackenhaare versuchte man seine Kunst und formte es an seinem Ende oben auf dem Kopfe zu allerlei Ringeln und Löckchen. Dies war die Hauptform, die man in vielfachen Kombinationen weiterspann; so liess man zwei grosse Propfzieherlocken, die man »Degenquasten« (dragonnes) nannte, hinter den Ohren auf die Schultern herabfallen. Auch fügte man eine Reihe von glatten Locken zwischen das gekrauste Diadem und die Oberkopflocken ein; diese Lockenreihe nannte man »Barriere«. Zwei hornförmig gedrehte Löckchen ordnete man oben auf der Stirn derart an, dass sie einen umgekehrten Halbmond bildeten, und nannte dieselben »Favorite«. Die ganze Frisur aber gab man für eine »griechische Frisur« aus. Durch die damals in Griechenland gemachten Funde von antiken Bildwerken war das Interesse für altgriechisches Kostüm geweckt worden, und solches gab sich zu aller-

[1] J. Quicherat, Histoire du costume en France S. 566.

[2] Es sei hier an eine Stelle in der Schilderung, die Goethe von seiner Schwester Cornelia giebt, erinnert: „Was ihr Gesicht aber ganz eigentlich entstellte, so dass sie manchmal wirklich hässlich aussehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblösste, sondern auch alles that, um sie scheinbar oder wirklich, zufällig oder vorsäzlich zu vergrössern.“

Fig. 227.

1—10. Weibliche Trachten von 1750 bis 1790. 1. Winteranzug von 1762. 2. Promenadenanzug von 1760. 3. Caraco um 1778. 4. Grosse Robe à coude um 1770. 5. Aufgezogener Sattelreifrock (cul de Paris) um 1772. 6. Demi-rodingote um 1787; Oberkleid violett mit grünem Schiller, sogenannter col de canard, Knöpfe von Perlmutter, Unterkleid und Busentuch weiss, Hut weiss mit violettem Futter sowie mit weissen und violetten Bandschleifen. 7. Englischer Reitanzug um 1790; Rock und Jacke blau, Knöpfe vergoldet, Gilet weiss mit hellblauen Streifen und vergoldeten Knöpfen, Hut weiss, Bandschleife darauf weiss, oberes und unteres

erst in der Frisur kund, weil diese sich am leichtesten umbilden liess. Ein wenig später versuchte man es auch mit der Gewandung; wir werden darüber noch zu reden haben. Vorläufig aber war der »griechischen Frisur« nur ein kurzes Leben beschieden.

Schon während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren »Hauben« nicht unbekannt; man trug sie aber nur im gewöhnlichen Anzuge, niemals beim festlichen. Kleine Hauben bestanden aus einem den Hinterkopf umschliessenden Käppchen von leichtem Zeuge und einem Spizenschirme. Grosse Hauben waren über Draht montiert. Vor 1750 umgab der Schirm die Haubenkappe ringsum in gleicher Breite; dann zog er sich vom Nacken durchaus zurück, verbreiterte sich aber im übrigen Teile, und zwar derart, dass er über den Schläfen am breitesten, hinter den Ohren schmäler, über der Stirn aber am schmälsten war (230. 7). Eine oder zwei Reihen von kleinen, aus Band gerafften Puffen machten den Auspuz des Schirmes aus. Dies ist die Haube, aus welcher sich die ungeheure »Dormeuse« entwickelte (230. 11), der Kopfpuz unserer Grossmütter und Urgrossmütter.

Die weibliche Tracht von 1775 bis 1785. Seit der Mitte der siebziger Jahre nahm die weibliche Galatracht einen Charakter an, der sie als Ausgeburt eines wahnwizigen Traumes erscheinen lässt. Dies Aussehen wurde durch den ungeheuerlichen Reifrock und die nicht minder ungeheuerliche Frisur veranlasst.

Die junge Königin Marie-Antoinette durchlebte damals ihre Schwärmerzeit; sie begünstigte den Reifrock, weil er ihrer Lust am Puze einen so grossen Spielraum gewährte. Einmal bei Hofe wieder allmächtig, blähte sich der Reifrock immer gewaltiger auf, so dass mit ihm die Thüren, ja selbst die Doppelthüren nicht mehr zu passieren waren (Taf. 24. 6). Man schaffte aber Rat und drückte ihn hinten und vorn zusammen, wodurch er sich dann um ebensoviel nach rechts und links ausdehnte, so dass er jezt statt eines kreisrunden Grundrisses einen ovalen erhielt. Zu gleicher Zeit aber machte man ihn auch an den Hüften anschwellend, und zwar so stark, dass man die Ellbogen bequem auf ihm ruhen lassen konnte (227. 4), weshalb man ihm den Namen »Ellbogenreifrock« (à coude) beilegte. Doch war diese sattelförmige Hüftschwellung nicht durchweg üblich. Je näher der Reifrock seinem Ende kam, desto grösser wurde er; während er früher höchstens nur einen Umfang von 3,50 m erreicht hatte, wies er jezt einen solchen von 5 m auf.

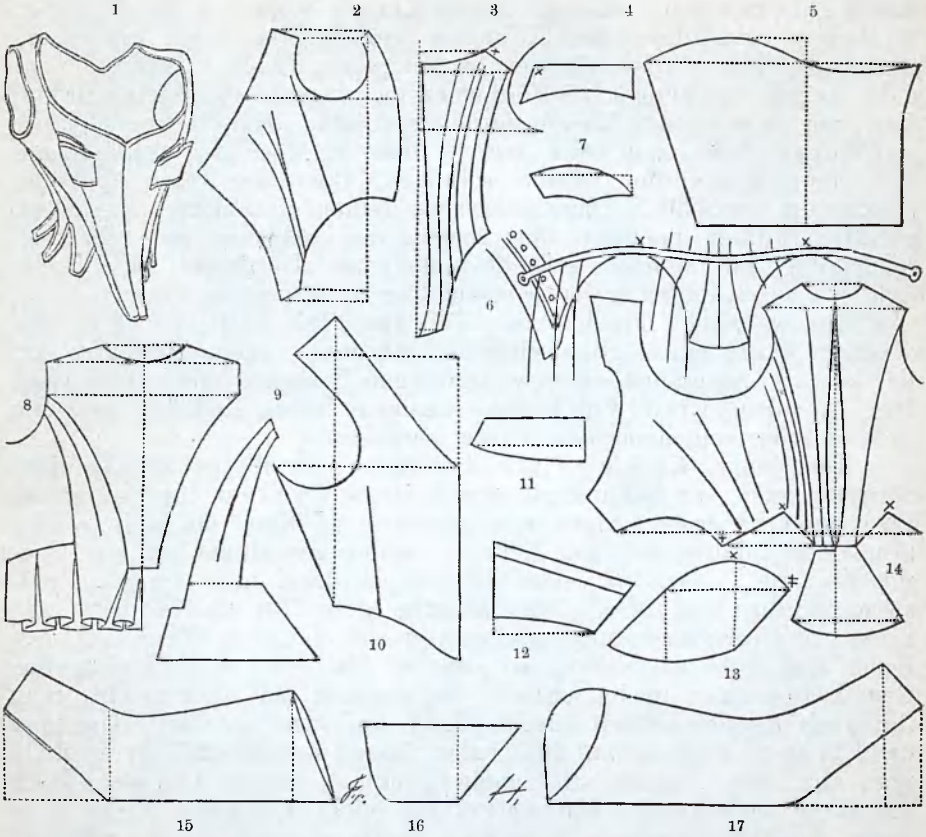
Das Gestell des Reifrockes reichte nur bis in die halben Oberschenkel; von da an fiel der darüber gespannte Rock senkrecht herab. Das Gestell bestand aus Eisenstäben, die ungefähr 1 Centimeter breit, 1 Millimeter dick und mit dünnem

---

Band, sowie die untere Seite der Krempe schwarz, Brusttuch und Manschetten weiss, Handschuhe hellgelb, Schuhe aschgrau. 8. Promenadenanzug mit Mantille und Schürze um 1788; Hut gelb mit blassviolettem Bande, mouchoir de cou weiss, Mantille schwarz, Oberkleid apfelgrün, Schürze weiss, das darunter sichtbare Unterkleid hellviolett, Schuhe rahmfarbig. 9. Winteranzug en pelisse um 1786; Kopfpuz samt Federn weiss, die beiden Bandenden am Hinterkopfe blau, Blumenkranz farbig, Frisur weiss, Umhang weiss mit braunen Pelzrändern, Oberkleid blau, Unterkleid, nur vorn sichtbar, sowie Schuhe weiss. 10. Caraco à la polonaise um 1790; Jäckchen hellviolett, Kragen und Aufschläge an den Aermeln apfelgrün, Brustaufschläge hellblau, Gilet, Busentuch und Aermelspizen weiss, Rock samt Rüschen apfelgrün, Frisur nussfarbig, Hutschirm braun, Hutkopf samt Schleifen rosa.

Leder überzogen waren. Der untere Reif sezte sich aus vier Stäben zusammen, aus zwei längern, die für die Langseiten des Ovals bestimmt und demgemäss leicht gebogen waren, und aus zwei stark gekrümmten bügelförmigen Stäben für die Breitseiten des Ovals. Diese vier Stäbe waren mit ihren Enden aneinandergeheftet und zwar mittels Drehstiften, um welche sie sich leicht bewegen liessen. Dicht bei jedem Breitseitenbügel sassen noch zwei ähnliche Bügel, die ebenfalls mit Drehstiften beweglich an

Fig. 228.



1. Schnürbrust um 1760. 2—6. Leibchen des Manteau um 1776. (2. Vorderblatt, 3. halbes Rückenblatt, 4. Achselstück, 5. Aermel, 6. innere Seite der Taille; die inneren Striche bedeuten die eingenähten Fischbeinstäbe, bei 6. aber die Ansaznaht des Rockes). 7. 11—14. 17. Schnitt zu einem Caraco (229. u. 4.) (7. Patte, 11. 12. Hälfte des unteren und des oberen Kragenteiles, 13. Seitenschoss, 14. Leib; die inneren Striche geben die Lage des eingenähten Fischbeines an; 17. Aermel). 8—10. 15. 16. Schnitt zu einem Jäckchen um 1790 (8. Rückenblatt, 9. Seitenteil, 10. Vorderblatt, 15. Aermel, 16. halber Schoss). 1. Nach einer englischen Musterzeichnung; 2—17. nach K. Köhler, Trachten der Völker in Bild und Schnitt.

den Langseitenstäben angeheftet waren. Diese Bügel standen schräg in die Höhe gerichtet, der innere, der sich zunächst dem Körper befand, am steilsten, der mittlere derart, dass er die Mitte zwischen seinen beiden Nachbarn hielt; der dritte Bügel, der äusserste, lag in der Fläche der Langstäbe, so dass der Raum zwischen ihm und dem Hüftgürtel oben, der den obersten Reif des Gestelles ausmachte, in drei fast gleiche Teile geschieden war. In dieser Lage wurden die Bügel und Stäbe durch Leinwandstreifen festgehalten, die von dem Hüftgürtel ausgingen. Da nun sämtliche Teile beweglich waren, so fiel es leicht, das ganze Gestell samt den Röcken,

die darüber lagen, in die Höhe zu ziehen und dadurch zu verengen[1]; die heraufgezogenen Teile pflegte man mit den Armen festzuhalten. Drehte man sich zugleich noch auf die Seite, so fand man troz dem gewaltigen Umfange des Reifrockes kein Hindernis, auch enge Durchlässe zu passieren. Schwierig war es nur für einen Herrn, einer bereifrockten Dame das Geleit zu geben; den Arm konnte er ihr nicht anbieten; er musste sich damit begnügen, hinter oder vor ihren Rock zu treten, um von hier aus die Hand seiner Dame zu erreichen, die er dann so leicht als möglich bei den Fingerspizen fasste.

Der Rock, den man zunächst über das Gestell ausbreitete, also der Unterrock, musste an beiden Seiten bedeutend länger geschnitten werden, als hinten und vorn, da er von den Hüften aus, zumal wenn diese à coude angeschwellt waren (227. 4), einen weiteren Weg bis zum unteren Rande zurückzulegen hatte, als auf der Vorder- und Rückseite. Sonst aber schnitt man ihn oben und unten fast gleich weit und nähte ihn derart an den Gürtel des Gestelles, dass er seitwärts sehr viele und lockere Falten, hinten nur wenige, vorn aber gar keine machte (228. 2—6); namentlich sah man darauf, dass er vom unteren Reife an durchaus glatt herniederfiel. Man machte ihn nur so lang, dass die Füsse zu sehen waren. War das Oberkleid geschlossen oder ungeschürzt, so beliess man den Unterrock schmucklos; andernfalls aber stattete man ihn so prächtig als möglich aus (Taf. 24. 6), besonders mit Volants und plattgepressten Rüschen, die damals sehr beliebt waren; nicht selten wählte man für Rock und Auspuz den nämlichen Stoff.

Das Oberkleid, der »Manteau«, sezte sich aus Rock und Leibchen zusammen. Das Leibchen behielt im allgemeinen seine hergebrachte Form; doch wurde es jezt öfter geschlossen als offen getragen, auch in seiner Zusammensezung etwas verändert. Man war nämlich der kürassartigen Schnürbrust (228. 1), die man darunter anlegte, überdrüssig geworden und ersezte solche durch ein leichteres Schnürmieder. Bis jezt hatte man das Leibchen im Rücken aus zwei Blättern hergestellt; nun aber zerlegte man jedes Rückenblatt wieder in zwei, häufiger noch in drei Streifen, den ganzen Rücken also in vier bis sechs (228. 2—6), vernähte die Streifen miteinander und steifte sie an jeder Naht mit zwei Fischbeinstäbchen aus; dergleichen Stäbchen sezte man auch in die Brustblätter (228. 2) und bestimmte durch sie die Form des Leibchens. Es kam nun darauf an, ob man das Leibchen zu der durchaus geschlossenen Robe oder dem offenen Manteau anlegen wollte; im ersten Falle schloss man es hinten, im zweiten Fall aber vorn (231. 5). Die Schnürsenkel verlegte man in das Futter und verdeckte sie mit einer Zeugleiste. Bei vorn offen bleibendem Leibchen füllte man die Lücke mit dem Stecker aus; diesen aber panzerte man nicht mehr mit Fischbein, sondern steifte ihn mit einer Unterlage von sehr starkem Papier; zudem machte man ihn in demselben Masse schmäler, als die Ränder des Leibchens sich einander näherten, und gab ihn auf, als sich das Leibchen gänzlich schloss.

[1] Zusammenfaltbare Reifröcke gab es schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; wir haben oben (S. 689, Note) davon gesprochen; ob indes der Mechanismus hier wie dort derselbe war, ist schwer zu sagen, da über den älteren keine Angaben vorzuliegen scheinen.

Man schnürte das Leibchen von unten nach oben, um den Busen heraufzutreiben. Den Halsausschnitt vergrösserte man zugleich so weit, dass selbst bei mässiger Bewegung der Busen gänzlich bloss zu liegen kam. Die Aermel fasste man vielfach an ihrer hinteren Seite in zwei kleine Falten.

Es gab mehrere Arten, Rock und Leib des Manteau zusammenzuheften. Einmal nähte man den Rock hinterwärts zwischen den Hüften unmittelbar an das Leibchen (229. 1), versah aber seine beiden Seitenflügel obenher mit einem Band aus starkem Gürtelstoffe (228. 6) und hakte beide Bandenden vorn zusammen, jedoch so, dass sie unter die Schneppe des Leibchens zu liegen kamen. Ein andermal schnitt man den hinteren Teil des Manteau mit dem Rückenblatte des Leibchens im Ganzen zu, so dass Rock und Leibchen im Kreuz unmittelbar ineinander übergingen (229. 2), und nähte die Seitenflügel des Rockes durchaus an das Leibchen. In diesem Falle schnitt man das Rückenblatt des Leibchens aus einem einzigen Stücke zu, steifte es mit Fischbein und nähte es gegen die Taille herab passend ein. Die Falten

Fig. 229.

1 2 3 4 5

1. 2. Rückenansicht des Manteau um 1780 und 1790. 3. 4. Caraco von hinten und vorn, Ende des 18. Jahrhunderts. (Der hier für das Leibchen des Caraco gegebene Schnitt beschränkte sich nicht auf dies Gewand allein, sondern wiederholte sich vielfach noch an anderen, so an der Robe à la turque (Taf. 24. 8) und à la polonaise (Taf. 24. 7) sowie an dem offenen Jäckchen oder Jackett (Taf. 24. 9). 5. Korselett um 1786 (schwarz mit stählernen Schnallen).

des Rockes brach man gegeneinander, schlug sie ziemlich tief ein und verteilte sie derart, dass auf jede Naht im Leibchen eine Falte zu liegen kam. In der ersten Zeit war es üblich, den Rock auf der inneren Seite des Leibchens mit gewöhnlicher Naht zu befestigen; dann aber verband man beide Teile mit überschlagener Naht, wodurch die Falten des Rockes zu einem kräftigeren, fast puffenartigen Vorspringen genötigt wurden. Wieder in anderer Weise verlängerte man das hintere Blatt des Rockes bis zum Halsausschnitte des Leibchens (Taf. 24. 4), fügte es aber nicht in das Leibchen ein, sondern nähte es in seiner ganzen Breite oben am Nackenrande mit wenigen aber tiefen Falten fest, ebenso mit den senkrechten Rändern an das Futterleibchen. So behielt das Gewand einen losen Rücken (Manteau

à dos flottant) und sah dem »Schlender« sehr ähnlich, wie solcher in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebräuchlich gewesen (178. 3. 204. 1). Auch liess man den Rock, der vorn offen stand, mit seinen Rändern nicht immer dicht an der Schneppe des Leibchens zusammenstossen, sondern hielt ihn hier weit auseinander, so dass das Unterkleid über den ganzen Leib zu sehen war (231. 1).

Als vornehmster Auspuz hielt sich die Schleppe oder der »Schweif« dauernd in Gunst (178. 6). Man liess den Schweif zugleich mit dem Reifrocke wachsen und gab ihm gelegentlich eine solche Länge, dass er nachgetragen werden musste. Doch beliess man ihm den alten Schnitt und steifte ihn nach Belieben mit andersfarbigem Futter aus. Entweder gestattete man ihm, sich in voller Länge zu entfalten, oder raffte ihn empor, wobei man auf grosse Falten sah, die man, falls der Stoff ungefüttert war, mit Papier unterlegte.

Zum Auspuze des Manteau verwendete man mit Vorliebe plattgepresste, bis zu 8 Centimeter breite Rüschen von gleichem Stoffe, die man den vorderen Kanten folgen liess. Namentlich an den geschlossenen Röcken wusste man seiner Lust am Puze kaum genug zu thun; ein vielgebrauchtes Besazstück waren farbige, der Länge nach zusammengeschobene und zu kleinen Bauschen unterbundene Bandstreifen aus Gaze; diese sezte man wie Guirlanden im Bogen auf (Taf. 24. 6), der Länge, Breite oder Schräge nach, und mischte Spizen, Schleifen, Falbeln, Schnüre und Quasten darunter, selbst Pelzstreifen, sowie Guirlanden und Bouquets von natürlichen Blumen. Oft waren die Stoffe selbst reichlich mit kleinen Blumensträussen bestickt; auch Perlen und Edelsteine wurden nicht gespart, so dass eine derartig verzierte Robe ein Vermögen darstellte.

Trozdem der Reifrock bis zu einer unerhörten Grösse angeschwollen war, hatte er doch seine Blütezeit bereits hinter sich; in der bürgerlichen Garderobe fand er fast nur als Festkleid seinen Plaz; als Alltagskleid schrumpfte er seit Anfang der achtziger Jahre wieder stark zusammen; doch erreichte er seinen natürlichen Umfang nur auf einem seltsamen Abwege. Zuerst verkleinerte man das Reifengestell auf einen sogenannten »halben Korb«, ohne die Schwellung auf beiden Hüften aufzugeben; so blieb der Rock immer noch à coude; ja man liess die Hüftkissen eher grösser als kleiner werden. Allmählich gab man das Gestell samt den Hüftkissen gänzlich auf, sezte dafür aber ein Gestell oder Polster auf den Hinteren. Diesen Aufsaz benannte man auch in Deutschland mit dem französischen Worte »Cul«, genauer »Cul de Paris«, nach dem Orte seiner Herkunft.

Der Cul war ein Apparat aus Holzstäben und drei Matten von Fischbeingeflecht. Jene Matte, die auf das Gesäss zu liegen kam, also die innere, war ihrer Unterlage entsprechend leicht einwärts gebogen, die zweite oder äussere Matte aber, die bestimmt war, das Kleid zu tragen, stark in die Höhe geschwellt. Beide Seiten schlossen sich oben in der Kreuz- und Hüftgegend aneinander an, entfernten sich aber nach untenhin voneinander und demgemäss auch rechts und links. Sie untenher zu verbinden, diente eine dritte, aber durchaus flache Lage von gleichem Flechtwerke; die Verbindung rechts und links geschah durch senkrecht gestellte Stäbe,

die leicht gebogen waren und sich dem Masse der Lücke entsprechend von aussen nach innen vergrösserten. Um das Jahr 1792, als die Mode der Culs schon ins Verschwinden geriet, ersezte man dies Gestell durch ein ebenso geformtes Rosshaarpolster.

Der Rock blieb auch bei dem Cul oben und unten gleich weit; nur war seine Weite gerade gross genug, um das Mattengestell oder den Cul überfassen zu können, so dass er vom unteren Rande des Gestelles an fast ohne jegliche Falte herabfiel. Oben wurde er noch mit engen Falten an den Gurt genäht, so dass die Falten, die sonst für die Hüftkissen auf beiden Seiten lagen, jezt für den Cul hintenhin zu liegen kamen. Und ebenmässig, wie sonst auf den Seiten, musste der Rock jezt hinterwärts länger geschnitten werden, als in den übrigen Teilen, um unten rundum auf gleicher Linie endigen zu können. Doch war der Rock jezt kürzer, als sonst, und erreichte höchstens die Knöchel (227. 5), nicht selten nur den unteren Wadenrand. Reiche Stickereien in Bortenform oder gardinenartige Besäze mit Quastenschnüren bildeten seinen bevorzugten Auspuz (Taf. 24. 7).

Der Manteau überdauerte den Reifrock und selbst den Cul, ohne sich zu ändern; nur steckte man ihn schliesslich nicht mehr auf, sondern raffte ihn mit Quastenschnüren in die Höhe und zwar derart, dass er drei Schösse bildete (227. 5), zwei auf den Seiten, die »Flügel«, und einen über dem Cul, den »Schweif«. Indes trug man den Manteau auch ungeschürzt und auf dem Boden schleppend (Taf. 24. 4); doch liess man seine Unterseite nicht mehr blicken und verzichtete deshalb darauf, ihn zu füttern.

In einer wohlausgestatteten Frauengarderobe fanden sich mehrere Uebergewänder, die zumteil der alten Contouche oder dem Manteau ähnlich sahen. Das älteste darunter war der »Levite«; dieser glich anfangs einem Puder- oder Bademantel (178. 5), reichte vom Halse bis in die halben Unterschenkel und wurde vornherab durch Knöpfe oder Schleifen geschlossen. Später verlängerte man ihn und schloss ihn um die Taille durch eine in Gürtelform angelegte Schärpe zusammen. Dann machte man ihn am Halsausschnitte grösser, zog seine Taille dadurch ein, dass man sie in einige Falten legte, und verlängerte das Kleid derart, dass es nachschleppte.

Der »polnische Rock« öffnete sich schon von oben an, wo er vor der Magengrube zugeschleift wurde; er hatte eine eingezogene, aber nicht angeschnittene Taille (Taf. 24. 7), Halbärmel nach der Mode, Rüschenbesaz an den Rändern, und wurde gleich dem Manteau hinterwärts mit Quastenschnüren aufgeschürzt. Sein Halsrand verlor sich unter einem gekrausten Besaze, welcher das Oberteil einer kleinen darunter getragenen Weste schmückte. Nach einigen Jahren war er jedoch schon dermassen kurz geworden, dass er mehr einer Jacke glich (227. 3. 231. 2); man nannte diese denn auch »polnischen Caraco«.

Am nächsten dem Manteau verwandt, war der »türkische Rock« (Taf. 24. 8); er sezte sich, wie der Manteau, aus Rock und Leibchen zusammen; sein Halsausschnitt reichte bis zur Magengrube hinab; von

hier aus öffnete sich der Rock mit gleichmässig wachsender Lücke bis untenhin, so dass nicht bloss der untere Rock, sondern auch das untere Vorderteil des Leibchens sichtbar war. Doch legte er sich passend an das Leibchen an, häufig mit Hilfe von einigen Zeugspangen, die man vorn querüber legen und verknöpfen oder verhaken konnte. Dieser Rock wurde bald durch die englische »Redingote« verdrängt; wir werden weiter unten auf dieselbe zu sprechen kommen und dann auch der Ueberziehjäckchen oder Caracos ausführlich gedenken (S. 820 ff.).

Die schönsten Stunden des Tages pflegte die vornehme Welt mit kostümlichen Spielereien durchzubringen; das Nichtigste machte sie zum Gegenstand ihrer grössten Sorgen; die Nebendinge gingen ins Unendliche; man wechselte mit den Stoffen, mit den Farben, mit den Zieraten, ohne doch fähig zu sein, den Gesamtcharakter der Kleidung zu ändern. Zwar für die höfische Galatracht verblieb man bei den schweren Stoffen, bei den Gold- und Silberzeugen (draps d'or und d'argent), den gold- und silberstreifigen Zeugen (habits à paillettes), bei Sammet, Atlas und schwerer Seide, bei Stoffen, die ihrem Träger stets eine gewisse Bedeutung sichern. In der Tagesmode aber schlug eine Vorliebe für leichte Stoffe durch, die allerdings die Menschen äusserlich ebenso lotterig erscheinen liessen, als sie innerlich waren. Dünne Seidenzeuge und Taffete sowie Kattune herrschten vor, glatt und einfarbig oder mit kleiner, tausendfach wechselnder Musterung, dazu noch Linnenzeuge in jeder Stärke. Alle Farben mussten licht und hell sein. Vom Jahr 1775 waren braune Nüancen eine Zeit lang beliebt; die Ursache davon war folgende: An einem Sommertage erschien Marie-Antoinette vor dem König mit einer Taffetrobe von glänzendem Kastanienbraun; »das ist die Farbe der Flöhe, sagte der König, sie steht Ihnen zum Entzücken.« Dieses Wort machte Glück; der ganze Hof legte sich die Flohfarbe (couleur de pouce) bei; Paris ahmte den Hof nach und die übrige Welt Paris. Nach ihren Nüancen benannte man die Farbe »alter oder junger Floh«, »Flohbauch«, »Flohrücken«, »Flohschenkel«. Der Flohfarbe folgte das Chamois, die Livreefarbe der Condé. Man bemerkte, dass ein gewisser Stoff von aschgrauer Farbe dem Haare der Königin glich; Haare der Marie-Antoinette wurden durch Eilpost in die Gobelinwerkstätten und nach Lyon geschickt, damit man ihre Nüance auf das genaueste treffen sollte. Seiden- und Sammetzeuge, selbst gewöhnliche Tücher hatten nur Wert, wenn sie in dieser Farbe gehalten waren. Dann kamen zweifelhafte Nüancen von Braun, Gelb und Grün; schon die Namen dafür bezeugten das grundgemeine Wesen der vornehmen Welt von damals; da gab es »Pariserdreck« (boue de Paris), »caca-dauphin« und »merdoie«; leztere Farbe war früher schon einmal Mode gewesen; ein Skandal rief sie jezt wieder zurück. Ein überspannter Mensch, von Kopf bis zu Fuss in diese Farbe gekleidet, zeigte sich am 10. Juni 1781 in den besuchtesten Alleen der Tuillerien; er wurde umringt und verhöhnt; die Schweizergarde bemerkte die Aufregung, die er verursachte, und ersuchte ihn, sich fortzuscheren. Damit wiederholte sich, was sechzig Jahre früher, als die ersten Reifröcke erschienen, an demselben Orte geschehen war (S. 687), und auch die Folge war dieselbe; wenn man den Tadel hörte, welcher dieser unsauberen Farbe zuteil wurde, wollte man doch auch sehen, wie sie sich ausnähme, und bald war alle Welt in sie vernarrt.

Das Jahr 1782 führte die Mode in Weiss herbei; sie hatte seit mehreren Jahren in Bordeaux geherrscht, wohin die Kreolen aus den französischen Kolonien sie gebracht hatten. In dieser Stadt, wo das Gold in Strömen floss, sah man nur Perkal und Kaliko; nichtsdestoweniger fand die Pracht dabei ihre Rechnung. Unter dem Vorwande, dass solche Stoffe nur von der Tropensonne richtig gebleicht werden könnten, schickten die reichen Kaufleute ihr Weisszeug dorthin, ebenso die Ober- und Unterröcke ihrer Frauen. Nun fühlte die Königin ihrerseits das Bedürfnis, sich nach Bordeleser Art zu tragen; ganz in gleichmässiges Weiss gekleidet blendete sie den Hof. Die Pariser Boulevards bedeckten sich bald mit weissen Roben, und so war diesen der Weg in die übrige Welt geöffnet.

Damals kam auch die Fabrikation von farbigen Kattunen zur höchsten Blüte; früher hatte man die Stoffe mit dem Pinsel bemalt (S. 667); nun verstand man es, sie

mit unveränderlicher Farbe zu bedrucken. Sehr beliebt waren farbige Muster auf weissem Grunde; Stoffe, welche von Blumensträussen bedeckten Schnee erheuchelten, wurden von den Frauen jeden Standes zu Sommerkleidern verwendet.

Die vornehme Welt, troz all ihrer Gemeinheit, machte damals viel in Sentimentalität; für diesen Charakterzug sind die Namen bedeutsam, mit der sie kostümliche Einzelnheiten zu bezeichnen liebte. Eine Sammlung von wahren Goldsprüchen dieser Art überliefert uns ein Pariser Blatt vom Jahre 1778, das die Kleidung einer eleganten Dame beschreibt: »Mademoiselle Duthé erschien neulich in der Oper mit einer Robe von »erstickten Seufzern» (de soupirs étouffés, so hiess eine Art von broschiertem Altlas), die verziert war mit »überflüssigem Bedauern« (de regrets superflus), in der Mitte bestickt mit »vollkommener Aufrichtigkeit« (de candeur parfaite) und besezt mit »lauten Klagen« (en plaintes indiscrètes), ferner mit Bändern von »ausgezeichneten Aufmerksamkeiten« (en attentions marquées), mit Schuhen in »Königinhaar« (cheveux de la reine), die geschmückt mit »perfiden Streichdiamanten« (en coupes perfides), am »Seht-allhier» (venez-y-voire, so nannte man einen Streif hinten auf dem Fersenstücke der Schuhe) mit Smaragden. Sie war frisiert in »immergleichen Gefühlen« (en sentiments soutenus), mit einer Müze von »gesicherter Eroberung« (de conquête assurée), die bepflanzt mit »flatterhaften Federn« (de plumes volages) und »niedergeschlagenem Blicke« (d'oeil abattu), und hatte eine »Kaze« (chat, Palatine von Schwanenflaum) um den Hals in der Farbe von »frisch angelangtem Bettelmann« (de gueux nouvellement arrivé), auf den Schultern eine »Medicis« (ein Kunstwerk aus Spizen, Gaze oder Blonden, stark gefältelt, sonst wol auch »Erzherzogin«, »Henriquatre« oder »Stehkragen« genannt) montiert auf »Anstand« (bienséance) und eine Muffe von »momentaner Aufregung« (d'agitation momentanée). Die deutschen Namen lassen die Komik dieser Albernheiten noch schärfer hervortreten, als die französischen, da unsere Sprache viel zu spröd für solche Spielereien ist.

Das Merkwürdigste in dem damaligen Frauenkostüme bleibt uns noch zu erwähnen, nämlich die Frisur. Wie wir schon bemerkt haben, war die Frisur im Steigen begriffen; doch hielt sie sich noch eine Zeit lang in bescheideneren Formen; man strich das Haar von der Stirn aus mit leichten Wellen nach den Seiten, mit glatten Flächen nach oben hin, und sammelte es zu einer Masse, die sich vorn einzog, an den Seiten aufblähte und einige lose Locken auf den Busen fallen liess; hinter diesem Toupet ordnete man einige Lockenrollen an, wagerecht oder schräg, und liess das Hinterhaupthaar freigelockt darunter hervorquellen. Diese Frisur gab die Grundform für die folgenden ab, mochten sich diese auch noch so sehr ins Ungeheuerliche verlieren.

Nach und nach kam man dazu, das Haar von allen Seiten über den Kopf emporzutürmen, ähnlich einem Igel, der seinen Wald von Stacheln emporsträubt; und so bezeichnete man auch die Frisur mit dem Namen dieses Musterviehs als »hérisson« oder »Igel«. Das Haargebäude stieg und stieg, um dem Reifrocke, der stetig anschwoll, ein Gegengewicht zu geben; bereits um 1775 war es auf einen Fuss Höhe gewachsen, ein Jahr später auf das Doppelte, und noch immer hörte es nicht auf zu steigen. Um 1780 war die Frisur drei- bis viermal höher, als das Gesicht, mit ihrem Auspuze gegen achtmal; sie war nun so hoch, dass der Kopf nicht mehr oben, sondern im zweiten Drittel der ganzen Figur sass (230. 3. 4). Zeitgenössische Karikaturen stellten die Haarkünstler auf Leitern sizend dar, um ihre Damen zu bedienen. Es ist geschichtlich bezeugt, dass die Damen, welche in Karossen fuhren, dies nur knieend thaten, weil sie für ihre Frisur sonst nicht Raum genug gefunden hätten; ferner, dass es nötig war, derart frisierte Damen

vom Theater auszuschliessen, weil sie den hinter ihnen sizenden Zuschauern den Ausblick auf die Bühne versperrten. Die Industrie erfand einen Mechanismus, mittelst dessen man den Kopfpuz beliebig senken und aufrichten konnte. Da das natürliche Haar für solche Ungetüme nicht ausreichte, musste man wieder zur Perücke greifen.

Das Schema zu dieser Frisur war folgendes. Das Haar wurde auseinander geschlichtet, ein mit Draht oder Rosshaar geschwelltes Kissen mitten auf den Schädel gelegt, sodann das Haar von allen Seiten sehr steil und mit gerader Wandung über das Kissen empor gestrichen,

Fig. 230.

1—11. Frisuren, Hauben und Hüte von 1750 bis 1790. 1. Frisur mit Spizen, 1750 bis 1760. 2. Puffer weiss mit blauem Band und blauer Feder, Frisur nussbraun. 3. Coiffure en bandeau d'amour um 1780. 4. Coiffure mit Strohhut um 1780. 5. Chapeau-bonnette; Kopf blassrot, Schleifen apfelgrün, Bund weiss mit grünem Zackenornamente, Schirm weiss. 6. Chapeau-bonnette um 1785; Kopf bläulich, Schirm ebenso, nach untenhin weiss verlaufend, Bandschleifen hochgelb, Federn weinrot und violett. 7. 11. Dormeusen um 1760 und 1790. 8. Haube um 1780. 9. Chapeau-bonnette um 1780. 10. Strohhut um 1790.

nicht immer straff, sondern auch wellig (230. 3), und mit einem Walde von ungeheuren Nadeln festgesteckt, deren Spizen bis auf die Kopfhaut gingen, überdies mit Pomaden und Puderteigen verklebt und mit Essenzen eingeölt, die mit betäubenden Wohlgerüchen gesättigt waren. Der Aufsaz stieg senkrecht empor und fiel ebenso wieder ab, so dass er das drohende Aussehen einer Festung hatte. Um die Mauern zu stüzen, wurden auf beiden Seiten zwei oder drei kolossale schräge Lockenwalzen angebracht, ebenso eine im Nacken, alle mit eisernen

Nadeln festgehalten, stark geölt und gepudert. Ferner wurde hinter jedem Ohr eine mächtige Korkzieherlocke auf die Schultern herabgeschickt, deren unteres Ende zu zwei Lockenwalzen umgeformt war und das Unangenehme hatte, unaufhörlich den Hals zu beschmuzen. Das Haar am Hinterkopfe, so stark geölt und womöglich noch mehr gepudert, als die andern Haare, wurde in Strähnen oder Flechten gebunden, nach obenhin genommen und kunstvoll verschlungen, oder auch in einen Chignon geordnet, der entweder ein Ganzes bildete oder aus mehreren übereinander liegenden Puffen bestand, und eine Grösse hatte, dass er den nahen Kleidern und Möbeln Furcht einflössen konnte. Jeder Tag brachte eine neue Frisur und jede Dame hatte das Recht, ihre eigene zu ersinnen. Und so viel Formen, so viel Namen.

Selbst für die Nacht legte man diese Frisur nicht ab und umwickelte sie zur Schonung mit einer dreifachen Binde. Kissen, falsches Haar und Nadeln zusammen erzeugten ein so schreckliches Jucken auf dem Kopfe, dass die armen Frauen, um solches zu lindern, ihre Zuflucht zu einem kleinen Instrumente nahmen, das eigens zu diesem Zwecke erfunden worden. Es war ein Krazeisen, ein Stiel mit Hacken, zierlich gearbeitet, der Stiel von Elfenbein oder Silber, ja selbst von Gold und mit Diamanten geschmückt.

Dies erstaunliche Gebäude war indes erst die Grundlage für eine ungeheure Masse von Besäzen, welche gleichfalls ihre eigenen Namen hatten; man trug diese Frisur niemals ohne irgendwelche Bedeckung. Die Mode gab genaue Vorschriften, ob man einen Hut oder eine Haube aufzusezen hatte. Der Hut gehörte zur Tracht en négligé, zur Alltagstracht, die Haube zur grande parure, zur Feiertagstracht.

Die Hauben waren durchaus lose Gebilde und von der Geschicklichkeit des Haarkünstlers abhängig, der in diesem Falle zugleich Puzmacher war. Zu keiner Zeit war der Friseur so sehr Künstler, wie damals; er wurde selbst seinen weiblichen Konkurrenten vorgezogen. Ein Stück von Gaze oder Weisszeug, beliebig in Falten gebrochen und oben in die Frisur oder sonst zwischen die Haarlocken eingeführt (230. 2. 3), war ihm für hundertfache Haubenformen genügend. Dies Haubengeschlecht nannte man »Puffer«; es zählte für sich allein an zweihundert Arten, jede mit eigenem Namen, die einen geschmückt mit Bändern, die andern mit Federn, die dritten mit Bändern und Federn zugleich.

Um 1780, als die Frisur am höchsten war, gab es eine Haube, welche den oberen Teil der Frisur umfasste (230. 8); sie bestand aus einer Kappe, die ihren Körper bildete und die Form eines Kegelstumpfes hatte, sowie aus einem sehr breiten Stücke von Spizenzeug, das rings um die Kappe gelegt und mit einem breiten Bande angeschnürt war und zwar derart, dass es sich nach oben und unten zu zwei mächtigen Schirmen ausbreitete.

Der Hut erschien erst um 1780 wieder auf der vornehmen Frauenfrisur; je höher die Frisur, desto niedriger war der Hut; doch blieb er immer so gross, dass er auch bei der höchsten Frisur noch seine Rolle

spielte. Bald hatte der Hut einen hohen Kopf, stumpfkegelig oder cylindrisch, und einen breiten Schirm, schräg oder wagerecht, bald einen ganz niedrigen platten Kopf und einen Schirm von beliebiger Grösse, bald auch glich er unsern heutigen aus Stroh geflochtenen Sommerhüten (230. 4), denn er wurde in der That ebensowol aus Stroh wie aus Filz und seidenen Zeugen hergestellt; sein Auspuz bestand in Bandschleifen, Federn und Blumen. Bald thronte er ganz oben, bald sass er an der Seite, mehr oben oder mehr unten; immer aber musste er mit irgendwelchen Haftmitteln festgehalten werden.

Aber damit war die Ausstattung der hohen Frisuren noch nicht erschöpft; man verlor dabei jedes Mass und verirrte sich in eine Willkürlichkeit, die niemals, so lange frisiert wird, ihresgleichen hatte. Die Frisur sollte gewisse Ideen zum Ausdrucke bringen und der Auspuz diese Ideen verdeutlichen. Die Ideen suchte man aus allen Gebieten des menschlichen Wissens zusammen; Geschichte, Mythologie, Sternkunde, Kriegswesen, Gartenbau mussten ihren Beitrag von Ideen liefern und damit Anlass zu neuen Frisuren geben. Die ein Dame sezte einen mit natürlichen Blumen gefüllten Korb oder gleich einen ganzen Blumengarten auf den hochgetürmten Haarbau und nannte diesen Puz Frisur à la Flore; die andere legte Obst in den Korb, um die Frisur à la Pomone zuwege zu bringen; die dritte breitete sich à la Céres ein Aehrenfeld auf dem Haupte aus; die vierte sezte à la Minerve einen Helm mit hochstrebendem Federbusche darauf, die fünfte à la Victoire einen Wald von Lorbeer- und Eichenzweigen. Da sah man Damen mit einem Tempel, mit einem Zelte oder gar mit einem Schiffe, auf dem die Kanonen so wenig fehlten wie Masten, Takelwerk und geschwellte Segel. Sogar das Seelenleben wurde für die Frisuren gebrandschazt, ebenso berühmte Persönlichkeiten und Tagesereignisse, wichtige und unwichtige. Die Frisur à la sentiment stellte Kinderspielzeuge, Puppen, ausgestopfte Vögel und selbst Gemüse zur Schau. Es gab Frisuren à la Hamlet, à la Figaro, caprice de Voltaire, ferner solche à la considération, inclination, philosophale und à la Philantropine. Die Namen waren alle französisch, aber die Erfinderinnen waren es keineswegs alle; die Damen von Leipzig, Wien und Berlin wetteiferten mit ihren Pariser Schwestern; und selbst in Paris war es eine Deutsche, welche in diesen Dingen den Ausschlag gab, die Königin Marie-Antoinette. Diese erfand vielleicht den merkwürdigsten unter allen Kopfpüzen, den sie à la montagne benannte; es war dies eine ganze Landschaft, in welcher Hügel und Thäler aus farbigem Schmelze, schaumbedeckte Ströme und Bäche aus silberfarbigen Stoffen hergestellt waren, und auch sonst Gärten und Parkanlagen ihre Stelle fanden.

Alle die so hoch toupierten Köpfe hatten rote Wangen und einige Schönpflästerchen. Der gute Ton verlangte, dass das Rot sehr dick aufgestrichen war und bis zu den unteren Augenwimpern reichte; man glaubte, dass dadurch das Feuer der Augen erhöht würde. Auf dieses Rot hielt man sehr viel; alle Damen führten eine Schachtel mit sich, in welcher Schönpflästerchen, rote Schminke, Pinsel, aber vor allem

ein Spiegel enthalten waren, und ungeniert erneuerten sie, wo sie sich auch befinden mochten, das Rot ihrer Wangen.

Unter den Parfüms errang seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das »Kölnische Wasser« grosse Verbreitung. Zuvor hatte man sich des »Ungarwassers» bedient (eau de la reine de Hongrie), welches ähnlich zusammengesezt war, aber auch Rosenöl, Citronenöl, Citronellaöl und eine Spur Pfeffermünzöl enthielt. Das Kölnische Wasser war das nämliche, wie heute noch; dasselbe enthält aufgelöst in 85 Teilen Weinspiritus gleiche Mengen gepresstes Orangen- und Citronenschalenöl, fast ebensoviel Neroliöl, sodann etwa halb so viel Bergamotteöl und endlich nochmals um die Hälfte weniger Rosmarinöl. Das feine Bouquet wird erst durch lange Lagerung erzeugt, wodurch die gelösten Teile eine innigere Verbindung eingehen.

Es ist überflüssig, zu erwähnen, dass bei dieser Vorliebe für kräftige Gerüche der Moschus nicht fehlte[1].

Aber auch im übrigen Kostüm vollzog sich ein grosser Wandel; es ist das Jahr 1785, in welchem die unselige Halsbandgeschichte kund wurde, infolge deren die Königin in ungeheuren Verruf kam; sie ward das Opfer einer greulichen Klatschsucht und von der öffentlichen Meinung in den Bann gethan, so dass sie für immer das Scepter der Mode verlor. Die Augen wendeten sich vom Hofe weg; man nahm jezt die kostümlichen Neuheiten, von welcher Seite sie kommen mochten; nur von Versailles durften sie nicht kommen. Europa stand damals aufs beste mit England; schon seit langer Zeit hatte der starke englische Handel auch den englischen Bräuchen und dem englischen Kostüme Eingang auf dem Festlande verschafft; wir haben schon mehrmals Gelegenheit gehabt, davon zu sprechen (S. 802); man lernte den Punch kennen, die Pferderennen, die englischen Inschriften über den Kaufgewölben. Das englische Muster fing an im Kostüme vorzuschlagen.

Der weibliche Anzug von 1785 bis 1790. Der Zug der Mode ging nach Vereinfachung und Natürlichkeit; die Hüftkissen waren gänzlich abgekommen, doch erhielt sich noch der Cul, welcher die seitlichen Hervorragungen auf dem Hinteren versammelte. Man entsagte den Besäzen, Puffen und Falbeln und suchte die Wirkung der Robe in einer ungezwungenen Fältelung (227. 6—10. 231. 1—5). Das Kostüm bot manches Neue dar, aber alles fragmentarisch und in ungeregelter Mischung, so dass sich noch nicht entscheiden liess, mit welcher festen Gestalt es endigen würde.

Das rundum in Falten gelegte Unterkleid reichte nun wieder bis auf die Füsse, deren Spizen es blicken liess; man trug es nur dann

[1] Schon am Ende des 13. Jahrhunderts gedenkt ein provençalisches Lied des Moschus, oder vielmehr kleiner Bälle „botonetz plens de musquet". Seitdem verschwand der Moschus nicht mehr aus der Toilette. Marie-Antoinette war eine grosse Freundin vom Moschus. Noch viele Jahrzehnte später, als die Kaiserin Eugenie das Schlösschen zu Trianon, den ehemaligen Lieblingssiz der Königin, für sich herrichten liess, fand man dasselbe mit einem so unerträglichen Moschusgeruche angefüllt, dass die Bauleute, um ihn zu vertreiben, den Mörtel von allen Wänden herunterschlugen und durch frischen ersezten, ohne gleichwol den infamen Geruch gänzlich vertilgen zu können. Sicherlich nicht der Wunsch, einen angenehmen Eindruck zu machen, als vielmehr der, einen hässlichen zu vertreiben, kann zur Anwendung eines so starken Riechmittels verführen. Es giebt Leute genug, welche eine übelriechende Beschäftigung oder ein körperliches Uebel verbergen möchten, aber es zu mühsam finden, durch strenge Sauberkeit ihren Zweck zu erreichen und deshalb zum Moschus ihre Zuflucht nehmen, auf diese Weise gleichsam den Teufel durch Beelzebub vertreibend. Nun finden sich immer Narren, die das, was aus Not geschieht, aus Eitelkeit nachäffen, ohne zu bedenken, dass sie sich dem Verdachte aussezen, neben dem Moschusgeruche noch andere Gerüche auszuströmen.

mit einem Leibchen, wenn man einen offenen Caraco (Taf. 24. 9) oder eine nur ganz oben geschlossene Robe, wie etwa den türkischen Rock darüber anzog (Taf. 24. 8). Das Leibchen fertigte man meist aus dem nämlichen Stoffe, wie den Rock, und zwar möglichst anschliessend, steifte es vorn und an den Seiten mit Fischbein aus und richtete es im Rücken zum Verschnüren ein. In den meisten Fällen aber liess man das Unterkleid ohne Leibchen und legte statt dessen ein leichtes Korsett an, das man vorn, an der einzigen Stelle, wo es gesehen werden konnte, mit einem breiten Laz aus dem Stoffe des Kleides verdeckte. Den Laz richtete man auf zweierlei Weise her; einmal schnitt man ihn im Ganzen zu und hielt ihn durch eine Verschnürung hinten im Rücken am Leibe fest; ein andermal fertigte man ihn aus zwei Teilen, nähte jeden mit seiner äusseren Kante in den Caraco und knöpfte beide vorn herunter zusammen, so dass der Laz nun aussah, wie eine Weste (227. 7. 10. 229. 4).

Den vorn geöffneten Oberrock, den Manteau, behielt man noch einige Zeit bei, schnürte ihn aber nicht mehr in die Höhe, sondern liess ihn schleppen (227. 6). Zuweilen stellte man sein Leibchen aus anderem Stoffe her; in diesem Falle bezeichnete man den angesezten Rock mit »Schurz« oder »tablier«. Als die englische Mode um sich griff, schnitt man den Schweif des Manteau immer mehr zusammen (231. 5), um ihn schliesslich als Schoss an seinem Leibchen endigen zu lassen (227. 10); doch verlängerte man nun, gleichsam um ihn zu ersezen, das Unterkleid rückwärts so viel, dass es auf dem Boden schleppte.

Das Leibchen des Manteau wandelte man somit in ein Schossleibchen um und änderte es im Schnitte etwas gegen früher (231. 5). Man schnitt jezt sein Rückenblatt meist wieder im Ganzen zu (228. 8—10. 15. 16) und schweifte dessen Seiten vom oberen Drittel der Armlöcher an dergestalt nach innen, dass es unten bedeutend schmäler wurde, als seither; auch an den Vorderblättern verminderte man die Breite und schob zwischen sie und das Rückenblatt jederseits ein besonderes Seitenstück ein, das oben an das Armloch stiess. Nur das Rückenblatt stellte man mit seinem Schossteile im Ganzen her; den übrigen Schoss sezte man besonders an und brach hierbei den ganzen Schoss in gegeneinander liegende Falten. Die Aussteifung mit Fischbein verminderte man auf zwei Stäbe in der Mitte des Rückenblattes, auf einen in der Mitte jeden Seitenteiles, einen an jeder Seite der Naht, welche Rücken- und Seitenteile miteinander verband, und schliesslich auf einen vorn an jeder Kante der Schnürleiste. Die Vorrichtung zum Schnüren brachte man noch wie sonst im Futter an und verbarg sie unter einem Ueberschlage des Oberzeuges. Auch schnürte man noch immer das Leibchen von unten nach oben zu; ja man sah weit mehr, als sonst, auf einen hochgetriebenen Busen. Die Aermel liess man passend bis zum Handgelenke herabsteigen und schloss sie mit einer sehr schmalen Manschette.

Den Ausschnitt machte man unverändert so gross, dass die Magengrube unbedeckt blieb; diese Grösse war schuld, dass man zuweilen noch die Stoffplatte, den »Stecker«, unter das Leibchen anlegte, um dasselbe

zu garnieren. Dies währte indes nicht lange mehr; bereits um 1790 war es fast allgemein Sitte, den Busen nach englischem Vorbilde zu verhüllen; dazu benüzte man das dreieckige Stück von weissem Linnen, das »Fichu«, legte solches um den Nacken, schlug es auf der Brust so übereinander, dass sie völlig bedeckt wurde, und liess es unter dem Caraco verschwinden (232. 1. 2); oder man fasste es über dem Caraco vor der Magengrube mit einer Bandschleife derart zusammen, dass noch das Mittelstück des Busens sichtbar blieb (231. 5). In kurzem jedoch bemerkte man, dass sich mehr aus diesem Busentuche machen lasse; man vergrösserte es und blähte es durch geschickte Fältelung dergestalt auf, dass der Busen bis zur Unform erhoben schien (232. 2. Taf. 24. 9); ja es gab Damen, die sich nicht scheuten, ihr Fichu bis zum Kinne anzuschwellen, so dass sie kaum über dasselbe hinwegsehen konnten. Es ist bezeugt, dass sie es mit Gestellen von Springfedern unterlegten und mit deren Hilfe alle Bewegungen der Brust, ihr Atmen, Seufzen und Beben, nachspielten. Diese Springfedern nannten sie »carcasses«; die losen Spassvögel aber trafen das Richtigere, indem sie dieselben auf den Namen »Lügner« oder »Betrüger« (menteurs oder trompeurs) tauften. Auch scheuten sich die Modedamen nicht, falsche Busen zu tragen, »gorges de Venus«, nämlich Polster aus elastischen Stoffen mit Baumwollfütterung. Der aufgeschwellte Busen und der noch höher geschwellte Hintere gab den damaligen Frauen das Aussehen eines Taubers mit aufgeblähtem Kropfe. Auf so vielen Umwegen näherte sich das Kostüm wieder den Körperformen.

Seit 1786 ward es bis über den Schluss des Jahrhunderts hinaus Brauch, statt irgend eines Obergewandes nur ein leichtes ärmelloses Mieder über das Kleid anzulegen (229. 5). Dies Mieder nannte man »Korselett«; es war wie eine Kleidertaille gemacht, hinten und vorn mit langer Schneppe, doch stets von schwarzem Taffet mit weissem Futter und gesteift mit handbreit voneinander sizenden Fischbeinen, die mit weisser Seide abgesteppt. Man schloss das Korselett entweder hinten mit Nesteln oder vorn mit einigen Stahlschnallen und Stoffzungen; in diesem Falle aber richtete man es so ein, dass die Ränder der Oeffnung etwa vier Finger breit voneinander im Abstande blieben.

Damals war die Blütezeit der Jäckchen oder Caracos; man sah sie von gar vielfachem Zuschnitte, bald lose und offen um den Oberkörper hängend (227. 10. Taf. 24. 9), bald fest denselben um den Busen her umschliessend (227. 7). Mit der Zeit pflegte man nur die anschliessenden Jäckchen allein noch Caraco zu nennen, ebenso auch die geschlossenen Schossleibchen (231. 5), die andern aber »jaquettes«. Die lockeren Jäckchen wurden von den französischen Damen, die anschliessenden von den deutschen und englischen bevorzugt. Unter den engen Caracos stand nun wieder einer, der dem männlichen Fracke sich näherte, besonders in Gunst (228. 7. 11—14. 17. 229. 3. 4)[1]. Sein Rückenblatt war

[1] Das Original des hier abgebildeten Caraco besteht aus weissem Kaschmir, den oberen Kragen ausgenommen, der von schwarzem Seidenrips. Alle Ränder sind mit ziemlich starker Goldschnur eingefasst. Im Leibe ist das Gewandstück mit starker Leinwand gefüttert, in den Aermeln mit dickem Barchent, in den Schössen aber ohne Futter. Die Knöpfe sind halbkugelig, von Messing und vergoldet.

dem des erwähnten Schossleibchens ähnlich (228. s), nur oben etwas schmäler, und bestand aus zwei Teilen, welche mit ihrer hinteren Schosspartie im Ganzen zugeschnitten. Die übrigen Schossteile waren besonders angesezt; die beiden Seitenschösse hatten an ihrem hinteren Rand einen pattenartigen Zuschnitt; mit diesem Rande waren sie auf den Rückenschoss gelegt, aber nicht angenäht, sondern nur mit drei Knöpfen, deren Oesen durch beide Stoffstücke hindurchgingen, daran festgehalten. Oben endigte der Caraco mit einem hohen Klappkragen, der nach vorn in Aufschläge oder Reverse überging; doch blieben Kragen und Aufschläge zumteil durch eine tiefe Einbucht voneinander

Fig. 231.

1—5. Trachten bis 1793. 1. Ueberrock (robe à l'anglaise) apfelgrün mit rosenfarbigem Besaz über die Brust herab und an den Vorderkanten, Unterkleid, Busentuch und Manschetten weiss, chapeau-bonnette im Kopfe hellblau, im Schirme weiss, im Bande violett. 2. Caraco à la polonaise. 3. Robe à la circassienne mit fichu en chemise.

getrennt. Ueber diesen Kragen klappte sich gewöhnlich noch ein zweiter Kragen herunter, der aber schmäler war; ja manchmal fehlte selbst ein dritter und vierter Kragen nicht, jeder immer wieder schmäler, als sein Vorgänger. Vorn war der Caraco oben wie unten tief ausgeschnitten, so dass manchmal zwei Knöpfe genügten, ihn oberhalb der Magengrube zu schliessen. In der unteren Ausbucht kam der verknöpfte Brustfleck zum Vorschein oder eine etwas längere, gleichfalls verknöpfte Weste mit ihren Taschendeckeln. Die Aermel waren lang, passend und vorn mit Patten und Knöpfen versehen.

Caraco und Weste waren zwei Kostümstücke von männlichem Aussehen, aber nicht die einzigen dieser Art. Die Männermode drängte sich damals so stark in die weibliche Garderobe ein, dass manche Frau für einen Mann im Unterrocke gehalten werden konnte. So

waren auch die Ueberröcke oder Redingotes, welche sich die Frauen zulegten, von männlichem Aussehen, obgleich sie in ihrem Oberteile sich merklich nach der Form des Busens richteten. Es gab Redingotes von sehr verschiedener Form, welche nur die langen durchweg anschliessenden Aermel und den doppelten oder mehrfachen Ueberfallkragen gemeinsam hatten, sonst aber bald in Ober- und Unterteil getrennt, bald im Ganzen zugeschnitten waren. Die einen konnten vorn beträchtlich übereinander geschlagen (232. 1), die andern oben herab verknöpft werden, während sie von der Taille abwärts mit weiter Lücke aufklafften (232. 2); wieder andere öffneten sich mit einem viereckigen Ausschnitte vor der Magengrube (Taf. 24. 11); die beiden lezten Formen nannte man »à l'anglaise«. Noch gab es eine Redingote ganz besonderer Art, »à la circassienne« genannt; diese wurde um die Taille her mit einem Gürtel zusammengefasst (231. 3); über dem Gurte war ihr Leibchen im Bogen ausgeschnitten, ebenso von obenher über dem Busen und hier ziemlich tief, so dass ihr nur zwei schmale Zipfel zum Verschlusse übrig blieben. Auch die Aermel waren stark verschnitten, so dass solche mehr Aermelstummeln, als Aermeln glichen. Die Kragen fehlten.

Um sich den Männern so ähnlich als möglich zu machen, nahmen manche Damen von Welt auch die Krawatte (229. 4) und den Jabot an; diesen Stücken fügten sie noch zwei Uhren hinzu, deren Berlocken sie rechts und links unter den beiden Westentaschen herunterbaumeln liessen; schliesslich sezten sie den Kastorhut auf den Kopf (227, 6. 7) und nahmen den Rohrstock in die Hand. Ja sie gingen noch weiter und gewöhnten sich selbst das Tabakschnupfen an; eine Sammlung von Dosen gehörte notwendig zum Bestand einer modemässigen Toilette.

Zur Zeit, als der Gürtel wieder in Mode kam, trat der Shawl in den Vordergrund der Toilette. Der Shawl war schon längst bekannt, hatte aber, weil von sehr teuerem Stoffe, von Sammet oder Kaschmir, keine allgemeine Verwendung gefunden; nun aber stellte man Shawls aus einfachem Taffet her. Es waren lange Schärpen, die man unter den Armen durchgehen liess, im Rücken kreuzte, dann wieder nach vorn brachte und mit den beiden Endstücken vor dem Körper verknotete. Ausserdem benüzte man noch andere shawlartige Tücher, die gewöhnlich ihren Kanten entlang mit Rüschen besezt waren; man legte solche um den Hals, kreuzte sie auf der Brust, verschleifte sie rücklings und liess ihre Endstücke frei herabfallen (231. 4). Mitunter waren derartige Umhänge in der Mitte so breit, dass man sie hier doppelt legen konnte, mit der oberen Lage die untere zur Hälfte deckend; nach beiden Seiten hin verschmälerten sie sich und schlossen an den Enden rundlich ab. In dieser Form wurden die Umhänge nicht mehr verknotet, sondern von Nacken und Rücken her nach vorn genommen und hier mit den Armen zusammengefasst (227. 8). Ihre Endstücke reichten dann etwa bis in die Mitte der Oberschenkel, während ihr mehr oder minder breit umgeschlagener Mittelteil bis über die Taille herabfiel. Solche Umhänge nannte man »Mantillen«.

Die Schuhe veränderten sich am wenigsten; die Stöckel beliebte man noch immer hinterwärts schlank ausgeschweift und gegen die Mitte der Sohle vorgerückt; doch machte man sie beständig niedriger

und hörte auf, sie rot zu färben. Die Seitenlaschen liess man weg, schnitt das Fersenstück ziemlich niedrig, das Spannstück nur so lang, dass es höchstens die Fussbeuge erreichte, ja schliesslich kaum mehr, als die Zehen bedeckte, und schmückte es mit einer kleinen Rosette, seit 1790 aber mit einer Schnalle. Vorn hielt man die Schuhe spiz. Seit das Fusszeug bequemer geworden, verzichtete man auf die Pantoffeln.

Die Frisur begann wieder zu sinken; den Anstoss dazu gab ein unglücklicher Zufall, welcher der Königin Marie-Antoinette zustiess, als sie noch die Mode beherrschte. Infolge eines Wochenbettes verlor sie ihr Haar fast gänzlich und sah sich zu einer Perücke genötigt;

Fig. 232.

1—6. Trachten zu Beginn der französischen Revolution. 5. Rock (chemise à l'anglaise) weiss mit hellblauen Punkten (Muschen), Taillen- und Haarband feuerrot, Federn weiss.

schon der Befestigung wegen durfte diese keine besonders hoch getürmte sein; so entschloss sie sich, eine Freundin von Gegensäzen, zu einer niedrigen Perücke mit dichtem lockeren Gekräusel und ebenso frei behandeltem Schläfenhaar und Chignon. So kam der niedrige Kopfpuz wieder zu Ehren, denn alle Köpfe entledigten sich mit Vergnügen ihres ungefügen Ballastes. Indes vollzog sich der Rückgang nicht ohne einige Schwankungen; vorerst ordnete man das Toupet, welchem man den Namen »hérisson« beliess, kugelig nach oben hin und löste es ringsherum zu einer breiten gekrausten Masse auf. Die langen auf die Schultern fallenden Schläfenlocken behielt man bei, ebenso den Chignon, der mindestens den untern Rand der Schulterblätter erreichte. Auch fuhr man fort, das Haar zu pudern, doch nicht mehr ausschliesslich in Weiss; eine kurze Zeit verwendete man blonden,

nussbraunen und selbst roten Puder; aber schon um 1790 sah man viele ungepuderte Frisuren.

Mit den hohen Frisuren verschwanden die luftigen phantastischen Gebilde aus leichten Stoffen, die dort ihre Triumphe gefeiert hatten; die Hauben nahmen wieder feste Formen an.

Die am weitesten verbreitete Haube war nun die »chapeau-bonnette« oder »Kopfschürze«, ein Mittelding zwischen Haube und Hut. Sie wurde aus einem Stoffstücke derart hergestellt, dass sie oben einen flachen, faltig gebauschten Ballon, unten aber einen schrägabstehenden Schirm von grosser Breite bildete (230. 5)[1]. Zwischen Kappe und Schirm war die Haube mittels eines glatten Bandes eingeschnürt, das, hinterwärts verknotet, dort mit seinen beiden Endstücken frei herabfiel. Von demselben Bande waren wol auch noch einige grosse verschleifte Schlingen eingelegt, rundum oder nur hinten und vorn, einfach oder mit allerlei Auspuz durchflochten, mit künstlichen Zweigen, Rosen, Kornblumen und sonstigen Blüten; dazu gesellte sich ein Büschel gefärbter Federn und ein kurzes Schleiertuch, das man über den Chignon fallen liess. Diese Hauben trug man in Weiss, Hellblau, Violett, Rosa, Hochrot, Hochgelb und in farbiger Streifung. Das Band samt seinen Schleifen war immer von abstechender Farbe. Indes liess man das Band mit der Zeit ganz hinweg (230. 6) und den Schirm unvermittelt an die Kappe stossen. Die Kappe machte man immer bauschig, den Schirm aber ebenso oft glatt als faltig; die Fältelung nahm man stets in regelmässigem Orgelpfeifenmuster vor und legte sie flach oder brach sie tief und schob die Falten gegeneinander. Den glatten Schirm steifte man aus, stellte ihn selbst aus Strohgeflecht her, fasste ihn mit Band ein und legte über ihn um dem Haubenkopf einen künstlichen Kranz von Blumen und Blättern. Je kleiner man die Frisur machte, desto grösser machte man die Müze (231. 1).

Mit der niedrigen Frisur kam man wieder auf die Haube zurück, die ihr früher Gesellschaft geleistet hatte (230. 7). Auch diese, anstatt sie niedrig zu halten, schwellte man jezt übermässig an; man erweiterte ihre Kappe zu einem faltigen Ballon (230. 11) und diesem entsprechend auch den Schirm, der nun mit seinen Seitenteilen weit in des Gesicht hineinging, über der Stirn aber sich giebelförmig aufrichtete, um die Wurzel der Stirnhaare blicken zu lassen. Nicht minder machte man sich die Freude, mit einem ungeheuren Bande darauf zu prunken, das man zwischen Kappe und Schirm legte und oben verknotete. Dies ist die Haube, die unter dem Namen »Dormeuse« in das 19. Jahrhundert hinüberging und noch in den vierziger Jahren hier und da zu sehen war. Sonst nannte man die Haube auch »baigneuse«.

---

[1] Der Ursprung dieser Haube ist im Elsass zu suchen; dort war sie schon im Anfange des 17. Jahrhunderts heimisch (187. 7) und vielleicht schon früher. Ueberhaupt nahmen die Hauben jeder Art aus den bäuerlichen und bürgerlichen Kreisen ihren Weg aufwärts in die vornehmen, ganz ebenso, wie es früher der männliche Hut gemacht hatte. Dass dies nicht die einzigen Gewandstücke waren, die von unten nach oben wanderten, haben wir gelegentlich des Justaucorps bemerkt, den der französische Geschmack aus der deutschen Bauernschaube zu züchten verstand. So wiederholt sich im Kostüm, was in der Schriftsprache geschieht; auch hier, so abgeschlossen diese auch dasteht, sickert doch allmählich die Volkssprache hinein und die Dialektformen gewinnen schliesslich schriftsprachliche Geltung.

Als man so weit war, vermisste man doch immer lebhafter eine leichtere Haube; man stellte nun solche auf die einfachste Weise aus zwei unten abgerundeten Laschen her, die man längs der Scheitellinie miteinander verband, oder auch mit der breitgedrückten Kappe der Chapeau-bonnette vernähte und stets mit Spizenwerk verzierte. In anderer Weise half man sich, dass man von der Chapeau-bonnette einfach den Schirm wegliess und deren flache Kappe allein auf die lockige Frisur sezte (Taf. 24. 8. 9), aber mit Barben und Bändern ausgeschmückt, welche sich hinten begegneten, um den Chignon zu decken.

Die Chapeau-bonnette mit ihrem Strohschirme machte den Uebergang zu den völligen Strohhüten; diese hielten damals ihren Einzug in die grosse Toilette. Vor 1787 hatte man mehr Hauben als Hüte getragen; seitdem geschah das Gegenteil. Die Strohhüte kamen aus der Schweiz und Italien; sie hatten einen kolossalen Schirm, der auf und ab schwankend die Person in ihrer ganzen Breite wie ein Regenschirm überdeckte, aber einen niedrigen Kopf mit flachem Boden (230. 10). Ihr Auspuz bestand in einem Bande, das fast ebenso breit war, als der Kopf hoch, ferner in mächtigen daran sizenden Schleifen vom selben Bande, deren Endstücke herabfielen, und in einigen bunten Federn. Man liebte den Schirm auf der Unterseite mit farbigem Taffet gefüttert, namentlich mit rosafarbigem, weil der Widerschein dieser Farbe am besten geeignet war, die Gesichtsfarbe zu erhöhen.

Nicht minder bediente man sich des Männerhutes, ja man überbot diesen bald an Grösse und Auspuz (227. 6. 7). Den Kopf machte man höher, den Schirm grösser und von kühnerem Schwunge. Dem Auspuze gab man eine erstaunliche Mannigfaltigkeit; vielfach verbrämte man den Schirm mit einem schmalen Pelzrande und besezte den Kopf vornherab mit einer Reihe grosser farbiger Schleifen (227. 10). Gegen 1790 jedoch kehrte man wieder zur Einfachheit zurück; man gab den breiten Schirm auf, um einen sehr schmalen dafür anzusezen, und beschränkte den Auspuz auf ein einfaches Band. Diese Hüte waren meistens von Biberfell; man nannte sie deshalb auch »Kastorhüte«. Doch war damit die Zahl der Kopfbedeckungen noch nicht erschöpft; man trug ebenso zahlreich niedrige Hüte, Hüte mit flachem Kopfe und breitem Schirme (Taf. 24. 11), und Hüte mit höherem, aber rundlichem Kopfe und mehrfach aufgebogenem Rande. Derartige Hüte besassen eine Unterlage von Draht und einen Ueberzug von Gaze, Seide, Sammet, mitunter auch von Plüsch oder sonst einem rauhen Stoffe und einen wechselnden Auspuz von Bändern, Blumen und Federbüscheln.

In dieser Zeit, die sich an fröhlichem Puze nicht genug thun konnte, machte man von Schmucksachen auffallend wenig Gebrauch. Als noch Marie-Antoinette die Mode lenkte, versuchte sie, durch geflissentlichen Mangel an Schmuck ihre natürliche Schönheit um so entschiedener hervorleuchten zu lassen, eine Eitelkeit, die der Vernunft nicht entbehrte. Ihr Beispiel war massgebend und dabei verblieb man auch jezt noch. Ebenso gab man die Schönpflästerchen, die Mouchen, auf, in immer grösserem Masse auch die Schminke und den Puder.

Die Fächer, durchweg halbkreisförmige Faltfächer, erhielten die kunstvollste Ausstattung an Spizen, durchbrochener Arbeit und Malerei. Auch die »Lorgnons« kamen damals in die weibliche Toilette. Von den Tabaksdosen und Spazierstöcken haben wir schon gesprochen; doch müssen wir noch einen Augenblick bei den Sonnen- und Regenschirmen verweilen, welche damals in alle Hände kamen.

Der Regenschirm, der Schuz des Kopfes und des übrigen Körpers vor nassem Wetter, ist ohne Zweifel in Nachahmung des morgenländischen Sonnenschirms entstanden; er schloss sich anfangs ebensowenig wie dieser. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war er in der Hand vornehmer Leute zu finden, doch immerhin selten; jezt aber wurde er der unentbehrliche Begleiter eines jeden festlichen Anzuges und namentlich von solchen Bürgern gebraucht, die nicht im Wagen fuhren. Seinen Erfolg verdankte er der Erfindung eines Gestelles, mittels dessen sich sein Dach auf den Stock herunterklappen liess. Die ursprüglichen Regenschirme waren sehr gross und hätten den Namen »Familienregenschirm« verdient, den man heutzutage den grössten Exemplaren ihres Geschlechtes beizulegen pflegt. Keineswegs dachte man damals daran, sie, wie heute, als Stock zu benuzen; sie waren sehr massiv und an ihrem Ende mit einem Ringe versehen, an dem man sie nach Belieben mit umgekehrtem Stiele festhalten konnte. Gewöhnlich aber trug man sie unter dem Arme. Ihr Ueberzug war durchweg hochrot. Dass sich die Frauen mit Hoiken und Regentüchern zu schirmen suchten, haben wir schon erwähnt, ebenso, dass die Regentücher ihren Zweck nicht erfüllten, weil man sie sofort abnahm, zusammenlegte und verbarg, sobald es anfing zu regnen. Auch die Hoiken waren mehr Sonnen- als Regenschirme. Der Sonnenschirm bürgerte sich ebenso in der weiblichen Toilette ein, wie der Regenschirm in der männlichen. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts pflegten Damen aus vornehmen Häusern sich den Sonnenschirm von Edelknaben nachtragen und nötigenfalls über den Kopf halten zu lassen. Um 1760 wurde der Sonnenschirm verkleinert; und so fanden ihn auch die Stuzer gerade gut genug, ihn statt eines Fächers zur Hand zu nehmen. Doch schloss sich der kleine Sonnenschirm damals noch nicht (217. 2); erst später übertrug man auf ihn die Konstruktion des Regenschirmes. Eine Verbindung von Sonnen- und Regenschirm in einem einzigen Exemplare, dem sogenannten »en tous cas«, ist moderne Erfindung.

2. Die bürgerliche Tracht

im Zeitalter der französischen Revolution und der deutschen Befreiungskriege.

Initiale aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Ausstattung der Bücher war im Sinken begriffen; die Initialen wurden kleiner und magerer; die Ornamente bestanden fast nur noch in Emblemen, die sich auf das alltägliche Leben bezogen; da sah man einen Totenkopf, eine verglimmende Lampe, eine Fackel, einen Leuchter, eine Wage, ein Schwert, ein Buch, eine Maske, ein musikalisches Instrument, ein Haus- oder Ackergerät, eine Eiche, eine Trauerweide, einen Palmbaum, ja selbst eine ganze Landschaft mit untergehender Sonne, alles ohne organische Verbindung in die Lücken der Buchstaben hineingesezt. In der abgelaufenen Epoche hatte man sich gewöhnt, den Text ausser mit Initialen noch mit besonderen Randleisten zu verzieren. Die Randleisten waren anfangs reine Architekturstücke; dann wandelten sie sich in organische Gebilde um u. wurden zu Schlangen, Drachen u.s.w., namentlich aber zu schweren Fruchtgehängen, die sich der grössten Gunst erfreuten, schliesslich zu leichteren Laub- und Blumengewinden. Jezt aber war von den Randleisten nichts mehr anzutreffen, als eine Vignette am Anfang und Schluss des Textes; solche Vignetten bildeten selbst in Büchern geringster Sorte einen stehenden Schmuck.

Mit der Revolution trat eine grosse Veränderung in den Trachten ein. Während die Mode sich in der lezten Zeit von der Vorliebe für englische Muster hatte leiten lassen, wendete sie ihre Gunst mehr und mehr den antiken zu; indes musste sie sich hierbei fast ganz auf das weibliche Kostüm beschränken; das männliche hätte sie völlig aufgeben müssen; hier liess sich höchstens nur die Frisur in antiker Weise abändern. Wenn nun auch die Mode einen starken Wechsel nicht zu scheuen pflegt, so bricht sie doch niemals völlig ab, um Neues zu beginnen, sondern lenkt durch Uebergänge von einer Form zur andern.

In Frankreich schlossen sich jüngere Männer zusammen, um die phrygische Tracht einzuführen; sie sezten eine phrygische Müze von rotem Filz auf das ungepflegte Haar und legten weisse Tricots, sowie einen kurzen blauen Schultermantel an. Doch blieb ihr Beispiel ohne Einfluss auf die Mode; diese vollzog ihre Aenderungen nur mit halbem Tasten, so dass für eine Zeit lang nicht abzusehen war, welche feste Form aus dem Widerstreite von Formen hervorgehen würde.

Die männliche Tracht von 1790 bis 1804. Die Kniehosen oder Culotten mit Strümpfen und flachen Schuhen blieben bis um 1800 im Vorrange (233. 1—3). Wir haben gehörigen Orts bemerkt, dass die Culotten statt des Schlizes fast durchgängig einen Laz erhielten (S. 791); dieser Laz behauptete sich, so lange die Culotten lebten, und ging auf die Pantalons über, um erst nach 1840 wieder einem Schlize Plaz zu machen; man pflegte den Laz an den Rändern mit Stickereien oder einem streifigen Besaze zu verbrämen. Um 1790 bekamen die Culotten einen besseren Schnitt; man holte sie in der Kniekehle etwas aus, was früher nur zumteil geschehen war. Als man anfing Stiefel zu tragen, ersezte man das Strumpfband mit Schnalle durch ein längeres Band, das man an der Aussenseite der Beine dicht unter den Knöpfen der Culotte verschleifte. Auch verlängerte man die Culotten oben über die Hüften hinaus, sowie unten über die Knie hinab, so dass sie sich immer mehr den »Pantalons« näherten (233. 5—7).

Die Pantalons unterschieden sich in enge und weite; die engen galten anfangs für feiner. Eigentlich kam nur den weiten Hosen das

Recht auf den Namen »Pantalons« zu, denn die engen Pantalons waren nichts weiter, als verlängerte Culotten oder englische Reithosen; doch wusste man in Deutschland keinen Sondernamen für die engen

Fig. 233.

Trachten von 1790 bis 1804. 1. (1790) Frack schokoladebraun mit Stahlknöpfen, Weste weiss, blau besezt und gelb bestickt, Knöpfe darauf von Perlmutter, Strümpfe weiss mit blauen Streifen, Schuhe schwarz mit silbernen Schnallen, Hut schwarz, Halstuch, Busenstreif und Manschetten weiss, Uhrkette stählern, Stockband lederfarbig, Stockknopf stählern, Haar weiss. 3. (1791) Frack matthellgrün mit Stahlknöpfen, Weste weiss mit Stahlknöpfen, Hosen matterangefarbig, Kniebänder gelb, Strümpfe weiss mit blauen Streifen, Halsbinde weiss, Hut schwarz, Uhrkette stählern. 8. (1794) Frack grün mit schwarzem Klappkragen, Hosen weiss mit hellgrünen Streifen, Stiefel schwarz mit gelben Stulpen und Binderiemen, Perücke schwarz, Halstuch weiss mit roten Streifen, Stock gelblich mit silbernem Knopfe, Handschuhe gelb, Hut schwarz.

Hosen von ganzer Beinlänge und behalf sich mit dem französischen Namen »Pantalons«. Die engen Pantalons waren sorgfältig nach der Form des Beines zugeschnitten, so dass sie wie eine zweite Haut darüber lagen; nicht selten waren sie wie Strümpfe gestrickt oder gewebt, in welchem Falle man sie gewöhnlich mit »Strumpfhosen« bezeichnete. Ganz wie die Culotten hatten die aus nicht elastischen Stoffen verfertigten Pantalons unten einen verknöpfbaren Schliz, damit sie über die Füsse gezogen werden konnten. Der Laz war, wenn die Pantalons von Tuch, an den Rändern bestickt, sonst aber mit aufgenähten Schnüren verziert. Dieser Anzug war sehr leicht und für wohlgewachsene Leute auch passend, mochten solche nun in Schuhen oder in hohen Stiefeln einhergehen. Man bevorzugte dafür gelben Nanking.

Die weiten Pantalons waren nicht immer so weit, dass sie die Form der Beine verleugnet hätten; sie waren häufig nur bequemer, als die gespannten, und machten besonders in der Kniekehle und über dem Fusse einige lockere Falten. Man zog die weiten über die Stiefel an, so dass der Stiefelschaft unter ihnen lag, während man die engen Pantalons mit dem Schaft überfasste. Indes trug man jene nur als Sommerhosen, als Negligé- oder Morgentracht. Man wollte anfangs nicht recht an die weiten Pantalons heran, da sie allzusehr an die französischen »Sansculotten« erinnerten; ihre Aufnahme in die bürgerliche Garderobe wurde erst durch den Preussenkönig Friedrich Wilhelm II. entschieden, der mit weiten Pantalons angethan im Jahre 1797 im Bade zu Pyrmont erschien.

Die Uebersezung des Namens »Sansculotte« in »Ohnehosen« ist keine zutreffende, da sie dem Irrtume Vorschub leistet, als ob die Sansculotten mit nackten Beinen einhergegangen seien und gar keine Hosen angehabt hätten, während sie doch behoster waren, als andere Leute. Anfangs auch in Frankreich ein Schimpfwort, wurde der Name »Sansculotte« bald ein Ehrentitel für alle Leute, die es mit der Revolution hielten; er bezog sich zulezt nur noch auf die Gesinnung und nicht auf das Kostüm; man konnte somit Sansculotte sein und doch Culotten tragen, ebenso wie man umgekehrt Pantalons tragen konnte und doch kein Sansculotte sein. Friedliebende Bürger nach dem Muster des bekannten »épicier«, die sich ängstlich von der öffentlichen Meinung fernhielten, nahmen die Pantalons an, weil sie ihnen bequem schienen, und doch waren sie nichts weniger, als Sansculotten. Umgekehrt wollten die Mitglieder der Nationalversammlung, die denn doch Sansculotten vom reinsten Blute in mehr als einem Sinne waren, von den Pantalons nichts wissen; selbst Robespierre war, was sein Kostüm anbelangt, ein sehr konservativer Mann, der stets die sorgfältigste Toilette im alten Stile machte und sogar dem Puder nicht entsagte, obgleich behauptet wurde, dass der Puder, weil aus Weizenmehl bestehend, dem Volke das Brot verteuere.

Woher die weiten Pantalons gekommen, haben wir oben (S. 633) erzählt; indes liegen manche Gründe vor, die annehmen lassen, dass der Gang ihrer Verbreitung kein so einfacher gewesen. Bevor die Pantalons aus der venetianischen Bauerntracht in die Sommergarderobe der französischen Stuzer gerieten, bildeten sie ein langgewohntes Stück der Schifferkleidung an den westlichen Seeküsten. Und so ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, dass sie irgendwie mit den offenen Hosen zusammenhängen, deren sich schon die normannischen Seefahrer bedienten. Diese, die sich an allen europäischen Küsten umhertrieben oder ansiedelten, mögen sie den Venetianern gebracht haben, die, nicht minder seefahrend, Jahrhunderte lang mit ihnen im Verkehre standen. Schon bei den Normannen reichten die offenen Hosen über das Knie hinab (33. 1); im 16. Jahrhundert finden wir sie an den Seeküsten bis in die halben Waden und selbst bis an die Knöchel verlängert (148. 1—4) und im 17. Jahr-

hundert ebendort zu völligen Pantalons ausgewachsen (210. 1. 2. 4). Einen Anzug aus Pantalons und kurzer Weste, den sich die Stuzer beilegten, nannte man in Frankreich »matelot«; daraus geht hervor, dass er thatsächlich der Matrosenkleidung entlehnt war. Bei Annäherung der Revolution bemächtigten sich die Arbeiter in den Städten dieses bequemen Anzuges; schon in den ersten Tagen der Revolution drängten sich diese Leute ohne Culotten, diese »Sansculotten«, dergestalt in den Vordergrund, dass ihr Anzug sozusagen zur Uniform der Revolutionäre wurde.

Mit den Pantalons erschienen die ersten Hosenträger in der modischen Garderobe; dies geschah etwa um 1792; wenigstens kann man sie in den französischen Journalen von diesem Jahrgange zuerst bemerken. Sie kamen wol auch schon bei den Culotten vor, aber nur unter den Handwerkern und Bauern (181. 8) und nicht in der grossen Mode; hier wurden die Culotten durch einen Bund, eine Zugschnur (182. 6), eine Strippe oder einen Gürtel über den Hüften festgehalten. Der Umstand, dass die Weste immer kürzer wurde (233. 13) und demgemäss die Pantalons immer höher werden mussten, ja so hoch, dass sie schliesslich unter den Achseln anlangten, machte die alten Haftmittel unbrauchbar; man musste zu Achselbändern greifen, die man hinten und vorn an die Pantalons knöpfte.

Unter »Weste« verstand man damals schon das kurze leichte Gilet und nicht die Schossweste, die nur unter diesem Namen oder auch als »Veston« weiterlebte. Seit 1793 liess man bei der Weste die auf den Leib fallenden Lappen durchgängig hinweg; man schnitt das Gewand jezt sowol untenher als an den beiden Vorderkanten durchaus geradlinig (233. 1—7) und versah es mit zwei Reihen von Knöpfen statt nur mit einer. Den kurzen Stehkragen ersezte man durch einen Ueberschlagekragen, der sich in spiz verlaufende Brustumschläge fortsezte, so dass die Weste, was Knopfbesaz und Kragen anbelangte, so beschaffen war, wie der Frack. Die Ueberschläge waren anfangs ziemlich klein und konnten, wie dies mit der Weste nach unten geschah, bis in die Nähe der Halsgrube hinauf verknöpft werden. Vom Jahre 1795 an wurden sie grösser; sie wuchsen so schnell, dass man sie schon um 1798 aussenher über die Frackaufschläge klappen konnte. Im ganzen blieb die Weste so gestaltet bis in das 19. Jahrhundert hinein; doch änderte persönliches Belieben manches daran. So fuhr man in einzelnen Fällen fort, die Weste noch mehr zu verkürzen, so dass sie um 1800 kaum noch über die Herzgrube reichte (233. 13). Manchen Leuten beliebte es, zwei Westen übereinander anzuziehen, wovon die untere gewöhnlich von weissem Stoffe war und oben ein wenig über die zweite Weste hervorsah. Wieder andere gaben sich den Anschein, als trügen sie drei Westen, indem sie die Klappen jederseits verdreifachten (Taf. 24. 14). Um 1804 gab es Westen mit sehr tiefem Ausschnitte, einer einzigen Knopfreihe und einem hohen Stehkragen ohne Brustaufschläge. Der Kragen war durch dünne, in die vorderen Ränder eingenähte Fischbeinstäbchen ausgesteift. Nament-

---

Taf. 24. 1—14. Trachten aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

lich Westen dieser Art pflegte man doppelt übereinander anzuziehen. Man wählte für die obere Weste gewöhnlich helle Stoffe, einfarbig mit etwas Stickerei, oder streifig wie auch buntgemustert. Die streifigen Stoffe waren sehr beliebt.

Die Schossweste war Galakleid; man trug sie nur mit dem Galafracke zugleich. Ihre Schösse schnitt man jezt um einige Centimeter kürzer und auch mehr zurück, so dass sie weiter auseinander klafften, als früher. Das Rückenteil machte man nur so lang, als die Brustteile bis zum Ansaze ihrer Schösse waren, und verwendete gewöhnlich starke Leinwand dazu.

Wie bei der Weste stritten sich auch bei dem Fracke zwei Formen um den Vorrang; es gab Fräcke à l'anglaise mit eckig eingeschnittenen Schössen (233. 1. 3—5. 7—9. 13) und Fräcke à la française mit rundlich in ungebrochenem Bogen zurückgeschnittenen Schössen (Taf. 24. 10. 14). In den achtziger Jahren wurde der englische Frack nur ausnahmsweise, in den neunziger Jahren aber vorzugsweise getragen. Der englische Frack hatte stets zwei Reihen von Knöpfen, so dass er ebensowol nach rechts wie nach links geschlossen werden konnte. In seinen Einzelnheiten wechselte er stark und schnell, denn man war noch auf der Suche nach einer festen Form, die allen Wünschen genügen sollte. Von 1790 an wurde er in der Taille immer kürzer gemacht (233. 8. 13), in den Schössen aber länger und schmäler, in den Brustklappen grösser und in den Armlöchern weiter, so dass die Achselnaht immer mehr nach hinten rückte. Auch wurden eine Zeit lang die Bruststücke nicht in ihrer ganzen Länge zu Klappen umgebogen, sondern nur oben mit einer besonderen Klappe ausgestattet, die einer schmalen Lasche ähnlich sah und rundlich endete (233. 4. 5. 7). Die übrigen Aenderungen betrafen meist die Länge der Aermel, die Länge und Breite der Schösse, die Knopfsorte oder die Farbe des Stoffes. Inmitten all dieser Schwankungen blieb aber auch manches fest. So wurde der Kragen stets sehr breit gemacht, mit dem unteren Teile aufrecht gestellt, mit dem oberen aber, der breiter war, niedergeklappt; in seiner ganzen Breite schlug man ihn weit seltener herunter. Der Kragen bestand aus zwei gleichgeformten Stücken, welche hinten herunter zusammengenäht waren. Die dicke Halsbinde gestattete ihm nicht, sich an den Hals zu legen; auch dachte man noch nicht daran, ihn scharf umzubügeln, sondern liess ihn so niederhängen, dass eine Höhlung unter ihm blieb. Dauernd ausserdem war der Brauch, den Schoss, mochte er noch so schmal sein, mit dem Rock im ganzen zuzuschneiden, so dass der eine seiner Teile mit dem Bruststücke, der andere mit dem Rückenstücke zusammenhing. Ferner stellte man die Aermel unentwegt mit zwei Nähten her und gab ihnen eine gebogene Form. Die Aufschläge markierte man nur durch eine Schnur und besezte die Aermel unterhalb sowie ein kurzes Stück oberhalb derselben mit einer senkrechten Reihe von fünf oder sechs Knöpfen (233. 7).

Der Salonfrack à la française wurde dadurch dem englischen Fracke näher gebracht, dass man sein Rückenblatt schmäler zuschnitt,

als sonst; dadurch verminderte man die Schossfalten an Grösse wie an Zahl.

Die Revolution brachte dem Staatsfracke keine guten Tage und dieser geriet fast in Vergessenheit; erst Napoleon verhalf ihm wieder zu Ansehen, indem er ihn, nachdem er Kaiser geworden, an seinem Hofe einführte. Der Staatsfrack hatte wol Knöpfe und Knopflöcher, aber nur als Zierat; man schloss ihn nötigenfalls mitten auf der Brust mit zwei Haken und Oesen, die innen an seinen Rändern sassen. Die grossen Stickereien waren keine beliebigen mehr, sondern nach dem Range des Frackbesizers sorgfältig geregelt.

Wir haben schon bemerkt, dass der Frack längere Zeit durchaus an Stelle des Rockes getragen wurde, den er fast ganz verdrängte (S. 796); man nannte ihn deshalb auch »Leibrock«; ältere Leute nennen ihn hier und da heute noch so. Der eigentliche Rock hatte sich in die Garderobe von Leuten geringen Standes zurückgezogen; seine Taschen waren von vorn nach hinten gewandert, wo eine schmale mit Knöpfen besezte Patte ihren senkrechten Einschnitt verdeckte. Wo sich auf den Vorderseiten noch Taschendeckel fanden, waren solche blind aufgesezt. Indes, als der gleichmachende Geist der Revolution die Grenzen zwischen den Ständen aufhob oder doch verwischte, kam der Rock auch unter den wohlhabenden Klassen wieder zum Vorschein (233. 6. 10); man nannte ihn hier »pauvre diable«, wodurch man denn doch anzeigte, dass man ihm sein niedriges Herkommen nicht vergessen wollte. Erst um 1810 wurde der Rock wieder in seine alten Ehren eingesezt; er war nun das, was wir heute einen »Gehrock« nennen; vorn stiess er mit seinen Schössen zusammen oder legte sich ein wenig übereinander.

Wenn wir sagen, der Rock sei eine Reihe von Jahren hindurch von der besseren Gesellschaft aufgegeben worden, so ist dies nur dahin zu verstehen, dass er hier nicht mehr als »Leibrock« getragen wurde; dies war der Frack. Aber als »Ueberrock« blieb er auch hier noch fortwährend in Geltung, indem er die Form der Redingote annahm, doch ohne den doppelten oder mehrfachen Kragen; auch schloss er sich wie der gewöhnliche Rock enger um den Körper an (233. 12). Vorn wurden die Schösse nicht, wie hinterwärts, besonders angesezt, sondern mit den Brustblättern im Ganzen zugeschnitten. Zum Unterschiede von der Redingote nannte man diesen Ueberrock »Capote«; um die Wende des 18. Jahrhunderts war die Capote ein sehr beliebtes Schuzkleid.

Schon um 1792 zu sehen, aber erst seit 1800 in Deutschland häufiger getragen war ein langer Winterüberzieher, den man »Carrick« nannte. Der Carrick kam, wie die Redingote, aus England und war sozusagen ein jüngerer Bruder derselben. Man trug ihn wie Frack und Weste ebenfalls in zweierlei Form, nämlich als Redingote und als Surtout, oder, deutsch gesagt, als Rock und Aermelmantel, denn einmal zeigte er, wie die Redingote, ein untenhin sich verschmälerndes Rückenblatt und hinterwärts senkrecht in die Schösse eingesezte Taschen mit

Patten (239. 1), ein andermal wie der Surtout eine taillenlose Rock- oder Mantelform; in lezterem Falle aber sassen die Knöpfe und Knopflöcher, mit welchen man ihn vor dem Oberkörper verschloss, nicht im Rocke selbst, sondern auf kurzen Tuchlappen, die rechts und links an den Rändern, über welche sie hervorstanden, angebracht waren (233. 11). Wollte man den Carrick nicht anziehen, sondern wie einen Mantel umhängen, so hielt man ihn mit einem Haken und einem Kettchen vor dem Halse zusammen. Das charakteristische Kennzeichen des Carrick in beiden Formen aber war ein Schulterkragen aus mehrfach übereinander liegenden Einzelkragen, von denen der untere stets grösser war, als der darüberfallende; ein Stehkragen schloss die Zahl der Kragen nach obenhin ab. Noch heutzutage kann man den Carrick auf den Schultern der Kutscher in vornehmen Häusern sehen.

Der Mantel war fast nur noch als Reisekleid in Gebrauch und wies in seinem Hauptteile noch immer die alte Radform auf (S. 797).

Aus dem offenen Teile der Weste liess man den Jabot als eine sehr schmale Krause hervortreten oder lediglich nur die leichtgefältelte Hemdbrust, die man nach Vermögen mit einer Agraffe oder Busennadel besteckte.

Die Halsbinde aus dem quadratischen mehrfach zum Dreiecke zusammengelegten Tuche (S. 798), das mit seinen Spizen im Nacken gebunden wurde, blieb etwa bis 1792 in Mode. Dann wurde eine grosse Binde üblich, die ihre starken Schleifen vor dem Halse sizen hatte. Nach kurzer Zeit aber wurde es Sitte, die Halsbinde mit ihren Spizen beliebig vorn oder hinten zu verknoten; doch gab man ihr jezt ein dickes Tuch oder ein mit Baumwolle ausgestopftes Kissen als Unterlage, so dass der Hals wie ein Kropf aufgebläht und fast so dick erschien, wie der Kopf; zugleich liess man die Binde über das Kinn, ja fast bis zu den Backenknochen hinaufgehen (233. 6. 10), so dass die Kinnlade ganz darin vergraben lag. Es war damals die Erntezeit der Guillotine und es schien, als ob jedermann, auch wer sich sicher wusste, am Hals ein Kizeln verspüre, wie es die Nähe eines scharfen Messers bewirkt, so dass er sich unwillkürlich den Hals mit einer dicken Umwickelung davor zu schüzen suchte. Zur Binde benuzte man weissen Musselin, der farbig gestreift oder gegittert war, ebenso oft aber auch schwarzes Seidenzeug; geschah lezteres, dann richtete man es so ein, dass das weisse Unterfutter mit einem schmalen Streifen über das schwarze Oberzeug hervorschaute; aus diesem weissen Streifen entwickelten sich die sogenannten »Vatermörder« (233. 11. 13).

Soweit man noch die Culotten trug, behielt man die Strümpfe bei; sehr beliebt waren gestreifte Strümpfe.

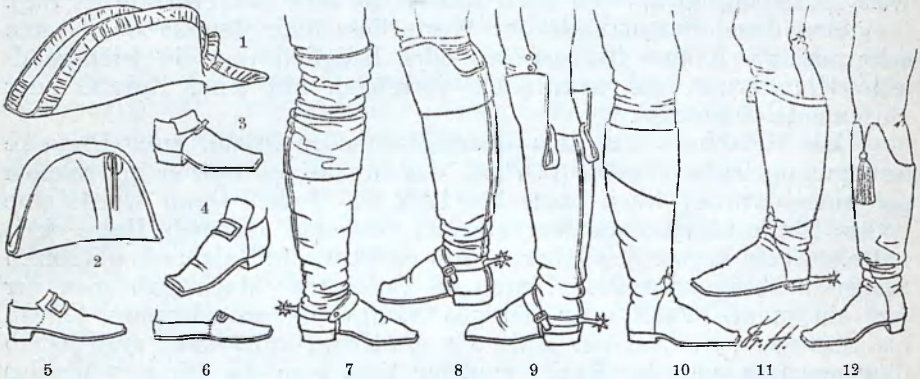
Etwa bis 1800 blieben die Schuhe so beschaffen, wie wir sie oben (S. 793) geschildert haben (234. 3. 4); dann nahmen sie samt dem Absaz und der Schnalle noch weiter ab. Der Absaz wurde niedrig und breit (234. 5) und verschwand dann ganz; mit ihm verschwand auch die Schnalle; kein nach der Mode gekleideter Mann trug noch Schnallen auf den Schuhen, an ihrer Stelle aber kleine Rosetten oder

Lizen. Nur in der höfischen Tracht, wo Culotten und Strümpfe weiterlebten, war noch die Schnalle zu finden (239. 2). Die Schuhe waren nun so niedrig, dass sie kaum mehr, als die Zehen bedeckten und die Ferse nur halb. Man stellte die Seitenteile nicht mehr wie bisher aus den verlängerten Vorderteilen, sondern aus den verlängerten Hinterblättern her und verlegte die Seitennähte weit nach vorn (234. 6). Schuhe in dieser Form nannte man »Escarpins«.

Man trug indes um die Zeit, als die Pantalons in Mode kamen, mehr Stiefel, als Schuhe; die Stiefel hörten auf, ausschliesslich Reitertracht zu sein; der Fussgänger trug sie ebenso gut, wie der Reiter.

Die nur für berittene Leute bestimmten Stiefel verloren ihre Kniestulpe; zwar deckten sie noch immer vorn das Knie, hatten aber rückwärts einen tiefen Ausschnitt, so dass die Kniekehle durchaus

Fig. 234.



1. Hut mit aufgekrempten Schmalseiten (1780). 2. Hut mit aufgekrempten Breitseiten (1784). 3. Schuh um 1750. 4. Schuh um 1770. 5. Schuh um 1790. 6. Schuh um 1800. 7. Stiefel um 1770. 8. Stiefel um 1790. 9. 10. Stiefel um 1795. 11. 12. Stiefel um 1800.

offen lag (234. 8. 9). Der Schaft bestand aus einem einzigen hinten herauf vernähten Stücke. Unten an der Vorderseite, da, wo der Fuss sich einsezte, war er so hoch ausgeschnitten, dass das Oberleder des Fusses etwa eine Handbreit über die Fussbeuge hinaufsteigen musste, um die Höhlung auszufüllen. Dieses eingeschobene Stück nannte man »Zunge« (234. 10-12); es war ziemlich schmal und endete rundlich. Der Absaz war flach, aber so gross, dass die ganze Ferse darauf ruhen konnte.

Der Fussgängerstiefel unterschied sich vom Reiterstiefel nur durch die »Kappe«; es war dies ein Ersaz für die niedergeklappte Stulpe, eine Hülse von weiss, gelb, braungelb oder schwarz lakiertem Leder, die auf den kurzen Schaft gesteckt und innen festgebunden wurde (233. 4. 5. 7. 8). Der Schaft bestand aus Kalbleder oder elastisch gegerbtem Wildleder und machte nur wenige Falten. Schaft samt Kappe reichten nicht ganz bis an das Knie.

Seit 1800 etwa kamen für die Fussgänger noch andere Stiefel in Mode, nämlich der »Suwarowstiefel« und der »Ungarische Stiefel«.

Die Stiefel beider Formen hatten keine Stulpe oder Kappe und waren im Schafte, der gut am Beine sass, ziemlich steif, so dass sie nur über der Fussbeuge einige Falten machten. Der Suwarowstiefel (233. 11. 234. 12) war am oberen Rande von vorn nach hinten in tiefem Bogen ausgeschnitten, so dass vorn nur eine zweispitzige Zunge übrig blieb, die gegen das Knie emporstand. Der ungarische Stiefel (234. 11) aber war nach hinten nur wenig abgeschrägt. Beide Stiefel hatten oben auf der Vorderseite eine Quaste zum Schmucke. Der ungarische Stiefel war von Haus aus Husarenstiefel und demgemäss stets mit einem Sporn versehen; dieser war jedoch nicht angeschnallt, sondern mit seinem Bügel fest an den Absaz angenagelt.

Eine grosse Wandlung machte das Haar durch; es wurde aus dem Banne von Zopf und Beutel erlöst. Die einen trugen das offene Haar schlicht oder ein wenig gekräuselt bis auf die Schultern fallend (233. 3. 7), die andern etwas länger, aber hinter die Ohren und in den Nacken zurückgestrichen, wieder andere, namentlich Stuzer, hinten ganz kurz, vor den Ohren aber auf die Brust herabfallend als »Hundsohren« (en oreilles de chien), wie man sagte (233. 6). Nicht so leicht jedoch entwöhnte man sich des Puders; erst, als der Konsul Bonaparte auf ihn verzichtete und seinem Haare die natürliche Farbe beliess, entschloss man sich, den Puder ebenfalls aufzugeben.

Diese Frisur währte indes nicht lange und es trat wieder eine völlige Aenderung ein. Die Ursache davon war folgende: viele Emigranten, welche damals in ihr Vaterland zurückkehrten, trugen noch Zöpfe und Puderfrisuren in mancherlei Form, »en catogan« oder »à la Panurge«; in erster Form war der Zopf geflochten, heraufgeschlagen und zu einem Knoten auf dem Scheitel befestigt, in zweiter Form aus zwei Seitenzöpfen zu einem dicken kurzen Stiele zusammengedreht. Als nun die einheimischen Soldaten in ihren Reihen so viele Leute mit alten Frisuren bemerkten, wollten sie zeigen, ein wie grosser Abstand sie von diesen Reaktionären trenne, und liessen sich das Haar kurz verschneiden; das Muster dazu hatten sie an den Büsten der römischen Kaiser Titus und Caracalla sowie der des Brutus bemerkt; aus diesem Grunde benannten sie die Frisur aus kurzem Haar à la Brutus, à la Titus oder à la Caracalla; die auf Titus getaufte Frisur gewann den Vorrang; sich »tituficieren« hiess so viel, wie sich das Haar kurz scheren lassen; ja noch heute nennt man einen kurzgeschorenen Kopf »Tituskopf«.

Indes wurde die Kunst des Haarkräuslers und des Perückenmachers noch nicht für überflüssig erachtet; an den Titusköpfen war das Haar anfangs keineswegs nur kurz verschnitten, sondern durchweg zu kleinen Locken geringelt, die alle von gleicher Grösse rings den Kopf umgaben; solche Frisur verlangte noch immer das Brenneisen. Auch war man so sehr an stark behaarte Köpfe gewöhnt, dass man um alles in der Welt sich mit keiner Glaze öffentlich gezeigt hätte. Und so blieb denn gegebenen Falls eben doch die Perücke immer noch der einzige Retter; ja sie wurde sogar eine Zeit lang wieder vor-

herrschend; ein Modebericht von 1800 sagt: »Vor zehn Jahren hätte ein Mädchen einen Bräutigam mit einer Perücke ausgeschlagen; jezt sind die Perückenköpfe wieder in Mode.«

Die Titusfrisur wurde jedoch immer weniger gekräuselt; viele liessen sich das Haar über den ganzen Kopf her gleichmässig kurz verschneiden, so dass es genau der Rundung des Kopfes folgte; andere hielten sich das Vorderhaar etwas länger und trugen es in die Stirn gestrichen (233. 13); eine Frisur, welche für die Kaiserstirne Napoleons als charakteristisch bekannt ist, fiel mit nur einem Schwänzchen in die Stirne.

In jener Zeit, als diese Umwandlung vor sich ging, zeigte es sich, wie schwer es ist, Vorurteile aufzugeben, selbst wenn es sich um nichtige Sachen handelt. Die Modeherren trugen um 1803 wieder kurze dünne Zöpfe und gepudert. Selbst geistig vorgeschrittene Leute waren mit dem Aufgeben der Perücke nicht einverstanden; so ermahnte Jean Paul seine Zeitgenossen: »Ihr Deutschen, thut den Franzosen nur diese hässliche Nacktheit, die den Pickelheringen und Baugefangenen zukommt, nicht nach, ich bitt' Euch! Die grosse Nation hat sich tonsuriert. Es kann die Zeit kommen, wo uns jede Woche zwei Mann zugleich, vorn der Bartscherer, hinten der Haarkräusler barbieren.« Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war der Zopf noch ziemlich häufig zu sehen; zuerst fiel er beim Militär, wo man ihn auf einmal wegschnitt. Im Bürgerstande aber verschwand er nur allmählig; er wurde kleiner und kleiner, bis er nur noch ein Zöpfchen war, das sich wie verschüchtert in die Halsbinde verkroch. Mancher nahm das Zöpfchen mit in das Grab[1]; mancher der mit schwerem Herzen den Zopf abgeschnitten, hängte ihn wenigstens noch hinten an den Frackkragen, um ihn ja nicht ganz verlassen zu müssen[2].

Der Bart blieb verpönt; wäre er »antik« gewesen, so hätte man ihn zurückgerufen; aber weder Alexander der Grosse, noch Julius Cäsar, noch Titus hatten einen Bart getragen; Napoleon rasierte sich gewöhnlich eigenhändig. Nur der gemeine Soldat und namentlich der Husar von jedem Range war zu einem Schnurrbarte von bestimmter Grösse verpflichtet; man kennt den dicken Schnauzer des alten Blücher. Auch Stuzer und Freigeister trozten der Mode und liessen sich das Haar unter der Nase wachsen.

---

[1] So findet sich in den „Flegeljahren", die der genannte Dichter 1803 erscheinen liess, die Schilderung eines bezopften Greises: „Der Pate des getauften Urenkels war der Urgrossvater desselben, der das Schreihälschen kaum halten konnte vor Jahren, und dessen abgepflückte winterliche nackte Gestalt Walt besonders dadurch ins Herz drang, dass der alte Mann fünf oder sechs schneeweisse Haare — mehr nicht — zu einem grauen Zöpflein zusammen gesammelt und gedreht hatte, um sich zu zeigen."

[2] Zopf und Perücke behaupteten sich, obschon aus der modischen Tracht hinweg gefegt, noch bis in die vierziger Jahre hinein als Abzeichen der alten feudalen Herrlichkeit an manchen Höfen und in manchen Amtsstuben; ja man kann die Perücke noch heute auf den Köpfen der Magistratspersonen in unseren Seestädten bemerken. Zopf und Perücke, diese Reste des Rokoko, wurden für die nachwachsende Welt das Symbol alles dessen, was ihr veraltet erschien, alles Unfreien und Akademischen, alles Nüchternen und Verschnörkelten. Die ganze ältere Kunst war ihr „Zopf". Die Freiheit, die Schönheit, die edle Einfalt hatte in ihren Augen nur einen Gegner, den „Zopf"; Zopf war alles, was nicht der Antike, dem Vorbilde der Griechenfreunde, oder der Gotik, dem Vorbilde der Romantiker, entsprach. Zopf war fast die ganze Renaissance, der ganze Barockstil, das Rokoko; zwei, drei Jahrhunderten wurde der Zopf hinten angehängt, weil sie nicht so waren, wie sie nach modernen Anschauungen hätten sein sollen. Aber diese in Acht und Bann erklärten Zeiten hatten gegen die, welche ihnen vorauf gegangen, nicht anders gehandelt: ihnen war der „Bocksbeutel" das nämliche Symbol, was der modernen Zeit der Zopf (S. 596, Note).

So lange Zopf und Puderfrisur währten, galt der dreiseitig aufgeschlagene Hut als der passendste; Zopf und Dreispiz verschwanden zu gleicher Zeit aus der grossen Mode. Aber der mit seinen beiden Breitseiten aufgeschlagene Hut, der mit einer Spize über der Stirn, mit der andern über dem Nacken in die Höhe stand, blieb die Kopfbedeckung der Uniformierten (234. 2); sein Schmuck war ein hoher, die Krempe überragender Federbusch seitwärts am Kopfe, oder eine Straussfeder am inneren Rande der Krempe. Sonst aber war der »runde Hut«, d. h. der Hut mit hohem Kopf und runder Krempe, die Kopfbedeckung der Mode, die sich am besten zu der freien Frisur schickte. Der Kopf war nicht allzuhoch, manchmal nach obenhin etwas enger, manchmal etwas weiter, und die Krempe mindestens so breit, dass sie die Augen schüzen konnte, dabei vielfach an den Seiten etwas in die Höhe gebogen (233. 1. 3—7). Dieser Hut wurde zum Stammvater unseres heutigen »Cylinders«. Schon von Anfang an war er vielfachen Angriffen ausgesezt, aus politischen wie ästhetischen Gründen; man rief einerseits den Staat gegen ihn zu Hilfe; andererseits suchte man ihn lächerlich zu machen. So schrieb ein Sittenrichter um 1797: »Offenbar ist der runde Hut dem behilflich, der den Blicken anderer entschlüpfen will; ein Mann von sehr feinem Gefühle wird also schon dadurch sich zweideutig zu machen fürchten. Dieser Hut ist dadurch der Verworfenheit und Schande ein Schlupfwinkel, und da er zudem die Gesichts- und Körperformen entstellt, so darf er nicht allein gelten.«

Wir können dieses Kapitel nicht schliessen, ohne der Mode auf einen wunderlichen Seitensprung zu folgen. Es gab damals in der jungen Welt eine Sorte von Leuten, die sich auf eine so unglaubliche Weise zu kleiden beliebte, dass sie sich selbst mit Recht die »Unglaublichen« oder »Incroyables« benennen konnte. Die Welt war in das Zeichen der Freiheitskämpfe eingetreten. Freiheit war die Losung und ein willkommener Vorwand für jede Veränderung, so auch für die in der Tracht. Nun giebt es zu jeder Zeit Menschen, die sich das Recht auf Eigenart nicht nehmen lassen und solches, wenn es nicht anders geht, selbst auf Kosten der Lächerlichkeit zu behaupten suchen. Der Partei, die alles gleich zu machen beabsichtigte, stellte sich eine andre gegenüber, die sogar in ihrer Tracht beweisen wollte, dass der Mensch seinen freien Willen habe. Dies war an sich vernünftig; aber die vernünftigste Idee wird zur Thorheit, wenn man sie übertreibt. Und diese Partei überschritt in der That die Grenze, welche die Vernunft von der Lächerlichkeit scheidet, und zeigte sich in einem Gewande, das dem Verständigen unglaublich erschien.

Alles in der ganzen Kleidung war schlotterig. Der Rock hatte Brustklappen, die so mächtig waren, dass sie mit ihren Spizen rechts und links über die Achseln hinausstanden (233. 6). Wenn zum Fracke verschnitten, war der Rock oben im Körper so kurz, dass er nicht den Magen bedeckte, in den Schössen aber schmal und endlos lang. Den Thorflügeln der Aufschläge gesellte sich ein übermässig hoher Kragen. Aufschläge und Kragen waren von grünem Sammet, der Rock selbst von lilafarbiger Seide mit grünem Gittermuster. Das Gilet, aus weissem farbig gestreiften Kaschmir oder Manschester, war sehr kurz und bunt eingefasst. Die Hosen aus rotem Kaschmir waren so schlotterig, dass sie sich schraubenförmig und so überquer wie möglich um die Beine herumzogen; sie begannen an der Brust und endigten unterm Knie. Die Stiefel waren kurzschäftig und nicht minder schlotterig; zwischen ihnen und den Hosen kamen bunte Strümpfe sowie Strumpfbänder mit grossen Schleifen zum Vorschein. Um den Hals wickelte sich bis zum Munde hinauf eine Binde von geblümtem Musselin und zwar so dick, dass der Hals dem Kinne gleich kam. Das

Haar war um Ober- und Hinterkopf kurz verschnitten und starrte wie eine Schuhbürste empor; über der Stirn und vor den Ohren aber hing es mit langen verstruwwelten Strähnen herab. Darauf balancierte ein Plüschhut mit hohem geschweiften Kopfe und breiter Krempe (vrgl. 233. 9) oder ein grossmächtiger Klapphut, dessen Krempe hinten und vorn in die Höhe gestülpt (vrgl. 240. 4). In den Ohren hingen grosse Ringe wie bei den Negersklaven; ein dicker Knotenstock drohte in der Hand und aus den Westentaschen baumelten gewichtige »Paradepetschaften«.

In Deutschland fand die Tracht der Incroyables oder, wie man das Geschlecht der Stuzer auch nannte, der »Muskadins«, Nachahmer unter den jungen Leuten, aber auch erbitterte Gegner unter den alten, die sie als das Kostüm des »Jakobinismus« aufs äusserste verabscheuten. Auch die Regierungen folgten ihr mit misstrauischen Augen; sie witterten Revolutionäre dahinter, während doch zumeist weiter nichts als Affen darin steckten. Eigenartig war das Mittel, das der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen anwendete, um die neue Mode zu bekämpfen; im Jahre 1799 liess er die in Kassel inhaftierten Züchtlinge bis aufs kleinste nach Art der Incroyables kleiden, jedoch mit grobstoffigen Zeugen, und in diesem Aufzuge sowie mit Ketten an Händen und Füssen die Gassen kehren und im Theater und an allen öffentlichen Plätzen die gewohnte Arbeit verrichten.

Die weibliche Tracht von 1790 bis 1804. Entschiedener, als die männliche Tracht, veränderte sich die weibliche in der Richtung zur natürlichen Einfachheit. Die Mode vollführte den Uebergang, genau betrachtet, nicht sowol durch Veränderungen, als durch Hinweglassung mancher Stücke, die ihr naturwidrig schienen. Die Polsterungen, die »Culs«, und die Aussteifungen verschwanden nun aus den Röcken, die Bügelgestelle aus den Busentüchern, die falschen Busen und falschen Waden, die harte Spannung aus der Schnürbrust, so dass diese nun aufhörte, ein Kürass zu sein. So sah die Kleidung verändert aus, obgleich sie sich noch aus alten Stücken zusammensezte. Das Leibchen war im Rücken zum Schnüren eingerichtet und meist von hellerem Stoffe, als der Rock. Der Rock, hinten etwas schleppend, floss von der Taille an in freiem Faltenflusse ganz gerade herab. Hie und da trug man auch noch den vorn von der Taille an nach unten hin geöffneten Oberrock oder Manteau. Das Ueberziehleibchen zeigte vielfach kleine Brustumschläge, die glatt auflagen; Roben mit solchem Leibchen nannte man: »robes montantes à collet renversé«. Die Brust bedeckte man mit dem kleinen Busentuche, dem »mouchoir«, das man lose umlegte und leicht verknotete (Taf. 24. 12), oder mit dem grösseren shawlförmigen Fichu, das man vor der Brust kreuzte und rückwärts zusammenschleifte (232. 3). Sehr beliebt war ein Jäckchen, das, nur oben geschlossen, nach hinten verlief, manchmal nicht die Taille erreichte und keine Schösse hatte, manchmal mit kurzen faltig angesezten Schössen oder auch mit zwei Reihen übereinander liegender Bandschleifen endigte (232. 6). Die Aermel waren lang und glatt.

Die in die Breite gehende lockere Puderfrisur »à l'enfant« und »à hérisson« zog man zu einer gekrausten Masse von mässigem Umfange zusammen (232. 4); häufig liess man das Haar ungekürzt, teilte es mit schlichtem Scheitel und ordnete es hinterwärts zu freien Locken (232. 3. 5) oder fasste es in breite Strähnen zusammen und band diese locker hinauf. Den Puder gab man völlig auf. Die Zahl und Grösse der Hauben und Hüte verminderte man beträchtlich, doch behielt

man den Männerhut bei (232. 1), welcher einen hohen, etwas gespizten Kopf und einen Rundschirm von passender Breite hatte. Vielfach beschränkte man den ganzen Haarpuz auf ein einfaches Band. An den Schuhen machte man die Absäze sehr niedrig und entfernte die Schnalle. Von jezt an trat ein augenfälliger Wechsel in der ganzen Tracht ein.

Die lezten Ausläufer des Rokokokostüms waren nach englischem Muster gebildet und englisch war auch der Anfang des kommenden antiken Kostüms. Schon vor der Revolution zeigten die Engländerinnen eine grosse Neigung, sich leicht und frei zu kleiden; man kann dies an den zahlreichen Bildnissen Reynolds und Gainsboroughs bemerken, die ja nach der Natur gemalt sind und sicherlich nicht täuschen. Es war die »englische Chemise«, die zu dem Kostüm à la grecque hinüberführte. Diese Chemise glich einem gewöhnlichen Frauenhemde; nur war sie länger und weiter und hatte am Halsausschnitte, der mässig weit, sowie unter der Brust eine Zugschnur, womit sie nach Belieben verengt und gefaltet werden konnte (Taf. 24. 13). Ihre Aermel waren halblang und unten mit gepressten Rüschen garniert, oft in zweifacher Reihe. Nach Bedarf legte man ein sehr langes Gürtelband über die Zugschnur in der Taille, verschleifte dasselbe seitwärts und liess die Endstücke herabfallen (232. 5). Die Chemise floss leicht und faltig um den Körper und erinnerte in nichts an die hohle Steifheit der früheren Röcke; sie war weiss oder nur leicht gefärbt, namentlich rosa. In der Zahl der Roben wurden die von Atlas und Taffet immer mehr zur Ausnahme; man verwendete bald kaum noch andere Stoffe, als Leinwand.

Die Schnürbrust mit ihrer Spize hinten und vorn und ihrem Fischbeinpanzer im Innern war nicht mehr zu sehen, und ebensowenig der Cul, der das Gesäss angeschwellt hatte. Statt dessen aber tauchte ein Bauchpolster auf, das nicht minder unanständig war, der sogenannte »falsche Bauch«, den die Engländer einfach »pad«, die Franzosen »demi-terme« oder »ventre postiche« nannten. Dieses Polster hatte sich schon einmal während der lezten Hälfte des Mittelalters in die Frauengarderobe eingeschlichen; nun hielt es im Jahre 1793 aufs neue seinen Einzug; es kam mit der Chemise aus England herüber, was um so verwunderlicher ist, als die Engländerinnen von jeher mit einer gewissen aristrokatischen Gemessenheit auf Anstand zu halten pflegten. Das Bauchpolster war infolge der Schwangerschaft einer englischen Prinzessin zuerst in London aufgekommen und hatte sich von dort aus schnell weiter verbreitet, so dass es bald zu einem vollen Anzuge unentbehrlich schien. Die Jungfrauen scheuten sich so wenig wie die Frauen, es zu tragen, und die Puz- und Modewarenhändler verkauften es mit derselben Ungeniertheit, wie Bänder und Handschuhe.

Mit der Schnürbrust war das grösste Hindernis gefallen, das sich dem Uebergange zum Kostüm à la grecque entgegengestellt hatte. Schon um 1796 trugen die deutschen Frauen keine Untertaille mehr und auf die Frage, warum? antworteten sie mit der Gegenfrage, wozu? Nun hatte das Kleid, das man jezt »Tunika« nannte, kein ange-

Fig. 235.

1—12. Trachten von 1795 bis 1800. 1. Haube, Korsett mit Bändern und Handschuhe weiss, Kleid blau, Perücke braun. 2. Haube weiss mit blauen Bandschleifen, Busentuch weiss, Redingote braun, Unterkleid hellbraun. 3. Perücke blond, Aufsaz weiss, Straussfeder (Folette) weiss, Hahnenfederbusch (Sultane) schwarz, Busentuch, Kleid und Handschuhe weiss, Mantille schwarz. 4. Perücke blond, Aufsaz samt Federn schwarz, ganzes Kleid violett mit schwarzer Stickerei, Strümpfe weiss mit violetten Keilzwickeln, Schuhe rot (couleur de chère). 5. Kopfbinde weiss mit orangefarbigen Streifen, Straussfeder weiss, Federbusch (Sultane) dunkelgrün, Unterkleid weiss mit rotem Saume, Oberkleid weinrot (coelecoc), an den Achseln mit weissem Flor bauschig überzogen, der untenher mit zwei Reihen weisser Perlen und drei grossen roten Perlen eingefasst, Garnitur en festons weiss, Perlenschnüre im Rücken weiss mit grossen roten Schlussperlen, Handschuhe gelb. 6. Kleid mit kurzen Aermeln weiss, Saumborten daran schwarz mit Goldstickerei, Korsett à la Juno schwarz mit goldgestickten Nähten, Armbänder von geflochtenem Haar oder schwarzem Sammetbande mit goldenem Schlosse, Strümpfe weiss, Schuhe rot, Perücke blond, Turban à la tarare weiss mit grüner Schleife und Feder. 7. Hut schwarz mit goldener Quastenschnur und schwarzer und

seztes Leibchen mehr und zeigte sich im oberen Teile weit und faltig. Die Taille rückte immer höher hinauf, so dass sie bereits um 1797 dicht unter dem Busen lag (237. 3). Der Ausschnitt wuchs der Taille entgegen und die obere Hälfte des Busens wurde dem Auge freigegeben. Der nackte Busen war nicht ausschliesslich bei Damen von zweideutigem Rufe zu sehen; nachdem die ersten Trägerinnen der weitausgeschnittenen Tunika sich über den herkömmlichen Anstand hinweggesezt hatten, geschah dies von allen Damen, ob sie jung oder alt, schön oder hässlich waren. Indes verstand man sich doch dazu, um der Witterung zu begegnen, das Kleid vor dem Busen übereinander zu legen, jede Seite auf die andere nach unten zu ziehen und hier fest zu stecken, wodurch der Ausschnitt denn doch bedeutend verkleinert wurde.

Schon vor Schluss des 18. Jahrhunderts bekam das Kleid ein verändertes Aussehen, indem es von obenher seine faltige Weite verlor und sich glatt ohne das geringste Fältchen um den Körper legte. Auch in dieser Form schnitt man vielfach Rock und Leibchen im Ganzen zu; üblicher aber ward es, das Oberteil wieder als Sonderstück zu behandeln. Im ersten Falle war das Kleid in der Taille eingeschweift, im zweiten eingeschnitten und das Leibchen stiess unvermittelt auf den Rock, der sich mit grossen Falten daran sezte. Man nannte das Leibchen auch jezt noch »Korsett« oder »Corsage«. Es war äusserst kurz und namentlich vorn sehr tief und breit ausgeschnitten; entweder bestand es aus zwei Teilen, die für Brust und Rücken fast ganz gleich (236. 11) und an den Seiten zusammengenäht waren, oder es sezte sich aus einem sehr weit nach hinten gehenden Bruststücke und einem ganz kleinen, fast quadratischen Rückenstücke zusammen (236. 9). Die Verschnürung lag eben so oft hinten als vorn, doch wurde sie meist mit einem Zeugstücke verdeckt, das sich darüberklappen liess. Der Rand des Ausschnittes lief noch mitten über die Busenhügel hinweg und liess deren obere Hälfte unbedeckt. Doch geschah manches, um auch diese ganz oder zumteile dem Auge zu entziehen. Man garnierte den Ausschnitt mit einer einfachen oder doppelten Falbel, welche einen stehenden Kragen bildete, oder man verkleinerte den Ausschnitt durch Einsäze, die sogenannten »Gorgen«. Das Leibchen war alsdann dem unteren Rande der Brüste gemäss in doppeltem Bogen geschweift; der Einsaz bestand aus weissem Linnen, der dicht in senkrechte Fältchen geriefelt und dem Busen, den er bedeckte, nachgeformt war (235. 10). Nach Belieben füllte man auch den ganzen Ausschnitt mit einer feingefältelten Chemise von Linnen oder Battist,

---

grauer Feder, Spenzer braun, Rock weiss mit grünen Längsstreifen. 8. Kleid weiss, Oberkleid (redingote à l'Uranie) samt Einfassung violett, Perücke schwarz, Haube (à la folle) weiss, Strohhut (à la jockey) mit rosenfarbigem (oder schwarzem) Futter und Band. 9. Haarband blau, Feder weiss mit blauen Flecken, Unterkleid samt kurzem Leibchen, doch ohne Aermel, rosa, Oberkleid samt Achselbauschen weiss, verknöpfte Zwickel über den Achselbauschen rosa, Knöpfe golden, Busenstreif weiss. 10. Kopfpuz (à la turque) hälftig rot und weiss, Schleife rot mit goldenen Buchstaben, Halsband golden, Kleid weiss mit weissem faltigen Brusteinsaz (gorge), ponceauroten Säumen und ebenso verziertem Gürtel, Shawl schwarz und gemuscht. 11. Strohhut gelb mit violettem Band, Mantelrock samt Kragen (Buonaparte) schwarz mit violetten Saumborten, Unterkleid und Strümpfe weiss, Schuhe grün. 12. Kopfpuz hellbraun mit dunkelbraunen Streifen und weissem Band, Oberrock (Buonaparte) ebenso und mit Steinmarder verbrämt, Quastenschnur golden, Muffe hellbraun, Unterkleid grünlich, Schuhe rosa.

die bis an den Hals und selbst bis unter das Kinn reichte und hier mit einer Rüschenkrawatte à l'espagne schloss. In anderer Weise sezte man ein gebauschtes Stück von Linnen ein, das den Hals frei liess; war dasselbe im Ganzen geschnitten, so nannte man es »au vent«, wenn in der Mitte geteilt, »en gilet«.

Ausserdem gab es noch höhere Leibchen, die im Ausschnitte kaum weiter waren, als nötig, und im Nacken einen etwa zwei Zoll hohen Stehkragen hatten. Das Rückenstück sezte sich aus zwei Teilen zusammen (236. 12), deren äussere Kante vom Armloche an nach untenhin eingeschweift war, oben jedoch mitten auf die Achsel fiel.

Noch ein drittes Leibchen kam in Mode, welches dem niederen Leibchen mit grossem Ausschnitte glich, aber zwei sehr weite, glatte und faltenlose Brustblätter hatte, die vorn schräg abgekantet spiz nach der Seite verliefen, so dass man sie übers Kreuz legen und seitwärts in der Taille befestigen konnte (236. 13. 14).

In einer anderen Variation hielt das Leibchen die Mitte zwischen dem tief ausgeschnittenen und dem hohen Korsett, indem sein Ausschnitt vorn in sehr tiefem Bogen herabstieg, hinten aber nur leicht eingebogen war. Das Rückenblatt sezte sich aus zwei Stücken zusammen (236. 11); doch hatten diese Stücke eine etwas grössere Breite, so dass sie unter den Achseln und nicht auf den Schulterblättern mit dem Vorderteile zusammenstiessen. Der kleine Stehkragen fehlte hier. Das Vorderteil war unten durch eingenähte Falten verengt und auf der Brust mit einem Auspuze von Stoff garniert; dieser bestand aus einem der Länge nach in Falten gerafften Streifen, der gardinenförmig an beiden Seiten durch Rosetten, in der Mitte aber durch eine glatt aufgesezte Leiste gerafft und festgehalten wurde.

Die Aermel waren bald kurz oder lang, bald eng und glatt oder weit und puffig. Die langen Aermel wurden, wenn sie eng waren, fast immer als Ellbogenärmel mit zwei Nähten gemacht, die weiten aber mit nur einer Naht, jedoch mehrfach gerafft, im halben Oberarm, in der Armbeuge und am Handgelenke. Sehr beliebt waren die kurzen Aermel, welche anschliessend oder gebauscht nur die Achseln bedeckten.

So kurz die Achselärmel waren, so verstand man es doch, sie auf mannigfache Weise auszupuzen. Die einfachste Art des Auspuzes an den engen Aermeln beschränkte sich auf einen Spizenbesaz am unteren Rand oder auf einen Randbesaz, der andersfarbig war, als der Aermel selbst (236. 12), bei farbigen Aermeln aber weiss und meist mit Gold bestickt. Ein andermal zeigten die engen Aermel oben an der Achselnaht eine Garnitur von dicht gereihten Quästchen oder von Puffen aus weissem Stoffe oder von mehreren Streifen aus Rüschen, die übereinander fielen, manchmal ringsum einen Ueberfang von Streifen aus gleichem Stoffe, der ein Flechtwerk bildete. Aermel anderer Art waren oben gebauscht, unten aber glattanliegend, andersfarbig und mit einer goldenen Schnur umzogen, so dass es schien, als ob der Aermel geschnürt wäre. Völlig bauschige Aermel, die etwas länger, sah man in halber Höhe auf einen Punkt gerafft und die Falten mit einem Knopfe festgehalten.

Das angesezte Leibchen war meist von anderem Stoffe und anderer Farbe, als die Tunika, und durchweg gefüttert, in den Aermeln mit Barchent, in Brust und Rücken mit derber Leinwand; in den Rändern

des Futters befand sich die Schnürvorrichtung; das Futter war hier etwa 12 cm schmäler, als das Oberzeug. Wenn von farbigem Stoffe, pflegte das Leibchen auf seinen Rückennähten paspeliert zu sein. Da wo es auf den Rock stiess, war es häufig mit einer rüschenartigen Frisur bgrenzt (236. 11) oder zeigte hinten einige kleine dreieckige Klappen, welche auf den Rock fielen (235. 4); Leibchen in lezter Form glichen einem stark zusammengeschnittenen Caraco. Beliebig kam ein schmaler Gürtel über die Taillennaht zu liegen, den man vorn mit einer Schnalle verschloss; nicht selten war der Gürtel im Rücken angenäht und wurde vorn zusammengeknöpft. Den Gürtel ersezte man zumteil durch ein farbiges Band, das man im Rücken verschleifte.

Das schwarze Korselett mit seinen Stahlschnallen behauptete sich neben dem Leibchen; gegen Ende des 18. Jahrhunderts versah man es hinten mit einem kurzen schossartigen Vorstosse, den man »Pierrot« nannte (235. 6). Dem Zuge der Mode folgend verkürzte man es dergestalt, dass es bald nur noch einem Gürtel glich; es lag dicht unter der Brust und wurde von zwei Riemen festgehalten, die in der Rückenmitte angenäht waren und über die Achseln stiegen, um vor den Achselgruben verschnallt zu werden (236. 7. 8).

Seit der Zeit, da man das Leibchen wieder glatt uud faltenlos beliebte, verminderte man auch die Falten im Rocke und schob solche nach hinten, so dass der ganze Anzug auf der Vorderseite durchaus glatt am Körper lag (237. 11) und das Auge denselben troz seiner Verhüllung sozusagen betasten konnte. Je kürzer das Oberteil, desto länger erschien das Unterteil; da die Taille nicht mehr durch einen so tiefen Einschnitt wie früher markiert war, trug die ganze Figur etwas Biegsames und Geschmeidiges zur Schau, das ihrem weiblichen Charakter sehr zu statten kam und troz der falsch gesezten Taille die Schönheit des Körpers besser zur Geltung brachte, als dies seit lange geschehen war. Seit dem 14. Jahrhundert zum erstenmale wieder schrieb der Körper dem Schneider die Form vor, während bis jezt umgekehrt der Schneider sie dem Körper vorgeschrieben hatte. Man machte die Kleider überaus leicht; aber gerade deshalb waren sie nicht leicht zu machen und ihre Einfachheit verlangte einen besonders vorsichtigen Zuschnitt (S. 863).

Es wurden so dünne Stoffe üblich, dass die Kleider oft mehr verrieten, als verbargen. In der ersten Zeit legte man noch einen Unterrock an; diesen verkürzte man allmählich und liess ihn endlich ganz hinweg, indem man vorgab, dass er den freien Faltenfluss der Tunika störe. Ja bald trug man selbst kein Hemd mehr und bedeckte die Beine mit Trikots, und zwar mit fleischfarbigen, so dass es schwer zu unterscheiden war, ob die Beine nackt oder bekleidet waren, falls man sie nicht, was zuweilen geschah, mit Kniebändern und silbernen Zwickeln verzierte. »Wenig Stoff! sagte ein Modebatt von 1801; die Frauen sollen aussehen wie gewebte Nebel in den Farben der Morgenröte.« Degagierte Damen scheuten sich nicht, ihren ganzen Anzug auf einen einzigen Rock zu beschränken, der überdies erst an der Taille begann

und schon in der Mitte der Waden wieder aufhörte[1]. Es waren nicht die sündhaften Pariserinnen allein, die solches wagten; »bei manchen unserer Schönen, so lautet ein um 1797 geschriebener Bericht aus Frankfurt, ist die Nuditätenmode so weit gediehen, dass sie von oben herab einer schönen Wilden fast ganz gleichen, und nunmehr nach Einführung der langen fleischfarbenen Pantalons und nach Abschaffung der Hemden ihnen schlechterdings nichts mehr fehlt, als das elegante Tigerfell oder der leichte Federschurz um die Lenden, um das Kostüm à la sauvage mitten in Deutschland, wo ja das Klima dieser Tracht so günstig ist, zu vollenden.« Und 1802 mitten in der Dezemberkälte wusste ein Bericht nichts von Pelzen und winterlichen Schuzhüllen zu melden. »Unsere Damen sind wenigstens auf dem einen Punkt der Kälte alle unverwundbar, alle in die Griechheit wie Achilles in in den Styx getaucht.«

Indes stand diese Mode mit unserer ganzen Kultur viel zu sehr im Widerspruche, um sich lang behaupten zu können. Um die Zeit, als man wieder zum Leibchen zurückgriff, legte man sich verschiedene Obergewänder bei; zumteil stellte man solche ebenfalls nach griechisch-römischem Muster her und übertrug auf diese den Namen »Tunika«, indem man den eigentlichen Rock kurzweg mit »Kleid« bezeichnete; zumteil richtete man sie nach englischem Muster her und nannte sie »Spenzer«.

Die jezige Tunika stand vorn herab offen; bald war sie so lang, wie das Kleid und auch sonst ganz so, wie dieses zugeschnitten, bald war sie kürzer (237.11). Die lange Tunika hatte lange Aermel, seltener halblange oder noch kürzere, die kurze Tunika durchweg nur Achselärmel. Eine Art von kurzer Tunika bestand in einem blossen Umhange, welcher gar keine Aermel hatte. Die kurzen Tuniken (237. 4) und Umhänge erinnerten noch am meisten an antike Vorbilder; sie waren wenigstens diesen ähnlich drapiert, wenn sie bei der Unkenntnis des alten Schnittes auch thatsächlich nichts weiter mit denselben gemeinsam hatten, als den Namen.

An der langen und meist auch an der kurzen Tunika war das Leibchen so beschaffen, wie am Kleide selbst; es lag glatt an und zeigte den tiefen Ausschnitt, der entweder die Achseln freigab oder bedeckte, oder es ging über die Brust bis an das Kinn zusammen, wo es anschloss und mit einem Spizenstreif an seinem Rande eine Art von Krause bildete. Der Achselnaht seiner Aermel folgte häufig ein Besaz von faltig aufgesezten Spizen. Die Tuniken wurden durch ein dicht unter der Brust weglaufendes Band zusammengehalten (237. 5), wenn unausgeschnitten ausserdem noch über die Brust herauf völlig geschlossen.

---

[1] Wie wenig sich damals manche Pariserin vor der edlen Nacktheit scheute, zeigte folgender Vorfall. Die Frau eines Marineoffiziers Namens Hamelin sezte an einem Sommertag ihren Fuss auf den Boden der Champs-Elysées, ohne etwas anders anzuhaben, als eine Robe von durchsichtiger Gaze; sie kam mit einer Freundin, die ebenso bekleidet. Dies war selbst den Parisern zu stark; das Hohngeschrei, womit beide empfangen wurden, nötigte sie, eiligst in ihren Wagen zurückzukehren.

Zahllos waren die Variationen der Tuniken, so dass wir ihre Beschreibung auf eine Auswahl beschränken müssen. Um 1800 sah man ein langes Oberkleid, das nach Art der englischen Chemise in der Taille faltig zusammengezogen wurde; über der Taille war es auf jeder Seite in einen langen spizen Flügel zugeschnitten (235. 9), wie dies auch am Leibchen vorkam; beide Flügel wurden auf der Brust kreuzweis übereinandergeschlagen und mit ihren Spizen auf den Achseln angeknöpft. Von der Taille abwärts stand das Kleid vorn herab offen; in der Taille war es mit zwei Knöpfen an das Unterkleid geschlossen und weiter hinab von Stelle zu Stelle mit vier Knöpfen zusammengeheftet. Die Aermel, kurz und bauschig, wurden durch ein Zeugstück

Fig. 236.

Trachten von 1805 bis 1807. 1. Knabenanzug; Rock lichtgrünlich mit violettem Randbesaze, Weste (Chemiset) hochrot mit schwarzem Schnurbesaze, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 2. Kleid weiss, Taillenband violett. 3. Hut lila mit strohgelbem Auspuze, Surtout samt Fraisekragen, Achselbauschen und Patten lederfarbig, Shawl hochrot, Schuhe graubraun (terre d'Egypte). 4. Hut violett mit weissem Schwan und weisser Feder, Douillette à l'espagnole ebenso, Gürtel violett, Handschuhe und Schuhe weiss. 5. Schirm des Hutes gelblich (Bast) mit weisser Randspize und lilafarbigem Fraise- und Schnurbesaze, Kopf des Hutes weiss (Betille), Bänder und Schleifen des Hutes violett, Brusttuch (Bouffante) graubraun mit weisser Stickerei, Kleid graubraun mit violetten Schnüren an den Brust- und Aermelfraisen (ebenso ist der untere Saum des Rockes garnirt), Leibgürtel violett, Arbeitsbeutel graubraun mit violettem Auspuze, Handschuhe und Schuhe bräunlich, Shawl blau mit goldgelber Schnurfassung. 6. Mädchenkleidung; Rock weiss mit violettem Bandbesaze, Beinkleider und Strümpfe weiss, Schuhe rot. 7. 8. (1801) Korselett schwarz mit Stahlschnallen. 9. Schnitt zum Kleiderleib von 1802. 10. (1797) Robe à la Panurge weiss mit Goldstickerei. 11. (1807) Kleid weiss, Taillenfraise, Blätterbesaz auf den Bauschärmeln und Schleifen an den Aermelfraisen rosa. 12. Robe à la Panurge aschfarbig mit dunklen Streifen. 13. Shawl grün mit roter Kante und Nezfransen am Rande, Kleid à la veuve de Malalan blau. 14. Kleid graukarriert, Shawl weiss mit bunten Blumen. 15. Jacke (Carmagnola) scharlachrot mit schwarzer Fassung und schwarzbestickten Nähten, Rock weiss. 16. Spenzer schwarz mit roter Fassung, Rock strohfarbig.

Fig. 237.

Trachten von 1800 bis 1807. 1. Strohhut mit violettem und grünlichgelbem Bande, Feder weiss, Kleid weiss mit hellblauen Muschen, Shawl gelb und rot gemustert, Schuhe rosa. 2. Müze rot mit weissem Spizenbesaze, Surtout ponceaurot mit Hermelin und strohgelbem (paille) Futter, Kleid und Halstuch weiss, Schuhe grün. 3. Kleid mit Spizenbesaz weiss, Hut grau mit roten Federn, Schuhe und Handschuhe ledergelb. 4. Kleid weiss mit Stickereien in Gold und bunter Seide sowie mit einem Besaz aus grünen und roten Blättern, Tunika hellblau, Schuhe weiss mit blauen Schleifen, Handschuhe weiss, Ohrringe von Gold, Armbänder von Granaten. 5. Kopftuch weiss mit goldbefransten Enden, Feder weiss, Unterkleid weiss, Oberkleid graubraun mit Goldstickerei und Spizen, Taillenschärpe, Schuhe und Handschuhe weiss, zum Teil mit Gold gestickt. 6. Kopfpuz violett mit weisser Feder, Kleid samt kurzen Aermeln violett, an den Rändern mit weissem geblümten Bandbesaz; über den Leib herab geöffnet lässt es den Unterrock blicken, der strohgelb, Tunika en bal graubraun, Handschuhe und Strümpfe weiss, Schuhe violett. 7. Oberkleid (Douillette) grauviolett mit Spizenbesaz, Paladine von Silberbär, Hut weiss mit violettem Atlasfutter an der

von anderer Farbe überfasst. Dasselbe war viereckig und mit zwei seiner Seiten innerhalb des Armes an die Tunika genäht, mit den beiden nach aussen fallenden Spizen aber auf dem Oberarme zusammengeknöpft. Die Zipfel konnten losgeknöpft werden und brauchten erst, wenn das Kleid angezogen, wieder geheftet zu werden. Die beiden freien Ränder des Zeugstückes waren ein wenig einwärts geschweift.

Um 1801 gab es unter den kurzen Tuniken eine, die an der rechten Seite etwa bis an den unteren Wadenrand hinabstieg, mit der linken aber weit tiefer in einen Zipfel ausgeschnitten war, an dessen Spize eine Quaste hing (Taf. 26. 3); dieser Zipfel wurde heraufgenommen, an der rechten Seite unter das Taillenband gesteckt und über dasselbe herabfallen gelassen. Die kurzen Bauschärmel waren geschlizt und mit Rosaatlas unterlegt, überdies alle Ränder ebenso gesäumt.

Die kurzen Tuniken en bal hatten keine Aermel und reichten gewöhnlich nur bis an die Kniee. Eine von den Balltuniken mit glattem Leibchen konnte vorn übereinander geschlagen werden, wobei sie mit einem Gürtel gefasst wurde, der unter der Brust mit einer Agraffe verschliessbar war (237. 4); ihre Ränder waren mit einer Frisur von Blättern aus farbigem Atlas verbrämt. Eine andere Balltunika bestand in einem Umhange ohne Leibchen; sie begann dicht unter den Achseln, wo sie glatt anlag, und wurde durch zwei Schulterbänder festgehalten, die vor der Magengrube in einem Knopfe zusammentrafen (237. 6). Ein zweiter Knopf fasste die Tunika noch einmal weiter unten; in der Oeffnung zwischen beiden Knöpfen war das untere Kleid sichtbar, und dieses, seinerseits ebenfalls geöffnet und nur unten wieder zusammengesteckt, liess ein zweites Unterkleid von anderer Farbe blicken.

Den Uebergang von den Tuniken zu den losen Umhängen bildete eine »Halbmantel« genannte kurze Tunika, die nur Hals und Armlöcher hatte, doch keine Taille, und auch nicht vorn, sondern im Rücken offen stand, wo sie mit kleinen Schleifen zusammengebunden wurde. Aus ihr entwickelte sich die Aermelschürze (robe en tablier), welche besonders in der lezten Hälfte des ersten Jahrzehntes allgemein getragen wurde (237. 12); wir werden darauf zurückkommen (S. 867).

Der losen Umhänge gab es eine stattliche Zahl. Um 1800 war ein grosses viereckiges Tuch stark in Mode, das man auf ähnliche Weise, wie die griechische Chlamys, mit welcher es in der Form ungefähr übereinstimmte, um den Oberkörper ordnete. Bald befestigte man die Umhänge ringsum an dem Halsausschnitte des Kleides, bald raffte man sie auf beiden Achseln mit Agraffen und liess sie vorn und hinten frei herabfallen. Nicht selten versah man das Vorderstück mit einem Ueberschlage und schloss es unter demselben mit einem Gürtel um die Taille, während man das Rückenstück beliebig nach vorn nahm und mit der Hand festhielt. Ueblich waren Umhänge von Taffet, Musselin oder Flor, meist weiss oder weiss und »gemuscht«, d. h. gefleckt, doch auch farbig. Ihr gewöhnlichster Schmuck bestand in

---

Krempe, Hutbandschleifen grün, Federn weiss und grün, Unterkleid graubraun, Schuhe violett. 8. Kleid samt Spizenbesaz auf der Brust und schräg am Unterkörper herauf weiss, Spenzer schwarz mit rosenfarbigem Futter, Hut olivengrün, Handschuhe hellgrün, Schuhe gelb. 9. Haar à la Titus verschnitten, Kleid (Morgenkleid) mit kurzen Bauschärmeln rosenrot, Halstuch à l'anglaise, auf dem Rücken festgesteckt und verschleift, weiss, mit Spizen garnierter Kragen weiss, Hut weiss mit grünem Band und grünem Futter, Handschuhe blassgrün, Schuhe kirschbraun. 10. Oberkleid (Redingote) grün, an den Bauschärmeln und Rändern mit hellroten (couleur d'Hortensia) Streifen besezt, Shawl (boiteux) weiss mit rot-, gelb- und grünfarbigem Bande, Hut hortensienfarbig mit grünem Futter, Schuhe weiss. 11. Oberkleid (Tunika) und Unterkleid weiss mit farbigem Schnurbesaze, Hut braun mit rosenfarbigem Bande, Handschuhe weiss, Schuhe hellbraun. 12. Hut von Stroh mit rosenrotem Bande, Kleid mit kurzen Bauschärmeln rosenrot, Schürze mit Schleifen weiss, Band über Rücken, Brust und Taille schwarz, Handschuhe olivengrün, Schuhe rosa. 13. Hut von Stroh mit hellviolettem Band und rotem Randbesaze, Oberkleid (Robe-Surtout) mit stehendem halbumgelegten Kragen rehfarbig (chamois) mit dunklen Streifen an allen Säumen, Handschuhe weiss, Schuhe hellgrau. 14. Kleid samt Band, Spenzer à la Husar und Halsfraise weiss, Halstuch gelb, Mantel samt Doppelkragen lederfarbig, Hut mit Auspuz dunkelgrau, Schuhe blau, Sonnenschirm rosa.

griechisch-römischen Saumornamenten, bisweilen auch in blätterigen Randverbrämungen, in Pelzstreifen am Saume oder in farbigen Schleifen. In der Grösse wechselten diese Gewandstücke bedeutend; es gab solche, die 4 bis 5 Meter breit und 7 bis 8 Meter lang waren.

Derartige Umhänge bildeten den Uebergang zu den »Shawls«. Die Shawls blieben, was sie seit ihrem ersten Erscheinen gewesen waren, nämlich lange und breite Schärpen (235. 10. 237. 1). In der vornehmen Welt fanden die blumigen Kaschmirshawls oder indischen Shawls willkommene Aufnahme; sie kamen durch eine Gesandtschaft des Tippo Saib an den ersten Konsul in das europäische Kostüm. Da sie im allgemeinen kleiner waren, als die üblichen Tücher, so machte man diese ebenfalls kleiner und ahmte auch in der Farbenpracht die indischen Muster nach; so verdrängten die Kaschmirshawls, ob echt oder unecht, allmählig die einfarbigen Tücher.

Der »manteau de cour« bildete ein Hauptstück in der vornehmen Garderobe, eine majestätische, weit geöffnete, lange, etwas auf dem Boden schleppende Robe (235. 5); dieselbe hatte ein glattes Leibchen oder auf der Vorder- und Rückseite einige Falten, gewöhnlich lange bis zur Hand gehende glatte Aermel und im Nacken einen kleinen Ueberfallkragen. Trozdem sie vorn auseinander klaffte, hielt man sie doch um die Taille mit einem schmalen Gürtel fest. Der Gürtel bestand aus zwei Stücken, die innen an den Vorderkanten der Robe angenäht waren und mit einer Schnalle unter der Brust zusammengeschlossen wurden. Man fertigte die Robe stets aus farbigen Stoffen, je nach der Jahreszeit aus Sammet, Atlas oder Taffet, und beliess sie niemals ohne Auspuz. Schleifen aus Silber- oder Goldschnüren sezte man dreiund mehrfach hinten und vorn auf das Leibchen, auch Perlenschnüre en festons mit grösseren farbigen Perlen an beiden Enden. Die Ränder vorn herab säumte man mit silbernen Fransen oder ordnete solche en festons und mit Knöpfchen festgehalten den Rändern entlang. Roben von solcher Ausstattung bezeichnete man mit »robes à la persane«, andere mit kleinen Abweichungen im Schnitte mit »robes turques«, »robes à la prêtresse« u. s. w.

Um die Zeit, als das Konsulat zu Ende ging, kehrte man wieder zu den richtigen Ueberziehkleidern zurück, zu den langen Ueberröcken und den kurzen Jäckchen (235. 7. 8).

Die langen Ueberröcke unterschieden sich hauptsächlich in »Redingoten« und »Douilletten«; jene hatten englischen, diese französischen Ursprung; beiden Arten waren lange passende Aermel gemeinsam. Die Redingote hatte eine Taille; sie war sehr bequem, etwas schleppend, überflüssig weit und auf der Brust mit einigen Knöpfchen verschliessbar (235. 8. 237. 2); man trug sie bei kaltem Wetter mit Hermelin verbrämt und auch sonst noch gefüttert und wattiert. Die Douillette hatte keine Taille und eine mindere Weite und Länge; sie wurde mit einem Gürtel oder einer Binde über den Hüften geschlossen, dergestalt, dass sie über dem Gürtel im spizen Dreiecke geöffnet blieb, unter dem Gürtel aber sich nur wenig übereinander legte oder mit

ihren vorderen Rändern nur gerade zusammenstiess (236. 4. Taf. 26. 4). Indes machte man die Douillette im Leibe wie in den Aermeln auch völliger, zog sie dann aber in der Taille faltig zusammen und unterfasste sie dreimal in den Aermeln, nämlich unter der Achsel, in der Armbeuge und am Handgelenke (237. 7). Die zum Wetterschuze bestimmte Douillette pflegte man beiläufig auch »Pardessus«, Surtout oder »Enveloppe« zu nennen; man nahm es nicht so genau damit.

Zwischen den langen Ueberröcken und den kurzen Jäckchen erschien bald noch eine Anzahl mittellanger Ueberziehkleider, die sehr verschieden an Form und Namen waren; im allgemeinen aber bezeichnete man sie mit »Buonaparte«; dieser Name war oft nur das Einzige, was sie gemeinsam hatten. Einmal glich die Buonaparte dem männlichen »Schanzlooper« (235. 11); sie hatte wie dieser einen schmalen Stehkragen und einen breiteren Schulterkragen, über die Brust herab eine Anzahl von Knöpfen, mit denen man sie verschloss, aber engere Aermel. Ein andermal entbehrte die Buonaparte der Kragen; sie war an den Ecken rund geschnitten und wurde um die Taille mit einer goldenen Schnur zusammengebunden, die an beiden Seiten unter den Achseln angenäht war (235. 12).

Als Ueberziehjäckchen diente noch einige Zeit der Caraco, dessen Schoss auf einem Embryo von Handgrösse zusammengeschrumpft war. Dem Caraco folgte der »Spenzer« [1].

Der Spenzer war ein Jäckchen, das teils mit dem hohen Leibchen, teils mit dem Caraco Aehnlichkeit hatte (235. 7. 237. 8); nur lag es im allgemeinen minder fest am Körper und zeigte passende Aermel, die nicht selten über die Mittelhand gingen, wo sie sich etwas erweiterten; auch besass es einen niederen Stehkragen. Sein Rückenteil bestand aus einem quadratischen aufs Eck gestellten Zeugstücke, das mit seinen beiden seitlichen Ecken an die Armlöcher stiess (243. 1. 2). Die Armlöcher selbst sassen durchaus in den Brustblättern; diese reichten über die Achseln weg bis in die Schulterblätter. Man legte den Spenzer unmittelbar über das luftige weisse Sommerkleid und trug ihn sowol offen, als geschlossen. Stets beliebte man ihn von andersfarbigem Stoffe, als das Kleid, aus Sammet, Scharlach oder Atlas, ringsum mit Band gesäumt, für den Winter mit Schwan verbrämt oder mit Pelz gefüttert. Auch unter den Spenzern herrschte ein grosser Wechsel; hier sei nur die »Carmagnole« genannt, die dem Leibchen mit Stehkragen und kurzen

[1] Der Ursprung des Namens „Spenzer" lässt sich aus keinem Wörterbuche erklären. Zwar die Limburger Chronik überliefert uns aus dem 14. Jahrhundert das Wort „gespenz" (gespenz von Distel sait; siehe darüber S. 324, Note); doch ist damit wol nur Gespinst oder Stoff gemeint. Der Name scheint ein Eigenname zu sein und in der That mit dem Lord Spencer in Verbindung zu stehen, von dem man sich folgendes erzählt: Der Vater des berühmten Bibliophilen war an einem Wintertage nach Tisch, wobei er etwas zuviel getrunken, auf einem Stuhle sizend eingeschlafen, mit dem Rücken gegen den Kamin gewendet; dabei fing das Feuer an seiner Redingote zu nagen an, so dass er beim Erwachen nur noch das Oberteil davon auf dem Leibe vorfand. Anstatt diesen Rest auszuziehen, liess er ihn von einem Diener mit der Schere untenher beschneiden und ging dann in diesem Anzuge seinen Geschäften nach. Die Maulaffen von London, die ihn sahen, hielten sich überzeugt, solch eine Weste über dem Fracke sei die neueste Mode und sofort schafften sie sich gleichfalls Westen à la Spencer an. Eine so grosse Dummheit es nun auch für die Männer war, einen Janker über dem Rocke zu tragen, so machten doch die Frauen mit Recht von dem Spenzer Gebrauch, da er sich auf ihrer Robe von sehr gefälliger Wirkung erwies. Man sah den Spenzer bei den Frauen schon seit dem Jahre V der Republik, bei den Männern aber erst zur Zeit des Kaiserreiches.

Aermeln sehr nahe kam, aber Brustklappen hatte; sie stiess unten an die Taille des Kleides und schloss hier fest an den Leib (236. 15. 16).

Nach dem Verschwinden der grossen Busentücher versuchte man, wenn es notthat, auf verschiedene Weise Hals und Busen zu schüzen. Im Jahre 1797 schlang man, die Herrenmode nachahmend, ein weisses Tuch so dick um den Hals, dass derselbe aussah wie mit einem Kropfe behaftet. Diese Mode war viel zu hässlich, um lange zu dauern. Man entschloss sich, auf dem Leibchen selbst feste Draperien anzubringen. Oben rechts und links an den Kragen des hohen Leibchens nähte man zwei Zeugstücke an, nahm das linke über die Brust nach rechts und nähte es unten in der Taille fest, während man das rechte Stück erst beim Anlegen des Kleides nach links nahm und mit einem Knopfe anschloss (236. 10). Nach Vermögen zierte man den unteren Zipfel dieses Stückes mit einer goldenen Troddel und benüzte als Knopf einen Diamanten. Noch in anderer, doch ähnlicher Weise nahm man von jeder Schulter einen dort angenähten und in Falten geschobenen, unten spiz zusammengefassten und mit einer Troddel besezten Zeugstreifen kreuzweis über die Brust herab und steckte ihn im Gürtel unter. Derartige Draperien fertigte man stets mit dem Leibchen aus gleichem Stoffe. Auch diese Mode war schnell vorübergehend. Man griff nun zu einem einfachen Tüchlein, das man vom Nacken her kreuzweis über die Brust legte und hinten verknotete (236. 5).

Für den Winter machten sich wärmere Hüllen notwendig; zu den Ueberröcken jeder Art, den Redingoten, Douilletten und Buonaparten, fügte man noch »Palatinen« von Pelz oder »Pelerinen« von Schwanenflaum. Die Palatine glich unserer heutigen Boa; um 1803 verbreiterte man sie an der Stelle, die in den Nacken zu liegen kam, zu einem grossen Kragen, der auch die Schultern bedeckte (237. 7).

Die verschiedenen Ueberröcke hatten den Mantel stark beiseite gedrückt; indes war der Mantel ein viel zu gediegener Wetterschuz, als dass man ihn völlig aufgegeben hätte. Da ihn jedoch die eigentliche Mode nicht kannte, so stand es jeder Dame frei, ihn nach eigenem Ermessen herzustellen; aus diesem Grunde zeigten die damaligen Mäntel einen grossen Wechsel sowol in der Form wie auch im Auspuze, und nur in ihrem kragenartigen Schulterumhange eine gewisse Uebereinstimmung (237. 14. 241. 3).

In der ganzen Saison ging man mit nackten Armen einher; diese Nacktheit begünstigte den Gebrauch der langen Handschuhe; man fertigte solche jezt fast lediglich aus mattfarbigen Seidenzeugen genau nach der Form der Hand und des Armes, liess sie bis über den Ellbogen hinaufsteigen und versah sie am Rande mit einem Zuge, um sie beliebig fest an den Arm schliessen zu können. Auch trug man Trikothandschuhe, die den Arm samt der Hand (237. 6) von der Achsel an bis zu den Fingerspizen durchaus und ohne das mindeste Fältchen einschlossen. Ebenso oft liess man die Handschuhe nur bis zum Ansaze der Finger reichen; die spize Klappe jedoch, mit der man sie sonst

gelegentlich die Fingerrücken bedecken liess (236. 13), war kaum noch zu sehen.

Die Revolution beseitigte den Stöckelschuh; eine kurze Zeit kamen niedrige breite Absäze in Mode; um 1800 verschwanden auch diese; der Schuh war nun sehr niedrig, weit ausgeschnitten und wurde durch kein anderes Haftmittel, als seinen passenden Siz am Fusse festgehalten. Noch zwei Jahre lang war er vor den Zehen spizig, dann mehr rundlich. In der Hauptsache bestand er aus einem Vorder-, einem Fersenteile und der Sohle; die Sohle war unter der Ferse etwas dicker, als sonst. Der Schuh wurde auf der inneren Seite genäht, ausgenommen an der Ferse, woselbst zwischen Oberleder und Sohle ein Paspoil zu liegen kam, wodurch die Ferse etwas höher gehoben wurde, als die übrige Fusssohle. Obenher wurde der Schuh mit Band eingefasst, das mit dem Schuh aus gleichem Stoffe bestand. Als Schuhstoffe beliebt waren weiches Leder, schwarze und farbige Saffiane sowie Seidenzeuge. In den nächsten Jahren, als man alles antik zu machen suchte, versah man den Schuh mit langen Bindebändern, die man bis in die halben Unterschenkel herauf kreuzweis umlegte (241. 7); zum Schuhe selbst wählte man jezt besonders hellgelben oder weissen Atlas mit Stickereien in Gold und Silber oder mit dergleichen Flittern.

Kurz vor dem Jahre 1790 machten die Friseure noch einmal eine Anstrengung, das Toupet in die Höhe zu bringen; aber die Zeit der hohen Frisuren war dahin; man toupierte zwar das Haar noch, aber ohne Unterlage, und kräuselte es. Anstatt es über die Stirn emporzutreiben, wendete man es sodann über den Nacken hinab, entweder in einen Chignon gebunden oder ganz offen, höchstens an der Spize etwas gekräuselt (235 1. 2). Der weisse Puder verschwand von allen weiblichen Köpfen, aber das Rot im Gesicht blühte lebhafter, wie früher.

Als die englische Chemise erschien, wurde die Frisur etwas freier; fast ganz offenes Haar kam immer mehr in Mode, leicht gelockt und frei über Schultern und Rücken herabfallend (232. 5. 235. 3). Wie es immer geht, wenn eine alte Form verschwindet, bevor noch eine neue gefunden, so machte sich auch jezt eine grosse Schwankung in den Frisuren bemerklich; man beschränkte mehr oder weniger ihre Freiheit; in dem Falle, dass man das Haar mehr zusammenraffte, ordnete man doch die Locken oder Löckchen möglichst so, dass es den Anschein hatte, als ob sie zufällig an ihren Plaz geraten wären. Zumteil ordnete man das Hinterhaupthaar statt zu freien Locken in einen kurzen Chignon, der häufig geflochten, das übrige Haar aber über der Stirn zu einem dichten Gekräusel und an den Wangen zu kurzen Löckchen oder längeren Strähnen (235. 5. 8). Mitunter machte man den Nacken auch ganz frei und legte das Haar in Flechten rings um den Kopf oder, wenngleich seltner, gleichförmig über die Ohren.

Noch immer bedurfte man der Perücken; die geringste Dame würde sich geschämt haben, mit ihrem natürlichen Haar auf einem Balle zu erscheinen. Wer eine völlige Perücke nicht erschwingen konnte, trug wenigstens die gekräuselten Partieen vorn oder den Chignon

hinten aus falschem Haar, oder sezte die Frisur dem Dampfe von kochendem Wasser aus, um sie aufzuschwellen. Noch einmal, im Jahr 1795, kam der Puder wieder zu Ehren, aber es war jezt blonder Puder; der allgemeine Geschmack war für blonde Perücken. In Paris galt es für ein Ereignis, als im Jahre 1796 die bekannte Madam Tallien in einer Perücke von der Farbe ihres natürlichen Haares erschien, das schwarz war. Von jezt ab liessen sich die puzsüchtigen Damen an der blonden Perücke nicht mehr genügen; sie mussten mehrere Perücken haben, jede von anderer Farbe, damit sie zu jeder Tageszeit mit einer blonden, schwarzen oder braunen Frisur wechseln konnten. Es gehörte zur feinen Mode, eine Perücke anzulegen, die von anderer Farbe war, als das natürliche Haar, bei blondem Haar eine schwarze, bei brünettem eine blonde. Der blonde Puder behauptete sich bis zum Aufkommen der antiken Frisuren. Zum Auspuze des Haares verwendete man vielfach bunte Blumen, vorzüglich aber weisse Straussfedern, welche man aufrecht in schmale farbige Kopfreifen, vergoldete Spangen oder seidene Binden steckte (237.5.6.); solche Federn trug man namentlich bei der freigelockten Frisur.

Mit dem Kostüme wurde auch die Frisur antik; es verloren sich die freien Hängelocken und wallenden Federn. Zuerst kürzte man das Haar zu lauter kleinen Löckchen à la Titus oder à la Caracalla, so dass die Rundung des Kopfes deutlich zu erkennen war wie bei den Männern (237.3.9). Bald ahmte man alle Muster nach, welche die Antike bot. Die Büsten der griechischen Gottheiten und der römischen Kaiserinnen waren in den Salons aller Haarkünstler von Ruf zu sehen, und die Inspirationen, die sie gaben, waren um so leichter zu befolgen, als man fortwährend mit falschem Haar operierte; die Perücke war glücklich dem Beile der Guillotine entronnen. Um 1800 sah man das durchweg gelockte Haar über der Stirn mit einem breiten Bunde von Haaren zusammengefasst, unter welchem es rings in kleinen Schlangenlocken herabfiel, mit den grösseren Locken aber auf dem Scheitel zu einem Knoten vereinigt und mit einem grossen goldenen Pfeile festgesteckt. Im allgemeinen wurde das Haar wiederum nach oben genommen, am Hinterkopfe zu einer Masse vereinigt und von dieser einzelne Löckchen nach allen Seiten hinausgeschickt (244.1). Der häufigste Schmuck der hinteren Haarpartie war ein leichtes darum gewundenes Tuch, das weiss oder blau und manchmal reich bestickt über dünne Zöpfe, Perlenschnüre und Ketten zu liegen kam. Ueber der Stirn bestand er in einer Art von Diadem, von welchem bunte, nicht selten mit Gold bestickte Bänder ausliefen und sich leicht um die hintere Haarpartie wickelten. Auch mit goldenen Nadeln und feinen Schleiertüchern sparte man nicht. So blieb die Frisur bis 1804.

Hauben, hoch wie Türme, waren hier und da noch bis zum Jahre 1790 zu sehen, obschon die Frisur niedrig geworden war. Allmählich aber kehrten die Hauben wieder auf ihr richtiges Mass zurück; doch wurden sie noch im Kopfe weiter als nötig gemacht, im Schirme aber auf einen sehr schmalen Spizenstreif beschränkt, oder sie wurden ganz

ohne Schirm belassen und am Rande untenher mit einem schmalen Kranze von Blumen umgürtet (Taf. 24. 12. 13). Zu ihrem weiteren Auspuze kamen nach wie vor bunte Seidenbänder und aufgesteckte Federn. Als der breite Spizenschirm wegfiel, wurde der Haubenkopf nun selbst vielfach aus Spizengrund hergestellt, der zumteil von Seide gewirkt und bestickt war. Die antike Frisur hätte die Haube überflüssig machen müssen, da ihr Vorbild solche nicht kannte; aber man nahm es mit den Hauben so wenig genau, wie mit der übrigen Gewandung. Doch trug man jezt die Hauben so klein, dass sie mit ihrer Kappe nur noch den Hinterkopf bedeckten; ein an den Vorderrand genähtes handbreites Band, das bisweilen verdoppelt sowie bestickt und gesteift war, legte sich um den Oberkopf und über die Ohren herab (245. 3). Dieses Band verkürzte sich und wich endlich einem breiten Besaze von Spizen, der in Falten genäht und ungesteift war (245. 1. 2). Bald aber änderte sich der Spizenbesaz; er wurde schmal und umschloss den ganzen Kopf (238. 9), oder er blieb breit, zog sich aber auf den Oberteil des Kopfes zurück. Um 1800 gab es Hauben aus einem rund geschnittenen Tuche von Atlas, das in der Mitte zu einem Bauschen aufgebläht war, so dass es einen Kopf bildete mit einem Rande von sechs bis acht Zoll Breite; auf jeder Seite des Kopfs war ein Band zum Festbinden angenäht und auch der Kopf mit Bandstreifen besezt (235. 12).

Daneben tauchten manche Kopfhüllen auf, die sich um so wunderlicher ausnahmen, je mehr man ihnen eine antike Form aufzudrängen suchte, so ein chapeau-casque genanntes Mittelding zwischen Haube und Hut, das den griechischen Helmen nachgebildet war (238. 3). Mehrere vornehme Türken, welche damals nach Paris kamen, gaben

Fig. 238.

1—12. Damenhüte von 1797 bis 1807. 1. (1800) Hut samt Scheibe violett mit weissen Bändern und Schleifen. 2. (1797) Bonnet à la chinoise, Schirm samt Kopf blau, Krone des Kopfes blau und gelb, Bänder gelb, gekreppte Feder, die frei über die Krone gebogen, schwarz. 3. (1797) Bonnet en casque weiss, mit Gold gestickt sowie mit weissen und goldenen Fransen besezt. 4. (1797) Hut à l'anglaise oder à Henri Quatre violett, mit weisser Troddelschnur gefasst, die mit olivengrüner Seide abgebunden, Stuz von Hahnenfedern (héron) weiss. 5. (1800) Chapeau-bonnette, Schirm strohgelb, Kopf, Unterhäubchen und Bänder weiss. 6. (1797) Blende samt Kopf braunviolett, Knopf und Randbesaz hochrot, gekreuzte Tresse gelb, Schleifen weiss mit goldenen Troddeln. 7. (1800) strohgelb mit hellblauen Bändern und Schleifen. 8. (1803) Hinterkopf und Rüschenbesaz am Vorderrande graubraun, Band mit Schleifen violett, das Stück des Kopfes zwischen Band und Rüsche grau, gelb, rot und weiss abgeteilt. 9. (1803) Kopf und Bänder rosa, Rüschen an der Blende graubraun. 10. (1803) Futterhut und Schirm weiss, Rüschen graubraun, Band rosa. 11. (1807) himmelblau mit weissem Auspuze. 12. (1807) rosa mit weissem Bandbesaze, blattförmiger Auspuz in der mittleren Reihe grün, in den Seitenreihen weiss.

die Veranlassung zu Turbanen; diese fanden einige Jahrzehnte lang einen ganz besonderen Beifall; sie sind noch heute genugsam bekannt durch die Portraits der Madam de Staël, welche dem Turbane noch lang, nachdem die Mode ihn verlassen, treu blieb. Sie wurden aus Tuchstreifen um den Kopf gewunden und in der Regel mit irgend einem Kleinode und einer aufrechten Straussfeder verziert. Oft bestanden sie aus zwei Tüchern von verschiedener Farbe, oft auch nur aus einem Tuche, das derart gewunden war, dass an manchen Stellen die Frisur hindurchblickte (235. 6). Da es hier keine Vorschrift gab, so machte sich jede Frau ihren Turban nach persönlichem Ermessen zurecht.

Der Hut unterlag nicht weniger Wandlungen, als die Haube. Die Frauen hatten den männlichen Hut mit hohem, etwas gespizten Kopf und runder abstehender Krempe angenommen und ihn mit Bandschleifen und Federn herausgepuzt (227. 6. 7). Um 1790 ward der Hut im Kopfe niedrig, im Schirm mässig breit und über der Stirn oder über dem Nacken emporgeschwungen; sein Auspuz aber blieb noch der alte (Taf. 26. 1). Dieser Hut bildete den ersten Vetreter einer Reihe von ganz neuen Formen. Indes war der hohe Hut nicht verschwunden; man fand ihn noch um 1793, aber wie die übrige Gewandung sehr vereinfacht; sein Kopf war enger geworden und seine Krempe schmäler, so dass er mit dieser kaum noch den Oberteil der Frisur zu bedecken vermochte. Ein seitwärts unten am Kopfe verschleiftes Band machte seinen ganzen Schmuck; das Band sezte sich über dem Schirm in zwei Bindebänder fort, die man im Nacken unter der Frisur verknüpfte, um den Hut festzuhalten. Dies war die lezte Form des alten spanischen Hutes. Der Stammvater des neuen Hutes behauptete nun den Plan, der Hut mit niedrigem Kopfe und halbbreiter Krempe (Taf. 26. 1).

Die Wandlung geschah an der Krempe; diese wurde vorn breiter gemacht, hinten aber schmäler und an den Seiten herabgebogen. Einen Hut dieser Form nannte man »Capotehut« (Taf. 26. 3. 4). Der Kopf war nicht stärker zu beschränken und man liess ihn wieder wachsen; den Schirm verlängerte man vorn und nahm ihn hinten ganz hinweg, so dass der Hut nur noch einen Gesichtsschirm hatte (Taf. 26. 6). Da man mit diesem Schirme nicht viel anzufangen wusste, verfiel man darauf, ihn vom Kopfe zu trennen und eigens zu behandeln. Doch war es noch unmöglich, das rechte Mass für ihn festzustellen; so geschah es, dass der Schirm für den Augenblick kaum bemerkbar, ein andermal aber gross wie ein Tonnengewölbe (238. 7. 11. 12) war. Den Kopf stellte man anfangs aus Zeug, den Schirm aber aus Stroh her, das man beliebig mit Zeug unterfütterte; schliesslich fertigte man den ganzen Hut aus Zeug (238. 10). Man hielt ihn durch ein Band fest, das man unter dem Kinne hernahm und oben auf dem Hutkopfe verschleifte, wodurch dann der Schirm mit seinem unteren Teile rechts und links an die Wangen gedrückt wurde.

In den engen Röcken, die einzig nur gemacht schienen, um den Körper abzuformen, hatten die sonst üblichen Taschen keinen Plaz. Die Frauen thaten, was sie konnten, um die kleinen Gebrauchsgegen-

stände, welche die Toilette begleiteten, unterzubringen; sie steckten ihren Fächer in den Gürtel und beherbergten im Busen ein niedliches Täschchen aus Merinoleder. Das Schnupftuch, das sie bisher in der Hand gehalten und beim Tanz ihrem Partner zum Aufbewahren übergeben hatten, brachten sie jezt in der Tasche der Dienerin unter, an welche sie sich wenden mussten, wenn sie es nötig hatten. Das war nun eine grosse Verlegenheit, wenn sie sich bei Reunionen von ihrem Schnupftuchtäschchen getrennt fanden. Diesen Missstand zu beseitigen, wendeten die Modistinnen ihre Aufmerksamkeit wieder den Arbeitstaschen der Grossmütter zu und führten solche aufs neue in das Kostüm ein. Aber man hatte einen antiken Namen dafür nötig und erinnerte sich an den Namen »reticule«, womit die Römer ihre Jagdtaschen bezeichnet hatten; dieses römische Wort lag dem französchen »ridicule« allzunahe, als dass es im Munde der Damen und Kaufleute, die nichts von Latein verstanden, nicht mit demselben hätte verwechselt werden sollen. So kam denn die Tasche zu dem Namen »Ridicule«. Man führte dieselbe in der Hand mit sich. Personen, die es nicht liebten, an den Händen gehindert zu sein, fanden es bequemer, reich mit Stickereien verzierte Beutel mit langen Schnüren an den Gürtel zu hängen, ähnlich wie die Husaren ihre Säbeltaschen. Auch für diesen Beutel musste ein klassischer Name herbei; als ein gelehrter Herr bemerkte, dass die Griechen »balantion« für Beutel gesagt hätten, machte man sich dies Wort mundgerecht und änderte es in »Balantine« um.

Die männliche Tracht von 1804 bis 1815. Die öffentliche Gunst wendete sich immer mehr den weiten Pantalons zu, doch war deren Sieg vorläufig noch ein bestrittener. In der Hof- und Staatstracht blieben die Culotten mit Strümpfen allein gültig (239. 2. 12); auch die kurzen engen Pantalons behaupteten sich noch; sie waren meist von Leder und gingen bis an den Anfang der Waden hinab, wo sie sich dicht an die Kappenstiefel schlossen. Nicht minder häufig sah man die langen engen Pantalons, die sich ähnlich wie Gamaschen unten über die Stiefel legten und durch einen Steg vor dem Hinaufrutschen sicherten. Die kleinen Knöpfe, mit welchen man sie früher nur am Knöchel geschlossen hatte, führte man jezt vielfach in einer langen Reihe an der Aussennaht empor (239. 6), so dass es aussah, als ob die Hosen hier sich öffnen liessen. Die Lützowschen Jäger z. B. trugen solche beknöpfte Pantalons. Erst seit 1814 gewannen die weiten Pantalons den Vorrang und zwar infolge des Einfalles, welchen die Verbündeten damals in Frankreich machten, woher diese Hosen gekommen waren. Man schnitt sie zumteil etwas weiter, als sonst für sie üblich war, so dass sie augenfällig um die Waden schlotterten; doch hielt man sie immer noch so kurz (239. 11), dass die Halbschuhe und der untere Teil der Strümpfe sichtbar blieben. Die Mode bevorzugte für die langen Pantalons, die engen wie die weiten, gelben Nanking. Um die Zeit der Befreiungskriege mussten die Pantalons stets aufs grellste von dem Rocke abstechen; man beliebte sie bei grünem Rocke kornblumenblau, bei dunkelblauem Rocke hellgrün oder hellbraun. Nur

Fig. 239.

1—17. Trachten von 1804 bis 1815. 2. Der ganze Anzug schwarz, nur Halsbinde, Busenstreif, Oberweste und Sacktuch, das aus der Rocktasche hängt, weiss, sowie Schuhe braun und Schuhschnallen silbern. 4. Rock lichtbräunlich, Oberweste rosa, Unterweste weiss, Hosen gelblich, Stiefel schwarz mit gelbbraunen Kappen, Halsbinde und Busenstreif weiss, Hut schwarz. 5. Spenzer lederbraun, Rock und Hosen blaugrau, Weste hochrot, Stiefel schwarz mit gelbbraunen Kappen, Halsbinde und Jabot weiss, Hut schwarz. 8. Kragen und Rockärmel stumpfgraugrün, Hosen weiss, Gamaschen bläulich, Hut und Schuhe schwarz, Halsbinde und Jabot weiss. 10. Ueberrock dunkelbraun, Futter und Rockklappen bis zum Anfange des Kragens hellbraun, Weste gelbbräunlich mit Perlmutterknöpfen, Hosen blaugrau, Stiefel samt Quasten und Hut schwarz, Halsbinde weiss und violett gegittert, Vatermörder und Hemdbrust weiss, Handschuhe grünlich. 12. Frack stumpfdunkelbraun, Hosen fleischfarbig, Strümpfe und Halsbinde weiss, Schuhe schwarz, Hut schwarz mit goldenen Lizen und Quasten.

dem schwarzen Fracke gesellte man schwarze Pantalons. Durch die Russen kamen in dieser Zeit die »russischen Pantalons« ins Land; es waren dies weite lange Hosen, die über den Knöcheln gebunden wurden, aber gleichwol mit ihren Bauschen noch den Boden berührten; doch blieben sie Ausnahme.

Zu den russischen Pantalons gehörten weiche Stiefel in Kastor oder Juchten, zu den engen Pantalons aber Suwarow- oder Kappstiefel (234. 10. 12. 239. 9. 10); selbst Konzerte und Bälle besuchte man in diesen Stiefeln. Um 1812 kamen sehr hohe Absäze in Mode, die mit Hufeisen beschlagen waren; ebenso ziegelfarbige Stulpen statt der strohfarbigen. Die Aerzte waren nicht für diese steifen engen Stiefel; sie behaupteten, dass sie das Blut nach dem Kopfe trieben und somit Kopfweh, ja selbst Schlagfluss, wenigstens aber beim Ausziehen Erkältung verursachten. Die hohen Steifstiefel mit dem hinten ausgeschnittenen Knieschirme (234. 8. 9) fanden an den Postillonen getreue Freunde und die ungarischen Stiefel (234. 11) an den Husaren.

Die Schuhe (234. 6) währten so, wie sie um 1800 geworden, fast unverändert fort; sie kamen mit Absäzen und ohne solche vor und wurden sowol mit langen Pantalons (239. 11) als mit Strümpfen und Kniehosen getragen (239. 2. 3. 6. 8. 12).

Die Weste wuchs seit 1804 wieder nach unten hin, so dass sie um 1812 auf den Hüften anlangte (239. 7. 10), wo sie mit geradem Schnitte, seltener mit einem kleinen Schosse endigte. Zugleich öffnete sie sich weiter herunter, als sonst; nur die Winterweste liess sich bis zum Halstuche zuknöpfen. Im Schnitte war die Weste vielfach zum Uebereinanderschlagen mit zwei Knopfreihen eingerichtet (239. 3. 6); sonst hatte sie noch einen breiten Stehkragen, seltener auch noch Brustklappen. Man trug sie gewöhnlich weiss und in allen Farben gestreift, längs und quer, ausserdem mit Band eingefasst.

Etwa bis 1810 blieb der Frack so, wie wir ihn oben beschrieben haben (S. 831); dann nahm er eine grössere Brustlänge an, so dass er um 1812 die Mitte des Leibes erreichte (239. 7). Sein Rückenblatt blieb so schmal, dass es nur rechts und links mit einer Spize an die Armlöcher stiess, die völlig in den Brustblättern sassen. Der Kragen war hoch, aber immer umgebogen, bald breiter, bald schmäler, die Brustklappen nur noch ausnahmsweise sehr breit, die Aermel bequem, der Aufschlag kürzer, als sonst. Immer mehr öffneten sich die Aermel unten an der Hand (239. 12), wo sie einen Besaz von drei oder vier kleinen Knöpfen hatten [1]. Die Taschendeckel behielten ihren Plaz auf den Hüften neben den beiden Knöpfen am Ende der Rückennähte. Die blauen Fräcke

[1] Es sei hier ein für allemal bemerkt, dass es nicht möglich ist, den raschen Wandlungen im Einzelnen zu folgen, und es genügen muss, solche im Grossen festzuhalten: die Ueberfülle von Notizen würde den Ratsuchenden eher verwirren, als aufklären. Einige Bemerkungen aus den damaligen Berichten werden genügen, dies zu bestätigen: so lautet eine Notiz von 1812: „Der Frack bleibt kurz, die Taille etwas breit und lang, so dass die Schösse etwa ein Drittel der ganzen Länge ausmachen, der Kragen hoch, aber nur sehr schmal umgebogen, die Ueberschläge nicht mehr so breit und die Aermel sehr weit, der Aufschlag aber kürzer.“ Aus demselben Jahre wird ein Herrenanzug folgendermassen beschrieben: „Als Habit-Frack ist der kurze Rock mit langer Taille und kurzen Schössen neueste Mode, dazu helle Kaschmir-Beinkleider und dergleichen rotgeblümte oder paille Gilets, Regenmäntel von dunklem Tuche mit langem weiten Kragen, die mit Recht als zwei Mäntel übereinander zu betrachten.“

herrschten noch immer vor, dunkelblau und kornblumenblau, mit gelben oder weissen Knöpfen; doch standen auch braune und olivengrüne, die Ueberreste der Revolutionsepoche, für die gewöhnliche Tagestracht noch in Gunst. Den schwarzen Frack rechnete man damals schon zu den feinsten.

Der Rock, ob Leibrock (239. 4. 9) oder Ueberzieher (239. 10), folgte hinsichtlich seines Schnittes dem Fracke, von dem er sich überhaupt nur durch seine vorn zusammenstossenden oder übereinander greifenden Schösse, vielfach auch durch die in den Schössen senkrecht angebrachten Taschenpatten (247. 1) unterschied. Er lag, wenn zugeknöpft, bis zur Taille am Körper und teilte Schnitt und Stellung des Kragens, Form der Aermel, Länge und Weite mit dem Fracke. So verschmälerte sich auch sein Rückenblatt und spizte sich nach oben und unten dergestalt zu, dass die Nähte, welche es mit den Brustblättern verbanden, von den Schultern und unter den Achseln hinweg auf den Rücken wanderten (239. 9). Der Schoss zeigte hier meist eine kleine Falte. Oft war der Ueberrock so kurz, dass man ihm seine Bestimmung nicht mehr ansah. Um 1813 aber kamen nach englischem Muster Ueberröcke auf, die sich durch Fülle und Bequemlichkeit charakterisierten (239. 10); sie waren taillenlos, lang bis zum unteren Wadenrande, zumteil noch beträchtlich länger, vielfach mit Seide gefüttert und an den Brustklappen bis zum Ansaze des Kragens damit überzogen, im Stoffe dunkelbraun oder ganz hellgrau. Selbst der Leibrock folgte damals der englischen Mode und wurde lang und völlig; häufig erschien er mit einem Stehkragen, doch ohne Brustklappen, dafür aber über die ganze Brust herab ziemlich dicht mit Schnüren und Knebeln nach polnischer Art besezt; man nannte ihn dieses Verschlusses halber, obschon er aus England gekommen war, »polnischen Rock«; seine Farbe war gewöhnlich dunkelblau (Taf. 26. 8). Dazu trug man lange knappanschliessende Beinkleider und runden Hut mit hohem oben etwas verengten Kopf und schmaler nicht geschweifter Krempe.

Der Carrick und die Capote (233. 11. 12) veränderten sich fast gar nicht; der Carrick übertraf an Weite nicht viel den langen englischen Oberrock; er hatte jezt Taschen an beiden Seiten und sein nicht sehr grosser runder Schulterkragen, dreifach übereinander gelegt, war faltenreich angesezt. Gewöhnlich war der Carrick damals sandfarbig. Die Redingote (239. 1) hatte mit dem Carrick den mehrfachen Kragen, mit dem alltäglichen Rocke den Schnitt gemeinsam; sie stieg ebenfalls sehr tief herab. Um 1802 erschien ein Mantelrock, welcher der Redingote in ältester Form sehr verwandt war (239. 3. 8); er zeigte einen stehenden Kragen, der vor Hals und Kinn verknöpft werden konnte, und einen sehr breiten Schulterkragen, der in Radform zugeschnitten

---

1—15. Ulmer Stadtkostüme gegen Ende des 18. Jahrhunderts. 1. Dienstmagd aus adeligem Haus in Trauer. 2. Schreibers- oder Konditorsfrau zur Beichte gehend. 3. Bierbrauer auf dem Kirchgange. 4. Braut vom Handwerkerstande. 5. Bräutigam aus dem Handwerkerstande. 6. Kellnerin in einem Weinwirtshaus. 7. Bierbrauer. 8. Braut von Adel oder aus dem Grosshändlerstande. 9. Leichenansagerin. 10. Klagefrau von niederem Stande. 11. Mädchen aus dem Handwerkerstande. 12. Armenhäuslerin. 13. Mädchen aus der Küferzunft. 14. Frau vom Adel oder Grosshandel. 15. Frau aus niederem Stande.

war und an Länge den Aermeln fast gleich kam, so dass man das Kleid füglich für einen doppelten Mantel halten konnte. Daneben währte der einfache Mantel fort; derselbe wurde nicht mehr durchweg rund sondern vielfach rechteckig zugeschnitten und oben in breite Falten gelegt, wodurch sich seine Weite hier auf die Weite des Halsausschnittes verengte.

Ein absonderliches Gewand, das in Deutschland zuerst um 1805 in der männlichen Garderobe auftauchte, war der »Spenzer«; im weiblichen Anzuge hatte er sich schon längst eingebürgert und verschiedene Wandlungen durchgemacht. Wir haben über die Herkunft des Spenzers bereits das Nähere angegeben (S. 849). Der Spenzer wurde über den Frack (239. 5) oder statt des Frackes angelegt; im ersten Falle hatte er nur kurze, etwas gebauschte Achselärmel, im lezten lange passende Aermel; sonst deckte er nur gerade den Oberkörper und war völlig wie der Rock oder Oberrock mit Brustklappen und hohem Klappkragen zugeschnitten. Man beliebte ihn stets in einer vom Rocke abstechenden Farbe und stellte ihn meist aus hellen oder lederbraunen Stoffen her.

Der gekrauste Busenstreif, angesteckt oder angenäht, wurde noch immer getragen, häufig aber auch weggelassen und statt seiner ein glattes »Vorhemdchen« oder »Chemischen« eingebunden, das leichter zu wechseln und billiger zu waschen war, als das Hemd. Das Vorhemd machte sich nur zu oft durch die hinten zwischen den Frackschössen heraushängenden Bändchen auf tückische Weise bemerklich.

Den Hals verbarrikadierte man noch nach allen Regeln der Kunst; zwar machte man bald nach Beginn des 19. Jahrhunderts das Kinn wieder frei, fuhr aber fort, den Hals durch Kragen und Binden mächtig zu recken. Zumteil schon seit 1804 gab man die Unterbinde auf, so dass der Hals seine unförmige Dicke verlor, sezte aber einen gesteiften Leinwandkragen an ihre Stelle, der mit seinen beiden oberen Ecken in die Wangen hervorstach (239. 2—10). Die Mode nannte diesen Kragen »Beffchen«, der Volkshumor aber »Vatermörder«; ein junger Mann soll nämlich, als er ganz nach der neuesten Mode gekleidet aus der Fremde heimkam, seinen Vater bei der Umarmung mit den scharfen Ecken seiner Beffchen totgestochen haben. Die über den Beffchen liegende Binde war stets von weissem Musselin und häufig gestreift oder gegittert; man verknotete sie gewöhnlich vorn mit einer mässigen Schleife und stellte eine Zeitlang die Schleife samt ihrem gegenüberliegenden Endzipfel in die Schräge. Es gab Leute, die, ähnlich wie die Friseure noch heutzutage, aufs Zimmer kamen, um ihren Kunden die Halsbinde anzulegen oder gegen einen Gulden Lehrgeld Unterricht in der Kunst des Bindens zu geben; ein gewisser Brummel erhob sich mit dem Studium seiner Halsbinden zu einer europäischen Berühmtheit.

Um 1815 war der Zopf im allgemeinen verschwunden, wo er noch vorkam, wenigstens lächerlich. In Kurhessen erhielt er sich als Soldatenfrisur noch bis zum Jahre 1821; der Kurfürst war ein abgesagter Feind von allem, was die französische Revolution und Bonaparte ge-

bracht hatten; als er wieder ans Ruder kam, suchte er die lezten Jahrzehnte aus der Weltgeschichte wegzuwischen und führte unter anderem auch Zopf und Puder wieder ein. Sonst aber war der »Tituskopf« durchaus in Mode; in den Tagen der Befreiungskriege zeigte er sein Haar etwas lebhaft bewegt (240. 1—3) und ungeordnet; nach dem Sturze Napoleons verlor er das in die Stirne hängende Schwänzchen; das Haar wurde nun sorgfältig gebrannt, geringelt und pomadisiert.

Fig. 240.

1 2 3 4 5

1—3. Männerfrisuren von 1808, 1811 und 1814. 4. zweiseitiger Hut von 1810. 5. runder Hut von 1811.

Die Männerwelt war glattrasiert; seit langer langer Zeit hatte sie keinen Bart mehr an Kinn und Oberlippe gesehen, ausgenommen etwa bei Freigeistern und Husaren. Um 1805 wagte sich zuerst wieder ein stoppeliger Ansaz zu einem Schnurrbarte hervor; man nannte dies Gewächs »Puzelbart« oder auch »Knasterbart«, weil man es nur bei formlosen Menschen fand, die aus grossen Pfeifen bösartigen Knaster verqualmten. Die Modenjournale weigerten sich jedoch, den Puzelbart zu registrieren und ihm dadurch Eingang in die salonfähige Welt zu verschaffen; dagegen schenkten sie dem »Favorit« eine freundliche Aufnahme; es war dies ein bisschen krauses Backenhaar vor den Ohren über den Vatermördern. Einen ganz unheimlichen Eindruck machte der Vollbart, den man zuerst im Jahre 1813 bei den Kosaken wieder sah; aber gerade deswegen wurde er von Leuten angenommen, die es darauf anlegten, ihren Landesvätern und der Polizei unheimlich vorzukommen, von den Demokraten; so kam der Vollbart zu dem Namen »Demokratenbart«.

Der hohe runde Hut vermochte nicht, feste Form zu gewinnen; er schwankte fortwährend zwischen den beiden Extremen seiner Grundform und war oben entweder etwas enger (240. 5) oder etwas weiter, als unten (239. 5), in lezterem Fall zuweilen an der Wandung leicht eingeschweift. In beiden Formen kam er gleichzeitig vor und hatte stets eine steife Krempe, die an den Schläfen in die Höhe gebogen war und nur, wenn sehr schmal, ungebogen blieb. Seit 1810 sah man Hüte, die im Kopfe spizig und in der Krempe hinten und vorn so tief herunter geschweift waren, dass der Kopf hier um einen Zoll länger, als an den Seiten, zugeschnitten werden musste (240. 5). Der Hut bestand aus Filz, oder aus Filz mit aufgeleimtem Plüsche; Hüte dieser Art nannte man »Seidenhüte«. Mit dem Staatsfracke zugleich pflegte man einen

zweiseitig aufgeklappten Hut zu tragen, dessen Krempe hinten und vorn scharf angezogen und ziemlich niedrig war (239. 12). Diese Mode rührte von Wellington her; wenigstens fand sie zu Ehren dieses Feldherrn viele Nachahmer. Der hohe zweiseitige Hut war noch bei Leuten der diplomatischen Karriere zu finden (240. 4), ebenso das verhüllte Kinn.

Neben einfachen Uhrbändern trug man massive Goldketten, woran eine Menge Berlocken und sonstige Kleinigkeiten baumelten.

Die weibliche Tracht von 1804 bis 1815. Die Frauen hatten die Epoche der Revolution mit grossem Verlust an ihrer Garderobe durchschritten; was sie eingebüsst hatten, war freilich nicht zu bedauern; Reifröcke, Korsette, Culs, Stöckelschuhe, hohe Frisuren und Puder mochten verschwinden; indes, was kam, war nicht viel besser; das gespannte Kleid mit seiner unnatürlich hohen Taille, das den Körper blossstellte, indem es ihn verbarg, die absazlosen Halbschuhe, die den Fuss kaum besser schüzten, als Sandalen, die langen Handschuhe anstatt der Aermel, die wirren Frisuren waren ebenfalls geeignet, Tadel hervorzurufen; ein wirklicher Gewinn bestand nur im Verluste des Korsetts; aber man ertrug seinen Verlust nicht lang.

Es war eine Art von Ironie, dass die Mode, die darauf ausging, die Frauen mit einem einzigen Rocke zufrieden zu stellen, sich gerade dadurch genötigt sah, ihnen zwei Gewänder zu bringen, nämlich zum Rocke noch die Hosen; Hosen waren sonst nur ein beliebiger, jezt aber ein notwendiger Teil der Frauengarderobe. Die Frauen legten nun gleichfalls weite Pantalons an, die sie nach Art der russischen Hosen über dem Knöchel verschnürten (vergl. 236. 6).

Der sehr flache Schuh wurde mit vielfach gekreuzten Bändern oder ohne Befestigung am Fusse getragen (241. 1—5), später mit zwei bis über die Fussbeuge gekreuzten Bändern angeschnürt (241. 7). Um 1810 trug man den Schuh, der sonst im Ausschnitte wie vor den Zehen spiz, so rund und knapp, als möglich; die Sohle blieb ohne Absaz und »so leicht wie ein Blumenblatt«. Das Oberzeug bestand aus Atlas, Serge (Serge de Berry), Seide und Merino und war mit Stickereien aus metallischen Fäden sowie mit dergleichen Flinzern geschmückt, daneben auch mit einer niedlichen Schleife. Anfangs beliebte man den Schuh hellfarbig, als er rund wurde aber auch schwarz, schwarzgrün und veilchenblau. Für gewöhnliche Ausgänge benüzte man jedoch einen höheren Knöchelschuh, der vorn herauf verschnürt werden konnte und eine nach hinten verdickte Sohle hatte; man nannte ihn »Gamasche«. Der Pantoffel blieb aus der guten Garderobe verbannt.

Das Kleid samt dem Leibchen beliebte man etwa seit 1805 vornher durchaus glatt anliegend, hinten aber faltig (236. 2). Das Rückenblatt des Leibchens war früher ein kleines, nahezu quadratisches, aufs Eck gestelltes Zeugstück und die Armlöcher befanden sich in den Brustblättern; jezt aber ward es breiter, als nötig, und durch eine Zugschnur am unteren Rande auf Taillenweite zusammengezogen. Die oberen Nähte, die sonst auf den Schulterblättern lagen, nahmen jezt die Achselhöhe ein; von jeder Naht gingen nochmals zwei Züge aus, von denen

Fig. 241.

1—14. Trachten von 1804 bis 1815. 2. Ballanzug, durchaus weiss, nur Schuhe und Haarband im Neste rosa. 5. Durchaus weiss, nur Schuhe rosa und Haarband schwarz; (auf dem Rücken hat das Kleid die nämlichen Klappen, wie auf der Brust). 6. (1810) Winterrock samt Kragen und Halsrüschen grau mit grünen Schnüren; (der doppelte Kragen endigt vorn in nicht zu lange Zipfel wie ein Halstuch; die Enden sind mit Eicheln geschmückt); Strohhut gelblich mit weissen Federn, Schuhe grau. 7. Winterkleidung (1810); Ueberrock hellgranblau mit dunkelgrünen Besäzen vorn herunter (hohle Eicheln mit hindurchgezogenen dreimal gedrehten Seidenschnüren; die Blätter unter den Achselwulsten sind genäht, nicht ausgeschnitten); Kopfbedeckung grün mit weisser Unterhaube und weissen Federn, Handschuhe grün, Schuhe schwarz mit grünen Schnüren, Strümpfe weiss, Kragen und Brusteinsaz weiss. 8. Winterkostüm (1812); Ueberrock samt Kragen scharlachrot mit gelbbrauner Randbräme; (der Kragen ist hinten in der Mitte fest); Hut dunkelblau mit weissem Randbesaze, Handschuhe graugrün, Schuhe grau. 9. Negligéanzug (1812) grün gestreift mit weissen und grünen Fransen, Strohhut gelblich mit grün und rosastreifigem (schottischem) Tuche, Schuhe graugrün, Strümpfe weiss. 10. Ballanzug (1813) weiss mit gelblichen Saumstreifen, Handschuhe und Haarband weiss,

je einer nach hinten und vorn lief. Alle diese Züge waren unabhängig von der eigentlichen Schnürvorrichtung. Unter jeder Achsel schob sich zwischen Brust und Rückenblatt ein stumpfer Sonderzwickel ein. Auf den Rückennähten war das Leibchen paspoiliert, im Inneren aber mit derber Leinwand gefüttert; in diesem Futter sass, stets vom Oberzeuge verdeckt, die Verschnürung und zwar vorn in der Mitte oder seitwärts im Rückenblatte; das Futter war hier etwa eine Handbreit schmäler geschnitten, als das Oberzeug. Wenn hinterwärts verschnürbar, war das Kleid hinten wie vorn durchaus an das Leibchen genäht, wenn vorn verschnürbar, aber nur hinten und im mittleren Teile des Vorderblattes; die beiden Seitenflügel dieses Blattes wurden weder obenher mit dem Leibchen, noch an den Seiten herab auf eine gewisse Strecke mit dem Rückenblatte vernäht; man nahm, sobald man das Kleid anzog, die beiden Flügel straff empor und schloss sie mit Hafteln an das Leibchen; so blieb dem Rocke auf jeder Seite ein Schliz. Bei sogenannten »halben Staatskleidern« knöpfte man nicht selten das Kleid vorn bis unter die Brust zu; von der Brust aus bis untenhin trug man die Knöpfe maskiert. Die Knöpfe hatten eine spizige Form.

Dem Leibchen entsprechend war auch der Rock hinterwärts gefaltet (236. 2); seinen Zuschnitt besorgte man in folgender Weise. Man nahm zwei rechteckige Stoffstücke, die nicht breiter waren, als die Taille verlangte, dazu noch ein drittes, das man der Länge nach schräg und dergestalt durchschnitt, dass es in zwei abgestumpfte Zwickel zerfiel. Diese Zwickel schob man mit dem abgestumpften Ende nach oben zwischen Vorder- und Hinterblatt ein; so erhielt das Rückenblatt die nötige Breite, um auf Taillenweite zusammengefaltet werden zu können. Fand man indes den Rock nach untenhin noch nicht weit genug, so sezte man zwei weitere, aber gespizte Zwickel ein; diese entnahm man dem Vorderblatte, dem man dann schon von Haus aus eine mehr als nötige Breite gegeben hatte; man bezeichnete von der Mitte seines oberen Randes aus die gehörige Taillenweite, trennte von beiden Endpunkten derselben mit einem schrägen Schnitt auf die unteren Ecken hin die Zwickel ab und drehte diese mit der Spize nach oben. Die Falten machte man anfangs ziemlich eng und zahlreich; bis 1809 aber beschränkte man sie auf vier bis sechs, brach diese etwa zwei Centimeter tief und schob sie eng zusammen. Seitdem liess man die stumpfen Zwickel weg und ersezte sie durch zwei spize, die man dem Hinterblatte entnahm. Schliesslich gab man auch die lezten Falten auf und machte aus dem Kleid ein ganz glattes bis auf die Füsse verkürztes Futteral (241. 5. 12); wo noch eine Schleppe zu sehen war, wie bei Ballkleidern, bedeckte sie nur eine Handbreit den Boden. Nach den Zwickeln benannte man das Kleid »Zwickelrock«.

Perlenschnur am Halse rot. 11. Morgenanzug (1814); Mantel mit mehrfachem Klappkragen (spanischer Mantel) lederbräunlich mit dunkelrosa- und weissgestreiftem Randbesaze und weissem Futter, Kleid weiss, Hut dunkelrot mit weissen Randstreifen und weissen Federn, Handschuhe hellgrau, Schuhe lederbraun. 12. (1814) Kopfaufsaz weiss und mit Blumenbüscheln garniert, Kleid gelb mit roten Streifen, unterer Besaz, Schuhe, Kragen, Gürtel und Handschuhe weiss. 13. 14. Das „deutsche Feyerkleid“ (1814) durchaus schwarz mit weissen Schlizen, Puffen, Kragen und Federn.

Die Aermel machte man genügend, oft über Genügen lang (241. 5) oder so kurz, dass sie nur die Achseln bedeckten; in beiden Fällen legte man sie oben auf der Vorderseite in Falten (241. 2. 5. 10. 12); die Naht liess man stets unter die Achseln fallen.

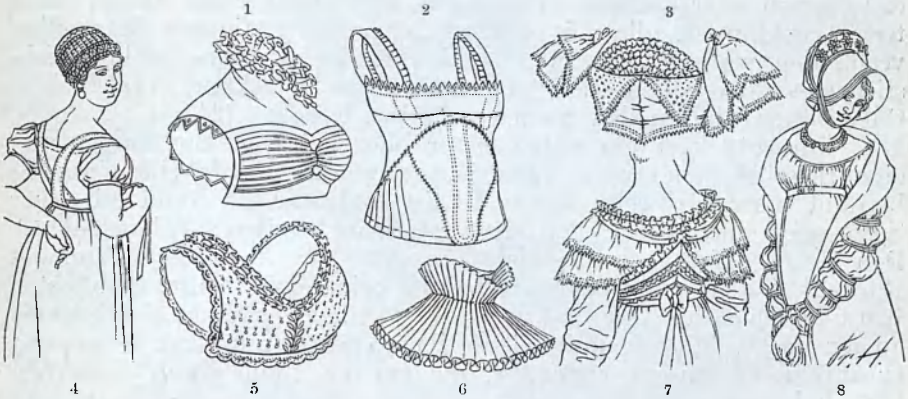
Die Taille war beständig sehr hoch und das Leibchen sehr kurz; doch liess man es jezt gewöhnlich so weit in die Höhe gehen, dass es den Busen bedeckte; für den Ball dagegen schnitt man es wenigstens rücklings von den Schultern an beinahe bis zum Gürtel im Bogen aus, machte auch die Aermel nur einige Zoll lang, oft nur zwei, und liess die Schultern durchaus unverhüllt. Um 1810 öffnete man den Ausschnitt spiz nach unten und versah ihn auf Brust und Rücken mit Klappen (241. 5). Ueberhaupt liess man, so einfach das Kleid war, doch dem persönlichen Belieben einen grossen Spielraum; dafür boten namentlich die Aermel ein günstiges Feld; um 1812 machte man vielfach die Aermel unten wie oben von gleicher und ziemlich bequemer Weite und schloss sie unten mit einem gekrausten Streifen, welcher breit die Handwurzel umgab (241. 6). Um diese weiten Aermel fest zum Stehen zu bringen, fütterte man sie mit zwei Reifen von Fischbein, die man in die Quere einsezte und zwar so, dass sie den Aermel in drei gleiche Teile schieden.

In dem Auspuze der grossen Flächen war man sehr erfinderisch; man verzierte das Kleid namentlich längs des unteren Randes, dann noch vorn vom Gürtel abwärts mit reichen Besäzen in Stickereien, Kanten und Fransen, auch sonst, wo es anging, mit lebendigen Blumen, die in Sträussen oder Guirlanden gebunden waren. Eine ganz neue Art, die Aermel zu verzieren, erfand man um 1812. Man nahm ein quadratisches Zeugstück von einer Elle Seitenlänge, schnitt es oben nach üblicher Weise zu und verfuhr auch unten, als sollte ein gewöhnlicher Aermel daraus gemacht werden, der nicht ganz eine halbe Elle in der Länge messe. Von der Mitte der unteren Kante aus markierte man nach rechts und links die nötige Weite und machte an den beiden Endpunkten derselben einen tiefen Einschnitt, wodurch auf jeder Seite ein Flügel von einer viertel Elle Länge abgesondert wurde. Diese Flügel schnitt man keilig zu, besezte sie mit seidenem Band und schmalem »getollten« Petinet, nahm sie dann mit der abwärts gewendeten Spize in die Höhe, befestigte sie im zweiten Drittel ihrer Länge mit einer Schleife an die Achsel und liess ihren lezten Teil, die eigentliche Spize, frei herunterfallen.

Schon seit 1809 machte sich wieder eine Rückkehr zum Korsette bemerklich; das Bedürfnis nach einem festen Size des Kleides verleitete dazu. Man wagte es zwar noch nicht, den alten verrufenen Schnürpanzer ohne weiteres zu begnadigen, und gab sich vorerst mit einer Art von Viertelskorsett zufrieden; es war dies ein fast auf Gürtelbreite zusammengeschnittenes Korselett (242. 4), welches über das Kleid angelegt und vorn mit Stahlschnallen geschlossen wurde; über die Achseln her hielt man es mit zwei gekreuzten Tragebändern fest, die unter der Brust sich zu einer breiten enganschliessenden Schneppe

erweiterten. Dies Garderobestück nannte man »Korsett en X«. Um 1811 war man indes schon bei einem völligen Korsett angelangt, das man nach dem Namen der berühmten Ninon de l'Enclos, der gefeierten Galanteriekönigin im 17. Jahrhundert, benannte. Dies Korsett hatte nur eine leichte Taille (242. 2) und schloss sich bequem an den Körper, ohne ihn zu verändern. Daneben benüzte man noch ein anderes Korsett, das »Korsett en fichu«; es war dies eine nach dem Körper geformte Büste von feinem weissen Stoffe (242. 5), wattiert, wie auch das Ninonkorsett mit einigen Fischbeinen gesteift und im Rücken verknöpfbar. Nicht selten hatte die Büste einen Einsaz, der die Brust bis zum Halse und selbst diesen noch mit einer breiten Fräse umschloss (242. 1). Der Teil, der die Brüste verdeckte, wiederholte deren Form und war häufig in dichte Querfältchen eingesteppt. Diese Büsten und Korsette

Fig. 242.



1. 5. (1810) Pariser Kragen (gorges oder corsets en fichu) durchaus weiss (beide Kragen im Rücken verknöpfbar). 2. (1811) Schnürleib. 3. (1810) Büste weiss mit blassgrünem Leibchen. 4. (1810) Korsett en X. 6. (1812) Kragen weiss. 7. (1810) Büste weiss mit blassgrünen in der Mitte des Rückens zusammengehenden glatten Bändern und ebenso gefärbtem Taillenband mit Schleife. 8. (1812) Hut rosa mit grünem Bandbesaze, grünen Blumen, deren Mittelpunkt gelb, und weissem Futter, Redingote oder Pardessus rosa mit grünem Futter, grüngeränderten Armbändern und grünen Rüschen am Handgelenke, Kleid und Handschuhe weiss, Gürtel rosa, Gürtelschlösser golden mit grünen Steinen, Ohrgehänge und Halskette rot (Korallen), leztere mit grünem Schlösschen.

waren der Anfang vom Ende der »Natürlichkeit« im Kostüm. Schon um 1812 hatte die Mode der scharfgeschnürten Korsette in Paris wieder überhand genommen. Aerzte und Künstler kämpften Schulter an Schulter dagegen an; aber selbst ein Canova mühte sich umsonst, den Damen begreiflich zu machen, wie wenig sie sich auf ihren Vorteil verständen, indem sie den wellenförmigen Umriss ihrer Gestalt einer eingeschnittenen Taille preisgaben.

Gürtel blieben in Mode; es waren entweder längere Bänder, die man vorn oder an der Seite einfach verschleifte, oder kürzere Streifen von Sammet, türkisch gewirkter Seide oder Häkelarbeit, die man mit einer Stahlschnalle zusammenfasste.

Handschuhe bis an oder über die Ellbogen deckten die bei hoher Toilette nahezu ganz entblössten Arme.

War der Busen bedeckt, so fehlte nicht leicht die Krause um den Hals; sie bestand gewöhnlich aus drei »Strichen« von gekräuselten Fräsen, die auf Draht montiert und an ein Band gesezt waren, das den Hals umschloss, und sah der »Kröse« ältester Form ziemlich ähnlich, nur dass sie keine so regelmässigen Falten hatte. Oft waren die Striche in grosse runde »Tollen« gebrannt und derart an das Halsband gesezt, dass zwei davon abwärts standen, der dritte und oberste aber, der schmälste von allen, aufwärts; der untere Strich ging bis an den Ausschnitt des Kleides und bedurfte eines Zeugstreifens, der beinahe 4 Ellen lang und $^1/_4$ hoch war; der zweite Streif war 3 Ellen lang und 4 bis 5 Finger breit hoch, der dritte 2 Ellen lang und $^1/_8$ Elle hoch. Derartige Fräsen hiess man »Bayardfräsen«. Halskrausen für hohe Kleider hatten Aehnlichkeit mit dem Stundenglas einer Sanduhr (242. 6); sie wandten einen Strich aufwärts um den Hals, einen andern, der doppelt oder dreifach so breit war, abwärts über den Busen. Man trug Halskrausen, die mit Chemisetten von gesticktem Musseline verbunden waren und hinten und vorn bis an die Taille herabstiegen, an den Seiten aber nur die Schultern bedeckten; vorab solche Chemisetten führten den Namen: »Pariser Kragen« (243. 5).

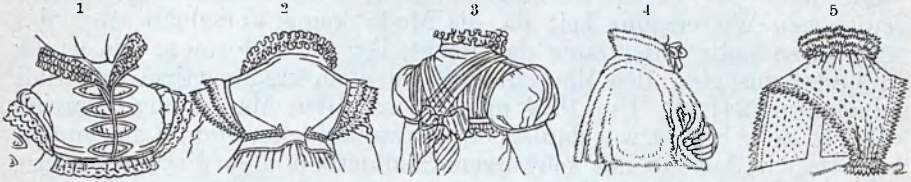
Um 1810 kam ein tiefgezackter oder gefräster Stehkragen auf, eine ritterlich-romantische Reminiscenz an das 16. Jahrhundert; er bestand meist aus sehr feinem Battist und war am Rand mit einer Spize oder einem gestickten oder »getollten« Streifen garniert (241. 12). Den Hals bedeckte er gar nicht, sondern nur den oberen Teil des Rückens, indem er zu beiden Seiten der beinahe zur Hälfte entblössten Brust in die Höhe stieg und den Nacken umgab, sich dabei aber nach aussen stellte. Mit seinem in leichte Falten gelegten unteren Rande war er an eine Chemisette angenäht, die um die Taille durch einen Zug festgehalten wurde.

Als sehr beliebtes Ueberkleid galt der »Spenzer«; derselbe war ein anschliessendes Jäckchen mit und ohne Vorstoss (243. 1. 2. 250. 6), mit langen bequemen Aermeln, die sich über der Hand mit einer Stulpe öffneten, einem kleinen Halsausschnitte und stehendem Kragen, welcher der Halskrause zur Stüze diente. Man trug den Spenzer selbst über dem Ballkleide und alsdann ohne Kragen mit tiefem Ausschnitte und einem Vorstosse an den Achseln, die sich wie Klappen über die kurzen Kleiderärmel legten. Vorn hakte man den Spenzer zusammen. Der Auspuz bestand stets aus dem nämlichen Stoffe, wie der Spenzer selbst, und vorzugsweis in mandelförmigen mit Band umrandeten Puffen, die auf der Brust und an den Aermeln herab aufgenäht waren, sowie in gezackten oder gefältelten Achselklappen. Ein Mittelding zwischen Spenzer und Pariser Kragen war die »Spenzerchemisette«, eine Halskrause (245. 9), unter welcher hinten und vorn ein Schulterkragen von Musselin herabstieg, einfach oder aus mehreren übereinanderfallenden Schirmen zusammengesezt, zackig gerandet oder in tiefeingeschnittene Laschen zertrennt und zierlich bestickt.

Den Uebergang von den Spenzern zu den halblangen Ueberzieh-

kleidern oder »Tuniken« vermittelte ein vorn übereinanderschlagbarer Spenzer mit langen spiz geschnittenen und bequasteten Brustblättern, die bis an die Kniee reichten. Spenzer dieser Art blieben noch bis 1820 zu sehen (250. 4); sie waren Zwillingsbrüder von jener Tunika, die nur an einem ihrer Brustblätter in eine aufzusteckende Spize auslief (Taf. 26. 3). Sonst überdauerte von all diesen nach »griechischer Art« zugeschnittenen Tuniken nur noch eine das erste Jahrzehnt, nämlich die sogenannte »Schurzrobe« (robe en tablier), die ganz wie der eigentliche Rock geformt, auch so lang wie dieser war (237. 12), später aber etwas kürzer wurde (250. 5), hinten herab offen stand und mit Bändern oder Knöpfen geschlossen, über die Achseln her aber mit zwei gekreuzten Bändern festgehalten wurde.

Fig. 243.



1. 2. Spenzer (1813) an Brust-, Achsel- und Aermelbesätzen stets durchaus gleichfarbig, gelb, blau, grün u. s. w. 3. Leibchen (1814) mit gefälteltem Schosse weiss, Halstuch grün mit weissem grüngestreiften Saume. 4. Pelerine silbergrau (1812). 5. Pariser Kragen weiss (1810).

Da der eigentliche Rock stets aus leichtem Stoffe bestand, aus Perkal, Wolle oder Tüll, so bedurfte man bei kalter Witterung eines wärmeren Ueberrockes. Man trug Ueberröcke von verschiedenen Formen und Namen; im allgemeinen bezeichnete man sie mit »Enveloppe« oder »Redingote«, dann aber auch mit »Pardessus« und »Douilette«. Die Douilette war eigentlich ein »Morgenrock«, der vielfach für sich allein getragen wurde; er hatte ungefähr die Form einer Robe (Taf. 26. 4) und stiess, wenn mit dem Gürtel zusammengefasst, mit den vorderen Rändern nur gerade zusammen, während sonst die Ueberröcke sich übereinander legten. Alle Kleider dieser Art reichten bis an den Hals und hatten lange meist ziemlich enge Aermel mit Handstulpen sowie einen Stehkragen, die Redingote ausserdem mehrfach übereinanderliegende Kragen wie der männliche Carrick (245. 12. 250. 7). Anfangs schlossen sich alle Ueberröcke bequem auf das enge Kleid; sie waren oben wie der Spenzer geschnitten (241. 7. vrgl. 243 1. 2), lagen glatt an und machten nur manchmal im Rücken einige Falten. Später bekamen sie eine grössere Fülle; um 1812 standen sie weit von den Schultern ab (242. 8); auch die Aermel waren weit und drei- bis viermal oder noch öfter mit Seidenband quer unterbunden und in Bauschen gerafft. Der Rock wurde vorn zurückgeschlagen, so dass er auf jeder Seite eine Klappe bildete; beide Klappen stiessen hinterm Nacken zusammen. Von 1814 an machte man die Oberröcke kürzer, als das Unterkleid, so dass sie nur noch wenig oder auch gar nicht mehr über die Kniee gingen (Taf. 26. 5).

Viel getragen für sich allein oder mit dem Oberrocke wurde die »Pelerine«; man hatte solche für Sommer und Winter. Einmal war die Pelerine von Plüsch oder Pelz, rund geschnitten mit Stehkragen besezt und mindestens bis zur Taille herabsteigend (243. 4), ein andermal von leichterem Stoffe und so klein, dass sie den Kleidausschnitt, in den sie eingepasst, hinten und vorn nur gerade zudeckte, auf den Schultern aber einige Finger breit darüber hinausging. Um 1814 trug man sie mit einer Krause gesäumt und mit einer Halsfräse von gleichem Stoffe besezt, so dass sie von dem »Pariser Kragen« (243. 5) nur wenig verschieden war. Seit 1804 hatte man einfache und doppelte Pelerinen mit halben Aermeln und einem Zug auf dem Rücken, womit sie passend um den Körper geschlossen werden konnten.

Der Mantel gehörte nicht notwendig zur Modetracht, denn seine Stelle hatte der Ueberrock eingenommen; doch behielt man ihn als gediegenen Wetterschuz bei; da die Mode keine Vorschrift über ihn machte, so hatte jede Dame das Recht, ihn so zu formen, wie er ihr am besten zusagte; allen Mänteln indes blieb ein kragenartiger Ueberfall gemeinsam (241. 3). Um 1814 machte man den Mantel dem Carrick ähnlich. Sehr beliebt war damals ein schwarzseidener Mantel mit langen Aermeln, dreifachem mit schwarzem Sammetbande garniertem Kragen und blauem oder rotem Futter; er lag ganz eng am Körper und wurde mit einem Bande zusammengezogen.

Der Anstand verlangte, dass man selbst in den heissesten Sommertagen nicht ohne den grossen Shawl auf der Strasse erschien. Es gab lange gestreckte und quadratische Shawls. Der lange Shawl erlaubte sich auf sehr verschiedene und malerische Weise zu drapieren (235. 10); man trug ihn bis zu 7 Ellen lang, aber höchstens nur 1 Elle breit. Der quadratische Shawl hatte etwa $2^1/_2$ Elle Seitenlänge; man legte ihn entweder einfach vom Rücken her um die Schultern (236. 1) oder faltete ihn, bevor man ihn umhing, zu einem Dreiecke zusammen, so dass das überfallende Stück das untere etwas mehr, als zur Hälfte deckte (241. 1). Die Shawls waren stets farbig, hochrot, veilchenblau, dunkelorange, mit Ranken von Blättern und Blüten durchwebt, quadratisch gemustert und mit breiten Fransen und Borten gesäumt.

Ausserdem bediente man sich noch vielerlei Brusttücher und Fichus, kleinerer, die man über der Brust kreuzte und hinten verknotete (236. 5. 243. 3), sowie grösserer, die man ebenso oder mit willkürlichen Falten um den Körper ordnete. Alle diese Tücher waren drei- oder vierkantig, »buntfarbig ombriert, quadrilliert, übereck schiniert, bandförmig gestreift mit darüber weglaufenden schinierten Carreaux«, glatt im Grunde, einfach gegittert und mit glatten Atlaskanten verbrämt, feinere von Seide oder Gaze, gröbere von Wolle.

Die Frisur zog man immer mehr zusammen; die Haarmasse auf dem Hinterkopfe (244. 1) verkleinerte man anfangs dadurch, dass man zahlreichere und grössere Locken davon losmachte, als früher, und solche teils hinter die Ohren und über den Nacken herabfallen liess, teils über den Kopf nach vorn ordnete. Aber bei dieser Frisur verblieb

man nicht lange; um 1810 trugen die Modedamen vielfach den feingekräuselten »Tituskopf« (237. 9); ihr Haar lag im Toilettekasten; namentlich wer schwarzes Haar hatte, schnitt es ab, denn es ward nicht viel darauf gehalten; aber das blonde wurde sehr gepflegt; wer eines solchen sich erfreute, zog den »Lockenkopf« dem Tituskopfe vor. Bei dieser Frisur (244. 3) fiel das Vorderhaar mit einigen stattlichen Locken zu beiden Seiten über die Stirn bis zu den Augenbrauen herab; das Hinterhaar aber war auf dem Scheitel versammelt und

Fig. 244.

1 2 3 4 5 6

Frisuren: 1 von 1800; 2. 3 von 1810; 4 von 1812; 5 von 1813; 6 von 1814.

mit Nadeln oder einem Kamme festgesteckt. Auch diese Frisur wurde noch nicht schlicht genug befunden; man scheitelte das Vorderhaar, strich es glatt hinter die Ohren zurück und wandelte es zwischen Ohrläppchen und Schulter in einige grosse Locken um (244. 5); das Hinterhaar aber flocht man in einen breiten Zopf oder in einige kleinere Zöpfe und legte solche in Schneckenform oder en chou auf dem Scheitel zu einem »Neste« zusammen, das den Kopf wie ein enger Kronenreif überragte; diese Frisur war sehr kleidsam. Das aus einem Zopfe zusammengedrehte Nest war schon einige Jahre zuvor (um 1810) in die Frisur gekommen, hatte aber seinen Plaz auf dem Hinterkopf an Stelle des Haarknotens gefunden (244. 2).

Seit Anfang des 16. Jahrhunderts hatte die grosse Mode den Zopf nicht mehr gesehen. Dadurch, dass sie jezt wieder seiner gedachte und zugleich den Aufsteckkamm einführte, öffnete sie eine neue Epoche für die Frisur; mit der antiken war es jezt vorbei. Für den Ball durchflocht man das Haar mit Perlen- oder Diamantschnüren, besteckte das Nest mit einem goldenen Kamme, der nach Vermögen noch mit Diamanten ausgeschmückt war, und die übrige Frisur mit einigen kleinen Blumen: mit Kornblumen, Jasmin, Orangeblüten, Glockenblumen oder auch mit Kornähren; die Blumen mussten so gefärbt sein, wie das Kleid. Es machte sich schon damals ein Schema bemerklich, das die kommenden Frisuren bestimmte, nämlich eine schiefe Scheitelung (244. 2) oder eine ungleichseitige Verteilung (244. 4), ferner eine völlige Entblössung des Nackens (244. 6).

Turbane und turbanähnliche Aufsäze (235. 6. 10) währten fort; man besteckte den Puz mit einigen Straussfedern, stellte solche aber nicht mehr senkrecht auf, sondern schräg.

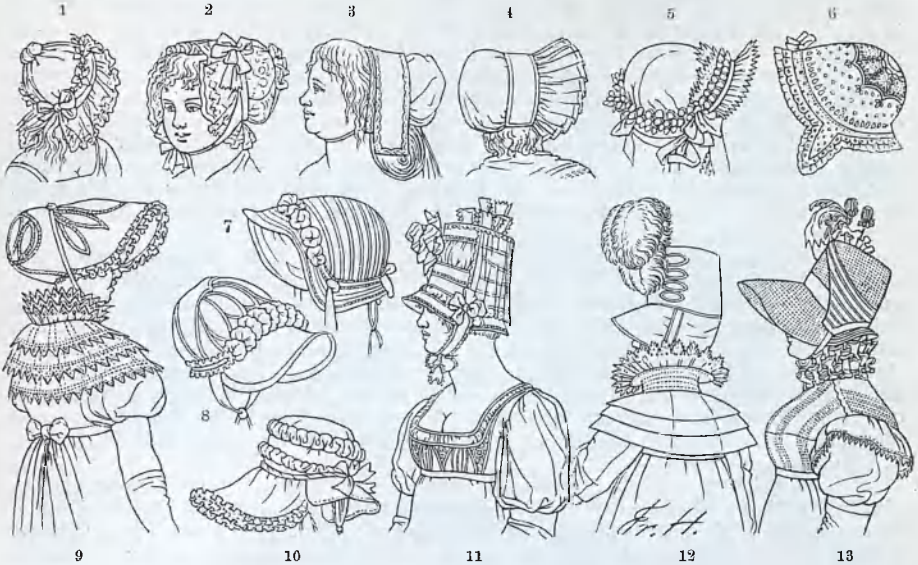
Die Hauben erhielten sich in beiden Formen, wie wir sie oben beschrieben haben (S. 852 ff.), noch einige Zeit nebeneinander in Gunst; es waren entweder einfache Rundhauben (245. 1), die vornher mit einem Rand aus Spizen oder gefälteltem Weisszeuge verbrämt, der um das Gesicht zu liegen kam, oder es waren kleine Chapeau-bonnettes oder Kopfschürzen, die den Oberkopf bedeckten (vrgl. 235. 1). Diese Haube verschwand jedoch nach wenigen Jahren, während die Rundhaube sich sozusagen verjüngte; um 1814 erschien sie mit besonderen »Backen« versehen und vielfach mit Stickereien ausgeschmückt (245. 6); eine Haube in dieser Form nannte man »Cornette«. Zumteil lag die Haube durchaus glatt und passend am Kopfe an, zumteil war sie im Hinterkopf, der besonders angesezt, faltig oder in glatte feste Puffen gegliedert (253. 1) und eine Handbreit länger, als nötig. Früher gab die Haube einen Massstab ab für das Alter der Damen; jezt wurde sie auch von jungen Mädchen getragen.

Neben den Hauben gab es Müzen, die man »Toques« nannte; sie hatten mit unsern heutigen Kindermüzen einige Aehnlichkeit und bestanden aus einem ballonförmigen glatten oder faltigen Kopfe, der mit Borten benäht und meist untenher mit einem Bunde gefasst war (253. 6). Manchmal war der Müzenkopf vorn höher, als hinten, und am Vorderstücke mit Borten diademartig gestreift (253. 9). Ein andermal glich die Müze unsern jezigen Konditormüzen und erhob sich über dem Bunde mit einem breit ausladenden faltigen Kopfe (253. 10). Federn waren der stete Schmuck der Toques, weiss oder in Farben schillernd.

Der Hut, stets aus Kopf und Schirm zusammengesezt, verfolgte ganz, wie die Frisur, die Tendenz, über den Wirbel empor zu steigen. Der Schirm war wie ein Tonnengewölbe gebogen und stand über die Stirne gerade hinaus; von stattlicher Breite verschmälerte er sich häufig nach den Schläfen hin und umlief den Nacken als schmaler Streif. Der Hutkopf, erst niedrig (245. 10), dann so hoch wie breit, dann doppelt so hoch, erreichte um 1814 seine grösste Höhe (245. 11—13) und ragte wie ein Turm über dem Scheitel empor, senkrecht oder ums Merken nach hinten geneigt. Bänder, unten am Kopfe angenäht, hielten den Hut unterm Kinne fest und drückten den Schirm rechts und links an die Wangen. Man stellte den Hut aus feinem Strohgeflechte her, weiss, gelblich oder schwarz, oder aus Zeugstoffen, aus Atlas, Taffet und ungerissenem Sammet, weiss, rosa, lila, himmelblau, hochgelb, grasgrün und streifig. An sich schon ein wunderliches Ungetüm, erschien er durch seinen Auspuz noch wunderlicher. Bänder, Schleifen und Fräsen waren nicht gespart; oft erforderten die Garnierungen an drei Ellen Zeug und die emporgetürmten Schleifen überhöhten noch das Mass des Hutes. Nicht selten war der Schirm von einer breiten hängenden Kante umrandet und ebenso oft der ganze Ueberzug des Hutes zu kleinen Puffen eingenäht (vrgl. 250. 7). Blumen und wallende Federn gesellten sich zu dem Auspuze. Duzendfältige Nebenformen bewegten sich jahrein jahraus um die Hauptformen (245. 7. 8. 11. 253. 7).

Zu Ende des Jahres 1814 war der hohe Hut bereits zur Karikatur geworden und man wandte sich mit Vergnügen wieder dem niedrigen Hute zu. Auch befreundete man sich damals wieder mit Hüten, die den cylindrischen Männerhüten glichen (250. 2. 3); man fertigte sie aus allerlei Zeugen und puzte sie mit Federn oder mit Bändern und Blumen.

Fig. 245.



1—13. Hauben und Hüte von 1800 bis 1815. 1. weiss mit ziegelrotem Band. 2. weiss mit gelblichem Bande 3. 4. weiss. 5. weiss mit himmelblauem Band und ebensolchen Eichelnäpfchen. 6. (Cornette) weiss. 7. (1810) weiss mit violetten Streifen. 8. (1810) weiss mit strohgelber (paille) Bandgarnitur. 9. (1808) Hut hellgrün mit weissen Blättern und Strohband, Kragen (Spenzerchemisette) weiss mit durchbrochenen Streifen, Kleid weiss, Taillenband grün. 10. (1812) weiss. 11. Hut samt der übrigen Kleidung weiss, nur die Bandschleife auf der Stirnseite des Hutes rotgestreift. 12. (1814) Hut (velours epinglée) weiss mit blassroten Bandstreifen; Federn und Spizenkragen weiss, Redingote hellkarminrot. 13. (1814) Strohhut gelblich, Hutgarnitur und übrige Kleidung weiss, Hutblumen gelb mit grünen Blättern.

Wir wollen nicht vergessen zu erwähnen, dass seit 1807 die Arbeitsbeutel und Täschchen, die »Ridiculs« und »Balantines«, welche man in der Hand oder am Gürtel mit sich führte (235. 11), wieder seltener wurden; damals endete die Mode der taschenlosen Kleider und man fing an, Taschen an der Hüfte des Kleides einzusezen, obgleich man sie bei der grossen Spannung desselben nur mit Mühe benuzen konnte. »Sie sind zwar unbequem und missgestalt, versicherte ein Modeblatt, aber man erkennt an ihnen ein gut gemachtes Kleid.«

Der Anteil, den die Frauen am Kriege nahmen, offenbarte sich in vielfachen Einzelheiten ihres Kostüms; Kosaken und Jäger, auch Landwehrleute, spielten eine Rolle in den weiblichen Handarbeiten; man sah ihr Bild auf Arbeitsbeuteln und Börsen, bald reitend, bald knieend, bald mit der Pike einhergehend, bald mit der Büchse zielend, ebenso das »Eiserne Kreuz« in Häkelarbeit an allen passenden Stellen. Die Verarmung infolge des Krieges nötigte dazu, den goldenen Schmuck ganz oder zumteil durch eisernen zu ersezen; man begnügte sich mit Hals- und Uhrketten, die ganz aus eisernen Ringen oder abwechselnd aus goldenen und eisernen

zusammengesezt waren, oder mit Halsketten aus eisernen Medaillons und kleinen Siegesmünzen. Auf der Vorderseite der Münzen liess sich die geflügelte Viktoria mit Schwert und Lorbeer sehen sowie die Umschrift »Gott segnete die verbündeten Heere«, auf der Rückseite aber irgend eine Darstellung, eine Schlacht, ein Sturm auf eine Festung mit dazu passendem Namen, wie »bei Grossbeeren durch den Kronprinzen von Schweden den 22. und 23. April 1813« oder »an der Katzbach durch Blücher den 26. August 1813«, »bei Leipzig in der Völkerschlacht vom 16. bis 19. Oktober 1813«. Dergleichen Münzen wurden auch zu Busennadeln und Ohrgehängen verwendet oder als Ohrgehänge eiserne Ringen benüzt, die aus zwei gekreuzten, von einem Lorbeerkranz umgebenen Schwertern und der Legende »Sieg bei Leipzig« bestanden. Die Hüte verrieten zum grossen Teil durch ihre Form den kriegerischen Zeitgeist; bald spizten sie sich ganz wie eine Baschkirenmüze zu, welche ein breitwogender russischer Federpuz umschattete (246. 9); ein andermal erinnerten sie durch die Form der grünen Bandgarnitur an österreichische Helme (246. 1), dann wieder an oben ausgeschnittene russische Tschakos (246. 2). Oder der Hut machte wenigstens durch Kokarde und Federbusch einen kriegerischen Eindruck; wehende Palmzweige verkündigten den Frieden. So trugen nicht blos die deutschen Frauen, sondern auch die Pariserinnen ihre Hüte als eine Huldigung für die verbündeten Truppen.

Den Frauen thaten es die Männer gleich; elegante Leute trugen Westen aus weissem Piqué, auf denen in gelber Farbe ein sogenanntes »Vermicelle« prangte, unverständlich für den ersten Blick und jedesmal eine ungewöhnliche Richtung nehmend, wenn es den Abbildern von Eisernen Kreuzen erster Klasse ausweichen musste, die symmetrisch geordnet waren; vor jedem Kreuze bildete es einen grossen Buchstaben mit kleineren im Gefolge und die Namen der Heerführer wie aller Soldaten darstellend, welche dieses Kreuz sich erworben hatten. Uhrketten bestanden aus feinen Geweben von Eisen- und Golddraht oder aus einer Reihe von patriotischen Medaillons; auf den Tabatieren prangten die Brustbilder der siegreichen Feldherren in Eisenguss.

Von solchen Anfängen gingen die Männer zu einem völligen Patriotenkostüm über. Die Frage einer deutschen Nationaltracht bewegte lebhaft die Gemüter, ohne jedoch in den Modeblättern besonderen Widerhall zu finden. Man wollte in der Tracht wieder deutsch sein, so deutsch wie in den »alten Ritterzeiten«, da der Glanz des deutschen Kaisertums die Welt durchstrahlte. Aber es fehlte an kostümlichen Kenntnissen; man suchte und geriet in die Theatergarderoben ohne zu wissen, dass das, was man hier fand, dem Reiche der Phantasie, am wenigsten aber dem Mittelalter angehörte. Und so erschien denn der deutsche Jüngling von 1815, nachdem er von den Schlachtfeldern bei Leipzig und Waterloo heimgekehrt war, im Ritterkostüme der Theaterhelden (246. 6—8). Seine Kopfbedeckung war ein »Barett«, ein mit Pappe unterlegter Stirnreif und eine breit ausladende Müze, die wie ein Sack aus dem Reife hervorquoll. Das Barett bestand aus Sammet und war mit Kokarde und Feder aufgepuzt. Die Kokarde zeigte die vaterländischen Farben in Schwarz, Rot und Gold sowie das Kreuz Christi; die flatternde Feder galt als Sinnbild der Freiheit. Man sieht dies Barett noch heute zuweilen bei studentischen Aufzügen. Der Leibrock war von schwarzem Tuch oder Sammet; er ging mindestens bis in die halben Oberschenkel herab, legte sich mit leichter Taille bequem an den Körper und liess sich vorn mit einer dichten Reihe von kleinen Knöpfen oder mit Lizen und Knebeln, beliebig auch mit einer Schärpe um den Leib verschliessen. Oben an den Aermeln war er ziemlich weit und selbst gepufft, am Halse mit einem geschlossenen Stehkragen oder mit einer Spizenkrause versehen, häufiger noch mit einem offenen, weit und lässig auseinanderfallenden Leinwandkragen. Der Stehkragen verkündete soldatische Zucht, Freiheit aber der weite Kragen bei offenem Hals; er stand sehr im Gegensaze zur Mode, welche den Hals hinter Kragen und Binden verschanzte. Der Turnvater Jahn wie der Dichter Byron trugen gleichmässig den Hals entblösst. Enge Hosen und Reitstiefel vollendeten das Kostüm. Die Burschenschafter trugen dasselbe 1817 bei der Wartburgfeier, dazu noch schwarzrotgoldene Bänder und Quasten. Es war sehr ernst gemeint und mit strenger Geistesarbeit, Sittlichkeit und Deutschtum verbunden; aus diesem Grunde verdiente es nicht, dass es nachträglich lächerlich gemacht wurde.

Nicht minder waren die Frauen auf ein nationales Kostüm bedacht. Zu Gotha erschien 1814 ein Werkchen mit zwei farbigen Abbildungen unter dem Titel: »Das deutsche Feyerkleid, zur Erinnerung des Einzuges der Deutschen in Paris vom 31. März 1814, eingeführt von deutschen Frauen.« Die Abbildungen gaben das kostümliche Muster für einen grossen Teil der besseren Stände ab, nämlich eine Art von Gretchentracht, die durchaus schwarz mit weissem Auspuze (241. 13. 14). Das Kleid war fast dürftig eng, bis auf die Füsse fallend und mit schmalem Gürtel umschlossen; es hatte ein dicht unter der Brust gerade abgeschnittenes Leibchen und

Fig. 246.

1—4. 6—9. Trachten von 1814. 1. Hut in Form eines österreichischen Helmes weiss mit grüner Bandgarnitur. 2. Hut in russischer Tschakoform weiss mit gelbem Busch. 3. 4. Helmhut, von der Seite und von oben, Stirn- und Nackenschild sowie Vorderkopf rosa mit weisser Fassung, die an den Schilden aus Chenille besteht, Ober- und Hinterkopf weiss mit Rosagarnitur, Kammschleifen weiss mit Rosafassung, Federn rosa und weiss. 5. Schirmmüze (1820). 6—8. „Deutsche" Trachten. 9. Hut in Form einer Baschkirenmüze gelblich mit weisser Garnitur.

einen herzförmigen Ausschnitt, der fast bis zur Mitte des Busens ging, die Schultern aber nur wenig entblösste. Aus dem Ausschnitte stieg ein weisser gezackter Kragen in Form einer halben Düte empor und umgab in schräger Stellung den Nacken bis zum Ansaze der Haare; es war eine auch von der Mode gebilligte Reminiscenz an den alten Stuartkragen. Die Aermel schlossen sich an das Handgelenk, waren aber von ziemlich weitem Schnitt, mit quergelegten Bändern von Stelle zu Stelle puffig gerafft und in den Puffen mit vielen senkrechten Schnitten aufgeschlizt; aus den Schlizen blickte ein weisses Unterfutter hervor. Längere Schlize mit weissem Futter verbrämten das Kleid auch untenher. Als Kopfbedeckung diente eine faltige Toque mit einigen weissen Straussfedern und einem Schmuckstücke am Rand über der Stirn. Die Frisur bestand vorn in einem Scheitel mit mässigen Locken an den Ohren, hinten in einem Neste, das aus einer Flechte schneckenförmig zusammengelegt war. Bei der ersten Erinnerungsfeier der Leipziger Schlacht am 18. und 19. Oktober 1814 trugen die Damen kein anderes, als das deutsche Kleid; nicht wenige begaben sich nach Frankfurt, der alten Hauptstadt des Deutschen Reiches, um für das Kleid Anhänger zu werben; es gelang ihnen auch in der ersten Zeit und das »deutsche Feyerkleid« sah glückliche Tage. Im folgenden Jahre brachte das Bertuchsche Journal das Kleid in etwas veränderter Gestalt und Farbe, wie es von den Damen in Wien getragen wurde. Es bestand nun aus himmelblauem Sammet

und hatte enge Aermel sowie Puffen aus weissem Atlas am Oberarm und untenher. Der Kopfpuz zeigte ein Diadem und einen hinterwärts befestigten blauen Sammethut mit blauweissen Federn, die wie eine Glorie den Kopf umrahmten. Dazu kam noch ein reicher Brillantschmuck. Jndes begann schon damals die deutsche Modeschwärmerei klein beizugeben; in kurzem liessen sich höchstens nur noch bemittelte Damen ein derartiges Kostüm für den Kleiderschrank anfertigen, um es bei der Hand zu haben, wenn die Gelegenheit es forderte.

3. Die bürgerliche Tracht

vom Ende der Befreiungskriege an bis zur Erneuerung des Kaisertums.

Initiale in Schwabacher Schrift. Die deutschen Schriftzeichen werden in „Antiqua" und „Fraktur" unterschieden. Unter Antiqua versteht man im gewöhnlichen Leben die lateinische Schrift; sie ist der Schreibweise der Römer nachgebildet, von runder Form, senkrecht oder schräg gestellt, „liegend", wie man sagt, und wird in diesem Falle „Kursiv" genannt. Den mittelalterlichen München fiel es schwer, mit ihren ungeschickten Schreibmitteln, die oft nur in gespizten Schilfrohren bestanden, die runden Schriftzeichen nachzubilden und verwandelten sie in eckige; diese benannte man wegen ihrer gebrochenen Züge mit dem lateinischen Worte „Fraktur," welches Bruch bedeutet. Bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts sonderte sich von der Fraktur eine Schrift ab, die mehr gerundete Züge hatte und sich der Antiqua näherte; für diese Schrift nahm man den Namen „Schwabacher" an, wogegen man die ältere eckige Schrift mit „Gothisch" kennzeichnete. Die Schwabacher Schrift wurde sehr beliebt (s. Initiale L S. 439), und bis ins 19. Jahrhundert von den deutschen Buchdruckern vorzugsweise verwendet. Ja, sie kommt heute noch vor, bald in ursprünglicher Form, bald modernisiert, und dient hauptsächlich zum Drucke von Zeitungen, Volksschriften und Schulbüchern, während für wissenschaftliche Werke die Antiqua vorgezogen wird. Die Fraktur ist die eigentliche deutsche Schrift; gleichwol wurde sie von urdeutsch gesinnten Gelehrten, wie den Brüdern Grimm, lebhaft befehdet, indes der Altreichskanzler Bismarck die Antiqua oder Lateinschrift mit Widerwillen behandelt.

Durchmustert man die ältesten Reihen von Bänden mit den Modeblättern dieses Jahrhunderts, so muss man sofort bemerken, dass sich verhältnismässig wenig männliche Kostüme darin befinden; da giebt es ganze Bände ohne ein einziges Herrenkostüm. Hieraus ist zweierlei zu erkennen, einmal, wie gering die Aenderungen waren, die das Herrenkostüm im 19. Jahrhundert durchmachte, und zweitens, wie gering die Teilnahme der Männerwelt selbst an ihrem Kostüm geworden war. Ist doch in unsern Tagen diese Teilnahme so weit gesunken, dass ein vernünftiger Mann sich schämen würde, einzugestehen, er habe lange Konferenzen mit seinem Schneider gehabt. Die Männer haben allmählich ihre kostümlichen Sorgen dem Schneider überlassen und der Schneider holt sich Rates bei den Modejournalen; für seine Person einen Kostümgedanken zu haben, ist nicht nötig, ihn auszuführen nicht einmal ratsam. Er legt seinem Kunden die Journale vor und sagt: »Das und das ist jezt Mode«, und der Kunde sagt: »so so« oder auch gar nichts. Der geistige Betrieb der Schneiderkunst ist an die Herausgeber der Modejournale übergegangen und dem Schneider nur der technische Betrieb geblieben; er weiss genug, wenn er Nadel, Schere und Bügeleisen geschickt zu handhaben versteht; sein Ehrgeiz geht auf einen guten Zuschnitt und guten Siz der Kleider; sein Ideal sind Kleider, die bei jeder Bewegung sich dem Körper gut anschliessen, nirgends hindern, spannen oder »ziehen« und keine unnötige Falten machen.

Die Herrenmode steht nahezu still, aber die Frauenmode ist sehr lebendig geblieben; die Frauen wussten sich der Herrschaft der Schneider zu erwehren und ihr Recht an die Mode zu wahren; bis heute haben sie noch nicht darauf verzichtet, in Kostümsachen ein Wörtlein mitzureden; und

demgemäss ist denn auch der Wechsel in ihrem Kostüm ein starker geblieben. Nur der Wechsel in der weiblichen Tracht allein macht es noch möglich, die Geschichte des modernen Kostüms nach Perioden einzuteilen; das männliche Kostüm läuft nur so nebenher mit.

Die männliche Tracht von 1815 bis 1830. Um das Jahr 1818 waren die Hosen ziemlich kurz und reichten kaum bis an die Knöchel (247. 1—5); bis an die Kniee blieben sie eng und erweiterten sich erst von da an nach untenhin. Zu einem schwarzen Fracke gehörten schwarze Pantalons mit nur einer Naht (247. 5). Erst in den zwanziger Jahren nahmen die Hosen, von Enge und Weite abgesehen, die

Fig. 247.

1 2 3 4 5 6 7

1—7. Trachten von 1815 bis 1821. 2. (1818) Redingote à la chevalière schwarz (Kragen und Futter der Knopflaschen schwarzer Sammet), Oberweste, Hut und Stiefel schwarz, Unterweste verschiedenfarbig, Hosen graugelblich. 3. (1818) Frack dunkelblau mit Messingknöpfen, Weste weiss mit roten Streifen, Hosen gelb (Nanking), Halsbinde weiss, Handschuhe hellgelb, Hut und Stiefel schwarz. 4. (1818) Oberrock grau, Frack dunkelblau mit gelben Knöpfen, Oberweste gelb, Unterweste rot, Hosen bläulich, Halsbinde und Jabot weiss, Hut und Stiefel schwarz, Handschuhe grünlich. 5. (1818) ganzer Anzug schwarz, nur Halsbinde und Kragen weiss, (Hosen mit nur einer Naht). 7. (1821) Frack dunkelblau mit gelben Knöpfen. Weste gelb mit roten Tupfen (Muschen), Hosen, Halsbinde und Jabot weiss, Hut und Schuhe schwarz.

Gestalt an, die sie im wesentlichen noch heute besizen; sie reichten von jezt ab von der Taille bis auf die Stiefel. Eine kurze Zeit waren die Hosen von oben bis unten gleichmässig eng und mit ledernen Stegen versehen, die unter der Sohle herumgingen und die Hosen auf dem Stiefel hielten. Anfangs der zwanziger Jahre erschienen die Hosen oben und unten weiter, als nötig, aber in den Knieen eng (247. 6) oder nach untenhin allmählich verengt (247. 7), so dass sie möglichst knapp um die Knöchel schlossen; oben am Bunde hatten sie »Einnäher«, und der Träger an den Hüften ging augenfällig in die Breite.

Da es zugleich immer mehr Brauch wurde, die Hosen über die Stiefel zu ziehen, so wurden die Stiefel überflüssig; zuerst verloren sich die Zugstiefel, gegen 1830 auch die Stiefel mit hohem blank gewichsten Schafte. Die Stiefel mit gelber Kappe und steifem Schafte (233. 4. 5. 7) gingen damals in die Bediententracht über, ein ähnlicher Kappstiefel mit weichem faltigen Schaft in das Reiterkostüm. Die hohen Stiefel mit hinterwärts ausgeschnittener Kniestulpe (234. 8. 9) blieben bei den Postillonen.

Die Schuhe machten bis 1835 keine augenfälligen Veränderungen durch. Schuhe in Gesellschaft langer Strümpfe behaupteten sich vorwiegend im Ballanzuge (239. 2. 248. 7); wurde zu einem Hofballe geladen, so hiess es, »Anzug: Schuhe und Strümpfe«. Erst um 1832 mussten die Strümpfe den Ballsaal verlassen, da nun auch hier die langen Hosen ihren Einzug hielten.

Um 1818 war die Weste noch ebenso lang wie 1812, und bestand auch noch wie sonst aus streifigem Zeuge; doch hatte sie jezt vorherrschend nur eine einzige Knopfreihe. Ihr Kragen war eckig und mitunter so hoch, dass er sich von selbst umschlug (247. 2); bis zum Jahre 1825 aber wurde er allmählich schmäler und mit dem oberen Teile der vorderen Westenränder nach den Schultern zurückgeklappt (248. 7. 13). Um 1818 lebte die Mode, zwei Westen übereinander zu tragen, noch einmal auf und dauerte bis in die dreissiger Jahre.

Der Leibrock (247. 1. 248. 13), der so lang gegen den Frack zurückgesezt worden, rückte allmählich wieder in seine alte Stelle ein. Etwa bis 1820 blieb er ohne grössere Veränderung, nur schloss er sich seit zwei Jahren etwas enger um die Taille und nahm einen niedrigeren, nicht allzubreiten Kragen an, der noch immer hinten vom Halse abstand, dazu Aermel, die oben weit, nach untenhin aber enger waren und hier eine offene Patte mit einigen Knöpfen hatten. Als polnischer Rock (248. 4) war er über die Brust her mit einer dichten Reihe von Knebeln und Schüren, an Kragen- und Brustklappen sowie unten an den Aermeln dick mit Pelz verbrämt. Ein »Redingote à chevalière« genannter Leibrock (247. 2) war ähnlich dem Carrick über die Brust herab mit einigen Tuchriemen verknöpfbar, die herzförmig geschnitten und mit Sammet gefüttert. Auch der Kragen war

1—17. Trachten von 1822 und 1823. 1. Wickler weiss mit rotem Futter und Randbesaz, Unterkleid violett mit gelbem Besaze untenher und gelbem Aermelaufschlage, Hut grün mit weissem Futter und gelben, rotgeblümten Bajaderen. 2. Ueberwurf rotviolett mit gelbbraunem Bräme, Hut braun mit blauem Futter und blauen Marabus, Schuhe blau, Halbschuhe weiss, Täschchen gelb. 3. Mantel und Kapuze aschgrau mit gelbem Futter, Hut samt Bajadere rosa. 4. Pelz aschgrau, Pantalons penseefarbig, Weste weinrot mit schwarzen Streifen, Halstuch blau, Hut und Stiefel schwarz, Handschuhe gelb. 5. Kleid rosa mit weissen Bändern, Hut gelb mit weissen Blumen und weissem gelbgeränderten Bande, Shawl weiss mit farbigen Blumen. 6. Ueberrock myrtengrün mit violetten Puffen und gelben Rüschen, Kleid, Hut und Handschuhe weiss, Schuhe lederfarbig. 7. Frack blau, Aufschlag mit Ausnahme der vorderen Schneppe schwarz, Knöpfe gelb, Gilet und Beinkleider schwarz, Strümpfe (durchbrochen) weiss, Mantel steingrau mit weissem Futter, Hut, Schuhe und Kniebänder schwarz, Kragen und Halstuch weiss. 8. Oberkleid (Pelz) gelb mit weissem Bräme, Hut schwarz mit rötlichvioletten Futter, schwarzen violettgeränderten Bändern und Schleifen, Schuhe bräunlich. 9. Oberkleid steingrau, Knöpfe von Perlmutter, Pantalons grauviolett, Hut und Stiefel schwarz. 10. Wickler blassgrün mit rotbraunem Futter, Hut rosa mit weissen Blonden, Schuhe bräunlich. 11. Capote weiss. 12. Capote blau, Bänder blau mit gelben und roten Rändern. 13. Rock blau mit schwarzem Kragen, dessen untere Schneppe blau. Gilet weiss mit roten Streifen, Unterweste gelbrot, Krawatte und Hut schwarz. Hosen grünlich. 14. weiss mit rosafarbigem Besaze. 15. Turban dunkelviolett mit Goldkette, Kleid rot mit schmalem Goldsaume, Ueberwurf hellgrün mit rosenroten Säumen. 17. Spenzer hellblau mit karminroter Fassung, Unterkleid weiss, Strohhut schwarz mit weissen farbiggestreiften Bändern und weissen Marabufedern.

Fig. 248.

von Sammet und ebenso die schmalen spizen Brustklappen, in die er überging; der Kragen klappte sich zur Hälfte herunter. Immer mehr ward es üblich, den Schoss aus zwei breiten Vorderblättern und einem sehr schmalen Hinterblatte zu schneiden und ihn rundum besonders anzunähen. Die hinteren Knöpfe sezte man stets auf das Ende der Rückennähte und liess daselbst den Schoss eine kleine Falte machen. Dadurch, dass man Leib und Schoss besonders zuschnitt, verschaffte man dem Rock einen besseren Siz um die Taille; zugleich wattierte man den Rock an den Hüften. Die Schultern machte man so breit, als möglich, bauschte die Aermel an den Achseln und liess sie unten mit einer hinterrücks aufgeschnittenen Patte die Handwurzel bedecken. Den Kragen stellte man aus zwei Teilen her, deren Naht hinten in die Mitte des Genickes zu liegen kam; man machte ihn so hoch, dass er, wenn umgebogen, das Genick immer noch bis zum Ansaze des Haares bedeckte, aber nicht mehr von demselben abstand, wie dies früher der Fall gewesen; nach vorn liess man ihn in Brustklappen übergehen oder schnitt solche besonders an und steifte sie samt dem Kragen durch Einlagen aus. Im Jahre 1830 machte man den Kragen so dick und breit, dass er wie ein Pferdekummet aussah. Im allgemeinen gab man dem Rock eine Länge, dass er die Kniee zur Hälfte bedeckte (249. 3).

Den Frack richtete man nach derselben Weise her, wie den Rock, in der Taille eng und um Brust und Schultern weit abstehend. Um 1818 gab man das schmale Rückenblatt gegen ein breiteres auf, das oben an die Armlöcher stiess (247. 5). Den Schoss aber machte man sehr schmal, fast spiz und liess ihn bis unter die Kniekehle reichen (247. 7.) Gewöhnlich wattierte man den Frack auf Brust und Hüften.

Auch für den Ueberzieher folgte man im ganzen dem Schnitte des Leibrockes; nur machte man den Ueberrock jezt durchweg länger, so dass er bis über die Waden und selbst bis an die Schuhe reichte (247. 4. 249 2). In eine Redingote verwandelte man den Ueberrock dadurch, dass man die Brustklappen wegliess und unter dem Halskragen einen Schulterkragen einschob (247. 6. 248. 9); den Schulterkragen brachte man nach Bedarf und Laune mehrfach, ja duzendfach an. Um 1830 wandelte man den Ueberrock unter Beibehalt dieser Form in einen nach dem russischen Feldmarschall »Diebitsch« genannten Winterrock um (249. 4. 5); man legte ihn, der sonst schon eine eingeschnittene Taille hatte, rücklings in der Höhe seiner Taille in einige kräftige Falten, die man durch einen Quersteg zusammenhielt, überzog ihn an Kragen und Brustklappen aussenher mit Pelz, ebenso innen seinen Vorderkanten entlang, oder fütterte ihn durchaus mit Pelz. Den »Carrick« liess man den Dienst des Mantels versehen (248. 7) und stattete ihn mit Zug und Knöpfstrippen aus, um ihn beliebig enger und weiter machen zu können.

Das Halstuch liess man bis 1818 so, wie es gewesen; dann legte man wieder eine ziemlich breite Binde in dasselbe; diese war mit Fisch-

bein oder Schweinsborsten gesteift und nach den Seiten hin aufwärts gebogen, so dass sie das Halstuch an den Wangen in Bogenform emportrieb und mit ihr die Vatermörder, die nun als ziemlich schmaler Strich darüber hervorblickten (247. 3. 5). Die feste Einlage führte in den zwanziger Jahren wieder auf die »Krawatte« zurück, die man schon früher verwendet hatte (S. 798). Die neue Krawatte kam aus England; es war eine festgeschneiderte Binde, die man sich selber anlegen konnte und fremde Hilfe überflüssig machte. Sie hatte eine Einlage von Draht oder Fischbein, an den Enden eine Schnalle mit Strippe, um sie damit hinterwärts verschliessen zu können, und vorn eine verknotete Schleife (247. 2), die wie die Schleife am Halstuch aussah, oder zwei breite Zeuglappen, die man in die offene Weste herablegte und mit Knöpfen oder einer Tuchnadel zusammenfasste (248. 7). Vom Hemde war dann

Fig. 249.

1 2 3 4 5 6

1—5. Trachten von 1824 bis 1830. 5. Hoftracht; Frack (Seide) violett mit weissem Futter und weissen Knöpfen (Glasfluss, Strass), Weste (Seide) weiss mit Goldstickerei, Kniehosen (Seide) schwarz, Strümpfe, Halsbinde, Jabot und Handschuhe weiss, Hut schwarz mit weissem Futter, Schuhe schwarz mit Goldschnalle.

nichts mehr zu sehen und der Jabot unbenuzbar geworden. Für gewöhnlich trug man die Krawatte dunkelfarbig, mit Kamelot oder Serge überzogen, mit weissem Atlas aber bei festlichen Anlässen.

Seitdem Zopf und Perücke nicht mehr regierten, blieben Haar und Bart von allem Zwange verschont, ausgenommen beim Militär. Jeder konnte es damit halten, wie er wollte. Die Tage der Befreiungskriege und der Romantik brachten zahlreiche Köpfe mit langen Locken hervor; wir können solche Locken an den Jugendbildnissen unserer vaterländischen Dichter Rückert, Chamisso und Hölderlin bemerken;

doch nahm die Mode von dieser fröhlichen Unbotmässigkeit wenig Notiz; bis in die vierziger Jahre wendete sie ihre Gunst dem Tituskopfe zu; trozdem aber, und zwar seit 1824, gestattete sie einige Locken; diese zeigten die Gestalt der Ziffer 6, weshalb man sie »Sechser« nannte, und wurden mit Pomade an den Schläfen festgeklebt. Mit dem Barte blieb es wie bisher; nur böse Demokraten, Grobiane und Weltverbesserer, die mit dem politischen Weltlaufe nicht zufrieden waren, trugen einen Vollbart und zwar so gross, als möglich; bekannt ist der stattliche Rübezahlbart des Turnvaters Jahn; gesezte Bürger aber liessen sich »balbieren«; doch schonten sie einen kleinen »Favorit« vor den Ohren.

Der Hut blieb in seiner Form schwankend; um die zwanziger Jahre war er im allgemeinen oben weiter, als unten (248. 4. 7. 9. 13), anfangs der dreissiger wieder enger; in der Krempe blieb er stets über den Schläfen aufgebogen. Indes sehnte man sich nach einer leichteren Kopfbedeckung, die für Reisen, Landpartieen und Jagden bequem war. Ohne den Hut aufzugeben kam man im Jahre 1820 wieder auf die Müze zurück; es war eine Art von Barett mit Bund und faltigem Kopfe (246. 5), das dem der Burschenschafter glich, aber einen Lederschirm hatte, der breit über das Gesicht hervortrat und die Augen genügend beschattete.

Die weibliche Tracht von 1815 bis 1830. In diesem Zeitraume machte sich bestimmt und folgenreich eine veränderte Tendenz im weiblichen Anzuge bemerklich; das Kleid senkte seine Taille herab, zog sie scharf ein und blähte sich nach unten wie nach oben auf; die Frisur liess den Nacken kahl; einesteils stieg sie hinten mit Zopfbogen und Haarpuffen nach oben, sich mit mächtigem Kamme noch überhöhend, andernteils senkte sie sich vorn trauerweidenartig mit Schmachtlocken herab. Das ganze Kostüm trieb einer wunderlichen Hässlichkeit entgegen.

Noch um 1818 wies das Kleid im allgemeinen eine kurze Taille auf (250. 3); doch machten sich auch schon längere Taillen bemerklich (250. 4). Das Kleid war so kurz, dass es kaum die Knöchel erreichte, und hatte einen ziemlich hohen glatten oder faltigen Rücken mit rundem Ausschnitte, oben puffig eingesezte sehr kurze Aermel oder ebenso gepuffte lange Aermel, an welchen unten niemals die Manschetten oder gestickten »Striche« fehlten. So geformt war das alltägliche wie das feiertägliche Kleid; doch hatte das Festkleid stets eine sorgfältig gerundete Form; um es in seiner Rundung zu erhalten, war es der Breite nach mit 4 oder 5 Streifen von Gaze besezt, in die an jeder Seite eine starke Baumwollschnur eingenäht war; ausserdem war es zwischen den Gazestreifen noch mit Perkalstreifen umreift, so dass es im ganzen mit 9 bis 10 Streifen gesteift war. Das Korsett à la Ninon (242. 2) oder à la Fichu (242. 1. 5) war die unerlässliche Stüze des Leibchens und namentlich das lezte darauf berechnet, dass das Kleid dicht unter der Brust geschnürt werde. Weisse Kleider blieben noch stark in Mode; doch gab es ebenso viel farbige oder doch farbige Leibchen

zu weissen Röcken; die farbigen Leibchen reichten meist bis an den Hals empor. Um die Taille legte sich ein schmaler Gürtel, falls das Kleid weiss war ein farbiges Band oder ein Gürtel von grünem Sammet, der mit einer goldenen oder stählernen Schnalle im Rücken geschlossen wurde. Zu einem weissen Kleide mit langer Taille gehörte ein Gürtelband von schwarzem Sammet, welches mehrere Schleifen im Rücken bildete und an seinen Enden mit goldenen Eicheln behängt war.

Fig. 250.

1 2 3 4 5 6 7

1—7. Trachten von 1814 bis 1821. 1. Ganzer Anzug weiss, nur die Schuhe mit Bändern schwarz. 2. Reitanzug schiefergrau, Hut (von Kork) bräunlich mit grünem Schirm, Halskrause weiss, Handschuhe gelb. 3. Ganzer Anzug weiss, nur Schuhe hellviolett, Hut und Shawl gelb, letzterer mit roten Kanten. 4. Spenzer dunkelblau mit gelber Einfassung, Kleid weiss mit hellblauem Besaze von grösseren, und rosafarbigem Besaze von kleineren Bauschen, Hut und Schuhe gelb, Strümpfe und Federn weiss, Handschuhe grün, Hut gelbbräunlich mit roten Streifen und weissem Futter. 5. Ballanzug, Oberkleid (Tunika) rosenrot mit einer Garnitur von Maiblümchen, Unterkleid weiss mit rosenfarbigen Atlasblättern, Schuhe mit Bändern rosa, Strümpfe weiss. 6. Spenzer mit Schnüren, Knöpfen und Taillenband hochgelb, Hut gelb mit rosenroten Streifen und weissen Blütchen, Kleid, Kragen, Manschetten, Handschuhe und Strümpfe weiss, Schuhe rosenrot. 7. Redingote mit drei Schulter- und einem Klappkragen steinfarbig, Hut von Florbändern gelbbräunlich mit roten Streifen und weissem Futter, Schuhe lederbraun.

Die langen Taillen gewannen den Vorrang; schon um 1825 schien das Kostüm wie ausgewechselt (251. 4. Taf. 26. 17). Das Kleid machte eine starke Einbucht und teilte sich in eine obere und untere Hälfte. Da diese Einbucht das Neue am Kostüme war, so befliss sich die Mode, solche immer augenfälliger zu machen teils durch Einschnürung der Taille selbst, teils durch Auseinandertreiben des Kleides nach unten wie oben. Das Korsett à la Ninon blieb zwar im Gebrauch, musste sich aber in eine straffe Schnürbrust verwandeln; es schien, als ob man die Taillen unter Ludwig XIV. und XV. wieder zurückrufen wollte, denn man bezeichnete die Schnürbrüste sogar nach den Maitressen dieser Fürsten mit »Pompadour« oder »Dubarry«. Indes

blieb die Taille unten gerade abgeschnitten und wurde nach wie vor mit einem Gurt oder Band überfasst.

Aus der engen Taille heraus entwickelte sich eine enorme Schulterbreite. Die Oberarme bezog man sozusagen mit in das Kleid hinein; man sezte, um die Aermel hier in starker Schwellung zu erhalten, gestärkte Futterärmel ein und zog eine Garnitur von der Mitte des Gürtels aus jederseits hinauf nach der Achsel und über dieselbe hinaus (Taf. 26. 13-17); oder man besezte das Leibchen in derselben Richtung, einfach oder doppelt, mit einem steifen gezackten Kragen, der unten spiz war, sich nach obenhin verbreiterte und dachartig über die Achseln hinaus starrte (251. 4). In anderer Weise garnierte man den Ausschnitt mit breiten Volants, die zu solchem Zwecke sehr geeignet waren, da sie, weil nur an ihrem oberen Rande festgenäht, sich so von selbst nach untenhin auseinanderspreizten. Es war ein Triumph der Schneiderkunst, bei einem Gürtel von 55 cm das Kleid, von vorn gesehen, in Schulterhöhe bis zu 80 cm breit zu machen und ihm hier somit einen Umfang von zwei Metern zu geben. Der Ausschnitt war ziemlich tief und rund, entblösste jedoch die Schultern nicht; der Hals blieb gewöhnlich frei. Die Falten im Rücken verschwanden seit 1818 immer mehr; in der Mitte der zwanziger Jahre sah man fast nur glatte Leibchen; man knöpfte oder hakte dieselben rücklings zu und so war der Rock bis auf seinen Schliz durchaus geschlossen.

Die langen Aermel waren, wie schon bemerkt, oben weit und puffig, gegen das Handgelenk aber verjüngt; nicht selten machte man sie durchaus weiter, als nötig, und unterband sie puffig mit Querschnüren von Stelle zu Stelle (251. 6). Um 1826 langte man bei den »Schinkenärmeln« oder »Hammelskeulen« und »gigots«, wie man sie auch benannte, an; diese hatten oben eine Einlage von Federkissen oder korbartigen Gestellen; vom Ellbogen an wurden sie enger und schlossen sich fest um das Handgelenk (251. 3).

Vom Gürtel abwärts trieb man das Kleid ebenfalls auseinander; man schnitt es unten rundum gleichmässig ab, machte es durchaus fussfrei, gelegentlich noch kürzer, und unterlegte es mit dünnwattierten Unterröcken, um es abstehend zu halten; um 1830 gab man ihm unten an zwei Meter Weite ohne den Auspuz; sonst beliess man es durchaus glatt und faltenlos gespannt. Der Schneider schrieb nun wieder dem Körper die Form des Kleides vor, während zuvor der Körper sie dem Schneider vorgeschrieben hatte.

Der Auspuz bestand vorzugsweis in schmalen Bandstreifen, namentlich untenher, auch sonst an den Rändern und senkrecht oder schräg über das Kleid herab (Taf. 26. 15). Den unteren Besaz stellte man gern aus einem sehr breiten Stoffstücke her, das man mit einer Anzahl wagrecht oder schräg gelegter Streifen überfasste und puffig ein-

---

Taf. 26. 1—17. Trachten von 1800 bis 1825. 1. 2 von 1800, 3 von 1801, 4 von 1809, 5. 6 von 1813, 7 von 1810, 8 von 1813, 9. 10 von 1811 (bei 9. ist durch ein Versehen die Stiefelkappe weiss geblieben; sie soll braungelb sein; bei Bertuch, der diese Tracht für 1812 reproduziert, ist der Frack grün, die Beinbekleidung bläulich, die Stiefelstulpe gelblich und das Hutfutter rosa angegeben); 11—14 von 1821, 15. 16 von 1823, 17 von 1825.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

nähte (Taf. 26. 15. 16). Ausserdem verwendete man zum unteren Besaze mit Vorliebe breite in enge regelmässige Falten geraffte Volants (251. 6) oder gardinenartig geraffte Garnituren, die mit Blumensträussen und Schleifen untermischt waren (251. 4). Die übrigen Streifenbesäze gab man allmählig auf, so dass das Kleid ausser diesem und dem kragenartigen Besaz am Leibchen keinen weiteren Auspuz hatte.

Der Gürtel war nur so lang, als nötig, bis gegen 1828 ziemlich schmal, dann breiter, endlich eine Hand breit; der schmale Gürtel wurde ebensooft hinten verschnallt, als vorn, und dann etwas an der Seite (251. 4), der breite Gürtel aber durchweg vorn.

Etwa seit 1818 nahm besonders im Promenadenkostüm der Ueberrock sehr häufig die Stelle des Rockes ein; er war dem Rocke möglichst nachgebildet (248. 6. 8. 251. 1. 2) und im Rücken glatt und an-

Fig. 251.

1 2 3 4 5 6

1—6. Trachten von 1824 bis 1828. 1. Hut gelb mit blassblauem Band und violetten Fliedertrauben, Kleid samt Auspuz (Rouleaux) gelb, Kragen, Schirm und Handschuhe weiss. 2. Hut violett mit gelbem Band, Kleid samt Auspuz violett, Kragen weiss. 3. Hut (von Sammet) schwarz mit roter Fassung, Bandschleifen hälftig schwarz und rot, Kleid und Schuhe graublau mit weissem Bräme, Palatine (von Chinchilla) und Kragen weiss. 5. Barett (Sammet) violett, Eicheln und Band rot, Mantel blassgelblichgrau mit weissem Futter, Kleid (schottisches Seidenzeug) tiefrot mit graublauen Streifen, Schuhe und Handschuhe weiss.

schliessend; doch ging er bis an den Hals hinauf und sezte sich dort gewöhnlich mit einem Kragen fort, der sich von der Halsgrube an schräg auseinander stellte, hinten über das Genick hinaufzog, jedoch mit dem oberen Teile nach aussen umbog, so dass er vom Halse abstand. Der Kragen diente der Halsfräse zur Stüze. Die Aermel waren lang, durchaus anschliessend und an den Achseln mit kurzen bauschig gerafften Oberärmeln von gleichem Stoffe garniert. Ihre Aufschläge unten bestanden oft nur in Zacken, von welchen jeder mit Schnur eingefasst und mit einem Knopfe an den Aermel geschlossen war.

Sonst beschränkte sich der Auspuz auf Paspoil im Rücken oder an den Seitennähten, an der Vorderseite auf Lizen mit Knöpfen oder auf gardinenförmig angebrachte »Rouleaux« (251. 1). Für den Winter ersezten Pelzverbrämungen die Garnitur (248. 2. 8). Der Verschluss geschah vornherab, seltener im Rücken des Leibchens, mit seidenen Knöpfen oder verdeckten Hafteln, um die Taille mit einem Gurte.

Bei dem ausgeschnittenen Kleide liess man den Hals meist ohne Bedeckung und zierte ihn nur mit einer Perlenschnur (251. 5) oder feinen Kette; aber zu dem hohen Kleide trug man stets eine Halsfräse; zu dieser gesellte man seit den zwanziger Jahren eine »Berthe«, nämlich einen breiten Schulterkragen aus besticktem Tüll, den man indes auch bei dem ausgeschnittenen Kleide beliebig verwendete (251. 6). Häufig liess man die dicke Fräse weg und säumte den oberen Rand mit einer schmalen einreihigen Krause, einem gesteiften Tüllstreifen oder einem schmalen Klappkragen. Mit der Zeit zog man den Schulterkragen in den Achseln etwas zusammen, spizte ihn aber hinten und vorn derart zu, dass er bis an den Taillengürtel reichte, an welchen man ihn festschloss; aus diesem Grunde nannte man den Kragen »Taillentuch«. Man fertigte ihn durchaus faltenlos an, garnierte ihn vielfach an den auf die Achseln fallenden Rändern mit breiten Strichen oder »Epaulettes«, einfach oder doppelt, und sezte diese nach vorn und hinten spiz verlaufend fort (vgl. 251. 4). Vielfach legte man ein mehrere Finger breites farbiges Band unter die Halsgarnitur und knüpfte es vorn mit einer Schleife zusammen.

Den Spenzer stellte man mit einem glatten breiten Rücken her und gab ihm in Leib und Aermeln den für den oberen Teil des Ueberrockes giltigen Schnitt; zuweilen verlängerte man sein Rückenblatt mit einem kurzen frackartigen Vorstoss und besezte ihn hier ähnlich wie den Frack mit zwei Knöpfen und daneben mit Taschenpatten (248. 17). Man schloss den Spenzer bald vorn, namentlich wenn er frackartig geschnitten war, bald aber auch im Rücken. Spenzer von schwarzem Sammet ohne alle Garnitur waren sehr beliebt, nicht minder seidene in Lila, Grau oder Braun, am Kragen mit Puffen vom nämlichen Zeuge. Um 1818 kam neben diesen eine ganz neue Art von Spenzer in Mode; diese, gewöhnlich »Kragentuch« genannt, war aus Mull gefertigt, ringsherum in dichte Falten gelegt und ohne Aermel. Der Stoff für Brust- und Rückenblatt mass an zwei Ellen in der Breite; er war aber an den Achseln her durch einen schmalen Streif, an den er mit dichten Falten angenäht, ebenso am oberen und unteren Rande durch einen Bund zusammengefasst. An Taillenbund und Achselrändern sass ein Bräm von gestickten Strichen. Mit Einschluss der Halsfräse verlangte die Garnierung an 8 Ellen Stoff. Dieser Spenzer war nur hinten verschliessbar.

Der übliche Oberrock blieb die Redingote; sie glich dem Rocke mit hohem Leibchen und hatte drei kleine runde Schulterkragen und einen umgelegten Halskragen mit Brustklappen, sämtliche Stücke gelegentlich von Sammet und mit Schnur gerändert (250. 7).

Ein Mantel wurde von der Mode noch immer nicht gefordert, doch trug man ihn sehr häufig (248. 1. 10. 251. 5) und meist aus hellem glatten Kaschmirstoff; er hatte auf beiden Seiten Armlöcher oder auch Aermel, am Halsausschnitt einen Stehkragen von Sammet, der sich am oberen Rande nach aussen umbog, einen überfallenden Schulterkragen oder ein Capuchon, das ebenfalls von Kaschmir (248. 3). Man schloss den Mantel oder »Wickler« am Hals mit Knopf und Kettchen (251. 5).

Shawls und Umschlagetücher blieben ständig im Gebrauch, auch Pelzpelerinen, namentlich solche, deren beide vorn zusammenfallende Ecken sich mantillenartig in langherabfallende Streifen fortsezten (251. 3).

Der Schuh blieb niedrig, absazlos und tief ausgeschnitten; seit 1817 kam er ebenso oft mit Bindeschüren als ohne solche vor. Man trug den flachen Schuh bei allen Gelegenheiten und demgemäss aus verschiedenem Materiale, aus Leder, Taffet, Atlas oder festem Baumwollstoffe. Ausgangs der zwanziger Jahre versah man den Ballschuh, der stets von weissem Atlas oder weissem Glanzleder, mit längeren Schnüren, die man ähnlich wie vor Jahren die Sandalenschnüre mehrfach über Fuss und Unterschenkel kreuzte (251. 4) und zwar über Seidenstrümpfen mit durchbrochenen Mustern. Das war das feinste Fusszeug; weniger fein, aber doch noch sehr gebräuchlich, waren Schuhe von schwarzer derber Serge. Die Knöchelschuhe, die man früher bei schmuzigem Wetter anzulegen pflegte, ersezte man vielfach durch Halbstiefelchen; diese hatten einen ganz besonderen Schnitt, wie er bislang nicht üblich gewesen; sie bestanden nicht aus einem Vorder- und einem Fersenteile, sondern aus zwei Seitenteilen, die hinten an der Ferse herauf sowie vorn mitten über den Spann her mit einander vernäht waren. Das Seitenstück, das auf die Innenseite des Beines zu liegen kam, war von oben bis unten aufgeschnitten und mit einer Nestelschnur verschliessbar. Man fertigte solche Stiefelchen aus schwarzer oder staubgrauer Serge, besezte sie namentlich über den Zehen mit Leder, nach Belieben auch am Einschlupfloche mit Fransen oder Spizen, und wagte es allmählich wieder, sie wie auch die Knöchelschuhe mit einem allerdings noch niedrigen Absaze zu versehen.

Das breite auf dem Scheitel thronende Nest rückte man bald wieder nach hinten, legte es in Schneckenform um den Hinterkopf und steckte es mit einem hohen Kamme fest (252. 1). Die Korkzieherlocken, die an dem glattgestrichenen Scheitelhaare baumelten, machte man zahlreicher. Um 1818 beliess man der Ballfrisur vorn einige dicke Lockenrollen (252. 2) oder nur glattes Scheitelhaar mit hinter den Ohren herabfallenden Locken, hinten aber eine Flechte, die in Puffen oder als Korb aufgesteckt war, sowie viele in den Nacken hängende Locken und gürtete sie mit einem Kranz oder einem Diadem von Blumen ziemlich hoch über dem Gesicht. Damals wandte man seine Gunst dem schiefen Scheitel zu (252. 3); man begnügte sich nicht mehr mit einer gleichseitigen Anordnung der Frisur, sondern gab jeder Kopfhälfte eine eigene. Man erfand verschiedene Arten von Scheitelung und gab jeder irgend eine Bedeutung; durchweg aber musste die Anzahl

der Locken auf der einen Seite grösser sein, als auf der andern. Den Zopf zerlegte man in dünnere Zöpfe, ordnete diese als verschiedene Bogen an, die sich durchkreuzten (252. 2), und hielt sie lediglich durch Haarnadeln fest, nicht aber durch den Kamm. Man bildete Blumen aus natürlichem Haar und flocht ausgestopfte Vögel hinein; auch geizte man nicht mit lebendigen Blumen, mit Perlenschnüren und Bändern. Stundenlang hatte der Friseur an einem Kopfe zu thun; er kam schon am frühen Morgen, um für den Abend sein Werk vorzubereiten; war er fertig, dann musste die Dame den Tag über still sizen, damit der luftige Bau nicht in Unordnung geriete.

Fig. 252.

Frisuren: 1 von 1816. 2. 3 von 1818. 4. 5 von 1825. 6. 7 von 1826. 8. 9 von 1828. 10. 11 von 1830.

Der Nacken blieb von jezt ab kahl; sämtliches Hinterhaar wurde nach oben gestreift. Seit 1825 rückte man die Locken am Vorderkopfe höher (252. 4) und näherte sie dem Scheitel, so dass sie rechts und links an den Schläfen sassen und die Ohrläppchen unbedeckt liessen; dadurch bekam die Frisur ein ganz verändertes Aussehen; die Locken waren zwar kurzgerollt, aber so dick und zahlreich, dass man wieder mit falschem Haar operieren musste. Die übrige Frisur nahm man vom Hinterkopfe weg und liess sie über den Oberkopf emporwachsen (252. 7—11); man beliebte sie höher, als sie je durch den breitesten Zopf gemacht werden konnte; den Zopf baute man nicht mehr als Nest auf, sondern in mächtigen Puffen und Bogen und unterstüzte solche mit Drahteinlagen. Da indes der Draht dem Baue keine genügende Festigkeit garantierte, so nahm man um 1830 zu sehr hohen Kämmen seine Zuflucht, die an der Griffplatte künstlich ausgezackt und durchbrochen waren; um diese Kämme wand man das Hinterhaar in offenen Strähnen oder in Flechten.

Für den Ball aber liess man sich an dieser Frisur nicht genügen;

man geriet auf einen ganz ausgesucht künstlichen Haarpuz, der nicht vernünftiger war, als die hohen Igelfrisuren im vorigen Jahrhundert. Den hohen Prachtkamm liess man hinweg; man stellte die Frisur aus falschen, mit Draht und Watte unterlegten Puffen her, die man an einen schmalen, aber mit sehr langen Zähnen bewaffneten Kamm festheftete und damit möglichst hoch auf den Kopf steckte, sodann mit dem Zopfe durchschlang, der in farbiges Mattengflecht eingekapselt war; zulezt schmückte man sie mit Blumen und Federn (252. 9).

Von Hauben trug man um 1818 diejenige fast allgemein, welche mit ihrer Kappe den ganzen Kopf, mit ihren Spizen- oder gekrausten Fräsen das ganze Gesicht umgab oder mit Sonderlaschen die Backen bedeckte (245. 2. 5. 6). Im Verlaufe der nächsten 12 Jahre verkleinerte man die Kappe, vergrösserte aber den Spizenschirm, steifte ihn mässig, richtete ihn aufwärts und hielt ihn mit Bandschleifen fest. So entstand eine völlig neue Haube, die bereits um 1830 auf dem besten Wege war, durch Uebertreibung lächerlich zu werden (253. 5); man nannte sie »Flughaube«.

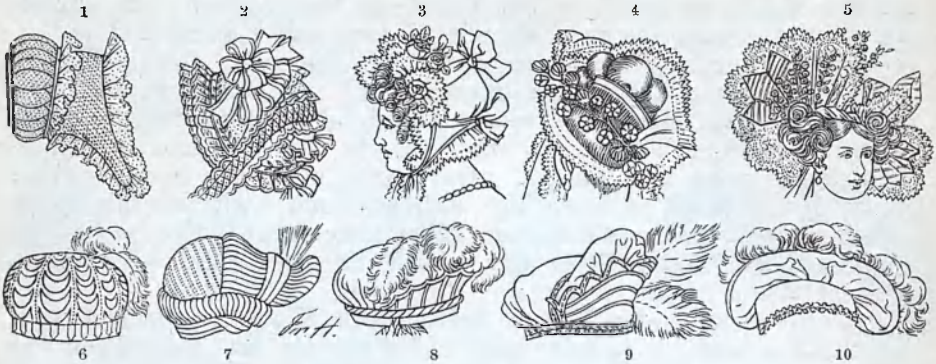
Die Kapoten oder Kiepen, bei welchen Kopf und Schirm wagrecht lagen (248. 11. 12) und mehr oder minder ein Tonnengewölbe machten, währten fort. Gegen die zwanziger Jahre hin gab man vielfach dem Schirm einen weiteren Umfang und sezte ihn im Winkel an den Kopf, so dass er weit vom Gesichte abstand, drückte ihn aber durch ein innen oder aussen angebrachtes und unterm Kinne verknotetes Band rechts und links an die Wangen (250. 4. 6. 7). Nach einiger Zeit fing man an, den Schirm obenher einzubiegen und demgemäss über den Schläfen aufzublähen (248. 1. 2. 6. 10). Diese Form machte man von Jahr zu Jahr auffallender und sezte sie über 1830 hinaus fort; nach beiden Seiten stark, nach oben aber weniger ausgedehnt, bewahrte der Hut seinen schattenspendenden Charakter. Auch an dem Hute mit aufrechtem Kopfe stellte man um 1818 den Schirm mehr in die Höhe, als zuvor. Der Kopf war etwa so hoch wie breit, eben oder flach gewölbt und ebenfalls schräg gestellt, so dass er hinten niederer als vorn erschien (251. 1. 2. 6) und sich an den Nacken schloss.

Die Hüte waren meistens »Basthüte«, d. h. sie hatten ein festes Untergestell aus Spänen von Lindenholz. Das Holz wurde, um es biegsam und weich zu machen, ein Jahr lang in die Erde vergraben und dann mit dem Hobel zu feinen Spänen verarbeitet, die sich wie Stroh verflechten liessen. Der Ueberzug bestand aus Sammet, Plüsch, Atlas, Kamelot und drgl. und war grau, blau, grün, rot, zweifarbig gestreift, weiss und schwarz. Zur Zeit der schwarzen Sammetspenzer waren schwarze Sammethüte sehr in Mode, am Kopf oben mit Puffen von schwarzem Atlas ausgepuzt, häufig auch im Schirme mit Blonden und schrägen Streifen von Petinet dick garniert. Sonst gefiel sich der Hutpuz noch in Bändern, Blumen und Federn.

Vielfach sah man Frauenhüte aus grauem oder weissem Filz, die nahezu oder ganz wie Männerhüte geformt waren (250. 2. 3), aber ausgeschmückt mit einem einfachen Band unten um den Kopf

her oder mit einigen senkrecht übereinander gesezten Quästchen auf der Nackenseite, auf der Stirnseite aber mit einem Busch aus drei Strauss- oder Marabufedern; diese waren hochgeschwungen, unten zusammengebunden und wol auch mit Blümchen aus Sammet oder Chenille verziert.

Fig. 253.



1—5. Hauben von 1815 bis 1830. 1. (1815) weiss. 2. (1818) weiss mit rotem Band. 3. (1825) ebenso. 4. (1826) Blondenhäubchen, weiss mit roten Blumen. 5. (1830) Flughaube, weiss. 6—10. Toques. 6. (1811) scharlachrot mit weissen Borten. 7. (1812) weiss mit Reiherfedern. 8. (1812) weiss. 9. (1814) rot mit weissen Streifen und schillernden Federn. 10. (1818) chapeau de toque graublau, Stirnrüsche und Federn weiss.

Noch sei erwähnt, dass man die Capothüte nicht immer direkt auf die Frisur sezte, sondern ihnen häufig ein Backenhäubchen aus Petinet unterlegte, das um die Stirn mit krausen Doppelfräsen verbrämt war. Unter schwarzen Sammethüten trug man weisse Häubchen aus besticktem Musselin.

Auch des kurzen Schleiers müssen wir noch gedenken, der immer mehr in Mode kam und vorn am Hute befestigt wurde, um das Gesicht vor der Sonne zu schüzen; denn der Hutschirm, so gross er war, besorgte, weil über der Stirne kurz oder steil, nicht immer genügenden Schatten. Man fand bald heraus, dass der schwarze Schleier die Haut verderbe, der weisse aber den Augen wenig Erleichterung verschaffe, und entschied sich für grüne oder blaue Schleier.

Turbane und Toques blieben auch während der zwanziger Jahre in Mode; vielfach bestanden die Turbane (248. 15) halb aus weissem Atlas, halb aus rotem, blauem oder sonstwie gefärbten Krepp. Die Toques näherten sich teils den cylindrischen Hüten, nur waren sie randlos, teils den Turbanen und faltigen Baretten mit festem Bunde (253. 6. 8—10). Um 1817 führten sie denselben Stirnschmuck aus drei langen Federn, wie der Cylinderhut (vrgl. 250. 3), in der Mitte der zwanziger Jahre einen aus einem Walde von weissen Federn. Die barettförmigen Toques (251. 5) waren häufig auf dem Wirbel mit einem flachen Rundbüschel aus Fransen und einer Doppelschnur besezt, die vom Knopfe des Wirbelbüschels ausging, sich seitwärts über das Barett und unter dasselbe legte, um sich innen am Bunde anzuheften und schliesslich am Ohre mit Quästchen herabzufallen.

Die männliche Tracht von 1830 bis 1850. Im Jahre 1830 lagen die Hosen wieder am ganzen Beine passend an (254. 1); in den folgenden Jahren wurden sie etwas bequemer oder »halbeng«, wie die Modeblätter sich ausdrückten; doch verleugneten sie niemals die Form der Beine; oben schlossen sie sich bald glatt, bald mit Falten an den Bund; unten zeigten sie vielfach die Neigung, vorn über das Oberleder des Stiefels vorzugehen und hinten bis an den Absatz hinabzusteigen (254. 4—6), also mehr oder minder die Form von Gamaschen anzunehmen. Die Strippen wurden dementsprechend kürzer; man knöpfte sie weniger mehr an, als dies seither geschehen, weil bei den ausgeschnittenen Schuhen die feinen Strümpfe von den Knöpfen notlitten, sondern nähte rechts und links eine Strippenzunge fest und knöpfte beide unter der Stiefelsohle zusammen. Der Knopf machte einen höheren Absatz nötig. Auch blieb es eine Zeitlang Mode, die Hosen an den Seiten herab mit einer zwei Zoll breiten Borte vom nämlichen Stoffe zu besezen (254. 1). Der schmale Laz, wie er seit 1790 üblich gewesen, wich einem sehr breiten Laze, der rechts und links in der Nähe der Hüften angeknöpft wurde. Doch erschienen auch Hosen mit einem Schlize vorn herauf, dessen Knöpfe durch eine Leiste verdeckt wurden (254. 3). Für den Ball trug man kürzere Hosen oder auch Kniehosen, die faltenlos anschlossen (249. 6).

So etwa blieben die Hosen bis 1840; dann wurden sie oben und unten eng, an den Knieen aber etwas völliger, und legten sich nun unten durchweg über die Stiefel (245. 7. 8). Die Seitenborten waren nicht mehr zu sehen; auch vom Zwange der Stege suchte man sich vielfach zu befreien. Namentlich für die winterliche Zeit wurden Hosen mit Falten sehr beliebt; solche hatten vorn die Länge herunter drei bis fünf Falten und gingen wie Gamaschen über die Stiefel. Die Nähte an den Seiten gingen weit vor, so dass die Füsse zu drei Vierteilen bedeckt waren, und standen unten ein kleines Stück offen; die Ränder des Schlizes waren mit Schnur von der Farbe des Stoffes eingefasst. Um die Mitte der vierziger Jahre verlangte der Staatsanzug Hosen, die am Bunde sehr knapp sassen, dabei »zuckerhutförmige« d. h. nach untenhin sich gleichmässig verengende Beine hatten, und so Eleganz mit Bequemlichkeit vereinigten.

Um 1848 war man der gespannten Hosen herzlich überdrüssig; wenn man die Fussriemen noch beibehielt, so geschah es nur der Form wegen; auch hingen solche nur an einem Faden oder an einem kleinen Knopf auf jeder Seite. Die Mode der weiten, unten einfach rund geschnittenen oder nur mässig auf die Stiefel vorfallenden Hosen breitete sich von Tag zu Tag weiter aus (255. 9). Zugleich kamen die seitlichen Bortenstreifen wieder auf; doch waren sie diesmal von abstechender Farbe. Nur die Ballhosen beliebte man unten ganz knapp, aber doch geschlizt und den Schliz mit einigen Knöpfchen verschliessbar. Um 1850 sezte man oben den Schliz mit Knöpfen und verdeckender Leiste durchaus an die Stelle des Lazes.

Seit 1835 etwa wurde das Tuch, namentlich das schwarze, seiner

geringen Widerstandsfähigkeit wegen immer weniger zu Hosen verwendet; man zog ihm zweckmässiger gewirkte und dabei derbere Stoffe vor. Als besonders geeignet erwies sich der Buckskin und der englische Lasting, ebenso das sogenannte »Wollenleder« (cuir de laine), schwarz und in verschiedenen Farben. Der gelbe Nanking blieb noch eine Zeitlang in Gunst; daneben kamen blau gewürfelte Leinwand und gestreifte Kattune in Mode. Um 1839 erschien der »Sommerbuckskin« und zwar in staubgrauen Farben; dieser verdrängte die gelben Stoffe und vielfach auch die weissen, die man sonst für die wärmere Jahreszeit sich beigelegt hatte.

Von 1830 an ward es fast durchweg üblich, den Stiefelschaft unter den Hosen zu tragen; dadurch wurde derselbe, sonst eine Hauptsache, zur Nebensache und mehr aus Gewohnheit beibehalten, als weil man ihn für nötig hielt. Früher hatte man den Schaft aus zwei seitlichen Blättern zusammengesezt und solche hinten und vorn miteinander vernäht; jezt stellte man ihn aus einem Vorder- und Hinterblatte her, die man durch seitliche Nähte verband. An das Vorderblatt schnitt man zugleich das Oberleder für den Fuss mit an, das man sonst besonders eingesezt hatte (234. 6), und gab demselben durch Walken die nötige Richtung. Ferner schnitt man Oberleder und Sohle auf jeden Fuss besonders zu, was früher ebenfalls nicht geschehen war, so dass es jezt rechte und linke Stiefel gab, die man nicht vertauschen konnte. Seit 1840 gewöhnte man sich in steigendem Masse daran, die Sohle mit Holzstiften an das Oberleder zu heften. Die Absäze machte man seit 1836 ziemlich hoch. Sonst wechselte man im Zuschnitte nur insoweit, als man den Stiefelfuss vor den Zehen bald etwas spizer, bald etwas breiter gestaltete. Das Wachs gab man zum Polieren des Fusszeuges allmählich auf und suchte durch bequemere Mittel, die in sogenannten »Schuhwichsen« bestanden, den gewünschten Glanz zu erzielen; von der alten Wachsmethode behielt man nichts bei, als den Ausdruck »Wichse« und »wichsen«.

Schuhe feinerer Art, wie man sie z. B. auf Bällen trug, blieben niedrig; doch änderte man sie seit Mitte der dreissiger Jahre dahin ab, dass man rechts und links auf das Spannblatt kleine Laschen sezte und solche mit einem Schnällchen oder einer winzigen Schleife zusammenschloss (254. 1); auch verwendete man zu solchen Schuhen schwarz lackiertes Leder. Mit diesem Glanzleder zugleich erhielten die Ballschuhe hohe Absäze; kleine Schnällchen von Gold oder Silber durften nicht fehlen; dazu trug man weisse seidene Strümpfe mit gestickten Zwickeln und knappe Beinkleider von schwarzer Seide. Da man die schweren Stiefel nicht für alle Fälle bequem fand, ging der allgemeine Wunsch nach einem Schuhe, welcher die Dienste des Stiefels besorgen konnte. Schon um 1830 versah man vielfach den niedrigen Schuh mit einem Einsaze aus dunkelfarbiger, namentlich staubgrauer Serge, den man über den Spann herauf mit kleinen Knöpfchen verschloss (254. 2). Um 1839 geriet ein findiges Schusterhirn auf den Gedanken, das Hinterblatt des Schuhes über die Ferse

Fig. 254.

1—15. Trachten von 1830—1840. 1. (1832) Frack schwarzbraun, Hosen und Schuhe schwarz, Weste weiss mit grünen Knöpfen, Halsbinde, Chemisette und Manschetten weiss, Strümpfe fleischfarbig, Handschuhe gelblich, Hut schwarz mit rosenfarbigem Futter. 2. (1832) Mantel graubraun mit grauem Pelzaufschlag, Frack schwarz, Weste, Halsbinde und Chemisette weiss, Hosen grau, Stiefeletten schwarz mit grauem Einsaz, Hut schwarz mit weissem Futter. 3. (1836) Frack grün, Hut, Chemisette mit Kragen und Manschetten weiss, Hosen grau, Halsbinde und Stiefel schwarz, Weste und Handschuhe gelblich. 4. (1836) Rock, Hut und Stiefel schwarz (Kragen von Sammet, Brustklappen von Atlas), Hosen und Halsbinde grün, Chemisette mit Kragen und Weste weiss, Handschuhe gelblich. 5. (1836) Frack dunkelgrün mit gelben Knöpfen, Hosen und Handschuhe lichtgrau, Halsbinde und Strümpfe weiss, Schuhe und Hut schwarz. 6. (1840) Ueberzieher mit Pelerinenkragen bräunlichgrau, Weste rosenrot, Hosen dunkelgrau, Hut, Halsbinde und Stiefel schwarz, Handschuhe gelblich. 7. Müze hellviolett mit schwarzem Revers und braungelbem Knopf- und Quastenbesaze. 8. Müze weiss mit schwarzem Schild und braungelbem Wirbelbesaze. 9. 14. Wintermüzen (1840) grau mit schwarzem Pelz. 10. Mantelrock (1832) graubräunlich, Frack und Halsbinde schwarz. 11. Müze (1836) weiss mit schottischem Bund, schwarzem Schild und grüner Quastenschnur. 12. Knabenanzug (1836) Müze hochrot mit schottischem Bunde, Rock tiefgraubraun, Halsbinde grün, Hemdkragen weiss, Hosen blassgrün, Schuhe schwarz. 13. Knabenanzug (1840) Hut und Hosen gelblich, Rock graubraun, Halsbinde schwarz, Chemisette und Kragen weiss, Schuhe schwarz mit grauem Einsaze. 15. Rock (1840) grau mit schwarzem Kragen.

und das Spannblatt mit einer Lasche üder die Fussbeuge heraufsteigen zu lassen; zu den langen Hosen getragen sah solch ein Schuh wie ein Stiefel aus. Dieser neue Schuh war indes nicht so neu, als

man glaubte, sondern etwas Altes und weiter nichts, als der Schuh von 1770 (234. 4), nur dass ihm die Schnalle fehlte; er rechtfertigte das oft gebrauchte Wort, dass es in der Mode nichts Neues gäbe, als was vergessen worden sei. Sonst folgte der Schuh im Zuschnitte den Wandlungen des Stiefels.

Der Brauch, zwei Westen übereinander anzulegen, verlor sich anfangs der dreissiger Jahre. Immer mehr wurde es zur Mode, die Weste ganz um ihren Ausschnitt herum nach aussen umzuklappen (254. 1. 10); diesen Umschlag nannte man »Shawlkragen«; er war ringsum fast gleich breit, lief aber unten spiz zusammen. Westen mit solchen Kragen pflegte man sehr weit offen zu tragen und nur mit vier oder fünf Knöpfen zu verschliessen; doch versah man sie mitunter an der linken Seite herauf durchaus mit Knopflöchern. Daneben behielt man die Weste mit Stehkragen sowie auch die mit Brustklappen noch ferner bei. Im allgemeinen schnitt man jezt die Weste unten etwas spizig und liess sie, doch nicht durchweg, hier ein wenig auseinanderklaffen. Nur die Weste mit zwei Knopfreihen, die man übereinander schlagen und bis obenhin verknöpfen konnte, liess man unten mit geradem Schnitte endigen; doch gerieten solche Westen gegen 1836 immer mehr in Misskredit. Von dieser Zeit an pflegte man an feineren Westen ein Täschchen in die Mitte einer der Brustseiten zu sezen, um das Lorgnon hineinzustecken. Seit 1844 verlängerte man die Weste derart, dass sie die Hüften obenher umspannte (255 7—9.) und ein wenig unter dem Fracke hervorsah; untenher schnitt man sie gerade oder spizig.

Grösser, als in der Form, war der Wechsel in den Stoffen der Weste; diese machten eine äuserst bunte Musterkarte aus, auf welcher alle Farben vertreten waren. Man trug Westen von geblümtem Kaschmir, von schottischem Stoffe, von Ziegenhaarstoff, von Sammet und von Piqué, stark gerippt, kariert, gestreift oder auch glatt. Weisse Westen galten für die feinsten; doch mussten sie mit kleinen Guirlanden von Blättern und Blumen bestickt oder farbig geblümelt sein (255. 3). Sammetwesten trug man mit Stickereien in Seide, Gold und Silber sowie mit Metallknöpfen besezt. Alle Westen waren mit Schnur eingefasst, gewöhnlich mit schwarzer, auch die hellen, nur die weissen durchweg mit weisser.

Da es die Mode verlangte, die Weste weit offen zu tragen, so fiel die Brust des Hemdes mehr, als seither, ins Auge und man war bestrebt, sie gefällig auszustatten; so kam man wieder auf den Busenstreif oder Jabot zurück. Der Busenstreif sass auf einem Vorhemdchen, war klein gefältelt und auf die Seite gelegt, erst so, dass er sich neben, dann so, dass er sich mitten auf der Brust befand, wo er mit einer Nadel oder einigen schlichten Perlmutterknöpfchen festgehalten wurde (254. 2. 3). Der Nadelkopf bestand nach Vermögen aus einem Edelstein oder einer Perle.

Zugleich mit dem Jabot wollte man auch die gefältelte Spizenmanschette wieder einführen; doch standen diesem Versuche die engen

Rockärmel entgegen; diese gestatteten nur einen glatten Vorstoss von geringer Breite; man gab demselben einen Verschluss von Knöpfen, die gewöhnlich von hübscher Arbeit.

In heissen Sommertagen geschah es wol, dass man ohne Weste ausging, so dass das Hemd allein die Vorderseite des Oberkörpers bedekte. In diesem Falle beliebte man die Hemdbrust durchaus glatt, aber der Länge nach farbig gestreift, oder von weissem Battiste mit kleinen oder grossen Falten.

Als der Jabot wieder aufkam, trug man noch die breite Krawatte mit festgelegten Schleifen (254. 1—6); sie vergrub den Hals bis zum Kinn und ihre Schleifen waren »mantelhaken-, hasenscharten- und fledermausförmig«. Doch zog man seit Mitte der dreissiger Jahre eine längere Binde vor, die man frei umlegen und mit beliebigen Schleifen verknoten konnte. Dieses Halstuch war gleich der Krawatte englische Erfindung und ursprünglich ein Garderobestück der Seeleute, die sie kurzweg mit »slip« oder Knoten bezeichneten. Der englische Dichter Byron und die deutschen Idealisten hatten dieses Halstuch schon früher angenommen und den Leinwandkragen des Hemdes darüber auseinandergelegt. Man breitete die Zipfel nicht auf der Brust aus, sondern legte sie abwärts, sodass auf jeder Seite die weisse Wäsche sichtbar blieb. Selbstverständlich war bei dieser Binde der Jabot nicht am Plaze; man gesellte diesen nur der Krawatte, über welche man jezt die Ecken des weissen Leinwandkragens, die sonst in die Wangen hervorstachen, herunterklappte (254. 3. 4). Je heller der Anzug war, desto dunkler musste die Krawatte oder das Halstuch sein; Krawatten von schwarzem Gros oder von myrtengrünem mit kleinen weissen Strichen waren sehr beliebt, auch solche von bunten und karrierten Stoffen, Halstücher dagegen von weinroter Farbe. Zu Bällen aber legte man Krawatten aus weissem, vielfach mit Silber broschiertem Atlas an. Indes wurde die Halsbekleidung immer willkürlicher; um 1848 fing man an, den Hals so viel als möglich frei zu machen; man legte ein schmales »Bündchen« darum, dessen Enden man vorn zusammensteckte oder mit einer kleinen Schleife verknotete.

Um 1830 stieg der Rock zumteil noch bis in die halben Kniescheiben herab; gewöhnlich aber war er kürzer. Der Kragen verlor die Gestalt eines Pferdekummets sowie seine steile Stellung und legte sich passender an den Hals. Indes gewöhnte man sich nur langsam an den flachliegenden Kragen, wie wir ihn heute kennen; erst gegen 1840 liess er durchweg die Krawatte seitlich wie hinten gleichbreit sehen. Wie bei der Weste wurde bei dem Rocke der »Shawlkragen« üblich; doch gab man den Kragen mit abgetrennten Brustklappen nicht auf; man trug ihn gerne mit schwarzem Sammet überzogen und die Reverse überhaupt mit schwerem seidenen Moiré gefüttert und abgesteppt. Die Aermel blähte man oben am dicksten Teile des Armes etwas auf, machte sie aber sonst eng und so kurz, dass sie nicht mehr auf die Hand vorgingen und einen schmalen Streifen von der Manschette sichtbar liessen. Unten versah man sie mit einigen Knöpfen, wovon

man einen auf den Umschlag, falls solcher nicht fehlte, die übrigen auf den Aermel setzte. Nicht selten brachte man auf jeder Hüfte einen rundlichen Taschendeckel an, der aber nicht glatt auflag, sondern ein wenig abstand. Um 1832 stellte man sogar Röcke mit sechs Taschen her, von denen drei auf jeder Seite sassen, je eine an Brust, Hüfte und Schoss. Die Brust wattierte man stark, »damit der Rock gut nach hinten falle«. In der Breite der Brustklappen wechselte man beständig; um 1836 machte man die Klappen oft von übertriebener Breite (254. 4).

Anfangs der vierziger Jahre wurden es die Modeherren müde, sich in gespannte Röcke einzuschliessen, und verfielen in das Gegenteil. Der Rock erhielt nun eine breitere und gestrecktere Taille und einen noch kürzeren Schoss, so dass er niemals bis an das Knie, ja häufig kaum bis über die Hüften reichte. Hatte man die Schösse zumteil schon früher hinten in röhrenförmige Falten gebrochen, so legte man sie jetzt rundum in Röhrenfalten; doch blieben die glatten Schösse im Vorrange (254. 15). Die Reverse machte man im allgemeinen sehr breit, mitunter so breit, dass sie bis an die Aermel zurückfielen (255. 7) und die Brust frei liessen, wobei denn zugleich die Wattierung fortfiel; auch verlängerte man die Klappen beliebig bis an den unteren Rand des Rockes. Den Kragen machte man niedrig, verhältnismässig schmal und plattaufliegend. Die engen Aermel aber behielt man noch geraume Zeit bei; erst gegen 1848 gab man auch ihnen eine grössere Weite; zugleich schweifte man die Schösse unten etwas zurück, so dass der Rock, kurz wie er schon war, fast das Aussehen einer Jacke erhielt (255. 9).

Ueberhaupt stellte man jezt den Rock mit so mannigfachen Aenderungen her, dass sich denselben hier nicht folgen lässt; zugleich belegte man jede Abart mit einem eigenen Namen. Von diesen Sonderröcken wollen wir jenen nicht unerwähnt lassen, der auf dem Rücken ohne Taille war, halbweite Aermel mit weiten Aufschlägen hatte, dazu einen niedrigen Kragen ohne Brustklappen und zum Verschlusse nur drei Knöpfe; ferner den »Moline« genannten Rock mit sehr gestreckter Taille und mehrfach geschlizten Schössen. Um 1850 machten die Stuzer noch einmal einen kleinen Rückfall in den Kummetkragen; sie beliebten den Kragen nicht mehr durchweg anliegend, sondern »fast hohl«.

Den Frack liess man, was Kragen, Brustklappen, Aermel und Taille anbelangt, dem Rocke folgen. Es teilten sich zwei Arten von Fräcken in die Aufmerksamkeit der eleganten Welt, nämlich solche mit eckig eingeschnittenen und solche mit bogenförmig zurückgeschnittenen Schössen. In jeder von beiden Arten herrschte mancherlei Wechsel. Die eckig eingeschnittenen Schösse waren in den dreissiger Jahren unten fast so breit, als oben (254. 1); der Kragen bildete entweder einen Shawlkragen und stieg nach Belieben bis an den unteren Rand des Leibes herab, oder er war von den Brustklappen durch einen Einschnitt in Gestalt eines M getrennt (254. 2). Eine Sonderart

unter diesen Fräcken war stets von tiefer Goldbronzefarbe, in den Schössen mit schwarzem Atlas, an den Aermelaufschlägen aber mit Sammet gefüttert, dabei mit Metallknöpfen besezt, die getrieben, farbig emailliert und vergoldet. Unter den Fräcken mit zurückgeschweiften Schössen (254. 3. 5) gab es seit 1836 einen, dessen Schweifung schon in der Mitte der Brust begann (255. 1) und sich mindestens bis in die Kniekehle fortsezte, wo die Schösse, sehr schmal geworden, sich endigten. Die hochgehende Schweifung machte es kaum noch möglich, den Frack zuzuknöpfen; man liess deshalb auch gelegentlich die Knopflöcher ganz hinweg, versah aber die kurzen engen Aermel unten mit solchen, von denen eins auf den Aufschlag kam. Wie die eckigen Schösse mit schwarzem, so fütterte man die runden häufig mit weissem Atlas, die Staatsfräcke aber, die durchaus schwarz, mit weisser oder strohgelber Seide.

Um 1840 erhielt der Frack eine längere Taille; die eckigen Schösse markierten sich durch scharfen Ab- und Ausschnitt und waren unten breiter, als oben an den Hüften (255. 3), ja bisweilen selbst etwas in Falten gelegt; so geschnitten waren auch die Schösse am Staatsfracke. Die runden Schösse wurden zumteil kürzer beliebt (255. 5.); ähnlich wie bei dem Rocke, den man in einen Jäckchenrock verwandelte (255. 9), verkürzte man auch den Frack an seinen Schössen dergestalt, dass er zu einem »Jäckchenfracke« wurde (255. 4).

Um 1850 zeigte der Ballfrack eine etwas kürzere Taille, die eine verkürzte Weste nötig machte, aber sehr völlige Schösse (255. 3).

Wir wollen nicht weiter gehen, ohne des »Reitrockes« zu gedenken; dieser hielt die Mitte zwischen Frack und Rock; er hatte breitere und längere Schösse, als sonst der eckig eingeschnittene Frack, so dass solche häufig oben zusammenstiessen, und vorn auf den Schössen in halber Höhe quergeschnittene, mit breiten Deckeln versehene Taschen. Mit einer Reihe von Knöpfen konnte er bis zum Halse geschlossen werden; ausserdem wurde er um die Taille mit einem Gürtel von schwarzlackiertem Leder zusammengehalten, an dem ein Hirschfänger hing. Seine Farbe war scharlachrot. Dazu gehörten notwendig enge Hosen von Hirschleder sowie Stiefel mit Stulpen und kleinen, sehr kurzen stählernen Sporen.

Seit die schneller wechselnde Mode den Erfindungsgeist der Schneider mehr und mehr entfesselte, vervielfältigten sich die Formen der Ueberzieher. Im allgemeinen blieb für den Ueberzieher die Rockform bestimmend; es gab kurze Ueberzieher, die dem Leibrocke sehr nahe kamen (Taf. 27. 8), und solche mit sehr langen Unterteilen (249. 2), breiten Brustklappen und Taschendeckeln auf den Hüften, unter denen oft noch Taschen mit schräggestelltem Einschnitte ohne Deckel sassen. Die Ueberzieher schlossen sich dem Oberkörper an und wurden bis zur Taille zugeknöpft. Ein Ueberzug von dunklem Sammet oder Plüsch bedeckte den Kragen und ein sonstwie gefärbter Stoff häufig auch noch die Brustklappen. Die Modefarbe war braun oder violett.

Zugleich erschienen kurze Ueberzieher mit Pelerine, die den Namen

Fig. 255.

1. (1837) Sommerfrack blau mit gelben Knöpfen, Weste rahmfarbig, Halstuch karriert, Hemd und Hosen weiss. 2. (1840) Ueberrock (Roupp) graubraun, Kragen und Reverse schwarz gesteppt. 3. (1844) Frack, Hosen und Claquehut schwarz, Weste weiss mit schmaler in Gold und Seide gestickter Guirlande, das übrige weiss. 4. (1848) Jäckchenfrack dunkelblaugrün, Weste hellblau, Hosen grau, Halsbinde weinrot. 5. (1848) Frack schwarzbraun. 6. (1850) Oberrock mit Kapuze und Schnüren dunkelgrün mit blauem Futter, Halsbinde weinrot. 7. (1844) Rock dunkelbraun, Weste weiss, Hosen und Handschuhe gelblich, Halsbinde dunkelblau, Hut und Stiefel schwarz. 8. (1844) katalonischer Mantel schwarz mit hellblauem Futter, Frack mit Tuchknöpfen schwarzgrün, Weste weiss, Hosen dunkelgrau, Halsbinde karriert, Hut und Stiefel schwarz. 9. (1848) Jäckchenrock hellblau, Weste ledergelb, Hosen und Hut weiss. Halsbinde weinrot, Strümpfe rosa, Schuhe schwarz, Handschuhe gelblich. 10. (1848) Ueberrock (Gibun) hellledergelb, Halsbinde weinrot, Hosen schwarzblau, Handschuhe gelblich, Hut und Stiefel schwarz. 11. (1850) Ueberzieher mit Kapuze (Cloche) dunkelgraubraun, Hosen graublau und dunkel gestreift, kurzer Rock (nur oben sichtbar) dunkelgrün, Weste weiss, Halsbinde karminrot gestreift, Handschuhe gelblich, Hut und Stiefel schwarz. 12. Burnus und Kapuze dunkelblau mit hellbraunem, an der Kapuze sichtbarem Futter, Hosen kaffeebraun, Hut, Stiefel und Krawatte schwarz.

»Redingote« beibehielten (254. 6). Dazu gesellte sich um 1840 ein »Roupp« genannter kurzer Ueberrock, der bis untenhin verknöpfbar (255. 2), hinten bis an die Taille geschlizt und mit einer dichtgesezten Knopfreihe verschliessbar, dabei mit Kragen und Reversen von ansehnlicher Breite ausgestattet war, die mit schwarzem Atlas überzogen und abgesteppt.

Wie unter den Gehröcken und Fräcken bürgerte sich auch unter den Ueberziehern mehr und mehr ein Geschlecht in Jackenform ein.

Um 1836 tauchte zuerst der »Paletot« genannte Ueberrock auf[1]. Der Paletot war bald taillenlos und sackartig weit (255. 10. 11), bald mit langer Taille knappanschliessend (254. 6), teils mit einer, teils mit zwei Reihen von Knöpfen ausgestattet, ferner in den Schössen mit senkrecht eingeschnittenen Taschen (254. 6) und überdies noch auf der Brust mit Seitentäschchen versehen, an Kragen und Reversen aber von stattlicher Breite. Dem weiten Paletot wurde nach Bedarf ein Mantelkragen hinzugefügt, dem eng anliegenden ein kürzerer Schulterkragen (254. 6). Der lose hängende Paletot hatte keine Naht in der Mitte des Rückens. Die Taschen waren bald mit Deckeln versehen, bald ohne solche und am Einschnitte mit breiter Schnur gefasst. Anfangs schloss man den Paletot vorn herab mit Haken, dann mit grossen Knöpfen, die weit auseinander sassen, oder auch mit Schnüren, mit denen er bis auf den Leib herab besezt war (255. 6). Ein Sommerpaletot, der kurz, anliegend, in den Schössen faltenlos und mit nur einer Knopfreihe verschliessbar war, kam um 1850 in Mode; man nannte ihn »Peel«. Da der Paletot stets als Schuzkleid diente, ja selbst als Arbeitskleid, so wurde er nur aus Stoffen von derber Beschaffenheit hergestellt.

Der Mantel in einfachster Form, wie er anfangs der dreissiger Jahre getragen wurde, war rund geschnitten und stieg bis über die Kniekehle herab; er hatte weder Aermel noch Schulterkragen, aber einen mit Pelz gefütterten stehenden Kragen, der sich nach obenhin auseinanderlegte. Da, wo der Mantel in den Kragen überging, liess er genau die Gestalt des Halses und der Schultern erkennen. Solche Mäntel ohne Pelerine nannte man damals »Rouillières«.

Zu Beginn der vierziger Jahre erschien in Gesellschaft des Kalabreserhutes der »Carbonari« nördlich der Alpen. Dieser Mantel war nicht rund, sondern mehr rechteckig zugeschnitten, jedoch oben in einige grosse Falten zusammengeschoben und so auf den Hals passend gemacht. Beide Arten von Mänteln wurden gewöhnlich ohne weitere Befestigung um die Schultern gehängt.

Sehr verbreitet war ein Mantel mit Pelerine oder rundem liegenden Schulterkragen, der an Länge den Aermeln fast gleichkam und unter einem schmäleren Halskragen eingeschoben lag, der beliebig auf- und niedergeklappt werden konnte und für die kältere Jahreszeit mit Pelz gefüttert war. Häufig sezte sich der Pelzkragen als stattlicher Umschlag vorn an beiden Kanten des Mantels bis untenhin fort. Nach Bedarf war der Mantel überdies noch mit bequemen Armeln versehen (254. 2), so dass er wie ein Ueberrock angezogen werden konnte. Um

[1] Das Wort ist neulateinisch und kommt von palata, paldo oder palda her; es war schon im 15. Jahrhundert gebräuchlich; damals bezeichnete man einen Rock mit hängenden Aermeln, der über den Harnisch angelegt wurde, mit „Paletot"; es war ein faltiger Rock, und deshalb wurde er so genannt, denn die Worte Falte und palda gehören zu demselben Stamme. Wenn nun der Name Paletot auch fremdländisch, so konnte das Gewand selbst, wie vielfach seine Abänderungen sein mochten, sein deutsches Urbild nicht verleugnen; es war dies nichts anderes, als die „Bauernschaube", die man vor zweihundert und mehr Jahren getragen (vergl. 138. 2 139. 7) und auch zum Justaucorps umgewandelt hatte (S. 653).

sich gut um den Körper schliessen zu lassen, führte er nicht selten hinten in Taillenhöhe zwei Tuchstreifen, die man zusammenknöpfen konnte. Diesem Mantel verwandt war ein solcher von feinerer Art; derselbe hatte einen grossen viereckigen Kragen, der auf die Achseln fiel, und vornherab sieben in gleichen Abständen angebrachte Patten, womit man ihn verschliessen konnte; Kragen wie Patten bestanden aus schwarzem Sammet.

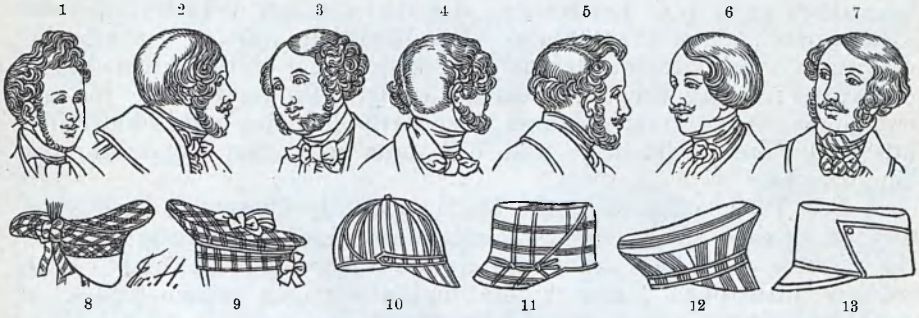
Als der Mantel den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht hatte, fanden ihn die Modeherren zu schwer und unschön; man suchte ihn deshalb auf verschiedene Weise leichter zu machen, zu verkürzen und zu verengen; so erhielt der Mantel allmählich die Gestalt eines Paletot. Auch derart beschnitten durchlief er wieder manche Veränderungen. Einmal zeigte er an den Seiten in der Höhe der Ellbogen passende Längsschlize, durch die man die Arme steckte, ferner einen kleinen Klappkragen für den Hals und darunter noch einen grösseren rundgeschnittenen Schulterkragen. Um ihn festhalten zu können, war er vorn unterm Halskragen einerseits mit einem Holzknebel, anderseits mit einer Schlinge versehen; der Knebel war mit Seide übersponnen und die Schlinge sezte sich mit zwei langen Endstücken fort, die in Quasten ausliefen. Der Schulterkragen hatte nicht selten einen Ueberzug von Sammet. Ein andermal zeigte der Mantel keinen Schulterkragen, dafür aber weite Aermel, die auf ihrer Vorderseite von unten bis in die Armbeuge aufgeschnitten waren (255. 8); er lag völlig glatt an, auch in der Schulter- und Rückenpartie, und war reichlich mit Schnüren besezt sowol den Rändern entlang, als auch in ornamentalen Verschlingungen auf seinen Flächen. Geschlossen wurde er ebenfalls vor dem Halse, jedoch nicht immer, und zwar mit Oesen und langen Quastenschnüren.

Zu den Ueberkleidern, die gegen Ende der vierziger Jahre auftauchten, zählten solche mit Kapuze; deren gab es gleichfalls verschiedene Arten; einmal näherten sie sich dem weiten langen Mantelrocke, ein andermal dem kurzen weiten Paletot. Den Kappenmantel nannte man nach seinem orientalischen Vorbilde »Burnus« (255. 12), den Kappenrock aber »Cloche« oder »Glocke« (255. 11). Gemeinsam waren beiden Gewändern zwei wagrecht eingeschnittene Brusttaschen übereinander, bald auf der einen Seite, bald auf beiden Seiten. Vorzugsweis aber der Glocke eigen war noch ein weiteres Täschchen unten am Aermel, wo sonst der Aufschlag sass, um Visitenkarten darin aufzuheben. Der gewöhnliche Schmuck namentlich des Burnus bestand in Borten und Schnüren an allen Kanten, sowie in einer Quaste am Zipfel der Kapuze (255. 12). Die Kapuze wurde viel zu praktisch befunden, um nicht auch gelegentlich an den gewöhnlichen Ueberröcken angebracht zu werden (255. 6).

Der üblichste Bart anfangs der dreissiger Jahre war der Favorit oder Backenbart; man liess ihn allmählich weiter an den Wangen hinabsteigen und endlich unterm Kinne sich vereinigen, so dass er seit 1836 wie ein schmales Band aussah, welches das Gesicht bis zu

den Ohren einfasste (256. 1). Das Haarband war an den Rändern scharf beschnitten und durfte nur eine oder zwei Linien breit über das Kinn hervorragen. Nicht selten indes rasierte man es hier etwa zwei Finger breit aus. Der Schnurbart nahm an Zahl wieder ab, doch währte er beim Militäre fort; namentlich in der preussischen Armee vereinigte er sich mit dem Favorit zu einem W-Barte; indes blieb dieser Bart bis in die vierziger Jahre von geringer Bedeutung für die Modewelt. Dagegen erhielt der Voll- oder Demokratenbart durch das Revolutionsjahr 1848 sein lang entbehrtes Recht zurück. Von da an herrschte völlige Bartfreiheit; ein kleiner Schnurrbart hatte jedoch die Vorliebe der Mode für sich.

Fig. 256.



1—7 Frisuren. 1 von 1832, 2, 3 von 1836, 4 von 1840, 5 von 1844, 6 von 1848, 7 von 1850.
8—13 Müzen. 8 (1844) weiss mit grünen und rosenfarbigen Streifen und schwarzem Schild. 9 (1844) rosa mit dunkelroten Streifen. 10 (1850) lichtbraun mit weissen Streifen. 11 (1848) ebenso. 12 (1850) dunkelgrün mit braungelben Streifen. 13 (1850) blaugrau mit schwarzem Schirmrande.

Fast in dieser ganzen Periode blieb der Tituskopf bevorzugt. Um 1836 wurde das Haar hinten kurz geschnitten, an der Seite geteilt und sorgfältig in Büschel gerollt, pomadisiert und gebrannt, oder über dem Vorderkopfe lockig aufgebäumt (254. 1. 2). Nach einigen Jahren war die Haartracht mit einem schnurgeraden Scheitel an der linken Seite und Schläfenlocken, die mit Stangenpomade festgeklebt wurden, allgemein. Das Jahr 1848 verhalf auch der Haarfrisur zur individuellen Freiheit.

Der hohe Cylinderhut behauptete sich noch lange Zeit auf allen Köpfen, obgleich ihn kein Mensch für zweckmässig hielt. Die Mode fand wenig an ihm zu ändern. In den dreissiger Jahren war der Kopf des Hutes etwas spizig und oben platt (254. 4), der Rand flach, oder der Kopf oben kuppelförmig abgerundet (254. 1) und der Rand entweder flach oder sehr schmal und stark geschweift. Mit Beginn des vierten Jahrzehntes erschien der Kopf cylindrisch und etwas weit (254. 6), die Krempe an den Seiten leicht hinaufgeschlagen. Seit dieser Zeit wandte man sich den Glanzhüten zu, während man bis jezt die glatthaarigen vorgezogen hatte. Mitte der vierziger Jahre zeigte der Hut einen kleinen, niedrigen, geraden oder an der Wandung etwas eingeschweiften Kopf und eine mässige, über den Schläfen emporgewölbte

Krempe (255. 7), die oft mit schwarzem Sammet überzogen war. Das Jahr 48 sah neben niedrigen leichten Hüten von weissem Filze (255. 9) einen hässlichen Hut mit hohem Kopfe (255. 10), der häufig oben weiter als unten war, in der Krempe breit und über den Schläfen flach emporgezogen. Zwei Jahre später war der Kopf wiederum etwas niedriger (255. 11. 12) und an der Wandung ein wenig eingeschweift, in der Krempe stark geschwungen oder rundum flach.

Indes hatte der Cylinder damals seine Vorherrschaft eingebüsst; sein Nebenbuhler war der »Kalabreser«, dem das Revolutionsjahr Eingang in die Herrengarderobe verschaffte. Es war dies ein niedriger schlaffer Filzhut mit breiter Krempe, die wie geschaffen schien, das Haupt politischer Verschwörer in erwünschtes Dunkel zu hüllen; er kam denn auch von den Köpfen der italienischen Verschwörer, der »Karbonari«, nach Deutschland. Der Reaktion war er deshalb verdächtig; sie verfolgte ihn oder vielmehr seine Träger und steckte sie hinter das Gitter; dieser Umstand liess die ruhigen Bürger zögern, ihn anzunehmen. Nach einigen Jahren aber hatte sich das politische Odium aus dem Filze verflüchtigt und die Mode gab dem Kalabreser das Bürgerrecht.

Seit 1830 nahm sich die Mode auch der beschildeten Müzen an; sie wusste solche ausserordentlich verschieden zu gestalten; für die rauhere Jahreszeit verbrämte sie die Müze mit Pelz und versah sie mit Ohrklappen, die sich auf- und abschlagen liessen (254. 9. 14); so beschaffen war namentlich die Müze der Reisenden und Viehhändler. Die »russische Müze« mit flachem überstehendem Boden (254. 11) gewann eine ausserordentliche Verbreitung; sie wurde vielfach selbst beim Militär eingeführt. Nach 1848 gelang es dem Filzhute, die Müze von den Köpfen der bessergestellten Leute wieder zu vertreiben; doch behauptete sich diese, wenn auch mit mancherlei Veränderung, auf den Köpfen der Soldaten, der dörflichen Handwerker und Bauern.

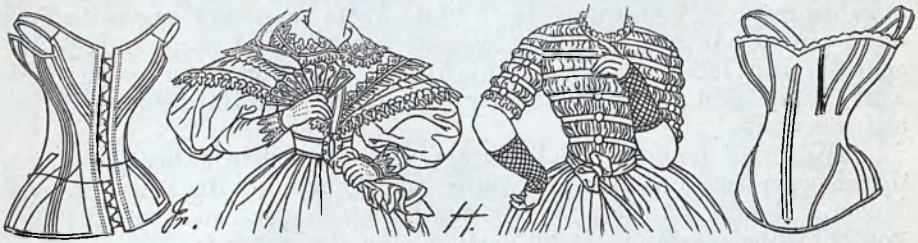
Wer seinen Weg machte, that es fast nie ohne Stock oder Schirm; die Stöcke richteten sich nach dem Vermögen des Besizers und durchliefen eine unendliche Reihe von dem aus dem Busche geschnittenen Stecken, an dem noch Knoten und Rinde sassen, bis zu dem bürgerlichen Stock aus spanischem Rohre mit Metall- oder Elfenbeingriff und dem eleganten Stocke von Lorbeer-, Palm- oder Schlangenhautholz, der sechs kleine Rippen aufwies; die Knöpfe daran waren von Gold und der Form des Stockes angepasst, kunstreich getrieben und selbst mit Edelsteinen besezt; häufig war auch ein Talisman darin eingelassen. Sonst bildete eine bequastete Handschnur aus Leder den gewöhnlichen Schmuck der Stöcke. Kleine Lorgnetten von Schildkrot oder Gusseisen befestigte man mittels einer feinen Schnur links am Knopfloche und steckte sie in die Brusttasche der Weste.

Die weibliche Tracht von 1830—1850. Der Zug zum Wunderlichen sezte sich über das Jahr 1830 hinaus fort; die Taille senkte sich tiefer hinab und verengte sich zur Wespentaille (259. 1. 2. 4); die

untere Hälfte des Kleides erweiterte sich und die obere gab in den Schultern die wagrechte Linie auf, senkte sich nach rechts und links und verlegte allmählig ihre grösste Breite in die halben Arme (258. 1. 2). Das Kostüm, wie es jezt war, stand in unversöhnlichem Gegensaze zu dem griechischen Kostüme, das die Frauen des Direktoriums geschaffen hatten; wie dieses darauf ausging, die menschliche Gestalt durchaus zur Geltung zu bringen und länger erscheinen zu lassen, als sie wirklich war, so ging jenes darauf aus, sie zu verkürzen und puziger zu machen. Dazu waren der Mode alle Hilfsmittel recht, auch das naturwidrigste, und so geriet sie im Jahre 1839 auf die »Krinoline«. Betrachten wir zuerst einige Aenderungen, welche das Kostüm bis dahin durchmachte.

Die Schnürbrust (257. 1. 4) verstärkte mehr und mehr ihren Druck; sie blieb zwar Korsett à la Ninon, nahm aber eine gestrecktere und engere Taille an, bis sie zulezt etwa der Form des heutigen Korsetts entsprach.

Fig. 257.



1 2 3 4

1, 4 (1840) Korsett von hinten und vorn. 2 (1832) Rundspenzer von Blonde weiss, Kleid samt Gürtel grün. 3 (1840) Canezou von Musselin weiss mit Rosaknöpfen, Gürtelband rosenrot, Kleid blassrosa.

Je länger die Taille wurde, desto mehr trat das Schneppenleibchen (259. 2. 4. 6) an die Stelle des »runden« Leibchens, das unten wagrecht abgeschnitten war (258. 1. 2. 4. 6); seit 1840 sah man mehr Leibchen mit Schneppe, als runde[1]. Das Leibchen wuchs auch nach obenhin, verkleinerte seinen Halsausschnitt und schloss sich meistenteils bis zum Halse an; eins hatte einen Kragen, das andere nicht; bald war es vorn verschliessbar, bald fiel es in halber Oberrocksgestalt vorn mit Reversen oder ohne solche auseinander (259. 1). Der grösste Teil der Leibchen hatte einen glatten Rücken und nur vorn einige Draperien; auch diese verminderten sich und alle Leibchen zeigten sich schliesslich rundum so glatt, als möglich. Nur Staatskleider behielten ihren weiten viereckigen Ausschnitt (259. 2), der die Schultern frei liess, und als Auspuz die sogenannte »Berthe«, den gleichbreiten oder wie Epauletten geschnittenen Streifen von Musselin, der lose oder in Quetschfalten (259. 6) den Ausschnitt kragenartig umsäumte.

Eine grosse Veränderung machten die Aermel durch; gegen die Gigots oder Schinkenärmel (258. 1. 2) erhob sich gleich anfangs der

[1] Um diese Zeit fing man an, für das Leibchen den Namen „Taille" zu gebrauchen.

dreissiger Jahre ein grosser Widerwille; doch wusste man nicht recht, was man an ihre Stelle sezen sollte, und so kamen mehrere Aermelformen gleichzeitig nebeneinander in Mode. Einmal schnitt man die Schinkenärmel in der Armbeuge plözlich ein, so dass sie nur im Oberarme bauschig blieben, im Unterarme aber sich völlig anlegten (258. 6. 8); ein andermal schnitt man die Aermel von oben bis zum unteren Achselrande passend und fasste sie über dem Handgelenke mit einem engen aber breiten Bande zusammen, bauschte sie jedoch im übrigen Teile derart auf, dass der Bausch sich nach untenhin senkte und der ganze Aermel nun einem umgedrehten Schinkenärmel glich (258. 4). Neben Aermeln solcher Form beliebte man überdies durchaus enge Aermel (259. 1); diese schnitt man zuerst mit nur einer Naht, dann aber mit zwei Nähten zu, die auf die innere und äussere Armseite zu liegen kamen, so dass der Aermel die Form des Armes genau wiederholte. Von dem nur im Oberarme gebauschten Aermel übertrug man auf den völlig engen den Namen »Amadis«, einen Namen, der schon mehrmals für die Aermel oder ihre Aufschläge den Taufpaten abgegeben hatte (S. 793 Note). Doch bezeichnete man den engen Aermel auch mit »Quäkerärmel«, falls er ganz schlicht und ohne Aufpuz erschien. Um 1836 war der Schinkenärmel kaum noch zu sehen; der kurze aufgeblähte Achselärmel, der sogenannte »Barettärmel«, verengte sich ebenfalls.

Während Leibchen und Aermel sich mit jedem Jahre mehr auf den Körper zusammenzogen, wurde umgekehrt der Rock weiter und länger. Zuerst schnitt man ihn nur hinten länger, so dass eine Art von Schleppe entstand. Dann machte man ihn rundum so lang, dass er von den Füssen nur die Spizen sehen liess, oder auch diese noch verbarg (259. 1—5). Oben und unten schnitt man ihn gleichweit und nähte ihn mit vielen und kräftigen Falten an die Taille. Auf jede Seite oben an den Hüften sezte man eine Tasche ein und umrandete ihre Oeffnung mit Stickereien und Spizen. Um den Rock immer abstehender zu machen, vermehrte man die Zahl der gebauschten Volants; diese verlangten mehr Stoff, als an den Aermeln gespart wurde, oft bis zu zwanzig Ellen. Auch die Unterröcke vermehrte man auf fünf bis sechs, die man steifte und zumteil wattierte. Um ihnen obenher einen festen Siz zu verschaffen, änderte man die Schnürbrust; diese hatte bislang eine eingeschweifte Taille (257. 1. 4); jezt gab man ihr eine eingeschnittene und zerlegte sie in einen oberen und unteren Teil (259. 10). Den unteren Teil formte man so, dass er aussah wie eine umgewendete Schüssel, die herzförmig gebogen; er umgab Leib und Hüften derart, dass er davon abstand; um ihn tragfähig zu machen, unterfütterte man ihn auf den Hüften, vorzugsweis aber über dem Gesäss mit dicken Polstern. Der obere Teil des Leibchens, unterwärts scharf eingeengt, stiess unvermittelt auf den schüsselförmigen Untersaz, über dem er sich in scharfem Winkel erhob.

Gleichwol war es, genau betrachtet, nicht diese Schüssel, welche die Last der Röcke zu tragen hatte; die Last lag auf den Hüften; in

dem Masse, als sie sich vergrösserte, wurde sie unerträglicher. Da erschien im Monat Juli 1839 die Erlösung in Gestalt eines aus Rosshaar geflochtenen Rockes, der stärker war, als alle gesteiften und wattierten Unterröcke zusammen. Diesen Rock nannte man zuerst »Crinozephyr«, bald aber »Krinoline«, und zwar nach dem französischen Worte »crin«, welches das Schwanzhaar der Pferde bedeutet, aus dem er gemacht war [1]. Die Krinoline erwies sich als Bedürfnis, denn schon nach wenigen Wochen hatte sie in allen Teilen der civilisierten Welt Aufnahme gefunden; Damen jeden Standes trugen dies »härene Gewand«, freilich nicht als Bussgewand.

Schon vor Erfindung der Krinoline war es vielfach üblich, das Kleid nach Art von Gardinen zu raffen oder vornherab vom Gürtel an zu teilen (259. 1) und selbst auszuschneiden, so dass der darunter liegende Rock zu sehen war; man stellte diesen darum ebenfalls aus gutem Stoffe her und verzierte ihn mit Volants, Posamenten oder breiten Stickereien. Die Krinoline bot die beste Unterlage für die beiden Röcke, und so währte dieser Brauch in wachsendem Masse fort. Man gesellte häufig dem offenen Rocke das vom Gürtel an geöffnete Leibchen; die obere Oeffnung glich einem aufrechten, die untere einem umgekehrten V; und wie die untere den bestickten Rock, so liess die obere eine Chemisette von Battist blicken, die in verschiedener Art verziert war.

Gelegentlich war das Kleid nur unten oder nur oben geöffnet und die Oeffnung nur oben oder oben und unten zugleich mit Schnüren im Zickzack oder kreuzweis überspannt. Die Schnürmittel wechselten zwischen runden dünnen Seidenschnüren und kleinen Sammetbändern, die auf jeder Seite mit Knöpfen befestigt wurden. Denselben Auspuz brachte man nach Belieben vorn oder unten an den Aermeln an.

Das offene Leibchen unterlegte man seit 1840 vielfach mit einer besonders konstruierten Schnürbrust; diese hatte vorn ein mechanisches Blankscheit, welches durch einen Druck auf eine kleine Feder in der Mitte sich trennen oder vereinigen liess, je nachdem man es wünschte.

Die Aermel schnitt man immer mannigfaltiger zu; im vierten Jahrzehnt waren mit Ausnahme der Gigots alle Aermelarten zu sehen; doch gewannen neben den durchaus engen Aermeln solche den Vorrang, die sich gleichmässig nach untenhin erweiterten (259. 9). Zuerst waren diese Aermel von bescheidenem Umfange; sie reichten kaum bis zur Armbeuge und liessen dünne anliegende Unterärmel hervortreten, die bis zum Handgelenke gingen; dann stiegen sie über die Armbeuge hinab und schickten weite Aermel von Weisszeug mit Spizengarnitur gegen die Hand vor (259. 4. 8). Manchmal blieben sie anliegend bis zum Ellbogen und erweiterten sich erst von da an mit

---

[1] Weit verbreitet und selbst von Modeblättern geteilt ist die Meinung, die Kaiserin Eugenie sei die Erfinderin der Krinoline gewesen. Das angegebene Datum aber beweist, dass dies nicht der Fall sein kann, denn 1839 war die nachmalige Kaiserin erst 13 Jahre alt, und wenn sie sich damals auch schon mit der Mode beschäftigt haben mag, so schrieb sie ihr doch sicherlich noch keine Geseze vor. Der Irrtum scheint daher entstanden zu sein, dass man den Namen „Krinoline“ auf den „Reifrock“ übertrug, obschon er doch weiter nichts, als „Rosshaarzeug“ oder einen Rock von solchem bedeutet.

einem feinen Auspuze. Aermel dieser Art nannte man »Nonnenärmel« (manches à la bonne soeur).

Die Mode bot ihre ganze Erfindungskraft auf, um das feine Weisszeug so reizend als möglich zu gestalten. Die Nonnenärmel wuchsen sich gegen die fünfziger Jahre zu »Pagodenärmeln« aus, die länger und weiter waren (Taf. 27. 9) und vortrefflich zu der aufgeblähten Krinoline passten. Obschon sie in gar nichts der Gestalt des Armes

Fig. 258.

Trachten von 1830 bis 1840. 1. (1832) Kleid grün, Hut von Stroh mit rosenrotem Aufpuze, Kragen und Strümpfe weiss, Halsbinde weiss mit farbigen Blumen, Schuhe samt Bändern schwarz, Handschuhe grau. 2. (1836) Ueberrock blassviolett, Hut von Stroh mit grauem Kinnbande, Kragen und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Handschuhe gelblich. 3. (1836) Mantille, Handschuhe, Strümpfe und Taschentuch weiss, Kleid blau (durch einen Zug um das Leibchen ein farbiges Band gelegt), Schuhe grau, Haarpuz blau. 4. (1840) Spenzer (Sammet) schwarz, Kleid weiss mit blauen Tupfen, Hut und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 5. (1840) Kapuzenmantel (Sammet) schwarzbraun mit blauem Futter und Schnurbesaz; das Stück, welches den Armschliz markiert, weiss mit blauem Ringornament, Kleid weiss, Fransenvolant weiss mit Goldborte, Strümpfe und Handschuhe weiss, Schuhe grau. 6. (1832) Taillentuch samt Kleid graubraun. 7. (1836) Kragen weiss, Negligéüberrock samt Unterärmel (Kaschmirflanell) hellbraun, Gürtelschnur dunkelgrün. 8. (1836) Ueberrock hellgraubraun, Kragen weiss.

Taf. 27. 1, 2 von 1830, 3, 4 von 1836, 5 von 1832, 6 von 1827, 7 von 1842, 8 von 1846, 9 von 1852, 10 von 1860, 11, 12 von 1864, 13 von 1870, 14 von 1865.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

entsprachen und nur durch ihren Spizenbesaz untenher ein anmutiges Aussehen machten, kamen sie doch sehr in Gunst, weil sie kaum minder, als die Nonnenärmel, den Luxus einer feinen Wäsche begünstigten.

Das Jahr 1840 brachte hohe Leibchen oder »Canezous« (257. 3), die gegen die Taille hinab rundum in Falten gezogen waren; die Falten wurden durch Querschnüre und einen Gürtel zusammengehalten, der zugleich den Rock mitüberfasste. Sehr üblich war es, Leibchen aus weissem Stoffe mit Röcken aus farbigem zu tragen.

Der breite Gürtel verschwand vorläufig zu Beginn des vierten Jahrzehntes; er wurde immer weniger vorn mit einer Schnalle geschlossen, als hinten zugebunden. Die Schneppentaille brachte ihn ausser Mode; für diese war das lange Band bequemer, das man seitwärts oder vorn verschleifte und mit seinen Enden herabfallen liess. Indes war das Band kein notwendiger Bestandteil der Toilette.

Nach 1830 war die Halsfräse wenig mehr zu sehen, desto häufiger aber der viereckige niedergelegte Kragen von besticktem Weisszeuge, der schon die zwanziger Jahre hindurch zur Toilette gehörte (248. 6), sich nun aber bedeutend vergrösserte (258. 8); er sass an einem Hemdchen, das unter dem Kleide seinen Plaz hatte, und garnierte den Hals und die obere Brust dergestalt, dass der Hals vorn offen blieb. Eine Spielart dieses Kragens kam in dem sogenannten »Beguinenkragen« auf, der vorn auf dem Leibchen eine Art von Revers mit Knöpfen bildete, so dass die Brust mit nonnenartiger Prüderie bedeckt erschien. Der Rundspenzer mit Epauletten oder das Kragentuch blieb ein bevorzugtes Toilettenstück (257. 2). Doch änderte sich dieses Tuch um 1836, als die Schinkenärmel verschwanden, und nahm auch einen anderen Namen an; es hiess jezt »Pelerine«; hinten endigte es rund, vorn aber dehnte es seine beiden Spizen in lange Zipfel aus (258. 6). Man legte die Pelerine einfach um den Hals, kreuzte die Zipfel vor der Magengrube und überfasste sie in der Taille mit dem Gürtel. Wie alle Gewandstücke machte sie einen grossen Wechsel durch, namentlich im Auspuze; gelegentlich nahm sie einen kleinen Stehkragen an, der sich vor dem Halse verschleifen liess. Fast alle Röcke und Oberröcke hatten damals solche Pelerinen; im Vereine mit den herabgesenkten Bauschärmeln und der engen Taille gaben sie dem Anzuge seinen auffälligen Charakter.

Ein anderer Kragen, der sich ebenfalls grosser Gunst erfreute, bestand in einer Chemisette von Tüll oder Mull, welche dicht in senkrechte Fältchen gelegt und oben am Halsrande sowie mitten über die Brust herab mit einem schmalen gekrausten Streifen verbrämt war (258. 7).

Als das Leibchen wieder auf die Hüften hinabstieg, erneuerte sich der Brauch, es in eine Jacke zu verwandeln, die man für sich allein oder an Stelle des Spenzers anziehen konnte. Um 1840 gab es Spenzer und Jäckchen ohne Schösse, die völlig wie das hohe Leibchen gestaltet waren (258. 4). Gegen 1850 kamen dergleichen auf den

Fig. 259.

Trachten von 1840 bis 1850. 1. (1844) Ueberrock mit offenem Leibchen weiss, Bandgürtel der Länge nach hälftig rosa und gelb, der Quere nach dunkelrot gestreift, Unterkleid hellgrün mit weisser Garnitur, Spizenhäubchen weiss mit Rosaband. 2. (1844) Ballanzug; Kleid samt Schleifen- und Puffengarnitur grün, Blondenbesaz weiss, Kopfpuz violett mit Silberstreifen. 3. (1848) Ueberrock samt Garnierung schwarz

Körper gepasste Jäckchen auf, die mit mehr oder minder breiten Schössen, sowie vor der Brust mit Reversen ausgestattet waren (259. 7. 9). Den Schössen war es durch einige Einschnitte ermöglicht, sich so weit auseinanderzulegen, wie die Krinoline verlangte. Den Rändern folgte ein schmaler Besaz aus Band. Die Mode erzeugte viele Spielarten von Jäckchen; eine davon hatte einen ausserordentlich langen Rücken mit einer Art Schneppe, fiel aber vorn mit eckigen Schössen über den Rock; wieder eine andere war mit ihrem Schosse im Ganzen zugeschnitten und legte sich mehr oder minder locker über die Taille herab (259. 8).

Unter den Ueberröcken gab es solche, die für sich allein an Stelle des Kleides angezogen wurden; diese waren so zugeschnitten, wie das Kleid selbst; sie hatten stets ein rundes glattes Leibchen, das die Schultern gut umfasste (259. 3), aber eine grössere Weite, so dass sie vorn übereinandergeschlagen werden konnten, wo man sie mit Knöpfen und überdies noch mit dem Gürtel verschloss. Jene Ueberröcke indes, deren Zweck ihrem Namen entsprach, glichen bald einem langen Schlafrocke (258. 7), bald einem Kaftane (259. 12). Seit den dreissiger Jahren hatten die Röcke erster Form weite à pagodes zugeschnittene Aermel, stattliche Reverse oder eine Pelzpelerine, deren Zipfel so lang waren, wie das Kleid selbst. In Kaftanform gingen die Ueberröcke nicht viel über die Kniescheibe hinab; sie hatten entweder eine nur leichteingeschweifte Taille, weite, an den Achseln in Falten gelegte Aermel, einen Kragen von Pelz und Pelzverbrämungen an den Rändern; oder sie waren wie die Schossjacke mit scharfanschliessender Taille zugeschnitten und mit einem überfallenden Schulterkragen ausgestattet (259. 12). Das fünfte Jahrzehnt brachte Aermel in Mode, die vorn durch zwei dicke, hinten aber durch fünf Doppelfalten, die von den Achseln ausgingen zu grosser Weite ausgetrieben waren. Wenn die Jahreszeit es verlangte, erhielten die Ueberröcke jeder Art eine gute Wattierung.

Der Mantel, der seither von der Mode verleugnet worden, erhob sich mehr und mehr wieder zu einem Hauptstücke der Garderobe, das nicht blos im Winter, sondern auch im Frühjahr und Herbst getragen wurde. Indes verloren die Mäntel die Gestalt von Umhängen und verwandelten sich in weite Aermelröcke mit langen Schulterkragen

---

mit Knöpfen von Opal, Gürtel schwarz mit goldenen Schnällchen, Unterärmel weiss, Hut weiss mit blauem Auspuze, Hutband dunkelblau. 4. (1850) Kleid weiss und hellfarbig geblümelt, Einfassung des Brustausschnittes samt Brustschleifen grün, gezackter Besaz an den Aermeln und am Rocke hellgrün, Unterärmel, Brusteinsaz (hinten zugeknöpft), Taschentuch und Schuhe weiss, Hut samt Kinnband rosa, Feder und Unterhäubchen weiss, Handschuhe gelblich. 5. (1850) Kleid weiss mit hellvioletten Streifen, Mantille rosa mit schwarzen Randspizen, Brustchemisette weiss, Hut samt Band blassblau, Blonden unter dem Schirme weiss. 6. (1840) Kleid samt Auspuz rosa, Spizenshawl (überm Arm liegend) weiss. 7. (1844) Kleid und Leibchen stumpfrotviolett, Hut samt Auspuz weiss, Muffe von Hermelin. 8. (1850) Jäckchen grau, Verschlusspatten vornherab und auf den Aermeln karminrot eingefasst, Unterärmel, Hutband und Taschentuch weiss, Kleid grau. 9. (1850) Jäckchen tiefgrün, Chemisette, Unterärmel und Handschuhe weiss, Halsbinde weinrot. 10. (1850) Korsett, hinten verschnürbar und dort im Leibe schräg von oben und aussenher nach der Mitte des Rückens hinab mit Fischbein ausgesteift, in den Schössen aber ähnlich wie auf der Vorderseite. 11. (1840) Mantel mit Kragen in Mantillenform dunkelgrün und mit graubraunem Pelze gerändert, Kleid (nur am Aermel sichtbar) und Hutbänder hellviolett, Kragen und Manschetten weiss, Handschuhe gelblich. 12. (1844) Kaftan samt Auspuz schwarzgrau, Kleid rosa, Halskragen, Hutbänder und Manschetten weiss. 13. (1848) Shawl im Grunde dunkelgrün, in den breiten Borten gelb, in den Fransen partienweise rosa, grün, gelb und blau, in den Ornamenten ebenso, Kleid (am Halse sichtbar) dunkelbraun, Halskragen und Unterärmel weiss. 14. (1848) Mantel samt Passementerien schwarz, Kleid blau, Hutbänder violett. 15. (1850) Mantille mit Bortenbesaz weinrot, Kleid von schillerndem Grün, Hutbänder grün.

oder Pelerinen. Um 1836 gaben sie zumteil die Aermel wieder auf und veränderte selbst ihren alten Namen in »Hülle«. Die Hülle war rund geschnitten, lang bis zum Knöchel, nach Bedarf samt dem Kragen wattiert und mit Pelz gerändert oder durchweg mit Pelz gefüttert (Taf. 27. 5). Allmählich verkürzte sich die Hülle bis gegen das Knie und näherte sich den kaftanförmigen Ueberröcken, nur dass sie niemals eine Taille annahm. Seit 1840 erschienen dergleichen Mäntel sowol mit Armschlizen als auch mit Aermeln, die meist sehr weit à pagodes zugeschnitten und zumteil vorn aufgerafft waren, ausserdem mit einem Capuchon an der Pelerine (258. 5).

Es erhob sich ein grosser Wechsel in den Mantelformen; da gab es »adriatische Mäntel« mit Capuchon und Gürtelschnur, »Sommerburnusse«, meist aus weissem Stoffe, mit einem Capuchon in Pelerinenform, Mäntel mit einfachem Klappkragen oder mit Shawlkragen und Klappen, die durch eine Schnur festgehalten wurden, endlich Mäntel mit Kragen in Mantillenform, die an Brust und Schultern in feste Falten gelegt waren (259. 11).

Veränderte sich auch der eigentliche Rock nicht viel im Schnitte, so veränderte sich doch der Umriss der ganzen Gestalt in auffälliger Weise durch den Shawl; dieser wurde seit 1836 ein Prunkstück der Garderobe. Während man die Bauschärmel aufgegeben und das Leibchen strenger auf den Körper gepasst hatte, verbarg man die erzielten Formen ganz und gar unter dem grossen, zum Dreiecke zusammengelegten Shawl oder einem ähnlichen Ueberwurfe (259. 13), der sich unten auf den weitgespannten Rock auflegte und fast geradlinig gegen den Hals hinaufstieg, so seiner Trägerin die Gestalt eines Kegels gebend, aus dem oben der Kopf mit der niedrigen Frisur und dem kleinen Hute ungefähr wie ein Knauf hervorragte. Vielfach suchte man das plumpe Aussehen dadurch zu mildern, dass man dem Shawl den Zuschnitt eines kurzen Mantels (259. 14) oder einer Mantille (259. 5) gab, so dass er mehr oder weniger die Taille samt den Hüften markierte.

Ein scharfer Konkurrent erschien dem Shawle seit 1835 in der »Mantille«; diese wurde nicht blos allgemein, sondern selbst gemein; jede Krämersfrau ging Sonntags in ihrer Mantille aus. Die jezige Mantille glich nahezu noch der vom Ende des 18. Jahrhunderts und bestand wie jene aus schwarzem Seidenzeuge mit breiten Spizen in Volantform am Rande (Taf. 27. 6). Doch erhielt sie obenher eine grössere Breite, so dass sie hier einem stattlichen Kragentuche mit breiten Epauletten glich (vrgl. 257. 2. 258. 6), das sich vorn in eine breite Stola bis nahe an den unteren Kleiderrand fortsezte, hinten aber unter der Taille rundlich abschloss (258. 3). Man pflegte die Mantille vornherab mit Hafteln zu schliessen. Es gab auch Mantillen, deren lange Endstücke auf dem Rücken zusammengebunden wurden; diese nannte man »Marie-Antoinette-Mantillen«, jene aber »Rafaelmantillen«. Dazu gesellten sich Mantillen aus Kaschmirstoffen (259. 15), die einen mit Kapuze, die andern mit einer Oeffnung an jeder Seite

für die Arme. Eine besondere Art von Mantillen, die man »Hindostaner« nannte, wurde seit 1848 üblich; sie war ein meist aus weissem Kaschmir zugeschnittener Burnus mit Kapuze, sehr weitfaltig, mit Oeffnungen für die Arme unter den Falten.

Ueberhaupt vervielfältigten sich die Ueberkleider dergestalt ins Zahllose, dass man ein eigenes Buch schreiben müsste, wenn man näher auf sie eingehen wollte. Es erschienen neben den Mänteln, Mantillen und Ueberwürfen noch Basquinen, Cazawaïkas, Casaquetten und Caracos, jede Art wieder mit duzendfachen Unterarten.

Mädchen wie Frauen trugen zu Hause kleine Taffetschürzen; solche waren rundum mit Spizen und oben mit Täschchen garniert, die mit Knöpfchen oder reichen Schnüren zugehalten wurden.

Anfangs der dreissiger Jahre war die Frisur noch immer sehr hoch; man beliebte noch die mit Draht unterlegten oder wattierten Puffen und Schalen samt den spindelförmig gedrehten farbigen Matten über dem Hinterkopf oder dem Wirbel (260. 1—3), das übrige Haar glatt gescheitelt und an beiden Schläfen in Lockenmassen versammelt. Indes sich der untere Teil der Tracht immer unbescheidener gestaltete und weiter ausdehnte, wurde die Frisur immer bescheidener und niedriger; das wunderliche Gebäude sank auf den Hinterkopf zurück. Die Flechten bildeten dort, schneckenförmig gelegt oder beliebig durcheinander geschlungen, ein stattliches Nest (260. 6). Der Oberkopf war durchaus glatt gescheitelt; aber an den Schläfen hielten noch die Bündel von Locken und Haarwickeln stand, welche die Ohren bedeckten; da prangten sowol feingeringelte Locken, als auch lange korkzieherförmig gedrehte »englische Locken« oder Schmachtlocken (260. 7). Doch verschwanden nach und nach die Locken aus der alltäglichen Frisur und behaupteten sich nur noch in der Ballfrisur; Schnüre von Perlen oder Diamanten, goldene Ketten und Blumenguirlanden dienten dieser zum Auspuze; bevorzugt waren einzelne Blumen: Kamelien oder Rosen, seitwärts ins Haar gepflanzt. Gegen Ende der vierziger Jahre wurde der Haarpuz immer willkürlicher; im Jahre 1848 galten Wellenscheitel und glatte Scheitel sowie Locken für gleich modisch (260. 9—12). Im allgemeinen trug man das Haar damals hinten am Kopfe sehr niedrig, teils als Nest, teils als Schnecke, und ebenso tief die Blumen, Federn und den sonstigen Auspuz. Guirlanden brachte man so an, dass ein schmaler Blätterstreif über die Stirne ging und volle Blumenbüschel sich an den Seiten befanden.

Solange die Frisur hoch war, behielt auch der Hut seinen hohen Kopf; nur spizte dieser sich etwas mehr zu und der Schirm richtete sich mehr in die Höhe, als je zuvor, indem man seine Backenteile herunterzog und unter dem Kinne zusammenband (260. 19); eine Zeitlang verschleifte man die Kinnschnur seitwärts unter einem Ohre. Dieser Hut zeigte ein sehr offenes und freies Aussehen; aber die steile Stellung des Schirmes entzog dem Antlize den gesuchten Schatten, so dass man noch immer den Schleier zu Hilfe nehmen musste. An Stelle des Unterhäubchens sezte man eine Blonde in den Hut selbst,

die sich wie ein Rahmen um das Gesicht legte, sobald man den Hut unten zusammenzog. Der Name des Hutes war »Zughut«. In dem Masse, als die Frisur niedriger wurde, machte man auch den Hutkopf niedriger und senkte ihn nach hinten, den Schirm aber auf den Scheitel; dadurch rückten die Backenlaschen unter das Kinn herab und standen nun neben den Wangen wie die Scheuleder der Pferde (260. 20. 21), so dass die Frauen den ganzen Kopf umdrehen mussten, wenn sie zur Seite blicken wollten. Schliesslich war der Hut in Kiepen- oder Kapoteform wieder allein in Mode; doch nannte man diesen Hut jezt

Fig. 260.

1—12 Frisuren von 1830 bis 1850. 1, 2 von 1832. 3, 4 von 1836. 5, 6 von 1840. 7, 8 von 1844. 9, 10 von 1848. 11, 12 von 1850. 13—18 Hauben von 1830 bis 1850. 13 (1832) weiss mit Rosaband. 14 (1836) weiss mit Rosabandschleifen. 15 (1836) weiss mit hellblauem Auspuze. 16 (1840) weiss mit hellviolettem Band- und Schleifenbesaze. 17 (1848) weiss mit hellblauem Auspuze. 18 (1850) weiss mit Bandschleifen, die in Grün und Rosa abwechseln. 19—23 Hüte von 1830 bis 1850. 19 (1836) graubraun mit grauen Rüschen. 20 (1840) gelblich mit ebenso gefärbtem Auspuze. 21 (1844) rosa mit weissen Spizen und Rosaschleifen. 22 (1848) weiss. 23 (1850) rosa mit ebenso gefärbten Blättern und Blumen.

»geschlossenen Hut«, bei weiterem Schirme auch »Puzhut«. Er bildete ein höchst geschmackloses Tonnengewölbe, das hinten enger war, als vorn, und sich über dem Nacken mit einem schmalen, faltig angesezten Schirm oder »Bart« erweiterte (260. 21—23). Doch hatte er das Gute, dass er wieder Schatten spendete und die Gesichtsfarbe mit den Farben seines Futters verschönte. Unter dem Schirme pflegte man ihn mit grossen Blumenbüscheln oder mit Bandschleifen auszuschmücken und unter dem Kinne mit einem breiten Band und grossen Schleifen festzubinden.

Die Flughaube (260. 13) gehörte um 1836 bereits zu den Lächerlichkeiten und viel hübschere Hauben nahmen ihre Stelle ein; darunter war das »elsässische Häubchen«; dieses bedeckte nur den Hinterkopf, ging aber weit an den Ohren herab und hatte einen Auspuz von sehr grossen Schleifen aus schwarzem Sammetbande mit Goldrändern, deren Enden auf den Hals fielen. Manchmal zeigte das Häubchen einen Boden aus Goldgeflecht, der mit schwarzen Sammetrollen umgürtet war. Die Haube folgte dem Zuge der Mode und verkleinerte sich mehr und mehr (260. 15—17), so dass sie um 1840 nur noch eine Bedeckung der hinteren Frisur ermöglichte; schliesslich war sie ein kleines Stück Spizenzeug, das man um den Oberteil des Kopfes band (260. 18).

Der Turban verschwand nach Beginn des vierten Jahrzehntes.

Als gewöhnliche Fusstracht dienten Knöchelschuhe; man hatte deren für Winter und Sommer. Der winterliche Schuh bestand aus dunklem Stoffe, aus Tuch, Sammet oder Leder, und war oben um das Einschlupfloch herum sowie am Schliz über den Spann herab mit Pelzstreifen gerändert, oben am Schliz aber mit einem Knopf und einer Schleife verschliessbar gemacht. Aus leichterem Stoffe bestand der Sommerschuh, aus hellfarbiger oder staubgrauer Serge mit einem Lederbesaz über den Zehen. Auch dieser Schuh hatte seinen Schluss auf dem Spann, aber verdeckt unter einer Klappe, die man aussen am Fuss mit stählernen oder vergoldeten Knöpfchen schliessen konnte. Als man bemerkte, wie sehr der Absaz geeignet war, den Fuss vors Auge zu rücken und seine Schönheit deutlich zu machen, gab man ihm von Jahr zu Jahr eine grössere Höhe, bis er wieder ein richtiger »Stöckel« war. Neben den Knöchelschuhen behaupteten sich die höheren Stiefeletten; auch sie erhielten höhere Absäze; ihre Verschnürung aber kam von der Seite auf den Spann zu liegen. Um 1840 waren diese Stiefelchen so beliebt, dass man sie sogar auf Bällen trug und den flachen Schuh mit seinen Bindebändern dafür aufgab. Solange das Kleid den Fuss unbedeckt liess, that man sich auf hübsches Fusszeug etwas zu gute; aber die Schneider verdarben den Schustern das Handwerk, als sie die Röcke wachsen und endlich mit ihrer Krinoline den Fuss in Nacht und Dunkel verbannten.

Armbänder gehörten zum unerlässlichen Schmucke; man trug solche aus geflochtenem Haare mit emailliertem Silberschlosse, andere aus einer Goldschnur, die zweimal den Arm umgab und mit Korallen-

birnen endigte, endlich solche aus ebenso langen Goldketten mit kostbaren Medaillons. Den Halsschmuck beschränkte man vielfach auf ein Band mit einer Brustnadel zum Festheften, deren Kopf einem Medaillon an Grösse gleichkam.

Uhren durften in der feinen Toilette nicht fehlen. In den zwanziger Jahren trug man die Uhr an einer Kette um den Hals, in den dreissigern an einem Kettchen, das von einer grossen goldenen Nadel in der Mitte des Leibchens ausging. Oft war die Nadel mit drei Kettchen versehen, wovon eins für die Uhr, eins für ein Riechfläschchen und eins für den Schlüssel zur »Pandorabüchse« bestimmt war. Mit der Zeit hörten die Uhren auf, ein Gegenstand des Luxus zu sein; man führte nur noch glatte Uhren und zwar im Gürtel untergesteckt, ohne etwas davon sehen zu lassen, als das Kettchen mit dem Schlüssel. Die seidenen Handschuhe wichen solchen von dänischem Leder.

Das Jahr 1848 führte den »Nasenklemmer« (pince-nez) ein; dieser beseitigte zwar nicht die gestielte Lorgnette, aber doch für eine Zeit lang das Glas, das die Herren in eines der Augen klemmten[1].

Zu Beginn des dritten Jahrzehntes wurde der »chinesische Fächer« Mode; die Stäbe daran waren lackiert, das Blatt von sehr dünner Haut und mit Landschaften, Menschenfiguren oder Vögeln ausgeschmückt. Die Kleider der Figuren bestanden aus Perlmutter, die übrigen Teile und die Landschaft aus Elfenbein, die Flügel aus zartem Flaume. Sehr verbreitet waren Fächer aus grünem Taffet mit Stäbchen von Elfenbein, Ebenholz oder Gold, die geschnizt oder graviert, und solche, die mit Federn umrandet und bemalt waren. Fächer jeder Art wedelten in allen weiblichen Händen, von den kostbarsten an, die mit 125 Thalern bezahlt wurden, bis zu den Papierfächern zu zwei Groschen herab. Neben den Fächern erschienen kleine fächerartige Sonnenschirme von grünem Taffet, die sich aufgespannt seitwärts am Stiele herunterklappen liessen. Der eigentliche Sonnenschirm erhielt um 1832 eine schwarze Handschnur unten am Stiele, um 1850 einen Spizenbesaz, der rundum vom Rande seines Daches herabfiel.

Die männliche Tracht von 1850—1870. An den Hosen räumte seit 1850 der Laz immer mehr seine Stelle dem Schlize ein, dessen Knöpfe unter einer Leiste verdeckt lagen. Auch die Stege wurden seltener und die Hosen blieben ihrem eigenen Falle überlassen. Im allgemeinen waren in den fünfziger Jahren die Hosen (261. 1—3) am Bunde oben und in den Knieen eng, an den Schenkeln ziemlich anliegend, zuweilen aber unten von mittlerer Weite; nur die Galahosen zeigten sich vielfach unten mit fünf Knöpfchen geschlossen und an der Seite statt mit einer Borte mit Stickereien verziert. Beim Ausgange des

[1] So fremdartig der Name klingt, so ist das Monocle doch deutsche Erfindung. Der bekannte Fürst Pückler-Muskau hatte den Ehrgeiz, Tag für Tag seine Umgebung durch irgend etwas Neues zu verblüffen; so erschien er einst, es war Mitte der dreissiger Jahre, lustwandelnd unter den Linden in Berlin mit einem runden Glas im Auge; das Glas war schwarz eingerahmt und an einer sehr breiten schwarzen Schnur befestigt, die um den Hals lief. Der Fürst hatte tiefliegende Augen und es fiel ihm leicht, das Glas in der grossen Augenhöhle festzuklemmen. Desto schwerer aber fiel dies Kunststück den Stuzern, für die der Fürst das Muster war; doch liessen sie sich durch die Grimasse, die sie mit der einen Hälfte ihres Gesichtes schneiden mussten, nicht abschrecken, gleichfalls mit einem Monocle zu paradieren.

genannten Jahrzehntes wurden die Hosen etwas kürzer, so dass sie sich nicht mehr in der Fussbeuge stauchten; doch schwankten sie in der Weite. Die einen schlossen sich oben dicht an den Körper und fielen mit bequemer Weite gerade herab, ohne die Kniee zu zeichnen; die andern waren im Oberschenkel weit, im Unterschenkel umgekehrt zuckerhutförmig und schlossen eng am Knöchel. Diese Hosen leiteten zu einer Form hinüber, welche der Form der Beine gerade entgegen-

Fig. 261.

1—11. Trachten von 1850 bis 1860. 1. (1852) Mantelrock (Talma) graubraun mit grauem karrierten Kragen und schwarzen Sammetstreifen, Hosen graublau, Weste weiss, Halsbinde dunkelblau; Hut und Stiefel schwarz. 2. (1852) Rock dunkelgrün, Hosen weiss, Krawatte bunt, Hut und Stiefel schwarz. 3. (1855) Rock graubraun mit heller Fassung, Hosen grünlich, Krawatte dunkelblau, Handschuhe gelblich. 4. (1855) Winterüberzieher dunkelblau, Hosen graubräunlich, Handschuhe gelblich, Krawatte, Hut und Stiefel schwarz. 5. (1859) Frack, Hut und Stiefel schwarz, Weste und Krawatte weiss, Hosen lichtgrau. 6. (1859) Rock braun, Hosen graublau. 7. (1852) Mantel (à la Karl V.) tiefgrau mit graublauem Futter, Frack, Krawatte, Hosen, Hut und Stiefel schwarz. 8. (1852) Frack, Krawatte und Stiefel schwarz, Weste bläulich mit dunkelblauen Streifen, Hosen weiss, Hut hellgrau. 9. (1855) Rockpaletot graubraun mit rosenrotem Futter. 10. (1859) Sommerrock und -hosen hellgrau, Weste weiss, Halsbinde schwarz. 11. (1859) Mantelrock (Mac-Farlan, auch Scariano oder Double-Krep genannt) dunkelgrün.

gesezt war; die Hosen fingen passend an, erweiterten sich sehr bedeutend bis an das Knie und verengten sich dann bis zum Knöchel (262. 1—3); sie waren also zwischen Ober- und Unterschenkel am weitesten, wo das Bein fast am engsten ist. Um diese Form recht augenfällig zu machen, benuzte man derbe Stoffe von möglichster Steifheit; so erhielt die Figur ein sehr stämmiges, aber keineswegs elegantes Aussehen. Gegen 1870 kam diese hässliche Form wieder ab, um Hosen in zweierlei Form Plaz zu machen, nämlich halbanliegenden und halbweiten mit schwarzen oder andersfarbigen Bandeaux an den Seiten (262. 4—6). Als die Hosen am weitesten, verlangte die Etikette jedoch immer noch solche von engem Anschlusse. Karierte Stoffe waren sehr beliebt, ebenso gerippte, glatte einfarbige aber nicht ausgeschlossen.

Um 1852 tauchte eine ganz neue Westenform auf, die indes als Schneiderscherz angesehen wurde und bald vorüberging. Bei dieser Weste war mitten auf der Brust ein grosses Stück herausgeschnitten und durch ein längsgefaltetes ersezt, das wie eine Hemdbrust aussah; nur das kurze Stück unter dem Falteneinsaze, der mit einer Querleiste abschloss, war verknöpfbar. Unentwegt behaupteten sich die Westen mit Shawl- und Stehkragen, mit einer Knopfreihe oder mit zweien, und halb oder bis obenhin verknöpfbar. Gegen Ende der fünfziger Jahre gab es viele Westen mit kleinen Brustklappen, die mit einem Zeugstreifen umrändert waren, in dem die Knopflöcher sassen. Für die elegante Toilette blieb die weitoffene Shawlweste unerlässlich (261. 5. 8). Alle Westen kamen mindestens der Länge der Taille gleich und endigten nur anfangs der fünfziger Jahre zumteil noch mit einer kleinen Schneppe, sonst aber durchweg mit rundem Schnitte. Die Westenstoffe waren sehr gemischt; Seide, Sammet, Plüsch, Piqué und Kaschmir blieben den feinsten Westen vorbehalten. Mehr und mehr ward es Mode, Hosen und Weste, ja selbst den ganzen Anzug vom nämlichen Stoffe herzustellen (262. 3). Eine weitere Blüte der Schneiderphantasie tauchte in der Mitte des sechsten Jahrzehntes auf, eine Kaschmirweste, über deren Shawl eine weisse, rosenrote oder blaue Unterweste von Atlas oder Moiré hervorsah (262. 1).

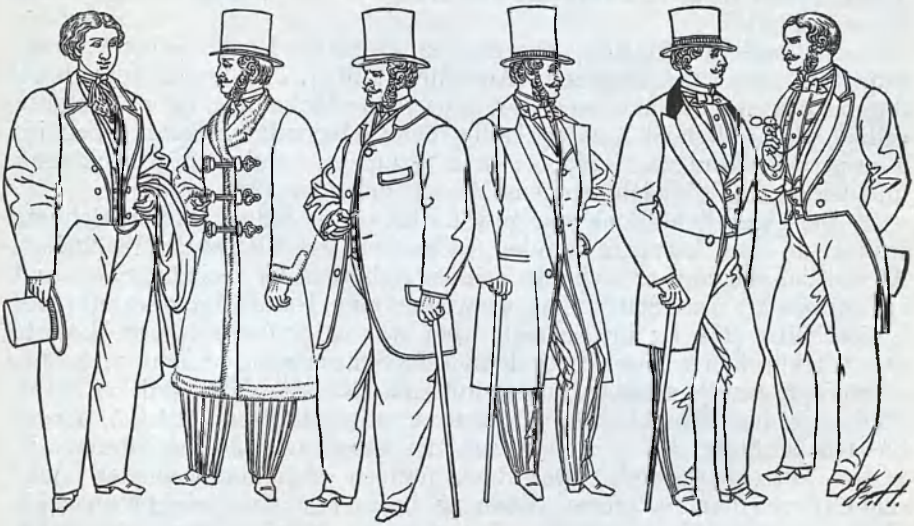
Die offene Weste und die schmale Halsbinde machten eine sorgfältige Behandlung der Hemdbrust nötig. Noch blieb eine Zeit lang das Vorhemd, das man auch »Chemisette« oder »Chemischen« nannte, in Mode; der Kragen mit seinen aufrechten oder niedergeklappten Ecken sass festangenäht am Hemde oder am Vorhemde. In den sechziger Jahren wurde es üblich, die Chemisette mit dem Hemde zu vereinigen, d. h. dem Hemde einen Brusteinsaz zu geben, der aus feinerer Leinwand bestand, wie das Hemd selbst, den Kragen aber als Sonderstück zu behandeln und mit Knöpfchen an das Hemd zu schliessen; so liess sich der Kragen unabhängig vom Hemde wechseln, so oft man wollte.

Von dieser Zeit an warf sich die Mode auf den Leinwandkragen; zuerst formte sie ihn mit geklappten Ecken und befreite den Hals einer grossen Mehrzahl von Männern von seinem Zwange; unter Beibehalt

dieser Form stellte sie ihn dann auch als völligen Klappkragen sowie als schmalen ringförmigen Stehkragen her (262. 1—6) und liess ihn in beiden Hauptformen unzählige Variationen durchlaufen.

Der Jabot war nur noch im Soireen- und Etikettenkostüme zu sehen, flach gefältelt oder vielmehr gerippt[1] und nicht, wie im 18. Jahrhundert, gekraust, dabei umgeklappt entweder auf oder neben der Mittellinie der Brust (255. 3). In diesem Anzuge behauptete sich auch noch die hohe schwarze oder weisse Krawatte mit festen Knoten und Schleifen vor dem Halse; die schwarze verschwand erst in den siebziger Jahren, aber die weisse gehört noch heute, wenn auch etwas

Fig. 262.



1 2 3 4 5 6

1—6 Trachten von 1860 bis 1870. 1 (1862) Frack, Hosen, Hut und Stiefel schwarz, Weste und Halsbinde weiss, Unterweste rosa, Handschuhe gelblich. 2 (1862) Paletot dunkelbraun mit gleichfarbigem Pelze, Hosen grauviolett, Weste grau, Halsbinde weinrot. 3 (1865) ganzer Anzug graublau und gemustert, Krawatte violett. 4 (1865) Ueberzieher graubraun, Rock dunkelgrün, Weste weiss, Hosen grau, Handschuhe blassviolett, Halsbinde rotviolett. 5 (1870) Jaquett und Halsbinde schwarz, Weste weiss, Hosen gelblich, Handschuhe grau. 6 (1870) Frack, Weste, Hosen, Hut und Stiefel schwarz, Halsbinde weiss, Handschuhe gelblich.

verändert, zum Anzuge des preussischen Geheimrates. In der bürgerlichen Tracht wurde die feste Krawatte vielfach durch die lose Krawatte mit zwei langen breiten Zeuglappen ersezt, die man in die offene Weste herablegte und mit Knöpfchen oder einer Tuchnadel zusammenfasste (255. 7). Auch diese Krawatte wurde immer kleiner und schmäler, namentlich, als man den Hemdkragen nicht mehr bloss an den Ecken, sondern rundum niederklappte, so dass der ganze Hals frei wurde. »Was vor einigen Jahren für unschicklich galt, wird jezt von der Mode empfohlen,« lautet ein Bericht in der »Allgemeinen

[1] Zum Rippen des Jabot bediente man sich einer Maschine mit zwei genarbten Walzen, die sich gegen einander drehend dem passierenden Leinwandstreifen das gewünschte Muster einpressten.

Modenzeitung« von 1852. Endlich wandte man sich völlig dem »Bündchen« zu, das schon Ende der vierziger Jahre aufgetaucht war; es war ein schmaler bandförmiger Streif, den man erst aus freier Hand vorn zusammensteckte oder verschleifte, später aber fest verschleift und mit allerhand »Mechanique« zum Anschnallen ausgestattet vom Fabrikanten bezog (262. 4—6). Auf diese Halsbinde übertrug man den Namen »Schlips« (S. 893). Die Laschenkrawatte und der Schlips bildeten den einzigen Fleck am ganzen männlichen Anzuge, welcher das Vorrecht behielt, hochfarbig zu sein. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, dass um 1862 die Mode für den Ballanzug neben der farbigen Unterweste eine weisse Krawatte mit bestickten Enden verlangte, die wie an der Halsbinde gegen Ende des 17. Jahrhunderts frei auf die obere Brust herabfielen (262. 1).

Anfangs des fünften Jahrzehntes waren die Röcke jeder Art sehr kurz und von jackenartigem Aussehen (261. 1. 2. 7. 8); ja kein Kleidungsstück war damals so beliebt, wie das »Jäckchen« oder »Jackett« selbst, das, obgleich in der Taille mehr oder minder lang, doch im ganzen sehr kurz war (255. 9); man trug es häufig an Aufschlägen und Kragen mit gleichfarbigem Moiré überzogen (262. 5).

Der eigentliche Rock war gewöhnlich etwas länger und im Schosse weiter, in den Aermeln gerade geschnitten wie Stiefelschäfte (261. 2). Allmählich begann er sich von seinem Nebenbuhler freizumachen und zu entfernen; um 1860 endete er wieder eine Handbreit oberhalb der Kniescheibe (261. 6); im Schnitte aber war er einfacher, man könnte sagen urtümlicher geworden; denn sein Schoss wurde nicht mehr besonders angesezt, sondern zuerst mit dem Rückenblatte (261. 6), dann auch mit den Brustblättern im ganzen zugeschnitten (261. 10), ferner das Rückenblatt, das noch eine Zeitlang geteilt war (261. 6), ohne Naht in der Mitte hergestellt. Der Rock näherte sich somit wieder mehr der anfänglichen Sackform, denn er hatte nur eine leichte über die Hüften herabgehende Taille. Der Kragen war niedrig, die Brustklappen schmal und kurz, die Aermel aber im oberen Teile weit, »an den Achseln fast gigoartig« (S. 882), d. h. wie Schöpskeulen gestaltet (261. 5. 6), nach untenhin eng, so dass eben nur die Hand passieren konnte, und hier mit einem Aufschlage oder mit einer Steppnaht versehen, die den Aufschlag markierte; doch blieb auch diese vielfach hinweg. Alle Ränder hatten eine schmale Einfassung von Schnur und nur wenige Knöpfe dienten zum Verschlusse. Man stellte den Rock jedoch auch mit zwei Knopfreihen her (261. 3) und dann etwas völliger, so dass er als Ueberrock dienen konnte. Die Anzahl der Taschen verminderte man; doch behielt man die Tasche auf der linken Brustseite bei und auch unter den Hüften die quergesezte Schosstasche mit Deckel, falls der Rock zum Ueberziehen bestimmt war. Daneben trug man kürzere Röcke, die völlig taillenlos einem weiten Sacke glichen und Aermel hatten, die am Ellbogen am weitesten. Um 1870 gab man dem Rocke wieder eine vernünftigere, mehr auf den Körper passende Form, und sezte den Schoss wieder besonders

an (262. 5). Die Mode gestattete eine sehr grosse Freiheit; nicht ein bestimmter Rock, sondern Röcke von allen möglichen Formen und Stoffen wurden modern; der gute Geschmack indes verbot alles Auffällige. Der Shawlkragen war lang und stattlich.

Der Frack folgte im allgemeinen Zuschnitte dem Rocke; um 1850 hatte er ebenso, wie der Rock, gleichweite Aermel mit kleinen Aufschlägen und ganz kurze Schösse (261. 8). Als eleganter Frack galt der blaue mit goldenen Knöpfen. Gegen 1860 wurde der Frack länger, im Rücken breiter, in den Aermeln weiter (261. 5); der Kragen stieg wieder etwas höher am Hals empor und zeigte eine halbhohle Form. Die Schösse reichten bis in die Kniekehle und waren eckig geschnitten, doch oben etwas breiter, so dass sie die Hüften bedeckten, und hier bisweilen mit einer schmalen Patte besezt. Die Höhlung unter dem Kragen währte nicht lange und der Kragen legte sich wieder glatt auf, verbreiterte sich aber ein wenig gegen die Brustklappen hin, von denen er durch eine Einbucht in Form eines M oder V zumteil geschieden blieb. Um 1870 hatte der zum Gesellschaftsanzuge gehörige Frack (262. 6) lange schmale, mit schwarzseidenem Rips gefütterte Klappen und halblange Schösse mit schwarzem Seidenfutter; dazu gehörten eine weisse Weste mit Shawlkragen, die sehr weit offen stand, eine weisse Krawatte, gelbliche Handschuhe von dänischem Leder oder Glacé und ein niedriger Kastorhut (vergl. 262. 5).

Der Schnitt des Leibrockes war auch für den Ueberzieher bestimmend. Nach 1850 wurde dieser gleichfalls in der Taille weiter sowie in den Aermeln länger und umfangreicher (261. 4. 262. 2, Taf. 27. 11). Je nach dem Schnitte oder der Ausstattung, auch wenn der Unterschied noch so klein war, führte der Ueberzieher einen andern Namen. Im ganzen bezeichnete man ihn mit »Paletot«; um 1852 zählte man sechs Arten von Paletots: Sackpaletots, Aermelpaletots, Mantelpaletots, Paletots mit und ohne Taille, mit und ohne Pelzbesaz, mit Knöpfen oder mit Schnüren und Knebeln. An der linken Brustseite sowie seitwärts in den Schössen pflegte eine quergesezte Tasche mit stattlichen Deckeln nicht zu fehlen. Kragen und Reverse waren von mittlerer Grösse, leztere gewöhnlich etwas breiter, als der Kragen, dieser aber dunkel überzogen, und sämtliche Ränder mit breiter Schnur eingefasst. Im sechsten Jahrzehnte teilten sich zwei Arten von Ueberzieher in die Herrschaft, die »Twine« und der »Mac-Farlan«. Der Name Twine war schon seit Jahren für eine gewisse Ueberrockssorte üblich. Die jezige Twine hatte einen Kragen, der breit sich umlegend eine Art von Pelerine bildete, während vorn die beiden Teile auf der Brust stark übereinander griffen und mit weit auseinanderstehenden Knöpfen befestigt wurden. Der Rücken war breit; doch bezeichnete er einigermassen die Taille und stand unten in der Mittelnaht offen; die Aermel waren weit und endigten mit grossen Aufschlägen; an den Schössen sassen Taschen mit Deckeln. Der Mac-Farlan (Taf. 27. 12) hatte den nämlichen Pelerinenkragen mit Klappen; aber unter diesem kam noch eine wirkliche Pelerine hervor, die so lang war, wie die

Arme. Doch ging diese Pelerine nicht um den Rücken herum, sondern vereinigte sich hinten in der Achselnaht mit dem Rocke (261. 11), während sie vorn offen herabfiel. Unter der Pelerine war der Rock wie ein Sack geschnitten, der gerade abfallend die Körperformen nicht im geringsten markierte. Vorn wurde er mit einer Unterpatte oder mit einigen Knöpfen zusammengehalten; auch die Pelerine war häufig breit genug, um zugeknöpft werden zu können. Alle Paletots bestanden in der Regel aus dickem Tuch oder Wollstoffe von dunkler Farbe und hatten nach Vermögen wattiertes Seidenfutter sowie am Kragen einen Ueberzug von Sammet; ihre Knöpfe sassen weit auseinander.

Der Ueberzieher besorgte die Dienste des Mantels. Der Mantel alter Form war seit Beginn der vierziger Jahre in der feinen Herrengarderobe nicht mehr zu finden; der neue Mantel aber hatte die Form eines weiten Sackpaletots angenommen (261. 1. 7). Wie bei den Paletots gaben auch unter den Mänteln schon die geringsten Unterschiede den Grund für verschiedene Namen ab.

Die Mäntel waren im allgemeinen von der Länge der Paletots; sie zeigten Kragen und Brustklappen wie diese, und lagen auch glatt um die Schultern her auf; nur waren sie immer bedeutend weiter. Die einfachsten Mäntel stiegen kaum über die Hüften und zeigten weder Aermel noch Kragen. Unter den Aermelmänteln seien hier der »Talmamantel«, der »Cinq-Marsmantel« und der »Mantel à la Karl V.« hervorgehoben. Der Talmamantel hatte Pagodenärmel oder Scheinärmel (261. 1), d. h. er war in lezterem Falle so geschnitten, dass die Seitenfalten wie Aermel aussahen. Dem Talmamantel glich der Cinq-Marsmantel; nur bestand dieser aus zwei Stücken, die an den Aermeln zusammengenäht waren, während der Talmamantel aus einem einzigen Stücke bestand. Der Mantel à la Karl V. (261. 7) war nur insofern von dem Talmamantel verschieden, als er vorn in den wirklichen oder scheinbaren Aermeln senkrechte Oeffnungen für die Arme hatte und wie ein Paletot weit übereinandergeschlagen und verknöpft oder mit verborgen liegenden Patten zusammengehalten werden konnte. Statt des Kragens mit Brustklappen zeigte er häufig einen kleinen Stehkragen oder einen sogen. »sächsischen Kragen«, d. h. einen Stehkragen, der mit seiner oberen Hälfte heruntergeklappt war. Noch gab es einen ähnlichen Mantel mit glattaufliegendem Halskragen, der nach vornhin spiz zusammenlief und hier den Verschluss hatte, einerseits eine Oese mit Quastenschnüren, anderseits einen Knebel. Die Aermel waren von der Armbeuge an bis untenhin aufgeschlizt, alle Ränder mit Schnur gefasst und besezt, ferner alle grösseren Winkelflächen mit zierlich verschlungenen Schnurornamenten garniert. Der Schulterkragen oder die Pelerine war von den Mänteln durchaus auf die Paletots hinübergewandert.

Um das Jahr 1852 tauchte auch der »Carrick« noch einmal auf (248. 7), jenes kragenreiche bequeme Kleidungsstück, das sich bis zu Ende der dreissiger Jahre erhalten hatte, dann aber vor den leichteren

Mänteln das Feld hatte räumen müssen; jezt erschien er mit sechs Krägen. In den fünfziger Jahren erhielt eine bestimmte Form des Carrick den Namen »Havelock« nach dem Sieger im indischen Seapoiskriege, der diesen Rock zu tragen pflegte.

Erst das Jahr 1848 verhalf dem Voll- oder Demokratenbarte zu seinem alten Rechte, so dass er selbst in den Armeen Zutritt fand, ebenso dem Schnurrbarte, der bis dahin mehr geduldet, als geachtet war. Zu diesen Bärten gesellte sich jezt auch der »Knebelbart« oder »Henri quatre«. Zwar sprach man schon um 1805 von der »moustache à la Henri quatre«; aber die kriegerischen Unruhen liessen diesen Bart damals nicht aufkommen. Zum zweitenmal erschien der Knebelbart in den dreissiger Jahren und zwar zuerst in Frankreich; man benannte ihn dort nach dem Könige Henri quatre, um auch in diesem Teile die Glanzperiode des alten Königtums wieder aufleben zu lassen, obgleich der genannte König seinen Bart nicht in dieser Form getragen hatte; es war jezt ein gar schmächtiges Ding und bestand aus zwei kleinen Schwänzchen auf der Oberlippe und einem an der Unterlippe. In Deutschland ahmte man den Knebel nach, weil man glaubte, es sei der Bart, den die »alten Ritter« getragen hätten. Napoleon III, der dem Knebelbarte zu Ehren verhalf, gab ihm zugleich eine stattliche Fülle. Viel Einfluss auf die Barttracht hatten seit den dreissiger Jahren die östlichen Völker Europas, die nach Freiheit ringenden Griechen und Polen mit ihren mächtigen Schnauzern, seit 1848 auch die Ungarn mit ihren »gewichsten Schnurrbärten«. Da man in den Ungarn hauptsächlich ein Reitervolk sah, so waren es bei uns vor allem die Reiter, welche den gewichsten Bart annahmen. Ueberhaupt blieb seitdem keine Bartform mehr verpönt und jede in Mode; die Bartlosigkeit sah sich fast nur auf die Schauspieler beschränkt, der Backenbart aber, die »Cotelettes«, sonst hauptsächlich der Bart des wohlhabenden Bürgertums, auf Oberkellner und Börsenleute.

Ueber das Haar ist wenig zu sagen; die soldatisch ringsum kurz verschnittene Frisur beseitigte zum grossen Teile die gekrümmten oder gelockten Partieen an den Schläfen. Auch der Scheitel am Hinterkopfe (256. 4, 261. 6) scheint soldatische Erfindung und aus dem preussischen Offiziersstande gekommen zu sein. Langes Haar und Locken waren nur noch bei Leuten mit künstlerischer Beschäftigung zu finden.

Der Sturmhauch des Jahres 1848 vermochte den schwarzen glänzenden Cylinderhut nicht wegzublasen, trozdem man ihn spottweise eine »Angströhre« nannte. Er galt unentwegt für die feinste Kopfbedeckung, während der Filzhut zur gewöhnlichsten wurde. Der hohe Hut, sonst oben bald enger, bald weiter als unten, erhielt endlich die richtige Cylinderform und zugleich eine ziemlich schmale Krempe, die nicht geeignet war, vor Sonne und Regen zu schüzen. Bis gegen die siebziger Jahre war der Hut von hässlicher Höhe (261. 2); dann wurde er so niedrig, dass seine Höhe fast seiner Breite gleichkam (262. 5). Dem Filzhute blieb zwar der Salon und jeder Ort verschlossen, wo der schwarze

Frack Zutritt hatte; dafür aber gewann er die Herrschaft im alltäglichen Verkehre; obgleich von Haus aus Demokrat, richtete er sich doch nach allen Launen der Mode und färbte sich sogar schwarz; unermüdlich in Verwandlungen trat er gleichzeitig in weichen fügsamen, sowie in steifen Formen auf.

Die Müze oder »Kappe«, in den ersten Jahrzehnten der bürgerlichen Tracht unbekannt, hielt gleichfalls einen Eroberungszug, doch sozusagen um eine Stufe tiefer, als der Filzhut; namentlich die Kappe mit flachem breiten Boden (256. 8. 12) sezte sich auf den Köpfen der Bauern und ländlichen Handwerker fest, die runde Müze (256. 10. 11) aber auf den Köpfen der Kaufleute und Reisenden. Ja die Müze erlangte sogar amtliches Gewicht im Weltverkehre der Eisenbahnen und Telegraphen. Indes hatte diese Kopfbedeckung durch einen bedeutend verkleinerten Schild viel von iher Zweckmässigkeit eingebüsst. Man stellte den Schild meist aus schwarzlackiertem Leder her, den Kopf aus einfarbigem oder gestreiftem und kariertem Tuche, häufig auch Schild und Kopf durchaus von Tuch.

Als in den vierziger Jahren die Zeichen der freier gewordenen Männlichkeit auftauchten, erschienen auch die Stiefel wieder an Stelle der Schuhe. Der Schaft, nur beim Reiten noch über den Hosen getragen, sonst unter denselben, blieb ohne besondere Ausstattung. Der Fuss wurde an den Zehen bald breit oder spizig, bald rund oder eckig, bald kurz oder lang gemacht. Sonst lässt sich kaum noch etwas von den Stiefeln sagen, als dass es eine Zeitlang Mode war, sie mit Eisen in Gestalt von Hufeisen zu benageln. Ausser Bauern und Fuhrleuten trugen fast nur noch Fischer und Jäger Stiefel mit hochgehenden Schäften aus weichem Leder.

In den sechziger Jahren gelang es den »Stiefeletten«, d. h. den hohen Schuhen mit Einsäzen von elastischem Stoffe an den Seiten, die Stiefel stark beiseite zu drängen, ja sich fast zur alleinigen Fussbekleidung der wohlhabenden Männerwelt zu machen. Der gewöhnliche Knöchelschuh aus derbem festen Leder, der über den Spann herauf mit schmalen Nestelriemen geschlossen wurde, erhielt sich in den Kreisen der Bauern und Fuhrleute, die ihn höchstens nur an Sonn- und Festtagen gegen den Stiefel vertauschten. Auch in höfischen Kreisen, wo man auf Eleganz hielt, verzichtete man nicht auf den Schuh; aber niedrig und ausgeschnitten, wie er dort war, glich er noch dem Schuhe, den man um 1800 getragen hatte; nur wies er jezt einen tüchtigen Absaz auf.

Alle Veränderungen liefen darauf hinaus, den kostümlichen Häutungsprozess einfacher zu machen; die Hauptkleidungsstücke verwandelten sich mehr und mehr in einfache oder zusammengesezte Röhren, in die man den Körper samt den Gliedern hineinschob. Unser jeziger Anzug ist der kongeniale Ausdruck unserer Nüchternheit. Wir wollen nicht sagen, dass zwischen Zeitgeist und Kostüm ein blinder Mechanismus herrsche; aber ein gleichartiger Verlauf ist doch zu erkennen, wenn auch innerhalb desselben die persönliche Freiheit immer noch ihren Spielraum hat. Der Zeitgeist ist freier geworden und hat selbst die im Absolutismus verknöcherten Monarchien gezwungen, sich in konstitutionelle zu verwandeln. Diesem Vorgange entsprechend ist auch das Kostüm lockerer, freier, leichter und bequemer geworden. Und nicht

blos in der Form, auch in der Farbe kam der Zeitgeist zum Durchbruche. Der Zeitgeist hat sich dem Pessimismus zugewendet und die Leibfarbe des Pessimismus ist das Grau. Das Grau wurde zur Modefarbe des 19. Jahrhunderts. Das war noch niemals geschehen, soweit das Gedächtnis der Menschen zurückreicht. Das Mittelalter, das man als finster hinstellt, war ungemein farbenfroh. Zwar die arbeitende Klasse trug sich damals vorzugsweise in Grau, aber nicht aus Missmut, sondern aus Gründen der Zweckmässigkeit, weil Grau weniger vom Schmuze zu leiden hat. Auch gab es ganze Gesellschaften, die sich in Grau kleideten; aber dies geschah aus religiösen Gründen, um zu zeigen, dass man der Lebensfreude entsagt habe, indem man ganz richtig herausfühlte, dass ein lebensfroher Sinn sich nur in farbenreichen Gewändern manifestiere. Aber zur allgemeinen Modefarbe war Grau noch niemals geworden. Erst im 18. Jahrhundert zeigte sich eine Vorliebe für schwächliche Farben, für lichtes Blau, zartes Rosa, blasses Gelb und auch für silbernes Grau; doch trug man das Grau ohne Bevorzugung. Dieser Hang zu matten Farben zeigte deutlich die Richtung an, die der Farbensinn einschlug; und so ist er denn heute beim Grau angelangt. Wenn auch unsere Kleiderfarben nicht gerade aus absolutem Grau bestehen, so bildet Grau doch den Lokalton; selbst das Schwarz und Weiss, in dem unsere festlichen Kostüme paradieren, sind nichts weiter, als die Elemente von Grau.

Die weibliche Tracht von 1850 bis 1870. Die Krinoline war eine Favoritin der Mode; so oft ihr der Untergang prophezeit wurde, so oft erweiterte sie ihren Umfang. Sie hatte das Glück, der Kaiserin Eugenie zu gefallen, und was dem Pariser Hofe gefiel, war für die civilisierte Welt Gesez. Und als die Kaiserin, der Krinoline überdrüssig, sie beseitigen wollte, waren es die Stahlindustriellen, die Millionen von Metern Reifen zu liefern hatten, die Schneider, die Posamentiere, die Blumenmacher, kurz alle, die so glänzende Geschäfte mit dieser Wandelglocke machten, welche alles daran sezten, den Untergang von ihr fernzuhalten; die Krinoline verschied erst im Jahre 1875 sozusagen an Alterschwäche, ganz plözlich ohne vorhergehenden Todeskampf.

Die Krinoline war in der ersten Hälfte des fünften Jahrzehntes ein bis an das Knie reichender dickwattierter Rock mit drei Reifen aus Fischbeinstäben, die Tonnenreifen glichen und in handbreiter Entfernung voneinander eingenäht waren. Der Oberrock bestand aus schwerem Stoffe; er war in eine Anzahl von sehr breiten, hohlen, runden Falten gelegt (263. 1. 4. 5), die man »Säulen« nannte, und so hergerichtet an das Leibchen genäht; nach untenhin breitete er sich wie ein Fächer aus und zeigte nicht mehr die frühere kahle »Schroffheit« in der Form. Damit er untenher nicht zusammenfiele, verstärkte man den Saum des darunterliegenden Rockes mit Strohreifen, dann mit Geflecht von schmalen Bändchen; da dies immer noch nicht genügen wollte, sezte man seit 1856 Fischbeinreifen oder Stahlstäbchen versteckt in die Volants ein. Der Rock war wie eine Glocke aufgeschwellt, vorn aber weniger weit und lang als hinten, so dass er vorn den Fuss sichtbar liess, hinten aber eine runde Schleppe bildete. Es war schwer, sich in diesem Ungetüme von Kleid anmutig zu bewegen, denn es pendelte beim Gehen eigenwillig hin und her, ohne mit dem Schritte seiner Trägerin gleichen Takt zu halten, so die Verszeile Goethes illustrierend: »die Glocke kommt gewackelt«. Noch schwerer aber war es, sich so bekleidet mit Anstand auf einen Stuhl zu sezen, indem die Krinoline sich alsdann nach vorn in die Höhe bäumte; man legte

deshalb einen besonderen Unterrock an, der den Dienst eines Tugendwächters versehen musste und mit Recht als »Anstandsrock« bezeichnet wurde. Er war damals von roter Farbe und, weil er ins Auge fiel, so hübsch wie möglich mit einer breiten Borte von Stickerei oder mit Falbeln verziert. Auf dem mit Spizen versehenen Beinkleide lag als zweites Kleid ein Flanellrock, als drittes der Anstandsrock, als viertes die Krinoline, als fünftes ein steif gestärkter weiter Leinwandrock mit drei breiten gesteiften Volants, als sechstes und siebentes ein doppelter Rock aus Gaze oder Mull, der gleichfalls gesteift, und erst als achtes der Oberrock.

Im Jahre 1856 erschien der »jupon-tournure-impériale«, ein Rock, der aus 8 bis 10 Stahlreifen und einem Ueberzuge bestand, jedoch den alten Namen »Krinoline« beibehielt. Ob die Kaiserin ihn erfunden, ist fraglich; jedenfalls aber war sie damals Herrin der Mode, und so sezte sich die Meinung, dass sie die »Erfinderin der Krinoline« sei, im Gedächtnis des Volkes fest; die Geschichtschreiber werden es nicht unterlassen, ihr die Krinoline als Spiegelbild ihres eigenen hohlen, aufgebauschten und nichtigen Wesens vorzuhalten, denn die Verantwortung ist die Kehrseite der Macht. Die Krinoline bildete jezt nicht mehr eine kreisrunde, sondern eine ovale Glocke, die mit der Breitseite nach vorn gekehrt wurde; der Zweck der ovalen Form war, die Kleider »nach den Seiten von den Hüften aus zu entwickeln« und zu verhindern, dass sie sich vorn und hinten aufbauschten. Der Rock nahm an Länge zu, so dass nun auch die Fussspizen verschwanden; es war nötig, dass der Rock sich ringsum auf die Erde stellte, da bei seiner vermehrten Last das widrige Schwanken überm Gehen unerträglich geworden wäre. Auch an Breite gewann der Rock, so dass dieselbe der Höhe von der Fusssohle an bis zum Kinne gleichkam, was ohne Falten gerechnet einen Umfang von fast fünf Metern ergab. Der jezige Reifrock stand somit dem des 18. Jahrhunderts in keiner Weise nach; er verschlang 6 bis 8 Bahnen Stoff, also ohne Volants und sonstigen Auspuz an 10 Meter. Indes behielt man daneben die eigentlichen Krinolinen oder Rosshaarröcke bei, weil sie billiger waren. Auch verwendete man jezt leichtere Stoffe als früher; man ging darauf aus, dem Rocke den Anschein der Schwere durch einen Auspuz von Krepp, Gaze, Tüll

---

1—24. Trachten von 1850 bis 1860. 1. (1852) Schossleibchen und Kleid blau, Weste, Unterärmel und Hut samt Bändern weiss, Mantille schwarz. 2. (1855) Ballanzug grün mit einem Auspuze von Bouquets. 3. (1855) Ballanzug weiss mit roten Perlenschleifen. 4. (1859) Shawlmantel schwarz, Kleid hellblau mit dunkelblauen Mustern, die weiss und braunrot eingerahmt, Hut weiss mit blauem Band. 5. (1859) Kleid grau mit schwarzen (sammetnen) Längsstreifen, Hut blau mit weissen Futterblonden. 6. (1852) Seiglière mit Scheinärmeln grauviolett. 7. (1852) Talma braun mit schwarzem Bandbesaz, Kleidärmel dunkelblau mit weissen Aermelspizen, Hutbänder rosa. 8. (1855) Talma grau mit schwarzen Brust- und Aermelaufschlägen und schwarzer Schnurfassung, Hutbänder rosa. 9. (1855) Burnus graubraun mit dunkelbrauner Fassung und weissem Kapuzenfutter. 10. (1855) Mantelpelerine schwarz, Kleid graubraun. 11. (1852) Schossleibchen (Canezou) weiss, Kleid grosscarriert in Grau und Dunkelblau mit weissen Zwischenborten, Hutband weiss. 12. (1852) Schossleibchen graubraun mit gekräuseltem Bande, das weiss, rot und grün gefleckt, Rock grau mit ebenso gefleckten Volants, Weste und Unterärmel weiss. 13. (1859) Kleid hellblau mit dunkelblauem Muster, Fichu weiss. 14. (1855) Kleid samt Schossleibchen lichtblau, Spizenkragen und Unterärmel weiss, Hutbänder gelb. 15. (1855) Oberkleid mit Kragenpelerine dunkelgrün, Spizenkragen weiss, Unterärmel weiss mit rosenroten Patten, Hutbänder rosa. 16. (1859) Brusttuch (Canezou) weiss, Tragebänder schwarz, Kleid rosa, Unterärmel weiss. 17—20. Frisuren von 1852 (17, 18), 1855 und 1859. 21. (1859) Kapuzenkamail hellgrau mit blauem Band- und Quastenbesaz. 22. (1852) Zughut gelb mit weissen Spizen. 23. (1855) Hut gelblich, Bandbesaz dunkelrot mit weissen Rändern, Futterblonden weiss. 24. (1859) Hut weiss mit schwarzem Band und gelben Rosen.

Fig. 263.

und Blonden zu benehmen und in eine »duftleichte Toilette zu verwandeln, so dass die Frauen wie in eine Wolke gehüllt und aller irdischen Schwere entkleidet erschienen«.

Der einfachste Auspuz beschränkte sich auf Bandstreifen von abstechender Farbe mitten über das Kleid oder in den Faltenbrüchen hinab (263. 5) und den Rändern entlang, untenher meist vervielfältigt; das Band war entweder schlicht aufgesezt oder so, dass es Zickzacke und sonstige Ornamente bildete. Je feiner die Robe, desto häufiger erschienen Volants, Rüschen und Gazebänder daran, die Volants häufig in hohle regelmässige Falten gelegt, und desto mehr komplizierte sich der Auspuz; auf einem Feste im Jahre 1859 erschien die Kaiserin Eugenie mit 103 Volants auf ihren Kleidern, zu denen nicht weniger als 600 Meter Stoff nötig waren. Sehr beliebt waren kleine Blumensträusse, die man namentlich an gerafften Ballkleidern anbrachte (264. 2).

Das Raffen der Kleider war durchaus nötig, wenn man eine schmuzige Strasse unbeschmuzt dahinwandern wollte; aber ohne fremde Beihilfe blieb es eine schwierige Sache. Um 1858 erfand man einen Mechanismus, mittels dessen sich das Raffen leicht besorgen liess; man nannte dies Geräte »lève-jupe« oder »porte-jupe pompadour«. Das Kleid liess sich damit an 4 oder 8 Stellen gleichzeitig aufziehen und gardinenförmig drapieren, vorausgesezt, dass der Mechanismus nicht versagte, denn er war von etwas verwickelter Konstruktion. Der lève-jupe bestand aus Gürtel, Schnüren, Rollen, Oesen und Knöpfen. Den Gürtel legte man um die Taille, hakte ihn hinten ein und heftete ihn vorn mit einem Band an das Korsett, so dass er sich nicht drehen konnte, was notwendige Bedingung war. Vorn am Gürtel sassen zwei Knöpfe, die man durch eine kleine Oeffnung im Kleide hervortreten liess. Von diesen Knöpfen aus liefen zwei Schnüre nach rechts und links durch Oesen am Gürtel, sich in 4 oder 8 Schnüre teilend, welche durch Hülsen an der Innenseite des Kleides hinabstiegen und sich an ebensoviele Knöpfe schlossen, die etwa eine halbe Elle unter dem Bunde rundum angenäht waren. Wollte man das Kleid raffen, so brauchte man nur oben an den Schnüren zu ziehen, an der einen Schnur oder an der andern oder an beiden, und wollte man die Raffung festhalten, so genügte es, die Schnüre vorn an die Gürtelknöpfe zu binden.

Die gegen den Reifrock entbrannte Fehde steigerte sich dergestalt, dass selbst die Kaiserin Eugenie sich entschloss, ihn aufzugeben; im Jahre 1859, als sie in der Blüte ihrer Macht stand, erschien sie auf dem Napoleonsfeste in einem Anzuge, in welchem das Reifengestell durch Stärke und die Steifheit der Röcke durch eine grössere Anzahl von Röcken ersezt war. Aber sie fand keine Nachahmung und musste vor dem Unwillen der Industrie, die sich bedroht sah, den Rückzug antreten; sie maskierte jedoch denselben mit grossem Geschicke durch den breiten Gürtel, der jezt wieder modisch wurde und es nuzlos machte, die Reife bis an die Taille hinauf einzusezen; sie liess solche fortan erst in der halben Höhe des Rockes beginnen; dadurch verlor der Rock seine Glockenform und nahm die Form eines umgestülpten Trichters an. Die Taille gewann nun wieder mehr an Biegsamkeit, der ganze Anzug jedoch keineswegs an Schönheit.

Gerade in dieser Zeit erlebte der Reifrock seinen höchsten Triumph, denn erst jezt drang er bis in die untersten Volksschichten hinab; jede Küchen- und Stallmagd musste ihre Krinoline haben. Bis jezt war der Reifrock mit einem Ueberzuge versehen worden; um

1862 gelang es der Industrie, ihn ohne solchen und ganz und gar aus Stahlreifen zu bilden. Er bestand jezt aus 37 ovalen Reifen, die wagrecht lagen, und 8 Reifen, die senkrecht standen. Dies Gestell war ein völliger Käfig; man nannte es denn auch »cage« und den darüberliegenden Rock »jupe-cage« (Käfigrock). Dieser Käfig hatte die Eigenheit, dass er, wenn angelegt, vorn nur wenig, hinten aber desto mehr vom Körper abstand, sich also vorn nahezu senkrecht, hinten aber in die Schräge stellte; sein unterer Umfang betrug anfangs etwa 2,7 Meter nahm aber bis zum Jahre 1866 noch immer zu. Damals richtete man den Rock wieder als »Zwickelrock« her. Die Posamente machten einen Hauptteil der Toilette aus; die Damen der besten Gesellschaft sahen aus, als ob sie aus den fernsten Ländern gekommen wären; ihre Kleider waren mit kleinen Tieren übersät, mit Käfern, Schmetterlingen, Eidechsen, Muscheln und ausgestopften Vögeln, dazu noch mit Schmucksachen aus Glas, Flittern, Borten und Schmelz garniert; Glöckchen von unechtem Gold und Büsche aus Pfauenfedern weckten die Erinnerung an indische Bajaderen. Der rote Anstandsrock hatte einem weissen sein geheimnisvolles Amt überlassen müssen.

Von jezt an schwoll der Reifrock ab; da zugleich auch die Taille etwas höher rückte, so erhielt der Rock etwas Langgezogenes, Hängendes, einem Tropfen Wasser vergleichbar, der immer schmäler und länger wird, je mehr er sich seinem Falle nähert. Unter Beibehalt der schleppenden Kleider kamen kürzere und rundgeschnittene auf, welche die Fussspize und selbst den ganzen Fuss wieder sehen liessen. Die Schürzung des oberen Kleides, die sonst nur eine gelegentliche war, wurde jezt zur stehenden Mode. Das Kleid, so gerafft, erinnerte stark an die über dem Cul geraffte Oberrobe vor der grossen Revolution, die ebenfalls erst in dem Augenblicke erschien, als der Reifrock abschwoll und sich in einen »halben Panier« (S. 811) verwandelte. Das geraffte Oberkleid nannte man »Tunika«. Die Raffung geschah von beiden Seiten und zwar derart, dass das Kleid vorn eine Schürze, hinten aber einen geschwellten Bausch von starken Falten bildete, der etwas länger war, als die Schürze (264. 5. 10. Taf. 27. 13. 14). Die Raffung war indes sehr mannigfaltig; häufig schob man zwischen Hinter- und Vorderteil noch eine schmale gardinenförmige Draperie ein; auch liess man das Schürzenteil von oben bis unten auseinander klaffen, oder schloss es mit grossen Knöpfen oder Patten. Ferner beliebte man einen kurzen Schoss über die Tunika zu legen, der mit starken Falten am Rücken der Taille oder eines anliegenden Leibchens ohne Aermel sass. Weder Rock noch Tunika noch Schoss hatten ein Futter oder doch nur selten; aber alles war so reich mit Volants und Rüschen besezt, wie nur je. Das Oberkleid zu Ballroben, der »manteau de cour« klaffte von den Achseln an bis untenhin auseinander, war auf dem Gesäss in Panierpuffen gerafft und schleppte auf dem Boden (264. 9).

Das Schicksalsjahr 1870, welches den französischen Kaiserthron zertrümmerte, vermochte nicht, die Krinoline zu beseitigen und diese dehnte sich aufs neue aus; die Taille schob sich langsam in die Höhe

(264. 3. 13. 14), so dass sie um 1874 beinahe wieder unter die Brust zu liegen kam. Der Kleiderberg auf dem Hinteren schwoll gewaltig an. Erst im Herbste 1875 erfolgte plözlich zu aller Ueberraschung der Umschlag, und die Krinoline hörte auf zu sein. Mit den Millionen unnüz gewordener Reife spielten die Kinder; selbst die Bruchstücke davon benuzten sie als Stossfedern, um aus ausgehöhlten Hollunderpistolen Geschosse zu schnellen.

Wir haben soeben bemerkt, dass die Taille in die Höhe rückte; diese Bewegung fing schon um 1852 an; damals wurde man der langen wespenförmigen Taille überdrüssig und näherte sie wieder mehr der natürlichen Taille ohne jedoch dabei stehen zu bleiben. Man trug sowol rundgeschnittene Leibchen als auch Schneppenleibchen (263. 2. 5); namentlich die zur Balltoilette gehörenden Leibchen hatten im fünften Jahrzehnt gewöhnlich eine Vorderschneppe (263. 2), während sie hinterwärts rundgeschnitten oder nur ums Merken gespizt waren (263. 3); eine Rückenschneppe an den sonst runden Leibchen blieb Ausnahme. Die Alltagsleibchen gingen stets hoch hinauf, so dass sie die Schultern bedeckten, und sezten sich nicht selten unterwärts mit Schössen fort, welche die Hüften umspannten (263. 14); sie schlossen sich bis dicht an den Hals (263. 6) oder klafften V förmig auseinander (263. 5). Die Ballleibchen aber hatten stets einen grossen Ausschnitt, rund, oder flach herzförmig, und liessen die Schultern entblösst; ihr Auspuz bestand in einer breiten »Berthe« von Spizen, Gaze, Tüll oder gerüschtem Bande, die gewöhnlich mehr als handbreit den Rand des Ausschnittes verbrämte. Diese Garnitur war vielfach auch an dem geschlossenen Leibchen zu sehen, und zwar in derselben Form, wie am ausgeschnittenen. Anfangs der sechziger Jahre erschien das sogenannte »kurze Leibchen«, welches zwar hoch hinaufging, vorn aber nur bis zur Magengrube hinabstieg, den Raum von hier bis zum Gürtel unbedeckt lassend (264. 11). Man hatte vor der französischen Revolution schon einmal ähnliche Leibchen getragen und zwar an der Robe à la circassienne (231. 3). Die Lücke füllte man mit einer »Chemisette« von Linnen und der Doppelschneppe eines sehr breiten Gürtels aus, den man »Schweizergürtel« nannte. Zu allen offenstehenden Leibchen trug man eine Chemisette; diese hatte statt des Kragens eine kleine Garnitur von Spizen, einfach oder doppelt. Ueber dem völlig geschlossenen Leibchen aber liess man einen Leinwandkragen sehen, der sehr schmal, oft umgeschlagen wie ein Herrenkragen und mit einer vorn verschleifbaren Krawatte von Battist unterlegt war (264. 1).

In dieser Zeit kamen »Doppelleibchen« auf, die aus westenförmigen Unterleibchen samt jackenförmigen Oberleibchen bestanden (263. 1. 12) und sehr gefällig kleideten. Die Weste war ein hinterwärts rundgeschnittenes Schneppenleibchen ohne Aermel, bis obenhin verknöpfbar (263. 1) oder ganz wie eine Herrenweste mit Shawlkragen (263. 12) und selbst mit Seitentäschchen ausgestattet. Sie sass scharf und faltenlos, oft mit Hilfe von Einnähten auf der Taille, und war stets lichtfarbig, namentlich aber weiss und aus Leinwand oder Piqué

ganz schmucklos, seltener mit farbiger Stickerei hergestellt. Man trug sie niemals ohne das »Jäckchenleibchen«, das man stets offen hielt, um die Weste sehen zu lassen, oder nur am Halse verknöpfte. Anfangs war das Jäckchen mit Schössen versehen (263. 1); diese wurden jedoch kürzer und kürzer (263. 12) und verschwanden endlich ganz (264. 1); nur das sogenannte »Figarojäckchen« behielt im Rücken einen langen frackförmigen Schoss. Sonst aber war schliesslich das Jäckchen kaum noch so lang, wie die Weste, und an beiden Vorderkanten rundlich zurückgeschnitten; doch lag es immer knapp an und hob die Büste deutlich hervor.

Den intimen Schuz von Hals und Busen besorgte neben der Chemisette das Fichu. Das Fichu war entweder ein Streifen von weissem Musseline, den man vom Nacken her umlegte, auf der Brust kreuzte und hinten zusammenband (263. 13), oder es glich einem dreieckig zum Gürtel hinabsteigenden Kragentuche, das viereckig oder rund ausgeschnitten und mit Spizen garniert war. Die Chemisette ersezte gelegentlich die Weste und nahm dann durchaus die Gestalt derselben an.

Um die Zeit der kürzeren Taillen kam die Mode der weissen »Blousen« auf. Die Blousen waren bis zum Halse verknöpfbare Jäckchen mit Kragen und Aermelbündchen, die locker, bauschig und ziemlich formlos Büste und Arme verhüllten (264. 3). Auch eine wenig geschulte Näherin konnte immer noch eine Blouse machen und die Schneiderrechnungen verloren viel von ihrer Höhe. Man legte die Blouse ohne Untertaille an, überfasste sie unten mit dem Rocke und beide Gewandstücke mit dem Gurte; selbst schwarze Röcke gesellte man zu weissen Blousen und trug diese ebenso oft ohne weitere Bedeckung als mit einer Weste darüber, die wie das Jäckchenleibchen gestaltet und offen, aber ohne Aermel war.

Gleichzeitig mit der Blouse kam das »russische Hemd« auf, weiss, farbig, aus Foulard, dünnem Wollstoffe oder Kaschmir und zierlich benäht; auch diesem Hemde gesellte man kurze Ueberwesten, die man »russische Jäckchen« nannte.

Anfangs der fünfziger Jahre war der Gürtel sehr schmal und vorn verschnallbar, jedoch höchstens nur noch bei runden Leibchen zu finden; zu leichteren Kleidern trug man eine Schleife, vorn, in der Mitte oder an der Seite. Erst gegen Ende dieses Jahrzehntes, als die runden Taillen ziemlich allgemein waren, kam der kurze feste Taillengurt wieder in Gunst (264. 3. 6. 13. 20); man trug ihn jezt so breit als möglich, aus Taffet, Seide oder Sammet und mit einer Schnalle von Stahl oder Gold, auch aus Juchten mit einer gleichfalls ledernen Agraffe. War das Leibchen nicht für den Gürtel eingerichtet, so brachte man noch wie sonst eine Schleife vorn, hinten oder an der Seite an. Um 1870 beliebte man den Gürtel wieder etwas schmäler und schloss ihn bei ziemlich hochsizender Taille hinten mit einer schmetterlingsförmigen Schleife (264. 15. 16).

Die Aermel waren mannigfach, reichten aber zumeist nur bis in den halben Unterarm. Einmal glichen sie den »Amadisärmeln«, hatten

zwei Nähte und waren durchweg ziemlich anliegend. Im allgemeinen aber öffneten sich die Aermel nach untenhin mit zunehmender Weite, entweder schon von der Achsel oder erst vom Ellbogen an (263. 1. 5. 11—15); häufig waren sie noch unten hinterwärts oder an der Seite geschlizt und gewöhnlich hier mit Rüschen oder Spizen garniert; solche Aermel nannte man je nach ihrer Grösse »halbe oder ganze Pagodenärmel«. In dritter Form waren die Aermel halbeng und endigten mit einem Aufschlage; so geformt hiessen sie »Mousquetairärmel«. Sämtliche Aermel hatten weisse Unterärmel, die unten gebauscht und mit einem Bündchen über dem Handgelenke geschlossen waren. Die Aermel, welche zu der mächtigen Krinoline am besten passten, waren die ganzen Pagodenärmel (Taf. 27. 9), die man wol auch wegen ihrer ungeheuerlichen Grösse mit »Elefantenärmel« bezeichnete. Im Jahre 1861 wurden Drahtgeflechte in diese Aermel eingesezt, da sie nicht durch sich selbst sich lange in der gewünschten Steifheit erhalten konnten; bei grossem Auspuze verschwanden sie in einer Wolke von Tüll, Battist oder Spizen, so dass ihre Umrisslinie kaum noch zu erkennen war. Aber schon anfangs der sechziger Jahre trug man diese ungeheuren Aermel nicht mehr; die Aermel waren jezt im allgemeinen halbeng, im Ellbogen ein wenig völliger, und so lang, dass am Handgelenke nur wenig Weisszeug zu sehen war (264. 5. 13. 15). Daneben blieben die weiteren Aermel in umgekehrter Trichterform noch fürder in Bestand (264. 7. 16. 18. 21).

Nicht vergessen wollen wir der »Tragebänder«, die im fünften und Anfange des sechsten Jahrzehntes viel zu sehen waren; namentlich um 1855 hatte fast jedes Kleid seine Tragebänder. Es waren zwei Bänder vom Stoffe des Kleides oder auch von einem andern, die über die Achseln liefen, indem sie hinten in der Mitte der Taille und ebenso vorn sich zusammenschlossen, dabei gewöhnlich vorn, seltener hinten, noch mit zwei Enden frei über das Kleid herabfielen (263. 16). Beliebig überfasste man sie mit dem Gürtel.

Es erhielt sich der Brauch, einen ungefähr wie das Kleid mit Rock und Leibchen zugeschnittenen Oberrock an Stelle des Kleides anzulegen; dieser Rock war vornherab durchaus verschliessbar und häufig mit einer die Achseln deckenden Pelerine ausgestattet (263. 15); ebenso oft aber war er auch wie ein Paletot mit Brustklappen versehen und zum Uebereinanderschlagen eingerichtet (264. 13), in welchem Falle er nur mit dem Gürtel zusammengehalten wurde. In dritter Form war er wie ein Herrenüberrock mit Leib und Rock im Ganzen zugeschnitten. Zum Negligé trug man ganz offene »Peignoirs«, die man in der Taille durch eine Schleife von sehr breitem Taffetbande zusammenhielt. Auch die Peignoirs hatten oft eine Pelerine. Die Aermel gingen bis zur Armbeuge und waren so weit, dass man im Innern sämtliche Spizengarnituren bemerken konnte, aus welchen »der Arm gleichsam wie aus Moos hervorzukommen schien«.

Der Jacken und sonstigen Oberkörperhüllen gab es eine Unzahl, bald knapp, bald locker anschliessend, bald völlig taillenlos (264. 12).

Es ist schwer, sich in diesem Gedränge von Formen und Namen zurecht zu finden; denn bald wurden Ueberkleider, zwischen welchen kein nennenswerter Unterschied erkennbar, mit ganz verschiedenen Namen, bald solche, die kaum eine Aehnlichkeit miteinander hatten, mit dem nämlichen Namen bezeichnet. Ein Beispiel dafür bietet der »Canezou«; dieser trat sowol als Spenzer mit Schössen (263. 11) wie als Leibchen ohne Schösse (257. 3) und selbst als Rundspenzer oder Kragentuch ohne Schoss und Aermel auf (257. 2); nur war er stets von weissem leichten Stoffe. Um die Zeit, als man das Oberkleid über dem Gesäss aufbauschte, war eine Jacke mit faltigem oder glattem Rückenschoss ein unerlässlicher Teil der Toilette (264. 5. 10. 15. 22). An die Jacken reihten sich die »Casaquen« und »Paletots« derart an, dass es schwer zu sagen ist, wo die Jacke aufhörte und die Casaque oder der Paletot anfing, denn beide Gewandstücke waren eigentlich nur verlängerte Jacken. Im allgemeinen schloss sich die Casaque (264. 6. 14) enger um die Taille, als der Paletot (264. 7. 8. 18. 21), der oft gar keine oder nur eine sehr leichte Taille, überdies vorn in den Schössen zwei Taschen mit Patten hatte, die bei der Casaque und auch sonst bei den Oberröcken (264. 13) nur gelegentlich vorkamen. Casaque wie Paletot überfasste man nach Belieben mit dem Gürtel, was bei wohlbeleibten Frauen gerade nicht delikat aussah. Zu den Röcken dieser Art gehörte noch die »Polonaise«, die auf der linken Seite zum Uebereinanderschlagen eingerichtet und ausser mit dem Gürtel noch mit Brandebourgs und Knöpfen verschliessbar war.

Etwa bis in die Hälfte des sechsten Jahrzehnts dauerte die Mode der »Shawls«. Man trug sowol den kleinen indischen Shawl, als auch den grossen Shawl und den Langshawl oder »Flor«. Den kleinen Shawl steckte man auf der Schulter an oder befestigte ihn mit einer Schleife auf der Brust, so dass er leicht zurückfiel und sich gefällig drapierte. Den grossen Shawl legte man derart um den Oberkörper, dass die Schultern frei blieben und, wenigstens von hinten gesehen, der Reifrock schon von hier aus zu beginnen schien, denn der Shawl stieg ohne Einbucht über die Taille hinweg tief auf den Reifrock hinunter und gab der ganzen Gestalt etwas Pompöses. Der Langshawl oder Flor war gleichfalls buntfarbig, wie der Kaschmir, oder zeigte weisse Blumensträusse auf chinarosenrotem, frischblauem oder türkischgrünem Grunde. Um 1865 trug keine Modedame mehr einen Shawl, auch wenn er noch so schön gewesen wäre; allgemein verwandelte man jezt die Umhänge durch Zuschnitt in anziehbare Kleider.

Etwa bis 1859 war der »Burnus« der Ueberzieher, den man zu allem gebrauchte, morgens und abends, bei Besuchen, auf Promenaden und auf Reisen; es war ein loser Mantel oder Mantelrock mit Kapuze (263. 9), an der Kapuze mit Atlas gefüttert und mit einer Quaste verziert, auch in den übrigen Teilen mit Schnurornamenten verbrämt.

Als Ersaz des Burnus dienten zugeschnittene Umhänge[1]. Die

[1] Seit 1859 bezeichnete man die in Ueberzieher verwandelten Umhänge mit „Konfektions“, während man heute unter diesem Namen überhaupt „fertige Kleider“ versteht.

Shawls wie die Mantillen wurden in eine Unzahl von rock- und mantelförmigen Ueberziehern verwandelt, an denen selbst die Kapuze nicht fehlte; jeder Tag brachte eine neue Mantille oder einen neuen Mantel zum Vorschein. Sehr verbreitet war der »Pariser Mantel«, der aus dem grossen zum Dreiecke zusammengelegten Shawle sich entwickelt hatte; dieser lag ebenfalls geradaus ohne Taillenmarkierung auf dem Rücken und endigte dreieckig (263. 4) sowol mit dem grösseren, als mit dem überfallenden kleineren Teile, der wie eine platte spize Kapuze behandelt oder mit einer wirklichen Kapuze verbunden war (264. 4); vorn aber fiel der Mantel mit abgerundeten Zipfeln nieder; an den Seiten hatte er stark bezeichnete Armlöcher oder auch weite Aermel, die hinten länger geschnitten waren, als vorn. Man trug diesen Mantel stets aus schwarzem Sammet, mit Schnüren ornamental benäht und an den Rändern mit Posamenten in Schmelz garniert.

Der »Comfortable«, aus einfarbigem Tuche hergestellt, sehr weit und lang, zeigte starke Rückenfalten, grossen runden Kragen, der die Falten bedeckte, und Taschen auf der Brust, welche den Dienst von Muffen versahen. Der »Talmamantel« kam sowol in Mantel- wie in Paletotgestalt vor; als Paletot hatte er Brust- und Armreverse, Klappkragen und Taschen an der Seite für die Hände (263. 8), als Mantel eine Kapuze sowie Armdecken, die hinten ganz, vorn nur in der oberen Hälfte angenäht waren (263. 7).

Der »Seiglièremantel« war ein oben anliegender, sonst aber sehr weiter Mantel mit Klappkragen, Armlöchern, Armdecken und kurzer Pelerine (263. 6). Die Armdecken gingen mit der hinteren Kante in die Rückennähte über, während sie mit der vorderen ganz oder zum grössten Teile frei herabhingen. Die Pelerine sass nicht am oberen Rande, sondern war mit in die Achselnähte der Armdecken eingefügt. Eine alltägliche Rolle spielte der »Camail«, ein grosser Schulterkragen,

---

1—22. Trachten von 1860 bis 1870. 1. (1862) Ganzer Anzug grauviolett mit braunem Bandbesaze, nur Unterärmel und Halskragen weiss. 2. (1865) Ballanzug weiss mit gelbem Band- und schwarzem Spizenbesaze, Rosen gelb, Schuhe und Handschuhe weiss. 3. (1865) Musselinblouse weiss mit weinroten Streifen, Rock rosa mit weinrotem Besaze, Gürtel weinrot mit Goldschnalle. 4. (1862) Mantel graubraun, Kleid violett, Hut schwarz mit violettem Auspuze (Fanchon) und weissen Futterblonden, Halskragen weiss, Handschuhe bräunlich. 5. (1870) Ganzer Anzug rehfarbig mit weissen Fransen, Hut weiss mit blauen Schleifen, hellgrauer Feder und ebensolchem Schleier. 6. (1862) Casaque und Kleid grau mit blauem Futter und Besaze, Hut grau mit schwarzem Tüllüberzuge, weissen Spizen und blauem Bande, Handschuhe strohgelb. 7. (1862) Kleid blaugrau, Paletot grau mit weisser Borte und goldenen Knöpfen, Unterärmel weiss. 8. (1862) Kleid dunkelgrün mit schwarzen Streifen, Paletot graubraun mit rotbraunem Sammetbesaze. 9. (1870) Balltoilette rosa mit weissen Spizen, Handschuhe weiss. 10. (1870) Rock und Weste blau, Tunika weiss mit blauen Streifen, Fransen und Schleifen, Leibchen (Amazonentaille mit viereckigem Ausschnitte und abgerundetem Schosse) weiss mit blauen Schleifen und Rüschen in der Armbeuge, Handschuhe gelb. 11. (1862) Kleid und kurzes Aermelleibchen graublau mit schwarzen Spizen, Unterärmel und Chemisette weiss, Gürtel (Schweizergürtel) schwarz mit weissen Linien. 12. (1865) Kleid und Paletotleibchen graubraun mit schwarzen Schnüren und Quasten, Gürtel graubraun mit Goldschnalle, Spizenkragen und Untertaille weiss, Handschuhe gelblich. 13. (1865) Kleid (in Oberrockform) graubraun mit schwarzem Bortenbesaze, Gürtel schwarz mit Goldschnalle, Hutbänder blau. 14. (1870) Rock, Casaque und Gürtel hellbraungelb, Chemisette und Unterärmel weiss. 15. (1870) Tunika und Schossleibchen (kurze Casaque) hellgrau mit blauem Auspuze, Kleid (nur wenig sichtbar) weiss mit blauen Streifen. 16. (1862) Leibchen (Herzogineleibchen) schwarz (Sammet), Chemisette (Guimpe) weiss mit rosenfarbiger Rüsche, Gürtelband rosa mit schwarzer Rüsche, Kleid rosa. 17. (1862) Strohhut gelb mit schwarzer Fassung, schwarzer (vorderer) und weisser Feder und schwarzem Bande, Kleid mit tiefausgeschnittenem Leibchen und Rüschenbesaze hellblau, Guimpe und Unterärmel weiss. 18. (1862) Kapuze graublau, Paletot (samt Kleid) weiss mit schwarzer Stickerei. 19. (1865) Jäckchen (Figarojäckchen) und Kleid gelbbraun mit dunkelblauem Auspuze, Gürtelband dunkelbraun. 20. (1865) Hut, Hutband und Kleid violett mit blauem Auspuze, Maskenschleier schwarz, Gürtel blau mit Goldschnalle. 21. (1870) Tunika und kurzer Paletot weinrot, Müze (Jackett) ebenso mit weisser Feder. 22. (1870) Tunika samt Schosstaille perlgrau mit braunen Fransen.

Fig. 264.

wie man ihn sonst auf den Mänteln getragen hatte; man beliebte ihn völlig schlicht oder mit einer Kapuze besezt (263. 21) oder als »Mantelpelerine« vorn herab mit Knöpfen verschliessbar und untenher breit mit Spizen oder Rüschen garniert (263. 10). Auf Reisen führte man den unentbehrlichen »Waterproof«, wenn nicht angezogen, in Riemen eingeschnallt mit sich; der eleganteste bestand aus dunkelblauem Tuche mit einer runden Pelerine für die Schultern. Auch den »Capuchonregenmantel« benüzte man viel gegen Wind und Wetter.

Mangelndes Kompositionstalent ist ein weiblicher Fehler; je mehr die Toilette sich unten aufblähte, desto mehr duckte sie sich oben. Die Frisur wurde in den fünfziger Jahren schlicht, mitunter allzu schlicht, doch nicht ohne Reiz behandelt; man scheitelte das Haar, strich es glatt, wellig oder gebauscht nach Schläfen und Ohren, leztere obenher bedeckend, sammelte es hinten, zugleich das Nackenhaar hochnehmend, und steckte es mit einem Schildkrotkamme fest, oder legte es als Flechten, die schon an den Ohren begannen, spiralisch zu einem Neste zusammen und umwand solches beliebig mit Sammetband, das an den Ohren hängende Schleifen bildete (263. 20—22). Um 1860 trieb man das Haar vorn wieder in die Höhe, aber nicht durch Toupieren; bis auf einen Teil des Hinterhaares, das man über dem Nacken kräuselte oder von einem Ohre zum andern in eine tiefe Rolle ordnete, nahm man alles Haar sehr hoch und legte es büschelweise vorn über kleine Kissen, so dass Stirn und Ohren freiblieben. Die langen bis auf die Brust fallenden Schmachtlocken der Ballfrisuren waren jezt nicht mehr zu sehen. Mehr und mehr steckte man das Hinterhaar offen in ein Haarnez; in dieser Richtung bewegte sich jezt die Frisur weiter; es nahte sich die Mode der Neze und »Chignons«.

Der erste Chignon erschien 1864; er passte insofern zur Krinoline, als er nicht minder hässlich war, wie diese. Bei dem Reifrocke des 18. Jahrhunderts war die Frisur in die Höhe gestiegen, um dem unteren Teile der Toilette ein Gegengewicht zu geben; jezt wandte sie sich umgekehrt nach unten und formte sich über Schultern und Nacken zu dicken hängenden Wülsten (264. 16. 17. 19). Der Chignon machte sich um so widriger, als er zum grössten Teil aus falschem Haare bestand. Bis in die untersten Stände, soweit die Krinoline hinabdrang, schien falsches Haar allen Frauen unerlässlich; der Handel mit Haar nahm wieder einen gewaltigen Aufschwung; in den einsamsten Waldthälern waren die Zöpfe der Bauernmädchen nicht mehr vor der Schere des Händlers sicher.

Um 1865 machte man den Chignon nicht mehr so gross, flocht ihn auch zumteil und steckte ihn mit einem Kamme derart in die Höhe, dass der Nacken wieder zu sehen war, während man zugleich vorn neben der Stirne jede Scheitelhälfte mit einem kleinen goldenen Kamme zusammenfasste. Damals äusserte sich eine grosse Vorliebe für rotes oder rotblondes Haar; auch der Puder erschien wieder im Haare; Goldpuder wurde fast allgemein angewendet; namentlich den Blondinen stand er reizend zu Gesicht. So wechselte man unaufhörlich und trug

den Chignon bald höher oder tiefer, bald grösser oder kleiner, doch niemals wieder so schwer, wie von Anfang an. (264. 16) Auch das Nez liess man hinweg, welches sonst den Chignon gefangen hielt (264. 17); man löste den Chignon vielfach in freie Locken auf, die mehr oder minder tief den Nacken bedeckten (Taf. 27. 14), und ordnete das Haar vorn über der Stirn zu einem Diadem oder brachte dort ein Sammetband an. Diese Frisur nannte man »griechischen Haarpuz«. Um 1870 frisierte man das Vorderhaar in leichte Puffen oder über die Stirn fallende Löckchen; das übrige Haar aber sammelte man, den Nacken zumteil freimachend, in mächtig gepuffte dreiflechtige Zöpfe und stapelte diese dick auf dem Ober- und Hinterkopfe auf (264. 22).

Mit der Frisur sank der Hut nach rückwärts und verkleinerte sich von vorn nach hinten, so dass er das Gesicht samt dem Vorderhaare freigab; anfangs ragte er noch mit seinem Schirme frei über den Oberkopf hinaus (263. 21—23); doch legte er sich schliesslich platt auf das Haar. Auf der Innenseite war er mit Blonden, Bändern und Feldblumen garniert. Unverhältnismässig gross und breit waren seine Bindebänder, die man unter dem Kinne verschleifte; sie glichen wahren Schärpen (263. 1. 5). Auch der faltige Nackenschirm oder »Bart« blieb gross, musste jedoch das Feld räumen, als der Chignon aufkam; man ersezte ihn durch eine weisse Spizengarnitur (264. 20) oder eine Haarschleife. So von hinten und vorn zugleich beschnitten war der Hut kaum noch handbreit; in dieser Form nannte man ihn »Fanchon« (264. 4). Um 1870 stieg er mit sehr spizen Wangenlaschen ziemlich tief herab und krempte sich mit dem vorderen Rande über der Stirne »diademförmig« empor. Doch auch die Wangenlaschen verkürzten sich zumteile; und so blieb nur noch ein Rest übrig, der alles war, nur kein Hut; diesen Rest nannte man »Pamela«.

Schon längst hatte man eingesehen, dass ein Hut nicht dazu da sei, um den Kopf unbedeckt zu lassen; das natürlichste wäre gewesen, den Hut wieder zu vergrössern; doch überliess man ihn so, wie er war, den angejahrten Damen und erfand für die jüngeren einen neuen. Es war dies ein rundes Hütchen von Stroh oder grauem Filze, das dem Filzhute der Männer ähnlich sah (Taf. 27. 14); es hatte einen niedrigen Kopf, schmalen oder ziemlich breiten und dann etwas aufgekrempten Rand, und wurde auf den Namen »lezter Versuch« getauft. Der Versuch gelang, denn das Hütchen machte sich sehr artig und passte nicht übel zu der über dem Gesäss aufgebauschten Tunika und dem verengten Reifrocke. Man wagte sogar eine Reminiscenz an den alten Dreimaster und krempte das Hütchen, namentlich wenn es von Stroh, an drei Seiten auf. Um 1870 trug man es als »Toquet« sehr klein und zwar auf dem Vorderkopfe schräg nach der Stirne hinabgeschoben (264. 5. 22). Statt seiner beliebte man auch ein randloses flaches Müzchen von weissem Tülle, das ringsum mit einer Spizenrüsche gegürtet war (264. 21). Sommerliche Strohhüte mit grossem abstehenden Randschirme und einem Auspuze von Band und Federn benuzte man für die Promenade (264. 17).

Den Schleier wollte man nicht entbehren. Mitte der fünfziger Jahre trug man kleine weisse Schleier; dann garnierte man den Hut an seinem vorderen und hinteren Teile mit einem Kranze von Spizen, wendete aber alsbald seine Gunst einem aus England kommenden Halbschleier zu; dieser war so kurz, dass er nur bis an den Mund reichte (264. 20); man nahm ihn rechts und links scharf nach dem Hute hinauf und zusammen, so dass er sich buchstäblich auf dem Gesichte festlegte und wie eine Halbmaske dasselbe in eine obere und untere Hälfte teilte; aus diesem Grunde nannte man ihn »Maskenschleier« (voile-loupe). Dann erschien wieder ein langer Schleier von weissem Tülle, den man ganz herunterliess oder auf den Hut zurücklegte, dass er ihn wie eine Wolke umgab; der durchschimmernde Stoff verlieh der Haut ein blühendes Aussehen. Um 1870 begünstigte man den »orientalischen Schleier«; dieser war gross, schürzenförmig und oft mit Goldfiligran durchwebt; man befestigte ihn nicht auf dem Hute, sondern hinten auf dem Chignon, wo man ihn an seinen beiden oberen Ecken mittels einer zierlichen Heftnadel zusammensteckte.

Für Bälle und Theater kamen kleine »Capuchons« in Mode, die den Kopf leicht bedeckten, ohne die Frisur zu verlezen, und zugleich die Schultern verhüllten; sie waren vorn viereckig, hinten rund geschnitten und wurden unterm Kinne zusammengefasst (264. 18).

Obgleich die Krinoline wenig vom Fusse sehen liess, hörte doch die Mode nicht auf, an ihn zu denken, denn, sagt ein Modebericht von 1852, »die elegante Dame erkennt man mehr an ihrer Fussbekleidung, als an ihren Kleidern«. Man erfand jedoch im fünften Jahrzehnte nichts Neues und griff bald auf diese, bald auf jene ältere Form zurück. Beliebt waren vorn verschnürbare Halbstiefelchen von Atlas, wie wir sie oben beschrieben haben (S. 911), oder niedrige Atlasschuhe mit Rosette, schwarz für gewöhnlich, farbig für die Promenade, weiss mit Blonden für den Ball. Die Schuhe jeder Art hatten Absäze; um 1852 tauchten die roten Absäze wieder auf, mit welchen man indes nur die schwarzen Schuhe versah. Dem Absaze folgte einige Jahre später die grosse Schnalle von Stahl oder Gold, der man eine Rüsche von schwarzem Bande zur Unterlage gab. Um 1860 beschuhten sich die Frauen gleich den Männern mit Stiefeletten, die sehr hohe Absäze und einen Einsaz von Gummi an der Seite statt einer Verschnürung hatten. Um 1865 erschienen zugleich mit dem russischen Hemde die »russischen Stiefelchen« oder »Amazonenstiefelchen« von schwarzem oder farbigem Juchten; diese reichten bis in die Mitte der Waden hinauf, hatten hohe, nicht selten rotgefärbte Absäze, rotes Atlasfutter und am oberen Rand eine Einfassung von Schnur mit einer Rosette oder zwei kleinen seidenen Troddeln vorn; sie wurden an der Seite zugeknöpft.

Kleine Muffen von Pelz oder Tuch, die kaum grösser als Manschetten, dienten neben stattlicheren als winterlicher Schuz. Neben Handschuhen von Glacé erschienen solche von Spizen und gewirktem Stoffe.

Der Schmuck büsste viel von seiner Geltung ein, seitdem so viel

unechter fabriziert wurde. Der einzige Schmuck, der mehr als früher hervorglänzte, bestand in Ohrgehängen. Das Geschmeide, das sonst auf Bällen den nackten Hals umgürtete, ersezte man vielfach durch Broschen oder Juwelenagraffen, die man an den oberen Rand des Kleides steckte, wo sonst das Bouquet hingepflanzt worden war. Auch kleine goldene Kämme und lange Haarnadeln gehörten eine Zeitlang zum modischen Schmucke.

2. Die Volkstrachten.

Initiale in Schwabacher Schrift.

Indem wir uns dem Ende des 19. Jahrhunderts nähern, beginnen die früheren Jahrhunderte für uns zu erblassen; die Gegenwart ist gleichsam das Einzige, das alle unsere Kräfte in Anspruch nimmt, während die Vergangenheit, wie von Mattigkeit befallen, uns nicht mehr festzuhalten vermag. Tausend Zeichen reden davon; und unter diesen Zeichen ist das Verschwinden der Volkstrachten eins der augenfälligsten. Gleichwol wurde der Ruf nach Individualität niemals stärker erhoben, wie heutzutage; es ist gleichsam der Hilferuf, den eine überlebte Epoche ausstösst, indem sie untersinkt. Der Ruf verklingt nicht ungehört; wir haben unsere Aufmerksamkeit wieder den Volkstrachten zugewendet, suchen aufzuspüren, was verloren gegangen, und festzuhalten, was noch vorhanden ist; wir zeichnen und beschreiben und sammeln in Museen; aber gerade dieses Aufstellen eines Inventars ist das sicherste Kennzeichen vom nahenden Ende; man registriert erst, sobald man aufhört zu produzieren. Eine Neuordnung der Dinge ist im Anzuge; ein anderer Geist lebt in den Menschen, und der Mensch kann nichts schaffen, was anders ist, als er selbst.

Indem wir uns anschicken, gleichfalls zu registrieren, werden wir inne, dass es unmöglich ist, auf so engbemessenem Raume den ungeheuren Schaz aufzuschütten, den unsere Volkstrachten heute noch besizen, trozdem die grosse Mode soviel davon verschleppt hat. Wahrlich, der alte Bauernstand, wo er sich fühlte, hat sich nicht mit dem groben Tuche, Leinen und Ziegenfelle begnügt, auf das ihn die stiefmütterliche Fürsorge der Obrigkeit beschränken wollte; und wenn kein Stück mehr von diesem alten Reichtume vorhanden wäre, so würden die gegen den Bauernaufwand gerichteten Geseze, die allerwärts wie Pilze im Walde nach einem warmen Gewitterregen hervorsprossten, Zeugnis davon geben, denn man verbietet doch nicht das, was nicht vorhanden ist.

Die männliche Tracht. Die weiten unterm Knie gebundenen Pumphosen, die samt den Strümpfen das charakteristische Beinkleid der Bauern im 17. Jahrhundert bildeten, sind in unseren Tagen wenig mehr zu sehen. Ausser bei den Schiffsleuten in Holland bemerkt man

sie noch an der unteren Elbe bei Hamburg in den sogenannten Vierlanden (265. 6), in Altenburg (265. 8) und bei den deutschredenden Bewohnern von Böhmen im Kreise Eger (266. 10). Die eigentlichen Bauernhosen sind heutzutage halbenge oder anliegende Kniehosen von Leder, weiss, schwarz und gelb, oder von Sammet, Plüsch und Tuch, dann aber gewöhnlich schwarz; oben öffnen sie sich selten mit einem Schlize, sondern meist mit einem Laz, und unten schliessen sie sich mit einem Bande, einem Schnallriemen oder einigen Knöpfen um das Bein. Nur in einigen Gebirgsgegenden von Baiern, Tirol und Steiermark stehen die Hosen unten durchaus offen und lassen das wettergebräunte Knie unbedeckt (Taf. 29. 9. 10. 15). Als beliebter Schmuck gelten weissabgesteppte Nähte (266. 12) und blumige Stickereien, namentlich an Laz und Taschen (266. 5); in Steiermark und am Schliersee sind die Ornamente häufig grün auf schwarzem Grunde, bei Pilsen in Böhmen und bei Betzingen in Schwaben von der Farbe des gelblichen Leders. Im Tiroler Sarnthale sind die offenen Kniehosen weiter, als anderwärts, und als kurze Schlumperhosen gebildet, bei den Schiffsleuten auf Rügen noch weiter und einem Weiberrocke ähnlich (265. 1); sie bestehen hier aus weissem Drillich und reichen ungeschlossen bis unter das Knie, sind aber mit einem zweiten Paare, das etwas enger, unterfüttert.

Ueber die Unterschenkel kommen Strümpfe zu liegen; solche sind weiss, schwarz oder blau und durchaus schlicht oder mit bestickten Zwickeln verziert, die nur selten von abstechender Farbe (Taf. 28. 11). Wo die Kniehosen unterbunden, schliessen sich die Strümpfe mit ihnen zusammen, wo jene offen, lassen auch die Strümpfe die Kniee frei, gewöhnlich auch noch die Fussknöchel (Taf. 29. 9. 12. 15); in diesem Falle sind es Strumpfschäfte, welche nur die Waden bedecken und deshalb auch »Wadenstrümpfe« genannt werden. Sie bestehen aus

---

1—18. Norddeutsche Volkstrachten. 1. Bewohner von Rügen; Wolljacke schwarz mit Horn- oder Kokosnussknöpfen, Drillichhosen weiss, Wollweste rotgestreift mit Silberknöpfen, Strümpfe graubraun, Bindeschuhe schwarz, Kattunhalstuch rot und geblümelt, gestrickte Zipfelmüze bunt. 2. Pommer (aus der Umgegend von Pyritz, welche Waizacker genannt wird); Tuchrock blau, an Futter, Aufschlägen und Schnureinfassungen rot, Thalerknöpfe silbern, lederne Kniehosen weiss oder gelb, Strümpfe weiss, runde Tuchmüze karmesinrot mit goldener Borte, goldener Troddel und schwarzem Pelzbräm, Schuhe oder Stiefel schwarz. 3. Schlesier (Buchwald-Fischbach); Rock (Gottestischrock) schwarz oder dunkelblau mit Knöpfen von derselben Farbe, Filzhut und Stiefel schwarz. 4. Schlesier (Tannhausen); Tuchjacke dunkelblau mit besponnenen Knöpfen, Lederhosen schwarz oder gelb, Hut und Stiefel schwarz. 5. Schäfer vom Harz; Tuchrock dunkelblau mit brennendrotem Unterfutter und gemusterten Messingknöpfen, Lederhosen schwarz, grau oder hellfarbig, Gamaschen hellfarbig, Schuhe schwarz, Weste schwarz, Filzhut schwarz oder braun. 6. Vierländer (aus der Umgegend von Hamburg); Tuchjacke sehwarz oder braun mit silbernen halbkugeligen Knöpfen, Tuchweste karmesinrot mit flachen gemusterten Silberknöpfen, Plüschhosen schwarz mit Tressen von violettem Seidenzeug an Bund und Taschen, Strümpfe violett, Bindeschuhe und Hut schwarz, Halstuch schwarz, hochrot oder buntgemustert. 7. Harzbewohner; den Leinenkittel, hellblau mit weisser oder dunkelblauer Stickerei an den Achselstücken, Lederhosen schwarz oder hellfarbig, Strümpfe dunkelblau, Gamaschen weiss, Schuhe und Hut schwarz. 8. Altenburger; Weste (Brusttuch) schwarz, Hosenträger von schwarzem Glanzleder, Spenzer olivenbraun mit besponnenen Knöpfen, Lederhosen, Stiefel, Halstuch und Hut schwarz. 9. Kurhesse (von der Schwalm); Tuchrock schwarz mit besponnenen gemusterten Knöpfen und hellblauem Wollfutter, Tuchgamaschen dunkelblau mit ebenso gefärbten Knöpfen, Lederschuhe und Filzhut schwarz. 10. Kurhesse (von der Schwalm); Tuchjacke dunkelblau, Merinoweste rot oder blau mit grünem Plüsche gesäumt sowie mit goldenen buntgemusterten Knöpfen und blauen Lizen verziert, Kniehosen von Leinwand oder Leder weiss, Kniebänder von ausgezacktem und durchlöchertem Leder weiss (bei Leinenhosen blauviolett), Wollstrümpfe weiss mit Stickereien, Schuhe schwarz mit gelber Metallschnalle, an der Spannlasche rotgesäumt (15. 16), Sammetkappe grün oder rot mit Tressen, Schnüren und Troddeln von Gold und einem Bräme von Fischotter, seidenes Halstuch schwarz mit bunten Zipfeln. 11. Kurhesse (von der Schwalm); Drillichrock weiss mit Messingknöpfen (das übrige wie bei vorhergehender Nummer). 12. Franke; Tuchrock blau mit weissen Knöpfen, roter Schnureinfassung an den Aermelpatten und rotem Futter, Hut und Stiefel schwarz. 13. 14. Schuh und Gamasche in Braunschweig. 15. 16. Schuhe in Hessen. 17. 18. Holzschuhe in Schleswig. (Nach A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten.)

Fig. 265.

dickem Wollstoffe und sind bräunlich, grau oder weiss, in der Steiermark auch grün und mit kleinen weissen, blauen oder grünen Schlingornamenten, die sich regelmässig wiederholen, benäht; auf grünen Strümpfen sind die Ornamente ebenfalls grün.

Auch Gamaschen, die aussen am Beine herauf zugeknöpft werden, kommen überall vor; man trägt sie sowol von Leder, schwarz oder naturfarbig, als auch von grauer Leinwand oder dunkelblauem Tuche. Nicht immer steigen die Gamaschen bis an die Hosen hinauf; im Braunschweigischen gehen sie nur bis zum Ansaze der Waden (265. 14). In Meran bei den Weinbergshütern verstärken kurze schwarze Lederstulpen den unteren Teil der Wadenstrümpfe.

Neben den Gamaschen sind allgemein noch Schaftstiefel üblich; sie steigen gewöhnlich bis zu den Hosen hinauf, doch nicht überall; bei Altenburg, Ulm, Eger und an manchen andern Orten lässt sich zwischen Hosen und Stiefeln ein Teil des weissen Strumpfes blicken, der nicht selten von den schwarzledernen Knieriemen überkreuzt wird, welche die Hosen mit den Stiefeln verbinden (Taf. 28. 8).

Mit den Stiefeln wechseln die Schuhe. Wenn zur Werktagstracht gehörend, sind die Schuhe durchweg Knöchelschuhe und entweder mit schmalen Lederriemen über den Spann herauf oder mit Laschen und Schnallen zum Verschliessen eingerichtet. Schnallenschuhe finden sich namentlich in den Hügellandschaften und Ebenen von Mitteldeutschland, während der süddeutsche Gebirgsschuh die Schnalle nicht kennt. Die Schnallen sind von Silber oder Gelbmetall; an der Schwalm in Kurhessen haben sie eine aussergewöhnliche Grösse; auch die Seitenlaschen, welche durch diese Schnalle zusammengefasst werden, sind dementsprechend gross (265. 15. 16), dabei ornamental durchlöchert und mit farbigem Leder gesäumt. In den Hochgebirgen giebt es zweierlei Schuhe; für den täglichen Verkehr hat man schwere Bergschuhe, deren Sohlen mit starken Nägeln dicht beschlagen sind, um gegen die spizen Steine geschüzt zu sein (Taf. 29. 9. 10. 15); für die Feiertage benuzt man feinere Schuhe, die entweder, wie bei Meran, weit ausgeschnitten und mit Lederstickereien und einer Schleife auf dem Spanne verziert sind, oder, wie im Passeyerthale, eine Mittelgattung zwischen beiden Arten bilden und vorn herauf zugenestelt werden (266. 9). Für die Küstenbewohner im Norden ist der Lederschuh wenigstens bei der Arbeit nicht brauchbar, weil das Wasser, zumal das salzige Seewasser, das Leder verdirbt; man begnügt sich dort mit Holzschuhen, die von grosser plumper Form und mit eisernen Bändern beschlagen sind (265. 17. 18).

Die Westen sind untenher immer gerade geschnitten und häufig zum Uebereinanderschlagen mit zwei Knopfreihen versehen (266. 1. Taf. 29. 1); bald haben sie einen stehenden, bald einen liegenden Kragen, bald Brustklappen, bald keine. Hochrote Westen sind sehr beliebt (266. 1. 5. 6. Taf. 29 1). An manchen Orten, wie im badischen Gutachthale, wo die Westen aus grünem oder schwarzem Sammet, oder wie im Passeyer-

---

Taf. 28. Norddeutsche Volkstrachten. 1. 2 Pommern, 3 Schlesien, 4. 5 Rügen, 6 Spreewald, 7 Braunschweig, 8—10 Altenburg, 11 Thüringen, 12. 13 Brotterode am Harz, 14 Marburg, 15 Westfalen (Minden).

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart.

thale, wo sie aus Scharlach üblich, stellt man die Westen im Rücken von gleichem Stoffe her, wie in der Brust. Die Knöpfe sind meist von Metall, namentlich von Silber, und platt oder kugelig, dabei mehr oder minder dicht aneinander gereiht.

In Oberbaiern bestehen die platten Knöpfe häufig aus den zeitüblichen Silbermünzen, die mit Oesen versehen sind, aber auch so noch ihren Beruf als Münze erfüllen müssen, wenn eine überlustige Stunde die Börse erschöpft hat. In Schwaben sizen die Kugelknöpfe nicht auf der Weste selbst, sondern auf einem besonderen Riemen, den man in jede Weste beliebig einknöpfen kann; die Weste selbst hat nur Knopflöcher. In manchen Gegenden ist es üblich, an Festtagen zwei Westen übereinander anzulegen; so an der Schwalm in Kurhessen (265. 10); dort ziehen die Burschen über eine rote Weste mit Stehkragen und Brustklappen, die mit grünem Plüsche gesäumt und mit buntgemusterten Goldknöpfen und blauen Lizen verziert ist, eine längere dunkelblaue Weste ohne Kragen, die mit blauer Seide in Blumenmustern bestickt. In dem Mindener Kreise von Westfalen pflegt man namentlich an Werktagen über eine Weste von dunkelblauem Tuche eine weit kürzere Jacke von weissem Linnen zu tragen.

Der Dienst der Weste wird an vielen Orten von dem »Brusttuche« oder »Brustflecke« versehen, der die Brust im Ganzen bedeckt und seitwärts mit Haken, Knöpfen oder Schnüren zugeschlossen wird, wie es in früheren Jahrhunderten mit dem roten Wollhemde der Fall war (S. 567. 720). Man beliebt diese Brusttücher von rotem Stoffe im badischen Oberrheinkreise (266. 3) und im Zillerthale (266. 8), von schwarzem in Altenburg (Taf. 28. 8). In Schwaben nennt man die Weste »Brusttuch.«

Die Hosenträger pflegt man vielfach über statt unter der Weste zu tragen, namentlich in süddeutschen Gegenden, wo sie dann als Zierstücke verwendet werden; sie bestehen aus zwei Streifen, die über die Achseln laufen, aus einem Querstege auf Brust und Rücken und einer Zunge, die sich gewöhnlich in Gestalt eines V unter dem Bruststege zwischen die Achselstreifen einschiebt und gleich diesen mit Metallhaken an den Hosenbund geschlossen wird. Zu werktäglichen Hosenträgern genügt naturbraunes oder schwarzes Leder und ein Lochmuster oder eine Stickerei aus Metallfäden an der Zunge (266. 9). Für die Festtage aber sind Hosenträger aus grünem oder sonst einem farbigen Wolldamaste üblich, der aufs grellste von dem Westenstoffe absticht.

In der Gegend von Pilsen trägt man zu Westen aus dunklem Sammet Hosenträger von schwarzem gepressten Leder (266. 10), in Altenburg solche von schwarzem Glanzleder über einem schwarzen Brusttuche (Taf. 28. 8). Die böhmischen und tirolischen Hosenträger sind sehr breit und massig, so dass von dem Untergrunde nicht viel zu sehen ist (266. 9. 10. Taf. 29. 1); im Badischen bei Offenburg ist nur der quere Bruststeg ziemlich breit (266. 3), in Altenburg aber jeder Teil sehr schmal. An manchen Orten wie bei Betzingen in Schwaben (266. 5) oder am Schlier- und Tegernsee legt man die farbigen Hosenträger zwar unter die Weste, lässt diese aber stets so viel unverknöpft, dass der buntgestickte farbige Quersteg sichtbar bleibt.

Nirgends, als nur in dem Tiroler Kostüme spielt der Gürtel eine gewichtige Rolle; er ist durchweg von schwarzem Korduanleder und reich verziert, doch nicht überall von gleicher Form. Der südtirolische Gürtel ist gleichbreit und ganz gerade geschnitten (266. 9. Taf. 29. 15), der nordtirolische aber auf der Vorderseite mit einem etwa sieben Zoll breiten Lederschilde besezt, das von ovaler nach beiden Seiten hin

zugespizter Form (266. 8). Beide Arten von Gürtel sind aufs reichste mit Pfauenfederkielen bestickt, die weiss von dem schwarzem Grunde abstechen, häufig auch den Rändern entlang mit farbigen Kielen gesäumt, überdies mit blumigen Ranken verziert, die das Bild einer Gemse oder eines Doppeladlers, vor allem aber den Namenszug des Inhabers einschliessen. Im Oetzthale wird diese Verzierung durch blinkende Knöpfe von eingeschlagenen Zinnnägeln gebildet, die nicht grösser sind, als Stecknadelköpfe.

Halstücher sind in ganz Deutschland üblich, schwarz und rot, doch auch buntfarbig oder wenigstens an den Zipfeln bunt bestickt (265. 10). Man pflegt sie vor dem Halse zu verknoten und die Zipfel über die Brust fallen zu lassen, den Hemdkragen aber über das Halstuch herunterzuklappen (Taf. 28. 4. 11. Taf. 29. 3. 4. 7. 9. 11).

Doch giebt es hierin manche örtliche Unterschiede; in Baden lässt man die Zipfel des schwarzseidenen Halstuches wagrecht hinausstarren und stellt den Hemdkragen in die Höhe (266. 2. 3); im schwäbischen Betzingen befestigt man den Knoten des ebenfalls schwarzen Halstuches mit einer silbernen Nadel, die wie ein Blatt geformt, lässt aber vom Hemdkragen nicht den geringsten Vorstoss über das Tuch hervorblicken (266. 5). Im Zillerthale fasst man das Tuch mit einem Metallringe vor der Halsgrube zusammen und steckt die Zipfel nach links an den Brustfleck fest (266. 8). In Altenburg (265. 8. Taf. 29. 8) und in der Gegend von Eger in Böhmen (266. 10) giebt man nicht die kleinste Spur vom Hemde preis. Auf Rügen legt man an Feiertagen zwei Halstücher an, eins von buntem Kattun und darüber ein weisses, so dass das bunte als Vorstoss sichtbar bleibt.

An Werktagen und auch des Sonntags in den Feierstunden trägt der Bauer statt des Rockes ein Wams (Taf. 28. 4. 11. Taf. 29. 3), das man je nach seiner Form als Kamisol, Jacke oder Spenzer betrachten kann. Im Grunde genommen ist dieses Kostümstück nichts anderes, als der Oberteil eines Rockes, denn es zeigt alle Verschiedenheiten des Rockes und ist bald mit Taille und Schössen, bald ohne Taille und gleichweit wie ein Sack herabfallend gebildet, bald mit einem Steh- oder Klappkragen und Brustklappen versehen, bald gänzlich kragen- und klappenlos. Kommt der kurze Schoss vor, so ist er hinterwärts mehrteilig aufgeschnitten oder, wie im Riesengebirge, in Fältchen geschoben, die unter den beiden Rückenknöpfen spiz zusammenlaufen. Taschen an den Seiten pflegen nicht leicht zu fehlen. Man trägt die Jacken meist aus dunkelblauem Tuche, doch auch von olivenbraunem und schwarzem, sowie von schwarzem Sammet und grauem Linnen. Die Knöpfe teilt die Jacke mit der Weste.

Zum Geschlechte der Jacken zählen die »Joppen« aus dickem Wollstoff oder »Loden«, wie man sie in Baiern, Tirol und Steiermark trägt. Die Joppen sind von verschiedener Länge und Ausstattung, dabei meist taillenlos.

Am längsten sind die bei Jachenau üblichen baierischen Joppen (266. 7), braun, grau oder dunkelblau, mit Stehkragen, Brustklappen und Aermelaufschlägen von blaugrünem Tuche und Knöpfen von Metall oder Horn. Kürzer sind die grauen Joppen am Schliersee (Taf. 29. 9), häufig ohne Brustklappen und Aermelaufschläge, aber grün gerändert und an den Knopflöchern grün ausgenäht. Aehnlich den Jachenauer Joppen sind die Steiermärker, doch kürzer, längs der Rückenmitte mit einer nach oben spiz verlaufenden Faltenrinne und bisweilen über der Rinne zwischen den Schul-

tern mit einer schweren grünen Quaste versehen; das gefurchte Rückenstück ist glatt an ein glattes Rückenkoller angesezt. Die Tiroler Joppen zeigen sich je nach der Gegend sehr verschieden; die Joppen im Zillerthale (266. 8) sind grau, ohne Kragen und Brustklappen, aber vorn an den Aermeln mit schwarzem Sammet breit umzogen, die im Sarnthale von gleichem Schnitte, aber braun, an Festtagen hochrot, sonst ohne Knöpfe und Schmuck, die im Passeyerthale (266. 9) dunkelbraun, an beiden Brusträndern der ganzen Länge nach zurückgeschlagen und am oberen Teile der Umschläge mit einem roten Tuchstücke besezt, das grün gerändert; die bei Meran sind ähnlich geschmückt, doch von schwarzem oder braunem Loden (Taf. 29. 15), die im Oetzthale von tiefem Braun und oben an beiden nicht umgeschlagenen Brusträndern mit einem länglich viereckigen nach oben hin gespizten rotfarbigen Stoffstücke garniert, das mit weisser Stickerei versehen, sowie unten am Aermel mit einer ähnlichen Patte geschmückt. All diese aufgezählten Tiroler Joppen haben keinen Kragen. Abweichend davon und den norddeutschen Jacken ähnlich gestaltet sind die Joppen im Oberinnthale; auch sind diese nicht von Loden sondern von schwarzem Sammet und haben einen modern umgeschlagenen Kragen mit Brustklappen und Seitentaschen. Von eigener Art ist die Joppe der Tiroler Weinhüter; es ist ein kurzer Rock von dickem Rindsleder mit vierteilig angeseztem Schoss und bedeckten Seitentaschen, aber ohne Aermel; statt derselben hat er besonders angenähte Achselstücke und eigene Unterarmstulpen, die mit schmalen Lederriemen am Rocke oben befestigt sind; zwischen Stulpe und Achselstück kommt der Hemdärmel zum Vorschein.

In der Heimat der Joppen, namentlich im oberen Lechthale, findet man bei Hirten und Jägern einen lodenen Wettermantel, ein grosses viereckiges Stoffstück, das mit einem Loch in der Mitte über den Kopf herab angelegt wird (Taf. 29. 10).

Im übrigen Deutschland, wo die Lodenjoppe und der Lodenmantel nicht bekannt sind, trägt man den »Kittel«. Dieses Kleidungsstück ist zu allen Geschäften tauglich und gleicht an vielen Orten die unteren und mittleren Stände aus; denn man findet den Kittel nicht blos unter Knechten und Fuhrleuten, sondern auch bei wohlhabenden Händlern, bei Mezgern und ähnlichen Geschäftsleuten, welche die Jahrmärkte besuchen; auf dem Westerwalde sah man noch vor wenigen Jahren selbst in der Kirche nichts als Kittel. Der Kittel ist ganz wie ein Hemd beschaffen (265. 7), doch gewöhnlich von dunkelblauem Leinenzeug und auf den breiten Achselstücken sowie an den Taschen, wenn solche nicht fehlen, mit spiralischen und sonstigen Ornamenten in weissem oder rotem Garne benäht. In der Gegend um Marburg und Biedenkopf begegnet man neben blauen Kitteln auch weissen von rohem Leinen. In Schwaben nennt man den Kittel »Hessenhemd«.

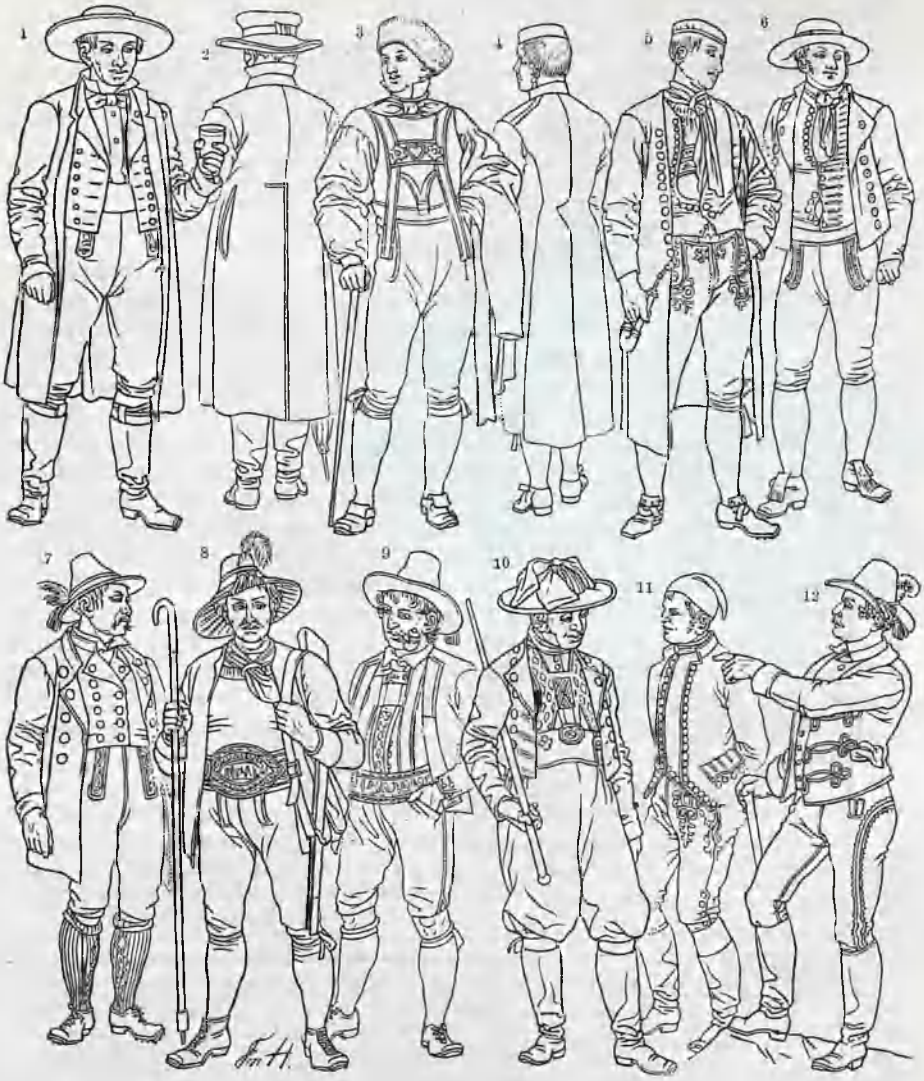
Die Lodenjoppe vertritt überall, schwäbisch Baiern ausgenommen, die Stelle des Rockes, was bei der eigentlichen Jacke nicht der Fall ist; hier ist der Rock ein nötiges Gewand, namentlich beim Kirchenbesuche. Deutlicher, als in jedem andern Kostümstück, erkennt man in dem Rocke eine stehengebliebene Mode aus vergangenen Zeiten; man bemerkt dies namentlich am Rückenteile, der alle Schnittmuster wiederholt, die ehemals üblich gewesen. In Böhmen, Franken und Kurhessen finden wir noch die Schossfalten, die unterhalb der beiden Rückenknöpfe spizig beginnen, sowie die mit zwei oder drei Knöpfen aneinandergeschlossenen Schossteile (265. 9. 12). Bald ist das Rückenblatt zweiteilig (265. 3), bald im Ganzen zugeschnitten (265. 12); bald sind die Taschen hinten in die Schösse senkrecht eingesezt und mit schmalen

beknöpften Patten bedeckt, bald sind sie seitwärts in die Schösse wagrecht eingeschnitten und mit Deckeln versehen. Man findet Röcke mit Klappkragen, Stehkragen und Brustklappen, seltener, wie im Schwarzwälder Gutachthale, Röcke ohne Kragen und Klappen (266. 2), ja selbst ohne Knöpfe, wo dann Haken und Oesen zum Verschlusse dienen. Die Bauernröcke sind durchweg von grosser Länge und erreichen nicht selten, wie in Schlesien, selbst die Knöchel (265. 3), gewöhnlich aber den unteren Wadenrand.

Manchmal sind die Röcke durch ihre Farbe sehr auffallend; in Pommern findet man blaue Tuchröcke mit hochrotem Futter ausgeschlagen und stets an den Brustklappen, häufig auch noch am Kragen damit überzogen (Taf. 28. 1). In Braunschweig, Hannover und Westfalen, überhaupt unter der Bevölkerung von niedersächsischer Abstammung, sind weisse Drillichröcke mit rotem Futter und roten Rändern zu Haus. Weisse Röcke giebt es auch an der Schwalm in Kurhessen sowie in Württemberg bei Betzingen (266. 4. 5); doch sind sie hier gänzlich ohne Futter sowie ohne Kragen und jegliche Verzierung, man müsste denn die platten Messingknöpfe dazu rechnen; der Betzinger Rock hat nur im Rücken etwas Taille.

Der Hut kommt in allen Formen vor, sowol als Cylinder wie als Rundhut und Zwei- oder Dreimaster; bald findet er sich als wirklicher Cylinder, wie in den Vierlanden (265. 6), auf Rügen und in Pommern, bald als Cylinder mit eingeschweifter Wandung und breitem Boden, wie in Schlesien (265. 3) und an der Mosel, wo er hoch, oder bei Rickesbach in Baden, wo er sehr niedrig ist. Bald zeigt der Cylinderhut einen etwas gespizten Kopf, der oben enger als unten, wie bei Schwenningen in Württemberg. In Pommern, namentlich im sogenannten »Waitzacker«, ist es Brauch, den Hutkopf mit schwarzem gemusterten Halbseidenbande glatt zu umwickeln, dergestalt, dass die senkrecht gefaltete Rüsche, mit welcher das Band endigt, die Stirnseite des Hutes in ihrer oberen Hälfte bedeckt. Der runde Filzhut ist überall zu Haus; er wechselt in Kopf und Krempe auf das mannigfachste, und zeigt sich von Gegend zu Gegend in anderer Gestalt. In Altenburg ist ein sehr kleines niedriges Hütchen üblich, dessen Krempe über der Stirn leicht abwärts, sonst aber aufwärts gerichtet ist (265. 8. Taf. 28. 8). Zweiseitig aufgeklappt erscheint der schwarze Filzhut in Braunschweig (Taf. 28. 7) sowie in der fränkischen Schweiz (265. 12), den wagrechten Teil der Krempe gewöhnlich nach vorn gerichtet, und ähnlich im Württembergischen Schwarzwaldkreise, dreiseitig aufgeklappt aber bei Betzingen im Neckarkreise, mit einer seiner Spizen bald nach vorn, bald nach hinten gerichtet. In der Heimat der Joppe kennt man den Zwei- oder Dreispiz nicht; hier trägt man nur den Filzhut mit mehr oder minder gespiztem Kopfe (266. 7—9. 12); er ist gewöhnlich schwarz und unten am Kopfe mit grüner, roter oder goldener Schnur umwunden, die hinten mit zwei starken Quasten über die Krempe fällt. In Steiermark ist der Hut von dunkelgrünem Filze und sein Kopf mit einem sehr breiten hellgrünen Seidenbande fast bis obenhin glatt umschlossen. Im Pinzgau trägt man grüne Hüte neben schwarzen, ebenso in Tirol im Wippthale und in Sarnen, an lezterem Ort aber auf der Unterseite der sehr breiten und aufwärts gewölbten Krempe mit grünem Seidenzeuge gefüttert, das

Fig. 266.



1—12. Süd- u. ostdeutsche Volkstrachten. 1. Badenser (Kinzigthal); Tuchrock schwarz mit rotem Baumwollfutter, Tuchweste hochrot mit gelben Metallknöpfen. Lederhosen. Stiefel mit Binderiemen, Halstuch und Hut schwarz, Strümpfe weiss. 2. Badenser (Gutachthal); Rock von geripptem Sammet schwarz mit karmesinrotem Flanellfutter, Stiefel und Hut schwarz. 3. Badenser (westlich von Offenburg); Lederkniehosen schwarz, Brusttuch karmesinrot, Hosenträger grün, weissgerändert und blumig bestickt, Tuchrock (über dem Arm hängend) schwarz, Strümpfe weiss, wollene Kniebänder karmesinrot, Schuhe schwarz mit roten Spannlaschen, Halstuch schwarz, Sammetmütze schwarz mit braunem Bräme. 4. Württemberger (Betzingen); Leinwandrock weiss mit Messingknöpfen, Halstuch, Käppchen, Strümpfe und Schuhe schwarz. 5. Württemberger (Betzingen); wie bei der vorhergehenden Figur; Weste rot mit kugeligen Zinnknöpfen, Quersteg der Hosenträger grün mit bunter Stickerei, Lederhosen gelb, Schuhschnallen von Messing. 6. Württemberger (Ulm); Jacke dunkelblau mit flachen weissen Metallknöpfen, Tuchweste rot mit Metallknöpfen und farbig bestickten Knopflöchern, Lederhosen schwarz, Strümpfe weiss, Schuhe, Halstuch und Hut schwarz. 7. Baier (Jachenau); Joppe von dickem Wollstoffe braungrau, Stehkragen, Brustklappen und Aermelaufschläge

radial in Falten gelegt. Birkhahnfeder, Gemsbart oder Blumen sind stehende Abzeichen der Gebirgshüte.

Sehr seltsam ist der Hut der Meraner Traubenwächter ausgeschmückt; auf dem kaum sichtbaren Untergestelle, das mit Eichhornfell überzogen, erhebt sich eine gewaltige nach obenhin auseinanderfallende Garbe von Hahnen-, Pfauen- und Perlhuhnfedern, die mit Blumen untermischt sind, und von beiden Ecken des Hutes baumeln zwei stattliche Fuchsschwänze auf die Schultern herab. Diese Fuchsschwänze sind schon für den Beginn des 17. Jahrhunderts nachzuweisen; doch trug sie der Hüter damals am unteren Wamsende ringsum aufgereiht, sowie an jedem Strumpfbande einen besonders (187. 12). Die alte Hellebarde ist noch jezt seine Waffe.

Zahllos ist das Geschlecht der Müzen. Die gestrickte Zipfelmüze, die man wol auch »Schlaf- oder Strumpfkappe« nennt, ist in ganz Deutschland heimisch; ja sie galt vor Aufrichtung des Deutschen Reiches geradezu als Symbol des verschlafenen »deutschen Michel«. Man trägt die Zipfelmüze bald einfarbig schwarz, grau oder braun ohne allen Auspuz, bald bunt und mit einer Quaste am Zipfel und unten nach aussen umgeschlagen, so dass der Umschlag eine Art von andersfarbiger Bräme bildet (265. 1). Die gewichtigste Zipfelmüze ist bei Nenndorf in Kurhessen zu sehen; sie bildet dort einen weissen schweren Sack mit Verzierung, Quaste und breitem Umschlage von schwarzblauer Farbe. In schwäbisch Baiern sezt man den Filzhut über die Müze und lässt den bequasteten Zipfel auf die Schulter baumeln. Namentlich in Mittel-Deutschland zu Hause, jedoch nicht in den Hochgebirgen, ist die Rundmüze von farbigem Sammet oder Tuch, verziert mit Goldtressen, Schnüren und Troddeln und verbrämt mit Fischotter- oder sonst einem feinen Pelze (265. 2. 10. 11. 266. 3). Kleine schwarze Rundkappen, bald grösser, bald kleiner, aber stets nur den Oberkopf bedeckend, finden sich namentlich in Schwaben, bei Betzingen (266. 4. 5) und in der Umgegend von Stuttgart, wo man sie »Schmerkäpli« nennt. Die dunkelblaue oder schwarze Tuchmüze mit breitem flachen Boden und Glanzlederschild hat sich allerorts in das Volkskostüm eingedrängt (Taf. 28. 1. Taf. 29. 7).

Eigentliche Schmucksachen ausser Schnallen, Silberknöpfen und Uhrketten trägt der deutsche Bauer nicht; sein steter Begleiter an den meisten Orten ist ein Besteck, an allen Orten aber die Tabakspfeife. Das Besteck setzt sich aus Messer und Gabel mit Silberbeschlag zusammen, wozu oft noch ein silberner Löffel und ein Stahl zum Messerschärfen kommt, und hat seinen Plaz in der rechten Hosentasche, aus welcher

---

grün, Weste grün mit gelben Metallknöpfen, Lederhosen schwarz mit weissgesteppten Nähten, Wollstrümpfe weiss, Schuhe lederbraun, Halstuch rot, Hut schwarz mit grüner Seidenschnur und grüner Quaste. 8. Tiroler (Zillerthal); Brustfleck hochrot mit hellgrüner Einfassung und goldener oder silberner Randtresse am oberen Ausschnitte, Ledergürtel schwarz mit Federkielen, blumigen Kanten und Namenszug bestickt, Joppe grau, am Handgelenke mit schwarzem Sammet besezt, bocklederne Hosen, Halstuch und Schuhe schwarz, Strümpfe weiss, Hut schwarz mit schwarzer Seidenschnur, goldener Quaste und Birkhahnfeder. 9. Tiroler (Passeyer); Weste dunkelgrün (oder hochrot) mit gelben Metallknöpfen und Goldlizen, Hosenträger lederbraun (oder hellgrün), Ledergürtel schwarz mit Stickereien von zumteile gefärbten Federkielen, Schnalle von weissem Metalle, Lodenjoppe dunkelbraun, Brustklappen in der oberen Hälfte rot mit grüner Fassung, bocklederne Hosen schwarz mit weisser Steppnaht, Wollstrümpfe weiss mit schwarzer Bindeschnur, Schuhe lederbraun, Halstuch rot, Filzhut schwarz mit schwarzer Seidenschnur, die mit goldenen und silbernen Büscheln endigt. 10. Böhme (Eger); Tuchjacke olivenbraun mit schwarzer Seidenfassung, Sammetweste schwarz mit bronzierten Knöpfen, Hosenträger von gepresstem Leder schwarz mit verzierten Bronzeknöpfen, Pumphosen von Ziegenleder schwarz, Strümpfe weiss, Stiefel und Halstuch schwarz, Filzhut schwarz mit Ueberzug und Schleifen von schwarzer Seide. 11. Böhme (Pilsen); Jacke dunkelblau mit rotem Vorstosse und messingenen Knöpfen, Weste ebenso, Lederhosen gelb mit Verzierung an Bund und Nähten, Wollstrümpfe weiss, Halstuch rot, Zipfelmüze und Stiefel schwarz. 12. Oesterreicher (Salzkammergut); Tuchjacke dunkelbraun (oder blau) mit schwarzen Seidenlizen und Knebeln, Tuchweste blau (oder rot), Lederhosen schwarz mit weissbestickten Nähten, Stiefel lederbraun, Halstuch rot, Filzhut schwarz mit schwarzer Seidenschnur und goldenen Quasten. (Nach A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten.)

es stets ein wenig nervorsieht; das süddeutsche Messer ist sehr verrufen. Die Tabakspfeife hat einen oft bemalten Kopf und einen Wassersack aus Porzellan, ein Rohr von Holz, namentlich von wohlriechendem Weichselholz, eine Spize von Horn, ein Deckelbeschläg von Silber oder Tombak und als Schmuck ein kleines Quästchen von Wolle, Seide oder Leder. In Tirol ist eine kleine Pfeife üblich, die ganz von Holz (266. 0), in ganz Deutschland vor allem aber eine kurze weisse Thonpfeife; zu tausenden kann man solche auch sonst in den Schiessbuden auf den Jahrmärkten sehen, wo sie als Zielobjekte dienen.

Die weibliche Tracht. Der Rock ist, soweit das Kostüm noch unverfälscht, stets von dickem Wollstoffe, namentlich von Bieber oder von Beiderwolle, d. h. von Wolle mit leinenem Einschlage, sonst wol auch von Halbseide oder Kattun. Der Wollrock kommt in jeder Farbe vor, vorzugsweis in Schwarz, Hochrot und Grün, dabei vielfach durch eingewebte Längsstreifen und durch einen andersfarbigen Querstreifen verziert; der Querstreifen bildet heutzutage gewöhnlich die untere Saumborte und ist nicht selten sehr breit; an manchen Orten, so in Bregenz (269. 10), sizt er in der halben Höhe des Rockes. Bei Rickesbach in Baden waren vor noch nicht allzu langer Zeit die Röcke in der oberen Hälfte gelb, in der unteren schwarz (269. 1); auch war der gelbe Teil dicht in senkrechte Falten geriefelt, der schwarze aber von gewöhnlicher Faltenlage. Diese Art von engem Geriefel oben unter dem Bunde wiederholt sich in vielen Gegenden bald in schmalem, bald in breitem Ringe; bei Hochweisel in Hessen ist der Rock bis in die Mitte hinab geriefelt, in den Vierlanden bei Hamburg (267. 2), in Schlesien bei Oppeln etwa zwei Hand breit, schmäler im Spreewalde. Auch findet man vielerorts den Rock von oben bis unten in regelmässige enge Falten geschoben, entweder rundum oder nur in der hinteren Hälfte, wie bei Nenndorf in Kurhessen, im badischen Gutachthale und bei Dachau in Baiern. Das wunderlichste Beispiel dieser Art aber liefert Altenburg (Taf. 28. 9. 10); der Rock ist hier so eng gefältelt, dass er tricotartig anschliesst und die Formen verrät, die er verbergen soll, überdies so kurz, dass er schon bei leichter Bewegung die Kniekehle zeigt; nur vorn an der linken Seite hat er eine glatte Fläche und hier wird er am Bein herunter durch Haken geschlossen. Nicht minder fesselt der Rock der Bregenzer Wäldlerinnen unsere Aufmerksamkeit (269. 10); er bildet mit dem ärmellosen Mieder ein Ganzes; nur das Schulterstück ist glatt, der übrige Teil aber geriefelt und zwar bis zur Taille in mehreren ringförmigen Absäzen auf das allerfeinste, unterhalb der Taille stärker und langausfliessend; der glatte Teil ist von schwarzem Tuche, der geriefelte von schwarzer Glanzleinwand. An manchen Orten werden die Röcke so zahlreich übereinander angezogen, dass sie eine geschwellte Glockenform annehmen; an der Schwalm im ehemaligen Kurhessen steigert man die Anzahl der Röcke bis auf vierzehn (267. 11); alle Röcke sind schwarz, nur der obere ist farbig gesäumt; das weisse Hemd blickt eine Handbreit unten hervor, lässt aber immerhin noch die Beine von den halben Waden an unbedeckt. Bis zur Unförmlichkeit gesteigert ist die Schwellung des enggefalteten Rockes bei Pyritz in Pommern (267. 1) und geradezu hässlich bei Dachau (Taf. 29. 8) und im Dorfe Auherzen bei Pilsen; hier treibt man

durch untergelegte Polster die Hüften auseinander und die Taille in die Höhe, wodurch der schönste Wuchs verunstaltet wird.

Wo kurze Röcke üblich, hält man viel auf hübsche Strümpfe und Strumpfbänder. Die rotfarbigen Strümpfe sind wol die ältesten; ihrer wird schon im 13. Jahrhundert gedacht (S. 235); wir finden sie namentlich in Pommern, Böhmen, Baden, Schwaben, Südtirol und Vorarlberg; am buntesten und über die ganze Fläche bestickt sind die im pommerischen Waitzacker (267. 1). Die Dachauerinnen tragen blaue Strümpfe, die wenigstens, soweit man sie sehen kann, mit Wollstickereien in Weiss verziert sind (Taf. 29. 8). Weiss und am Zwickel mehr oder minder hoch und breit mit weisser Stickerei verbrämt sind die Prunkstrümpfe an der hessischen Schwalm, im badischen Gutachthale und im schwäbischen Betzingen; sonst trägt man die Strümpfe in Weiss, Blau oder Schwarz und wenn nicht ganz glatt, nur am Zwickel bunt verziert;

1—20. Norddeutsche Volkstrachten. 1. Frau aus Pommern (Waitzacker); seidene Bändermüze kornblumenblau, Tülluntermüzchen weiss, Wollrock rot mit breitem grünen und schmalem roten Saumbande, wollenes Brusttuch rot mit grossblumigen Mustern, Kattunschürze bunt, Wollstrümpfe hochrot (auch schwarz oder blau) mit verschiedenartigen Mustern, seidenes Strumpfband blau mit buntblumigen Schleifen, Sammetpantoffeln schwarz mit farbiger Seidenstickerei. 2. Vierländerin; Wollrock dunkelrotbraun mit schwarzem (oder grünem) Besaze, Brustlaz im oberen Teile von Goldstoff, im unteren von farbigem Sammet oder Damast mit Stickerei, Tuchmieder grün und farbig geblümt (auch dunkelblau oder schwarz), Brustketten silbern, Aermeljacke blaugrün mit weissen Blümchen (an Festtagen farbig mit schwarzer Fassung und blumiger Stickerei vorn an den Aermeln), Schürze blau, im oberen Teile von schwarzer Seide mit Goldstickerei, Strümpfe violett, Schuhe schwarz, Strohhut gelblich, Kattuntuntermüzchen dunkelrot gemustert, Nackenbänder mit Schleifen schwarz. 3. Frau aus Mecklenburg (Ratzeburg); Wollrock schwarz mit Goldborte untenher, Wollkamisol schwarz, Kattunbusentuch rotbunt und völlig mit Goldflittern und Mustern bedeckt, Halsfräse und Hemdärmel weiss, Halstuch violett, Seidenschürze schwarz mit grüner Fassung, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Haube am Kopfe von Goldstoff, am Schirme von weissen Kanten. 4. Frau aus Hannover (Umgebung von Hamburg); Wollrock schwarz mit gelbem Saume, Leinwandschürze weiss, Wolljacke schwarz (oder farbig), Strohhut gelblich, Unterhaube weiss, Kinnband rot, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 5. Frau vom Harz; Mantel schwarzblau (oder trübrot) mit weissen Streifen, Rock braunrot, Seidenhäubchen schwarz. 6. Frau aus Hannover (Amt Gifhorn); Rock grün mit roten Längsstreifen und breitem schwarzen Saume untenher, Kattunjacke violett, halbseidene Schürze weiss mit hellgrünen Streifen, Strümpfe und Schuhe schwarz, Halskrause weiss, halbseidenes Brusttuch darüber dunkel mit bunter Blumenborte, Seidenkäppchen mit breiten Nackenbändern schwarz. 7. Frau aus Hannover (altes Land); Wollrock karmesinrot mit schwarzem Seidenbesaze, Brustlaz von Goldstoff mit bunter Stickerei, Tuchjacke olivenbraun mit Goldborte, an den Aermeln unten sechs grosse Knöpfe von Silberfiligran, Seidenschürze schwarz, seidenes Halstuch streifig oder bunt, Müzchen von Goldstoff mit dunkelroter Seidenbinde und hellroten weisskantigen Seidenbändern, Schuhe schwarz mit grosser Silberschnalle. 8. Frau aus Braunschweig; Rock rot mit breiter goldener Saumborte, Mieder (von Tuch oder gemustertem Sammet) schwarz, Brusttuch violett und buntgeblümt, Halskrause und Hemdärmel weiss, Kattunschürze weiss (auch blau oder hellstreifig) mit weissem buntblumigen Schleifenband von Seide, Strümpfe blau mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz, Seidenhäubchen mit Bändern schwarz, lange Handschuhe ohne Finger hellviolett. 9. Frau aus Preussen (Spreewald); Wollrock hochrot mit schmalen grünen Längsstreifen und grüngemusterter Saumborte, Spenzer von Tuch oder Kamelot schwarz, Brusttuch von Kattun oder Wolle hochrot mit blumigen Mustern, Schürze weiss mit roten Längsstreifen, Strümpfe weiss, Schuhe von schwarzem Lackleder, Mullhaube mit breiter Fräse weiss, verschleiftes Kinnband von weisser Seide mit bunten Mustern. 10. Frau aus Sachsen (Dannstedt); Seidenrock dunkelgemustert, Mieder ebenso, wollenes Brusttuch schwarz mit ebenso gefärbten Seidenfransen und grossen buntseidenen Blumenmustern, Schürze violett mit grünen Blumen und Streifen, Bänderhaube schwarz (die Spize von Seide, das übrige von Damast oder Sammet), Strümpfe blaugrau, Schuhe schwarz. 11. Mädchen aus Kurhessen (von der Schwalm); Rock (von Wolle mit leinenem Einschlage) schwarz mit bunten Saumstreifen untenher, Unterrock und Hemdärmel weiss, Leibchen von Wolle oder Sammet schwarz, einerseits verziert mit bunten Knöpfen, anderseits mit farbig ausgenähten Knopflöchern auf schwarzem Sammetbande, das Band an der Knopfseite rot, an der Knopflochseite schwarz vorgestossen, Seidenmüzchen rot und auf dem Deckel farbig bestickt, seidene Kinnbänder schwarz mit Bunt- und Metallstickerei an den Enden, Leinwandschürze dunkelblau, Wollstrümpfe weiss und bestickt, Kniebänder bunt mit Metallflittern am unteren Teile, Schuhe schwarz mit gelber Schnalle. 12. Mädchen aus Hessen (Biedenkopf); Tuchmieder schwarz mit Sammetborte und silbernen Nesteln über einem schwarzen Brusttuche von Sammet mit bunter und metallener Stickerei, Rock schwarz; vorn offen, lässt er den roten Unterrock blicken; Linnenschürze, die halbkreisförmig angehängt, schwarz, Halstuch rot mit Stickerei, Strümpfe weiss mit rot- und grünwollenen Kniebändern, Schuhe schwarz, Haube (Mutsche) samt Bändern schwarz. 13. 16. Haube (Kamode, in der Gegend von Tannhausen in Schlesien üblich) von weissem Damast mit einigen bunten Mustern. 14. (Osnabrück) Häubchen von Goldstoff mit weissem faltigen Schirm und blauen Kinnbändern. 15. Frauenmüze auf Rügen (Mönchgut) von Merino mit Seidenstreifen schwarz, Untermüze von weissem bestickten Linnen. 17. (Osnabrück) Haube von Goldstoff oder hellem Kattune, Fassung und Band schwarz. 18. Sächsische Bänderhaube (Dannstedt) schwarz. 19. Haube aus dem Spreewalde (Leede und Leipe) von weissem Mull mit Kanten. 20. Haube aus Thüringen (Gotha) schwarz mit gelber Borte. (Nach A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten.)

Fig. 267.

die Vierländerinnen bei Hamburg belieben ausnahmsweise violette Strümpfe (267. 2).

Strumpfbänder trägt man aus farbiger Seide oder Wolle, seiden und buntgeblümt im Waitzackergebiete, mit Flittern verziert und mit gepressten Plättchen von Gelbmetall behängt an der Schwalm, von grüner oder roter Wolle mit roten kugeligen Puscheln, die unter dem Rocke hervorbaumeln, bei Wallau in Hessen-Nassau.

Der weibliche Schuh folgt im allgemeinen dem männlichen und wechselt zwischen ausgeschnittenen Schuhen und Knöchelschuhen, die geschnürt oder gebunden werden. Schnallen von Silber, Tombak oder Gelbmetall sind nicht selten. Sehr gross, den ganzen Spann bedeckend und reich mit Spiralornamenten verziert sind die silbernen Schnallen im Hannöverischen »alten Lande« (267. 7), kleiner, doch immer noch gross, die gelben an der Schwalm. Niedrige Schuhe pflegt man nur am vorderen Rande des Ausschnittes mit einem Besaze von Sammet oder Seide in Streifen oder Fransen zu schmücken. Sonst sind Bandrosetten, Schleifen und Stickereien der häufigste Auspuz; doch selbst bei reichen Kostümen ist schlichtes Fusszeug nicht ungewöhnlich.

Das Mieder ist in der Volkstracht ein Stück, das man sehen lässt, und nicht wie in der Modetracht als Notbehelf unter dem Kleiderleibe verbirgt; wo dies geschieht, ist die Volkstracht keine ursprüngliche mehr, denn die echte, auch wenn sie das mit dem Rocke verbundene Aermelleibchen nicht verschmäht, trägt das ärmellose Mieder wie einen Kürass über dem Leibchen; so finden wir es am Schlier- und Tegernsee, wo es als Uebertaille die Rocktaille bedeckt (269. 8). Gewöhnlich aber kommt das Mieder über das Hemd, oder, wie bei Dachau und sonst im östlichen Deutschland, über das »falsche Hemd« ein Unterhemd, zu liegen, zuweilen auch, wie in Altenburg, über ein kurzes Unterleibchen, von dem nichts, als die Halbärmel sichtbar sind, weshalb man es denn auch nur »die Aermel« nennt (Taf. 28. 9). Bald ist das Mieder ein Sonderstück, das für sich angezogen werden kann, bald hängt es mit dem Rock ganz oder zumteile zusammen; oft ist es vornherab, minder oft an der Seite verschliessbar; bald klafft es vorn auseinander und wird mit Schnüren über einem Brustlaze vernestelt.

Von den seitlich verschnürbaren Miedern sind wol die, welche man bei Minden in Westfalen und an der Schwalm in Kurhessen trägt, die merkwürdigsten. Das Schwälmer Mieder, von schwarzem Wolltuch oder Sammet, reicht ziemlich hoch hinauf (267. 11. 268. 3); seine Brustteile, die sich übeinander schlagen lassen, sind an den Vorderkanten in starkem Bogen nach aussen geschweift, rot vorgestossen und mit schwarzem Sammetbande bordiert. Die Borte beginnt unten in der Mitte des Gürtels, geht dem Rande entlang hinauf und obenher, um in Herzform zu ihrem Ausgangspunkte zurückzukehren; auf dem Bande sizen die Knöpfe und die Knopflöcher. Am überschlagenen Teile beginnt die Knopfreihe mit zwei Stücken unten am Gürtel; diesen folgen die blauausgenähten Knopflöcher am vorderen Rande her; den Knopflöchern gegenüber in der absteigenden Richtung des Bandes sizen wiederum Knöpfe.

Taf. 29. Süddeutsche Volkstrachten. 1. Brigach im Schwarzwald, 2. 3. Gutach im Schwarzwald, 4. 5. Schwenningen in Württemberg, 6. 7. Betzingen in Württemberg, 8. Dachau in Baiern, 9. 10. Schliersee und oberes Lechthal in Baiern, 11—13. Kempten, Jachenau und Aichach in Baiern, 14. 15. Grödner Thal und Meran in Tirol.

Fr. Hottenroth lith.

Druck v. M. Seeger, Stuttgart

Den Knopflöchern entspricht ein Knopfbesaz auf dem Bande des unterschlagenen Teiles; ist dieser eingeknöpft, so wiederholen die Knöpfe auf dem überschlagenen Teile die Herzform der Sammetborte; nur obenher fehlen sie. Das westfälische Mieder (268. 4) hat Halbärmel, ist also eine Jacke, und wird über eine Untertaille von dunkelblauem oder schwarzem Tuche angelegt. Vorn hat es einen tieferen Ausschnitt, somit auch kleinere Brustklappen, als das Schwälmer Mieder, und bedarf daher weniger Knöpfe; auch sind die Bruststücke vornherab mit gerader Linie schräg abgeschnitten und haben ihre grösste Breite oben.

Mit den Brustläzen, über welchen man die offenen Mieder verschnürt, wird vielerorts ein grosser Luxus getrieben; sie sind gewöhnlich farbig bestickt oder von Goldstoff und mit bunter Metallstickerei ausgeschmückt.

Von Goldstoff ist der Laz, den die Frauen im »alten Lande« von Hannover tragen (267. 7); doch ziehen sie hier ausnahmsweis keine Nesteln darüber. Dort wie überhaupt im nördlichen Deutschland bis auf Rügen hinüber ist der Laz viereckig, doch oben breiter als unten; im südlichen Schwarzwalde hat er eine rechteckige, fast quadratische Form, im Bregenzer Wald eine breite, mit einem bunten rechteckigen Zierbesaz auf schwarzem Grunde besezte Herzform, bei Dachau die Form einer Stiefelknechtplatte mit einer tiefen runden Einbucht und zwei seitlichen Hörnern am oberen Rande; der obere Teil steht frei über die Brust empor und nur der untere ist mit Nesteln überzogen. Noch höher hinauf steigt der Laz der Altenburgerinnen (Taf. 28. 9), derart, dass sich Mund und Nase dahinter verstecken lassen und man ihn mit der Hand oben niederdrücken muss, um besser sprechen zu können; über dem Laze, dicht unter oder vielmehr vor dem Kinn, ist eine flügelartige Schleife von schwarzer Seide mit zwei bis unter den Gürtel reichenden Endstücken sichtbar, welche die Unterjacke oder »Aermel« zusammenhält und deshalb auch »Aermelband« genannt wird. Ueber den Laz der Vierländerinnen (267. 2), der oben von Goldstoff, unten von farbigem Sammet oder Damast mit bunten Stickmustern, legt sich, das Mieder von dunkelblauem, grauen oder schwarzen Tuche zusammenhaltend, ein handbreites Band von silbernen Ketten, die rechts und links an breiten Schlössern hängen. Selbst geschlossene Mieder trifft man mit dem Schmucke der Nestelschnüre an, so am Schliersee und bei Jachenau; das Mieder von glänzend schwarzem Orleans und mit Fischbeinstäben ausgesteift (269. 8), bedeckt oben halbrund den Busen und wird nicht vorn, sondern mehr an der Seite zugehakt; vorn ist es mit einem »Geschnür« von silbernen Ketten bedeckt, die auf jeder Seite an sechs silbernen Agraffen hängen und mit Medaillen, Amuletten, silbergefassten Zähnen u. s. w. untermischt sind.

Gürtel, welche den Abschluss der Bekleidung zwischen Ober- und Unterkörper machen, sind wenig zu sehen. Unter den Vierländerinnen ist ein Gürtel von farbigem Sammet üblich, der im Rücken mit Metall bestickt ist und vorn zugehakt wird (267. 2).

Den Büstenteil über dem Mieder bedeckt man in Süddeutschland mit dem »Koller«, in Norddeutschland mit der gefältelten Krause. Das Koller (auch Goller oder Göller) ist gewöhnlich ein viereckiges Zeugstück mit rundem Halsloche (268. 8), das sich glatt und faltenlos oben auf die Büste legt und dicht bis zum Ansaze des Halses geht (Taf. 29. 2. 6), nicht selten auch mit einem kleinen Stehkragen sich um den unteren Teil des Halses schliesst (269. 3); es wird vorn zusammengehakt und unter den Achseln her mit Schnüren festgehalten, die an seinen Ecken sizen. Das Koller ist gewöhnlich farbig, von Tuch, Sammet, Seide oder Kattun und mit Borten von abstechender Farbe gerändert. Nur im Neckarkreise bei Schwenningen trägt man weisse Koller von Piqué, die mit einer gefalteten Krause am vorderen Rande (269. 5), am hinteren mit einem viereckigen Stücke von durchzogenem weissen Tülle verbreitert

sind. In Vorarlberg sind die Koller von schwarzem Sammet und auf ein Untertuch gesezt (269. 9). Die Krause an Stelle des Kollers ist in Süddeutschland selten; man sieht sie im Schwarzwälder Schapbachthale (269. 2), wo sie radial gefaltet sich auf die Schultern legt, ferner in Tirol im Grödnerthale (Taf. 29. 14), wo sie mit einem glatten Stehkragen den Hals umschliesst. Die Krause ist immer weiss, aber sie wechselt in Stoff und Form; Mull und Spizen mit geklöppelten Zwischenbesäzen sind neben der Leinwand die beliebtesten Stoffe. Man bindet die Krause um den Hals oder befestigt sie an ein weissleinenes Untertuch, welches verdeckt getragen wird, und zieht sie über den Kopf herab an, so dass sie wagrecht vom Halse absteht.

Die Hemdärmel, welche das Mieder immer sehen lässt, trägt man bald sehr kurz oder halblang und dabei gebauscht und unten mit einem anschliessenden Bunde gefasst wie im Schwarzwälder Brigach- und Gutachthale (Taf. 29. 1. 2), oder länger und mit einer Kantenkrause geschlossen, wie bei Dachau, oder ganz lang und mit einem Bündchen und daran befestigter Kantenmanschette gefasst, wie bei Betzingen (Taf. 29. 6). An der Schwalm und Spree pflegt man die halbengen mit Kanten geränderten Aermel glatt auf den Oberarm zurückzukrempen (267. 9. 11).

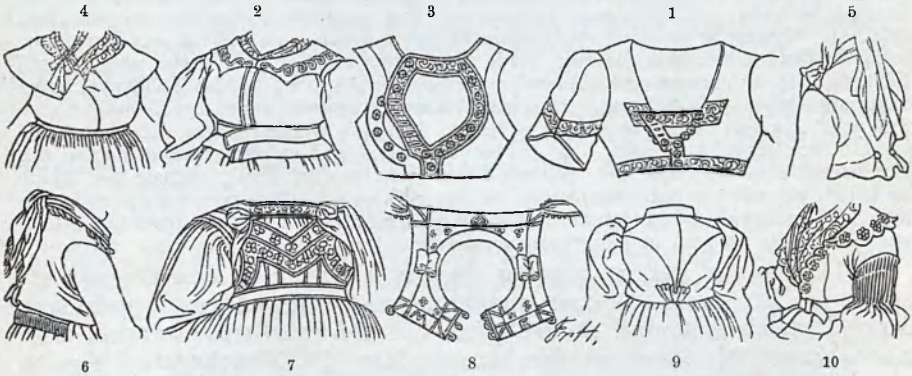
Da man jedoch nicht immer in Hemdärmeln gehen kann, so ist ein besonderes Gewand nötig, welches sich über das Mieder anlegen lässt; dies ist die Jacke, die man je nach der Gegend auch anders benennt: Kamisol, Spenzer, Janker, Kittel (Betzingen), Mutzen (Marburg), Jöpchen (Altenburg), Tschöpli (badischer Oberrhein), Tschöpe (Vorarlberg), Schalk (Bregenzer Wald) u. s. w.

Im Schlesischen Riesengebirge trägt man die Jacken geschlossen (268. 1. 2. Taf. 28. 3), ziemlich kurz, manchmal mit einem schossartigen Vorstosse verlängert und dann gegürtet, gewöhnlich aber mit einem kragenartigen Ueberfalle garniert, dabei in der oberen Aermelhälfte stark gebauscht. Aehnlich sind die Jacken bei Eger in Böhmen, doch im Oberarm etwa zwei Handbreit mit senkrechten Riefeln passend eingenäht (268. 10). Offene Jäckchen findet man von Rügen an bis nach Vorarlberg, schosslos oder mit einem kleinen mitten im Rücken gefalteten Schösschen. Eine Jacke, die im Rücken kürzer, als vorn, und schosslos ist, begegnet uns im Hannöverischen Amte Gifhorn; sie ist meist olivenbraun (267. 7) mit Goldborten gerändert und unten an den Aermeln, die hier weiter sind, als oben, mit einem Bündel von dicken Kugelknöpfen in Silberfiligran garniert. Die offenen Jäckchen erreichen nur die Taille oder sind noch kürzer und meist aus schwarzem Tuche verfertigt; bei Betzingen trägt man sie schlicht, bei Schwenningen mit schwarzem gemusterten Sammetbande gefasst (269. 5. Taf. 29. 5), im Gutachthale scharlachrot gefüttert, bei Dachau von blumig gemustertem Stoffe mit hochgepolsterten Aermeln und vornherab mit breiten Silberknöpfen versehen (Taf. 29. 8); nach Belieben schliesst man leztere Jacken am Halse oder hält sie über die Brust herab mit Silberschnüren zusammen.

Namentlich in Gegenden, wo das Koller nicht üblich ist, bedient man sich zum besseren Schuze des Oberkörpers mannigfacher Hals- und Brusttücher, die nach Vermögen von Seide, Wolle und Baumwolle, einfarbig oder buntblumig sind. Die Brusttücher sind durchweg viereckig, werden aber zu einem Dreiecke zusammengelegt, vom Nacken her über die Brust genommen und gekreuzt oder ungekreuzt im Mieder oder Schürzenbande untergesteckt, oder gekreuzt und hinterwärts verknotet.

Soweit Niedersachsen wohnen, ist es Brauch, das Tuch hinten in der Mitte des Nackens zusammenzustecken oder -zunähen und zwar am oberen Rande (267. 1), so dass sich die Falten strahlenartig ausbreiten und nach den Schultern verflachen. Das Tuch wird entweder unter die Krause angelegt, dass diese darüber fällt, oder über die Krause, dann aber so, dass sie wenigstens noch vorn darunter hervorblickt. Das Halstuch kann sowol für sich allein, als auch mit dem Brusttuche zugleich getragen werden. An der Schwalm, wo man es von rotgeblümtem Kattune beliebt, bindet man es oben im Nacken, ebenso bei Staufen in Baden, doch ordnet man hier den breiten Teil des Tuches über der Brust und vor dem Hals in viele Falten. In der fränkischen Schweiz lässt man sich an zwei Tüchern nicht genügen und fügt zu dem buntbedruckten Brusttuche noch ein grosses schwarzseidenes Halstuch oder mehrere ineinander verschlungene Tücher, bald fest, bald faltig, und bindet sie im Nacken mit herabhängenden Schleifen. Im Oberinn-, Passeyer- und Oetzthale ist es ganz wie bei den Männern Brauch, die überkreuz geschlungenen Zipfel vor dem Halse mit einer metallenen Spange zusammenzufassen und schliesslich rechts und links in die Ecken des Mieders zu stecken.

Fig. 268.



1—10. Volkstrachten. 1. Schlesien (Buchwald, Fischbach); Wollspenzer mit Kragen dunkelblau, Halstuch von Kattun oder Seide rot mit blumigen Mustern, Wollschürze weiss mit kleinen Mustern. 2. Schlesien (Tannhausen); Spenzer mit Kragen und Schoss violett mit grünen Streifen und Verzierungen, Gürtel violett, Halstuch bunt, Schürze schwarz. 3. Kurhessen (Schwalm); Leibchen von Wolle oder Sammet schwarz, vorn übereinanderschlagbar, der obere Teil wie der untere mit schwarzem Sammetbande herzförmig besezt und rot vorgestossen; die buntverzierten Knöpfe auf der rechten Seite des unterschlagenen Teiles kommen beim Verschliessen in farbige Knopflöcher am Rande des oberen Teiles zu sizen; die den Knopflöchern entgegengesezte Reihe von Knöpfen auf dem oberen Teile sind nur der Symmetrie wegen auf dem Sammetbande, das hier schwarz vorgestossen, angebracht. 4. Westfalen (Minden, Schaumburg); Tuchjacke mit Ellbogenärmeln schwarz, auf der Brust eckig ausgeschnitten und hier übereinanderschlagbar, an den Rändern sowie am unteren Saume und unten an den Aermeln mit rotgemustertem Sammetbande bordiert; die Knöpfe sind von farbiger Seide und samt den Knopflöchern in der nämlichen Weise, wie bei dem vorher beschriebenen Mieder, garniert. 5. Grossherzogtum Hessen (Langgöns); Tuchkamisol schwarz (oder sonst von dunkler Farbe), Brusttuch, dreizipfelig über den Rücken fallend und vorn durch die Schürze gehalten, von schwarzem Damaste mit farbigen Blumen. 6. Baden (Stauffen und Mühlheim); Tuchjacke mit langen engen Aermeln und einem Rückenschösschen dunkelgrün oder schwarz, seidenes Halstuch, im Nacken gebunden, rosa oder bunt, Wollrock, am Bund in sehr enge Falten geriefelt, hochrot, Leinenschürze dunkelblau. 7. Baiern (Dachau); Wollmieder, mit dem regelmässig und enggefalteten Rocke zusammenhängend, schwarz mit schmaler gelber Damastborte eingefasst und mit zwei goldenen Tressen im Rücken verziert; auf der Brust rechts und links sizen je sechs Ringe, durch welche buntzackige im Grundstoffe blaue Wollbänder als Nesteln über einen bunten Damastlaz gezogen sind, welcher darunter liegt und mit seinen oberen Spizen das Damastkoller zumteile bedeckt. 8. Baden (Gutachthal im Schwarzwalde); Koller, vorn durch Haken verschliessbar, unter den Achseln her durch Bänder zu befestigen, von farbig geblümtem Sammet mit hellfarbigem Drell- oder Seidenbande gefasst, doch auch von hellem Kattune und selbst weiss, ausserdem nicht selten mit Schleifen, Perlen und Flittern verziert sowie mit den Initialen des Namens bestickt. 9. Tirol (Montafonthal in Vorarlberg); Tuchjacke (Tschöpe) schwarz oder braun mit umgeschlagenem andersfarbigen Futter an den Aermeln, im Rücken mit grün- oder rotgefüttertem aufrechtstehenden Faltenschösschen oder „Glöckli", an den Brusträndern mit schwarzer Seide besezt. 10. Böhmen (Kreis Eger); Jacke von schwarzem oder farbigem Merino, am Umschlage, Kragen und Schoss mit Pasementen verschiedener Art verziert, an den Aermeln unten das gelbe oder bunte Wollfutter nach aussen umgeschlagen. (Nach A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten.)

Nirgends fehlt die Schürze; man legt sie Werktags zum Schuze und Festtags zum Puze an und zwar weiss und schwarz sowie in allen Farben, namentlich dunkelblau, auch der Länge nach gestreift, grobe von Leinwand oder Kattun, feine von Seide, Damast und mit Stickereien verbrämt. Die Schürzen haben oben einen Bund, breiter oder schmäler, an dessen Ecken sich die Bindebänder, die häufig von anderem Stoffe, anschliessen; man verschleift solche im Rücken oder kreuzt sie hier und verschleift sie vorn. Oft sind die Schürzen von solcher Breite, dass sie umgelegt nur hinten einen schmalen Streifen vom Rocke blicken lassen (269. 1).

Im kurhessischen Eckelshausen binden die Mädchen ihre schwarzen Leinenschürzen so locker vor den Leib, dass der Bund einen abwärts gewendeten Bogen macht (267. 12) und zwischen sich und dem Mieder den roten Unterrock blicken lässt, der von dem offenstehenden Oberrocke hier nicht bedeckt wird. Der Bund samt den Bändern wird oft als Zierstück verwendet und von gutem Stoffe, von Sammet und selbst, wie in der fränkischen Schweiz, von Goldstoff, oder, wie bei Dannstedt in der Provinz Sachsen, mit silbernen Fransen an den unteren Schmalkanten gerändert (267. 10). Eigenartig ist der Schürzenpuz an der Schwalm; er besteht aus zwei viereckigen Zierstücken von weisser Seide mit kostbarer Metallstickerei und bunten Flittern, die auf Pappe geklebt und rechts und links oben an die Schürzenkanten angeheftet sind. Die Schürze, von dunkelblauer Leinwand, ist so breit, dass dieser Schmuck nur von der Seite oder von hinten bemerkt werden kann. In Betzingen ist die Festtagsschürze stets von weisser Leinwand und an dem oberen Rande des Bundes mit einer überfallenden weissen Kante garniert (Taf. 29. 6); entlang der Kante laufen die rotseidenen Schürzenbänder, welche vorn verschleift werden; sie vermischen sich mit den grünwollenen Bändern, die das Koller unter den Achseln festhalten, dann nach der Taille gezogen und hier verknotet sind.

Der Mantel gehört fast nur dem norddeutschen Kostüm an; im süddeutschen kommt er nur ausnahmsweise vor. Einem spanischen Mantel gleich steif und unbeweglich von den Schultern starrend, aber noch kürzer, als jener, ist der Mantel, den die Mönchsguter Frauen auf Rügen tragen, wenn sie zum Abendmahle gehen; von schwarzem Wollstoff und dick gefüttert zeigt er nur hinterwärts zwei feste Faltenrinnen, die das Rückenstück von den Schulterstücken scheiden; der mittlere Teil ist unten eine Handbreit mit senkrechten Riefeln eingenäht und das geriefelte Stück, ein Rechteck, mit schwarzem gemustertem Atlasband umsäumt, das auch allen übrigen Rändern folgt. Gleich einem Ritterschilde wird der Mantel an Oberarm und Ellbogen mit Spangen befestigt; eine schwarze Schürze ist sein steter Begleiter.

Nur im Harz bis gegen Magdeburg hin, in Thüringen und Altenburg trifft man noch richtige Wettermäntel. Um Wernigerode sind sie von dickem schwarzblauen oder trübroten Wollstoffe mit weissen Streifen (267. 5) und radförmig aus drei Stücken zugeschnitten, dergestalt, dass die Streifen im Rückenstücke senkrecht, auf beiden Seitenstücken aber im Bogen nach hinten und vorn abwärts verlaufen. Um Stollberg und Nordhausen trägt man einen rötlichvioletten Kattunmantel mit grossem überfallenden Kragen, der an Länge den Armen gleichkommt (Taf. 28. 13). Der Kragen, und häufig auch der Mantel, ist am Rande mit breitem volantartigen Besaze, am Halsausschnitte mit einer Krause von demselben Stoffe garniert. Aehnliche Kattun-

mäntel trägt man bei Ruhla in Thüringen, an der Pelerine mitunter zweifach garniert, nämlich untenher und in halber Höhe. Der Altenburger Mantel, wie er vor Zeiten üblich gewesen (S. 727), verschwand seit Beginn des 19. Jahrhunderts vor einem Mantel, der dem eben beschriebenen ähnlich ist, aber weder Kröse noch Volants, sondern einen glatten Klappkragen hat. In Süddeutschland findet sich der Mantel noch hie und da als Brautkleid, so bei Bizau im Bregenzer Walde; dort ist er von schwarzem Wollstoffe, halbrund geschnitten, rot gesäumt und oben glattanliegend, nach unten aber durch zwei im Futter liegende Zugschnüre faltig gemacht; befestigt wird er auf der oberen Brust durch einige Häkchen.

Selbst die einfachsten Frisuren, glatter Scheitel und zwei Zöpfe, sind reich an Unterschieden; bald hängen die Zöpfe frei über den Rücken, bald sind sie als Kranz um den ganzen Kopf, bald als Nest um den Hinterkopf gelegt, bald fest, bald in lockeren Ringen, die durch einen quergesteckten Pfeil (wie an der Mosel) getragen werden. Im allgemeinen pflegt man das Haar aufwärts zu streichen, dass auch der Nacken frei bleibt; ein Chignon ist selten; Osnabrück (267. 14. 17) und Kirchhain bei Marburg bieten Muster davon. Die meisten Kopfhüllen lassen ausser dem glatten Scheitel nur die Zöpfe sehen; diese sind vielerorts mit Band durchflochten, auch mit Bändern oder mit Quasten fortgesezt.

Der Reichtum an Kopfhüllen sezt den Beschreiber in Verlegenheit; mit wenigen Strichen ist kein Bild davon zu geben, und die dürre Unterscheidung in Kopftücher, Müzen, Hauben und Hüte erscheint als mechanischer Notbehelf, der die Phantasie des Lesers nicht anregen kann.

Durch ganz Deutschland verbreitet sind die Kopftücher; man verwendet sie in allen Stoffen und Farben, von Baumwolle, Wolle, Leinwand und Seide, weiss und farbig, quadriert, streifig und blumig, schlicht oder mit Kanten verbrämt, und legt sie entweder dreizipfelig oder turbanförmig um den Kopf. Die dreizipfelige Anlage, so einfach sie scheint, bietet gleichwol manchen Wechsel; stets aber wird dabei das viereckige Tuch zu einem Dreiecke zusammengelegt. In schlichtester Weise nimmt man es mit der Bruchfalte, welche die längste Seite des Dreiecks bildet, um das Gesicht, derart, dass die beiden aufeinander fallenden rechteckigen Zipfel über den Nacken zu liegen kommen, und verknotet die Seitenzipfel unter dem Kinne. In schwäbisch Baiern, in der Gegend von Kempten, legt man das Tuch mit seiner Bruchfalte fest um die obere Stirn und verknotet die beiden Seitenzipfel im Nacken über dem dortigen Doppelzipfel. In fränkisch Baiern benüzt man grössere Tücher, die vier Fuss im Quadrate messen (269. 7); doch kreuzt man dort die zurückgenommenen Seitenzipfel nicht über, sondern unter den Nackenzipfeln, nimmt sie in die Höhe und verknotet sie auf dem Oberkopfe, indem man ihre Endstücke rechts und links über den Scheitel fallen lässt; schliesslich unterschlägt man die Nackenzipfel und bindet sie mit Schnüren, die daran festgenäht, in der hinteren Kreuzung der seitlichen Zipfel fest, wodurch sie dem Auge entzogen werden und das Tuch selbst eine bauschige Breite gewinnt. Ebensogrosse Tücher sind im Spreewalde üblich und auch in der nämlichen Anlage; nur lässt man dort die Nackenzipfel frei herabhängen. Zu Burg im Spreewalde ist die Anlage von anderer Art (Taf. 28. 6); man wickelt das Tuch, das hochrot oder blumig gemustert, ebensooft aber auch weiss ist, über ein breites Pappgestell und macht eine Müze daraus, die sich oben rechts und links hornförmig ausweitet; zu dieser Müze fügt man stets eine breite Fräse aus weissem gekrepptem Mulle, die vom Nackenrande einer Unterhaube ausgehend (267. 9. 19) sich

vor dem Halse zusammenschliesst. Seltsam ist auch die Anlage des Kopftuches in Altenburg (Taf. 28. 9. 10); das Tuch, für die Werktage von Kattun, für die Festtage von Seide oder Atlas und reich mit Metall und Seide bestickt, wird nicht dreieckig gelegt, sondern durch Faltung in eine runde Kappe verwandelt, unter welche alles Haar scharf hinaufgebürstet wird, und hinten zusammengefasst, derart, dass es vom Knoten an noch bis zum Gürtel hinabfällt; dies Nackenstück ist mit zwei quadratischen Blättern von Pappe, den »Steifen«, unterfüttert und etwas in die Höhe getrieben, dass es sich oben vom Nacken wagrecht abstellt und dann senkrecht herabfällt. Im Hannöverischen »alten Land« formt man aus dem Tuch einen Turban (267. 7); man benuzt nur ein seidenes Tuch von beliebiger Farbe, schiebt es zu einer Binde zusammen, wickelt es dicht um ein Müzchen von Goldstoff oder von farbiger Seide mit Goldborte, und zwar so, dass der Deckel sichtbar bleibt, und knotet es vor der

1—25. Südliche und östliche Volkstrachten. 1. Frau aus Baden (Rickesbach); Leinen- oder Wollrock oben gelb, unten schwarz, „Leibli", zwischen Rock und Kamisol sichtbar, von roter Wolle und mit schwarzen Sammetbändern benäht, Tuchkamisol (Tschöpli) karmesinrot mit weisser Flanellfassung, Leinwandschürze dunkelblau, an beiden Seitenrändern in der oberen Hälfte mit grün oder rot gemustertem Sammetbande verziert, Schürzenband rot, Strümpfe rot, Schuhe schwarz. 2. Mädchen aus Baden (Schapbachthal); Wollrock karmesinrot (oder sonst lebhaft gefärbt), „Leibli" von Seide oder Halbseide grün und bunt gemustert, mit rotem Seidenbande gerändert und durch Schleifen auf den Achseln festgehalten, Hemd- und Halskrause weiss, Schürze von Seide, Halbseide, Linnen oder Kattun braun und gemustert, Strümpfe weiss oder blau, Schuhe schwarz, Haube im Kopfe goldgewirkt mit bunten gestickten Blumen, im schleierartigen Schirme von schwarzem Tülle. 3. Frau aus Baden (Bregthal); Drillichrock grau, dunkelblau oder schwarz mit farbigem Saume, Mieder hochrot mit Goldtressen, farbigen Bändern und Metallflittern, Halsgoller ebenso, Hemd weiss, Schürze hellgrün und mit dunkelgrünen Streifen quadriert, seidenes Schleifenband über der Schürze rosa, Strümpfe blau mit karmesinroten Zwickeln, Schuhe schwarz, cylinderförmiger Strohhut orangegelb lackiert, seidenes Kinnband schwarz. 4. Frau aus Württemberg (Rottweil); Wollrock schwarz, Sammetjacke schwarz oder dunkelfarbig, Schürze von Wolldamast grün, Haube (15. 21) schwarz mit farbigem Sammetdeckel und schwarzseidenen Bändern am Hinterkopfe, Kantenkragen weiss, halbseidenes Halstuch karmesinrot. 5. Mädchen aus Württemberg (Schwenningen); Wollrock schwarz, seidenes „Leibli" schwarz mit Sammetblumen (am Rücken ein dreiseitiger, mit der Spize nach oben gerichteter Einsaz von schwarzem Tuche mit weisser Schnurfassung) Brustlaz schwarz mit schmalem roten Saume, Halskragen mit Krause weiss mit weissen unter den Achseln hindurchgehenden Bindeschnüren an den Ecken, Linnenschürze schwarz und durch Leim glänzend gemacht, Gürtelbänder (hinten herabfallend) schwarz, Wollstrümpfe purpurrot, Schuhe schwarz, runde Damastkappe schwarz mit langen schwarzen Seidenbändern im Nacken. 6. Frau aus Württemberg (Ulm); Rock grün mit schwarzen Sammetstreifen untenher, Brustlaz rot, Mieder, Oberjacke, Halstuch, Schürze mit Bändern, Müze und Schuhe schwarz, Strümpfe blau mit farbig bestickten Zwickeln. 7. Frau aus Baiern (fränkische Hochebene); Wollrock blau (auch hochrot, karmesin oder grün) mit abstechendem Saume, Aermelleibchen hochrot mit hellgrünem Seidenbesaze, Seidenschürze hochrot mit grünem verschleiften Bande, Brust- und Kopftuch bunt bedruckt mit rotem Untergrunde, Strümpfe weiss mit farbigen Zwickeln, Schuhe schwarz. 8. Frau aus Baiern (Schliersee); Rock mit Aermeln, die an einem Unterleibchen befestigt, blau mit weissen Mustern, kürassähnliche Uebertaille von glänzend schwarzem Orleans mit silbernem „Geschnür", Kettenhalsband silbern mit goldenem Schlosse, seidenes Halstuch weiss mit bunter Blumenborte, Schürze samt Bändern weiss, Strümpfe weiss (oder blau), Schuhe schwarz, Filzhut schwarz, am Kopfe unten mit Goldschnüren breit umwickelt, die mit zwei Goldquasten hinterwärts endigen, auf der unteren Seite der Krempe mit farbigem oder buntblumigen Stoffe, der radial gefaltet, überzogen. 9. Frau aus Tirol (Vorarlberg, Montafonthal); Wollrock schwarz mit grünem Rande, Tuchmieder schwarz (oder farbig) mit schwarzer Borte eingefasst, Schnürbänder rot, Untermieder (nur an den Rändern sichtbar) karmesinrot, Brustlaz von grünem Damaste mit einem senkrechten Mittelstreifen, Halskoller bunt mit breiten schwarzen Borten von Seide, Achselschnüre des Kollers farbig, Tuchjacke (Tschöpe) schwarz oder braun (das aufrecht stehende Faltenschösschen im Rücken, das „Glöckli", grün oder rot), Leinenschürze dunkelblau mit schwarzen gemusterten Sammetbändern, Strümpfe scharlachrot, Lackschuhe schwarz mit silberner Schnalle, Kopfbedeckung oder „Kappe" von schwarzem Filze, an Festtagen von langhaarigem Seidenfilze, der am Hutdeckel strahlenartig aufwärtsgestrichen. 10. Frau aus Tirol (Bregenzerwald); Rock, ärmellos und viereckig ausgeschnitten, von schwarzer Glanzleinwand mit blauem Seidenband in Kniehöhe umgürtet, Jacke, an Ausschnitt und Aermeln sichtbar, braun (auch blau oder schwarz), mit schwarzen Sammetblumen vorn an den Aermeln, Laz (Vortuch, im Ausschnitte der Jacke sichtbar) mit Gold gestickt, Sammetkoller schwarz, Gürtel von schwarzem Lackleder mit Silberbeschlag, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Wollkappe blauschwarz. 11. Frau aus Oberösterreich (Steiermark); Aermeljacke blaugrau mit schwarzen Knöpfen und Lizen, Leibchen samt Rock ziegelrot, Halstuch hochrot, Schürze violett, Kopftuch schwarz und häufig am Saume buntgemustert, Schuhe schwarz. 12. Frau aus Böhmen (Kreis Pilsen); Wollrock schwarz, am Saume hochrot, in der hinteren Hälfte ausserdem mit einem breiten grün- oder buntseidenen Bande besezt, Aermeljacke von weissem Tuche mit grünabgenähter Verzierung am Ausschnitte, rotem Aermelbesaz und braunem Pelzbräm an den Rändern, Schürze buntblumig gemustert auf rotem Grunde, Wollstrümpfe purpurrot, Schuhe schwarz mit grünseidenen Schleifen und silberner Einfassung an der Lasche, Haube weiss mit rotem Ornament. 13. 20. Baden (Gegend von Staufen und Mühlheim); Kopfschleifen schwarz. 14. 21. Baden (St. Georgen und Tennenbrunn); Strohhut weiss, an der Unterseite von natürlicher Strohfarbe, mit schwarzen Wollrosen und schwarzen Strahlen von Stroh, die in zusammengerollten Knoten endigen, Haube im Deckel von buntgeblümtem Sammet mit schwarzer Fassung von Seide, an den Kinnbändern schwarz. 15. 22. Württemberg (Rottweil siehe Nr. 4). 16. 19. 23. Württemberg (Betzingen); Müze von schwarzem Seidendamast mit Tüllschleier, „Kugelkäpli" von hellgeblümtem Kattune, Müzchen (in Wannweil üblich) von schwarzer Seide. 17. 24. Baiern (Kempten und Franken); Goldkäppchen mit schwarzseidenen Bändern, Haube von schwarzer Seide. 18. 25. Oberösterreich (Linz); Flügelhauben von Goldgewebe oder schwarzem Tüll. (Nach A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten.)

Fig. 269.

Stirne; das Müzchen selbst hält man durch ein seitwärts am Kinne verschleiftes Band fest.

Schier zahllos ist das Geschlecht der Müzen, Kappen und Hauben mit seinem Gefolge von Nebenformen, den Karnetten, Mutschen, Stülpen, Kippeln, Kamoden u. s. w., welche häufig nicht über die Grenze eines einzigen Dorfes hinausgehen. Gemeinsam ist fast all diesen Kopfpüzen nur das Eine, dass sie von schwarzer Seide und mit schwarzen verschleiften Kinn- und Nackenbändern versehen sind; so findet man sie von der Ostsee bis an die Alpen; Ausnahmen sind selten. Von Meile zu Meile tauchen andere Formen auf, bald hoch und kegelig (267. 15), bald halbhoch und oben nach vorn oder hinten etwas gespizt (Taf. 28. 14. 15), bald ganz niedrig und kaum gespizt (267. 8) oder flach (267. 11. 12), manchmal auch rund oder kammähnlich (269. 17). Meistens sind die Müzen mit einem Deckel von gesticktem Sammet oder Damast in anderer Farbe oder auch von Goldstoff ausgestattet, denn man hält überall viel auf eine hübsche Müze. Die Bänder von schwarzseidenem Damaste, glatt oder oben verschleift, fliessen oft in einer Ueberfülle vom Nacken gegen die Fersen hinab. Kinnbänder sind nicht überall üblich. Zuweilen werden die Müzen auf eine Unterhaube von weisser Leinwand oder besticktem Tülle gesezt, wie auf Rügen, zuweilen über eine schwarze reichbestickte Stirnbinde, wie bei Minden in Westfalen; hier läuft die Binde vorn vom unbedeckten Teile des Scheitels rechts und links über die Haube in den Nacken und endigt dort mit zwei herabhängenden Schleifen (Taf. 28. 15). Alle Müzen lassen Gesicht und vorderen Scheitel frei.

Beispiele von sehr niedlichen Müzchen aus rotem Stoffe sind an der Schwalm in Kurhessen zu sehen (267. 11); das Müzchen ist kaum eine Hand breit hoch, oben enger als unten, und am Deckel mit farbiger Wolle oder Seide bestickt; seine Bänder, die unter dem Kinne verschleift werden, sind von schwarzer Seide, sehr breit und an den Enden mit reicher Bunt- und Metallstickerei verziert. In Betzingen (269. 16) ist das schwarzseidene Damastmüzchen im Nacken durch ein schmales Band zusammengeschnürt und vornher mit einem kurzen schwarzen Tüllschleier gerändert, der über das halbe Gesicht fällt. Die schwarzen Nackenbänder werden häufig auch über dem Scheitel verschleift; von mächtiger Grösse sieht man die Schleifen auf dem Scheitel der Markgräflerinnen in Baden, wobei jedoch die Haubenform gänzlich aufgegeben ist (269. 13. 20).

Ein eigenartiger Auspuz dieser Müzen hat die Gestalt von Rädern. Bei Rottweil in Schwaben ist eine Müze zu sehen, die hinten am farbig bestickten Sammetdeckel von einem Kamme in Gestalt eines halben Pfauenrades umgeben wird (269. 4. 15); der Kamm besteht aus schwarzer Chenille und ist auf Draht montiert; unten von seiner geraden Kante fallen vier breite schwarzseidene Bänder in den Rücken. Aehnliche Radhauben findet man vom Schwarzwald an bis nach Baiern. Nicht minder seltsam sind die »Bart- oder Flügelhauben«; unter »Bart« versteht man einen Flügel von schwarzem Tülle oder buntem Stoffe, der in die Quere rippig gefaltet und über ein Gestell von Draht oder Pappe gezogen ist. Die Gegend von Lützen bietet Beispiele von solchen Barthauben (270. 3. 4); hinterwärts zu Seiten des Deckels sizen zwei Flügel, zwei ähnliche vorn an den Schläfenseiten, die sämtlich auf die Brust

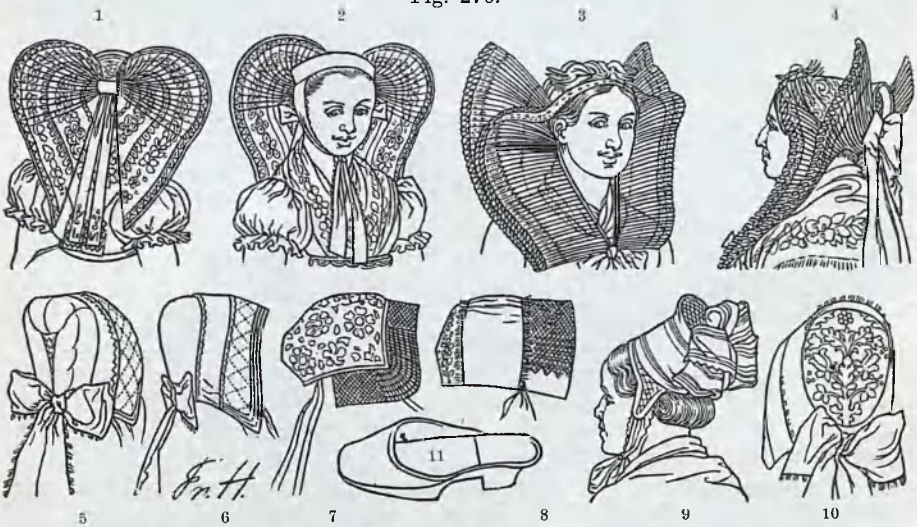
herabsteigen und sich paarweise auf jeder Seite zusammenschliessen. Jüterbog im Märkischen bietet eine Haube von rotem buntbedruckten Tuche mit Nackenflügeln, die auf einem Pappgestell in Radialfalten geordnet sind (270. 1. 2). Eine Flügelhaube von kriegerischem Aussehen ist bei Linz in Oberösterreich zu Haus (269. 18. 25); ihr Kopf hat eine vorwärts geneigte Kuppe, die ihn einer phrygischen Müze ähnlich macht; an ihrer Rückseite erheben sich zwei leicht gerippte Flügel, die gewölbt und wie zwei Muschelschalen gegeneinander gerichtet sind.

Spize gestrickte Kappen von schwarzer Schafwolle (269. 10) sowie runde Pelz- oder Otterfellkappen mit einem Deckel von Sammet oder Goldstoff haben ihre Heimat in Oberbaiern und Tirol (269. 10).

Der Hut aus Filz und Stroh ist in ganz Deutschland zu finden, im südlichen mehr in der Form von Männerhüten, im nördlichen mehr als Kiepe oder Schaube.

Am Schliersee gehen Mädchen und Frauen mit dem spizen schwarzen Filzhute der Männer einher (269. 8), den Hutkopf untenher mit dicken Goldschnüren um-

Fig. 270.



1—10. Volkstrachten aus Nord- und Süddeutschland. 1. 2. Mark (Jüterbog); Haube von rotem buntbedruckten Tuche mit Nackenflügeln, die auf einem Pappgestelle in Falten geordnet sind. 3. 4. Sachsen (Lützen); Barthaube von schwarzem Sammet mit blauem buntgemusterten, über der Stirn verknoteten Tuche, einem Deckel von Goldstoff, schwarzen Flügeln (Bärten) aus Tüll und schwarzen Nackenbändern von Damast. 5. 6. Westfalen (Minden); Müze von schwarzem Atlas mit schwarzseidenen Kinnbändern, auf dem Deckel eine Stickerei auf weisser dreieckiger, mit der Spize nach abwärts gekehrter Grundfläche. Zu dieser Müze gehört eine Stirnbinde von schwarzem Sammet mit Gold- und Perlenstickerei, die über den unbedeckten Teil des Scheitels sowie über die Seitenteile der Müze gelegt und im Nacken gebunden wird, so dass sie mit zwei hängenden Schleifen endigt (vrgl. Taf. 28. 15). 7. Schwarzwald (Gutachthal); Haube von schwarzem gemusterten Damast mit schwarzem Tüllschirme vorn und halbwegs untenher, der von den Schläfen bis zu den Ohren mit schwarzen Seidenfäden durchzogen und quadriert ist. Die Haube wird mit seidenen Bändern unter dem Kinne gebunden und im Nacken faltig zusammengezogen, der Tüllschirm häufig aber heraufgekippt. 8. Oberbaiern (Dachau); Haube von buntem Damast, mit breitem schwarzen Seidenbande glatt umwunden, so dass nur der Deckel sichtbar, und vorn mit einem Schirme von schwarzem durchzogenen Tülle besezt. 9. Mosel; Haube von weissem Piqué mit weissseidenen Bändern. 10. Baden (Simonswald); Haube, schwarzseiden mit Deckel von rotem oder grünem Sammet oder halbseidenem Damaste und reicher Gold- und Silberstickerei 11. Schleswig; Schuh von schwarzem Oberleder mit Holzsohle. (Nach A. Kretschmer, Deutsche Volkstrachten.)

wickelt, bei Jachenau aber bis obenhin mit hellgrünem Stoff überzogen. Aehnliches wiederholt sich in Tirol. Im Pinzgau trifft man sogar den männlichen Cylinderhut von schwarzem Seidenfilze auf den weiblichen Köpfen, ebenso im Montafonthale, hier aber ohne Krempe und oben etwas breiter als unten (269. 9). Dies sind nicht die einzigen Orte; im badischen Bregthale begegnet uns ein Prachtcylinder von beängstigender Höhe (269. 3); er ist aus Stroh geflochten und gelb lackiert, so dass er wie Blech die Sonne widerspiegelt; man muss ihn sehen, um es zu glauben. Einen artigen Eindruck dagegen machen die Strohhüte mit niedrigem Kopf und breiter Krempe, die unsern Sommerhüten ähneln und ebenfalls im badischen Schwarzwalde daheim sind; sie zeigen einen Schmuck von dicken kugelförmigen »Rosen« aus schwarzer oder roter Wolle, die plüschähnlich geschoren; im Gutachthale sind die Rosen bündelweise dicht über- und nebeneinander um den Hutkopf geordnet (Taf 29. 2); bei St. Georgen und Tennenbrunn umgeben sie ihn zu vieren in gleichen Abständen (269. 14), wobei zugleich die Krempe hinterwärts mit einem Besaze von radial gelegten und am Ende knotig zusammengerollten feinen Streifen von schwarzem Stroh geschmückt ist. Diese Hüte haben einen weissen Kreideüberzug und lassen nur auf der Unterseite ihre natürliche Strohfarbe blicken. Ein Strohhut von seltsamer Form breitet sich über den Frisuren der Vierländerinnen bei Hamburg aus (267. 2); der Kopf ist von obenher in die Krempe hineingedrückt und diese, durch eine tiefe Rinne von ihm geschieden, umgiebt ihn wie ein dachartig abfallender Wall; ein schwarzes Seidenband, das durch die Krempe gehend über den Hutkopf hinwegläuft, hält den Hut unter dem Kinne fest und zwar über einem Müzchen von dunkelrot gemustertem Kattune.

Noch giebt es eine Menge von kleidsamen Aufsäzen in Form von Müzen und Hauben, die genauer zu beschreiben der Raum verbietet; manches davon wird durch die Abbildungen und die dazu gehörigen Noten erklärt, auf die hier verwiesen sei (267. 13—20; 269. 19. 21—23).

Den fröhlichen Beschluss mögen hier die Kronen oder »Schappele« machen, die bald als Braut-, bald als Festschmuck im Norden wie im Süden unseres Vaterlandes getragen werden. Sie haben fast alle eine korbähnliche, nach obenhin breitausladende Gestalt und bestehen aus einem Untergestelle von Draht oder Pappe, einem Ueberzuge von Sammet oder Goldstoff und einem Auspuze von Flittern, Perlen, Steinchen, vergoldeten Blechen und Blumen (Taf. 29. 6). Klein und zierlich, gleichsam ein Bouquet aus zitternden Perlenblumen, ist das Schappele in Böhmen, weitbauchig von Goldstoff und untenher mit einem Kopfringe von schwarzem Sammet begrenzt in Vorarlberg; hier aber wird es nur von den Brautjungfern oder bei Prozessionen getragen; der Braut kommt ein flaches Kränzchen von Goldrosetten zu. Die Brautkrone der Altenburgerinnen, das »Hormt«, von dem wir schon früher geredet (S. 727), ist ein hoher cylindrischer Ring, der reihenweis mit vergoldeten wie Baumblätter geschnittenen Blechen umgürtet und hinterwärts von einem hohen, mit farbigem Sammet überzogenen Bügel überragt wird; bei der Braut ist der Bügel vorn und hinten mit Myrtenzweigen, bei den Brautjungfern mit bunten Blumen anmutig verbrämt.

Berichtigungen und Zusäze.

eite 75 Zeile 4 von unten. Neuere Forscher wollen die Steinbilder über der Domthüre zu Monza dem 12. Jahrhundert zuschreiben, jener Epoche, der auch die Chatedralbildsäulen zu Chartres angehören; wir haben Seite 146 Note 2 auf eine kostümliche Uebereinstimmung aufmerksam gemacht, die zwischen den langobardischen und französischen Skulpturen mit deutlichen Spuren hervortritt.

S. 84. Zur bürgerlichen Tracht der merovingischen Franken dürften auch die Strumpfstiefel gehört haben, die uns in den Abbildungen als kriegerischer Beinschuz begegnen (24. 6. 7). Gregor von Tours erzählt von einem Bischofe, der sich gegen alle Vorschrift solche Stiefel angemasst hatte (VI. 3).

S. 89. Als Kopfbedeckung, die den Merovingern bekannt war, muss die Kapuze genannt werden. Gregor von Tour gedenkt ihrer (IX. 6), indem er zwei betrügerische Wunderthäter erwähnt, von welchen der eine mit einer Kapuze und einem härenen Rocke bekleidet war. Fraglich bleibt indes, ob die Kapuze ein Stück der bürgerlichen Tracht gewesen ist.

S. 98 Zeile 14 von unten lies 26. 11. 35. 6 statt 26. 16. 30. 6.

S. 118 Z. 18 von unten l. 30. 3 st. 29. 3.

S. 119 fehlt in Figur 28 die Nummer 9.

S. 127 lezte Zeile l. 1—7. 10—13 st. 1—13.

S. 133 Z. 10 von oben l. angeldänischen st. angelsächsischen.

S. 151. Das gespizte Fusszeug der Anglonormannen nannte man mit einem flamländischen Worte »liripipe“ oder »leer-pyp«, was so viel wie »Lederpfeife« oder »Lederröhre« heisst. Der rasch vorübergehenden Mode der Liripipen folgte die Mode der noch länger geschnäbelten »Pigaches«.

S. 158 Z. 4 von oben l. war st. waren.

S. 206 Z. 5 von unten l. den Wappen st. dem Wappen.

S. 217 Note 5 l. gedenkt st. erwähnt.

S. 230 Z. 20 von unten l. seinen st. ihren.

S. 338 Z. 9 von oben l. nach der Mitte des Jahrhunderts st. gegen Schluss des Jahrhunderts (die Schaube wird schon 1463 genannt; s. S. 423 Z. 28 von unten).

S. 351 Z. 12 von oben l. waren st. wurden.

S. 360 Z. 2 von oben l. 1460 st. 1490.

S. 367 Z. 14 von oben. König Albrecht II. hatte ein ernstes, unbewegliches, von starkem, doch kurzverschnittenem Schwarzbart umrahmtes Gesicht.

S. 390 Z. 3 von oben fehlt hinter 15 das Wort Jahrhundert.

S. 404 Note 1 l. Unico Manninga st. Unnico M.

S. 404 Note 5. Um den Herausgebern des dort erwähnten prächtigen Werkes gerecht zu werden, wollen wir nicht unterlassen, dessen Titel in seiner wörtlichen Fassung hier einzuschalten: »Ostfriesische Volks- und Rittertrachten um 1500 in getreuer Nachbildung der Originale des Häuptlings Unico Manninga in der Gräflich Knyphausenschen Hauschronik zu Lützburg. — 16 colorierte Tafeln, 1 Tafel in Schwarzdruck nebst Porträt des Unico Manninga und 4 Blatt Facsimile der Original-

Handschrift mit einleitendem Text vom Grafen Edzard zu Innhausen und Knyphausen und Vorwort von Professor Rudolf Virchow und Dr. Ulrich Jahn, herausgegeben von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Gesellschaft für 1893. Emden. Lithographie und Verlag von W. Schwalbe 1893.«

S. 410 Note 4 l. Falten st. Längsfalten.

S. 425 Fig. 108 l. 4—8 Wehrgehenke, 9 Rittergürtel st. 4—10 Wehrgehenke.

S. 431 Z. 17 von oben ist der Ziffer 76.1 die Ziffer 108.9 beizufügen.

S. 432 Z. 3 von unten l. Bundhaube st. Bunthaube.

S. 504 Z. 19 von unten ist der Ausdruck »nun einmal« zu streichen.

S. 555 Fig. 133 fehlt in den erklärenden Noten die Nummer 1.

S. 556 Z. 11 von oben ist das Wort »gleichfalls« zu streichen und statt »hoch« breit zu lesen. (Man nahm den Zeugstreifen zur Halskrause selbstverständlich so breit, als die Krause breit werden sollte).

S. 564 Z. 23 von unten l. Taf. 20.3 st. 21.3.

S. 566 Z. 20 von unten l. 143.3 st. 142.3.

S. 567 Z. 5 von oben ist hinter 142.1 die Nummer 143.1 einzuschalten, Z. 11 von unten l. 143.1 st. 142.1, Z. 10 von unten l. Taf. 22.5.6 st. Taf. 23.5.6, Zeile 9 von unten l. Taf. 22.9 st. 23.9.

S. 573 Z. 20 von oben l. Taf. 22.4 st. 23.4.

S. 575 Fig. 141 Note 7 l. Brautjungfernkrone st. Brautkrone.

S. 624 Z. 20 von unten ist zwischen man und bei das Wort ihn einzuschalten.

S. 633 Z. 4 von unten l. Venedig st. Venedigs.

S. 639 Z. 2 von unten ist infolge einer ungenügenden Abbildung die Frisur nicht zutreffend beschrieben; das Haar wurde nicht über den ganzen Kopf, sondern nur auf dem Vorderkopfe über ein diademförmiges Polster emporgetürmt, wobei man nach Belieben das Hinterhaar gleichfalls emporstrich (192.8.13) oder in einen Zopf verflocht und diesen als Nest um den Hinterkopf legte (199.3).

S. 646 steht die Initiale verkehrt.

S. 652 Z. 14 von oben l. und demgemäss trug man st. und trug man demgemäss.

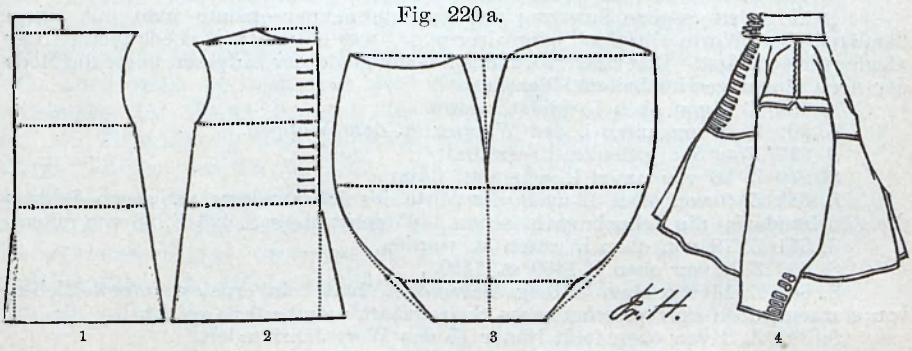
S. 727 Z. 9 von oben l. die st. das.

S. 746 Fig. 206 l. 2. 3 nach einem fliegenden Blatte st. 3. 4.

S. 764 Z. 16 von oben l. eigentümlichen st. eigentlichen.

Wir schalten hier unter Numer 220a Bild und Schnittmuster eines langschössigen Kollers aus den dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts ein, um einen Irrtum wett zu machen, der uns seiner Zeit die Illustration übersehen liess.

Fig. 220a.



1 Rückenteil. 2 Brustteil. 3 Aermel. 4 Koller.

S. 798 Fig. 226 Z. 3 l. 6 Vorderblatt st. 5.

S. 806 Z. 4 von unten l. Demi-redingote st. Demi-rodingote.

S. 812 Z. 3 von unten ist das Komma zu streichen.

S. 829, Ueberschrift, l 1790—1815 st. 1790—1715.

S. 558 fehlt in der Fussnote, welche die Ulmer Stadtkostüme erklärt, das Kennwort Taf. 25.

Inhaltsverzeichnis.

Die römischen Zahlzeichen geben das Jahrhundert an; von den in Klammern eingeschlossenen Buchstaben bedeutet R Rüstung, St Stoff, W Waffe.

A.

Abbé, Perücke d' — 799.

Abzeichen, der Herrscher (Kaiser, Könige u. s. w.) bei den Ostgoten 49, Langobarden 79 80, Franken 90 (Chlodwig als römischer Patrizier), 100 (Karl der Grosse, ebenso) 105 (Karl der Kahle als Kaiser), den Angelsachsen 121, Angeldänen 131, Normannen 138, Frankonormannen 145, Anglonormannen 156, Dänen 167, den deutschen Königen und Kaisern von X bis XIII 237—248, XIV XV 414—416, der deutsche Kaiserornat 455—496, XVI 587, XVII XVIII 754.

Abzeichen, der Kurfürsten XIII 249, XIV XV 417, XVI 588, XVII XVIII 755.

Abzeichen, der Erzämter, Kanzler XIII 249, XIV XV 419, XVI 592, XVII XVIII 756.

Abzeichen, der Erzherzöge, Herzöge, Markgrafen und Grafen XIII 251, XIV XV 387 418, XVI 591, XVII XVIII 755.

Abzeichen, der Hofbeamten, bei den Angelsachsen 121, bei den Deutschen X—XIII 187 233 248, XIV XV 422, XVI 592, XVII XVIII 697 757.

Abzeichen, der Herolde XVI 591, XVII XVIII 757.

Abzeichen, der edlen und ritterlichen Geschlechter XII XIII 222 224 318, XIV XV 320 388 389, XVI 562—564, XVII XVIII 697.

Abzeichen, der Ratsherren, Bürgermeister, Richter, Juristen und Schöffen XIII 253—255, XIV XV 413 421, XVI 593 594 596 597, XVII XVIII 699 759—761 763—766.

Abzeichen, der Schulbeamten, Gelehrten und Studenten XIV XV 423, XVI 564 597, XVII XVIII 698 764.

Abzeichen, der niederen Stadtbeamten, Büttel, Profosen, Henker sowie der Dienerschaft an den Höfen XIII 223, XIV XV 398 422, XVI 592, 596, XVII XVIII 761.

Abzeichen, der Zünfte, Gilden u. s. w. XIII 224 226, XIV XV 390 392, XVI 517 564, XVII XVIII 699 701.

Abzeichen, der Jagd- und Forstleute XIII 226, XIV XV 317 396 419, XVI 564, XVII XVIII 716.

Abzeichen, der Berg- und Hüttenleute XIV XV 390, XVI 564, XVII XVIII 703—707.

Abzeichen, der Spielleute XIII 227.

Abzeichen, der Pilger und Wallfahrer XIII 227, XIV XV 397, XVI 569, XVII 709.

Abzeichen, der Schalksnarren XIII 227, XIV XV 400, XVII 707.

Abzeichen, der Bauern XIII 231 233, XIV XV 292, XVI 565, XVII XVIII 712—732.

Abzeichen, der öffentlichen Dirnen XIII 228, XIV XV 398, XVI 570.

Abzeichen, der Kezer 400.

Abzeichen, der Juden XIII 228, XIV XV 399, XVI 570, XVII XVIII 708 732.

Abzeichen, der Witwen XIII 222, XIV XV 324 330.

Abzeichen, der Trauer, bei den alten Germanen 9, Franken 89, Deutschen XIV XV 324, XVI 560 573, XVII XVIII 750.

Achselschild, Aile, Ailette, Schulterflügel 284 285 388 427.
Achselpolster 551 639 717; s. Mahoitres.
Adelwald 74.
Ademar, Cronicon des — 108.
Adler, Ritterorden vom — 389.
Adolf von Nassau 247 456.
Advokat s. Abzeichen.
Aelfric (angelsächsische Handschrift) 126.
Aermel (Unterleibchen) 948.
Aermelhals 727.
Aëtius 92.
Affenhaube, — gugel 321 732.
Agathias 61 65 84.
Ahle, Ahlspiess 282 448.
Aile, Ailette s. Achselschild.
Ailes de pigeon, Perücke en — 799.
Alahis 78.
Alamannen 9 60.
Alamode, Monsieur — 632.
Alarich, Ring des — 44.
Alba, kaiserliche — 461.
Alboin, Langobardenkönig 73.
Albrecht I. 247 456, Albrecht II. 367 959, Albrecht Achilles von Brandenburg 417.
Allerleirauh 260.
Alkotton (R) 285.
Allongeperücke 660 799.
Almutium 208 220 324.
Altenburger Tracht 720 727 936 939 942 949 954.
Amadis (Aermel) 793 902 927.
Amazonenstiefelchen 934.
Amtliche Trachten XIII 236—255, XIV XV 414—424, XVI 587—597, XVII XVIII 754—766.
Androsmane, Hut à l' — 800.
Angeldänen 131—134.
Angelsachsen 115—131.
Angilbert, Lobgedicht auf Karl den Grossen 101.
Anglicum opus 122.
Anglomanie 787.
Anglonormannen 149—156.
Angon, Hakenlanze 66 72 82 96 144.
Angströhre (Cylinderhut) 919.
Anna, Königin von Frankreich 376.
Anstandsrock 922.
Anthari 77.
Antoninssäule 8.
Antwerk (Armbrust) 296 450.
Anuerin, gälischer Barde 125 129.
Apfel (Schwertknauf) 291.
Aquae Sextiae, Schlacht bei — 113 115.
Arkebuse, Arquebuse, Caliver s. Hakenbüchse.
Arkebusierer 616 771.
Armband, kaiserliches — 237 490; weiteres unter Schmuck
Armbrust X 267, XI 272, XII 282, XIII 296, XIV 432, XV 450.
Armröhre (R) 426 434.
Armschiene 107 284 490.
Arnulf 237.
Arras s. Rasch.
Arrazi (Teppiche) 352.
Arzt 392.
Aspelt, Grabstein des Peter von — 415.
Atiger, Atzger 297 442.
Atours 331 349 380.
Attabi (St) 257.
Augsburger Trachten 749.
August I. und II. von Sachsen 784.
Ausonius, römischer Dichter 65.
Axt 52 66 77 82 94 129 282 297 444 448.

B.

Backenhaube 870.
Baculus (Knüppel) 98, (Herrscher- und Gerichtsstab) 237 240 254 421.
Bäffchen, Beffchen 706 764, s. Vatermörder.
Baigneuse 824.
Baiern, Kleidung der — 578.
Bajonett, Bayonett 779.
Baiwaren 53—60.
Balduin, Balduineum 417.
Balantine (Gürteltasche) 855 871.
Baldekin (St) 257.
Balken (im Wappen) 223.
Band (Fahne der Heruler) 70.
Bandelier 338 367 637 773 771 774.
Banner s. Feldzeichen.
Bannerherr, Panierherr 223 272.
Bannerträger, Bandularios, der Ostgoten 52.
Barbier, Barbière, Barthaube, Bart (R) 277 438 611.
Barchent (St) 259.
Bärenklaue (R) 346.
Barett, Biret XIII 252, XIV XV 318 423, XVI 514 532 536 547 558 563 564, XVII XVIII 763.
Barettärmel 902.
Barriere (Frisur) 805.
Bart der Donauvölker 27, der Sueven 29, Westgoten 41, Ostgoten 48, Baiwaren 56, Alamannen 64, Langobarden 74 75, Franken 88 100 104, Angelsachsen 121, Angeldänen 133, Normannen 137, Frankonormannen 145, Anglonormannen 151, Skandinavier 162 173 174, der Deutschen X 185, XI 189, XII 196, XIII 209 XIV 311 320, XV 367, XVI 518 548 XVII 628 631 636 652 661, XVIII 798, XIX 860 898.
Barte (Beil) 282 564 703 706.
Barthaube (Müze) 956.
Barthaube (R) s. Barbier.
Basler Totentanz 392.

Basler Zöpfe 739 880.
Basquine XVI 521, XIX 909.
Bassinet, Beckenhaube 279 290 426 438.
Bast, Kleider aus — 8.
Batavischer Schaum 11.
Batterieschloss 778.
Batwat (R) 278.
Bauchpanzer der Baiwaren 60, Alamannen 66, Franken 93 108.
Bauchpolster XV 350, XVIII 839.
Bauchreifen s. Leibeisen.
Bauern, Tracht der — s. Abzeichen.
Bauerntuch 231.
Bauge 6 180; s. ferner Schmuck.
Bautzen, Tracht 573.
Bayeux, Teppich von — 130 137 144 264 268 272.
Bealt, Bjalt 405.
Beamte s. amtliche Trachten, Abzeichen.
Beckenhaube s. Bassinet.
Beffchen s. Bäffchen, Vatermörder.
Beguinenkragen 905.
Beidenhänder, Biden —, Zwei — 448 612.
Beil, von Stein und Bronze 20 22, der Alamannen 66 67, Franken 94 110, Cimbern 115, Angelsachsen 129, der Deutschen 267 272 276 444 780, als Amtzeichen 596; s. auch Barte.
Beinbekleidung s. Beinlinge, Hosen.
Beinhöslein 74 724.
Beinling, Langstrumpf, Hosa, Hose X 184, XI 188, XII 193, XIII 203, XIV 307, s. auch Hosen.
Beinröhre 426 434.
Beinschiene der Langobarden 77, Franken 94 107 110 265, der Deutschen X 265, XIII 284, XIV 424.
Beintasche, Schenkelwehre (R) 611.
Beketteter Haubert 126 264.
Beowulf 126.
Bergleute s. Abzeichen.
Beringter Haubert 152 262.
Bernhard, Bischof von Münster 237.
Bernward, Bischof von Hildesheim 273.
Bertwald 92.
Beschildeter Haubert 262.
Besteck 699 944.
Betrüger, Lügner, Carcasse (Busenpolster) 820.
Betzinger Tracht 939 940 942 944 946 950 952 956.
Beutelperücke 683.
Bialbi, Bialfi 173.
Bibel von San Paolo 103.
Biblia pauperum 416.
Bierten, Schlacht bei — 264.
Binde, Feldbinde, s. Schärpe.
Binette (Perücke) 660.
Binsen, Kleider aus — 8.
Bipennis s. Doppelaxt.
Biret s. Barett.
Birnenhelm 607.
Bischofsmantel (R) 436 602.
Biset, Bisarde (St) 259.
Bizau im Bregenzer Wald, Tracht 953.
Blanke Rüstung 604.
Blankscheit, Stecker XVI 550. XVII 645 665 670 673, XVIII 809 819 903.
Bloeja 175.
Blouse 927.
Blücher 836.
Boa (Pelzkragen) 850.
Bocksbeutel, Buchbeutel 596.
Bofu, Pofuz (St) 257.
Bogen und Pfeile, der Finnen 4, Germanen 5, Ostgoten 52, Alamannen 68 69, Langobarden 78, Franken 97, Angelsachsen 129, Normannen 144, der Deutschen X 267, XI 272, XII 282, XIII 296, XIV XV 450.
Böhmische Haube (Pelzmüze) 787.
Böhmischer Ohrlöffel (Partisane) 449.
Böhmische Tracht XVI 583, XVII XVIII 753.
Bohnenblüte (Puder) 535.
Bombasin (St) 700.
Bounet (St) 259.
Boye (St) 700.
Braguette, s. Schamkapsel.
Branc, normannisches Kurzschwert 142.
Brandebourg (Mantel) 650.
Brandebourgs (Lizen) 797 876 897 929.
Brant, Sebastian 366 397.
Braunschweig, Tracht bei — 942.
Brechmesser s. Sichel.
Brechscheibe 294 442 610.
Bregenz, Tracht bei — 945.
Bregthal, Tracht im — 958.
Bremische Tracht 574.
Brigachthal, Tracht im — 950.
Brigantine 288.
Broddir 171.
Brokatell (St.) 642.
Bronzebild Karls d. Gr. 111.
Bronzezeit 8.
Bruche (kurze Hosen bei Männern) der Langobarden 74, Franken 108, Angelsachsen 117 118, Normannen 137, Skandinavier 170, Deutschen XII 193, XIII 203 213, XV 336.
Bruche (bei Frauen) 124 175.
Bruchgürtel 203.
Brummel 859.
Brunat (St) 259.
Brunia, Brünne s. Panzer.
Brustfleck, -tuch (männlich) 564 939.
Brustfleck, -tuch (weiblich) 199 950.
Brustfleck, -laz 346 370 372 526 949.

Brusttenier 298.
Brüstling 550 569 577 723.
Buckelries (Schild) 280.
Buckeram (St) 259.
Budel 408.
Bündchen (Halstuch) 893 916.
Bundhaube, Bunthawbe, Ponthube 427.
Bundschuh 10 27 40 48 61 84 94 102 103 113 118 185.
Buntwerk 260.
Buonaparte (Ueberrock) 849.
Burefeufi 748.
Burgunder 70.
Burgunderhelm 607.
Burgunderkappe 608.
Burgundische Haube s. Hennin.
Burnus 898 929.
Busentuch 567 868, s. auch Fichu.
Byssos (St) 259.

C.

Cabit (St) 285.
Caca-Dauphin 813.
Calanistrum 312.
Caliver s. Hakenbüchse.
Calotte, Hauskäppchen 138 516 533 548 558.
Camail (Mantelkragen) 930.
Camelin, Camelott, Zschamelot (St) 259 699.
Camisia, Alba, Kleid der deutschen Kaiser 461.
Canezou 905 929.
Cannefass (St) 666.
Capa (Mantel) 149.
Capote (Rock) 832 858.
Capote, Kiepe (Hut) 854 887.
Capuchon 934.
Capuchonregenmantel 952.
Caracalla, Frisur à la — 835 852.
Caraco 805 812 820 849 909.
Carcasse (Busenpolster) 820.
Carcouse s. Sichel.
Carmagnola (Spenzer) 849.
Carrick 832 833 858 918.
Carroccio s. Karrasche.
Casaque 929.
Casaquette 909.
Catamixtum (St) 258.
Cateja 23.
Catogan, Perücke en — 799 835.
Cazawaika 909.
Cessolis, Jakobus von —, Chronist 392.
Chancellière (Perücke) 799.
Chapeau, — bas 686, — claque 686, — casque 853, — en claban 801, — hollandaise 800, — en pain de sucre 801, — à l'androsmane 800, — à la suisse 800, — à la jockey 801.
Chapeau-bonnette, Kopfschürze 824 870.
Chapel s. Schapel.
Chaperon s. Schaperun.
Chartres, Kathedralbilder von — 144.
Chatten 9.
Chausses 137.
Chemise, englische — 838.
Chemischen, Chemisette s. Vorhemd.
Chignon 694 823 851 932 953.
Childerich (Waffen, Siegelring des —) 90 96 99.
Child Dyring, Ballade 167.
Chlamys 100.
Chlodwig 90.
Chlotar II 90.
Ciclat (St) 258.
Cimbern 112—115.
Cimier, Cimierde, Zimierde s. Helmschmuck.
Cindal, Sendel, s. Sendelbinde.
Cinq-Marsmantel 918.
Cletsia 23.
Codex aureus 108.
Comet, Frisur à la — 631.
Comfortable (Mantille) 930.
Consulardiptychon s. Diptychon.
Constanze, Gemahlin Friedrichs II 248.
Contouche, Schlender 692.
Cordon (Degenquaste) 622 788.
Cornette (Haube) 870.
Cornit (St) 258.
Corno, venezianische Herzogsmüze 252.
Corona, fränkischer Haarschmuck 102.
Corsage s. Korsett.
Corset (als Cotte) 347.
Cotelette (Ueberkleid) XIII 216.
Cotelette (Bart) 919.
Cotte (Unterkleid) 347 521.
Cotte à rondaches, Scheibenhemd 264.
Cottehardie 327.
Couette, Thomas, Karmeliter 379.
Couse, Schwertgläfe, Rossschinder 449.
Couvre-chef à bonnière 379.
Crackowes (Schnabelschuhe) 311.
Criarde (Gesässpolster) 669.
Crinozephyr 903.
Crulle 210 319.
Cul, — de Paris 811 818 902.
Culotte 623 675 791 827 833 936.
Cumbal (angelsächsisches Feldzeichen) 130.
Curie (R) 277.
Cylinderhut, männl. 837 860 899 919 942.
Cylinderhut, weibl. 958.

D.

Dach (Pferdedecke) 445.
Dachauer Tracht 945 946 949 950.
Dacier 9.
Dalmatika, kaiserliche — 479 486.
Damasske 698.
Damast 258.

Dänen 167.
Dannstedt (Sachsen) Tracht bei — 952.
Darmgürtel 445.
Degen 627 650 662 686.
Degengehenk 627 651.
Degenquaste s. Cordon.
Demi-terme s. Bauchpolster.
Demokratenbart 860.
Derfflinger, Marschall 775.
Devise 286 318 356 358 592.
Diadem 100 (Krone), 102 (Haarschmuck).
Diamantspize (W) 444.
Diaspro (St) 258.
Dibolia (Beil der Cimbern) 115.
Diebitsch (Ueberrock) 878.
Diechling, Dieling (R) 434.
Diez, Graf Johann von — 319.
Dimit (St) 258.
Diptychon, Consular — 9 45 96.
Dirnen, Kleidung der öffentlichen — s. Abzeichen.
Ditmarschen, Kleidung der — 407.
Doctorhut 423.
Dolch 20 21 281 294 430 432 441 613.
Doppelaxt, -beil 20 94.
Doppelleibchen 926.
Doppelschürze 396 522 569.
Doppeltaffet 698.
Dormeuse 807 824.
Douilette 848 867.
Drache (Feldzeichen) 25 79 130.
Drache (Hahn am Feuergewehr) 451.
Drache, Ritterorden vom umgekehrten — 389.
Dragoner 616 771.
Dragkyrtlana 171.
Drehspeer 129.
Dreispiz, Dreimaster (Hut) 662 685 800 837 942.
Drianthasma (St) 258.
Drücker (am Feuergewehr) 613.
Dublet (St) 259.
Dusägge, Dusack, Dusäcke 612.
Dusing 321.

E.

Eberhelm 126 163.
Eberstandarte 26.
Ecu 291.
Edeldrytha, Aebtissin 125.
Edelsteine, falsche — 645.
Eduard I von England 156.
Eger, Tracht bei — 936.
Ehrrock 594 628.
Eiderdaunen 260.
Einflechten 725 739.
Einhard, Lebensgeschichte Karls des Gr. 40 99.
Einspänniger 761.
Eisenhaube 279.
Eisenhut 430 438 608.
Eisenkappe 608 771.
Eisenschuh, Iserkolze 275 426 434 438 604.
Eiserne Krone 79.
Eiserne Maske, Mann mit der — 695.
Eisernes Kreuz 871.
Ekkehard von Aurach, Chronist, 244.
Elefantenärmel 928.
Ellbogenkachel s. Kachel.
Ellbogenreifrock 807.
Ellinger, Kaplan 640.
Elsässer Tracht 582, — Haube 911.
Embleme s. Abzeichen.
Enfant, Frisur à l' — 631 838.
Englische Chemise s. Chemise.
Englische Mode 818.
Entenschnabel 364 519.
Enveloppe 867.
Epurhelm s. Eberhelm.
Erfurter Chronik 333 364 372 377.
Erkenbald, Kämmerer Heinrichs IV 237.
Erling von Norwegen 169.
Ermoldus Nigellus, Lobgedicht auf Kaiser Ludwig den Frommen 102.
Epaulette (Besaz) 884.
Epaulette (R) 607 776 778.
Erzämter des deutschen Reiches s. Abzeichen.
Erzherzog s. Abzeichen.
Escarpins 834.
Esclavine, Sclavine 204 208 227.
Eselshuf (am Schwert) 448 612.
Esschart 401.
Essenzen 535 637.
Etzel, Grabfund bei — 11.
Eugenie, Kaiserin der Franzosen 903 921 922.

F.

Fach (Mass) 329.
Fächer 556 674 695 826 912.
Fahne der Gilden s. Abzeichen.
Fahne s. Feldzeichen.
Fahne, Lanzen — 237 287 272 s. auch Gonfanon, Wimpel.
Fähnlein (Rotte) 598.
Fahrkappe 564.
Falbala, Falbel 669.
Falcastrum 449.
Fald 175.
Faldones (faltige Mäntel) s. Feld.
Falkenschnabel (W) 444.
Falsches Haar 221 s. Perücken.
Falsches Hemd 772 727 948.
Fanchon (Hut) 933.
Fassbrust s. Kugelbrust.
Fastnachtsspiele 396.
Faustbüchse 614.
Fausthandschuh (R) 274.

Fauzil, Fauchon, Faussard, Flatschen (W) 297.
Faveur, Favor 633 652.
Favorit (Bart) 680 898.
Favorite (Frisur) 805.
Fazilettlein 557.
Federn (Pfauen-, Strauss-) 151 211 225 226 310; weiteres unter Plumage.
Federspiess 613.
Feld (Mantel) 169 172 184 185.
Feldbinde s. Schärpe.
Feldflasche 227.
Feldzeichen, der Germanen 25 26, Goten 52, Heruler 70, Burgunder 72, Langobarden 79, Franken 98, Angelsachsen 129 130, Normannen 144, der Deutschen 299.
Fele, Henke 324.
Fellgewänder, der Finnen 4, Germanen 7.
Fennen, Finnen 4.
Fenster (Helm) 429 438.
Ferran (St) 259.
Feuergeschüz 450.
Feuerstein, Flint 779.
Feuersteingewehr, Flinte 778.
Feyerkleid, deutsches — 873.
Fibel, Brosche, Brustspange 32 33 57 64 186 192 195 218; weiteres unter Schmuck.
Fichu 805 820 927.
Figarojäckchen 927.
Filz 166.
Fingerling (Ring) 385.
Fingerling (R) 274.
Fintaille, Ventaille (R) 274 424.
Flachs 8.
Flamberg 448 612.
Flankenpanzer, der Pferde 446.
Flasche (Pulverhorn) 614 774.
Flatschen s. Fauzil.
Flegel (W) 272 296 448.
Flinderhaube, Flitter-, 741.
Flint, Flinte, s. Feuerstein, -gewehr.
Flohbauch, -farbe, -rücken, -schenkel (Kleiderfarbe) 813.
Floki, Flockzeug 166.
Flor (Shawl) 929.
Flor (Trauerzeichen) 750.
Flügelrock 850.
Flughaube 887 911.
Folette 693.
Fontange 671 694.
Frack 795 796 (— à la francaise) 831 (ebenso und à l'anglaise) 857 878 894 916.
Fourquine s. Gabel.
Framea 19 23 72.
Franco-Normannen 144—148.
Franken 81—111.
Frankfurter Tracht 644 708.
Fränkisch-baierische Tracht 953.
Franziska (fränkische Wurfaxt) 94.
Franzosen als Modeführer 304.
Fräse 866, s. Krause.
Frauenhäuser bei den Franken 101.
Fredegar, fränkischer Chronist 86.
Freya (angelsächsischer Oberrock) 120.
Frezeau (Besaz) 146.
Friaul, Kloster Cividale bei — 75.
Friedrich I (Barbarossa) 196 231 245 246, — II 247, — III 367, — Wilhelm von Brandenburg (der Grosse Kurfürst) 775 — der Grosse 778 784.
Friedrich, Th., Satyriker 789.
Fries (Mantel) 100 103 117.
Friesen, Tracht der — 231 402—412 574 727 750.
Frisur s. Haar.
Fritschal (St) 259.
Frock 795.
Fuchsschwanz (Hutfeder) 630, (Hutschmuck der Meraner Weinberghüter) 944.
Fulda, Jahrbücher des Klosters zu — 105.
Fulko von Anjou oder Angers, Erfinder der Schnabelschuhe 195.
Fünfschaft (St) 700.
Fuoter, Balk (W) 292.
Fürbug 445.
Fürdrat, Viertrat (St) 700.
Fürfeilen, Furfeilen (R) 606.
Fürspan 385.
Fürtuch 641 724.
Fusslappen 235.

G.

Gabel, Stüz- 451 770.
Gaginleder 445.
Galebrun (St) 259.
Gallischer Mantel 100 137.
Gallische Tracht 114.
Galvardine 363.
Gamasche (Beinschuz) 227 363 396 635 681 724 778 938.
Gamasche (Schuh) 861.
Gambeson 276; s. Alkotton, Kasagan.
Gansbauch, Gams- 543 603.
Gansbauch (R) 606.
Garnache 217.
Garotte 798.
Gebende XII 201, XIII 220, XIV 329, XV 383, XVI 532.
Gefängnis (Mieder) 213 329 345.
Gefingerter Handschuh (R) s. Handschuh.
Gegitterter Haubert 143 261.
Geiler von Kaisersberg 367 373 375 378 386 518 522.
Geissel 131.
Geissfuss (Armbrust) 282 450.
Gelber Hut (Judenhut) 228 399.
Gelber Schleier (Zeichen d. Pfaffendirnen) 228

Gelber Streif (Judenzeichen) 229.
Gelehrtenschaube, Reformatoren- 562.
Gemaschter Haubert 264.
Genagelter Haubert 261.
Georg, Ritterorden vom heiligen — 389.
Gepiden 70.
Gerbaum 129, s. auch Speer.
Gerippter Harnisch 436.
Germanen 4—33.
Germanischer Stil 14 37.
Gerre (ostgotischer Schild) 51.
Gesässpolster s. Criarde, Cul.
Geschiebe (R) 433.
Geschlossener Hut 911.
Geschnür 949.
Geschobener Haubert 264.
Geschuppter Haubert 261 262 270.
Gespänge, Schild- 280.
Gespann (Helm) 288.
Gespens 324.
Gestaltrock, Staltrock 544.
Geteilte Kleidung, Mi-parti s. Halbteilung.
Gigot s. Schinkenärmel.
Gilden, Handwerkerzünfte s. Abzeichen.
Gilet 794 830.
Gilet-veste 794.
Girsens (St) 259.
Gläfe, Glefe, Gleve s. Speer.
Glazköpfe, normannische — 138.
Gliba (irische Frisur) 134.
Gliedschirm (R) s. Schamkapsel.
Glocke (Umhang) XI 186, XIII 207 208, XIV 315 317 323 328, XV 357, XIX 898.
Glocke, Schwert- 612 772.
Glockenrock s. Reifrock.
Gnadenkette 595.
Godentag (W) 297 449.
Godehse (Oberkleid) 217.
Goethe 802 805.
Gogel, Kogel, Kugel s. Gugel.
Goldene Bulle 414.
Goldener Pfennig 595.
Goldenes Vliess 587 596.
Goller, Göller s. Koller.
Golzen, Kolzen, Kalzen 212.
Gonfanon, Gan- (Speerwimpel der Normannen) 142 144.
Gonne, Gunna, Gowe (angelsächsischer Ueberrock) 116 120 123.
Gordel 405 575.
Gorge 841.
Gorge de Venus 820.
Gorgerette (R) 290.
Goten s. West-, Ost-.
Göttinger Chronik 319.
Graf s. Abzeichen.
Granate 779.
Grandezza, spanische — 501.
Grätenkürass 606.
Grauhemd 129.
Grauwerk 260.
Gregor von Tours 84 86 89 90.
Grenadier 779.
Griechische Frisur 805.
Grima 172.
Grimhelm 163.
Grimoald 77.
Grisette (St) 642.
Grobgrün (St) 698.
Grödnerthal, Tracht im — 951.
Grone (St) 259.
Gropiere (Pferdepanzer) 298.
Grubenkittel 392 703 706.
Grubentasche 706.
Gugel, Kapuze XIII 206 220, XIV 310 317 321 324 330, XV 339—341 366 XVI 517; s. ferner Kapuze.
Gugelhaube XV 380 384 521, XVI 560 731.
Gügerel 298 446.
Guiart, Guillaume, Chronist 449.
Gula, Geule, Kel (roter Pelz, rote Wappenfarbe) 192, 223, 249.
Gundobald 98.
Gürtel der Germanen 13 18, Baiwaren 55 60, Alamannen 63, Franken 83 86 102 105, Cimbern 113, Angelsachsen 120, Angeldänen 131, Normannen 137 140 148, Skandinavier 161 171 175, der Deutschen X 184, XI 188, XII 194 199, XIII 203 215 223, XIV 307 308 317 321 326 331, XV 334 337 347 370 373 427, kaiserlicher — 463, XVI 509 529 556, XVII 642 (Binde) 681, XVIII XIX 843 (Gürtelband) 865 881 883 905 926 927 939 (Tirolergürtel) 949.
Gürtelplatten 161.
Gürteltasche, der Baiwaren 55, Alamannen 65, Franken 89, Skandinavier 175, Deutschen X 185, XIII 212 222, XIV XV 337 371 385, XVI 529 556, XVIII XIX 855.
Gustav Adolf, Koller des Königs — 629.
Gutachthal, Tracht im — 936 950 958.
Guttonen 4.

H.

Haar, männliches, der Germanen 6, Sueven 10, Chatten 10, Donauvölker 27, rheinischen Völker 30, Westgoten 41, Ostgoten 48, Baiwaren 56, Alamannen 63, Langobarden 78, Franken 88 100 104, Cimbern 113, Sachsen 117, Angelsachsen 121 125, Normannen 137 145 151 152, Skandinavier 162 173, der Deutschen X 185, XI 189, XII 196, XIII 209, XIV 311 312 319, XV 342 366 367, XVI 517 536 548, XVII 628 630 636, XVIII 685 799, XIX 835 879.

Haar, weibliches, bei den Germanen 10 33, Westgoten 42, Ostgoten 49, Baiwaren 58, Alamannen 65, Franken 89 101, Cimbern 114, Angelsachsen 124, Normannen 148 155, Skandinaviern 175, Deutschen X 186, XI 192, XII 199 200, XIII 220, XIV 324 328, XV 349 377, XVI 534 558, XVII 639 643 667 671, XVIII 694 805 814 823 838 851, XIX 868 880 885 909 932 953.
Haarbeutel 683 799.
Haarhaube s. Haube, Nez, Calotte.
Haarmittel, der Germanen 5 11, Ostgoten 48, Deutschen 366 367 558; s. auch Puder, Essenzen.
Haarnadeln, der alamannischen Frauen 65, der angelsächsischen 121, der deutschen XIV 328, XVII 739, XVIII 816, XIX 953.
Habit (Justaucorps) 775 796.
Habit à la française 796.
Habit-redingote 797.
Hache, Hatsche 282.
Hageck, böhmischer Chronist 312.
Hagenbach, Peter von — 518.
Hahn (an der Feuerwaffe) 451.
Haimon, Bischof von Halberstadt 267.
Haken, Hakenbüchse, Hakbusse 451 771.
Hakenlanze s. Angon.
Halbbärenfuss, -holzschuh (R) 438.
Halber Korb (Reifrock) 811.
Halbes Staatskleid 863.
Halbmantel 847.
Halbrüstung 604 607 710.
Halbteilung (mi-parti), Vierteilung, Streifung XI 189, XII 194, XIII 206 215, XIV 307 314 318, XV 333 336 356.
Halligbewohner 573.
Hallstadt, Gräberfeld von — 21.
Halsberc, -berge, der Franken 107, Deutschen 428 436 607 772.
Halsbinde 650 659 680 798 833 859 879 893; s. auch Bündchen, Krawatte, Steenkerke.
Halsgold, Lanne 222.
Halskrause s. Krause.
Halsring 14 17 30; s. auch Schmuck.
Halsschmuck s. Schmuck.
Halstuch 940 954.
Hamburger Tracht 574 938; s. Vierlanden.
Hämin (weisse Wappenfarbe) 223.
Hammelkeule s. Schinkenärmel.
Hammer, der Germanen 23, Angelsachsen 129.
Hammer, luzerner — 444.
Hanczchen (Handschuhe) 253.
Handgranate s. Granate.
Handkorb (W) s. Glocke.
Handkrause s. Manschette.
Handrohr 451.
Handschild 610.
Handschuhe, der Franken 102, Angelsachsen 124, Normannen 152, Skandinavier 174, Deutschen X 187, XI 192, XIII 212 222 255, XV 368 385 467 (kaiserliche), XVI 520 530, XVII 637 646, XVIII 686 691 850, XIX 865 912 934.
Handschuhe (R) XII 274, XIII 286, XIV 426, XV 436, XVI 520 549 560 606.
Handspiegel, Hänge- 557 674.
Handtaze (R) 436.
Handwerker s. Abzeichen.
Hanf 8.
Hannover (altes Land, Gifhorn) 948 949 950 954.
Haqueton (R) 286.
Harnisch s. Panzer.
Harras, Arras s. Rasch.
Harun-al-Raschid 475.
Härsenier, Hersenier (R) 274 424.
Harz, Tracht am — 952.
Harzkappe 544 571 698.
Harzkäpplein 555 571.
Hasen (Strümpfe) 407.
Hatte (Kopftuch) 408.
Haube, männliche — XIII 210, XVI 516.
Haube, weibliche — XIII 175, XIV 329 330, XV 382 383 410, XVI 532 558 573 576 577, XVII 644 668, XVIII 694 699 749 807 816 824, XIX 852 871 887 911 956.
Haubert, Hauberc, Halbercum 143 261 265 268 275 285 428; s. ferner Panzer.
Hedwigslegende 307 412.
Heerpauken, Tonneaux (Hosen) 537 541.
Heertrombe (Signaltrompete) 129.
Heftpfeil 444.
Heilige Lanze 237 272.
Heinrich I 236 245, II 239—243, III IV 237 243, V 244, VI 194.
Hekla 173 175.
Helgaud, Chronist 141.
Helgoländer Tracht XVII 731.
Hellebarde XII 282, XIII 267, XIV XV 449, XVII XVIII 773.
Helm, der Bronzezeit 22 24, Ostgoten 51, Alamannen 65, Langobarden 76 77, Franken 90—92 107 108 109, Cimbern 114, Angelsachsen 125—128, Angeldänen 133, Normannen 143, Skandinavier 163, Deutschen X 266, XI 270, XII 277 278, XIII 288. Weiteres s. unter Bassinet, Birnenhelm, Burgunderhelm, Helmlin, Morian, Topfhelm u. s. w.
Helmbarte s. Hellebarde.
Helmdecke, Stechdecke 429 439.
Helmfass, -vaż 277.
Helmfenster 429 438.
Helmlin 439 607.
Helmschmuck, Zimierde, Kreier 279 280 289 429 439.

Hemd, Hemed (als Unterrock, indusium) der Langobarden 76, Franken 99 100 103, Angelsachsen 118 120, Angeldänen 131 133, Normannen 140 141 146 149, Skandinavier 174, Deutschen X 182 184 186, XI 188 240, XII 193 196, XV 407.
Hemd als Futterkleid XIII 204 213 288, XIV 323, XV 333 356 386, XVI 506 528, XVII XVIII 699, XIX 950.
Hennin, burgundische Haube 379.
Henri-quatre (Bart) 636 919.
Heraldischer Aermel 152.
Hergot, Argau, Housse 317.
Hérisson, Frisur à — 814 823 838.
Hermelin 260.
Hermunduren 27.
Herold s. Abzeichen.
Herrenhut, Ritter — 516 564.
Heruler 70.
Herzog s. Abzeichen.
Hessen (Kur-, Schwalm) 941 942 944 948 951 952 956.
Hessenhemd 941.
Hetta 173.
Heubtfinster 322.
Heuke, Hoike, Henke 208 309 320 323 400 574 577 704 741.
Hexarontasma (St) 257.
Hieronymus, Kirchenlehrer 45, 117.
Hilse (W) 95.
Hiltbarte, Helmbarte, Streitaxt 94 129; weiteres unter Hellebarde.
Hindeloperin 416.
Hintergebüge (R) 446.
Hinterleder 392 704 707.
Hinterschurz, s. Hinterleder.
Hippe 449.
Hirnhaube (R) 107 279.
Hirschfänger 707.
Hiupr 120 171.
Hlinlina 167.
Hof 593.
Hofbeamte s. Abzeichen.
Hohlkelt 23.
Holländische Tracht XVI 584, XVII XVIII 753, XIX 935.
Höllenfenster 323.
Hollen, Gottschalk, Augustiner 349.
Hongreline 769.
Höpner, Doctor 646.
Hormt (Brautkrone) 727 958.
Horn (Blasinstrument) 98 129 298.
Hörner (kriegerischer Kopfschmuck) 6.
Hornfessel 338.
Hornpanzer 25 126 133 262 273.
Hortus deliciarum 201 277 283 320.
Hosa, Hose (Langstrumpf) 118 137.
Hosen, männliche, der Germanen 8 12 13, Donaustämme 27, Sueven 29, Westgoten 40, Ostgoten 46 47, Alamannen 61, Langobarden 73 74, Franken 84 99 102, Gallier 113 114, Angelsachsen 118, Angeldänen 131, Iren 134, Normannen 137, Skandinavier 168 170, Deutschen X 182—184, XI 188, XII 193, XIII 203, XIV 307 313, XV 333 352, XVI 505 537, XVII 622, XVIII 675 791 827, XIX 855 889 912. Weiteres unter Bruche, Culotte.
Hosen, weibliche 552 640 805; s. auch Bruche.
Hosenteuffel, vom zerluderten u. s. w. 540.
Hosenträger 714 830 939.
Hosnasterti 170.
Hot 149 173.
Hovefald 175.
Hrotsuitha, Nonne 186.
Hufa 175.
Hufeisen XII 283.
Hufenier 276.
Hüftkissen 552 639 807 902.
Hüftkrause 639.
Hulft 291.
Hulle (Kopftuch) 325 329.
Hülle (Mantel) 908.
Hundskogel 321 709 732.
Hundsohren (Frisur) 835.
Huppelande 318 326.
Hus, Johannes, Reformator 336 345 349 400.
Husse 208.
Husseke 360 414 422 423 578.
Hut, männlicher, der Ostgoten 48, Angelsachsen 121, Angeldänen 133, Normannen 150 151, Skandinavier 173, Deutschen (Sachsen) X 185 265, XI 189, XIII 211, XV 339 342 365, XVI 514 547 603, XVII 628 637 652 661, XVIII 685 800 802 837, XIX 860 880 899 919 942.
Hut, weiblicher, bei den Westgoten 42, Deutschen XI 189, XIII 221, XV 384, XVIII 731 816 825 839 854 870, XIX 909 933 957.
Hüttenleute s. Abzeichen.
Huyf 731.

I.

Jabot 635 650 681 776 798 822 833 859 892 915.
Jachenau, Kleidung bei — 940 949 958.
Jäckchenfrack 895.
Jäckchenleibchen 927.
Jäckchenrock 894.
Jacke, männliche, XV 354 362 (burgundische Jacke), XVII 646; s. auch Schecke, Wams.
Jacke, weibliche, bei den Germanen 14 28 29 32, Westgoten 41, Normannen 141 147 155, Deutschen XII 200, XIII 217,

XVII 641, XIX 905 927 940 950; s. auch Juppe.
Jagdgewand 406; s. ferner Pirsgewant.
Jagdkappe 801.
Jagdspeer 163.
Jäger s. Abzeichen.
Jahn, Turnvater 872 880.
Jahrbücher, aus dem Kloster Fulda 105.
Janker 724.
Javelot s. Schäfflin.
Jazeran (R) 143 288.
Jean Paul 836.
Igel (Frisur) s. Hérisson.
Incroyables 837.
Indusium (Unterrock) 76.
Insignien s. Abzeichen.
Joachim II von Brandenburg 540.
Johann Georg, Herzog von Sachsen, Kleiderordnung 697.
Josef II 778 785.
Jöpchen 950.
Joppe 940.
Iren, Tracht der — 134.
Isabelle von Baiern 326.
Isanbrun (St) 259.
Iserkolze (R) 275.
Island 136.
Israel vom Mecken 386.
Juden, Tracht der — s. Abzeichen.
Jung-Stilling 799.
Jupon (burgundische Jacke) 362.
Jupon-tournure-impériale 922.
Juppe XII 200, XIII 217.
Juvenal 11.
Jüterbog, Tracht bei — 957.

K.

Kacheln. Knie-, Ellbogen- (R) 285 426 436.
Kaftan 708.
Kaiserlicher Ornat 455—496. Weiteres unter Abzeichen.
Kalabres (Mantel) 636.
Kalabreser (Hut) 900.
Kalzen, Kolzen (Strümpfe) s. Golzen.
Kolzen (R) 275.
Kamelott, holländischer 642; s. auch Camelin.
Kamisol 577 940 950.
Kamm, der Germanen 13 14, Baiwaren 58 59, Alamannen 63 65, Franken 88 89 106, Deutschen XIX 869 886 932.
Kämmerer s. Abzeichen.
Kammkappe, Kanze 446.
Kamode 956.
Kanarienbürzel (Farbe) 796.
Kanone (Hosenbein) 634 647.
Kanone (Stiefel) 541.
Kapa, Kappa, Kappe, Kapi s. Capa, Kapuzenmantel, -rock.
Kapkagel, -kavel 406 410.
Kapote s. Capote, Hut.
Kappe (Müze) 956; s. Müze.
Kappe, grosse — (weibl. Kopfbedeckung) 737.
Kappstiefel 834 857 876.
Kapuze der Angeldänen 132, Deutschen X 185, XIII 206 207, XIV XV s. Gugel, XVI 536 566, kaiserliche Kapuze 487.
Kapuzenmantel, -rock, Kappenmantel, der Angeldänen 132, Iren 134, Normannen 149 155, Skandinavier 173, Deutschen XIII 207 220, XIV 323 328, XVI 545 (spanische Kappe), XVII 627, XIX 885 898 908 929; s. auch Burnus.
Kapuze mit Schultertuch 671.
Kardek, Kartek (St) 538 700.
Karl, der Grosse 99 107, Kahle 103, IV 320 456, V 563.
Karl der Kühne 351.
Karl, Herzog von Württemberg 785.
Karolingische Franken 99—111.
Karrasche, Carroccio (Fahnenwagen) 299.
Kasagan (R) 285.
Kasake (Mantel) 636.
Kastanien (Frisur) 694.
Kastorhut 825.
Kateblatin (St) 258.
Kel (rote Wappenfarbe) 223.
Kelt, Celt 21 115.
Kempius, Chronist 406.
Kempten, Tracht bei — 953.
Kesselhaube s. Bassinet.
Kettenpanzer s. Beketteter Haubert.
Keule, Kolben, der Germanen 5 23 25 (Commandostab), Ostgoten 52, Langobarden 78, Franken 98, Normannen 144, Deutschen XI 272, XII 282, XIII 296, XIV XV 444 (Kürassbengel).
Kezer s. Abzeichen.
Kiafal 172.
Kiepe s. Capote.
Kinnreff 438.
Kinntuch 330 325, 379 382; s. ferner Gebende, Rise.
Kippel 956.
Kittel XV 362, XVI 510 565, XIX 941; s. auch Schmizkittel.
Kittel (Frauenjacke) 950.
Kittel (Frauenrock) 727.
Kippel 956.
Klapphut 686.
Kleiderordnungen XIV 315 320 322 328 329, XV 347 372 385 393, XVI 552 561 564, XVII 697, XVIII 690.
Kleinodien s. Helmschmuck.
Kleinspalt, -spelt 312.
Klemm, Heinrich, Begründer der „Deutschen Bekleidungsakademie“ und der „Europäischen Modenzeitung“ 790.

Klinkenbäffken 760.
Klosterneuburger Chronik 334.
Knallbüchse 451.
Knasterbart 860.
Knebelbart 919.
Kniebuckel, -bleche, -schirme s. Kacheln.
Kniebügel 703 706.
Kniehosen 54; s. ferner Bruche, Culotte.
Knieriemen 938.
Knöpfe 88 657 895 s. ferner Kugelknöpfe.
Knopfriemen 939.
Kober (Tasche) 720.
Köcher, Pfeil-, s. Bogen.
Kogel s. Gugel.
Kokarde 685 706 801 872.
Kolbe (Frisur) 517.
Kolben, Streit- s. Keule.
Kolbenhelm, Spangen- 439.
Koller, Goller, Göller 528 553 567 723 768 949.
Koller (Lederwams) 428 628 960.
Kollett 758 761.
Kollier (R) 277.
Kölnische Tracht 553 577 594.
Kölnisches Wasser 818.
Konfektions 929.
Kopfbund s. Turban.
Kopfpuz s. Frisur, Haar.
Kopfreif s. Schapel.
Kopfschmuck s Schmuck.
Kopfschürze s. Chapeau-bonnette.
Kopftuch 42 58 325 348 383 408 578 953 s. ferner Hatte, Hulle.
Koppel s. Schwertfessel.
Korb (W) 448; s. auch Glocke.
Korn (W) 779.
Kordelatsch 612.
Körper (Reifrockstüze) 803.
Korseke 449.
Korselett 820 843 864.
Korsett 356 (Krebs), 551 665 666 690 804 839 841, XIX 864 880 901 902.
Korsett à la Ninon 865 880.
Korsett en fichu 865.
Korsett en X 865.
Kosäklein s. Caraco.
Kraftgenies 786 801.
Kragen, männlicher, XVI 543 (welscher oder spanischer Kragen), XVII 627 631 650, XIX 859 (Vatermörder), 872 879 893 914 940.
Kragen, weiblicher, XVI 556, XVII 639 641 645 666, XIX 866 873 874 905; s. auch Stuartkragen, Kröse.
Kragen, Mantel- s. Pelerine.
Kragen (R) 507 604 605.
Kragentuch 507 884 905.
Kranenburger Kiste 92.
Kranz s. Schapel.
Krause, Kröse, männliche, XVI 507 543 625 631.
Krause, weibliche, XVI 526 537 551 555 556 575 639 (Hüftkrause).
Krappen (Armbrust) 450.
Kraut, Zünd- (Pulver) 451 614.
Krawatte 650 701 798 822 879 893 915.
Krazeisen 816.
Krebs (Schnürleib) 356.
Krebs (R) 433.
Kreier s. Helmschmuck.
Kreuzfahrer, Grabbilder der — 432.
Krinoline 903 921.
Kroat 650.
Krokfald 175.
Krone, der Germanen 25, Ostgoten 49, Langobarden 79 80 (eiserne Krone), Heinrichs II 240 242, der Kunigunde 242, Konstanze 248, Ludwigs des Baiern 414, Friedrichs III 415, sog. Krone Karls des Grossen 471, deutsche Königskrone 473, ungarische (Stefans-) Krone 492, böhmische Krone 495.
Krönlein, Krönig (W) 294 442 611.
Krönungsornat, kaiserlicher — 458—492.
Kröse s. Krause.
Krötenkopf (Helm) 439.
Krulle s. Crulle.
Kruseler 325 348.
Kübelhelm s. Topfhelm.
Kuflhöttr 172.
Kugelbrust (R) 604,
Kugelknöpfe, halbe und ganze, -knäufe 233 310 312 315 656 739.
Kuhmaul, Ochsen- (Schuh) 364.
Kuninkpert 77.
Kürass XV 433 436, XVI 606; s. Panzer.
Kürassbengel 444.
Kürasslanze 442.
Kürbisflasche 398
Kurfürst s. Abzeichen.
Kürse 217.
Kürsynen 393.
Kursit 217 285.
Kurzebolt 217.
Kurzlanze 442.
Kurzes Leibchen 926.
Kutte (Rock der Pilger und Einsiedler) 227 231.
Kutte, Cotte (R) 265.
Kuvertiure s. Pferderüstung.
Kyrtil, Cyrtle 123 171 174.

L.

Ladekammer 451.
Ladenbüchse 614.
Ladestock 779.
Lalblel (normannischer Schmuck) 141.

Landerli, Lenderli 769.
Landsknecht 538 597.
Langer Rock 545.
Langlée, Herr von — 669.
Langobarden 8 73.
Lanne 222.
Lanze s. Speer.
Lanze, als Königssymbol 90 236 237 243.
Lappen s. Zaddeln.
Lasshemd 575.
Laurenberg, Hans Wilhelm von —, Dichter 596 697.
Laz, Brust- s. Brustfleck.
Laz, Hosen- mit Schamkapsel XV 333 354, XV 506 536 541, ohne Schamkapsel XVIII 791 827, XIX 889 912.
Ledersen, Lersen 313 344 427.
Lederstreifiger Haubert 261 275 285.
Lehensfahne 251.
Lehenshandschuhe 255.
Lehenslanze 272.
Lehensschwert 251.
Leib (Kleidertaille) 698.
Leibbinde XIII 213; s. auch Schärpe.
Leibchen XV 371 376, XVI 523 550 567 577, XVII 639 644 666, XVIII 809 810 841 850, XIX 861 880 882 901 926.
Leibeisen (Reifrock) 699.
Leibeisen (R) 427 433.
Leibrock, Geh- s. Rock XIX.
Leidweiber 750.
Leinwand 9 259.
Leistabroekur 170.
Leiter (Besaz) 666.
Lendenpanzer, Krupp- der Pferde 446.
Lendner, Lendenier (R) 425 427 428.
Lersen s. Ledersen.
Lève-jupe 924.
Levite 812.
Lezter Versuch (Hut) 933.
Lichter Harnisch, blanker — 434 604.
Limburger Chronik 312 313 319 320 322 324 329 392 427 428.
Lindi 171.
Linsoche 212.
Lipisen s. Leibeisen (R).
Liripipe, Leerpyp (Schnabelschuh) 959.
Liutprand, Gesandter am byzantinischen Hofe 181.
Livree 592.
Loden 136 162 166 940.
Lorgnon 826.
Loseisen 451.
Lübecker Tracht 574.
Ludwig der Fromme 101, der Deutsche 102, der Baier 414, XI von Frankreich 350.
Luna (Frisur) 558.
Lündisch Tuch 698.
Lunte 451.
Luntenbüchse, -feuerrohr 440 770.
Luntenschloss, Schwamengeläss 452 613 773.
Luntenträger 451.
Lur 161.
Lützen, Tracht bei 956.
Luxusgescze s. Kleiderordnungen.
Lygier 4.

M.

Macheier (St) 700.
Mac-Farlan (Ueberzieher) 917.
Mafors 89.
Magister artium 423.
Mähnenpanzer 446.
Mahoitres (Achselpuffen) 356.
Maitressen 663.
Mandille 758.
Manessische Handschrift 234 445.
Manschetten XVI 542 551, XVII 631 639 645 650 667 (Spizenbehang), XVIII 678 691 798 804 (Spizenbehang), XIX 892 928 Spizenärmel.
Manteau 665 669 690 804 809 812 819.
Manteau de cour 848 925.
Mantel, männlicher, bei den Germanen 7 8 13 27 29, Westgoten 41, Alamannen 63, Langobarden 75, Franken 82 87 100 103 114 (gallischer Mantel), Angelsachsen 120, Angeldänen 131, Iren 134, Normannen 137 140 149 150 152, Skandinaviern 167 172, Deutschen X 184, XI 188, XII 194 195, XIII 209, XIV 309 323, XV 339 357, kaiserlicher — 465, — zu Metz 482, — Ottos IV 484, XVI 513 601, XVII 627 635 650 660, XVIII 681 797, XIX 833 897 918. Ferner s. Capa, Kapuzenmantel.
Mantel, weiblicher, bei den Germanen 9 29, Westgoten 41, Alamannen 64, Langobarden 76, Franken 101 106, Cimbern 114, Angelsachsen 133, Normannen 141 146, Skandinaviern 175, Deutschen X 186, XI 192, XII 209, XIII 219, XIV 312 323 328, XV 348 377, XVI 530 555 571 578, XIX 850 868 885 930 952.
Mantelet 805.
Mantelrock, — paletot 858 918.
Mantelpelerine 932.
Mantilie 698.
Mantille XVI 555, XVIII 693 805 822, XIX 908 930.
Marc-Aurel, Säule des — 27.
Maria-Theresia 807 818 823.
Marie-Antoinette 807 818 823.
Marie-Antoinette-Mantille 908.
Markgraf s. Abzeichen.
Markgräflerin, Haube der — 956.
Markomannen 9 27.

Marteaux, Perücke à — 799.
Marschall s. Abzeichen der Erzämter.
Maschenhaube s. Härsenier.
Maschenpanzer, s. Panzerhemd.
Maschenpelerine 436.
Maske XVI 560, XVII 640 645 673, XVIII 695.
Maskenschleier 934.
Massilia 18.
Matelot (Matrosenanzug) 830.
Matrosenjacke 717.
Maulkorb der Pferde 445.
Maurenkappe s. Morian.
Mäuse (Frisur) 329.
Mäuseln, Meuseln s. Kacheln.
Medaillon 872.
Meissel, Kelt 21 23.
Meran, Tracht bei — 941 944.
Merowingische Franken 83—99.
Messer, der Sueven 29, der germanischen Stämme s. Skramasax, der Deutschen XII 282 944.
Messerschmied, Prediger 690.
Metallbleche als Kleiderschmuck, bei den Germanen 9, Goten und Skythen 46, Baiwaren 55 76, Langobarden 76, Franken 88, Deutschen 250 258.
Meuseln s. Kacheln.
Mezail 439.
Michel, deutscher — 299 944.
Mieder XIII 213, XVI 577, XVII XVIII XIX 948.
Milizen s. Stadtsoldaten.
Minden, Tracht bei — 948.
Mi-parti s. Halbteilung.
Misericordia (W) 282 441.
Misson, Maximilian, Reisender 708.
Molequin (St) 259.
Moline (Rock) 894.
Mönch von Salerno 74.
Mönch von St. Gallen 102.
Mönchsbüchse 614.
Mönchsgut auf Rügen, Tracht 952.
Monocle 912.
Monsieur Alamode 632.
Monstrelet, Chronist 380.
Montafon, Tracht bei — 958.
Morgenrock 670 693.
Morgenstern (W) 450.
Morian 607.
Mörser (Hut) 423.
Mörser (W) 450.
Moscherosch (Philander von Sittewald) 651.
Moschus 818.
Motr 175.
Möttul 172.
Mouche (Schönpflästerchen) 645 673 695 816.
Mouchoir (Busentuch) 838.
Mousquetairärmel 928.
Moutonne (Perücke) 799.
Mühlsteinkragen (Kröse) 543 607.
Muffe (Aermel) XII 198, XIV 308.
Muffe (Handschuz) XVII 640 646 662 674, XVIII 695 801, XIX 934.
Muffer, Mirleton 684.
Mühlberg, Schlacht bei — 500.
Mundmannen 224.
Münzen als Knöpfe 939, als Schmuck 166.
Münster, Freskobild im Dome zu — 231 401.
Muoder s. Mieder XIII.
Muschel (R) 434 604.
Muschelhut 227 569.
Musculus, Andreas, 540.
Musivbild, Theodorichs zu Ravenna 49, Karls d. Gr. zu Rom 100.
Muskadin 838.
Muskatseife 535.
Muskete 614.
Musketier 614.
Mutsche 956.
Müze, der Germanen 13, Ostgoten, Skythen 46, Angelsachsen 121, Normannnen 138, Deutschen XI 189, XII 196, XIII 211 234, XIV 318, XV 365, XVI 548 574, XVII 699, XIX 880 900 920 956 957.

N.

Nachtmaske 673.
Namkyrtl 175.
Napoleon 801 836.
Narr, Hof-, Schalks-, s. Abzeichen.
Narrenkolben s. Abzeichen.
Nasenberge, -eisen, Nasal 143 270 277 438 772.
Nasenklemmer s. Pince-nez.
Nazzat (St) 258.
Neithard von Rauenthal 234.
Nenndorf, Tracht bei — 945.
Neocorus, Chronist 410.
Nesedoke 575.
Nest (Frisur) s. Haar.
Nestel s. Schnürsenkel.
Nez, Haar-, -haube, bei den Germanen 14, Deutschen XIII 220, XIV 329, XV 378 380, XVI 516 533, XIX 932.
Nibelungenschild 291.
Niderkleid (Hemd) 203.
Niderwat (Bruche) 203.
Niederdeutsche und holländische Trachten XVI 585 584, XVII, XVIII 712, 714 718, XIX 935.
Niedersachsen, Tracht in — 951.
Nonnenärmel 904.
Nordhausen, Tracht bei 952.
Normannen 135—156.
Nürnberger Ei (Taschenuhr) 550.
Nürnberger Tracht 578 743.

O.

Oberflacht, Grabfunde bei — 69.
Oberhemd XIII 203.
Oberinnthal, Tracht im — 941 951.
Oberrock, Ueberrock s. Carrick, Paletot, Redingote, Schanzlooper, Schaube, Surtout.
Oberschenkeldecken 604; s. ferner Diechlinge.
Oberschenkelhosen XV 354, XVI 506 537 540, XVII 622.
Ochsenmaul (Schuh) s. Kuhmaul.
Ochsenzunge (W) 442.
Oekulbroekr, Hökul — 170.
Oendur, Skidur 171.
Oetzthal, Tracht im — 940 941 951.
Ohrgehäng, -ring, bei den Frauen der Baiwaren 58, Alamannen 65, Angelsachsen 124, Skandinavier 166 176, Deutschen XII 192, XIII 222, XVI 535, XVII 646, XIX 935.
Ohrlöffel 64.
Ohrlöffel, böhmischer — (W) 449.
Olaf der Heilige 168.
Olpa, Ulpa 173.
Opus anglicum 122.
Orange, Bogen zu — 26.
Ordensstern 389.
Orfrois 146.
Ornament, germanisches — 14 37.
Ornat der deutschen Kaiser 456—496; weiteres unter Abzeichen.
Osiander, Andreas, Prediger 547.
Osterin (St) 258.
Ostermann, Erfinder eines schusssicheren Kollers 603.
Ostgoten 45—52.
Ostiäer 3.
Otterfellkappe 957.
Otto I 185 238, — II 238 239, — III 239, IV 299 484.
Ottokar, Reimchronist 231.
Ouw, Wolfgang, Pastor 648 652.

P.

Pad (Bauchpolster) 839.
Pael (Kopfschmuck) 412 575.
Pagodenärmel XVIII 691, XIX 928.
Pain de sucre, Hut en — 801.
Palatine 645 693 850.
Paletot 897 917.
Paletotmantel 898.
Palla (fränkischer Frauenmantel) 89.
Pallium, Palludamentum, Pluviale (kaiserlicher Mantel) 465.
Palmstock, -zweig (Pilgerzeichen) 227.
Palstab 23.
Paltrock 404.
Pamela (Hut) 933.
Panierherr, Bannerherr 223.
Pantalon (Komödiant, Schalksnarr) 634 707.
Pantalons 633 827 855.
Pantoffeln 534 549 558 645 861; s. ferner Trippen.
Panurge, Perücke à la — 835.
Panzer, der Germanen 22 24, Westgoten 44, Ostgoten 51, Langobarden 77, Franken 92 107, Angelsachsen 126, Angeldänen 133, Normannen 142, Skandinavier 176, Deutschen X 261, XI 269, XII 273, XIII 284, XIV 424, XV 433, XVI 604.
Panzerbrecher, -schürzer, -stecher, Perswert, Porschwert 294 430 441 612.
Panzerhemd, Grauhemd, Schlachtnez, Streithemd, der Angelsachsen 126, Skandinavier 169, Deutschen X 264, XI 268, XII 273, XIII 284.
Panzerjacke s. Brigantine.
Panzerschurz 433.
Papageischnabel (W) 444.
Pardessus 867.
Parfüm s. Essenzen.
Parierhaken 448.
Parierstange 95.
Pariser Dreck 813.
Pariser Kragen 866.
Pariser Mantel 930.
Parrelbinze 741.
Partisane 449 773.
Passeyerthal, Tracht im — 928 941 951.
Patagium (Besaz) 30 76.
Patricier 90 100 224.
Patrone 614 774.
Patronengürtel 774.
Patrontasche 778.
Pauke 299.
Paulus Diaconus 54 73 77.
Pauvre diable (Gehrock) 832.
Pavese 452.
Peel (Paletot) 897.
Pekesche (polnischer Rock) 797 858.
Peignoir 928.
Pelerine 372 398 850 868 905 953.
Pelisson, Pelzwams der Normannen, s. Pelz.
Pelz, -wams, -rock, Pelisson, Rheno, Thorax, der Westgoten 40, Ostgoten 47, Franken 82 86 87 100, Angelsachsen 120, Normannen 147 150 156.
Pelz (böhmisches Frauenkleid) 584.
Percussionsschloss 614.
Perleden Krantz 576.
Perücke, der Anglonormannen 151, Deutschen XIII 210, XV 366, XVI 558, XVII 651 660, XVIII 681 765 835 851.
Persische Robe 848.
Perswert s. Panzerbrecher.
Petrinal 451.
Petrus von Zittau, Chronist, 312 324.
Petticoat-breeches 647.

Pfanne (am Gewehrschloss) 457.
Pfauenfedern 420 439 925.
Pfauenhut 151 211 221 226.
Pfauenkleid (St) 258.
Pfeife, Leder-, Schnabelschuh s. Liripipe.
Pfeife (R) 604.
Pfeife, Tabaks- 637 945.
Pfeil s. Bogen.
Pfeilköcher 52 450.
Pfeller, Pfellel (St) 257.
Pferderüstung, -zeug, Pfertkleit, der Franken 111, Angelsachsen 131, Deutschen XI 273, XII 283, XIII 298, XIV XV 445.
Phelle (St) 258.
Philipp der Gute von Burgund 351 518.
Phrygische Müze, bei den Donauvölkern 27, Deutschen 189.
Pigasche 195.
Pignolatum (St) 259.
Pike 448 773.
Pikenier 770.
Pilger s. Abzeichen.
Pilsen, Kleidung in der Gegend von — 936 939.
Pince-nez (Nasenklemmer) 912.
Pinzgauer Tracht 942 958.
Pirsgewant 317.
Pistole, Puffer 614.
Platten (auf den Ringelhemden) 284.
Plattenharnisch 425.
Plattner (Harnischfeger) 610.
Pliat (St) 258.
Ploderhosen XIV 314.
Pluderhosen 540 602.
Plumage 685 801.
Plutarch 114 115.
Polnische Hüte und Müzen XVII 699.
Polnische Jacke (Caraco) 812.
Polnischer Rock für Männer s. Pekesche.
Polnischer Rock für Frauen, Polonaise 812 929.
Polster s. Bauch-, Gefäss-, Hüft-, Cul.
Ponthube 427.
Porschwert, Pör- s. Panzerbrecher.
Porte-jupe 924.
Porzelt 98.
Posaune s. Trompete.
Postiche s. Bauchpolster.
Poulaine (Schnabelschuh) 311.
Pourpoint 656.
Pratspies 612.
Preis (Schnürleibchen) XV 347.
Preis (Schnürsenkel) 322.
Pretintaille (Besaz) 669.
Prische (Aermelüberfall) 321.
Pritsche (der Schalksnarren) 708.
Priesterin der Cimbern 26 114.
Professor, Kleidung des — s. Abzeichen der Schulbeamten.
Prommit (St) 258.
Psittich, Gesellschaft vom — 224.
Pudelohren (Perücke) 683.
Puder XVI 535 559, XVII 637 640, XVIII 684 695 800 825 852, XIX 932.
Pudelmüze 739, 957.
Pudermantel, Frisier- 693.
Puffe (Besaz) 502.
Puffer (Haube) 816.
Puffer (W) Pistole.
Puffjacke 544.
Pülpe 699.
Pulver, Kraut, Zündkraut 450 451.
Pulverhorn, Flasche 614.
Pulvermass 614.
Pumphosen 541 633.
Purpur (St) 258.
Purpurstreifen (Besaz) 9.
Pürschbüchse 614.
Puzelbart 860.
Puzhut 911.
Pyritz, Tracht bei — 945.
Pytheas 3.

Q.

Quaden 25 27.
Quedlinburger Annalen 117.
Querschranze (R) 278.
Quäkerärmel 902.
Quäkerhut 801 802.

R.

Rabatte 778.
Rabe, Rabenbanner 144 167.
Rachel, Joachim, Satyriker 653.
Rachnachar 86.
Rad (Judenzeichen) 229 399.
Radhaube 956.
Radschloss 452 613.
Radsporn 444.
Rafaelmantille 908.
Raisspiess 442.
Rapier, Stocher, Stossdegen 612 636.
Rasch, Arras (St) 538 699.
Rasiermesser der Germanen 613 56.
Raspelschloss 614.
Rat, Ratsherr s. Abzeichen.
Ratchis 78.
Ravenna, Mosaiken von Apollinare nuovo in — 49.
Rector, Universitäts- s. Abzeichen der Schulbeamten.
Redingote 618 813 832 (à l'anglaise und à la circassienne), 832 848 884 896.
Reformation, Einfluss der — auf die Tracht 500.
Reformatorenschaube 562.

Regenlaken 575.
Regenschirm s. Schirm.
Regentuch 106 743.
Reichsapfel 238 470 495 (ungarischer).
Reichsbeamte s. Abzeichen.
Reifrock, Glockenrock, Tonnenrock, Polsterrock XVI 552, XVII 637 669, XVIII 686 737 803 807 811, XIX 903 921; s. auch Krinoline, Crinozephyr.
Reinmar von Zwetter, Minnesänger, 249.
Reisemantel (Waterproof) 932.
Reitrock 895.
Reitstiefel 549 658 677 776.
Relief auf Elfenbein s. Diptychon, auf Steinplatten 8 29 33, Sarkophagen 8 113.
Rennhut (R) 611.
Rennröcklein 542.
Renntartsche 452.
Reticellaspizen 631.
Reutschwert 612.
Rheingau, Tracht im — 710 716.
Rheingräfin 710 716.
Rheno s. Pelzwams.
Richard von Cornwallis 456.
Richter s. Abzeichen.
Rickesbach, Tracht bei — 945.
Ridicule (Handtäschchen) 855 871.
Riding-coat s. Redingote.
Riefeln (R) 604.
Riegelhaube 785.
Ring, Armring der Chatten 14, Germanen 9 17 30 32.
Ring, Finger-, Siegel-, der Germanen 32, Westgoten 43 44, Baiwaren 58, Alamannen 65, Franken 90 92.
Ring der Doktoren 764.
Ring s. Halsring.
Ringelhaubert s. beringter — 142 262.
Ringelhemd s. Panzerhemd.
Ringelhosen s. Rüsthosen.
Ringelkapuze s. Härsenier.
Ringelkragen 776.
Rinke 215.
Rise XII 201, XIII 221, XIV 325.
Ritterhut s. Herrenhut.
Rittergürtel XII 148 199, XIII 204, XIV 427.
Ritterorden 389.
Robe XIII 206, XIV XV 347 368, XVI 521, XVII 638 642 644, XVIII XIX 819 847 (robe en tablier) 876.
Robert, Normannenherzog 138.
Robespierre 829.
Roc, Rooc 118 194.
Rock, männlicher, der Germanen 7 11 13 27 30, Westgoten 40, Ostgoten 47, Langobarden 74 75, Franken 82 84 86 99 100 104, Cimbern 113, Sachsen 116, Angelsachsen 118, Angeldänen 131, Normannen 137 140 149, Skandinavier 158 162 168 169 170, Deutschen X 184, XI 188, XII 194, XIII 203 204, XIV 307 314, XV 333 360, s. Husse, Tappert, XVI s. Schaube, XVII s. Justaucorp, XVIII s. Habit, Frack, XIX 858 872 876 893 916 941. S. ferner Carrick, Paletot, Redingote, Schanzlooper, Surtout, Ueberrock u. s. w.
Rock, weiblicher, bei den Germanen 9 13 27 30 33, Westgoten 41, Ostgoten 48, Langobarden 76, Franken 89 102 105, Cimbern 114, Angelsachsen 123, Angeldänen 133, Normannen 141 146 152, Skandinaviern 174, Deutschen X 185, XI 189 190, XII 198, XIII 214 215, XIV 322 325, XV 344 346 368, XVI 550 551 552 567 569, XVII 639 663, XVIII 809 812, XIX 861 863 872 880 900 907 945. S. ferner Contouche, Cotte, Manteau, Robe Sorket, Suckenie, Ueberrock u. s. w.
Rock, Tonne (Pferdeharnisch) 446.
Rockelor 797.
Rockhosen s. Rheingräfin.
Rohrbach, Bernhard 358.
Rohrstock 662.
Röhre, s. Arm-, Bein- (R) 426.
Rondelle, Rundell s. Rundschild.
Rosat (St) 259.
Rose (Hutschmuck) 958.
Rose (R) 434.
Rösekenborde 575.
Rosenkranz (Paternoster) 319 385.
Rosenkranz der Richter 422.
Rosette, auf den Schuhen XVII 625 632 635 640, XVIII 823 833.
Rosspanzer XI 273, XII.
Rossschinder s. Couse.
Rossstirne 298 446.
Rottweil, Tracht bei — 956.
Rouillière (Mantel) 897.
Roupiller (Mantel) 636.
Roupp (Ueberrock) 896.
Rudolf von Ems, Weltchronik des — 393.
Rudolf von Habsburg 248, — von Schwaben 251.
Rügen, Tracht auf — 936 940 942 949 952 956.
Ruhla, Tracht bei — 953.
Rundkopf 802.
Rundmüze 944.
Rundschild 440 610.
Rundspenzer s. Kragentuch.
Runke 449.
Runzern 307.
Ruotger, Mönch, Leben des Erzbischofs Bruno von Köln 187.
Russische Müzen und Hüte 173 900.
Russische Pantalons 857.

Russisches Hemd 927.
Russisches Jäckchen 927.
Russisches Leder 624.
Russisches Stiefelchen 934.
Rüsthaken 606 611.
Rüsthosen, -strümpfe 169 269 275 426.
Rüstschuh s. Eisenschuh.
Rüstung, an der Armbrust 296.

S.

Saba, Bildsäule der Königin von — zu Corbeil 145.
Säbel, kaiserlicher, 475.
Sachsen 117 185.
Sachsenspiegel 185 231 393.
Sächsischer Kragen 918.
Sächsische Tracht XVI 573, XIX 951.
Sachs s. Sax.
Salade s. Schaller.
Salmasius (Saumaise), über die Perücken, 765.
Samit (St) 258.
Sansculotte 829.
Sarnthal, Tracht im — 936.
Sarocken (St) 428.
Sarumin (St) 258.
Sattel, Rüst-, der Franken 98 99, Angelsachsen 131, Normannen 144, Deutschen XI 274, XII 283, XIII 297, XIV XV 444, XVI 611.
Sattelhammer s. Streithammer.
Saufeder, Schweinsspies 613.
Sax, der Westgoten 43, Alamannen 67, Burgunder 72, Langobarden 77, Franken 95, Angelsachsen 129, Sachsen 231.
Scepter 237 238 243 468 494.
Schachspielfiguren 44 107.
Schachthut 392 703 707.
Schädel als Trinkgefäss 5.
Schäfflin 442.
Schale (Metallschliesse) 553, (halbkugeliger Knopf) 347.
Schalk, Schalksnarr s. Abzeichen.
Schaller, Schale, Salade 438 607.
Schamkapsel, Braguette 333 354 506 509 536 541.
Schamkapsel (R) 436 604.
Schanzlooper 798.
Schapachthal, Tracht im — 950.
Schapel, Schapil, Schappelin, Schäpeli XII 146, XIII 173 210 211 220, XIV 328, XV 360 378, XVI 581, XIX 958.
Schapperun 207.
Scharfrennen 442.
Scharlach, Scharlat (St) 259 313.
Schärpe XIV 316, XVII 642 651 XVIII 812 872.
Schärpe, Feldbinde 603 774 776.
Schärpe (Umhang) 670.
Schärper 703.
Schärpertasche 703.
Schaube XV 360 377, XVI 510 530 543 562 569 594, XVII 759.
Schaube (Frauenrock) 569.
Schaube (Koller) 737.
Schaubenmantel 530.
Schäublein 571 555.
Schebeling 235.
Schecke, Scheckenrock XIV 308 314, XV 334 354.
Schede 408.
Scheibenhemd (Cotte à rondaches) X 264, XI 268.
Scheide, Schwert-, der Germanen 21, Alamannen 68, Franken 95 96 103, Angelsachsen 128, Angeldänen 133, Deutschen XIII 292. Weiteres unter Schwertfessel.
Schelle XIII 212 286, XIV XV 310 319 331 338 347 367 444 611 648.
Schemenbart, Stahl- 611.
Schenk, Mund-, s. Abzeichen der Erzämter.
Schenkelbinden, bei den Germanen 9 13, Deutschen 398 407, friesischen Mädchen 407.
Schenkeldecke (am Wams der Landsknechte) 598.
Schenkeldecke (R) s. Diechling.
Schenkelfutteral, -wehr (am Rüstsattel) 444 611.
Schenkelschiene s. Beinschiene, Beinröhre.
Schenkelriemen, der Westgoten 41, Baiwaren 54 55, Alamannen 61, Langobarden 75, Franken 84 94, Angelsachsen 128, Normannen 137 142 143 152, Skandinavier 169 170, Deutschen X 185, XI 189, XII 195, XIII 230.
Schere, der Germanen 11, Baiwaren 56, Franken 88.
Scherssoen 411.
Schetter, Schatter (St) 700.
Schiebochse (Pikenier) 770.
Schiessprügel 451.
Schiesspulver s. Pulver.
Schild, der Germanen 19 25, Ostgoten 51, Baiwaren 60, Alamannen 66, Langobarden 77, Franken 82 93 108, Cimbern 114, Angelsachsen 125 128, Normannen 143 144, Deutschen X 266, XI 270, XII 280, XIII 291, XIV 430, XV 440, XVI 608.
Schildgespänge 280.
Schinat (St) 260.
Schinkenärmel, Gigot 882.
Schinschem (Fell) 348.
Schirm, Regen-, Sonnen-, der Franken 106, Angelsachsen 125, Normannen 143, Deutschen 674 826 912.

Schlafmüze s. Zipfelmüze.
Schlafrock 660.
Schlägeler, Ritterorden der — 389.
Schlangenhahn 451.
Schleife, auf dem Schuh 648.
Schleifenbündel 624 634 647 655 666.
Schleier, bei den Frauen der Westgoten 42, Franken 106, Angelsachsen 124, Normannen 148, Skandinavier 175, Deutschen XI 192, XII 199 201, XIII 221, XIV 329, XV 378, XVI 533 559, XVIII 825, XIX 888 934.
Schleier (Flügelhaube) 746.
Schlender, Contouche 692.
Schleppärmel 147 152 169 174 194 198.
Schleppe X 186, XI 189, XII 171 174 199, XIII 215 218, XIV 326, XV 346 373 379, XVI 523, XVII 665, XVIII 811, XIX 848 863 902 921 925.
Schlesische Tracht XVI 571 572, XIX 942 950.
Schleswig-Holstein 115.
Schlettstadt, Grabfund in der St. Fideskirche zu — 200.
Schleuder, Schleuderer, Schleudersteine 5 97 144.
Schliersee, Tracht am — 936.
Schlips, Shlips, Slip 893 916.
Schliz, an den Hosen XVII 623, XIX 912.
Schlize, als Verzierung 374 502.
Schluffer 640.
Schlumperhosen 541 622 936.
Schlüssel, an der Armbrust 296, an der Feuerwaffe 613.
Schmachtlocken, englische Locken 909.
Schmelzarbeit, germanische 14.
Schmerkäpli 944.
Schminke 559 645 817 825.
Schmizkittel 720 727.
Schmuck, bei den Germanen 14 16 17, Baiwaren 58, Langobarden 58, Franken 76 98, Angelsachsen 122 124, Normannen 141, Skandinavier 164—166 176, Deutschen X 187, XI 192, XII 200, XIII 222, XIV 318, XV 385, XVI 535, XVII 646, XVIII 695, XIX 911 934.
Schnabelschuh, der Anglonormannen 151, Deutschen XII 195, XIV 311 331, XV 342—344 350 364 377.
Schnalle, Gürtel — s. Gürtel.
Schnalle auf dem Schuh XVII 658 672, XVIII 676 693 793 823, XIX 890.
Schnapphahn, spanisches Schloss 614.
Schneider, Snider 194 332 700.
Schnüffeldecke 557.
Schnuptuch 698.
Schnürbrust s. Korsett.
Schnürleib, Krebs, männlicher 356.
Schnürsenkel, -lize, Nestel 153 174 196 370 375 645 666 809 841 861 903 949.
Schnurrbart XVII 641 661, XVIII 798 836, XIX 860 899 919.
Schobber 568 641.
Schönbartläufer 367.
Schönpflästerchen s. Mouche.
Schope, Joppe, Lendenier 427.
Schöppe, Schöffe s. Abzeichen.
Schorteldock 393.
Schossleibchen 641 691 819 926 950; s. ferner Jacke.
Schosswams 508, XVII 625 635.
Schossweste, Veston XVII 656, XVIII 680 794.
Schuh, der Germanen 9 11 12 13 27 29, Westgoten 40, Ostgoten 48, Baiwaren 55, Alamannen 61, Franken 84 94 102 103 105, Cimbern 113, Angelsachsen 118, Normannen 137 151, Skandinavier 169 175, Deutschen X 185 186, XI 189 192, XII 195 201, XIII 209 213, XIV 311 321 325, XV 342—344 350 364 377, XVI 519 534 536 548 557, XVII 625 635 640 644 648 657 672, XVIII 676 693 793 822 833 851, XIX 857 861 885 890 911 934 938 948. S. ferner Bundschuh, Entenschnabel, Escarpin, Kuhmaul, Schnabelschuh u. s. w.
Schulterkragen (R) s. Bischofsmantel.
Schulterpolster s. Achsel-, Mahoitres.
Schulterschild s. Aile, Ailette.
Schulterschleife 655 679.
Schulterstück (R) 604 610; s. auch Epaulette.
Schuppenharnisch s. geschuppter Haubert.
Schürbrant (St) 259.
Schürliz 235.
Schurz, -kleid, der germanischen Frau 12.
Schurz, Arbeiter- 392 564 702 706.
Schurz (R) 436 665.
Schürze XIII 199, XV 396, XVI 532 556 566 569, XVII 641 670, XVIII 724, XIX 867 952. S. ferner Doppelschürze, Fürtuch, Schurzrobe.
Schürzer s. Panzerbrecher.
Schurzfell 392 702.
Schurzrobe 867.
Schüssel, Zeichen des Truchsessen 249.
Schüze 614.
Schuzverwandter 224.
Schwalbennest (Achselpuffe) 717.
Schwalm, Tracht an der —, s. hessische Tracht.
Schwamengeläss s. Luntenschloss.
Schwanzelin, Schwenzelin, Swänzelin, Schweif s. Schleppe.
Schwarz, Matthäus u. Veit Conrad, Trachtenmaler, 360 513.

Schwarze Bande 598.
Schwarze Dänen 167.
Schwarzer Harnisch 604.
Schwebescheibe (R) 606 610.
Schweden 774.
Schwefelkies 613 774.
Schweinsspiess 613.
Schweizergürtel 926.
Schweizerhut 800.
Schweizertracht XVI 582, XVII XVIII 751.
Schwenningen, Tracht bei —, 949 950.
Schwert, der Germanen 21, Westgoten 43, Ostgoten 51, Alamannen 68, Burgunden 72, Langobarden 77, Franken 95 110, Cimbern 115, Angelsachsen 128, Angeldänen 133, Skandinavier 163, Deutschen X 266, XI 271, XII 280, XIII 291, XIV 430, XV 440 448, kaiserliches — 475, XVI 602 612, XVII XVIII 772; s. ferner Beidenhänder, Flamberg.
Schwertfessel, -vezzel, -koppel, -gehenk, der Baiwaren 60, Franken 82 83 110, Deutschen XI 271, XII 281, XIII 292, XIV 430, XV 441, kaiserliche — 478, XVI 602, XVII 637 773.
Schwertgläfe s. Couse.
Scepter 243 468 494.
Scinhose, Skinnhosur 118 170.
Sclavinia s. Esclavine.
Sechser (Frisur) 880.
Seckendorf, Grabstein des Ritters Georg von — 439.
Seide 167 256 s. Pfeller.
Seiglièremantel 930.
Seit (St) 259.
Semispatha 95 s. Skramasax.
Senator s. Abzeichen.
Sendel, Sindel, Zendel 258.
Sendelbinde 341 365 380 422 763.
Seneschall s. Abzeichen der Erzämter.
Senftenier 275.
Sense (W) 499.
Sercot s. Sürkot.
Serk 174.
Seztartsche , Sturmwand 452.
Shawl 848 868 908 929.
Sichel, Brechmesser 449.
Sidonius Apollinaris 8 41 82 83 117.
Siegel 243.
Siegelkapsel der Goldenen Bulle 414.
Siegelring Alarichs, Childerichs 90 92.
Sigamber 81.
Sigfrid von Epstein, Grabmal des — 416.
Sigismund 456.
Siglaton, Ciclat (St) 258.
Signalinstrument s. Trompete, Horn.
Simpelfranse (Frisur) 643.
Sinnspruch s. Devise.
Skandinavier 157—176.
Skidur s. Oendur.
Skinnhosur s. Scinhose.
Sko 170.
Skorpion (W) 449.
Skramasax, der Westgoten 43, Ostgoten 45 51, Baiwaren 58, Franken 96, Angelsachsen 128, Deutschen 266.
Slawatin, Albert von — 321.
Slip s. Schlips.
Snörlitken 575.
Socke, der Skandinavier 170, Deutschen XII 201, XIII 212, XIV 311, XV 363, XVI 569, XVII 625 645.
Sockenbruche 170.
Sohle, an den Beinlingen 313 333 364.
Soldat 768.
Solideo 766.
Sonderärmel, der Skandinavier 174, Deutschen XII 194, XIII 206 215, XVIII 656 (Unterärmel).
Sonnenschirm s. Schirm.
Sorel, Agnes 350.
Sorket, Sorkeit 323 327 377.
Soutane 763.
Spaldenier 208 277.
Span 411.
Spange, Arm-, s. Armband, Schmuck.
Spange, Mantel- 62 88 101 120 195 416 466 (kaiserliche —).
Spanhoike, Spangen — 410.
Spanische Kappe 545.
Spanische Mode 501.
Spanischer Kragen 543.
Spanisches Schloss, s. Schnapphahn.
Spannbändeken 576.
Spargolze 209.
Spatha, der Germanen 21, Westgoten 43, Alamannen 68, Burgunden 72, Franken 95, Angelsachsen 128, Skandinavier 163; s. auch Schwert.
Speer, Gläfe, Gleve, Lanze, Spiess, der Germanen 19, Westgoten 41, Ostgoten 51, Alamannen 66, Burgunden 72, Langobarden 78, Franken 90 96 97, Angelsachsen 133, Normannen 144, Skandinavier 163, Deutschen X 267, XI 272, XII 282, XIII 294, XIV XV 422, XVI 611 613, XVII XVIII 773.
Speerwimpel der Normannen 142 144, Deutschen 249 294 442, XVI 603.
Spenzer, der Männer 859.
Spenzer, der Frauen 849 866 884 950.
Spenzerchemisette 866.
Spiegel, bei den Franken 106, Deutschen s. Handspiegel, Hänge-.
Spielleute s. Abzeichen.
Spiess s. Speer.
Spiessbürger 632.
Spindel, germanische — 32.

Spizen, Kanten, Zanken 634.
Spizenhut 748.
Spizenkragen 631 632 635 643 663.
Spizenstulpe an den Stiefeln 634, an den Strümpfen 648.
Spontin, Grabfund bei — 93.
Sponton, Spetum, Wolfseisen 446 776.
Sporn s. Stachelsporn, Radsporn.
Spornleder 616 624 658.
Spree, Tracht an der — 945 950 953.
Staatsperücke s. Allonge-.
Stab (Scepter) der Ostgoten 49, Langobarden 80, Deutschen 237 243 319.
Stab, Abzeichen des Herolds 592.
Stab, Abzeichen des Kämmerers 249.
Stab, Abzeichen der Richter 254 421.
Stab, Rohr-, s. Stock.
Stachelsporn 69 78 98 131 144 282 490.
Stadtbeamte s. Abzeichen.
Stadtjunker 224.
Stadtsoldaten XIII 299, XIV XV 432 446.
Städtische Volkstrachten 732—750.
Stak 173.
Stallbrüder 761.
Staltrock s. Gestaltrock.
Standarte (Reichsfahne) 299.
Ständische Trachten XII XIII 222–229, XIV XV 387—400, XVI 561—570, XVII XVIII 690—710.
Stanfort, Stamphart (St) 259.
Stangengebiss, -zügel s. Trense.
Stauchen 198 321.
Stavoratin (St) 258.
Stecher (W) 613.
Stechdecke 611 s. Helmschmuck, -decke.
Stechhelm 439 610.
Stechsattel 611.
Steckelschuh, Stöckel-, 672 693 911.
Stecker s. Blankscheit.
Steenkerke 659 680.
Stegreif s. Steigbügel.
St. Georgen, Tracht bei — 958.
Stehendes Heer 774.
Stehkragen (R) 604.
Steiermark, Tracht in — 640 942.
Steigbügel, der Angelsachsen 131, Normannen 144, Deutschen XI 272, XII 283, XIII 297, XIV XV 445.
Steinbilder, germanische 10 25 29 30 33, westgotische 40, in der Markuskirche zu Venedig 108, zu Corbeil und Chartres 145—158, zu Freiberg in Sachsen 564.
Steinschloss, -flinte s. Flinte.
Steinwaffen u. -werkzeuge 19.
Stephanskrone 492.
Stern, Gesellschaft vom — 224.
Stiefel, der Langobarden 75, Franken 94 109 959, Angelsachsen 128, Angeldänen 131, Deutschen XII 195, XIII 209, XVI 519 541 549, XVII 624 630 634 648 658, XVIII 677 776 793 803 834, XIX 835 857 890 920 938.
Stiefelette 363 920 934.
Stirnblech s. Rossstirne.
Stirnhaube (R) 569 578 579.
Stirnstulpe (R) 772.
Stocher s. Rapier.
Stock, der Langobarden 78, Franken 103, Deutschen 368 622 682 686 795 826 900.
Stockdegen 801.
Stockschleuder 268.
Stola, kaiserliches Gewand 239.
Stola (Ornatstück), der Anglonormannen 156, deutschen Kaiser 414 463.
Stolberg, Tracht bei — 953.
Stossdegen, Stocher s. Rapier.
Strassburger Tracht 328 737 746 748.
Straussfedern 310 409 515 628.
Streichhosen, Strich- (R) 424 427.
Streitaxt s. Axt, Hiltbarte, Hellebarde.
Streithammer, Sattel- 283 296 444 773.
Streitkolben s. Kolben.
Strich (Garnitur) 699.
Strohhut, Binsen-, X 117 185, XIII 221 235, XV 408, XVI 569, XVIII 817 825, XIX 933 958.
Stromer, Ulman, Chronist 432.
Strumpf, der Langobarden 74, Franken 103, Angelsachsen 118, Normannen 137 143, Skandinavier 169, Deutschen X 187, XIII 212 235, XV 368, — des deutschen Kaisers 458, XVI 506 534 541 557, XVII 624 644 648 657, XVIII 676 693 792 833, XIX 936 946.
Strumpfband 948.
Strumpfhosen 829. S. ferner Beinlinge.
Strumpfkappe s. Zipfelmütze.
Strunke, geknuddete — 407.
Stuarthaube 559 573 579 644.
Stuartkragen XVI 556, XVII 639, XIX 873.
Studenten, Studiosi XV 423, XVII 764.
Stukelbant 408.
Stülpe (Haube) 956.
Stulpstiefel 658 677 768 793.
Sturmwand s. Seztartsche.
Stürze 559.
Stüzgabel s. Gabel.
Stuzperücke, Mirleton, Muffer 684.
Suckenie, Sukkenie, Sukni 207 217.
Suev 9.
Sürkot, Supertunika 155.
Surtout 681 797.
Surzengel 445.
Suwarowstiefel 834 857.
Sveig 175.
Swänzelin s. Schleppe.
Sydor (St) 258.
Sylter Tracht XV 382, XVIII 731,

T.

Tabak 637 663.
Tabaksdose 662 822 826.
Tabakspfeife 637 945.
Tabaksraspel 662.
Tablier 819.
Tacitus 4 6 8 9 23 158.
Taille (Leibchen) 901.
Talar der Rektoren 764.
Talmamantel 918 930.
Tappert, Trapphart, Trappert, Tabard XIII 208, XIV 315—317 328. XV 337 348 358 362 370.
Targan 128.
Tarnkappe 172 297.
Tartsche, Renn-, Pavese 430 440 452.
Tasche, in den Kleidern 541 549 902.
Tasche, irische 134.
Tasche, Hand- s. Ridicule, Kober.
Tasche, Gürtel-, Balantine s. Gürteltasche.
Tasche, in der Schnürbrust 673 691.
Taschentuch, Fazilettlein, Schnupftuch 557 695 698 855.
Taschenuhr s. Uhr.
Täschner, Zunft der — 212.
Tasseln, Tesseln, Fesseln 209 219.
Tasselschildchen, Aile, Ailette 388.
Tättowieren, der Ureinwohner 55, Pikten und Angelsachsen 121, Iren 134.
Taufkleidung der Franken 89.
Tauschierung 610.
Tegernsee, Tracht am — 939 949.
Tehtier 298.
Tejas 52.
Temperanzorden 389.
Tennenbrunn, Tracht bei — 958.
Teutonen 112.
Thegan, fränkischer Chronist 102.
Theodorich, König der Ostgoten, Musivbild 49.
Theodorich, König der Westgoten, Grabfunde 42.
Theudelinde 73.
Thorax s. Panzer, Pelzwams.
Thorsbjerger Moor, Funde im — 12 161 168.
Thrakier 4.
Thrasamund, Vandalenkönig 70.
Thüringer Chronik 349.
Thusnelda, Bildsäule der — 9 33.
Tilly, Kleidung des — 770.
Tinktur s. Wappenfarbe, Gula, Kel, Hämin.
Tiphoike 574.
Tire (St) 258.
Tirnstein, Rudolf von — 392.
Tiroler Tracht 939 941 942 945 951.
Tirotaine (St) 259.
Titus, Frisur à la- 835 852 869 880 860.
Tobien, Thobin (St) 699.
Tonne, Rock (Pferdepanzer) 446.
Tonneaux, Heerpauken, spanische Hosen537.
Tonnenrock 552 737.
Tonsur 765.
Topfhelm 278 288 428 439 612.
Toque 870 888.
Toquet 933.
Torulus, Kopfbinde 64.
Totenkrone 750.
Totenschild 280.
Totentänze 389.
Totila 48.
Toupet, griechisches — 800.
Tragebänder 864 928.
Trajanssäule 79.
Tramosericus (St) 258.
Transparente (St) 667.
Trauerkleidung s. Abzeichen.
Treja 171.
Trense, Gebiss, bei den Alamannen 69, Franken 98 111, Angelsachsen 131, Deutschen 273 298 445.
Tressoir 146.
Triblathon (St) 258.
Tricots XII 193 200, XIII 203, XIV 307, XVI 537.
Trippen (Unterschuhe) 350 364 377 534 549.
Trommel XIII 299.
Trompete, der Germanen 26, Langobarden 78, Franken 98, Skandinavier 161, Deutschen 299.
Truchsess s. Abzeichen.
Tschöpe, Tschöpli 950.
Tübinger Chronik 336.
Tuf (angelsächsisches Feldzeichen) 130.
Tunicella, kaiserliche — 460.
Tunika 839 844 867 925.
Turban XI 192, XII 200, XV 365 380 382, XIX 854 869 888 911 954.
Turmarmbrust 450.
Turnierlanze 294 422 611.
Turnierrüstung 611.
Turnierschild 611.
Turniertaze 438 612.
Twine 917.
Tyr, Bild des — 68.
Tyrat (St) 258.

U.

Uebermieder XIII 213, XIV 328.
Ueberrock, männlicher, s. Carrick, Paletot, Redingote, Schanzlooper, Schaube, Surtout, Tappert.
Ueberrock, weiblicher, 907 928; s. ferner Douilette, Enveloppe, Manteau, Pardessus, Redingote, Robe, Schlender.
Ueberwurf s. Mantille, Shawl.
Ueberziehkleid s. Halbmantel, Robe en tablier, Tunika.

Ueberziehleibchen s. Brüstling, Koller, Spenzer, Weste.
Uhr, Taschen- 550 646 695 822 912.
Ulmer Tracht XVIII 748 858, XIX 938.
Ungarische Essenz 818.
Ungarische Stiefel 834.
Unico Manninga, friesischer Häuptling, Trachtenmaler 404.
Uniform 446 774.
Unterärmel 656 737 903.
Unterhosen, männliche, der Franken 184, Deutschen 188 193 203 303 647 936.
Unterhosen, weibliche, s. Hosen der Frauen.
Unterleibchen s. Korsett, Gefängnis.
Untertuch (Brusttuch) 526.
Unterweste 830 914.
Upphlut 172.

V.

Vaganten, Kleidung der — 227.
Vamdrup, Grabfund bei — 13.
Vandalen 70.
Vaskufl 173.
Vatermörder (Leinwandkragen) 883 859.
Veder, Veh 260.
Ventaille s. Fintaille.
Ventre postiche s. Bauchpolster.
Vercellä, Schlacht bei — 113 115.
Vergette (Perücke) 799.
Vermicelle (Westenverzierung) 872.
Vermiclis (Wurmbunt) 86.
Vertugade, Vertugale 521.
Verordnungen s. Kleiderordnungen.
Veston s. Schossweste.
Vexillum, Reichsturmfahne 299.
Vierlanden, Tracht in den — 936 942 949 958.
Viertraht, Vordrat, Fürdrat (St) 700.
Villalar, Schlacht bei — 501.
Violat (St) 259.
Visand, gotischer Bannerträger 52.
Visier (am Helm) 77 427 438.
Vitta 89 102.
Vlieger 208.
Vliess s. Goldenes —.
Volant 797.
Völkerwanderung 34.
Volkstrachten XIII 229—236, XIV XV 400—414, XVI 570—587, XVII XVIII 710—753, XIX 935—958.
Vollbart, Demokraten- 860 880 899.
Vorarlberg, Tracht in — 950.
Vordergebinde 750.
Vordergebüge 446.
Vorhemd, Brust-, Chemisette, Chemischen 526 575 859 892 914.
Vorstecktuch 371.
Vyftigen 411.

W.

W-bart 899.
Wachs, zum Polieren der Stiefel.
Wadenstrumpf 936.
Wadmal 120.
Wafenrock, -hemede s. Waffenrock.
Waffen, der Finnen 4, Germanen 19 29, Westgoten 42, Ostgoten 49, Baiwaren 58, Alamannen 65, Vandalen, Gepiden, Heruler 70, Burgunden 72, Langobarden 76, Franken 82 90 106, Cimbern 114, Angelsachsen 125, Angeldänen 133, Normannen 142, Skandinavier 161 169, Deutschen X 261, XI 268, XII 273, XIII 284, XIV 425, XV 433, XVI 597, XVII XVIII 766,
Waffengürtel s. Schwertfessel.
Waffenrock 285 362 482 606.
Waidloch, Zünd-, 451.
Waitzacker, Tracht im — 946 948.
Wallau, Tracht bei — 948.
Wallensteiner (Bart) 631.
Wallfahrer s. Abzeichen der Pilger.
Walschaft 129.
Waltharilied 262 265.
Wambeson, Wambeis s. Gambeson.
Wams, der Franken, Angelsachsen, Skandinavier s. Pelzwams, der Deutschen XIV 307 315, XV 355, XVI 507 536 542 598, XVII XVIII 635 648 766 749, XIX 940; s. ferner Jacke, Joppe.
Wappen 223 291 390.
Wappenfarben, Tinktur 223 260 388 426.
Warkus 208 233.
Waterproof 932.
Wechtari 77.
Wehrgehenk s. Schwertfessel.
Weihewedel (W) s. Skorpion.
Weiter Rock (Frauenkleid) 412 552.
Wenzel, König — 456.
Werimbert, Leben Karls des Grossen 237.
Wernigerode, Tracht bei — 952.
Werthertracht 802.
Weste, männliche, XVII 656, XVIII 680 793 830, XIX 857 892 938; s. ferner Gilet, Schossweste, Veston.
Weste, weibliche 926.
Westerwald, Tracht auf dem — 941.
Westfalen, Tracht in — 939 948.
Westgoten 39.
Wettermantel 941.
Wetzger, Wetscher 385.
Wicgewant 107.
Wichse 890.
Wickler (Mantel) 885.
Widukind, Chronist 86 100 231.
Wigalois 249.
Wikinger 166.
Wildkaze, Feldzeichen der Burgunden 72.

Wilhelm der Eroberer 138.
Wilhelm IX von Hessen 838.
Wimpel, Guimple s. Kopftuch.
Wimpel, Lanzenfahne, der Normannen s. Gonfanon, der Deutschen 142 272.
Winland (Amerika) 135.
Winterstetten, Schwert des Ritters Konrad Schenk von — 292.
Wippthal, Tracht im — 942.
Wirnt von Grafenberg, Minnesänger 269.
Wittukind, Grabmal des Herzogs — 251.
Witwenschleier XIII 222, XIV 324, XVI 560, XVII 750; s. ferner Abzeichen.
Wolfseisen s. Sponton.
Wolfsfell 164.
Wolfskappe 440.
Wollenes Hemd 567 701.
Wollstoff 259.
Wurfaxt, -beil, Franziska 94.
Wurfkeule 23 52 98 299.
Wurfmesser 72.
Württemberg, Tracht in — s. Betzingen, Rottweil, Schwenningen, Ulm.
Wylster 408 412.

X.

Xanten, Kiste von — 93.

Y.

Yfirhöfn 172.

Z.

Zaddeln XIII 206, XIV 310 314 318, XV 338 347 358 373 439.
Zahnstocher, der Alamannen 64.
Zange, Haar-, Zwickschere, der Germanen 11, Baiwaren 56, Alamannen 64.
Zanken (Spizen, Kanten) 699.
Zaumzeug, Reit- 69 111 131 273 298 444.
Zendel, Zendal s. Sendel.
Zeppel 412 576.
Zierbleche s. Metallbleche.
Zillerthal, Tracht im — 940 941.
Zimierde, Zimier s. Helmschmuck.
Zipfelmüze 341 716 720 444.
Zobel 260.
Zobel, schwarze Wappenfarbe 223 260.
Zobelmüze 644.
Zopf, männlicher, XIII 210, XIV 319 389 392, XVII 632, XVIII 683 776 800, XIX 836 859.
Zopf, weiblicher, bei den Baiwaren 58, Deutschen XIII 210, XVII 725, XIX 869 886 909 953.
Zopfband 648.
Zopfperücke 683.
Zschamelot s. Camelin.
Zug, -schnur s. Schnürsenkel.
Zügel, Hut- 686.
Zughut 910.
Zündflasche s. Pulverhorn 614.
Zündkraut s. Pulver.
Zünfte s. Abzeichen der Handwerker.
Zweikampf 255 291.
Zweispiz 662 748 800 942.
Zwickelrock 863 925.
Zwickisch Tuch 698.
Zwickschere s. Zange.